DAHEIM: EIN DEUTSCHES FAMILIENBLATT MIT ILLUSTRATIONEN



<36609399830018


II. Jahrgang.
1866.
DAHEIM
Verlag der Daheim-Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing in Bielefeld
Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

Inhalt.

Am Familientische.

Illustrationen.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im October 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 1.**

An unsre Leser.

Mit der vorliegenden Nummer tritt das Daheim in sein zweites Lebensjahr und heißt seine Leser von neuem herzlich willkommen. Unser erster und schwerster Jahrgang liegt hinter uns; wir beginnen den zweiten muthig und mit guter Zuversicht, — ein Rückblick auf die Vergangenheit berechtigt uns dazu. Denn selten ist wohl ein Blatt durch soviel Gunst und Ungunst, Angriff und Vertheidigung gegangen, selten so schnell aus einem bescheiden um Aufnahme werbenden zu einem allbekannten, von Freund und Feind in Nähe und Ferne getragenen geworden.

Ist dem Daheim eine solche Aufnahme bei allen Mängeln des Anfangs zu Theil geworden, so darf es hoffen, dieselbe im zweiten Jahrgange in erhöhtem Maße zu verdienen. Wir können versprechen, daß derselbe seinen Vorgänger in jeder Weise übertreffen wird. Das Daheim hat sich im ersten Jahre in die vorderste Reihe derartiger Blätter gestellt, seine Hilfsmittel haben sich geordnet, der Kreis seiner Mitarbeiter ist ein weiter und ausgewählter geworden, eine reiche Fülle des besten Stoffs strömt ihm täglich zu, und es wird unsern Lesern nicht entgehen, daß jedes Quartal immer tüchtiger und interessanter sich gestaltet.

Die hohe und ernste Aufgabe des Daheim trachten wir mehr und mehr zur Geltung zu bringen. Es ist kein gewöhnliches Unterhaltungsblatt, es ist ein Blatt für das deutsche Volk. Es soll die Zucht und Sitte des deutschen Hauses pflegen, es soll aufbauen, nicht niederreißen, es soll die unaustilgbaren religiösen Bedürfnisse unseres Volks auch auf diesem Gebiete achten und nähren, bei aller Freiheit geistiger Bewegung, frischen Dreinschauens, fröhlichen Wachsens und Entwickelns.

An größeren Novellen kommen im Lauf des Jahres zum Abdruck:

Führe mich nicht in Versuchung, Erzählung von Adelheid von Auer. Entsagt und gewonnen, Novelle von Otto Roquette. Am Fuße des Arber, Dorfgeschichte von Andreas Oppermann. Die bösen Schwestern, historische Novelle von E. Brachvogel. Eine Seenovelle von Werner. Ein Herbstabend am Neckar, Erzählung von Ottilie Wildermuth mit einem Bilde von A. Schütz.

Fortgesetzt werden die allseitig willkommen geheißenen:

Seebilder vom Corvettencapitän Werner. Aus allen Meeren von einem deutschen Seemann. Die Bilder aus dem Alterthum mit Illustrationen von Albert Kretschmer. Schilderungen aus allen deutschen Gauen mit Illustrationen. Die Russischen Skizzen von Brienmeyer. Die Erinnerungen eines Feldpredigers. Vom Strande des Meeres, Wanderungen an der Küste von Hermann Wagner mit vielen Illustrationen.

Dem Familientisch werden wir, soweit es der Raum gestattet, eine besonders sorgfältige Ausstattung angedeihen lassen, er wird hier und da auch einen Rebus, ein Räthsel für die jüngern Glieder der Familie enthalten.

Von kleineren Beiträgen, die wir aus der Fülle des fertigen Stoffs herausgreifen, werden die Nummern des ersten Quartals enthalten:

Dorfmemoiren von Bogumil Goltz. Aus dem deutschen Dichterwald, Lebensbilder zeitgenössischer Poeten von W. Herbst. I. Freiligrath. Erinnerungen aus Marokko von einem Theilnehmer am spanisch-marokkanischen Kriege mit Illustrationen. Die drei Naumanns, eine Naturforscherfamilie von Baldamus mit Illustration von A. Kretschmer. Der Maler der Taufe von L. Pietsch mit Porträt. Der Dichter des Wiesenthals mit Illustration. Ernste Bilder aus der Stadtvogtei. Beim alten Herrn von K. Neumann-Strela mit Illustration: Rückert im Lehnstuhle. In der königlichen Kunstgießerei zu Berlin von Otto Glagau, mit Illustration von W. Kiesstahl. Ein nordischer Beuteplatz von Bengueret mit Illustration von A. Kretschmer. Zwei königliche Wittwen von Robert Koenig mit Illustration. Auf der Berliner Sternwarte. Eine Reise ins Rosenland von v. Bülow, Consul in Smyrna. Der Kampf um die Nilquellen von R. Hartmann. Die Freundin des deutschen Hauses von Franz Schlegel mit Illustration. Leipziger Allerlei, alltägliche Entdeckungen für die Frauenwelt von Hermann Wagner. Französische Dame und deutsche Hausfrau von A. Emminghaus. Der Fund eines Kleinods auf dem Sinai von Constantin Tischendorf mit Illustration. Ein Blick auf das Johannisstift zu Berlin von Oldenberg mit Illustration. Von den Ufern des Nils von R. Hartmann mit Illustration von A. Kretschmer. Die Termiten von demselben. Die Geschichte einer Zelle in Moabit mit Illustration. Unter den Lawinen von A. Schaumann mit Illustration von Jenny. Ein Hochzeitsfest im Serail des Vicekönigs von Egypten, aus den Erlebnissen einer deutschen Frau. Der Ludwig Richter des 18. Jahrhunderts, mit Illustrationen. Ein Streifzug auf die Inseln der Niederelbe von Rosengel mit Illustration. Bilder aus der Berliner Feuerwehr mit Illustrationen. Eine Begegnung mit Adolf Menod von Max Reichard. Brasilianische Erlebnisse und Erinnerungen von R. Avé-Lallemant. Im Lindheimer Pfarrhause, aus dem Leben eines deutschen Volksschriftstellers von Bindewald mit Glaubrechts Porträt. Die Berliner Fehde von Grimme. Ein deutsches Räuberleben der Gegenwart von Vollert. Die Kinderkreuzzüge von Wald. Ein Frühstück im Heiligengeisthospital von Robert Koenig. Edinburger Nachtbilder von demselben. Zwei schwäbische Charakterköpfe aus den Stillen im Lande mit Illustrationen. Die Fürstengunst der Hohenzollern von G. Hiltl, und vieles andre.

Man hat gesagt, die Illustration sei eine Force des Daheim. Wir werden trachten, das Wort immermehr zu bewahrheiten; eine Anzahl vorzüglicher Holzschnitte nach Zeichnungen unserer besten Künstler sieht dem Erscheinen entgegen.

Und so möge das Daheim jedem deutschen Hause von neuem empfohlen sein.

Leipzig, Ende September 1865.

Die Verlagshandlung & Redaction des Daheim.

Die Aufzeichnungen eines Untergegangenen,

mitgetheilt von Victor von Strauß.

Im herrlichsten Sommerwetter hatte ich mich mit meinem Angelgeräthe in das nahe Gebirge begeben, um dort, vom Druck der Geschäfte und dem Zwange der Gesellschaft erlöst, einige Zeit an den Ufern der hellen Bäche mit Forellenfang zu verträumen. Ich hatte mein Unterkommen in dem Gasthause eines anmuthig gelegenen Oertchens gefunden, dessen alte Häuser an der Westseite eines engen Thals um einen Felskegel herum und hinauf gebaut waren, auf dessen Spitze ein graues, schon unbewohnbares Bergschloß auf mächtiger Untermauerung zum Theil noch stand, zum Theil schon in sich zusammengefallen war. Dicht unter dasselbe grenzte das hochgelegene Gasthaus, von dessen Rückseite aus die Halbtrümmer nach kurzem Ansteigen zu erreichen waren. Denn noch nicht ganz war die alte Bergfeste zertrümmert und einige Gemächer derselben, wenn auch völlig ausgeleert, hatten noch Fenster und verschließbare Thüren. Da meine Wirthsleute die Schlüssel bewahrten, so hatte ich mir in eins dieser Zimmer einen Stuhl setzen lassen, und mehrmals dort vor der prächtigen Aussicht ein Stündchen theils hinausschauend, theils lesend zugebracht.

Eines Abends, als ich mir wieder diesen Genuß bereiten wollte, sagte die Wirthin, ich möge entschuldigen, daß sie die Zimmer einem Fremden habe einräumen müssen, der durchaus darauf bestanden, dort untergebracht zu werden. Sie habe ihm nicht widerstehen können, fuhr sie gesprächig fort, da sie der junge Mann gar zu dringend darum gebeten und dabei so traurig, ja verzweifelt ausgesehn, daß ihr ganz unheimlich geworden. Er habe nur ein kleines Handsäckchen bei sich getragen und sei offenbar zu Fuße gekommen, denn seine Stiefeln seien ganz bestaubt gewesen, doch müsse er nach seiner Kleidung und Wäsche und Sprache guter Leute Kind sein; womit sie jedoch nicht sagen wolle, daß nicht auch geringe Leute gute Leute sein könnten. Sie habe ihm ein Bett, einen Waschtisch, einen andern Tisch und ein Paar Stühle hinaufschaffen lassen und hätte gern noch mehr für seine Bequemlichkeit gethan, aber ihm scheine alles gleichgültig zu sein, wenn man ihn nur allein und ungestört lasse. Er habe sogar nicht einmal etwas essen wollen. Es sei ein so hübscher junger Mensch mit den schönsten schwarzen Locken, aber er habe so bleich und verstört ausgesehn, als ob ihm eine schwere That auf der Seele liege. Gott möge ihn behüten.

Das Interesse, das die dicke gutmüthige Wirthin für den Fremden gefaßt, schien sich auf mich fortzupflanzen, und nachdem ich auf meinem Zimmer ein schmackhaftes Gericht selbstgefangener Fische verzehrt hatte und inzwischen die Dunkelheit hereingebrochen war, konnte ich es nicht unterlassen, mich ins Fenster zu legen, nach dem alten Schlosse hinaufzublicken und Vermuthungen über den Fremden anzustellen. Ich sah droben ein Paar der trüben Fenster erhellt und einige Mal bewegte sich ein Schatten an denselben hin. Der Mond stand am wolkenlosen Himmel, und in seiner Beleuchtung hing das alte Gemäuer schwer und drohend über dem friedlichen Thale. Eine Zeitlang erging sich meine Phantasie in unbestimmten Vorstellungen über das Schicksal des räthselhaften Gastes, aber es fehlte ihr zu sehr an Anhalt, und endlich nahm ich mir vor, heute nicht weiter an ihn zu denken, dagegen morgen zu versuchen, ob ich nicht seine Bekanntschaft machen könne. Die Neugier kleidete sich dabei, wie in vielen Fällen, in das Gewand der Menschenliebe. Vielleicht, sagte ich mir, könne ich einen Bekümmerten trösten, einem Unglücklichen helfen, wenigstens wolle ich es nicht unversucht lassen. Mit diesem Vorsatze, der besser war als seine Quelle, setzte ich mich wieder zum Lichte an den Tisch und las, bis es fast elf Uhr war. Der Inhalt des Gelesenen brachte meine Gedanken von selbst wieder auf den Fremden zurück, und ehe ich mich zum Schlafengehn auskleidete, wollte ich doch noch einmal hinausblicken, um zu sehen, ob er noch Licht habe. Die Fenster waren beleuchtet, aber zugleich entdeckte ich ganz vorn an dem Abhange des Felsen eine Männergestalt, welche übergebeugt hinabschaute, dann mit der Hand an die Stirn fassend einige Schritte zurücktrat und darauf wieder bis an den Rand des Abgrundes vorschritt. — Mein Gott, dachte ich, am Ende will sich der Unglückliche dort hinunterstürzen! Da ist kein Augenblick zu versäumen! Und schnell nahm ich meinen Hut, eilte hinunter, öffnete die Hinterthür des Hauses und begab mich auf dem wohlbekannten Wege hinauf zu dem alten Schlosse und nach der Stelle, wo ich von unten den Unbekannten gesehen. Als ich mich ihm näherte, stand er mit verschränkten Armen und sah hinab, wandte sich aber beim Geräusch meiner Schritte mir entgegen. Der Mond schien hell auf ihn und ich sah einen schlanken, wohlgekleideten Mann von vielleicht 27 Jahren mit unbedecktem Kopfe und blassen, höchst verstörten Zügen. Ich weiß nicht, was für ein Schreckbild er in mir sehen mochte; freilich war ich etwas nachlässig gekleidet, trat ihm auch aus der Dunkelheit ziemlich rasch entgegen; aber er griff im ersten Augenblick mit einer Wendung in den Busen, als habe er dort eine Vertheidigungswaffe, besann sich jedoch rasch, zog die Hand wieder heraus, und sagte, indem er dicht auf mich zutrat, mit einem äußerst bittern Lächeln: „Was wollen Sie von mir? Sie können mir nichts nehmen, als das Leben, und bei Gott, ich habe nichts, das ich lieber hingäbe." — Er sagte dies mit einer so verzweifelten Entschlossenheit, daß mich der Gedanke durchfuhr, es sei wohl gut, daß kein Mann des Gewerbes, welches er mir zuzutrauen schien, bei dieser Stunde mit ihm zusammentreffe, denn er scheine ganz in der Stimmung, zu den gefährlichsten Anschlägen gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, wenn man ihn nur zu fassen wisse. Indeß ließ ich mich nicht aus der Ruhe bringen und versetzte: „Sie verkennen meine Absicht, junger Herr! Ich bin nur heraufgekommen, um wo möglich ein Menschenleben zu retten, denn von dem Gasthofe drunten, wo ich wohne, sah ich Sie auf Stellen treten, von wo ein losweichendes Steinchen sie sofort hinabstürzen und zerschmettern könnte." — „Der Boden ist hier fest genug!" sagte er, indem er so dicht an den Abhang trat, daß seine Fußspitze über die scharfe Kante hinausragte. Zugleich wiegte er sich mit dem Körper, als ob er die Sicherheit seines Standortes prüfen wolle. Mich schwindelte, doch ergriff ich ihn beim Rockschoß und zog ihn zurück. „Lassen Sie das!" sagte ich ernst. „Das sind gefährliche Späße. Ihre Worte wie Ihre Handlungen, mein junger Herr, bezeugen eine solche Gleichgültigkeit gegen das Leben, daß es bedenklich sein dürfte, Sie allein zu lassen." — „Es dürfte eben so bedenklich sein, sich mir zur Gesellschaft aufzudrängen," erwiderte er mit Herbigkeit. — „Ich will es doch darauf wagen," versetzte ich; denn eine nähere Betrachtung seiner Gesichtszüge hatte mir mehr Mitleid als Furcht eingeflößt. „Sie haben Kummer," fuhr ich fort, „Sie haben Unglück gehabt" — „Was wissen Sie von mir?" unterbrach er mich heftig. — „Nichts weiter," entgegnete ich, „als was Ihr Benehmen und Ihr Aussehn verräth. Auch verlange ich nichts mehr zu wissen, außer sofern Ihnen etwa durch Rath oder That zu helfen ist. Kommen Sie, junger Mann! Sie kennen mich nicht, ich kenne Sie nicht, und so wie wir uns bisher nie gesehen haben, so dürften wohl auch künftig unsre Wege nicht wieder zusammentreffen. Um so weniger brauchen Sie zu befürchten, sich durch eine vertrauliche Mittheilung bloßzustellen, wenn etwa in Ihrem Kummer etwas sein sollte, dessen Sie sich selbst anzuklagen hätten. Ich bitte, sehen Sie in mir nur den älteren Mann, der selbst genug sich durch Irrthümer und Schicksale zu winden gehabt hat, um zu fühlen, wie andern in gleichen Lagen zu Muthe sei, und der herzlich geneigt ist, dem jüngeren Wanderer, dem er zufällig begegnet, die Hand zu reichen, um ihm über eine schwierige und beängstigende Stelle seines Weges hinwegzuhelfen." — „Habe ich Sie darum gebeten?" fragte er. — „Wer will darauf warten," versetzte ich, „um den Bekümmerten, vielleicht Verzweifelnden hilfreich entgegenzukommen? Was auch geschehen sein mag" — fuhr ich fort und sah ihn scharf an, denn in seinen Augen und auf seiner Stirne saß etwas, woraus ich schloß, daß die Ursache seines zerstörten Zustandes eher etwas sei, das er gethan, als das er erlitten habe, und der zerrissene und verzweifelte Ausdruck seiner ursprünglich edlen und guten Gesichtszüge hatte all meine müssige Neugier längst in die innigste Theilnahme verwandelt — „Was auch geschehn sein mag, so läßt sich doch immer vieles wieder aufwiegen und gut machen, und obgleich ich nichts von Ihnen weiß, als was ich hier gesehen und gehört habe, so flößt mir doch eben das die Furcht ein, daß Sie zu irgend einem verzweifelten Schritte entschlossen sind, vielleicht auch nur noch mit ihm kämpfen. Ich weiß nicht, weßhalb; ich ahne es nicht einmal, will auch nicht weiter in Sie dringen, wenn Sie mir kein Vertrauen schenken wollen. Aber haben Sie noch einen Vater, eine Mutter oder Geschwister, haben Sie, wie der Ring an Ihrem Finger anzudeuten scheint, jemanden, der Ihnen noch theurer ist, o so unternehmen Sie

nichts, ohne alle die theuren Gestalten vor sich hinzustellen, ohne zu bedenken, was diese darüber vielleicht zu leiden und zu klagen hätten." — Diese Mahnung schien ihn zu erschüttern, er that einen irren Schritt von mir hinweg, schlug beide Hände über den Augen zusammen und stieß einen tiefen Klagelaut aus. — „Um aller der Lieben willen, an welche Sie in diesem Augenblicke denken," fuhr ich dringender fort, lassen Sie sich zu nichts hinreißen, was ihnen Gram und Schmerz machen könnte. Sehen Sie mich an, als wäre ich ein Bote von ihnen, der Sie zurückrufen, der Sie warnen, der Ihnen Rath und Hilfe und Trost bringen soll." — Ich glaubte nun den rechten Punkt getroffen zu haben, um mit ihm weiter zu kommen, aber ehe ich fortfahren konnte, hatte er die Hände von den Augen gezogen, richtete einen harten festen Blick auf den Nachthimmel und sagte: „Ich bin ein Thor, daß ich hier stehe und zuhöre und mich erschüttern lasse! Was wollen Sie?" und damit richtete er denselben harten Blick auf mich. — „Ihnen helfen!" antwortete ich. — „Mir ist nicht zu helfen," versetzte er. — „Das glaubt jeder," sagte ich, „der in verwickelter oder verzweifelter Lage sich auf sich allein verläßt und seine Kräfte oder Mittel versagen fühlt. Aber es gibt für alles Hilfe, entweder irdische oder doch himmlische." — „O die himmlischen Mächte!" rief er mit grenzenloser Bitterkeit. „Ich habe auch meinen Wilhelm Meister gelesen. Wissen Sie, was da den himmlischen Mächten zugerufen wird?

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Den ganzen Nachmittag hat mir dies in den Ohren geklungen." — „Ach," sagte ich, „denken Sie nicht an solche Worte eines verirrten Gemüthes! Denken Sie, daß es anderswo heißt:

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnaden.
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schaden.

Denken Sie, daß es an einem noch besseren Orte heißt: Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. Und eben da: Ich rief den Herrn an in meiner Noth, und Er neigte sich zu mir und half mir." — „Mir aber nicht!" sagte er, „überdem glaube ich an das Zeug nicht. Sind wir fertig?" — Das kurze Geständniß seines Unglaubens vermehrte noch meine Theilnahme und Besorgniß für ihn, und ich sagte: „Auch wenn Sie mich für zudringlich halten" — „Ja, das thue ich!" unterbrach er mich schneidend; „und fühlen Sie nicht endlich, daß Sie hier lästig und überflüssig sind, so gehe ich. Damit schritt er, sich kurz abwendend, in die Mauern hinein, begab sich in sein Zimmer, und ich konnte durch die Stille der Nacht hören, wie er es von innen abschloß, als fürchte er, ich würde ihm mit meinem Zureden bis dahinein folgen. Und ich weiß nicht, ob ich es nicht vielleicht gethan hätte, denn so abstoßend und verletzend sein Benehmen auch war, so that er mir doch unbeschreiblich leid, und einem Unglücklichen, einem Verzweifelten, wie er es ersichtlich war, vergibt man jede Beleidigung. Nun aber blieb mir freilich nichts übrig, als in meine Wohnung zurückzugehn, und dahin und bis in den Schlaf begleitete mich die Hoffnung, daß doch vielleicht einige der guten Worte, die ich ihm gesagt, bei ihm nachklingen und nicht ganz ohne Wirkung bleiben würden.

Nachdem ich am folgenden Morgen gefrühstückt und manchen nachdenklichen Blick auf die Fenster der Schloßtrümmer droben geworfen hatte, begab ich mich mit Angelruthe, Insectenbuch und Korb ins Thal hinauf, widmete aber meinem Geschäfte oder Vergnügen wenig Aufmerksamkeit, da ich die Gedanken von dem unglücklichen jungen Manne nicht losmachen konnte und mich in Vermuthungen über die Ursache seiner Zerrüttung, über seine Verhältnisse und Vorsätze erging, und so kehrte ich am Mittage mit ziemlich leerem Korbe zurück. Ich erkundigte mich sogleich bei der Wirthin nach dem Fremden. Sie wisse gar nicht, was sie aus ihm machen solle, sagte sie. Gott solle sie bewahren, daß sie jemandem Uebles nachrede, von dem sie nichts Arges wisse; aber wenn einer auch noch so traurig sei, so habe er doch seinen natürlichen Appetit, und was solle man davon denken, daß der Herr weder gestern Abend noch heute Morgen das Geringste genossen und sich für den Mittag nur Weißbrot und eine Flasche Wein bestellt habe? und daß er sich eingeschlossen halte, als habe er etwas zu verbergen? Sie habe ihm so eben das Verlangte selbst hinaufgetragen, und dabei bemerkt, daß er gar nicht zu Bett gewesen zu sein scheine, dagegen seien die Lichter ganz heruntergebrannt und auf dem Tisch habe allerlei beschriebenes Papier gelegen. Er habe sehr hohl und bleich ausgesehen und rothe, verweinte Augen gehabt. Für die Nacht habe er ein Paar neue Lichter verlangt und sich jede weitere Störung verbeten. Man möge ihr sagen, was man wolle, da stecke mehr dahinter. — Ich empfahl ihr, ein wachsames Auge auf den Fremden zu halten und allenfalls eine obrigkeitliche Person von seinem Gehaben in Kenntniß zu setzen. — Gott sei davor, daß sie dem armen jungen Blut die Gerichtspersonen auf den Hals hetze! Nein, sie wisse besser, was sie ihren Gästen schuldig sei. Aber selber wolle sie ihm schon aufpassen und es solle ihm an nichts fehlen, wenn er nur etwas verlange.

Nach Tisch ruhte ich etwas, da es sehr heiß war, und ging erst später wieder zum Angeln, war dann auch besser bei meiner Beschäftigung als am Morgen, denn obgleich meine Gedanken verschiedentlich zu dem Fremden zurückkehrten, so hoffte ich doch nun, er werde nichts Unbesonnenes vornehmen, da die Stunden der ersten Aufregung vorüber seien, er sich auch zu beschäftigen scheine und nothwendig ein ruhigeres Nachdenken bei ihm eintreten müsse. Als ich wieder zurückkam, dämmerte es bereits und ich bemerkte Licht in seinen Fenstern, was mich noch mehr beruhigte. Ich aß zu Abend und begab mich dann wieder hinauf nach der Burg und an die Stelle, wo ich ihn gestern gefunden, denn ich hoffte, er solle dieselbe auch heute aufsuchen und ich würde nun wohl leichteren Zugang bei ihm finden. Auf einer Bank sitzend wartete ich dort lange und lauschte auf jedes Geräusch. Es schlug zehn auf dem Kirchthum tief unten, es schlug halb elf. Jetzt hörte ich eine Thür aufschließen und es naheten sich Schritte. Plötzlich stand er groß und dunkel vor mir und ich erhob mich, konnte aber seine Gesichtszüge nicht unterscheiden, denn der Himmel hatte sich sehr dicht bezogen. Diesmal redete er mich an, aber mit leiser, etwas heiserer Stimme und ohne eine Spur von der Schärfe und Härte des vorigen Abends. „Sprach ich Sie nicht gestern Nacht auf dieser Stelle?" fragte er. — „Ja, ich war es," versetzte ich, „und wie gestern, bin ich auch heute noch bereit zu allem, wozu ich mich erboten." — „Bitte," sagte er, indem er sich ermüdet auf die Bank niederließ, wo ich mich neben ihn setzte, bitte, kommen Sie nicht darauf zurück! Ich weiß nicht mehr, was ich gesprochen. Ich weiß nur — ich glaube zu wissen, daß Sie es wohl mit mir meinten. Ich hörte vorhin heraufkommen und vorübergehn und dachte wohl, daß Sie es wären. Erlauben Sie, daß ich schriftlich eine Bitte an Sie richte?" — „Warum nicht gleich mündlich?" — „Nein, ich bitte, schriftlich, und erst morgen, ich bin noch nicht fertig." — „Glauben Sie, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann?" — „Ja, gewiß! Jeder könnte es, der nur guten Willen hat." — „Dann verlassen Sie sich auf mich," sagte ich. „Hier ist meine Hand darauf." — Er legte die seinige hinein, aber sie war kalt und feucht und zitterte. „Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!" sagte er mit einem kurzen krampfhaften Druck und stand auf. — „Ich werde es nicht vergessen," versetzte ich ebenfalls aufstehend. „Aber lassen Sie uns so noch nicht scheiden! Ich sehe, Sie haben Vertrauen zu mir gefaßt. Dehnen Sie es weiter aus!" — „Ja, ja!" sagte er. „Sie sollen alles erfahren; ich habe ja sonst niemand; nur heute noch nicht! Morgen sollen Sie alles erfahren! Gute Nacht!" — So eilte er von mir weg, und ich hörte ihn wieder in sein Zimmer gehn und es abschließen. Ich aber glaubte mich denn doch nicht darin geirrt zu haben, daß eine mildere Stimmung über ihn kommen werde, und hoffte nun, dieselbe werde ihn besonnen handeln lassen. So begab ich mich beruhigter wieder hinunter.

Am dritten Tage um die Mittagszeit erzählte mir die Wirthin, er habe sich bei ihr, als sie ihm wieder Weißbrot und einen Schoppen Wein bringen müssen, nach meinem Namen erkundigt und auf zehn Uhr Abends den Hausknecht zu sich heraufbestellt, was ich ganz in Uebereinstimmung mit unserm Gespräche fand. In der Nacht war übrigens ein zwar heftiges aber kurzes Gewitter gewesen, welches die Luft gekühlt hatte, der Himmel war bewölkt geblieben und es war so recht das allergünstigste Angelwetter, so daß ich nicht nur zu Mittag schon eine reichliche Ausbeute heimbrachte, sondern auch am Nachmittage schnell viele und starke Fische ans Ufer schnellte, was mich bewog, weiter thalaufwärts zu wandern, als ich es in den vorigen heißeren Tagen wohl gethan, weshalb ich erst spät am Abend wieder in dem Gasthause eintraf. Nachdem ich zu Nacht gegessen und einige während meiner Abwesenheit eingelaufene Briefe durchgesehen, welche meine baldige Rückkehr in die Stadt nothwendig machten, hörte ich es vom Kirchthurm zehn Uhr schlagen, dachte an

die Verabredung mit dem Fremden, stand auf und schaute hinaus nach seinen Fenstern, die ich noch erleuchtet fand. Nach einiger Zeit jedoch verschwand das Licht und bald darauf trat der Hausknecht mit einem kleinen versiegelten und mit meiner Adresse versehenen Pakete ins Zimmer. Ich nahm es ihm ab und wollte es, nachdem er sich entfernt hatte, so eben öffnen, als ich durch einen einzelnen, laut durch die Nacht hallenden Schuß aufgeschreckt wurde, dessen Widerhall rollend durch die Thäler lief.

Nach allem Gesehenen, Gehörten, Erfahrenen zweifelte ich keinen Augenblick, daß der unglückliche junge Mann Hand an sich selber gelegt habe. Ich steckte den Brief zu mir und eilte hinunter. Die Leute des Hauses kamen mir schon entgegen; die Wirthin, sie alle hatten dieselbe Vermuthung. Es wurden Laternen angezündet und wir eilten hinauf. Die Thür des Zimmers war unverschlossen; als wir eindrangen, kam uns ein starker Pulvergeruch entgegen, und bei dem Schein der Laterne sahen wir den unglücklichen Jüngling halb entkleidet auf dem Bette liegen, noch das Pistol in der Hand, mit welchem er sich genau durchs Herz geschossen hatte.

Ich übergehe das Nächstfolgende — wie die Herbeirufung des Bürgermeisters und dessen ziemlich mangelhafte Verhandlungen, — und bemerke nur, daß man auf dem Tische ein beschriebenes Blatt fand, welches die Veranlassung zu der That so bündig und vollständig anzeigte, daß die Zurückbehaltung der mir zugesandten Papiere nicht für erforderlich erachtet wurde. Nach einem Blick in die letzteren übernahm ich es, am folgenden Morgen zur Stadt zu fahren und den Eltern des Unglücklichen, welche, wie sich zeigte, dort wohnten, die schreckliche Nachricht zu überbringen. Aber noch einen großen Theil der Nacht verbrachte ich mit der Durchlesung der beschriebenen Blätter, welche ich nebst dem kurzen Briefe an mich hier wörtlich mittheilen kann, da es mir in der Folge gelang, mir eine Abschrift von denselben zu verschaffen.

Meine Bitte, geehrtester Herr, ist, daß Sie die inliegenden Blätter in die Hände meiner armen Eltern liefern. Name und Wohnung steht darauf. Lesen Sie das Anvertraute vorher, damit Sie die Meinigen auf die Nachricht vorbereiten können, die Sie ihnen zugleich werden bringen müssen. Sie meinten es gut mit mir, denken Sie nicht zu schlecht von mir. Sie werden sehen, daß es zu spät war, daß für mich weder auf Erden noch im Himmel Rath und Hilfe mehr zu finden war. Gedenken Sie Ihres Versprechens und erfüllen Sie diese letzten Bitten eines Untergegangenen.

Liebe Mutter, lieber Vater und Geschwister, liebe unglückliche Braut! unglücklich alle und durch mich! Werdet Ihr mir vergeben? O von der Mutter weiß ich's, auch von Dir, Luise! O Vater, o meine Geschwister, verurtheilt auch Ihr mich nicht! Ich bin entschlossen, meine und Eure Schande nicht zu überleben. Ich kann Euch nicht mehr, ich kann niemanden mehr vor die Augen treten. Aber Ihr sollt alles wissen, wie es gekommen, und wie es mich fortgezogen, und immer weiter, bis ich vor dem gähnenden Abgrunde stand, der mich nun hinunterzieht. Ja, ich will alles erzählen und mich an alles erinnern und meine Gedanken sammeln. An der Aufrichtigkeit, an der Ruhe, an der Gefaßtheit meiner Erzählung sollt Ihr erkennen, daß ich noch bin, der ich war, auch wenn ich einmal nicht war, der ich bin. Ja, ein anderer war ich die furchtbaren zwei Tage hindurch, die ein Leben voll Liebe, Glück und Hoffnung zerschmettert haben. Ein andrer war ich, und als von einem andern kann ich und will ich nun erzählen.

Ich habe Euch am Tage meiner Abreise nicht mehr gesehen. Ich sollte in verschiedenen Städten Zahlungen besorgen und Ankäufe machen, um die günstigen Conjuncturen zu benutzen und mein Principal hatte mir dazu die Summe von 25,000 Gulden in Banknoten ausgehändigt. Wir hatten noch so viel mit einander zu rechnen, er hatte mir noch so viele besondere Weisungen zu geben, daß die Mittagsstunde längst vorüber war, als ich von ihm loskam. Ich eilte nach Hause. Ihr waret sämmtlich ausgegangen. Da ich den Abend noch mit Luise und mit Euch zubringen wollte, so machte ich mein Gepäck rasch fertig und ging um fünf Uhr in eins der größeren Hotels, um zu speisen. Dort kam ich in die Nähe mehrer Herren zu sitzen, welche sich über das Spiel unterhielten. Einer von ihnen erzählte, daß er erst gestern im Roulette dreihundert Louisdor gewonnen. Man gratulirte ihm dazu und bemerkte, er spiele immer mit Glück. Nicht immer, sagte er, aber doch im ganzen. Er habe auch seine Unglückstage, merke dies aber bald und spiele dann nicht weiter. Reine Glückstage gehörten zu den Seltenheiten. Die Hauptsache sei es, zur rechten Zeit aufzuhören. In der Regel gewinne man anfangs, und von einem gewissen Augenblick an wende sich dann das Glück. Er pflege im Sinne zu behalten, wieviel er vor diesem Augenblick gewonnen gehabt und pointire dann weiter, aber nur bis er die Hälfte seines Gewinns wieder verloren, dann gehe er jedesmal mit der andern Hälfte davon. Ein andrer sagte, in der Regel spiele er auch mit Glück, aber er glaube bemerkt zu haben, daß dies Glück weniger an den Tagen, als an den Personen hänge. Darauf habe er seine Methode gegründet. Er pflege nämlich, wenn er an den grünen Tisch trete, immer erst eine Zeitlang die Spielenden zu beobachten, bis er einen rechten Unglücksvogel herausgefunden, dem alles fehlschlage. Das seien auch die Leute, die niemals viel wagten und nicht so leicht auf Zahlen, sondern fast nur auf Abtheilungen setzten; und hierbei pointire er dann immer genau gegen sie und zwar ziemlich hoch. In den meisten Fällen sei ihm dies Verfahren vortrefflich eingeschlagen. Ein dritter wußte, die Kugeln fielen meist wieder in der Nachbarschaft der vorigen Zahl in der Drehmaschine nieder. Merke man sich dort beim Herausnehmen der Kugel die vier Nachbarzahlen und besetze diese, so sei unter vier Fällen gewiß ein Gewinner. Man habe also ziemlich sichere Aussicht auf den doppelten Gewinn, was er mit Zahlen berechnete. Ein vierter wollte nur Roth oder Schwarz, ein fünfter nur Paar oder Unpaar setzen. Auch diese gaben Regeln an, nach denen man dabei nothwendig gewinnen müsse. Und dann erzählten sie wieder Beispiele von Leuten, welche die unglaublichsten Gewinne gemacht und meist in der allerkürzesten Zeit.

Meine Lieben, ich war oft an solchen Spielorten gewesen, hatte aber noch niemals, weder mit Eurem Wissen noch hinter Eurem Rücken gespielt. Ich hatte es immer für frevelhaft gehalten, meine sauer erworbenen Mittel der Tücke des Zufalls anzuvertrauen. Ich hatte geglaubt, mich einer unberechenbaren Gewalt gegenüber zu befinden, mit der sich nur ein Thor einlassen könne. Gleiche Ansichten galten in unserm Hause, in unserm Kreise. Zum erstenmal hörte ich ernsthafte Männer, zum Theil Männer in grauen Haaren, und wie aus allem hervorging, Männer von hoher Bildung von diesem Glücksspiele reden als von Anständigem, Erlaubtem, auch dem Klugen und Vorsichtigen Gestattetem, als von etwas dem bloßen Zufall Entnommenem, Berechenbarem. Ach Gott, wie tief ihre Worte sich mir einprägten! Besonders des einen von ihnen, der ein denkender, ja philosophischer Kopf zu sein schien. „Das Spielglück," sagte er, „läßt sich nicht erzwingen, aber belauschen und dann benutzen. Man spricht vom Zufall, aber gibt's einen Zufall in einer Welt, wo alles seine Ursache und seine Wirkung, seine Voraussetzung und seine Folge hat? Ich sage nicht, daß in allem Vernunft sei, aber in allem ist Zusammenhang. Was uns Zufall scheint, ist dennoch nothwendige Folge in den Dingen selbst, nur daß wir die wirkenden Ursachen nicht zu berechnen, vielleicht nicht einmal wahrzunehmen vermochten. Je beschränkter ein Mensch ist, desto mehr Zufälliges wird ihm überall zu begegnen scheinen. Dem Blicke, der alles durchdränge, würde jeder Zufall verschwinden. Auch in dem Spiele, von dem wir reden, herrscht an und für sich durchaus nur Gesetz und Nothwendigkeit." — Die andern wollten das nicht gelten lassen, aber er führte es weiter aus. O wie gut, wie genau, wie wörtlich weiß ich noch alles, was er sagte! Es sei kein Zufall, in wie schnelle oder langsamere Bewegung der Croupier Kugel und Maschine setze, denn das hänge genau von seiner Hände Kraft und lauter gesetzmäßig bestimmenden körperlichen und geistigen Ursachen ab, welche das Maß der Anwendung dieser Kraft festsetzten. Sei er sich dessen nicht bewußt, so sei das nur wieder Folge seiner menschlichen Beschränktheit, hebe aber den Zusammenhang von Ursach und Wirkung nicht auf. Seien nun Kugel und Maschine in ihrer entgegengesetzten Bewegung, so erfolge alles weitere nach so unverbrüchlichen mechanischen Gesetzen, unter welche auch jedes Anstoßen, jedes Vor- und Zurückprallen der Kugel falle, daß sie endlich die getroffene Zahl mit absoluter Nothwendigkeit habe treffen müssen und von einem Zufall gar nicht die Rede sein könne. Wo aber das Gesetz herrsche, schloß er, da müsse es auch im einzelnen Falle erkennbar bleiben. — Es kam darüber zu einem Streite, den er aber siegreich durchfocht.

(Fortsetzung folgt.)



Die Taufe.
Originalzeichnung nach Ludwig Knaus berühmtem Gemälde.

Die Zweikönigsfuge.

Episode aus Johann Sebastian Bachs Leben, vom Verfasser des „Mann auf der Schecke".

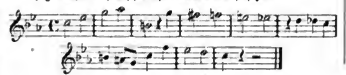
Es war am einundzwanzigsten März des Jahres 1747, da hatte sich im ersten Stock der seit fünfzehn Jahren mit großer Liberalität umgebauten Thomasschule zu Leipzig, links in einem großen behaglichen Zimmer eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft versammelt. Das geräumige Gemach ließ auf den ersten Anblick errathen, daß es einem Verehrer der edlen Frau Musika zu seinen Studien diene, denn an den Wänden standen nicht weniger als drei Instrumente, ein Clavicymbal, die damals gebräuchliche Form des Claviers, auch Clavecin oder Kielenflügel genannt, weil die Saiten nicht wie jetzt durch Hämmerchen angeschlagen, sondern mit Rabenfedern gerissen wurden, ein Lautenclavicymbal, dem Clavier ähnlich, und eine Viola pomposa, die Vorläuferin des Violoncells. Es war das Studirzimmer des berühmten Cantors der Thomasschule Johann Sebastian Bach, der die beiden letzten Instrumente selbst erfunden und nach seiner Angabe von dem gleichberühmten Silbermann hatte ausführen lassen. Er feierte an diesem Tage seinen einundsechzigsten Geburtstag, und ein Kreis von Freunden hatte sich dazu um ihn versammelt, um das Abendessen bei ihm einzunehmen. Aus Leipzig hatten sich eingefunden der berühmte Philosoph Christian August Crusius, der mit seinem christlichen Systeme, das der herrschenden Seichtigkeit mit Ernst und Tiefe entgegentrat, eben in diesem Jahre anfing Aufsehen zu erregen, der ehrwürdige Superintendent Deyling, Bachs Vorgesetzter und Freund, der Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße, der Verfasser des vielberühmten Kinderfreundes, und Magister Birnbaum, Bachs glühender Verehrer, der mit seiner scharfen Feder schon einigemale gegen Verläumder und Neider des großen Componisten in die Schranken getreten war. Dazu hatten sich einige Fremde eingefunden, willkommene Gäste, nämlich Johann Elias Bach, wohlbestellter Cantor und Gymnasialinspector zu Schweinfurt, ein Vetter des Hauses, der dasselbe mit edlem Gewächs vom Ufer des Mains zu versehen pflegte, und auch dieses Mal ein Fäßchen als Geburtstagsgabe mitgebracht hatte, Doles, Bachs Lieblingsschüler, damals Cantor zu Freiberg, später sein Nachfolger, und ein weltberühmter Mann, der große Componist Hasse aus Dresden, Generaldirector der gefeierten Dresdner Kapelle und aller musikalischen Unterhaltungen mit seiner schönen und geistreichen Gemahlin, der vielbewunderten Sängerin Faustina Bordoni. Hasse und Bach waren eigentlich auf dem Felde der Musik Gegner, weil ersterer der italienischen Weise huldigte, die Bach ihrer Leichtfertigkeit und wie er es nannte „Manscherei" halber verwarf. Zwar fehlte es nie, wenn sie zusammenkamen, an allerlei Hieben und Ausfällen, aber beide achteten und liebten sich als ebenbürtige Kunstjünger, und Hasse war ausdrücklich zur Feier dieses Festes aus Dresden herbeigekommen. Die stattlichen Herren mit den wallenden Perrücken standen plaudernd bei einander, einige mit langen Tabakspfeifen im Munde, und sprachen über das seit vier Jahren eingerichtete große Concert mit rühmender Anerkennung, die sich besonders laut aussprach, als noch ein etwas verspäteter Gast eintrat, nämlich der Kaufmann Zemisch, ein großer Musikfreund und Bachs glühender Verehrer, der aus eignen Mitteln in den drei Schwanen im Brühl einen schönen Concertsaal gebaut hatte, nachdem man sich lange mit unzulänglichen Localitäten, zuerst bei Schwabe in der Grimmaischen Gasse, dann beim Buchhändler Gleditsch hatte behelfen müssen. Er wurde über seine Freigebigkeit mit Lobsprüchen überhäuft, lehnte aber alles bescheiden ab, und wies auf Bach hin: „Ja, meine Herren, wenn man einen solchen Meister und Fürsten der Musika hat, der einem das Herz warm und groß zu machen versteht, was ist da für groß Verdienst dabei, wenn unser einer, der nichts andres geben kann, den armen Beutel zieht!"

Lassen wir die Herren bei ihren musikalischen Gesprächen, die gelegentlich durch eine kleine Häkelei zwischen Bach und Hasse gewürzt wurden, und sehen wir uns eine Treppe höher etwas um. Da war ein großes Zimmer, wo Bach mit seinen Alumnen die Singstunden und Proben hielt, das aber, wenn die untern Stuben nicht langen wollten, zur Unterbringung größerer Gesellschaften benutzt wurde. Hier war die Familie des Tonkünstlers beisammen; Frau Anna Magdalena deckte mit der ältesten Tochter Dorothea den Tisch, wobei ihr die jüngsten Söhne Johann Christian Friedrich und Johann Christian, die noch bei dem Vater in Lehre standen, halfen; in dem einen Fenster stand das zweite Töchterlein Elisabeth in zärtlicher Unterhaltung mit ihrem Bräutigam Altnikol, mit dem sie sich kurz zuvor verlobt hatte. Im anderen Fenster stand ein älterer Sohn Bachs, Wilhelm Friedemann, der seit einem Jahre Organist an der Marienkirche in Halle, und zum Geburtstage des Vaters herübergekommen war. Er bemühte sich vergebens mit dem etwa zwölfjährigen jüngsten Sohne David, der völlig blödsinnig war, ein Gespräch anzufangen; der Knabe blieb zu allem stumpf und gleichgültig, nur wenn Musik gemacht wurde, pflegte sein Auge sich etwas zu beleben. Zwischen diesen vielbeschäftigten Personen trieb sich als kleiner neckischer Quälgeist das jüngste Töchterchen Regina Susanna herum, bald das Brautpaar ärgernd, bald dem älteren Bruder auf den Schoß kletternd, bald die eifrigen Tischdecker störend. Als nun das Geburtstagsmahl in vollständiger Ordnung auf dem Tische prangte, und die Wirthin nach einem langen prüfenden Blicke fand, daß das Werk die Meisterin lobte, wurde Herr Altnikol abgesendet, die Herren aus der Unterstube herbeizurufen, und bald hatte sich die Gesellschaft an der wohlbesetzten Tafel in aller Gemüthlichkeit niedergelassen. Der Geburtstagsvater fuhr, nachdem der erste Hunger gestillt war, fort, den Gästen einen Brief seines Sohnes Karl Philipp Emanuel vorzulesen, der am Hofe Friedrichs des Großen als Cembalist angestellt und Friedrichs besonderer Liebling war, da es ihm häufig oblag, den großen König bei seinen Flötenübungen zu begleiten. Nach den Glückwünschen schrieb dieser seinem Vater: er müsse sich nun bald einmal entschließen nach Berlin zu kommen, wie er schon so oft versprochen, denn der König sei fast ärgerlich, daß er auf alle seine Einladungen nur mit leeren Versprechungen antworte; er habe wieder aufs dringendste nach ihm gefragt, und sich dabei der ehrendsten Ausdrücke bedient: schreibe Er seinem Vater, er sei zwar ein König in seinem Reiche der Töne und ein größerer als ich, er brauche aber seine Collegen nicht so zu verachten und könne sie immerhin einmal besuchen, ohne seiner Ehre und Reputation etwas zu vergeben. „Ja," sagte Bach; „ich muß einmal hin, und den gütigen Fürsten besuchen; er hat mich schon oft bitten lassen, ich darf's nicht länger aufschieben!" Da erhub sich in aller Würde Herr Hasse, und klingte an sein Glas, und als alles schwieg, erhub er seine Stimme und sprach: „Der große König hat ein wahres Wort gesprochen; ja, unser theurer Geburtstäger ist in der That ein König im Reiche der Töne, ein Fürst der edlen Musika, und wir wollen unsre Gläser erheben, und Sr. königlichen Majestät, unsres Meisters Wohl aus vollem Herzen trinken! Er lebe hoch!" Ein lauter Jubel und Gläserklang ging rings um den Tisch; der ehrwürdige Meister aber sprach: „Still, still, Kinder und liebe Freunde! Es ist wahr, ich habe große Gaben empfangen und freue mich, daß so viele ehrenwerthe und treffliche Männer etwas an mir zu loben und zu ehren finden! Aber wer sind wir armen Erdenwürmer, daß wir uns rühmen sollten. Alle gute Gabe kommt von oben her, vom Vater des Lichts; dem Herrn allein die Ehre!"

An einem Sonntagsabend, dem vierten Mai 1747 war im Concertsaale zu Sanssouci der ganze Hof Friedrichs des Großen in glänzender Galla versammelt. Der König pflegte allabendlich seinem Hofpersonal ein sogenanntes Kammerconcert zu geben, bei welcher Gelegenheit er öfter selbst ein Flötenconcert mit Cymbal- oder Orchesterbegleitung vorzutragen pflegte. Lautlose Stille herrschte im weiten, glänzend erleuchteten Saale, denn man erwartete jeden Augenblick den Anfang der königlichen Production. Emanuel Bach saß bereits seit geraumer Zeit am Clavicymbal, bereit mit seinem Herrn die Musik zu beginnen, das Orchester hatte die Instrumente gestimmt, der Dirigent stand mit dem Stabe auf seinem Posten; Friedrich selbst hatte sich die Noten aufs Pult gelegt und spielte mit seiner Flöte. Warum verzögerte er den Anfang der Unterhaltung? Er war gewohnt, vor Beginn des Concerts durch den Ordonnanzofficier der Wache den Rappert zu empfangen, und dieser war noch nicht erschienen. Die Pause war peinlich; auf Friedrichs Stirn zogen sich die Wolken des Unmuths zusammen; schon eine Viertelstunde über die gesetzliche Zeit war verstrichen und der König hielt pünktlich auf Ordnung. Endlich erschien athemlos der Officier und überreichte den

Rapport über die Vorfallenheiten des Tags und die einpassirten Fremden. Aengstlich stand er da, die königlichen Vorwürfe fürchtend; aber als Friedrich einen Blick auf den Rapport geworfen hatte, erhellten sich plötzlich seine Züge, und mit unverkennbarer Unruhe gegen die Glieder des Orchesters und die Versammlung sich wendend, sprach er mit Nachdruck die wenigen Worte: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen!" Darauf legte er seine Noten zusammen und steckte seine Flöte ins Futteral, und sprach: „Es versteht sich von selbst, daß diesem Fürsten der Töne gegenüber wir armseligen Stümper hören und bewundern, und uns mit unserer Kunst verkriechen. Er, lieber Bach, geht sogleich nach Hause, und holt mir seinen Vater her, wie er geht und steht; er soll die Reisekleider nicht wechseln. Mein Wagen steht angespannt, da wirft Er sich hinein und kommt sporenstreichs mit dem großen Gaste wieder!" Und ehe eine Viertelstunde vergangen war, stand der alte Bach im Reisecostüm seinem königlichen Freunde gegenüber, und sein Empfang hätte nicht ehrerbietiger und freundlicher sein können, wenn er ein ebenbürtiger Monarch gewesen wäre. Der alte Mann stand erdrückt und beschämt vor so viel Ehrenbezeugungen; obwohl im Umgang mit Fürsten kein Neuling und freimüthiger Natur, konnte er sich doch kaum sammeln und zurechtfinden und spielte eine etwas linkische Figur. Einige Hofjünkerlein machten einen Versuch darüber zu spötteln und zu lachen; aber da traf sie ein Zornblick, wie ihn nur die berühmten Augen Friedrichs schleudern konnten, daß sie in zitternder Angst verstummten. Nachdem der König sich bei Bach für sein Kommen aufs wärmste bedankte, faßte er den alten Mann unter den Arm, um ihm selbst die musikalischen Schätze seines Schlosses zu zeigen. Er hatte sich von dem berühmten Silbermann sieben Clavicymbale der neusten und besten Construction bauen lassen, die in den Zimmern des Schlosses vertheilt standen, eins kostbarer und theurer als das andre, auf diese bildete er sich etwas ein, und die sollte nun zuerst der Meister versuchen. Von den Capellisten begleitet (der übrige Hof ward entlassen) zogen die beiden von Zimmer zu Zimmer, und sämmtliche Instrumente wurden erprobt und gebührend belobt. Als er sie alle durchprobirt, bat er den König, ihm ein beliebiges Fugenthema zu geben; der König spielte ihm selbst ein solches vor*) und Bach führte es nach allen Regeln der Kunst in so glänzender, gelehrter und zugleich ansprechender Weise durch, daß die anwesenden Musiker, der König voran, aus dem Erstaunen nicht herauskamen. Aufs gnädigste entlassen durfte der alte Mann mit seinen beiden Söhnen (sein ältester Sohn Friedemann hatte ihn von Halle aus begleitet) die letzten Stunden des Abends sich von der Reise erholen. Aber kaum graute der Morgen, da hielt schon der König in seinem Wagen vor der Thür und holte ihn selbst ab, um sämmtliche Orgeln Potsdams von ihm prüfen zu lassen, besonders die schöne in der heiligen Geistkirche. Auch hier erntete er reichliche Bewunderung. Am Abend war er in einem engern Kreis im Schlosse eingeladen, und der König selbst verbat sich alle Etikette: „Er ist so gut ein König als ich, und in Seinem Reiche gehorchen Ihm seine Unterthanen williger und besser, als mir die meinen. Er versteht die Töne zu commandiren!" Und davon legte Bach diesen Abend ein vollgültiges Zeugniß ab; auf die Bitte des Königs, ihm eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen vorzutragen, wählte sich der Meister schnell ein passendes Thema und führte diese schwierigste Aufgabe mit so unerhörter Meisterschaft durch, daß der König nicht aus dem Entzücken herauskam und einmal über das andere rief: „Nur ein Bach! Nur ein Bach!" Auch in Berlin führte er selbst den Meister in das neue Opernhaus, und zeigte ihm den dortigen großen Concertsaal. Hier legte Bach eine neue bewundernswerthe Probe seines musikalischen Verständnisses ab, indem er aus dem Bau des Saales schloß, daß man ein an einer bestimmten Stelle gesprochnes leises Wort deutlich am andern Ende verstehen müsse; und siehe, bei angestelltem Versuche erwies es sich zum Erstaunen aller als richtig. Die Berliner Zeitungen referirten über Bachs Besuch eben so ausführlich, als ob ein fremder Monarch der Gast gewesen wäre. Mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft reiste der alte Mann zurück.

*) Für unsere musikalischen Leser wollen wir es hersetzen:



Bald darauf schrieb ihm sein Sohn Emanuel, der König habe ihm noch besonders aufgetragen, ihn bei seinem Vater zu entschuldigen, daß er ihm nicht ein Ehrengeschenk gegeben. Was soll ich dem großen Künstler geben, habe er gesagt. Einen Titel? Dafür haben meine Vettern von Weimar und von Sachsen gesorgt, der eine hat ihn zum Kapellmeister gemacht, der andre zum Hofcomponisten. Seinen Haupttitel aber: König im Reiche der Töne, führt er ohne mich von Gottes Gnaden. Lumpiges Geld aber schäme ich mich einem solchen Manne anzubieten!

König Sebastian aber wußte für seinen Collegen Friedrich ein fürstliches Geschenk; das von diesem ihm vorgespielte Fugenthema führte er auf dreizehn verschiedene Arten in der kunstreichsten Manier durch und ließ es in Kupfer stechen. Er übersandte es dem Könige mit folgendem Begleitschreiben:

Allergnädigster König!

Ew. Majestät reiche hiemit in tiefster Unterthänigkeit ein Musikalisches Opfer, dessen edelster Theil von Deroselben hoher Hand selbst herrührt. Mit ehrfurchtsvollem Vergnügen erinnere ich mich annoch der ganz besonders königlichen Gnade, da vor einiger Zeit, bei meiner Anwesenheit in Potsdam, Ew. Majestät selbst ein Thema zu einer Fuge auf dem Clavier mir vorzuspielen geruhten, und zugleich allergnädigst auferlegten, solches alsobald in Deroselben höchster Gegenwart auszuführen. Ew. Majestät Befehl zu gehorchen, war meine unterthänigste Schuldigkeit. Ich bemerkte aber gar bald daß, wegen Mangels nöthiger Vorbereitung, die Ausführung nicht also gerathen wollte, als es ein so treffliches Thema erforderte. Ich faßete demnach den Entschluß, und machte mich sogleich anheischig, dieses recht Königliche Thema vollkommner auszuarbeiten und sodann der Welt bekannt zu machen. Dieser Vorsatz ist nunmehr nach Vermögen bewerkstelliget worden, und er hat keine andere, als nur diese untadelhafte Absicht, den Ruhm eines Monarchen, obgleich nur in einem kleinen Punkte, zu verherrlichen, dessen Größe und Stärke, gleichwie in allen Kriegs- und Friedenswissenschaften, so auch besonders in der Musik, Jedermann bewundern und verehren muß. Ich erkühne mich, diese unterthänigste Bitte hinzuzufügen: Ew. Majestät geruhen gegenwärtige wenige Arbeit einer gnädigen Aufnahme zu würdigen, und Derselben Allerhöchste Königliche Gnade noch fernerweit zu gönnen

Ew. Majestät
allerunterthänigst gehorsamem Knechte,
dem Verfasser.

Leipzig den 7. Juli
1747.

Ich weiß nicht ob von des großen Friedrichs Compositionen sonst etwas auf die Nachwelt gekommen ist, dieses Thema ist durch Bach unsterblich geworden. Er ließ es nur in wenigen Exemplaren abziehen, die er an Freunde und Gönner verschenkte; in den Buchhandel ist es nie gekommen. Es gilt für ein Meisterstück Bachs und folglich der Musik, und wird, wenn es einmal vorkommt, mit Gold aufgewogen. Man nennt es gewöhnlich das musikalische Opfer oder das Königsthema, wir haben es mit Recht die Zweikönigsfuge genannt. Der lateinische Titel lautet: Regis Jussu Cantio Et Reliqua Canonica Arte Resoluta: Musikstück auf Befehl des Königs canonisch (d. h. mustergültig) durchgeführt; die Anfangsbuchstaben bilden das Wort Ricercar, womit man eine Kunstfuge bezeichnete

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

Schlecht Wetter.

Acht Tage sind verflossen und es ist wieder Sonnabend, aber die Badegäste, welche sich zu dieser Zeit schon in die Tropen und in die Schatten von Palmenhainen irgendwelcher unbekannten Insel träumten, haben die Rechnung ohne den Wirth, d. h. „Kombüsenbesteck" gemacht, wie es an Bord heißt. Ihre Leiden sollen noch kein Ende

haben, denn der Wind hat nach kurzer Zeit wieder sein Herbstquartier in Westen bezogen und bläst seit sechs Tagen genau daher, wo die Fregatte hinwill. Nun, es ist auch kein Wunder, der Ostwind war ja „Freitagswind“. Was kann dabei Gutes herauskommen! Der „Seestern“ kreuzt deshalb noch immer im biscayischen Meerbusen, und wenn den ein Schiff im Frühjahr oder Herbst passirt ohne einen gehörigen Nordwester, dann gehört es zu den Sonntagskindern.

Der Bootsmannsmaat Kattblock hat zwar mit großer Sicherheit schon gestern „schlecht Wetter“ prophezeit, aber bis jetzt ist es nicht eingetroffen und es steht nur frische Briese aus Westnordwest.

Heute, am Sonnabend Nachmittag, haben die Leute einige Stunden Zeit erhalten, um ihr Zeug auszubessern. Dabei bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit zum Schwatzen, was für die Seeleute einen gar zu verführerischen Reiz besitzt. Wo nur irgend zwei von ihnen zusammenkommen, da wird in aller Geschwindigkeit ein kleines „Garn“ gesponnen. Obwohl am Bord eines Kriegsschiffes Ruhe ein Hauptbedingniß bei Manövern ist, würde es vergebene Mühe sein, dieselbe im eigentlichen Sinne des Wortes zu erzielen. Ein Wörtchen zu sprechen, hält Jan Maat für sein unveräußerliches Recht, wozu hat der liebe Gott ihm die Zunge gegeben? — und ob in oder außer Dienst, erfüllt ein beständiges gleichmäßiges Gesumme, wie das eines Bienenschwarmes die Räume des Schiffes. Nur wenn der Ton der Pfeife erschallt, herrscht überall augenblickliche Todtenstille; dann gilt es die darauf folgenden Befehle zu verstehen.

„Diesmal hast Du Dich doch geirrt, Kattblock,“ sagt Schramm, der alte Bootsmannsmaat, „das schlechte Wetter bleibt aus.“

„Gott bewahre,“ versichert dieser sehr ernst, „wenn des Bootsmanns Gallion (Nase) blau anläuft, haben wir innerhalb 48 Stunden einen Sturm, daß sieben alte Weiber keinen Besenstiel grade in der Luft halten können. Ich kenne das zu genau. Als ich mit ihm noch auf dem „Fliegenden Fisch“ zusammen diente und einmal das Barometer zerbrochen war, reffte der Commandant, mit dem der Bootsmann so lange gefahren hat, stets nach dessen Nase. War sie roth, so bedeutete dies zwei Reffe, für blau gab es drei und wenn auch die Ohren anliefen, konnten wir uns auf einen gehörigen Beilieger (schwerer Sturm) gefaßt machen, das stand so fest, wie Amen in der Kirche.“

„Wind gibt's gewiß,“ meint bekräftigend der Feuerwerksmaat Lebrecht, „mir hat vergangene Nacht von Frauenzimmern geträumt, und Ihr wißt alle, daß das schlechtes Wetter bringt.“

„Dummes Zeug,“ sagt der Krankenwärter, der von der Armee zur Marine übergegangen ist und als Freigeist gilt. „Alles Aberglaube! Ihr schwatzt immer von Euren Träumen und noch nie habe ich gesehen, daß sie richtig auskommen. Was haben die Frauen mit schlechtem Wetter zu thun?“

„Da sieht man gleich, daß der nicht verheirathet ist,“ wirft Schramm ein, „sonst würde er nicht so einfältig fragen.“

„Nun warte nur, Krankenwärter,“ sagt Lebrecht, „Du hast noch nicht viel auf dem blauen Wasser geschwommen, deshalb schwatzest Du so klug. Wir wollen sehen, wer Recht hat.“

Das Commando „alle Mann auf, klar zum Segelbergen!“ unterbricht die Unterhaltung. Der Capitän hat zwar nicht des Bootsmanns Nase, aber das Barometer beobachtet und dies wie das Aussehen der Luft lassen es ihm rathsam erscheinen, zur Nacht die kleinen Segel fortzunehmen und ein Paar Reffe einzustecken. Im Nordwest steigt eine drohende Bank auf und am Horizonte zeigt sich ein kleiner Fleck, wie das Stück eines Regenbogens von den Seeleuten Windgalle genannt. Sie trügen selten, diese Windgallen und ein vorsichtiger Seemann führt kleine Segel, wenn er sie gesehen hat.

Eine schwarze und gefährlich aussehende Bö löst sich von der Wolkenmauer und fliegt schnell heran. An Bord ist alles fertig, sie zu empfangen, aber es ist kein Wind darin, nur Hagel und Schnee.

„Nennt Ihr das schlecht Wetter?“ fragt der Krankenwärter, der sich gar zu gern das Ansehen eines furchtlosen Seemannes geben möchte.

„Warte nur,“ erwidert Kattblock, „die Frauenzimmer werden Dir Deine Ungläubigkeit schon verklaren, mehr als Dir lieb ist.“

Die Nacht kommt, aber das Wetter hält sich. Die erste Wache verläuft in ruhiger Eintönigkeit und der Officier, Lieutenant Bohr, geht im langsamen Schritt auf dem Hinterdeck auf und ab. Die trübe gleichmäßige Decke, welche den Himmel verschleiert, läßt auch nicht einen Stern durchblicken, dessen freundlicher Schein dem Wachehabenden Gesellschaft leistet. Nur das hohle Rauschen der See unterbricht bisweilen unheimlich die Nacht. Endlich ist es ein Viertel vor zwölf. „Gott sei Dank,“ denkt Bohr, „noch fünfzehn Minuten und Du bist erlöst!“ Diese Zeit vergeht schnell; die andere Wache wird gerufen und gemustert und der Steuermannsmaat weckt den ablösenden Officier.

Noch eine Minute! Doch die Uhr geht ja eine Minute nach — mein Gott, wie kann man eine so wichtige Sache vergessen! Also schnell „Acht Glas“ und „Freiwache zur Coje!“

Wie rasch dem Befehle Folge geleistet wird! die Glücklichen! in zwei Minuten liegen sie behaglich in ihren Hängematten in warme Decken eingehüllt. Der Stabswachtmeister, das perpetuum mobile an Bord, sorgt dafür, daß die Ablösung rechtzeitig erfolgt und wirft die Säumigen ohne weiteres aus der Hängematte.

Einen Officier kann man aber doch nicht aus der Coje werfen. Wie schade! sonst wäre Bohr wahrscheinlich schon abgelöst, da die Uhr bereits zehn Minuten nach zwölf zeigt.

„Steuermannsmaat, haben Sie Lieutenant Bölting auch ordentlich geweckt?“ Bohr hat vergessen, daß der Gerufene schon längst in Morpheus Armen ruht. Der Steuermannsmaat der neuen Wache sieht nach und meldet, daß der Lieutenant Bölting im Augenblick erscheinen wird.

Dessen Augenblicke sind jedoch sehr lang und dauern fünf Minuten. Endlich kommt er, entschuldigt sich auf das höflichste wegen seines langen Ausbleibens und Bohr übergibt ihm ziemlich schlecht gelaunt die Wache.

Indessen erinnert sich Bölting, daß er sein Commandobuch unten gelassen. „Ach, verehrtester Herr Lieutenant Bohr, haben Sie die Gewogenheit, noch einige Augenblicke für mich die Wache zu übernehmen; ich ....“ Doch Bohr ist mit einem eiligen „Gute Wache!“ bereits in der Batterie verschwunden.

Armer Bölting! er hat kein Commandobuch und darf das Deck nicht verlassen. Das wird eine schlimme Geschichte, wenn plötzlich der Wind schralt. Doch der Wind meint es gut mit ihm und rührt sich nicht vom Flecke, nur das hohle Rauschen der See wird lauter und unheimlicher.

Es schlägt ein Glas. „Was! noch nicht mehr?“ denkt der Wachehabende, dem die Zeit unendlich lang geworden und der sich mit stillem Schaudern der sieben halben Stunden erinnert, die ihm noch bevorstehen.

O Mittelwache, Du Schrecken aller Kadetten, Du Geißel aller jungen Officiere! Auf Dir gehen alle Uhren zu langsam und ein unsichtbarer Kobold klammert sich an die Zeiger. Du bist endlos, wie die Sahara und vergebens lechzt der müde Wanderer nach der Oase der „acht Glas.“

Und doch, in dieser Welt ist kein Leiden ohne Trost. Selbst die Mittelwache hat ihre Freuden und unschätzbaren Annehmlichkeiten.

Wenn der Schlaf auf den müden Augenlidern mit drückender Schwere lastet; wenn die Füße die Theorie der Zickzacklinie praktisch auszuführen beginnen und ihr Eigenthümer dabei die Entdeckung macht, daß das Material der Lafetten auf der einen Seite des Schiffes ebenso hart ist, wie auf der andern, und daß auch der Großmast geringere Elasticität besitzt als der Kopf — dann erweckst Du, o herrlicher Mokkatrank, vom Burschen heimlich auf der Spirituslampe gebraut, die matten Lebensgeister zu neuer Thätigkeit und rieselst mit Deinem milden Feuer belebend durch die erschlafften Adern. Der Gang nähert sich wieder der graden Linie, alle Müdigkeit verschwindet und schnell verfließt der noch übrige Theil der Wache.

Leider darf der arme Bölting sich der zauberischen Wirkung des arabischen Trankes nicht überlassen. Der Capitän hat die unangenehme Gewohnheit, öfters plötzlich auf dem Deck zu erscheinen, wenn Bölting oder andere junge Officiere die Mittelwache haben und das ist schlimm; denn nach acht Uhr Abends darf im Schiffe außer den vorgeschriebenen Laternen kein Feuer brennen, geschweige denn eine Spirituslampe. Darum quält ihn die Langeweile und die Minuten schleichen mit bleiernen Füßen. Er könnte sich mit Begel unterhalten, der bei ihm auf der Wache ist. Zwar liegt Begel vorn in den Finknetzen und schläft als echter Kadett trotz des kalten Wetters, doch kann er ja geweckt werden. Wie darf aber ein Unterlieutenant mit einem Kadetten außerdienstlich sprechen?

Armer Bölting! die neuen Fangschnüre, die seit vier Wochen Deine Schultern zieren, drücken Dich noch so sehr.

Er faßt das Nachtfernrohr und unterwirft mit Kennermiene

Raaen und Segel einer genauen Prüfung. Vergebene Mühe, es ist nichts zu finden. Die Schoten sind vorgeholt, die Raaen richtig gebraßt, nicht einmal eine Bulien ist vergessen. Also kein Grund zum Segelkanten und zur Ermunterung durch Commandiren.

Ha, was ist das? Alle Segel auf einmal los, wie ist das möglich? „Kadett Vogel, Herr Kadett Vogel!" ruft Bölting in seinem Schrecken; doch Vogel erwacht nicht so leicht, er träumt von Fleischpasteten und Ananaspunsch.

„Alles back vorn," ruft ein Bootsmannsmaat. Wahrhaftig, der Wind geht plötzlich um.

„Wache klar zum Braffen!" commandirt endlich Bölting; aber, da ist schon wieder das Dilemma, was für Braffen, Lee oder Luv?

„Leebraffen, holt doch die Leebraffen!" schreit er auf gut Glück. Ja, ja, es ist ein schlimm Ding für einen jungen Officier, wenn plötzlich der Wind ans Lee kommt; auch ältere verlieren bisweilen den Kopf dabei.

Die Leute reißen an den Braffen, daß alles kracht. Umsonst, es gibt keinen Zoll. Bölting hat vergessen, daß die Raaen bereits scharf beim Winde standen, als er die Wache übernahm.

„Fockraa ist scharf an," ruft Vogel, der endlich erwacht und von seinem Lager aufgesprungen ist.

„Fest Marsraa, sonst kommt sie von oben!"

Das fehlte nur noch, um Bölting vollständig zu verwirren. Die Fregatte beginnt bereits rückwärts zu gehen und stampft mit dem Hintertheile gegen die See. Da fällt der Besahn von der andern Seite und mit einem Krachen, daß das ganze Schiff erzittert, fliegt der Baum nach Backbord. Das ist zu viel für den armen Wachehabenden und Verzweiflung packt seine geängstete Seele.

Da erscheint wie Deus ex machina der Capitän an Deck. Er ist durch die sonderbaren Bewegungen des Schiffes erwacht, hört das Uebergehen des Besahnsbaumes, springt eiligst in seine Kleider und an Deck. Ein Blick belehrt ihn, daß unser Freund „eine Eule gefangen" und er besteigt deshalb sofort die Commandobank.

„An die Backbords Achterbraffen! Ruder Backbord!" commandirt er. Die Raaen fliegen herum und das Schiff fällt so schnell, daß die Hintersegel im Nu vollstehen. „Rund vorn!" Auch die Vorsegel füllen sich, die Fregatte bekommt Fahrt, wird an den Wind gebracht und liegt bald ebenso ruhig auf dem Wasser wie zuvor. Sie hat wie ein muthwilliges Roß den ungeschickten Reiter abgeworfen, gehorcht aber willig dem Worte des Meisters.

Bölting bekommt jetzt eine Lection, die ihn zwar sehr beschämt; aber das Intermezzo bringt ihm wenigstens den Vortheil, daß er auf einmal ungemein wach geworden ist. Freilich, „die Geister, die er gerufen, wird er nun nicht los" und der Capitän bleibt auf dem Deck. Die Luft gefällt ihm nicht und das Barometer steht tief.

Er steht auf der Commandobank und sieht in den Wind. Huh! was für eine Nacht, schwarz wie chinesische Tusche und der Himmel schaut aus, als hätte er Trauer angelegt. Vergebens sucht das Auge nach einem tröstenden Stern. Nacht, überall Nacht, wohin es blickt. Im Westen steigt langsam eine schwere Masse am Horizonte empor. Der Capitän weiß, was sie bringen wird und trifft Vorbereitungen. Die Leute stehen fertig bei Marsfallen und Braffen und das Großsegel wird fortgenommen. Mit reißender Schnelligkeit breitet sich jetzt die Wolkenschicht am Himmel aus. Noch ist der Wind nicht da, aber die See bricht bereits mit hohltönendem Rauschen donnernd in sich zusammen.

Sieh dort! den langen, grünlich schimmernden Streifen, der wie eine feurige Schlange sich auf den dunkeln Wassern windet und mit ihren Bauchringen das Schiff zu umstricken droht. Was will jenes Gespenst der Tiefe?

Oh, der Capitän kennt es wohl. Es ist der Sturm, der hereinbricht und den kochenden Gischt vor sich hertreibt. Er hat keinen Augenblick zu verlieren, wenn er ihn gerüstet empfangen und nicht die Masten brechen oder das Schiff kantern will.

„Laufen Marssegel," commandirt er mit klartönender Stimme, die weit hinausschallt in die dunkele Nacht. Die Marsraaen rasseln donnernd an den Stängen nieder; doch kaum hat er gerufen: „Hol auf Luvbraffen, aus Refftaljen," ist auch der Sturm schon da und seine Worte verhallen im Toben des Windes und der See.

Mit einem Stoße, als wollte sie das Schiff aus dem Wasser heben, fällt die Bö in die Segel und bläht sie zum Zerspringen. Die Fregatte weicht dem furchtbaren Drucke und legt sich auf die Seite. „Auf mit dem Ruder, hart auf!" Die Leute bekommen keinen Zoll von Braffen und Refftaljen und Abhalten ist die einzige Rettung.

Die Leute am Ruder drehen mit aller Kraft am Steuerrade; es gelingt, aber das Schiff fällt nicht.

„Alle Mann auf!" commandirt der Capitän mit der äußersten Macht seiner Stimme; jedoch das Heulen des Sturmes, das Brausen der See und das Aechzen der Masten übertönt den Ruf. Glücklicherweise hat ein Bootsmannsmaat ihn vernommen und eilt in das Hängemattendeck, wo das „Alle Mann auf!" wie ein electrischer Schlag auf die Mannschaft wirkt und sie aus den Cojen treibt. Es ist keine Zeit zum Ankleiden; das „Alle Mann auf" in der Nacht ist der Hilfeschrei in der Noth. Jedermann weiß dies und folgt augenblicklich dem Rufe, wie der Muselmann der heiligen Fahne.

Die Fregatte liegt noch immer auf der Seite. Sie fliegt mit einer niegesehenen Fahrt durch die schäumenden Wogen, die sich brüllend an ihr hinaufwälzen und sie zu verschlingen drohen. Durch die Batteriepforten bringt strömend das Wasser und fällt ins Deck. Im Hängemattendeck herrscht die größte Verwirrung; das durch die Lucken hinunterspielende Wasser läßt die Leute glauben, es sei ein Unglück passirt.

„Wir sind übergesegelt, wir gehen auf den Strand, das Schiff ist leck." Diese Rufe tönen wild durcheinander und auf den Treppen drängt alles nach oben, um der Gefahr zu entrinnen. Der Tambour schlägt in Verzweiflung ohne Befehl Generalmarsch und steigert dadurch die Verwirrung noch mehr. Auf dem Oberdeck rennt alles mit den Köpfen gegeneinander; die dichte Finsterniß erlaubt keinen Schritt vor sich zu sehen. Jedes Commando hat aufgehört, der Sturm hat es übernommen und brüllt es mit Donnerworten den ohnmächtigen Menschen zu, daß ihnen das Blut in den Adern gerinnt.

Der erste Lieutenant und die übrigen Officiere sind ungeweckt auf das Deck gestürzt; in einer solchen Nacht bedarf es für sie keines Weckens.

Noch immer stürmt die Fregatte mit angebraßten Raaen durch die Fluten, als ob sie den wilden Jäger trüge zum Wettlauf auf Leben und Tod. Vergebens werden alle Anstrengungen gemacht, um das Schiff zum Abfallen zu bringen. Der Kopf des Ruders hat sich abgedreht, seine Wirkung ist aufgehoben und die zum Springen straff gespannten Braffen sprechen allen an sie verwendeten Kräften Hohn!

Die Masten biegen sich, die Raaen krachen, das ganze Schiff erzittert in seinen Fugen und stöhnt, als müßte es in dem übermenschlichen Kampfe erliegen.

Doch der Capitän sieht, daß etwas geschehen muß, wenn er einem großen Unglück vorbeugen will. Im Verein mit den Officieren gelingt es ihm einen Theil der Mannschaft auf dem Hinterdeck zu sammeln und sie zum Bergen des Kreuzsegels zu vertheilen. Die Taue werden steif geholt, um auf Commando das Segel schnell unter der Raa zusammenzuschnüren.

Winzige Menschen! wollt Ihr Eure Kraft mit der des Sturmes messen, des Sturmes, der Wälder entwurzelt und den Meeresgrund aufwühlt?

Kaum erhalten die Schooten Luft, da faßt der Wind das Segel, die schnürenden Taue springen wie Glas, es peitscht einige Male mit gewaltigem Knalle und wird zu Atomen zerschellt hinausgeführt über das weite Meer. Ein gleiches Schicksal trifft das Großmarssegel.

Was schadet dies jedoch? Der Zweck des Capitäns ist erreicht. Das Hinterschiff ist vom Druck der Segel befreit, der das Abfallen verhinderte. Jetzt wirken die Vorsegel allein; langsam richtet sich die Fregatte empor, kommt allmählich vor den Wind und die größte Gefahr ist beseitigt.

Schnell repariren die Zimmerleute das Steuerruder und bald läßt sich das Schiff wieder steuern. Seine Fahrt vermindert um ebensoviel die Kraft des Sturmes, das Commando wird hörbar, Ordnung und Disciplin kehren wieder. Die Sturmsegel sind gesetzt und die Pause, welche beim Sturme stets dem Verrollen dreier schweren Wellen folgt, wird benutzt, um das Schiff an den Wind zu bringen und beizulegen.

Die größte Wuth des Windes hat nachgelassen. Zwar weht es noch immer sehr hart, doch ist weiter keine Gefahr dabei. Der

„Seestern“ liegt unter seinen kleinen Sturmsegeln wie eine Möwe auf dem Wasser, treibt langsam seitwärts, und an dem breiten Kielwasser, das er mit seinem Rumpfe glättet, brechen sich die tosenden Sturzseen und laufen unschädlich unter dem Schiffe fort. Der Kampf der Elemente gegen die Menschen ist beendet und der Mensch ist Sieger geblieben.

Indessen ist es halb vier geworden. Die Mannschaft klart das Deck und die Freiwache wird mit einem Grog als Trost für die gestörte Nachtruhe unter Deck gepfiffen.

Auch die wachfreien Officiere gehen unter Deck und Bölting wünscht sehnlichst „acht Glas“ herbei, um seine gesprengten Lackstiefel zu wechseln. In der Batterie wogt das durch die Batteriepforten eingedrungene Wasser noch von Bord zu Bord, findet seinen Weg nach unten und auch in die Kammern der Badegäste. Letztere haben Zuflucht in der Officiermesse gesucht, als aber dort der schwere Mahagonitisch losgebrochen, sind sie in die Batterie geflohen. Dort stehen sie in Todesangst, während über ihnen das Heulen des Sturmes, das Arbeiten und Schreien der Menschen, das Knarren der Masten und das Brausen der See in schaurigem Concert ertönt. Schelker und Behr, die in ihren langen Regenröcken und Südwestern wie Nachtgespenster an ihnen vorbeigleiten, unterbrechen endlich das dumpfe Schweigen, das auf der Gruppe lastet. Behr ruft ihnen im Vorbeigehen zu: „Wir gehen hinunter, nun ist's vorbei.“ Gleich malt sich der Schrecken auf den entstellten Gesichtern der Badegäste, die Behrs Worte in dem Sinne auslegen, daß das Schiff untergeht und ihr letzter Augenblick gekommen ist.

Doch bald klärt sich das Mißverständniß auf und sie kommen mit dem Schreck davon. Ermattet suchen sie ihre Cojen wieder auf, während die Seeofficiere sich an einem Schinken und einer Flasche Madeira wohl thun. Der revolutionäre Tisch hat die Thür des Messeschrankes eingestoßen und dessen heimliche Schätze bloßgelegt, die jetzt zum großen Kummer des Messevorstandes unbarmherzig geplündert werden.

Im Hängemattendeck sind die meisten Leute wieder zur Coje gegangen. Zwar haben sie nur noch ein halbes Stündchen für sich, allein auf See geizt man mit der Zeit, die zum Schlafen vergönnt ist und ein ordentlicher Matrose schläft in einer halben Stunde mehr, als eine Landratte in einer ganzen Nacht.

Nur in der Bottlerei, der Speisekammer des Schiffes, deren Atmosphäre mit einem heimlichen Aroma von Rum gefüllt ist, ist eine kleine Gesellschaft versammelt. Sie hat es vorgezogen, den Rest der Freizeit wachend hinzubringen und bei einem steifen Grog, den der Bottelier als Wirth angerührt, ein kleines Garn zu spinnen. Sie besteht aus Schramm, Lebrecht, Kattblock und dem Bottelier und die Ereignisse der verflossenen Stunden sind natürlich das Thema der Unterhaltung.

„Nun wer hat Recht gehabt?“ äußert Kattblock, „habe ich nicht gesagt, daß des Bootsmanns Nase nie trügt? Es war aber auch eine hübsche Mütze voll Wind und es wundert mich, daß wir so billig fortgekommen sind.“

„Ja,“ meint Schramm, „es war ein Glück, daß wir den alten „Seestern“ bald vor den Wind bekamen. Wären wir noch länger so mit halbem Winde fortgegangen, würde unser Grog jetzt tüchtig nach Salzwasser schmecken.“

„Wo mag denn nur der Krankenwärter hingekommen sein?“ fragt Kattblock, „hoffentlich wird er sich jetzt davon überzeugt haben, daß Weiber an Bord stets schlechtes Wetter bringen.“

„Ich habe ihn nur einmal in der Batterie gesehen,“ erwidert Lebrecht. „Er war beim Ueberholen des Schiffes unter eine Kanone gerutscht. Er mußte dort eklig festgeklemmt sein, denn er schrie mordmäßig und jammerte schrecklich über seine Frau und Kinder.“

„Was?“ wirft der Bottelier ein, „er hat ja weder das eine noch das andere.“

„Nun,“ meint Lebrecht, „dann wird er es wohl nur gethan haben, um Mitleid zu erregen und Hilfe zu erhalten, da ihm das Wasser gehörig die Klüsen (Augen) auswusch.“

„Ich konnte mich nicht um ihn bekümmern, da der erste Officier mich nach einer Laterne geschickt hatte. Im Grunde genommen, gönnte ich ihm jedoch das Bad von ganzem Herzen. Der Kunde thut immer, als wenn er, Gott weiß, was für ein Seemann wäre, und versteht eben so wenig davon, wie meine Großmutter.“

Der schrillende Ton der Pfeife, das Schlagen der Glocke und das Commando „Backbordwache an Deck“ stört die Unterhaltung. Schnell knöpft jeder die dicke Jacke bis unter das Kinn zu; die Gläser werden bis auf die Nagelprobe geleert, ein frisches Stück Tabak hinter den letzten Backzahn an Steuerbordseite gestaut, und so gerüstet begeben sich die drei Unterofficiere an Deck. Dort harrt ihrer die interessante Aufgabe, an einem eisigen Wintermorgen neue Marssegel unter die Raaen zu binden, eine Arbeit, die man jedem andern lieber gönnt, als sich selbst. Der Bottelier als Freiwächter beneidet sie auch nicht darum und freut sich im stillen, daß er nicht mit an Deck braucht, sondern seine warme Coje aufsuchen kann.

Christliche Romane und religiöse Novellen.

Eine unlogische Abhandlung von einer Frau.

Es ist schon manches über religiöse Erzählungen und Romane gesagt worden, sie haben eigentlich einen schweren Stand in der Welt und es scheint verwunderlich, daß sie bis jetzt ihr Dasein gefristet haben, ja, in neuerer Zeit noch an Verbreitung gewinnen. Den Frommen sind sie häufig nicht fromm genug und den Weltlichen zu fromm; vom ästhetischen Standpunkt aus findet man schließlich die Mischung von Erbaulichem und Unterhaltendem geschmacklos.

Es mag in jedem dieser Vorwürfe Wahrheit liegen, und doch glaube ich, die religiöse Erzählung, wenn sie r e c h t e r Art ist, läßt sich rechtfertigen gegen ihre Feinde, und darf, auch nur vom Standpunkt der Billigkeit aus, mit Recht und Ehren ihren Platz in der Literatur einnehmen. Hören wir die Einwürfe einmal näher an:

„Das ist der eitle Weltsinn,“ sagt der Fromme; „der bequeme Weltsinn, der sich alles leicht und angenehm zu machen sucht; sogar den Weg zum Himmel möchte er noch in einer unterhaltenden Geschichte finden! Durch solch süß eingekleidete Frömmigkeit wird besonders die Jugend in Täuschung gewiegt, die ohnehin geneigt ist, ihre Lebensaufgabe leicht zu nehmen. Wenn so ein junges Mädchen sich an einem stillen Sonntag Nachmittag vertieft in eine recht anziehende Geschichte von dem edlen Dunallan, der die weltliche Katharine für den Himmel und für seine Liebe zugleich gewinnt, oder von der lieblichen Elisabeth, die sich auf dem Ball in einen Kürassierlieutenannt verliebt und nachher einen frommen Christen aus ihm macht, — so glaubt sie, sie habe ihren Sonntag würdig gefeiert, ein gottgefälliges Werk gethan und wesentliche Fortschritte in ihrer Heiligung gemacht!“

Ist nicht ganz ohne Grund. Das Menschenkind, besonders das jugendliche, möchte gar gerne seine Rosen nicht aus Dornen pflücken und hält, wie auch Jean Paul sagt: „Bereuen für Bessern, Entschlüsse für Thaten,“ es gilt da auf seiner Hut zu sein, für die Jugend selbst und für die, welche über sie zu wachen haben. Der schmale Weg kann keinem erspart werden, nur Eine Schrift kann dazu helfen, daß die Seele wurzle in dem rechten Grund, aus dem allein reine Blüthen und gesunde Früchte sprießen; — Menschenworte, und seien es die schönsten und besten, können nur auf den rechten Führer hinweisen, nicht ihn ersetzen.

Aber die ernsten und strengen Seelen, die auch kein Blümchen am schmalen Pfade wollen sprossen sehen, die Blüthe und Schmuck ganz aus dem Leben bannen wollen und alles vertilgen, was nicht unmittelbar zum Ziele führt, sie vergessen, daß uns vom Schöpfer auch die leibliche Speise nicht nur als roher Nahrungsstoff geboten wird, wie ihn der Körper unmittelbar bedarf, sondern in mannigfachen Formen als goldne Aehre, als liebliche Frucht; sie vergessen, daß der Herr selbst, der mit Bewußtsein den ernsten Gang zu einem schweren Ziele ging, den Blick der Seinen doch auf die schönen Lilien des Feldes, auf die leichten Vöglein unter dem Himmel gelenkt hat, daß er nicht verschmäht hat, mit seiner Himmelskraft Freude und Segen zu spenden zu einem irdischen Hochzeitsmahl und daß er seine höchsten und tiefsten Lehren noch in anmuthige Gleichnisse einkleidete.

„Wir haben ja nichts gegen die Religion, wo sie hingehört,“ lautet eine andere Stimme, „wer Lust hat, soll Bibel, Predigten und Erbauungsbücher lesen, jedes an seinem Platz, aber wozu denn

fromme Reden und Grundsätze mitten in Lebensbildern und Liebesgeschichten? Da wird das Heilige heruntergezogen und der weltliche Genuß gestört, lieber jedes besonders, solche Vermischung taugt nicht."

Hier freilich kommt es auf den Standpunkt an, auf das, was wir für Leben halten. Entweihung des Heiligen ist die Verwebung, ich möchte sagen, das unbewußte Durchleuchten der innersten Ueberzeugung auch durch Bilder und Gestaltungen des äußern Lebens nicht, für den, der sich ein Leben ohne Glauben so wenig denken kann als eine Erde ohne Sonnenlicht.

Romanlesen an sich können wir auch vom strengsten Standpunkt aus nicht für Sünde ansehen. Es ist kein Unrecht, vielmehr einfache Menschenbestimmung, das Menschenleben und seine verschiednen Erscheinungen, die mannigfachen Wendungen menschlicher Geschicke anzuschauen und kennen zu lernen, so kann es auch nicht Unrecht sein, diese Bilder des Lebens durch fremde Darstellung kennen zu lernen, vielleicht anmuthiger und anschaulicher zusammengefügt als sie das Alltagsleben zeigt, oder verklärt im Lichte der Poesie.

Das rechte Licht, das Harmonie bringt in die bunten, oft auch so düstern und verworrenen Bilder des Lebens, das Lösungswort für all seine Räthsel, wird nun freilich auf verschiedenen Seiten gesucht; wer für sich gewiß ist, dieses Licht, diese Lösung im Glauben gefunden zu haben, für den wird es natürlich sein, die Lebensbilder, die er andern vorführt, in diesem Lichte zu malen, er kann nicht anders, und wenn sie einem jungen Herzen so zur Hinweisung werden auf die rechte Quelle des Lichts, wenn ein reiferes Gemüth auch für die Räthsel seines Lebens Lösung findet in solcher Anschauung, so ist eine solche Darstellung auch vom weltlichsten Standpunkt aus wenigstens eben so berechtigt als poetische Werke, die ihr Licht von einer andern Flamme borgen.

Der alte Prediger Rieger sagt einmal: „Die Erscheinung, daß man sich seines Gottes schämt, kommt nur bei Christen vor." Unwillkürlich wird man an diese Aeußerung erinnert, wenn man sieht, wie ängstlich fast in den meisten Erzählungen all und jede Beziehung auf den Glauben vermieden wird, der sich, so wie auch jetzt noch die Sachen stehen, schon durch das äußere Leben, von der Wiege bis zum Altar und bis zum Sarg als ein unzerreißbarer Faden zieht, den keiner wohl je so ganz abzuschütteln vermocht, als er vielleicht selbst geglaubt.

Es sind alte Vorwürfe gegen das Romanlesen, daß sie oft durch schlüpfrige Bilder und Darstellung gefährlicher Situationen die junge Phantasie beflecken; — gewiß, indeß kann man von solchen Büchern am Ende ein junges Gemüth doch fern halten, — oder mehr noch darin, daß sie zu früh Gefühle ins Bewußtsein rufen, die bis zur rechten Stunde in der Knospe bleiben sollen, daß sie in ideale Träume einwiegen, die untauglich für ein gesundes Leben machen, oder daß sie durch leichte geistige Kost, durch Genuß ohne Mühe den Sinn verderben für den Ernst des Lebens und des Lernens. — Auch hier kann eine tüchtige Erziehung, eine vernünftige Beschränkung, der Gefahr entgegenwirken. Ein Hauptnachtheil scheint mir aber darin zu liegen, wenn uns der Roman eine Welt ohne Seele, ein Leben ohne Gott vorführt, und so der Sinn ganz abgestumpft wird für die tiefe und wahre Bedeutung des Lebens.

Wir können nicht erwarten, nicht verlangen, daß nur religiöse Romane und Erzählungen geschrieben werden sollen; aber bei größer und tiefer angelegten Lebensgemälden, die nicht zu jenem gewöhnlichen Schlag gehören, wo die einzige Pointe bleibt, ob Er Sie kriegt oder nicht, die Anspruch auf psychologisches Eingehen machen, bei solchen finden wir es nicht einmal wahr und lebensgetreu, wenn uns ganze Menschengeschicke, Frauenleben mit Lieb und Leid, mit allem Wechsel von Hoffnung und Täuschung, von Glück und Unglück vorgeführt werden, ohne daß auch nur ein Gedanke an eine höhere Ordnung der Dinge und an ihren Lenker, an ein ewiges Ziel des irdischen Treibens darin anklingt. Und doch finden wir es so in manchen sehr beliebten Schriften unsrer Tage, die nach der Versicherung gescheidter Leute recht passend für junge Leute zu lesen sind. Aber freilich: „was i net hab', kann i net hergeben" sagte jener Schüler, dem sein Aufsatz abgefordert wurde, und es ist das ein sehr triftiger Grund.

Wenn wir aber glauben, den religiösen Romanen eine berechtigte Stelle einräumen zu dürfen, so müssen wir vor allem fordern, daß das innere Glaubensleben wahr sei, wenn es rein und erwärmend in der poetischen Darstellung hervortreten soll. Etwas Gemachtes, Aufgeleimtes, wirkt gerade auf diesem Gebiete mehr abstoßend als segenbringend. Das muß von selbst hervorklingen aus der Erzählung, der gute Wille allein thut's nicht, noch weniger blos eingestreute fromme Sentenzen.

Eben so wenig thut es der gute Wille und der redliche Glaube, wo die poetische Begabung, der Beruf zum Erzählen fehlt. „Ich möchte so gern meinen Mitschwestern einen Dienst erweisen, möchte ihnen ans Herz legen, was ich als wahr erkannt!" Das ist ein schöner Wunsch, aber wenn Dir Gott nicht die Gabe verliehen hat, das was Du sagen willst, auch in ansprechender Weise zu sagen, dann sei gewiß, dann hat er Dich auch nicht berufen, Deinen Schwestern in dieser Weise zu dienen; dann lege getrost die Feder nieder; was Du innerlich errungen, das geht darum doch nicht verloren, nicht für Dich, nicht für andere. Es gibt nichts Lieblicheres und Wohlthuenderes, als schönen Gesang; wem aber der liebe Gott einmal keine Stimme verliehen hat, der wird ja doch nie versuchen, seine Freunde mit Singen erheitern zu wollen.

Religiöse Erzählungen im echten Sinn, die wirklich der wahre Ausdruck eines innern Glaubenslebens sind, das die ganze Anschauung der äußern Lebensverhältnisse durchdringt, haben wir lange Zeit zumeist von England erhalten. Miß Edgeworth, Grace Kennedy sind Namen guten Klanges bei uns geworden. Wenn auch die erstere ihre Moral vielleicht etwas zu handgreiflich predigt, die letztere eine etwas methodistische Färbung hat, so haben doch Helene und Dunallan, beide einst viel gelesen, die Hauptvorzüge eines guten Buches: daß man es gern liest und daß es einen wohlthätigen Eindruck hinterläßt.

Die Blüthezeit der Frauen aber ist meist eine kurze, wie im Leben, so in der Literatur, und so gehören diese beiden schon der Vergangenheit an; Miß Wetherell, die Verfasserin der „weiten, weiten Welt" und mehr noch die Verf. des „Erben von Redclyffe" und die von „John Halifax" sind unter den Neuen unübertroffen in ihren anmuthigen Familiengemälden mit dem feinen Blick in die Schattirungen des Alltagslebens und des Menschenherzens.

Unter deutschen Schriftstellerinnen ist bis jetzt auf diesem Gebiete Maria Nathusius als eine der ersten anerkannt, und wie man sich auch zu ihrer sehr ausgesprochenen Tendenz verhalten mag, niemand wird ihr absprechen, daß sie zur Schriftstellerin berufen war, daß sie lebendig, frisch und ansprechend erzählt und daß ihr bei allem Ernst der Gesinnung nicht der feine taktvolle Frauenhumor fehlt, der den Bildern Reiz und Würze gibt. Wir rechnen ihre kleinen Erzählungen „Julchens Haushalt", „Christfrieds erste Reise" zu dem Reizendsten, was sie geschrieben; auch das „arme Fräulein" ist eine anmuthige und anregende Gestalt. „Elisabeth", das meistgelesene ihrer Bücher, könnte bei jungen Mädchen vielleicht seinen Zweck manchmal verfehlen, weil die Balliebschaft noch so sehr gut ausfällt, und so eher zum anlockenden als abschreckenden Beispiel werden dürfte; trotzdem enthält es viel Wahres und Schönes und ist ein goldenes Büchlein für junge Frauen. Ganz köstlich gezeichnet sind einige der Nebengestalten darin: die ehrwürdigen Großeltern, der ergötzliche Junggeselle Herr Karl von Budmar, der nicht zum Heirathen kommt, weil er nicht weiß, wie er sich als glücklicher Ehemann geberden soll.

Zur Beruhigung und zur Ermunterung schreibender Frauen möchten wir noch eine Stelle aus einem Brief anführen, den Gotthelf Schubert einer Frau schrieb, der es Skrupel machte, ob sie als Schriftstellerin nicht über die rechten Grenzen des Frauenberufs hinausgehe. Er schreibt:

„Es hat in Italien sonst viele talentvolle, gute Frauen gegeben, welche die Arzneikunde studierten und den Doktorhut mit allen Rechten der medizinischen Praxis sich erwarben. Das Geschäft dieser weiblichen Doktoren war es, zunächst die Leidenden aus ihrem Geschlecht, sowie kranke Kinder heilbringend zu behandeln, und sie haben auf diesem Berufswege viel Gutes geleistet.

„Sie nun, meine Freundin, können im Reiche des Geistigen und Sittlichen ein solcher Doktor werden, der Gott der Herr, wenn Sie treu bleiben, selbst den Doktorhut aufsetzen wird. Mit einem scharfen, guten Blick in die geistigen Krankheiten, an denen Ihr Geschlecht in diesen Tagen leidet, können Sie deren Anzeichen und den zur Genesung oder zum Tode führenden Verlauf so genau beschreiben, daß manche Seele, die unbewußt an solcher Krankheit leidet, aus ihrer Sicherheit geweckt und um ihre Heilung besorgt gemacht wird.

„Und wenn Sie es dann nicht fehlen lassen, das einzig wahre Universalmittel zu empfehlen, und, soweit das in Menschenmacht steht, auch darzureichen, so segne und stärke Gott Ihre treue, redliche Hand!“

In diesem Sinn also begrüßen wir gerne die Bücher von Frauen für Frauen und zwar nicht blos als Arznei, sondern zugleich als eine angenehme Erfrischung und gesunde Wegzehrung. Eine solche zu bereiten ist ja von jeher das Vorrecht der Frauen gewesen, auch ohne Doktorhut.

D. W—th.

Bilder aus dem Alterthum.

Julius Cäsars Triumphzug.

Ein festlicher Tag war in Rom angebrochen. Kaum beschienen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne das Dach des Capitols, als sich bereits in den Straßen eine freudig erregte, den unteren Ständen angehörige Menge zeigte, von denen die meisten dem vor der Stadt belegenen Marsfelde zueilten. Auch in dem Hause des Senators Gajus Valerius war man früher als gewöhnlich aufgestanden. Die Sklaven befanden sich unter Anleitung des Atriensis (Haushofmeisters) schon vor Aufgang der Sonne in voller Arbeit. Die einen waren geschäftig, die Säulen, welche die Decke des Vestibulum (Vorhofes) trugen, und die hier aufgestellten Marmorstatuen zu säubern; andere reinigten in dem Atrium (Vorhalle) den mit Mosaik ausgelegten Fußboden, entfernten mit befeuchteten Schwämmen den Staub von den Wandgemälden, während ihre Genossen die an den Flügeln und Pfosten der Hausthüre angebrachten Zierrathen von Gold und Schildpatt sorgfältig abrieben. Dabei schauten sie die Straße hinab und redeten mit dem einen oder andern der Vorübergehenden ein kurzes freundliches Wort halblaut, damit der Atriensis es nicht bemerkte, der sie wiederholt antrieb, ihre Arbeit rasch zu beenden. Als es geschehen, trugen sechs hochgewachsene kräftige Männer, ihrer Abkunft nach Syrer, das mit schwellenden Kissen ausgestattete Tragbette des Hausherrn in das Vestibulum, setzten es behutsam nieder und entfernten sich wieder, um ihre hochrothe Festkleidung anzulegen.

Gajus Valerius hatte sich gegen seine Gewohnheit früh von seinem Lager erhoben und war, nachdem er ein Bad genommen, in sein Studierzimmer eingetreten, die unaufschiebbaren Geschäfte des Tages zu erledigen. Hingestreckt auf einem mit schön gewirkten Teppichen behangenen Ruhebette ließ er sich hier die am Tage vorher eingegangenen Briefe vorlesen, dann diktirte er einem seiner Schreiber, einem Griechen, der auch der lateinischen Sprache mächtig war, die Antwort auf diejenigen, welche solche sofort erheischten, während ein Freigelassener, sein vertrauter Diener, ihm das Frühstück vorlegte. Rasch las er das Niedergeschriebene durch, ließ die Täfelchen zusammenlegen und mit einem Faden umschlingen, dessen Enden mit einem Stückchen Wachs verbunden wurden. In das Wachs drückte er seinen Siegelring und übergab die Briefe den inzwischen herbeigerufenen Tabellariern zu schneller Besorgung. Eben hatte er noch in eine Rolle, die ein Freund ihm gestern gesandt — es waren Gedichte — hineingeblickt, als der Sklave, dem die Tageszeiten zu beobachten oblag, eintrat und meldete, daß die zweite Stunde der ersten Vigilie vorüber sei und die dritte begonnen habe.

Nun galt es Eile, denn der vornehme Senator wurde an der Triumphpforte erwartet. Er stand auf, begab sich in sein Ankleidegemach, wo der Freigelassene ihm das Haar zu ordnen und die blendend weiße, mit breitem Purpurstreifen verbrämte Toga anzulegen behilflich war. Dann ging er in das Vestibulum, wo unterdessen die vorhin genannten Syrer sich eingefunden hatten. Sobald der Hausherr in das Tragbette gestiegen war, huben sie dasselbe auf ihre breiten Schultern und schritten auf die Straße hinaus. Hier gab es bereits ein dichtes Gedränge und den vorauseilenden Sklaven kostete es Mühe, den rasch fortschreitenden Trägern Bahn zu brechen.

Ein Aufzug, wie Rom ihn noch nie seit Erbauung der Stadt gesehen, wurde erwartet. Julius Cäsar, dem vor drei Jahren (49 vor Chr. Geb.) der römische Senat befohlen, sein Heer zu entlassen, widrigenfalls er für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden würde, hatte jetzt die höchste Gewalt in Händen. Der Senat schmeichelte ihm gegenwärtig eben so sehr, als er früher, da der alle an Klugheit und Energie überragende Prätor noch in Gallien war, sich hochfahrend gegen ihn benommen hatte. Vor wenig Tagen im Tempel der Bellona versammelt, um darüber zu berathen, ob dem in Gallien und in Egypten, in Kleinasien, in Afrika und in Hispanien siegreichen Feldherrn ein Triumphzug zu gestatten sei, hatte der Senat einstimmig, ungeachtet der Einreden einiger Volkstribunen, die bei solchen Berathungen gegenwärtig zu sein berechtigt waren, die Zusage des Triumphes zum Beschluß erhoben. Die nicht unbedeutenden Kosten waren auf den Staatsschatz angewiesen worden. Es war diese Bewilligung eine eitle Förmlichkeit. Denn der römische Senat war ein machtloses Werkzeug in Cäsars Hand. Nachdem dieser den Rubikon überschritten, hatte er in 60 Tagen sich zum Herrn von ganz Italien gemacht, seinen Feinden großmüthig verziehen und den öffentlichen Schatz, der damals ungeheure Summen barg, trotz des Widerspruchs des Tribuns Tiberius Metellus, an sich genommen. Zum Dictator ernannt, lehnte er diese Würde ab und ging als Consul, den Pompejus in Thessalien, in Egypten den König Ptolemäus, Pharnaces in Kleinasien, in Afrika Scipio und Juba zu besiegen, zu Schiffe. Nun war er ruhmgekrönt zurückgekehrt, hatte einen Theil seines Heeres entlassen — ein Triumph so glänzend wie noch niemals sollte heute gefeiert werden.

Bereits in früher Morgenstunde hatten sich Abtheilungen von allen Legionen, welche die verschiedenen Feldzüge Cäsars mitgemacht hatten und inzwischen beurlaubt gewesen waren, auf dem Marsfelde versammelt. Hier wurden sie von ihren Centurionen und Subcenturionen (Hauptleuten und Unterhauptleuten) in Cohorten und Manipeln aufgestellt. Reiter und Fußsoldaten erschienen in blanker Waffenrüstung, die Helme und zahlreichen Feldzeichen mit Lorbeer umwunden; rings umher eine zahllose Zuschauermenge, die bis zum Triumphthor Spalier bildete, alle in festlichen Gewändern und mit freudestrahlendem Antlitz. Innerhalb des Thors, im Hintergrunde unserer Abbildung, waren zu beiden Seiten Gerüste aufgeschlagen und mit Laub- und Blumenguirlanden geschmückt, auf welchen Männer und Frauen aus den vornehmsten patrizischen Familien Platz genommen hatten. Vor dem Thor harrten der Senat, die Volkstribunen und mehre angesehene Bürger, den Zug ehrenvoll zu empfangen, der sich in weiterer Entfernung ordnete. Endlich war die Aufstellung vollendet. Die Tubabläser gaben das Zeichen zum Aufbruch, weithin ward der tiefe schmetternde Ton der geradförmigen Trompeten vernommen und tausendstimmig erschallte der Jubelruf des Volkes, das heute zum festlichen Schmause eingeladen war: Jo triumphe! Jo triumphe!

Unser Bild stellt auf beschränktem Raum nur einen Theil des festlichen Zuges, jedoch den Haupttheil dar. Das von korinthischen Säulen getragene, mit Laubgewinden verzierte Triumphthor, ein edler, majestätischer Bau erhebt sich im Hintergrunde. Auch die nahe gelegenen Tempel sind mit Laub geschmückt. Im Vordergrunde rechts sind die den Zug eröffnenden Magistrate und vornehmen Bürger, denen die aus Tubicinen bestehende Musikbande folgte, bereits an dem Auge des Beschauers vorübergezogen. Ebenso die imposante Menge von Kriegsbeute, die kostbaren Waffen der erschlagenen feindlichen Heerführer (die Spolien), ihre kunstreich gefertigten Panzer, ihre glänzenden Schilde, ihre Helme, Schwerter und Speere, die Feldzeichen, welche dem Feinde abgenommen, die Tafeln, auf welchen die eroberten Städte und Festungen, die Berge und Flüße, welche das Heer überschritten, abgebildet waren, die ehernen, elfenbeinernen, marmornen Statuen und Bildsäulen aus den Tempeln der Feinde, Bilder von Göttern und Heroen, dazu silbernes und goldenes Geräthe, Becher, Schalen, Räuchergefäße und andere Schätze, so viele sich hatten auftreiben lassen. Dies wurde theils von einzelnen Männern getragen, so die Waffen und die Tafeln, unter denen auch die nicht fehlte, auf welcher die berühmten Worte standen, mit welchen der siegreiche Feldherr das Ergebniß seines fünftägigen Felzugs im Pontus nach Rom gemeldet hatte: Veni, vidi, vici! (Ich kam, ich sah, ich siegte!); theils ruhte es geschmackvoll geordnet auf Wagen oder auf besonders zu diesem Zwecke angefertigten Gerüsten. Die in Egypten gemachte Beute war auf einer aus Schildpatt gearbeiteten



Cäsars Triumph.

Originalzeichnung von Albert Kretschmer.

Tragbahre aufgestellt, die Beute aus Afrika auf einer anderen aus Elfenbein; die Spolien, welche die Siege in Gallien verherrlichten, ruhten auf einem aus Citronenholz gebauten Gerüste. Langsamen Schrittes gehen die bärtigen Männer, welche diese Waffen und Geräthe tragen, ebenso langsam die vor den Wagen gespannten Rosse, von den Rosselenkern mühsam gezügelt, damit die Zuschauer alles genau betrachten und an dem Glanz der zahllosen Kostbarkeiten das Auge weiden können. Was dann folgt, zeigt uns das Bild: vorn ganz rechts den letzten der Jünglinge, auf dessen Händen ein zierliches, mit gemünztem Gold und Silber gefülltes Kästchen ruht. Ihm voran sind schon andere, die ähnliche Kästchen mit gleichem Inhalt trugen, auch solche, die größere an Tragstangen befestigte Behälter, jeder mit drei Talenten, auf ihre Schultern genommen hatten. Denn nicht weniger als 72 Millionen Thaler, die er erbeutet, ließ Cäsar in diesem Zuge vorauftragen und legte sie nachher in den öffentlichen Schatz.

Zahlreiche Priester und Opferthiere folgen. Der beschränkte Raum unsers Bildes gestattete nur die Darstellung des Oberpriesters (des Flamen dialis). Es ist dies der Mann mit dem ernsten Antlitz in seiner faltenreichen, mit breiter Purpureinfassung verzierten Toga, die er zur Feier dieses Tages umgethan; auch seine Kopfbedeckung hat er mit Lorbeerblättern geschmückt. Hinter ihm her wird einer der für das Opfer und den Festschmaus bestimmten Stiere gezogen, von denen hundert und noch mehr in solchem Zuge zu sein pflegten. Das Thier von edler Rasse ist schneeweiß von Farbe, gezüchtet an den Ufern des Clitumnus, von dessen Wasser gesagt wurde, daß die Haare der damit getränkten Herden bleichten. Seine Hörner sind vergoldet und durch eine Schnur verbunden; von dem Blumenkranze, der seine breite Stirn schmückt, hängen die Enden, die Vittä, über den Nacken herab, ein buntgewirkter Teppich bedeckt seinen Rücken. Der Victimarius (Opferdiener), ein Jüngling, das dunkle Haar mit einem Lorbeerkranz umwunden, führt ihn mit der linken Hand am Halfter, während die rechte ein Wassergefäß hält. Gegenüber hat ein dunkelfarbiger Numidier das linke Horn des Stiers mit nervigter Faust gefaßt. Den Popa, der das Opferthier am Altar mit dem Beil zu Boden schlägt und den Cultrarius, der ihm den tödtlichen Stich in den Nacken versetzt, hat der Künstler, wie es scheint, zusammen in jenem robusten Manne abgebildet, dessen Oberleib entblößt ist und der auf der nackten Schulter das Beil trägt, während an seinem Gürtel zwei dolchähnliche Messer in der Scheide stecken. Andere Opferstiere in gleicher Begleitung folgen; man gewahrt noch die Hörner von einem zweiten.

Den ergreifendsten Anblick gewähren die vornehmen Kriegsgefangenen, welche mit Ketten an den Händen gefesselt dem Wagen des Triumphators voranzuschreiten gezwungen worden. Jener Mann mit den finster grollenden Zügen, eine Binde um das wallende Haar und die Brust mit einem Schuppenpanzer bedeckt, ist der Averner Vercingetorix, dessen an Zahl dem römischen weit überlegenes Heer Cäsar bei Alesia unweit Dijon besiegte. Seinen Mienen nach zu urtheilen, ahnt er sein drohendes Geschick; er wurde bald nach dem Triumphzuge enthauptet. Der neben ihm schreitende Gallier hat den breitrandigen mit Stierhörnern versehenen Hut tief ins Gesicht gedrückt und schlägt beschämt die Augen zu Boden. Hinter diesem schreiten drei andere, der eine ein Phrygier aus Kleinasien, der zweite mit der spitzen Mütze und dem herabhängenden Bart ein Egypter, der dritte, unbedeckten Hauptes, wahrscheinlich ein Feldherr des besiegten hispanischen Heeres. Am meisten Theilnahme erregen die beiden Fürstinnen mit ihren Frauen, deren kostbare Diademe schlecht zu den eisernen Armspangen passen, mit denen sie gefesselt sind. Im Bewußtsein ihrer Kühnheit, mit der sie noch vor kurzem des Triumphators Ränken in Egypten widerstanden, trägt Arsinoë, Kleopatras schöne Schwester das Haupt stolz erhoben, dem Unglück trotzend, von dem sie betroffen werden, während die andere Fürstin, die mit ihr dasselbe Loos der Gefangenschaft theilt, betrübt das Haupt zu Boden schlägt. Wehmüthig ruht auf dieser Gruppe der Blick der vornehmen Römerin, die zur rechten Hand des Beschauers vorn auf der Estrade steht, die Hand unter dem Kinn gestützt. Ihre Genossin zur Seite zeigt lebhaft erregt mit ausgestrecktem Finger nach den gefesselten Frauen. Der letzte der Gefangenen, ein Jüngling im Schuppenharnisch, den römische Adler mit ausgebreiteten Flügeln zieren, ist der Sohn des numidischen Königs Juba, der nach der unglücklichen Schlacht bei Thapsus sich selbst entleibt hatte. Die aufrechte Haltung des dunkelfarbigen Jünglings, die er sich auch jetzt noch als Gefangener bewahrt hat, darf als eine Vorbedeutung angesehen werden, daß er noch einst des Vaters Krone tragen soll, die er später auch wirklich erhielt. Eine Anzahl Lictoren, die Ruthenbündel (Fasces) und die Schläfe mit Lorbeerreisern umwunden, im Ganzen 72, schließen diese Abtheilung des Zuges und eröffnen die folgende, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Der Triumphator selbst, eine hohe edle Gestalt, mit ernstem aber Wohlwollen verkündendem Antlitz, steht auf dem vergoldeten, thurmähnlich gebauten Wagen, einen goldenen Lorbeerkranz auf seinem Haupte. Er hat, wie es die Sitte fordert, die purpurfarbene, reich mit Gold gestickte Toga, welche die Statue des Jupiter im Capitol zierte, umgethan; auch die Tunika, sein Untergewand, ist mit Stickereien versehen, und um dem Jupiter möglichst ähnlich zu sein, hat er seine Wangen geschminkt. Die rechte Hand ruht auf der Brüstung des Wagens, der von vier neben einander geschirrten milchweißen Rossen von edler Abkunft gezogen wird, die linke hält den aus Elfenbein und Gold zierlich gearbeiteten Herrscherstab, das Scepter. Neben dem Wagen reiten zwei der angesehensten Feldherren, Legaten oder Tribunen, stolze Blicke um sich werfend. Unmittelbar hinter dem Triumphwagen marschirt das sieggekrönte Heer mit seinen zahlreichen Adlern und andern Feldzeichen, von Zeit zu Zeit in das Jo triumphe! der Zuschauer begeistert einstimmend. Einige Soldaten sind mit Ehrengeschenken, Kronen und Ringen, alle mit Lorbeerzweigen geschmückt. Heute ist ihnen alles erlaubt, sie singen sogar Spottlieder auf ihren Feldherrn und dessen Officiere, abwechselnd mit Ruhmesgesängen, durch welche ihre eigenen Heldenthaten verherrlicht werden.

Ein Blick auf die Zuschauer zeigt uns, wie lebhaft diese an der Festesfreude Antheil nehmen. Viele von ihnen jubeln mit emporgehobenen Armen dem Triumphator entgegen. Mancher gewahrt auch wohl unter den Soldaten einen Verwandten und Bekannten, dem er freundlich winkt; andere blicken wehmüthig, wie jener Greis, der gebückt am Stabe links auf der Tribüne steht, auf die Gefangenen. Aber es ist keine Zeit sich der Trauer hinzugeben. Unter beständigem Jubelrufen bewegt sich der Zug über das Velabrum, den am Fuß des aventinischen Hügels gelegenen Marktplatz und durch den Circus Maximus, der zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel liegt, die via sacra hinab über das Forum nach dem Capitol. Alle Tempel, an denen man vorüberkommt, sind bekränzt und aus den geöffneten Pforten strömt der liebliche Duft des Weihrauchs. Unweit des Tempels der Fortuna brach die Axe des Triumphwagens, fast wäre Cäsar hinabgestürzt, er mußte einen andern besteigen.

Vor dem Capitol angelangt, wird Halt gemacht, die Kriegsgefangenen werden in die Kerker zurückgeführt, der Zug löst sich auf, das Volk und die Soldaten zerstreuen sich in die Straßen und auf die freien Plätze der Stadt. Der Triumphator stieg die breiten Marmorstufen zu dem Tempel des Jupiter Capitolinus auf den Knien hinauf und legte die von den Fasces abgelösten Lorbeerreiser vor der Statue des Gottes nieder. Dann beginnen die Opfer, denen sich die Festmahlzeit anreiht, zu welcher wohl auch die Consuln eingeladen sind, aber die Sitte verlangte, daß man zugleich sie bitten ließ, nicht zu kommen, um nicht unter dem ihnen heute dem Range nach voranstehenden Triumphator an der Tafel Platz nehmen zu müssen.

Das Volk ward an zweiundzwanzigtausend Tischen, an jedem neun bis zwölf Personen, aufs beste bewirthet; selbst Muränen aus den Teichen des Hirtius und die süßen Falerner- und Chierweine, die vorzüglichsten, welche man kannte, wurden ihnen vorgesetzt. Man aß und trank, sang und jubelte bis in die späte Nacht. „Sei gerecht und Du wirst büßen! Sei ungerecht und Du wirst herrschen!“ riefen die einen, spottend auf Cäsars Zukunft deutend, während andere rühmend seiner Siege gedachten. Ganz Rom schwamm an diesem Tage in Freud und Wonne. Am meisten Ehre ward den Kriegern erwiesen, denen der Staat sein Ansehen verdankte; je nach ihrer Stellung empfingen sie reiche Geldgeschenke, die Gemeinen jeder 1000 Thaler, die Hauptleute 2000, die Tribunen des Heeres 3000. Die Beute war unerschöpflich; allein 2822 goldene Kränze konnten, außer den oben erwähnten 72 Millionen, in den öffentlichen Aerar niedergelegt werden.

Nachdem die Tafel aufgehoben, begleitete der Senat den Triumphator in seine Wohnung. Hiebei gingen vierzig Elephanten zur rechten und linken Seite des Zuges, welche auf ihren Rüsseln Laternen trugen.

Am späten Abend kehrte Gajus Valerius ermüdet und abgespannt von den Erlebnissen des Tages in seine Wohnung zurück. Er gehörte nicht zu Cäsars Freunden, obwohl er seine wahre Gesinnung verbarg; um so weniger hatte das schmeichlerische Schaugepränge ihn angesprochen. Seine syrischen Sklaven hatten ihn mit der Tragbahre am Hause Cäsars, welches an der via sacra lag, erwartet und trugen ihn, so rasch die drängende Menge das Durchkommen erlaubte, nach seiner Wohnung. Hier angekommen, begab er sich sogleich zur Ruhe, nachdem er für den nächsten Morgen seine Abreise angeordnet hatte.

Am folgenden Tage früh rollte eine mit gallischen Zeltern bespannte Reda (Reisewagen) die appische Straße entlang, und hielt bei dem Hain der Camönen an. Es währte nicht lange, so nahte die Sänfte des Senators, die heute rascher als gestern durch die menschenleeren Straßen hatte getragen werden können; ihr folgten zwei Wagen, welche die Dienerschaft und das Gepäck des Herrn führten. Nachdem Valerius ausgestiegen war und in der Reda Platz genommen hatte, kehrten die Träger langsamen Schrittes in die Stadt zurück. Aber die gallischen Zelter zogen muthig an und brachten nach wenigen Stunden schon den reichen Hausherrn nach seiner reizend gelegenen Villa, wo er sich für einige Wochen von den Anstrengungen der Geschäfte und der Festlichkeiten zu erholen gedachte. In Rom waren indessen die Feste noch nicht beendet. Die drei folgenden Tage ergötzte man sich an den großen öffentlichen Spielen, den Thiergefechten, bei denen vierhundert Löwen vorgeführt wurden, den Fechter- und Ringkämpfen in der Arena, den Darstellungen von Land- und Seeschlachten, bis jeder daran genug hatte und der ungewöhnlichen Aufregung eine entsprechende Erschlaffung folgte. So verstand es Julius Cäsar, das römische Volk zu vergnügen — und zu beherrschen.

Karl Biernatzki.

Am Familientische.

Mein Maki.

Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich von der außerordentlichen Zahmheit dieses Thiers gesprochen, das zwei Jahre lang mein und meiner Familie ausgesprochener Liebling und Bezug war. Namentlich schloß es sich meiner Frau an und folgte ihr auf Schritt und Tritt. Verließ sie einmal das Zimmer, so setzte sich das Thierchen an die Thür und mauzte so lange kläglich, bis man es hinausließ. Sobald es dann meine Frau erblickte, war es außer sich vor Freude, setzte sich vor sie hin, legte die Ohrchen flach an den Kopf, rieb das Ende des Schweifes zwischen den Vorderpfoten und schnurrte wie eine Katze.

Für meine beiden kleinen Töchter war der Maki eine lebendige Puppe. Er ließ alles mit sich anstellen, ohne je im geringsten verdrießlich zu werden. Es wurden ihm mindestens ein halbes Dutzend Puppenanzüge gemacht, bald erschien er im Morgenneglligé mit weißem Häubchen, Rock und Schürze, bald im stattlichen Seidenkleide, Crinoline und Federhut oder er wurde als kleines Kind in ein Steckkissen gepackt und stundenlang im Mantel umhergetragen, wobei er eine wahre Engelsgeduld entfaltete und stets sein Aermchen um den Hals des betreffenden Kindes schlang. Es war natürlich, daß beide Kinder an dem liebenswürdigen Geschöpfe mit gleicher Liebe hingen und meine Frau mußte daher täglich Schiedsrichter sein, wer das Katti — so nannten wir das Thier — speciell bemuttern sollte. Auch Nachts wechselte Katti regelmäßig mit den Betten und lag dann gewöhnlich quer über dem Halse des einen Kindes.

Wir wohnten in der zweiten Etage und oft nahmen die Kinder das Thier mit vor die Thür zum Spielen. Sobald jedoch meine Frau oben aus dem Fenster einmal „Katti“ rief, dann war kein Halten mehr. Er befreite sich sofort von den Kindern und sprang in ein Paar Sätzen an der Dachrinne hinauf zum Fenster, um sich meiner Frau auf die Schulter zu setzen und zu schnurren. Ueberhaupt war seine Sprungkraft außerordentlich groß; es machte Sätze von 10—12' fast senkrecht in die Höhe, jedoch nur im ersten Jahre und dann auch nur zu einer bestimmten Zeit des Abends von 5—6. Dies schien die Spielzeit seiner Heimat zu sein. Es forderte uns förmlich dazu auf und konnte nicht genug davon bekommen. Natürlich wurde bei Ausfahrten nicht daran gedacht, Katti zu Hause zu lassen; das Thier hätte sich auch halb todt nach uns geschrieen. Da war es dann ein reizendes Vergnügen, den Maki sich in ungebundenster Freiheit und nach Herzenslust in den Bäumen und Büschen umhertummeln zu sehen. Zuerst bekamen wir keinen kleinen Schreck, als Katti plötzlich an einem Baume in die Höhe sprang und in seiner Blätterkrone verschwand, jedoch genügte ein Zuruf meiner Frau, um ihn herunterkommen zu lassen, und später ließen wir ihn unbesorgt sich amüsiren. So oft wir seinen Namen riefen, antwortete er regelmäßig durch ein katzenähnliches klägliches „Mau“. So wußten wir stets, wo er war, und die Kinder führten dies Zwiegespräch oft fünf Minuten lang mit gleicher Ausdauer auf beiden Seiten.

Das Futter des Thieres machte uns keine Sorgen. Es fraß alles, Obst, Fleisch, Suppe, Butterbrot, Käse ꝛc. mit gleichem Appetit. Ebenso trank es Kaffee, Thee, Wein, Milch, Bier und Wasser.

Bei Tische war es natürlich steter Stammgast. Er saß dann regelmäßig neben dem Teller des Kindes, an dem die Reihe des Bemutterns war, erlaubte sich jedoch nie Zudringlichkeiten, sondern wartete ruhig auf die ihm zugetheilten Bissen, die es mit Hand und Mund so sauber zu nehmen wußte, daß es nie einen Flecken auf das Tischtuch machte, wie es denn überhaupt ein Muster von Reinlichkeit war.

Eine eigenthümliche Leidenschaft besaß es jedoch, die jedenfalls merkwürdig war. Für Seifenschaum und Seifwasser ging Katti durch das Feuer. Einen größeren Leckerbissen kannte das Thier nicht und ließ alles andere dafür stehen. Wenn ich mich rasirte, ging es mir nicht von der Seite. Sobald ich meinem Burschen zurief: „Theodor, Rasirwasser,“ dann vermochte selbst meine Frau es nicht zu halten. In zwei, drei Sätzen war es auf der Kommode unter dem Spiegel und wartete auf mein Erscheinen. Wenn ich dann anfing, Schaum zu schlagen, hielt es so lange meinen linken Arm fest, bis ich ihm einen Pinsel voll Schaum um den Mund schmierte, den es mit wahrer Lust hinabschlürfte.

Ebenso verließ es sofort die behaglichste Stellung, sobald es hörte, daß jemand von uns im Nebenzimmer sich wusch. Es ruhte nicht eher, bis es Zutritt zum Waschbecken erlangt hatte und schwelgte dann nach Herzenslust in dem Seifenschaum.

Ich kann mir diese sonderbare Vorliebe nicht anders erklären, als daß das Thier dadurch irgend eine Alkalihaltige Speise hat ersetzen wollen, die es in seiner Heimat genießt und jedenfalls wäre es in zoologischen Gärten wohl der Mühe werth, darauf zu achten, ob auch die übrigen Lemurenarten diese Eigenthümlichkeit der Geschmacksrichtung besitzen.

Ich habe schon von der komischen Stellung erzählt, in der ich zuerst Katti sah. Dieselbe wiederholte sich regelmäßig, wenn es kühles Wetter war und die Sonne durchs Fenster schien. Das Thier saß dann halbe Stunden lang mit ausgebreiteten Armen in der Fensterecke und fing die Sonnenstrahlen auf.

Im Winter hatte es seine Wohnung in der mit dickem Wollenzeuge ausgefutterten Ofenröhre aufgeschlagen, und war außerdem mit einem Tricotjäckchen bekleidet. Trotzdem schien es das Klima nicht ertragen zu können. Nachdem wir es ein Jahr gehabt, fing es an zu kränkeln und verlor allmählich sein heiteres Temperament. Es hörte auf, seine Spielstunden zu halten und wurde augenscheinlich immer matter. Wahrscheinlich hatte es, wie fast alle Affen in unserm Klima, die Schwindsucht bekommen. Es hustete und schleppte beim Gehen den Schweif auf der Erde, während es ihn sonst in einem hohen Bogen trug. Im Frühling vorigen Jahres wurde es kränker und starb zu unser aller großem Kummer im April, nachdem wir es über zwei Jahre besessen hatten.

Im zoologischen Garten von Hamburg habe ich kürzlich einen schwarzen Maki mit einem Jungen gesehen. Wenn die Thiere bei uns sich fortpflanzen, so werden sie vielleicht unser Klima besser ertragen und sich acclimatisiren. In diesem Falle kann ich als Zimmerthiere keine liebenswürdigeren Geschöpfe empfehlen. Sie werden außerordentlich zahm, sind ungemein klug, fressen alles, verunreinigen und ruiniren nichts — und man kann daher nichts Besseres wünschen.

Sollte mich mein Weg noch einmal nach Madagaskar führen, so würde ich versuchen, eine ganze Kolonie dieser Katzenmakis herüberzubringen.

R. Werner.

Ein Verhaftsbefehl gegen Alexander von Humboldt.

Der arme Bonpland! Wie eine alte ehrwürdige Ruine von düsterem Ansehen stand er vor mir da, als ich ihn im Jahr 1858 wenige Tage vor seinem Tode auf seiner Estancia von Santa Anna auf dem rechten Ufer des Uruguay besuchte! Wie einsam lebte er dort in seinem dürftigen Rancho, seiner Wohnung! Wie einsam, wie verödet erschien die ganze Graswelt rings um ihn her! Längst zwar hatte er, seit dem Jahr 1829, in Folge von Lord Cannings Bemühungen auf Humboldts Anmahnungen dazu, — den Originalbrief des Lords an Humboldt sah ich vor einigen Jahren in Berlin —, seine Haft in Paraguay verlassen, und an verschiedenen Stellen am Uruguay, namentlich in S. Borja gelebt, wo ich mit Ehrerbietung seine eingefallene Wohnung betrat und seinen Garten voll Rosen und Orangen durchwandelte; längst wohnte er als ganz freier Mann auf seiner eben genannten Estancia nicht weit von Restauracion am Uruguay; aber das freie ungebundene Leben, die Lust am Durcheilen der ungemessenen Grasflächen am Rio Grande und Corrientes, und die der Wissenschaft damals noch so wenig erschlossene Natur jener Gegenden hatten den unermüdlichen Botaniker für immer angezogen und hielten ihn in festerer Haft, als der Befehl des Dr. Francia. Bonpland war nun einmal ein Mann der südamerikanischen weiten Welt geworden, und starb als solcher wenige Tage nach meinem Besuche.

Vielfach seiner gedenkend war ich im October desselben Jahres nach Rio de Janeiro zurückgekehrt, als mir dort ein Zeitungsblatt in die Hand fiel, welches eine höchst seltsame Notiz über Humboldt brachte, und die Frage in mir anregte: Was würde aus Alexander von Humboldt geworden sein, wenn auch er einmal, wie viel später sein Freund und Reisegefährte Bonpland, gefangen gehalten worden wäre? Denn in der That ist einmal ein Verhaftsbefehl aus dem Cabinet eines Fürsten gegen ihn ausgegangen, von dem Humboldt wahrscheinlich nie etwas Bestimmtes erfahren hat, und der auch in seinem Wortlaut, so viel ich weiß, nie in Deutschland zum Vorschein gekommen ist. Die höchst komische Geschichte hängt folgendermaßen zusammen.

Bevor der portugiesische Hof nach Brasilien übersiedelte und dann das Land sich unter Führung des Kronprinzen und später ersten Kaisers von Brasilien, Dom Pedro vom Mutterlande losriß, machten die Portu-

gießen es in ihrer Kolonie Brasilien schlimmer, als es die Chinesen im himmlischen Reich thun. Die Ausländer mußten sich den allerabgeschmacktesten, quälendsten Bedingungen unterwerfen; besonders haßte man Reisende und Naturforscher. Die meisten Naturforscher, zumal Botaniker, die mit einzelnen Expeditionen in Rio de Janeiro ankamen, wurden, da man immer fürchtete, sie möchten einzelne vegetabilische Kostbarkeiten z. B. Arzneipflanzen, exportiren und nach andern Ländern hin verpflanzen, gar nicht an das Land gelassen, oder wenn sie sich heimlich an das Ufer schlichen, aufgefangen und an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht; oder sie erhielten als besondere Gunst einen sie begleitenden Polizeisoldaten zu ihren Excursionen, der ihnen alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legen mußte, — kurz, es war in Brasilien damals viel schlimmer als jenseits der Chinesischen Mauer.

Einen köstlichen, wirklich humoristischen Beitrag zu dieser schmutzigen, engherzigen portugiesischen Wirthschaft in Brasilien, über welche man jetzt nirgends mehr als im unabhängig gewordenen Brasilien selbst mit scharfer Geißel herfällt, brachte das bedeutende Oppositionsblatt von Rio de Janeiro, der Correio mercantil am elften Oktober 1858, grade als ich, von meiner Reise in Süd-Brasilien zurückgekehrt, mich einige Tage in Rio de Janeiro ausruhte. Mir kam damals dieser Beitrag aus den Händen; vor wenigen Wochen erhielt ich ihn aus Rio de Janeiro; und ich glaube allen Freunden Humboldts eine Freude zu machen, wenn ich diesen Artikel deutsch wieder gebe, wobei ich zum Verständniß desselben die Bemerkung mache, daß Humboldt den Orinoco hinaufgegangen, und durch die seltsame Verbindungsstraße des Cassiguiare in den Rio Negro gelangt war, also den brasilianischen Boden zu betreten im Begriff stand.

„Unsere Leser,“ — so sagt jene Zeitung —, „dürfen nicht erschrecken, denn der gegen den Plato dieses Jahrhunderts, Baron von Humboldt erlassene Verhaftungsbefehl ist nicht von heute. Doch mögen sie wissen, daß er auf Befehl eines portugiesischen Staatsministers erlassen ward, der in solchem Grade den schon damals ausgezeichneten Naturforscher kannte, daß er sich im Betreff desselben in folgender Weise ausdrückt. Doch wollen wir erst erzählen, in welcher Weise das merkwürdige Document entdeckt worden ist.“

„Als der Commandeur J. F. Lisboa von der brasilianischen Regierung beauftragt worden war, nach Portugal zu gehen und die Aufsuchungen von Dokumenten und Nachrichten in den öffentlichen Archiven fortzusetzen, wie sie von dem Herrn F. A. v. Varnhagen (dem tüchtigen Geschichtsschreiber) angefangen und von A. Gonçalves Dias (dem Dichter, der auch in Deutschland lebte) fortgesetzt worden waren, begegnete er, — wir glauben in dem Archiv des ehemaligen ultramarinen Staatsrathes — einen Erlaß des Marineministers Don Rodrigues de Souza Coutinho, Gouverneurs und Generalcapitäns von Gran Para, in welchem gesagt ward, daß der Prinz Regent, nachdem er in der Cölner Zeitung (gazeta de Colonia heißt es im portugiesischen Text, — doch nicht etwa Colonialzeitung?) gelesen, daß ein gewisser Baron von Humboldt, aus Berlin gebürtig, im Innern von Amerika reiste, nach dorthin verschiedene geographische Beobachtungen der durchreisten Länder zur Verbesserung von Unvollkommenheiten der geographischen und topographischen Karten und Aufzeichnungen geschickt, und bereits schon eine Sammlung von 1500 neuen Pflanzen gemacht hätte, und sich nunmehr nach den nördlichen Gegenden von Maranhao richtete, in der Absicht Gegenden zu untersuchen, die bis dahin allen Naturforschern u. s. w. unbekannt wären, — daß Seine Hoheit befohlen hätten nachzuspüren, ob dieser Baron ein Revolutionär wäre, und alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß diese seine Untersuchungen verhindert würden.“

„Dieser Erlaß ist datirt aus dem Pallast von Qualuz, 2. Juni 1809.“

„Bestimmt war der Erlaß mit einigen weiteren Instruktionen versehen; denn am zwölften Oktober desselben Jahres expedirte der oben genannte Gouverneur von Maranhao folgendes Rundschreiben an seine Subalternen, in welchem ausdrücklich Befehl gegeben ward, den Baron v. Humboldt einzufangen und nach Lissabon zu schicken. Der Wortlaut dieses famosen Rundschreibens ist folgender:

„Nachdem uns kundgeworden ist, daß ein gewisser Baron von Humboldt es versucht, seine Excursionen durch die Waldungen dieses Staates auszudehnen, ist es nothwendig, daß Ew. Wohlgeboren davon benachrichtigt werde und Befehle ergehen lasse an alle Ortschaften dieses Regierungsbezirkes, falls die angedeuteten Nachrichten wahr sein sollten, oder irgend ein anderer fremder Reisender in diesem Bezirke erschiene, ihn mit seiner ganzen Begleitung nach dieser Hauptstadt bringen zu lassen, auf keinen Fall aber es ihm an anständiger und guter Behandlung und Bequemlichkeiten fehlen zu lassen, sondern man soll ihn nur begleiten und ihm die Mittel zum Transport und zur Anstellung politischer und philosophischer Untersuchungen abschneiden.“

„Hiermit Gott befohlen. Pallast von S. Luiz von Maranhao, 12. Oktober 1800. — D. Diego de Souza. — An Herrn Francisco Diego de Moraes.“

„Aehnlicher Befehl soll ergehen an die Commandanten von Parnahyba, Aldeas Altas und Postos Bons.“

„In einer Note vom 12. Oktober desselben Jahres, gerichtet an den Marineminister D. Rodrigues de Souza Coutinho, meldet der Gouverneur von Maranhao den Empfang der königlichen Befehle in dieser Beziehung, und sagt, er habe daraus verstanden, daß er auf alle Weise die Reise des Baron v. Humboldt verhindern und ihn direct nach Lissabon senden solle, wenn es ihm gelingen sollte, ihn zu ergreifen.“

„Selbst wenn die Furcht, die man schon damals hatte Brasilien zu verlieren, Ursache war, daß die Regierung der Hauptstadt Mißtrauen hegte gegen die Ausländer, die dort erschienen, so hätte Humboldt nicht in so hohem Grade einem Staatsmann unbekannt sein müssen, daß er ihn als „einen gewissen“ bezeichnet, da ja schon seit 1799 seine meteorologischen Beobachtungen in Amerika ihm einen Namen in Europa erworben hatten.“

„Das ist das Dokument, von dem weder irgend ein Biograph Humboldts noch wahrscheinlich er selbst Kunde erhalten hat.“

Dr. R. Avé-Lallemant.

Die Finkenliebhaberei in Thüringen.

Mein diesjähriger Aufenthalt in dem reizendenden Bade Liebenstein, der „Perle“ der schönen Thüringerlande, bot mir Gelegenheit, die vielbesprochene Liebhaberei der Thüringer für Singvögel, und speciell für Finken, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es hatte die Geschichte von dem armen Messerschmidt in Ruhla, der seine einzige Kuh, — sein bestes Besitzthum, für einen „Doppelschläger“ hingibt, auch für mich, den selber passionirten Vogelliebhaber immer einen kleinen Beigeschmack von Legende. Ich benutzte deshalb den ersten, von meinem Unwohlsein mir gestatteten Ausflug zu einer thüringischen „Finkenreise“ nach dem eine Stunde von Liebenstein entfernten Fabrikdorfe Steinbach, wo sich einige „Doppelschläger“ befinden sollten. Wir erfragen bald einen der glücklichen Besitzer, wurden von dem armen Messerschmiede — der beiläufig gesagt für ein Dutzend Messer fünf Silbergroschen erhält — freundlich aufgenommen, der alsbald zwei Feilen an einander rieb, um die Finken, einen Meister und einen Lehrling, zum Schlagen zu reizen, und wenigstens den letztern bald dazu veranlaßte. Das blasse Antlitz des guten Mannes strahlte bei dem wie helle Silberglöckchentöne klingenden Schlage (Gesange) seines Lieblings. Und freilich, das war denn doch etwas anderes, als der gewöhnliche Finkenschlag! So etwas hatte ich noch nie gehört. Dennoch war der Schüler, zwar noch der beste von vielen andern, die als talentlos der Freiheit wiedergegeben worden waren, nicht „ganz gut“. Später ließ sich auch der Meister hören, und das war allerdings zum Entzücken. Der Mann hatte ihn „billig“ für „nur zwölf Thaler“ von einem Ruhlaer gekauft, dem er früher einen sehr guten Doppelschläger überlassen, und dessen Schüler der gegenwärtige Meister war. „Deshalb war er so billig.“ Es war übrigens der „Härzer Doppelschlag“, der neben dem „Ruhler Weingesang“ hier am meisten geschätzt wird. Die meisten der Thüringer Finkenfreunde machen alljährlich „Finkenreisen auf den Wald“, um Finken schlagen zu hören, resp. die guten Schläger zu fangen, und wissen die alle mit bezeichnenden Namen belegten, nur dem geübten Ohre in allen Nüancen erkennbaren verschiedenen Schläge wohl zu unterscheiden, und es gibt deren gegen 40 verschiedene! Eine Aehnlichkeit des Tones mit der Klangfarbe der Oboe habe ich übrigens bei dem „Ruhler Weingesang“, den ich später in Ruhla mehrfach neben den besten Doppelschlägern hörte, nicht herausfinden können. Die Töne der absteigenden chromatischen Tonleiter klingen vielmehr wie feine, klare, perlende Silberglöckchentöne.

Baldamus.

Die Taufe von Ludwig Knaus.

Es möchte schwer sein zu entscheiden, welches Bild unseres vortrefflichen Knaus höheren Ruhm verdient: die goldene Hochzeit oder die Taufe. Berühmt und populär im edelsten Sinne sind beide, lieblicher aber als die Taufe ist keines seiner Werke; deshalb haben wir das Reproduktionsrecht derselben für das Daheim erworben, um die anmuthigste, innigste Schöpfung der modernen Genremalerei unsern Lesern in möglichst vollendetem Holzschnitt vorführen zu können. Ein Lebensbild des Meisters von kundiger, befreundeter Hand gezeichnet und sein Porträt wird die nächste Nummer bringen.

Feierabendstunde.

In der Feierabendstunde
Liegt die Schöpfung im Gebet,
Durch die feierliche Runde
Still der Geist von Oben weht.
Siehe da
Alle guten Engel nah!

In der Feierabendstunde
Liegt im Frieden die Natur,
Wölkchen glühn am Himmelsrunde,
Thau und Duft erfüllt die Flur,
Süße Ruh
Singen alle Vöglein zu.

In die Hütten mit der Palme
Tritt ein Friedensengel ein,
Weiht mit frommen Abendpsalme
Der Familie Verein.
Friede sei!
Wer verwundet ward, verzeih!

In der Feierabendstunde
Naht der Liebesengel auch:
Herz und Herz in trautem Bunde
Oeffnen sich beim Abendhauch;
Weib und Kind
Kosend bei einander sind.

Das ist auch des Dichters Stunde,
Wo des Liedes Quell ihm fließt,
Wo aus dämmernd tiefem Grunde
Bild um Bild sich ihm erschließt.
Wonderhellt
Geht ihm auf die Wunderwelt.

In der Feierabendstunde
Schwebt des Trostes Engel her,
Balsam bringt er jeder Wunde,
Jedem Herzen kummerschwer:
War's auch schwül,
Sei getrost, bald wird's Dir kühl!

Holde Feierabendstunde,
Auch des Dankes Zeit bist Du!
Frieden, Liebe, Trosteskunde,
Lieder webest Du uns zu.
Siehe da
Alle guten Engel nah!

Adolf Stöber.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im October 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№. 2.**

Die Aufzeichnungen eines Untergegangenen,

mitgetheilt von Victor von Strauß.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht sagen, welche Veränderung während dieses Gespräches in mir vorging. O wenn doch ältere Männer immer bedächten, was sie in Gegenwart Jüngerer reden! Wenn sie doch bedächten, welch eine Aussaat für Verbrechen und Unheil ihre Worte werden können, so oft sie dabei den höchsten sittlichen Gesichtspunkten den Weg vertreten! Ich erinnere mich, lieber Vater, daß Du mir als Knaben einmal das Schändliche des Spiels auseinandersetztest, so daß ich den größten Abscheu dagegen empfand. Ich erinnere mich, als ich zum ersten Mal den grünen Tisch sah und die leidenschaftlich gespannten Gesichter umher, und durch das ängstliche Schweigen nur die eintönigen Ausrufe der Croupiers hörte, daß mich eine unnennbare Angst packte und schüttelte und hinaustrieb aus den prächtigen Sälen. O es war die Ahnung meines künftigen Verderbens! Es war dasselbe furchtbare, zermalmende Gefühl, das sich auch in diesem Augenblicke über mich wälzt! Aber es soll mich nicht vernichten. Das werde ich selbst thun. Ich will es niedertreten. —

Ja, ich habe gerungen, und habe gesiegt, und will weiter erzählen.

Bei dem vernommenen Gespräche war aller Abscheu, alle Angst vor dem Spiele aus mir wie weggewischt. Das Spielglück erschien mir wie ein prachtvolles glänzendes Wesen, das sich erhaschen lassen müsse. Eine scharfe Beobachtung, ein rascher Blick, eine schnelle Combinationsgabe mußte es dem Vorsichtigen ja dienstbar machen, und diese hatte ich, ich wußte es. Und ich dachte an Dich, Luise, und an unsre Zukunft. Ich dachte an das Hinderniß unsrer Verbindung. Ich dachte an das Entzücken, mit welchem wir uns umarmen und den Tag unsrer Hochzeit festsetzen würden, wenn ich mit einem Gewinn von zehn-, von zwanzigtausend Gulden vor Dich träte und Dir das blanke Gold in den Schoß schüttete. Das Gespräch der Gäste kam mir vor wie ein Gitter, durch welches ich in das Paradies unsres Glückes hineinschaute. Das Gespräch blieb bei seinem Gegenstande und machte mich immer vertrauter damit. Der glückliche Gewinner meinte, das Glück beuge sich nur dem Beharrlichen. Man wolle es nicht glauben, aber es lasse sich forciren. Gestern erst sei ein Bekannter von ihm mit hundert Gulden an den Spieltisch getreten und habe sie alle bis auf einen verloren, mit diesem einen aber habe er hernach mehr als fünfhundert Gulden wiedergewonnen. Er selbst dürfe dies nicht wagen, aber das Glück verhalte sich auch zu den verschiedenen Personen verschieden. Jeder müsse seine Weise kennen. — Ganz richtig, sagte wieder ein anderer. Aber eins dürfe man wohl als ganz bestimmten Erfahrungssatz aufstellen; dies nämlich, daß jeder, der überhaupt zum ersten Mal spiele, immer und bedeutend gewinne. Er frage alle, ob sie nicht selbst diese Erfahrung gemacht. — Ich horchte in der größten Spannung, was sie sagen würden, und wie jubelte ich im Herzen, als sie ihm alle zustimmten! Wie lauschte ich mit innerm Zittern, als jeder von dem glänzenden Erfolge seines ersten Spiels erzählte! Jetzt war es gewiß, auch ich mußte gewinnen, bedeutend gewinnen, und ich war entschlossen es zu thun.

Und heute noch mußte ich es thun, ja gleich jetzt. Ich hatte kein Wort gesprochen, aber ich war in einer unbeschreiblichen Aufregung. Ich sah nach der Uhr. In einer Viertelstunde ging ein Dampfzug ab. Ich mußte noch mit, koste es was es wolle. In glühender Hast warf ich dem Kellner einige Gulden zu, lief nach Haus, nahm ein Paar hundert Gulden Erspartes, die ich liegen hatte, zu mir, ergriff meinen Reisesack, sagte der Magd, ich müsse in Geschäften schleunig verreisen, und stürmte nach dem Bahnhofe hinaus. Ich kam noch eben zur rechten Zeit. O, wenn ein Mensch sich selbst verderben soll, so greift alles in einander, ihm den Weg zu ebnen. Warum warnte mich niemand? Warum riß mich niemand an den Haaren zurück, als ich in den Wagen stieg? Warum mußten sieben oder acht Herren an der Gasttafel das verführerische Gift mir ins Ohr und ins Herz träufeln und warum war nicht eine Seele im Dampfwagen, die vor der entsetzlichen Gefahr gewarnt hätte, der ich entgegenflog? Und doch schlug mir das Herz, doch fühlte ich ein Bangen, doch war eine erstickte Stimme tief unten in meinem Busen, die laut geschrieen hätte: Kehre um! wenn nur ein menschlicher Laut ihr zugetönt hätte. Warum mußte alles zusammenwirken, um mich in den zerrüttenden Strudel zu ziehen, und nichts, nichts geschah, um mich abzuhalten? Wenn nichts in der Welt Zufall ist, wenn alles Zusammenhang und Ursache hat, welche

Macht war es denn, die alles so ordnete und fügte, daß ein bis dahin tadelloser Mensch, dem nichts höher galt als seine Ehre und sein unbefleckter Name, von solcher niemals gekannter Leidenschaft fortgerissen werden mußte? Gibt es,. wie die Frömmler sagen, wirklich eine satanische Macht, die ihre Lust daran hat, den Menschen zu verführen, durch ihre Künste hineintaumeln zu lassen in sein Verderben und dann hohnlachend darin untergehen zu sehen? Oder kommt auch das von den himmlischen Mächten, die den Armen schuldig werden lassen? Und dann kommt die Rache auf Erden, die in seiner Brust schläft und aufwacht und ihn packt wie ein Löwe, und ihn hinauspeinigt aus dem qualgewordenen Leben, hinaus in das blöde Nichts! — —

Ich konnte nicht weiter schreiben. Ich bin hierher geflüchtet, nach E. und wohne in den alten Zimmern der Burg, eine Trümmer zwischen Trümmern. Ich war vorhin in der bittersten Verzweiflung hinausgerannt. Es ist Nacht, helle Mondnacht. Ich trat hin an den Abgrund, dicht hinan. Ich rang mit mir. Aus alle den hohlen Schatten und aus dem grellen Monde und von jedem Sterne schrie es mir zu, mich hinunterzustürzen. Die Zeit rasete an mir vorbei und ich stemmte mich gegen das Geschrei und das Rasen und erschrak dann wieder über die ungeheure Einsamkeit und Stille. Plötzlich stand ein Mensch vor mir. Ein Dieb? ein Räuber? nein, ein Pfaffe glaub' ich. Mit Mühe machte ich mich von seiner gutmüthigen Zudringlichkeit los. Ich haßte ihn. Ich hätte ihm gern ein Leides gethan. Aber hier bin ich wieder in dem alten wüsten Zimmer und möchte weinen, wenn ich könnte, daß ich ihm — Einerlei! Später! O ich habe noch vieles auf dem Herzen, aber erst will ich erzählen, erzählen von dem, der ich war in jener Betäubung, als ich hin fuhr auf der Bahn und an nichts dachte, als an die sicheren, herrlichen großen Gewinne, an das Gold, das ich Dir in den Schoß schütten wollte, Luise, und an unsern Hochzeitstag, und wieder an alles, was die Fremden an der Gasttafel gesprochen hatten. Und so kam ich an, lief in den Gasthof, der den Spielsälen am nächsten lag, ließ mir ein Zimmer geben, brachte meine Sachen hinein und eilte dann in das Kurhaus.

O wie es mir die Brust zusammenschnürte, als ich hineintrat in die Prachtsäle, wo die Menge dichtgedrängt in stummer Spannung um die grünen Tische stand, wo ich wieder die eintönigen, geschäftsmäßigen Ausrufe der Croupiers hörte, und das klappernde Geld, und sonst nichts. Eine Bangigkeit versetzte mir den Athem, vor der ich es eine Zeitlang nicht wagte, an einen der Tische zu treten. Ich wußte, ich würde es thun, aber ich wollte es aufschieben. Ich fühlte, daß ich es nicht thun sollte und daß ich es doch thun mußte. Davon hin und her gezerrt ging ich eine Zeitlang herum, bis mir der Zustand unerträglich wurde. Ich holte mein Geld heraus, zwei Hundertguldenscheine. Und ich dachte daran, wie viele, viele Stunden mühseliger Arbeit an diesem Gelde klebten. Ich dachte daran, wie ich jeden Gulden für unsre Zukunft zurückgelegt, wie viele Genüsse ich mir versagt hatte, um ihn zu sparen. Ich dachte daran, wie alle jene Stunden, alle jene Entbehrungen vergeudet und verschwendet wären, wenn ich dies Geld verlöre. Und während ich dies dachte, hatte ich mich schon durchgedrängt und dem Croupier die Banknoten hingeworfen. Er fragte, ob ich Gold wolle? Ja, sagte ich, und er schob mir zwanzig Louisdor zu. Ich setzte zaghaft nur auf Farben und Abtheilungen und in langen Zwischenräumen, aber alles schlug ein. Und mit jedem Gewinn verlor sich mehr und mehr das Zagen, die Bangigkeit, die Angst. Der Gedanke, jetzt nur mit bereits gewonnenem Gelde zu spielen, machte mich ruhiger, sicherer. Ich fing an, auf das Spiel und seine Zahlen zu merken, denn anfangs hatte ich nur nach einem blinden Impuls gesetzt; ich fing an, mir Combinationen auszusinnen und darnach zu setzen. In einzelnen Abtheilungen verlor ich — das hatte ich erwartet, und was that das? es war ja gewonnenes Geld! — in andern und im ganzen gewann ich. Das Geldhäuflein vor mir schwoll allmählich an und in gleichem Maß wuchs meine Sicherheit, mein Muth, meine Begierde, es noch mehr zu vergrößern. Ja, obgleich ich auch einige Mal die ganzen Einsätze verlor, was mich zuerst in Grimm brachte, so war mir das Glück doch bald wieder günstig, und als ich es zuletzt wagte auf eine Zahl zu setzen und auch diese einschlug, hatte ich genau achtzig Louisdor gewonnen.

Hatte mich erstlich die Furcht vor Verlust beängstiget, so beängstigte mich nun, ich weiß nicht warum, dieser plötzliche große Gewinn, aber es war eine Angst der Lust und des Vergnügens, und mir war, als müsse ich meinen Gewinnst in Sicherheit bringen. Ich strich mein Geld zusammen, steckte es ein und ging hinaus. Ich glaubte, mich hungere, bestellte mir daher im Speisesaale ein brillantes Souper mit Champagner und ging dann noch in die Anlagen hinaus. Die Sonne war schon hinab, es dämmerte, ich vermuthe, es war ein schöner Abend in der schönen Gegend, aber ich sah nichts davon. Und warum war sie wie ausgelöscht, all meine Freude an der großen, herrlichen Natur? Warum drang nicht der leiseste Schimmer jenes Entzückens mehr in meine Seele, womit ich mich sonst in die Pracht der Erde und die Unendlichkeit des Himmels vertiefen konnte? Warum war mein ganzes Wesen wie zugeschlossen und in sich gekrochen? Das muß der Zustand des Vogels sein, auf den die Klapperschlange ihren funkelnden Blick gerichtet hält. Ich weiß nicht einmal, wo ich gegangen bin. Ach ich dachte nicht einmal mehr an die Freude, Dir, Luise, den gewonnenen Schatz in den Schoß zu schütten! Ich fühlte nur mit zitternder Lust, wie das Gold, das ich in die Tasche der Beinkleider gesteckt hatte, mir beim Gehen so schwer an die Beine schlug, und sah im Geiste nichts, als die grüne Tafel mit ihren Zahlen und Abtheilungen, und berechnete, wieviel ich noch gewinnen könne, wenn ich so oder so setzte. Das war die einzige Wirklichkeit für mich, und Himmel und Erde und alles andre umkreisete mich wie ein dicht überflortes Bild, das keinen Körper und keine Wesenheit hatte. Bald aber gesellte sich eine unbekannte Französin zu mir, beglückwünschte mich wegen meines erfolgreichen Spieles und knüpfte ein Gespräch über dasselbe mit mir an. O der andre, der ich gewesen, und der andere, der ich jetzt wieder bin, würde sich mit Ekel und Verachtung von dem geputzten, feilen, verworfenen Geschöpfe hinweggekehrt haben. Nein, ich that es nicht! Ihr Gespräch interessirte mich, ihr Wesen gefiel mir, ich war niedrig genug, ihr den Arm zu bieten, ich lud sie sogar ein, an meinem Souper theilzunehmen und sie nahm es an. So gingen wir zurück in den Speisesaal, ich bestellte rasch zwei Couverts, sie wurden servirt und wir setzten uns. Der Kellner lächelte, als er es sah. Ich hätte ihn dafür niederschlagen mögen. Aber bald schämte ich mich meiner Scham und lächelte ihn wieder an und wir verstanden uns. So tief war ich schon gesunken. Ich verschweige nichts. Ich stehe im Angesicht des Todes, und Ihr sollt alles wissen. Ich konnte nur wenig essen, ich hatte keinen Hunger, trank aber desto mehr, trank viel und hastig, und flüsterte und scherzte dabei mit meiner Nachbarin. Nach einiger Zeit setzte sich ein alter Herr, den ich von Ansehn kannte, uns schräg gegenüber. Bis dahin war mir kein Bekannter aufgestoßen. Ich sah, daß seine Augen ernst und staunend und mißbilligend auf uns ruheten. Wußte er von mir? von meinen Verhältnissen? Seine Blicke beunruhigten und verwirrten mich. Er sah bald mich, bald meine Nachbarin an, und dann stand er auf und setzte sich so weit von uns weg, als der Saal gestattete. Das, und ein gleichzeitiger frecher Scherz meiner Nachbarin, erweckten doch ein Lebenszeichen in meinem alten sittlichen Stolze. Ich trank eilig die zweite Flasche Champagner aus, zahlte dem Kellner und sagte, ich müsse wieder zum Spieltische. Die Französin nickte mir zu, lachte, knackte aber, sitzen bleibend, ihre Mandeln auf und sagte: Eh bien, mon bel ami, gagnez pour nous deux! Au revoir!

Ich kehrte an den Spieltisch zurück. Ich weiß nicht, ob ich dies vorher schon gewollt hatte. Wahrscheinlich! Aber jetzt geschah es ohne Besinnen. Ich hatte schon ein paarmal gesetzt, ehe ich es mir bewußt wurde, und ich konnte mich dann nicht erinnern, ob ich gewonnen oder verloren habe. Nein, so durfte ich der geheimnißvollen Macht nicht gegenüberstehen, mit der ich mich in Kampf eingelassen. Ich legte mein Gold vor mir hin, stemmte mich mit beiden Händen auf den Tisch und rang mit meinem Rausche. Als ich glaubte, ihn hinreichend überwunden zu haben, setzte ich eine Combination, die ich mir vorhin auf der Promenade ausgesonnen. Ich verlor. Ich wiederholte sie und verlor abermals. Und so geschah es zum drittenmal. Ich konnte nicht nachdenken, ich versuchte es vergeblich, aber ich konnte mich erinnern, was ich auf der Promenade gedacht hatte. Und da hatte ich mir gesagt, der Satz könne wohl fehlschlagen, könne mehrmals fehlschlagen, aber dann müsse er zutreffen und ebenso mehrmals zutreffen, und mit jedem Fehlschlage müsse das Zutreffen näher rücken. Ich erinnerte mich dessen, verfuhr darnach und beharrte auf meinem Satze. Er wollte nicht einschlagen. Der Geldhaufe vor mir schwand zusammen. Ich wurde wüthend darüber. Aber jetzt schlug es ein und dann nochmals.

Ich hatte also doch Recht gehabt, und fuhr in derselben Weise fort. Aber die Fehlschläge wiederholten sich, und wenn ich dazwischen auch einmal gewann, so waren doch die Verluste immer größer. Der Gedanke, an der Combination festzuhalten, beherrschte mich wie eine fixe Idee und ich konnte davon nicht lassen, obgleich ich innerlich tobte und rasete, als ich mein Gold, das gewonnene, ja auch das ersparte, mit der empörendsten Gleichgültigkeit von den Croupiers eingestrichen sah. Ja, es war zu Ende. Auch der letzte Satz mit ihm war eingestrichen. Alles war hin! Ich lief von dem Tische fort, setzte mich auf eine Ottomane und stützte den Kopf auf. Das Wirbeln um mich her hörte allmählich auf. Ich sann nach, und nun ward es mir plötzlich klar, daß mein Beharren auf jenen Sätzen ein Fehler gewesen sei. Dem Wechsel des Spieles folgend hätte ich auch mit meinen Sätzen wechseln sollen, wie ich es zu Anfang vor dem Souper gemacht. Das ließ sich nachholen. Ich hatte noch mein Reisegeld in der Brieftasche. Ich durfte es zwar nur bedingt mein nennen, aber vielleicht konnte ich ja auf der Reise ersparen, was ich etwa verlöre, und überdem war es auch ganz unwahrscheinlich, daß ich abermals verlöre, sobald ich nur wieder in meiner frühern Weise spielte. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, es zu verspielen, es sollte mir nur ein Mittel sein, wieder ins Gewinnen zu kommen und mich von meinen Verlusten zu erholen. Was konnte erlaubter, was vernünftiger sein? Und mit solchen Sophistereien, noch halb berauscht, im Wahnsinn der Leidenschaft, vergriff ich mich an dem Gelde meines Prinzipals. Ich ging damit an den Spieltisch und ließ es in Gold umsetzen. Warum? Aus einer nichtswürdigen Scham vor den Leuten, zu denen ich herabgesunken war, vor den Spielern aus Profession, die mich umgaben, vor den Croupiers, vor allen, die mich bis dahin mit Gold hatten spielen sehn. Ich spielte den Rest des Abends mit wechselndem Glück, aber als ich aufhören mußte, weil die Spielzeit zu Ende war, hatte ich mehr als die Hälfte des Reisegeldes verloren.

Meine Aufregung, meine Hitze, meine Wuth über die Verluste hatten einer tiefen Erschöpfung, einem unbeschreiblichen verzehrenden Verdrusse Platz gemacht, als ich durch die Nacht nach dem Gasthofe wankte. Keine Spur fühlte ich von Reue. Nein, das Glück — oder wie sollte ich die verhüllte Macht nennen, um deren Gunst ich gebuhlt und deren Reizungen ich nachgeeilt? Diese Macht hatte mich nach kurzem Anlächeln höhnisch verrathen, tückisch betrogen, und sie allein klagte ich an, gegen sie allein fühlte ich einen kalten grimmigen Haß. So kam ich auf mein Zimmer. Ob ich geweckt sein wolle? Das erinnerte mich erst wieder an die mir aufgetragene Reise. Aber es verstand sich von selbst, daß ich wenigstens erst mein Reisegeld wiedergewinnen mußte. Dazu mußte ich morgen wieder an die Spielbank. Ich wollte gar nicht geweckt sein, sagte ich, und der Kellner ging. Ich schloß die Thür ab und packte meine Reisetasche aus. Als ich das Päckchen mit den 25,000 Gulden einschließen wollte, fiel mir ein, daß ich gezwungen sein könnte, einen Theil des Geldes zur Reise zu verwenden. Ich holte mein Tachenbuch hervor, ging das Verzeichniß meiner Commissionen durch, und strich diejenigen an, bei denen sich die Nichtzahlung einige Monate verbergen ließ. Ja, Vater, was ich mir nie erlaubt haben würde, was ich bei andern als schändliche Unterschlagung auf das strengste verurtheilt haben würde, das überlegte ich mir jetzt mit einer unnatürlichen Ruhe. Vater, verdamme mich nicht! Verdamme mich nicht, wenn noch Schlimmeres nachfolgt! Ich war einer Macht anheimgefallen, gegen die keine Grundsätze aufkamen, die aller Moral spottete, die all meine Geisteskräfte lähmte. Die vorgestrichenen Posten beliefen sich sogar auf einige tausend Gulden. Ich sah die Möglichkeit, im Nothfalle auch damit noch einen Spielversuch zu machen. Aber der Gedanke riß durch mich hin wie ein Schrecken. Ich warf das Taschenbuch weg, schloß das Geld ein, kleidete mich aus, und bedachte mich noch einen Moment, ob ich nicht zu größerer Sicherheit noch das kleine geladene Pistol vor mein Bette legen sollte, ließ es aber in der Reisetasche und legte mich nieder.

Und so will ich es jetzt, da alles das vorbei ist, auch thun, wenn auch ohne mich auszukleiden. Ich habe die ganze Nacht geschrieben und meine Sinne verwirren sich. Draußen ist's schon hell und die Vögel singen — sie werden auch singen, wenn ich todt daliege — nein der Tod ist kein Schlaf! — —

Ob ich es heute thue, ob morgen? Ich weiß noch nicht! O es ist nicht die feige Lust, noch einen Tag länger zu athmen auf dieser Welt. Aber ich habe noch zu schreiben, und vieles zu denken, und wieder zu schreiben. Ich muß eilen, mit meiner Geschichte fertig zu werden, eher kann ich mich nicht frei fühlen. Sie ist die rasselnde Kette, die mir noch anhängt von der schmachvollen Sklaverei jener Tage. Welch eine Arbeit, sie langsam abzufeilen, bei den tausend hin- und herschießenden Gedanken, die mich davon abreißen wollen! Ich habe doch geschlafen, wenn auch nur halb und immer in der Gegenwart des krachenden Moments, der mir bevorsteht, aber es hat mich noch einmal belebt und gesammelt. Ich habe Euch geschrieben, wie ich zollweise hinein- und hinuntergekommen bin bis zu Ende des ersten Tages. Weiter denn!

Die ganze Nacht träumte ich vom Spiel, stand an einer unabsehlichen Tafel, wo die Zahlen seltsam durcheinander gingen, in der Mitte drehte sich die Weltkugel, ich setzte in ganz neuen Verbindungen und gewann, und Säcke voll Gold wurden mir zugeschüttet, bis ich dazwischen ersticken wollte, und dann erwacht' ich. Es war hoch am Tage. Mein erster Gedanke war das Geld, und ich wunderte mich, daß ich es gestern so gedankenlos mit der Reisetasche im Zimmer liegen lassen. Heute wollt' ich es wenigstens zu mir stecken. Dann richtete die Klapperschlange wieder ihre Augen auf mich. Ich dachte an das Spiel, und an nichts als das Spiel. Ich besann mich, welche Sätze ich geträumt habe, konnte sie jedoch nicht zusammenbringen. Aber ich erfand neue. Wenn ich so oder so setzte, so oder so damit abwechselte, so mußte ich gewinnen. Dabei meldete sich wieder ein sonderbares körperliches Gefühl, das ich schon gestern beim Spielen gehabt hatte. Es war, als ob etwas Fremdes, Schweres mir inwendig dicht unter der Herzgrube säße, das sich weit ausdehnte und doch dabei zusammenzog und mir das Athmen erschwerte. Unterdeß hatte ich mich angezogen und gefrühstückt. An Abreisen war nicht zu denken. Ich mußte mein Reisegeld erst wieder gewinnen, wo möglich auch mein Erspartes. Ich steckte das Geld zu mir und ging. Es war noch nicht Spielzeit. Ich wanderte daher in die Promenaden und darüber hinaus und dachte an das gestrige Tischgespräch im Hotel und wiederholte mir alle die Regeln, die ich dort gehört, sann mir aus, wie ich sie anwenden wolle, und suchte Sätze zu erfinden, wobei ich gewinnen müsse. Ich glaube, es war ein heißer Tag, ich glaube, ich mußte mir öfters den Schweiß abtrocknen, aber die Gegend und die Welt lagen mir wie im Nebel.

Als ich zurückkehrte, war das Spiel schon im Gange. Ich trat heran und wechselte mir Guldenstücke ein. Ich hatte mir vorgenommen, heute mit diesen anzufangen, und erst höher zu setzen, wenn ich ins Gewinnen käme. Die finstere Macht, die über dem Spieltische schwebte, neckte mich lange. Einmal verlor ich, einmal gewann ich, und so wechselte es, ich mochte setzen wie ich wollte. Endlich aber und allmählich überwogen die Verluste, und es kam der Moment, wo auch der letzte Gulden meines Reisegeldes hin war. Ich stieß einen Laut des grollendsten Verdrusses aus. In dem Augenblicke richteten sich die Augen aller Umstehenden auf mich und ich glaubte Spott und Hohnlachen in ihren Mienen zu lesen. Da erwachte mein — wie soll ich es nennen? Stolz? Hochmuth? Eitelkeit? Trotz? — Nein, sie sollten nicht über mich spotten und achselzucken wie über einen ruinirten Mann. Mich anstaunen, sich vor mir schämen sollten sie. Ehe ich überlegte, was ich that — obwohl es mir die Brust zusammenpreßte und mein Herz heftig klopfte — hatte ich mein Geldpaket hervorgezogen, nahm mit erkünstelter Ruhe einen Tausendguldenschein heraus und forderte Geld dafür. Hundert Louisdor wurden mir ausgezahlt. Ich legte sie vor mich und blickte umher. Aller Augen waren schon wieder auf das Spiel gerichtet, nur ein Mann aus den unteren Ständen, wie es schien, sah mich wie mit Ehrfurcht an. Das erquickte mich. — Jetzt denke ich darüber nach, und der Vorgang scheint mir unglaublich. Lauter Leute umher, auf die ich sonst mit Verachtung herabgesehen, von denen ich keinen kannte, von denen keiner mich kannte — und nun war ich abhängig von ihren Blicken und Mienen! Kam das nur von dem gemeinsamen Elemente, in dem wir webten? Nein, auch sonst, unter den Fremdesten, habe ich Aehnliches erfahren, Aehnliches an andern bemerkt. Wunderbarer Zusammenhang der Gleichgeschaffenen! Geheimnißvoller Einfluß vom Menschen auf den Menschen! — Und wohin hatte er mich in dieser nichtswürdigen Gesellschaft gebracht? Ja, Vater, runzle nur die Stirn! Wende Dich empört ab! Ich verdiene alles! Ich verdiene noch mehr, und was ich verdiene, soll mir werden! Ich fahre fort.

Ich setzte, und wieder trat eine lange Periode wechselnden

Glückes ein, bei der ich aber doch nach und nach verlor, bis ich die Hälfte des Goldes eingebüßt hatte. Dann aber kam ich plötzlich wieder ins Gewinnen, zwar auch nur zögernd, aber doch sammelte sich der Haufen wieder. Endlich hatte ich die hundert Louisdor wieder voll. Das Glück blieb sich treu. Auch mein Reisegeld gewann ich wieder. Es war mir wie eine Rettung. Ich strich ein und entfernte mich. Die Französin streifte an mir her, aber ich achtete nicht auf sie. Ich ging zu Tisch, denn es war Essenszeit. Der Kellner fragte, ob er mir wieder Champagner kühlen sollte. Ich bejahte es. Erinnere ich mir recht, so war ich mit dem Vorsatze zu Tisch gegangen, keinen Wein zu trinken und gleich nach dem Diner abzureisen. Aber wieder war's die alberne hochmüthige Eitelkeit, daß ich nicht Nein sagen mochte. So aß ich denn und trank, und je mehr ich trank, desto thörichter erschien es mir, daß ich vorhin nicht am Spieltische geblieben sei, da mir das Glück gelächelt, und daß ich jetzt abreisen wolle, ehe ich mein Erspartes wieder gewonnen. Wieder richtete die unsichtbare Klapperschlange ihre Augen auf mich, unter der Herzgrube hob und bewegte sich's, und als ich aufstand, hatte ich an nichts gedacht, als an das Spiel, und wie ich setzen wollte, und so ging ich erhitzt und aufgeregt wieder an den Spieltisch.

Und das war der Abend, der mich zu Grunde richtete. Seine Erinnerung liegt vor mir wie ein dunkles unentwirrbares Bild voll Ingrimm, Angst, Uebermuth, Verwegenheit und Verzweiflung. Ich verlor, verlor unaufhörlich, die Paar dazwischenfallenden Gewinne verlockten mich nur zu höheren Einsätzen, die rasch den übrigen Verlusten folgten. Bald hatte ich nur noch ein einziges Goldstück. Ich ging hinaus, in den Speisesaal, und ließ mir wieder eine Flasche Champagner geben, die ich davon bezahlte. Ich setzte mich daneben, stemmte die Arme auf und versuchte nachzudenken. Es war mir unmöglich. Im Kopfe wogte mir alles durcheinander und unter der Herzgrube ringelte und bäumte es sich. Nur das wußte ich. Ich mußte weiter spielen, bis ich das Geld meines Prinzipals wieder beisammen hatte. Um dies Ziel zu erlangen, mußte ich auch die folgenden Tausende wagen. Um dies zu können, mußte ich Muth haben, und ich suchte ihn in der Champagnerflasche. Ich weiß, Ihr findet das niedrig und gemein. Ich würde es immer so genannt haben, halte es auch jetzt dafür, aber ich war in einen Rausch und Strudel unwürdiger Leidenschaften gerathen, die mich wie mit Bleigewichten herabzogen in die Gemeinheit. Einige Augenblicke waren, da ich es fühlte, und ich schrie in meiner Seele um einen Halt, an dem ich mich hätte herausarbeiten können, aber ich hatte keinen. Bald stand ich wieder am Spieltische. Ich hatte mir Muth getrunken, ich wechselte den zweiten Tausendguldenschein, aber die Kniee zitterten mir dabei. Und das Glück hatte mich verlassen. Ich fühlte das, und wollte es bändigen. Je mehr ich verlor, desto nothwendiger wurde das Gewinnen, desto weniger durfte ich ablassen vom Ringen mit dem Glück. Ich gerieth in eine unaussprechliche Raserei, die um so furchtbarer war, je ruhiger ich äußerlich dastehen mußte. So oft ich gewann, verdoppelte ich meine Einsätze, und um so mehr verlor ich. Wie die Stunden entflogen, flogen auch die Tausende hin. Ich hätte versinken, ich hätte mich zerreißen mögen, aber da war kein Halt mehr. Von Zeit zu Zeit ging ich hinaus und trank wieder, kam zurück und spielte wieder. Ich zählte schon die Verluste nicht mehr, und nach und nach verließ mich ganz die Besinnung. Vom Ausgange des Abends weiß ich nichts mehr. Nicht wie ich in den Gasthof, nicht wie ich in mein Bett gekommen bin. Aber ich träumte wieder von nichts als Spielen und von unermeßlichen Gewinnsten.

(Schluß folgt.)

„Wohl! nun kann der Guß beginnen."

Die Berliner Kunstgießerei befand sich früher, verbunden mit der Geschützgießerei, hinter dem Zeughause, in einem Gebäude, das jetzt als Kaserne benutzt wird, aber noch die alten Schmelzöfen enthält.

Das erste Bronzebildwerk, welches aus ihr hervorging, war die bekannte Reiterstatue des großen Kurfürsten, von Schlüter modellirt und von Jakobi gegossen; am 12. Juli 1703, dem Geburtstage Königs Friedrich I, auf der langen Brücke aufgestellt, wo sie sich inzwischen mit der schönsten Patina bedeckt hat, diesem edlen grünen Roste, der den Standbildern von Erz erst die höchste Schönheit verleiht und sie zugleich unvergänglich macht. Die Herstellungskosten des Denkmals betrugen etwa 60,000 Thaler.

Während der nun folgenden hundert und mehr Jahre lag die Bildgießerei gleich der verzauberten Königstochter im Märchen in tiefen Schlaf versunken, bis sie unter den Händen einer Schar begeisterter Männer, wie Schadow, Tieck, Rauch, Kiß und Drake, die nebeneinander lebten und wirkten, zu neuer fröhlicher Thätigkeit erwachte. Während der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts gingen aus ihr eine Reihe von Erzbildern hervor, die seitdem nicht nur Berlin, sondern auch fast jede größere Stadt Norddeutschlands schmücken. Sie sind theils von Hopfgarten, theils von Lequine und Fischer gegossen, und wir wollen von ihnen nur folgende hervorheben: Das Lutherdenkmal für Wittenberg, von Schadow modellirt; das Franckedenkmal für Halle und das Blücherstandbild für Berlin von Rauch modellirt; Justus Moeser für Osnabrück, von Drake; Kopernikus für Thorn, von Tieck; die berühmte Amazonengruppe von Kiß, am 22. Juni 1843 auf der Treppenwange des Berliner Museums aufgestellt; mehre kolossale Victorien nach Rauch, sowie die beiden Gruppen auf den Treppenwangen des Schauspielhauses zu Berlin, von Tieck.

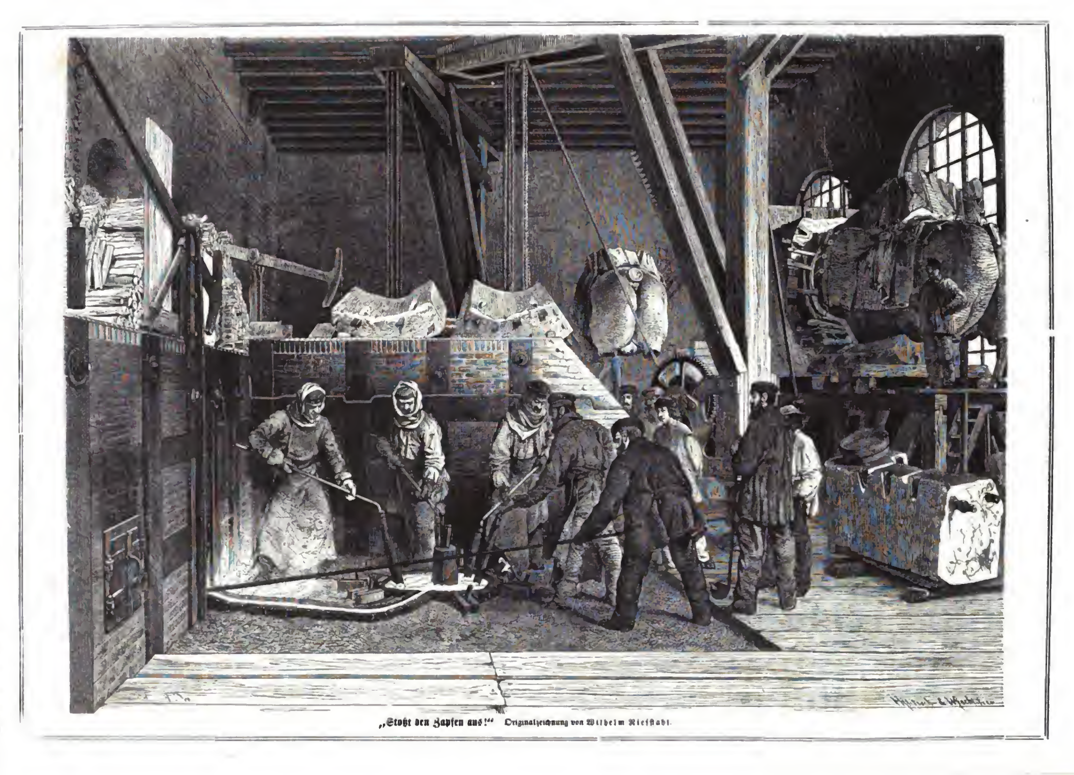
1844 bis 1846 ward unter Leitung des Generaldirectors von Olfers und des Geheimen Oberbauraths Stüler ein neues Gießhaus erbaut, das am 11. Juli 1846 durch den glücklichen Guß der Reiterstatue Friedrichs des Großen, Rauchs Meisterwerk, seine Weihe erhielt. Der Guß wurde durch Friebel ausgeführt, der auch später die Statuen von York und Gneisenau, sowie die Thüren für die Schloßkirche zu Wittenberg goß, und den Weltruf der Berliner Kunstgießerei begründete. Als Friebel im J. 1856 starb, trat H. Gladenbeck an seine Stelle, der noch gegenwärtig dieselbe bekleidet. Für die Benutzung des Gießhauses nebst Zubehör zahlt er dem Staate eine entsprechende Pachtsumme; während er die ihm übertragenen Arbeiten auf eigne Gefahr und Kosten ausführt, seine Gehilfen natürlich selber auswählt und lohnt.

H. Gladenbeck führte nacheinander folgende Kolossalstandbilder in Bronzeguß aus: Immanuel Kant für Königsberg i. Pr. und Albrecht Thaer für Berlin, von Rauch modellirt; Händel für Halle, von Heidel modellirt; Graf von Brandenburg für Berlin, von Hagen; Friedrich der Große für Bromberg, von Uhlenhuth; Friedrich Wilhelm III. für Kolberg und Melanchthon für Wittenberg, von Drake modellirt; die Löwenkämpfergruppe auf der Treppenwange des Berliner Museums, von Albert Wolff; außerdem mehre Bildwerke in Zinkguß, wie die Kolossalgruppe auf dem Berliner Museum.

Das neue Gießhaus ist in der Münzstraße und an dem Canal der Spree gelegen, der Königsgraben heißt. Ein Gebäude, im Rohbau aufgeführt, von rothen (Rathenower) und gelblich-weißen Mauersteinen, in abwechselnden Schichten, bei einer Länge von 86, Tiefe von 54 und Höhe von 40 Fuß im Mauerwerk.

Das Untergeschoß bildet einen überwölbten, auf massiven Pfeilern ruhenden Raum von etwa 15 Fuß Höhe, in welchem die Schmiede, der Trockenofen für Formstücke, eine Abtheilung zum Formen, zwei zum Aufbewahren der Metalle, die Tiegelschmelzöfen und zwei Dammgruben sich befinden, und der durch 20 Bogenfenster erleuchtet wird. Die Dammgruben sind seitlich nach den Gewölben offen und reichen bis zum Fußboden der Oberetage, den sie durchbrechen. Nur von oben gesehen erscheinen sie wie Gruben, und wenn die Seitenöffnungen während eines Gusses mit Balken oder Eisenplatten vermauert sind.

Eine massive Treppe nebst Einfahrt verbindet das Untergeschoß mit dem Obergeschosse, welches 25 Fuß hoch und durch 8 große Bogenfenster erleuchtet wird. Hier befinden sich die 4 Flammenöfen, von denen je 2 im rechten Winkel zu einander stehend, gemeinschaftlichen Schornstein und gemeinschaftliche Dammgrube haben. So können zwei Oefen gleichzeitig benutzt und in den beiden größten Oefen 450 Centner Metall mit einem Mal geschmolzen werden. Die Schornsteine der Flammenöfen sind 150 Fuß und resp. 80 Fuß hoch. Zwei drehbare Krähne, von je 300 Centner Tragfähigkeit, die sich gegenseitig erreichen, bewirken den Transport schwerer Modelle und Formstücke aus einem Geschoß in das andere, aus dem Formraum in die Dammgrube und aus dieser in den Ciselirsaal.



„Stoßt den Zapfen aus!" Originalzeichnung von Wilhelm Kießtadt.

In den Schmelzöfen des Untergeschosses werden die Metalle zu kleineren Arbeiten geschmolzen, in Tiegeln aus Graphit, die mit langen eisernen Zangen herausgehoben und in die unweit davonstehenden Formzurüstungen entleert werden.

So eben ist Meister Gladenbeck mit dem Guß der 18 Fuß hohen Reiterstandbilder Friedrich Wilhelm IV, modellirt von Bläser, und des regierenden Königs Wilhelm I, modellirt von Drake, — beide für die Rheinbrücke bei Köln bestimmt — beschäftigt, deren Modelle und kolossalen Bruchstücke in den verschiedenen Räumen umherstehen. Die 10 Fuß hohe Statue des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, von Albert Wolff modellirt und für Strelitz bestimmt, wurde gerade von ihrem Kern befreit. Diesen Standbildern werden sich in den nächsten Jahren verschiedene andre anschließen, namentlich die kolossalen Denkmäler des Ministers Stein, modellirt von Schievelbein, und Königs Friedrich Wilhelm III, modellirt von Albert Wolff, beide für den Lustgarten in Berlin bestimmt, und nochmals Friedrich Wilhelm III für Cöln, modellirt von Albert Wolff.

Bevor aber solch Standbild sich glänzend und hehr auf dem ihm angewiesenen Platze erhebt, hat es einen langen Weg zu durchlaufen, mancherlei Prozesse und Metamorphosen, namentlich die des Modellirens, Formens, Gießens und Ciselirens, die wir jetzt in möglichster Kürze dem Leser vorführen wollen.

Sobald der Bildhauer zu irgend einem Bildwerke den ersten Gedanken faßt, beginnt er auch sofort ihm äußere Gestalt zu geben, indem er ein Stückchen Thon oder Wachs zwischen den Fingern hin und her knetet, und darin die verschiedenen Theile des menschlichen oder thierischen Körpers nebst Ornamenten eindrückt oder solche ansetzt. Dieser erste rohe Entwurf, der natürlich zwanzig Mal verändert und corrigirt wird, heißt die *Skizze*.

Ist diese abgeschlossen, so folgt das *Hilfsmodell*, das auch nur in einer Größe von 2½—3 Fuß angelegt zu werden pflegt. Wieder knetet und formt der Künstler in Thon, aber diesmal nach einem lebenden Vorbilde, das nackend vor ihm steht, in der Stellung, die er der Statue geben will. Das lebende Modell „steht Akt", und zwar 4—6 Wochen hindurch, alltäglich 4—6 Stunden, wofür es pro Stunde gewöhnlich 5 Sgr. erhält. Solche Personen machen aus dem „Actstehen" ein förmliches Gewerbe, finden sich in allen großen Städten und heißen *Modellsteher*. Sie müssen sich natürlich durch schönen Körperbau und schöne Formen auszeichnen; oft werden mehre engagirt, um von dem einen diesen, von dem andern jenen schönen Körpertheil zu entnehmen. Nicht selten werden auch einzelne Theile nach der Natur oder nach Antiken in Gyps geformt und darnach modellirt. Immer ist das Modelliren kein bloßes Copiren, sondern — obgleich es unter Anwendung von Cirkel und Maß und unter genauer Beobachtung der Proportionen oder Maßverhältnisse des menschlichen Körpers geschieht — ein freies ideales Schaffen. Sobald das Thonmodell vollendet, wird der Gypsgießer herbeigeholt, um von demselben eine ächte Form abzunehmen, aus welcher er einen Gypsabguß fertigt. Das unversehrt erhaltene Nackthonmodell dient nun einem weiteren Zwecke: zur Anlegung des Gewandes.

Jetzt wird der Modellsteher, der also auch fernerhin nöthig bleibt, mit verschiedenen Stoffen und Gewändern drapirt, und an diesem der Faltenwurf studirt; dann aber die Gewandung auf den Nackthonkörper aufmodellirt, und zwar derart, daß die einzelnen Körperformen durchschimmern und die untereinander abwechselnden Faltenhöhen und Faltengründe die Körperfigur in all ihren Linien und Flächen zeigen. Namentlich müssen auch schon die Faltenzüge, insofern sie die durch die Gewandung verdeckte Muskulatur ersetzen, eine bestimmte Situation oder Bewegung andeuten. Die Menge, Größe und Richtung der Falten hängt von dem Material ab, welches für die Ausführung des Modells bestimmt ist, ebenso von der Beleuchtung, welche das Bildwerk erhalten soll. Beispielsweise wird man an Marmorbildern viele und feine Falten anbringen; dagegen müssen für Bronzewerke, die für die Aufstellung im Freien bestimmt sind, große Flächen gehalten werden. Horizontalfalten werden meist vermieden, weil sie einen die Masse zerschneidenden Schatten erzeugen. Nachdem so das *Gewandmodell* vollendet, wird auch dieses geformt, und zwar alle vorstehenden Theile einzeln, der Hauptkörper aber im ganzen ausgegossen und mit jenen zusammengesetzt.

Erst jetzt beginnt der Aufbau des *Hauptthonmodells*, das in derselben Kolossalgröße hingestellt wird, die das in Marmor auszuhauende oder in Bronze zu gießende Bildwerk haben soll. Ein solcher Aufbau gleicht fast dem eines Hauses, denn es gehören dazu Fundament und Pfeiler, für die Bearbeitung von außen aber Gerüste und Leitern. Das Fundament heißt hier *Drehwerk*, und ist folgendermaßen construirt: Zu unterst eine feste quadratische Platte von 3 Zoll dicken Bohlen, die genau horizontal über zwei Lager von Dielen gelegt wird. Auf ihr ruht zunächst eine dünnere runde Scheibe, und auf dieser eine drehbare Deckplatte, welche sich in einem Zapfen und auf 6—8 eisernen Kugeln bewegt, die am Rande der Scheibe eingelassen sind, während der Zapfen beide Platten und die zwischen liegende Scheibe mit einander verbindet.

Auf dieses Drehwerk legt man die Plinthenplatte, welche die Basis der aufzuführenden Figur oder Gruppe bildet, und gewissermaßen als deren Gerippe eine aus mehrern starken eisernen Stangen bestehende Rüstung trägt, um welche die einzelnen Körpertheile, namentlich Beine und Rumpf, Arme und Kopf herumgelegt, und mittelst sogenannter *Knebel*, das sind kleine Holzstücke, und starker Messingdrähte befestigt werden. Solches geschieht durch die Gehilfen des Künstlers, welche den Plinthenkasten voll Thon schlagen, dann die Beineisen und Knebel sorgfältig hineinkneten, und überhaupt so weiter verfahren, bis der Thonkörper roh dasteht.

Nun beginnt der Bildhauer die beiden Hilfsmodelle, zuerst das Nacktthonmodell und dann das Gewandmodell, auf das Hauptmodell zu übertragen, die Miniaturformen in das Kolossale zu übersetzen, wobei er fortwährend zirkelt, lothet, visirt, mißt und rechnet; Dicke, Länge und Breite der einzelnen Körpertheile nach den Proportionalitätsverhältnissen construirt, die auf festen Gesetzen beruhen; auch immer wieder ein lebendes Modell benutzt, denn es ist die erste Regel aller Kunst, stets auf die Natur zurückzugehen und sie bis zum letzten Strich an der Arbeit als Regulativ zu benutzen.

Ist das Hauptnacktmodell fertig, wird es mit einem dünnen Farbenanstrich, gewöhnlich Küchenroth versehen, so daß der Künstler, wenn er bei Uebertragung der Gewandung mit den Falten in die Tiefe geht, sofort wissen kann, wo er auf das Fleisch, auf die Natur kommt. Natürlich muß der Charakter des Stoffes genau nach der Natur wiedergegeben werden, z. B. Seide durch eigenthümliche scharfe Brüche und feine Flächen, Leinenzeug durch dünne Falten, Tuch und Sammet durch dicke breite Züge.

Während der Arbeit, die ein bis mehre Jahre währt, muß das Material durch Anspritzen und Befeuchten bei Tage, Bedecken und Umhüllen mit feuchten Tüchern während der Nacht, stets in bildsamem Zustand erhalten werden. Trocknet der Thon, so kann die Masse reißen, wogegen durch zu starkes Anfeuchten dünne Theile herabfallen, ja die ganze Figur in sich zusammensinkt. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kann es geschehen, daß der Künstler eines Morgens in das Atelier tritt und die Arbeit von Monaten oder Jahren zusammengebrochen am Boden liegen findet, wo er dann mit Resignation wieder von vorn anfangen muß.

Ist das Thon-Kolossalmodell aber glücklich vollendet, so kommt wieder der Gypsgießer herzu und macht darüber eine *verlorene Form*, sowohl für den Hauptkörper als die etwa abzuschneidenden Stücke, worauf er den Ausguß in Gyps besorgt und die ganze Figur in Gyps hinstellt, genau so, wie das Original es war. Weil das Thonmodell hierbei zerschnitten und zersprengt wird, nennt man die Arbeit des Gypsgießers eine *verlorene Form*.

So hat sich das schwanke Thonmodell in ein festes Gypsmodell umgewandelt, das nun in Marmor ausgehauen wird oder in die Kunstgießerei wandert.

Hiernach läßt sich's begreifen, wie ein Bildhauer für die Lieferung des Modells zu einer Kolossal-Statue oder Gruppe 10—20,000 Thaler erhalten kann, denn seine *baaren Auslagen* für Thon, Modellsteher, Gypsgießer, Ateliermiethe, Heizung, Gehilfen und Diener, Einrichtung und Geräthe mögen allein *ein Paar tausend Thaler* betragen, wozu dann noch eine Arbeitszeit von mehreren Jahren kommt.

Wir stehen jetzt vor dem Prozesse des Formens und Gießens. Was der Künstler in zerbrechlichem Material geschaffen, soll durch den Gießer in unverwüstlichem Erze reproducirt werden. Allerdings eine mechanische Arbeit gleich der des Gypsgießers, die aber nicht weniger Zeit und Geschicklichkeit, und weit mehr Hände und Unkosten als das Modelliren erfordert.

Nie wird eine Statue aus Einem Stücke geformt und gegossen. An sich nicht unmöglich, wäre es nutzlos, mühselig, unsicher.. Daher

werden vom Gypsmodell mittelst einer Drathsäge die hervorragendsten Theile abgeschnitten, von einem dem Blüchermonument zu Berlin ähnlichen Modell etwa der Kopf, ein Arm und ein Paar Mantelzipfel; während der Rumpf mit der Plinthe in Zusammenhang bleibt.

Das Formen geschieht in sogenanntem Formsand, der sich an vielen Orten, im ganzen nördlichen Deutschland über der Braunkohle findet, von außerordentlicher Feinheit ist, so daß er trocken staubartig zwischen den Fingern hängen bleibt, angefeuchtet eine bildsame und doch consistente Masse zeigt. Er ist das einzige Material, in welches sich Metalle von hohem Schmelzpunct bei Rothglut gießen lassen. Nur er behält, trocken wie feucht, und namentlich in höchster Glut regungslos seine Form; während Thon und Lehm sich beim Trocknen ziehen und werfen, und Gyps schon bei einigen hundert Graden zu mehligem Staube zerfällt.

Die einzelnen Theile des Modells werden also mit feuchtem Formsande belegt, und dieser in kleinen Stücken mit einer Art Gabel vorsichtig wieder abgenommen, worauf man sie etagenweise nebeneinander legt und mit einem Gypsmantel umgießt, der sie zusammenhält, indem sie an ihm mit langen feinen Drathstiften befestigt werden.

Die also gefertigte und zusammengesetzte Form könnte nunmehr voll Metall gegossen werden, worauf sie eine massive Copie des Originals geben würde. Allein das wäre nutzlose Verschwendung eines kostbaren Materials. Größere Bildwerke werden nie massiv, sondern hohl gegossen, je nach der Größe mit 1/4 bis 3/4 Zoll starken Wänden, so daß sie sich selbst zu tragen vermögen. Um sie aber hohl zu gießen, muß die Form einen Kern erhalten, dessen Anfertigung vielleicht schwieriger als die der Form ist.

Man hebt nämlich den Modell- und Formkörper von der Bodenplatte, auf welcher man zunächst wieder eine Eisenrüstung errichtet, um darum den Kern zu legen. Bodenplatte und Eisengerüst werden mittelst des Krahns in die Dammgrube hinabgelassen, worauf man die zuvor sorgfältig mit Kohlenstaub oder Lycopodium gepuderten Formstücke etagenweise aufbaut, ihre innern Wände aber etwa in der Stärke eines Zolles mit losem Formsande bekleidet. Die dann noch verbleibende Höhlung wird um die Eisenrüstung herum mit Gyps und Ziegelmehl ausgegossen, welche Masse, sobald sie erhärtet ist, nebst dem sie umschließenden Formsande eben den Kern bildet.

Nachdem die Form- und Gypsmantelstücke wieder abgenommen, schält man von dem Kern eine so dicke oder so dünne Sandschicht herunter, als die Metallstücke des Gusses betragen soll. Erst damit ist der äußerst langwierige und mühselige Prozeß des Formens, der vielleicht 6—8 Mann 12—18 Monate beschäftigt hat, vollendet. Form und Mantelstücke werden von neuem um den Kern herum zusammengesetzt; zwischen diesen und jenen bleibt jetzt ein leerer Raum, welchen das Metall ausfüllen soll. Bevor aber der Guß unternommen werden darf, müssen Kern und Formstücke an einem durch 3—4 Tage unterhaltenen Holzkohlenfeuer sorgsam ausgetrocknet werden.

Hierauf beginnt das Eindämmen der Form. Die im Gypsmantel angebrachten Anker werden gegen die Bodenplatte und gegen einander angezogen, und alle Fugen außerhalb mit Gypsbrei verstrichen; die gewölbten Seiteneingänge der Grube mit Balken, Ziegeln oder Eisenplatten vermauert, zwischen Form und Grubenwände kurze Blöcke gespreizt, deren Köpfe man mit Gyps vergießt, der dann noch verbleibende Zwischenraum endlich mit Sand oder Erde gefüllt, die man schichtenweise feststammt. Jetzt darf man mit Schiller sagen:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form — — — — —"

und jetzt kann die Schmelzung der Bronze und der Guß beginnen.

Zinn und Kupfer geben das hellklingende Metall der Glocken; Zinn, Kupfer und Zink die Bronze der Statuen, und zwar nimmt man auf 10 Theile Kupfer etwa 1 Theil Zinn und 2 1/2 Theile Zink. Diese beiden Zusätze verblassen und verschönern die gemeinrothe Farbe des Kupfers, erhöhen seinen Glanz und seine Widerstandsfähigkeit; vor allem aber lassen sie es dünnflüssiger schmelzen und jede Höhlung der Form scharf ausfüllen; abgesehen davon, daß Zink billiger als Kupfer ist.

Der Flammenofen, in welchem die Metalle geschmolzen werden, ist aus feuerfesten Steinen erbaut; der Schmelzherd ein langer, breiter, flachgewölbter Raum mit seitlich angebrachter Rostfeuerung, deren Flammen über ihn und die hier aufgelegten Metalle hinstreichen, um dann in eine hohe Esse zu entweichen. Die Sohle des Herdes hat eine sackartige Vertiefung, wo das geschmolzene Metall sich sammelt, um durch eine Oeffnung, die mit einem Thonzapfen versehen, im entscheidenden Momente herauszufließen.

Zunächst wird der leere Ofen angeheizt. Wann er rothglühend geworden, legt man das Kupfer in Barren oder Klumpen auf den Schmelzherd, wo es alsbald flüssig wird und in jene Vertiefung abfließt. Seine frühere Stelle nimmt das Zink und dann das Zinn ein, die gleichfalls abfließen und sich mit dem zähen Kupferbrei mischen. Immer neue Scheite von Kiefernholz werden auf den Rost geworfen, immer mächtigere Flammen streichen über die Mischung hin, bis nach etwa 6—8 Stunden diese so dünn wie Wasser fließt und einem weißglühenden Lichtmeer gleicht, in dem ein ungeübtes Auge nichts mehr unterscheiden kann, sondern vor dem es geblendet sich schließt.

Der bedeutungsschwere Augenblick ist da! Dem Meister wie den Gesellen pocht hörbar das Herz, denn jeder weiß, daß hier ein Werth von mehren 10,000 Thalern, der Witz und Fleiß von Jahren auf dem Spiele stehen.— Doch es muß geschehen! — Stoßt den Zapfen aus!!

Mit der starken eisernen Brechstange, die an der Kette des Krahns befestigt ist, ein paar Stöße gegen den Thonzapfen, und die kochende Masse stürzt einer zischenden Schlange gleich hervor und ergießt sich in — — Nun doch in die Form?! ruft der ungeduldige Leser — nicht sofort, nicht unmittelbar. Denn bedenken Sie, das Metall, 8—9mal schwerer als Wasser, würde, zwischen den Formwänden hinabfließend, die Sandmasse zerbrechen, abspülen, sich mit Sand und Staub mischen und die Form nur theilweise erfüllen; ja es würde an den engen, kalten, 6—8 Fuß tiefen Wänden hinabfließend, vielleicht nicht einmal bis zum Boden gelangen, sondern schon auf halbem Wege erstarren; noch mehr, die nach unten abgesperrte Luft würde nicht entweichen können und daher das halberstarrte Metall zurückschleudern. Bedenken Sie, welch eine Summe von Unglücksfällen!

Nein, das kochende Metall fließt zunächst in ein backsteinernes Becken und aus diesem in ein Röhrensystem, das es in die Form einmünden läßt und fast gleichzeitig über die einzelnen Höhlungen derselben verbreitet, während es die verdrängte Luft durch andre oben ausmündende Röhren bequem entweichen läßt. Das Becken befindet sich natürlich über der Form und steht mit dem Ofen durch eine steinerne Rinne in Verbindung. In seinem Boden befinden sich mehre Eisenpfropfen oder sogenannte Birnen, die aufgezogen das Metall in die unten angebrachten Röhren entlassen. Diese bestehen aus gebranntem Thon, ihr Durchmesser beträgt etwa 1 Zoll, und sie sind gleich bei Anfertigung der einzelnen Formstücke in den Gypsmantel eingegossen. Eine Hauptröhre führt das Metall sogleich in die Tiefe der Form, läßt es dort in Zweigröhren aufsteigen und sich über alle Theile ergießen, während es in andern Zweigröhren die Luft vor sich her treibt und diese oben ausmünden läßt.

Sobald das Becken über die Hälfte gefüllt, ruft der Meister: Die Birnen auf! — und lautlos stürzt die glühende Lava in die Form, während vom Ofen her noch immer neues Metall zufließt. Aus den Pfeifen aber rauscht es auf, und im nächsten Augenblick schießen lange blaue Feuersäulen aus ihrem Munde. Fort und fort hüpft und rauscht die Masse und verschwindet in der Tiefe, die unersättlich scheint. Endlich wird es stiller und ruhiger, stockt gänzlich und bildet einen ebenen Spiegel: Die Form ist gefüllt und der Guß vollendet; alles binnen wenigen Minuten!

Wir haben den günstigsten Fall betrachtet. Es können aber auch zwei andre eintreten: entweder kann die Form auseinandergehen und das Metall sich nach unten einen Ausweg bahnen, oder die Form, obgleich dicht, ist noch nicht vollständig trocken und die Metallmasse tritt mit den sich entwickelnden Wasserdämpfen in Kampf. In beiden Fällen zeigt ein Donnergetöse die Katastrophe an, die Luft fährt stoßweise und heftig aus den Pfeifen und das Metall wird fontainenartig aus den Eingüssen zurückgeschleudert; oder es trifft unterhalb entzündliche Körper, dann schlägt sofort helle Lohe auf und erfüllt die ganze Werkstatt mit betäubendem Dampf und Qualm.

Das Erkalten des Gusses tritt gleichfalls binnen wenigen Minuten ein, und die Dammgrube könnte sofort abgeräumt werden. Meist pflegt dies aber erst am zweiten oder dritten Tage zu geschehen, um den sehr erschöpften Arbeitern eine Stärkung zu gewähren.

Man macht die Form von zwei Seiten aus frei, packt das Hauptkerneisen mit dem Krahne und hebt die Form sammt Guß und Kern langsam aus der Grube. Bald liegt die Form abgeschlagen da, und es zeigt sich — eine unförmliche Figur in Erde, Sand und Gyps gehüllt und mit dicken Aesten und Zweigen umsponnen. Das

durch das Röhrensystem rollende und allmählich auch die Luftkanäle füllende Metall ist sammt dem Hauptguß erstarrt und mit diesem verwachsen, wie die Aeste und Zweige eines Baumes mit dem Stamme. Sie werden mit Hammer und Meißel abgeschlagen — die sie umschließenden Thonröhren sind schon beim Zerbrechen der übrigen Form entfernt — jetzt auch die Kernmasse herausgeschlagen, und die ganze Oberfläche des Gusses mit Säure abgebrannt, wo dann das Gußstück im warmen Glanze der Bronze dasteht.

Letztere Arbeiten gehören schon zum Ciseliren, das gleich dem Formen 3—6 Gehilfen 6—12 Monate lang in Anspruch nimmt. Noch sind viele Unebenheiten, Kernstücknäthe, Verschiebungen und Sandlöcher zu beseitigen, die sich alle auch im besten Guß finden. Die fehlerhaften Stellen werden mit einem Handmeißel ausgeschnitten, und ein Stückchen Metall so zugerichtet, daß es genau in die Vertiefung paßt, worauf es fest hineingehämmert und außerdem noch mit Schrauben befestigt wird. Ist das Metall schwach, so wird das Loch nach unten enge, nach oben weit ausgefeilt und darnach das Einsatzstückchen mit Hammer und Feile zugerichtet. Dann beginnt man mit der Abnahme der Kernstücknäthe vermittelst Meißel, Riffel oder zungenartig gebogener Feile. Jeder Theil, der im Guß stumpf erscheint, muß aufgefrischt werden, was namentlich bei den kleineren Partien viel Aufmerksamkeit und Geduld erfordert. Die Ausfeilung der Gewandung geschieht ebenfalls durch die zungenartige Feile; hinterher werden mit einem gebogenen Haken einander kreuzende Linien gerissen, wodurch die Gewandung das Stoffartige erhält. Dem Fleische wird durch Bearbeitung mit Feile oder Bunzen das Natürliche, Hautartige gegeben. Der Bunzen ist ein Stahlstab, dessen abgestumpfte Endfläche wie die eines Fingerhuts gemustert erscheint. Solch karrirte Muster werden jedoch gewöhnlich nur beim Ornament, selten bei Figuren, angewendet.

An das Ciseliren schließt sich eine Art von Metallbildhauerei, bei der es sich darum handelt, auf einer Metallplatte eine Zeichnung zu entwerfen, mit einem Spitzmeißel die äußern Contouren zu machen und so herunterzuschneiden, daß die eigentliche Zeichnung hervortritt. Ist dieses geschehen, so beginnt die Metallmodellirung, wobei ganz in derselben Weise verfahren wird, wie beim Gusse. Als Beispiel dienen die Verzierungen und Reliefs auf großen Geschützstücken, die eben nur ausgehauen werden können. Ein in der Ciselirung elegant durchgeführtes Werk ist das kleine Monument Friedrichs des Großen, das sich im Besitz des jetzt regierenden Königs von Preußen befindet.

Der schwierigste Theil der Metallbildhauerei ist endlich die Treibarbeit. Ein gewöhnliches Stahlblech kann der Ciseleur mittelst Hammer und Bunzen zum schönsten Relief umbilden. Auf der einen Seite wird die Zeichnung entworfen, vermittelst Stahlspitze auf der entgegengesetzten Seite herausgebaucht; hierauf das Blech geglüht und in diesem biegsamen Zustande bearbeitet. Als Musterbeispiel von Treibarbeit sehen wir die Siegesgöttin mit dem Gespann auf dem Brandenburger Thore in Berlin.

Erst nachdem die einzelnen Theile ciselirt und getrieben, werden sie mit ihren Zapfen und Löchern ineinandergefügt, oder durch Stahlbolzen, wie durch Keile, ineinandergezogen, und die an den beiderseitigen Schnittflächen schon beim Guß angebrachten Wulste in einander gehämmert. Nach Wegnahme des überflüssigen Metalls darf man keine Fuge bemerken. Auch die Bolzenlöcher werden durch eingelassene Bronzeschrauben ausgeglichen, verhämmert und überciselirt.

Um dem Leser einen Gesammtüberblick zu gewähren, welchen Aufwand von Zeit und Kosten ein kolossales Bronzebildwerk nöthig macht, wollen wir unsre Schilderung durch ein Paar Fälle illustriren, die aus der hiesigen Kunstgießerei hervorgegangen sind:

I. An dem Reiterstandbild Friedrich II arbeitete Rauch 12 Jahre.

Er bekam an Jahresgehalt 3000 Thaler, also	36,000 Thlr.
an Renumerationen	20,000 „
für das Modell des Reiterstandbildes	17,000 „
für die Modelle des Piedestals	28,000 „
	zus. 101,000 Thlr.
Guß und Ciselirung kosteten:	
für das Reiterstandbild	30,000 Thlr.
für die Figuren des Piedestals	80,000 „
	zusammen 110,000 Thlr.
Fundamente und Granitbau (der Steinmetz erhielt für Granitarbeit allein 16,000 Thlr.) kosteten	24,000 Thlr.
Kandelaber und Gitter	5000 „
Mithin kostete das ganze Monument	240,000 Thlr.

II. Die Wolff'sche Löwenkämpfergruppe kostete	26,000 „
woron auf das Modell	9000 „
auf Guß und Ciselirung	17000 „

kommen. Das Modell nahm etwa 3 Jahre, Guß und Ciselirung gleichfalls 3 Jahre in Anspruch.

Brennmaterial, Gyps und Formsand kosteten etwa 1500 Thlr. An Metall waren 100 Centner à 40 Thlr. also . . 4000 „ erforderlich. Die meisten Unkosten verursachen die Arbeitslöhne an die Former, Schmiede, Ciseleure und Hilfsarbeiter.

III. Die für die Rheinbrücke bei Köln bestimmten Reiterstatuen Königs Friedrich Wilhelm IV und Königs Wilhelm I kosten jede 38,000 Thlr., beide also	76,000 Thlr.
Das Modell jeder Statue kostet 20,000 Thlr; beide	40,000 „
Guß und Ciselirung à 18,000 Thlr.	36,000 „

An Metall sind für jede Statue etwa 200 Centner, zusammen 400 Centner à 40 Thlr. nöthig, die also einen Gesammtwerth à 8000 Thlr. von 16,000 Thaler repräsentiren.

Otto Glagau.

Aus dem deutschen Dichterwald.

Lebensbilder zeitgenössischer Poeten. Von Dr. Wilhelm Herbst.

Wer mag es leugnen, unsre poetische Literatur liegt wie eine Spätherbstlandschaft vor uns. Die Sonne der classischen Zeit ist längst zur Rüste gegangen, alles gemahnt uns an Stoppeln und fallendes Laub, an Zugvögel und stille Tage; heisere Raben genug, nur hie und da noch eine vereinzelte Lerchenstimme als Erinnerung an die wärmere Zeit. Daß dem so ist, sagt sich jeder, der einige Selbst- und Zeiterkenntniß hat. Darum aber Schweigen zu gebieten, wie ein berühmter Literarhistoriker thut, die Geister, alt und jung, von dem Musenberg weg auf den Staat verweisen als auf das allein begehrenswerthe Ziel unsrer Zeit, — dies Ansinnen ist so nutzlos wie verkehrt. Dem Deutschen das Singen und Dichten wehren! — Das gelingt keinem Dictator. Fast nie fließen die geistigen Lebensströme eines Volkes gleichzeitig gleich stark und mächtig. Aber, scheinbar stockend und pausirend, ziehen sie doch unter der Erde verborgen weiter, brechen, wenn ihre Zeit erfüllt ist, an andrer Stelle lebendig mächtig, nur andersartig hervor. Die geistigen Kräfte folgen dem Gesetz der Ablösung, des Ausruhens. Der Scheidegruß eines scheinbar ersterbenden Lebens ist die Hoffnung eines künftigen. Ja wir harren auch hier eines herrlicheren Frühlings.

Die Lyrik ist der ursprünglichste dauerndste unsterblichste Zweig am Baum der Dichtung, und von ihr gilt am ehesten, was ein Dichter sagt, daß der letzte Mensch auch der letzte Dichter sein werde. Sind also auch die Poeten der letzten Jahrzehnte Epigonen gegen ein größeres Geschlecht der Vergangenheit, — dennoch ist da noch Leben und Schönheit genug, um den Blick wieder und wieder anzuziehen. Und solche Umschau gehört vor vielen zu den Aufgaben des „Daheim", das den deutschen Familientisch beleben und schmücken will. Nicht mit allen Geistern fraternisiren will und darf es, aber das Echte und Große überall suchen, zeigen, daß in der Dichtung Wahrheit und Schönheit im Bunde das Höchste schaffen, daß nur das reinste Dichterherz und das hellste Dichterauge Gott schauen; in der Mannigfaltigkeit dieses vielfarbigen Lebens das Eine und Göttliche finden, die Irrwege kennzeichnen, — das ist das Ziel dieser Lebensbilder. Daß sie altbekannte Dinge bringen, liegt in der Natur der Sache, aber das Nächste rechnet auch auf das größte Interesse, und immer mag eine erneuerte Beleuchtung hier und da auch ein neues Streiflicht auf die alten Bekannten fallen lassen. Zeitgenössische Geister gehören noch nicht zu dem schweigenden Chor der Geschichte, sie reden und streiten noch mit in dem Kampf unsrer Tage. Daher handelt es sich hier nur um bescheidene Einzelbilder, nicht um ein größeres historisches Bild.

I.

Ferdinand Freiligrath.

Ein halbverklungener Name und einst auf aller Lippen! Woher der Ruhm, warum dies Vergessen? Als hätte der Dichter selbst sein Geschick geahnt, singt er in dem „ausgewanderten Dichter," überhaupt dem Spiegelbild seines eignen Lebens:

„Ich bin nun lange drüben schon vergessen,
Wer jetzt noch lauschte meinen ersten Klängen?"

Die Antwort auf die obige Frage gibt des Dichters Leben und die Art seiner Poesie. Ja, das Leben, das innere wie das äußere ist auch hier der Schlüssel zum Verständniß der Dichternatur, ihrer Eigenart und ihrer Verirrungen.

Wer Freiligraths Heimatsort,*) die anmuthige kleine Residenzstadt Detmold betritt — eine der wenigen deutschen Residenzen, die noch bis heute von keiner Eisenbahn aus ihrem Stillleben aufgeschreckt worden, — der mag sich wundern, daß von dieser friedlichen Stätte zwei deutsche Dichter ausgingen, die beide ein Bild nicht des innern Friedens, vielmehr der Disharmonie und Zerrissenheit unsrer Zeit geben, bei dem einen bis zur Zerrüttung des Geistes — die nahe befreundeten Freiligrath und Grabbe. Der eine singt vom andern, „der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch." Auch für Freiligrath, der die Worte geschrieben, ist die Gottesgabe nicht zum Segen geworden, aber wahrlich nicht durch die Schuld des Gebers und der Gabe. Ueber ein andres noch dürfen wir uns wundern, wenn wir des Dichters Wiege betrachten. Es ist der classische Boden des Teutoburger Waldes. Nahe dabei das Varus-Schlachtfeld, um das einst die Schwerter stritten und noch heute die Federn streiten. Unweit der Stadt die Grotenburg mit ihrer großen Umschau über eine echt deutsche Landschaft, jetzt mit dem werdenden Hermannsdenkmal. Fast nichts von diesen vaterländischen Erinnerungen, die jene laubbewaldeten Höhen umschweben, tritt in den Kreis von Freiligraths Dichtung. Ja, das Nationale ist darin fast bis zum letzten Rest ausgetilgt, das Provinzielle erscheint nur in vereinzelten Lauten der Sehnsucht, soll ich sagen des Heimwehs? Der „ausgewanderte Dichter" klagt:

Ich lag heut Nacht in süßen stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Und die „Tanne" schließt:

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit! —

Bei einer „Erika,"**) die in weit späterer Zeit der verbannte Dichter seiner Frau zum Geburtstage reicht, fällt ihm die haideumsponnene Heimat ein:

„Und auch bei mir mit hellem Schein
Schmückt sie die Bergeshalde;
Sie wallt um meinen Externstein
Und rings im Lippschen Walde;
Da summen Bienen um sie her,
Und durch ihr rothes Blüthenmeer
Ausschlagend jagt der Senner."***)

Und „Zu Immermanns Gedächtniß":

O, schweift ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimat waldbewachsner Haar.
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Vehmgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden!
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden!

Nur einmal, in dem poetischen Vorwort zu dem mit L. Schücking herausgegebenen „Malerischen und romantischen Westfalen" — von dessen prosaischem Theil indes kaum etwas von seiner Feder sein soll — wendet er sich, gleichsam ex officio, seiner Heimat in längerem Gesange zu. Der „Freistuhl zu Dortmund" heißt das wirklich schöne und warme Gedicht. „Land und Volk der rothen Erde," der „kräftige Menschenschlag, einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten" werden vor die heilige Vehme des Dichters geladen.

„Laß dich erschaun, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lustigen Schützenreigen!

Die Sage, das Leben dringe auf ihn ein, so fühlt der Dichter und schließt:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht! —
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!" —

Ist ihm dieses poetische Gericht nicht zum Selbstgericht geworden, daß er diesen Quellen gesundester Poesie den Rücken gekehrt? Ja — zu Hause ist er nicht in dieser schlichten aber gesunden Umgebung. Er ist „aushäusig" und nur nach dem Gesetz des Gegensatzes suchte er den Rückweg in das verlorene Paradies. In der deutschesten Landschaft groß geworden, wird er in den Tropen und in der Sahara heimischer als in seinen Eichenwäldern, als im Vaterland. Wie kommt das?

Jener Bruch mit der Natursphäre des Lebens kündigt sich früh in dem Dichter an, wird zum immer weiteren Riß und wächst, bis er im poetischen Bankerott, und vielleicht nicht blos in diesem endet. Verfehlter Beruf steht schon über seinem Jugendleben geschrieben. Aus äußeren Rücksichten zum Kaufmann bestimmt, wird der begabte Knabe — fünfzehnjährig — der wissenschaftlichen Bildung des Gymnasiums entnommen. Nun fehlte der überwuchernden Phantasie das geistige Gegengewicht, die ernste Zucht geregelter Studien, das edle Maß hellenisch-römischer Dichtung, gegen die äußerlich aufgenöthigte Lebensform bäumte sich jene nur um so trotziger auf. Zwischen den Zeilen mancher Lieder lesen wir, daß dies Valet von den Studien, zu denen er berufen schien, ein Schmerz für ihn war. Später (1836) sieht er in Amsterdam das griechische Schiff „Odysseus" im Hafen, da erwacht die Schulerinnerung an den unsterblichen Dulder und Wandrer, ein Bild seines eignen vielumgetriebenen Lebens, und er klagt, daß die griechische Sprache sich bis zur Hieroglyphe für ihn verdunkelt habe. Er bedenkt:

Wie, da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegen
Heut' ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel:
Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern.

An die Stelle der classischen Literatur trat die kaufmännische Lehre in Soest, der nüchtern genug in der „Börde" gelegenen Landstadt.

„Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall,
Und dichten heißt Zeitverderb." *)

Die geistigen Lücken, die der neue Beruf ließ, mußten ausgefüllt werden. Natürlich, daß sich die Geistesnahrung möglichst an die Berufsinteressen anschloß. Reisebeschreibungen, Natur- und Erdkunde, neuere Sprachen, mit denen er schon als Schüler sich beschäftigt, trieb er mit Vorliebe weiter. Da liegen die Ingredienzien seiner Poesie. Eine ganz moderne Natur, welcher der weite Hintergrund und der tiefe Unterbau einer in die hellenische Welt und die christliche Wahrheit sich versenkende Bildung abgeht. Dieser Defect löst manches Räthsel. Ueberall finden wir bei Freiligrath ein Uebergewicht des Naturellen, einen auffallenden Mangel an wahrhaft ethischen und idealen Bildungselementen. So scheint ihm das geschichtliche Leben fast ein verschlossenes Buch geblieben zu sein, seine Gedichte zeigen kaum eine Spur davon, und sein knabenhaft unreifes politisches Gebahren später ist nur eine traurige Bestätigung für den Mangel dieses Organs. Auch die Philosophie schweigt für ihn. Und die Religion, das Christenthum? In der Bibel scheint er nur das Morgenland, dem seine natürlichen Sympathien galten, gesehen zu haben. An „die Bilderbibel":

---

*) Geb. am 17. Juni 1810.

**) Vom Jahre 1841, zuerst im Rhein. Taschenbuch für 1846, dann in den „Neueren politischen und socialen Gedichten" I.

***) Bekanntlich die eigenthümliche Race von Pferden, die während des Sommers in die Steppen der s. g. Senne getrieben werden.

*) „Am Birkenbaum" 1850, „Neuere politische und sociale Gedichte" II. 32.

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden.

Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern. —

Und das wenige in der jungen Seele, was sich der heiligen Schrift gegenüber etwa über die poetische Anschauung orientalischer Lebensbilder erheben mochte, spülte das „Leben“ hinweg. Die „Bilderbibel“ schließt:

O Zeit, du bist vergangen:
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläubge Aug' dafür,

Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Die Lectüre englischer und französischer Dichter weckte sein ungemeines Formtalent, aber mehr noch, sie wurden ihm Vorbilder, — Byron besonders und Victor Hugo. Auf die Jagd gar folgen sie ihm, und statt den Fuchs zu verfolgen, nimmt er

— seinen Waldsack, und langt sie herfür,
Die ihn öfters begleitete schon,
Die höchst unwürdige auf Löschpapier,
Die Zwickauer Edition.
Den Mazeppa hat er sich aufgeschlagen:
Muß sehn, ob ich's deutsch nur reimen kann!
Mögen immer die andern lachen und sagen:
Hab, ha, der lateinische Jägersmann.
Er liest — er sinnt — nun schreibt er sich's auf;
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf,
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er's lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein saubrer Anfang im Taschenbuch steht.“ *)

Zum guten Theil ist der Dichter Freiligrath aus dem Uebersetzer Freiligrath hervorgegangen, wie er denn auch in ihn wieder zurückgekehrt ist. Durch die bezeichneten Stoffe und in dieser Formenschule gebildet regte er die ersten Schwingen. Das früheste Stück in den „Gedichten“, den „Moos-Thee“ hat er sechszehnjährig geschrieben. In Jahren also, wo der Mensch noch kaum ein Eignes hat, ist der fremde Stoff seiner mächtig geworden. In diesen Jugendversen regt sich schon der ganze spätere Freiligrath mit seinen exotischen Sympathien, seinen frappanten Reimen, seinen übertriebenen Bildern, — ein frühreifes, aber auch früh fertiges Talent. Ist das innerer Reichthum oder das Gegentheil?

Aus der stillen westfälischen Landstadt kam er auf sechs Jahre in die See- und Weltstadt Amsterdam. Das war der zweite entscheidende Schritt seines Lebens. Hier wurde ihm Leben und Anschauung, was er von fernen fremden Ländern bisher aus Büchern gesogen; es ist der Fruchtboden seiner Poesie, die Geburtsstätte fast aller seiner früheren Gedichte. Wer die labyrinthische Stadt kennt, die wie ein Wunder über dem Wasser schwebt, mit ihrem fremdartigen Häuserstil, dem Gewirr der Giebel, der verschlungenen Canälen, dem Gewühl um und im Hafen, dem Mastenwald, dem Wirrsal der Sprachen, der ganzen Weltperspective eines Seeplatzes, wo jedes kommende oder gehende Segel wie ein Bote aus der Ferne, ein Gruß in die Welt ist; — wer das alles kennt oder sich im Geiste vorzuzaubern vermag, der wird sich sagen, welch neue Welt hier gerade einer so gearteten und so geführten Dichternatur aufging. Heute liegt nahe dem Hafengewühl, eine unmittelbare Mahnung an das bunte Naturleben der Fernen der Erde, der zoologische Garten mit der Aufschrift „natura artis magistra“ (Die Natur die Lehrerin der Kunst). Ich weiß nicht, ob der Garten schon zu Freiligraths Zeiten bestanden, aber wie auf ihn gemacht ist die Aufschrift. Seine Kunst ist bei dieser Natur in die Schule gegangen.

Wie ganz Holland, so führt auch Amsterdam eine Art Amphibienleben und das Wasser ist sein eigentliches Element. Hier ging auch dem jungen und schon vorgestimmten Dichter die Poesie des Meeres auf; es ward das Element seiner Dichtung, das unerschöpfliche, ewig neue Gegengewicht gegen das monotone Comtoirleben. Aber auch das unstät phantastische, das ziellose Schweifen in die Ferne, diese Veräußerlichung innerer Sehnsuchten ist hier in ihm, dem vom Vaterlande Fernen, geboren oder gewachsen. Es ist ihm selbst wie seiner „Tanne“ ergangen, die, aus den Wäldern der Heimat gerissen, nun als Mast die Meere befährt:

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;

Das Meer soll' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

Wohl wird doch zuletzt weder ihm noch ihr. Ein Heimwehklang geht durch die Lieder, für das feinere Ohr wohl verständlich, ein Verlangen nach dem Frieden, den nicht Meer, nicht Ferne, den die Welt nicht giebt. Der Leser kennt das schmerzliche „Warum“ in den „Auswanderern“:

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?

und er wird aus allem kaleidoskopartigen Bilderspiel den Brustton schlichter Empfindung herausfühlen in den Worten:

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn. —

Ins Vaterland zurückgekehrt fand er mit seinen (1838) gesammelten Gedichten, die schon vorher zerstreut gewirkt hatten, alsbald des Ruhmes genug. Sich aus dem Conflict von „Kaufmann und Dichter“ zu befreien, ward der erstere wie die Raupenhülle abgestreift, und der poetische Schmetterling flog frei weiter. Aber eine licentia poetica! Nun beginnen die Kreuz- und Querfahrten des heimatlosen Literaten, das klippenvolle, von so tausend Gefahren und Versuchungen begleitete, unbefriedigte und unbefriedigende Umtreiben. Wollten doch alle Dichter von Meister Goethe die goldne Regel lernen, daß der Dichter eine reale Lebensgrundlage brauche, um zu gedeihen und zu wachsen! Auch Freiligrath hat eine sittlich stählende, wahrhaft erziehende Lebensarbeit gefehlt. Der Ehestand allein war ihm nicht Halt und Stütze genug, er hat für sein Dichterleben nur eine episodische Bedeutung, wenn er auch, wie wir sehen werden, ihm einige seiner wahrsten und gesundesten Lieder entlockte. Kaum den poetischen Lehr- und Wanderjahren entwachsen, wo er in der Fremde und aus der Fremde gesungen, dann nur kurz und in wenigen Tönen ein gemüthvoller Sänger des Hauses, tritt er nun dem Staate gegenüber. Wie ein schwankendes Rohr ergab er sich den dämonischen Zeitmächten, den Verkündern des Sturmes von 1848. Es ist kein psychologisches Räthsel, das wir hier vor uns haben; das Gegentheil wäre ein halbes Wunder. Die an fremden Stoffen abgearbeitete Dichterkraft war erschöpft, der eigene Inhalt gering, in keinem Verhältniß zu dem Weltruhm, der den Dichter berauschte; dem Publikum gegenüber bei jungen Jahren die vermeintliche Verpflichtung zu neuen Thaten; — eine Natur ohne ruhige und organische Bildung, ohne Heim und Halt, mehr in den physischen als ethischen Bildungselementen zu Hause, ohne Glauben — woher sollte die innere Widerstandskraft kommen? Wie eine Welle wurde er weggespült. Friedrich Wilhelm IV hatte ihm, den Genius zu ehren, eine Pension verliehen. An dem Punkte setzte die Opposition ihre Hebel ein. Jene „Nacht im Riesen“ in Coblenz, mit Hoffmann von Fallersleben im „Groll“ und bei Champagner verbracht, brach das ohnehin schwache Eis. Diese politische Conversion ist ein bedauerliches Bild innerer Schwäche, die der Bänkelsängerton des phrasenhaften Singsangs an „Hoffmann von Fallersleben“ wahrlich nicht zudeckt. Ein ernster deutscher Mann urtheilte damals scharf, aber wahr:

Wenn es an Ballast fehlt im Kahn,
So treibt ihn jeder Wind.
Wer nichts erlebt und nichts gethan,
Der heißt auf deutsch ein Kind.

Ein Kind wird drum kein Goliath,
Daß es im Riesen zecht.
Ich wüßte freilich andern Rath:
Eine Ruthe schlecht und recht.

Es ist die dritte Wendung in des Dichters Leben. Sie hat den Dichter ruiniren helfen, den Menschen nicht gefördert. Man sehe in sein „Glaubensbekenntniß,“ den Grabstein seines Dichterruhms. Daß er der königlichen Pension entsagte, stand ihm frei, und glaubte er aus dieser Hand keine Wohlthat mehr nehmen zu dürfen, so ehrte ihn der Schritt, aber nach dieser Hand mit Koth zu werfen, wie er in dem „Glaubensbekenntniß“ und vollends später gethan, um in den Augen der neuen Parteigenossen sich rein zu waschen von der weiland „Reaction,“ das war alles eher, als edel. Der poetischen Verdunklung ging, wie so oft, eine sittliche zur Seite. Die Nemesis blieb nicht aus. Versunken und vergessen, — das ist der diesmal den Sänger treffende Fluch.

Wir folgen seinem wechselvollen Lebensgang nicht von Station zu Station. Exilirt ging er 1845 in die Schweiz, dann nach London.

*) „Am Birnbaum“ S. 31.

Das Sturmjahr 1848 führte ihn zurück. Seine zum Theil bluttriefenden und ruchlosen Lieder aus diesem und den folgenden Jahren sind — nach Verdienst verschollen. Nur pflichtmäßige Betrachtung spürt ihnen nach. Am Anfang der fünfziger Jahre, als die Fluten sich verlaufen, sucht Freiligrath nach mancherlei politischen Prozessen sein englisches Asyl wieder auf. Der Dichter ist dort wieder zum Kaufmann geworden. Nur der virtuose Uebersetzer ist daneben geblieben, wie seine letzte Arbeit, die Nachbildung von Longfellows „Sang von Hiawatha," aufs neue zeigt.

So sind wir der Genesis seiner dichterischen Art und Kunst gefolgt. Wie erscheint uns diese selbst?

Es versteht sich, daß wir hier nicht an eine erschöpfende Antwort denken dürfen. Aber dieselbe vereinfacht sich schon dadurch, daß Freiligraths frühere Dichtungen, die ihn vor allen charakterisiren, eine sehr ausgesprochene und leicht kenntliche Physiognomie tragen, die politischen Gedichte in Wahrheit nur den poetischen Tod des Dichters bedeuten.

Zwischen dem alten und neuesten Freiligrath liegen wie eine schöne, aber kurze Episode, ja nach den Wüstenliedern als eine erquickende Oase, die Lieder „zwischen den Garben" (treffender würden sie heißen „zwischen Palme und Freiheitsbaum"), Zeugnisse von des Dichters Liebesleben und poetische Erstlingsfrüchte des Ehestandes. Lassen wir ihn selbst wenigstens mit einem Liede reden:*)

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt:
In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt.
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und duftig, eh' ichs wähne,
Durch die geschloßne Wimper springt.

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut;
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben! —
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit selgem Beben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag:
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Ist es nicht, als hätte der Dichter hier in dem selbsterlebten, selig empfundenen Glück die natürliche Sprache — und nach Hamann ist die Dichtersprache die „Muttersprache des menschlichen Geschlechts" — wiedergefunden?

Freiligrath ist nur Lyriker. Zur Zeit, wo größer angelegte Dichternaturen auch zu größeren Stoffen und Gattungen greifen, ist er verstummt. Aber keines seiner Lieder ist singbar. Es ist hier nicht, wie so oft, das didaktische Element, der Lehrton, der das Singen hindert, es ist das Rhetorisch-Declamatorische in der Form, der meist descriptive, oft seelenlose Inhalt, der dem Componisten wie der Sangeslust im Wege steht. Wir fragen weiter nach Stoff und Form seiner Lyrik.

Nun, Jedermann weiß und es ist oben gesagt, daß er seine Stoffe aus der Fremde und Ferne, aus allen Welttheilen, allen Zonen, nur fast nie aus dem Vaterland und der Heimat, fast nie aus dem eignen Innenleben schöpfe. Er steht selbst den Bedenken Rede, die man gegen diese exotische Richtung vorgebracht. „Meine Stoffe" führen die Klagen und Anklagen der Kritik auf:

„Du wandelst, wie ein Mann der träumt!
Sieh, wehnder Sand füllt deinen Köcher;
Der Taumelmohn des Ostens schäumt
In deines Liedes goldnem Becher!

O, geuß ihn aus! — dann aber späh'
Und lechz' umher mit regem Sinnen,
Ob keine Brunnen in der Näh',
Daraus du schöpfen mögest, rinnen!

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll uns in deinem Kelch kredenzen!" — —

Und die Rechtfertigung in der Schlußstrophe:

„O, könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versenkte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad: —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?" —

Ist aber mit dieser nichtssagenden Pointe die Sache und Frage abgethan? — In dreifacher Weise handhabt der Dichter die fremden Stoffe. Erstens: es sind reine Schildereien, Seestücke, Wüstenbilder, Züge aus der alleingelassenen Natur amerikanischer Wälder. Nur das Thierleben pulsirt in diesem Stillleben. Zweitens: die Naturbilder beleben sich durch irgend eine menschliche Beziehung; zu dem geographischen tritt ein ethnographisches Element. Als Staffage erscheint ein Beduin, ein Neger, eine Rothhaut, ein Creek, ein Emir auf feurigem Roß, — alle mit Erlebnissen ihres Lebenskreises. Zum dritten: Die Fremde tritt in ein Verhältniß, meist in das des Gegensatzes, zu der Culturwelt oder zu Geist und Herz des Dichters selbst.

Die überwiegende Mehrheit bilden die beiden ersten Klassen; von der letzteren finden sich nur wenige, aber darunter die besten. Der Grund liegt nahe. Landschaftliche Naturbilder werden immer eine untergeordnete Gattung der Poesie bleiben. Nur als eingelegte Partieen und dienende Glieder eines größeren, lyrischen oder epischen Ganzen, haben sie ein poetisches Recht, oder dann, wenn sie nicht sowohl die Bilder selbst als vielmehr des Dichters Stimmung im Naturbild geben wollen. Die Landschaft gehört eben einer andern Kunst. Freilich erscheinen die Sonnenglut der Tropenwelt, die Geheimnisse des Urwalds, die Majestät des Meeres und der unendlichen Steppen schon an sich als ein Stück Poesie, weil sie eben ein Wunderbares sind und die Phantasie anreizen. Und wenn vollends — wie das Freiligrath, ohne je den Fuß in die Wüste und den Urwald gesetzt zu haben, so meisterhaft versteht — die Ferne nahe gerückt, das unendlich Weite durch die belebende Kraft des Dichterwortes in ein gegenwärtig Lebendiges verwandelt wird, so daß alles wie in einem Diorama, nur nicht in buchstäblicher Worttreue, aber in poetischer Wahrheit vor uns liegt, wer wollte da nicht auch den Zauberer anerkennen, der, was er selbst als Seher der Ferne geschaut, auch andern schau- und greifbar nahe gebracht? In der That ist hier sein Talent eminent und in dieser Art einzig. Ein scharfes geübtes Auge für die Außenwelt und gerade für diese Welt, ein realistischer Sinn in der Zeichnung und Färbung, ein Blick für das Kleinste und Einzelnste, wenn es charakteristisch ist, eine hellsehende Phantasie, die doch alle diese Einzelheiten wieder in einem Brennpunkte zu einigen weiß, so daß die Stücke wie aus einem Guß erscheinen — alle diese Gaben erkennen wir. Und doch tragen die Gedichte dieser ersten Klasse schwer an dem poetischen Mangel der Gattung. Der Dichter blättert im Bilderbuch der Natur, und das Sinnlich-Aeußerliche, der Erdgeschmack, das Stoffliche überwiegt doch weit über die Innerlichkeit. Daher trotz allem Formenwechsel und allen Glutfarben etwas Monotones. Und das Ideelle, was im Hintergrunde ruht, ist es nicht etwas Krankhaftes und eine Täuschung, jene Rousseausche Flucht aus der verschrobenen Cultur in die wilde Natur, die dem Dichter schon an sich ein Gedicht ist, das europamüde Sehnen nach dem vermeintlichen Frieden und der eingebildeten Heilkraft des Urwaldes und der Wüste? Gott ist dem Dichter in der Natur und ihren Wundern nicht erschienen.

Die zweite Klasse seiner exotischen Lieder hat eine menschliche Zuthat. Die Menschen jener Lande selbst treten auf. Ich möchte diese Stücke drastische Genrebilder nennen. Offenbar eine poetische Steigerung. Bewunderswerth ist der Dichter auch hier in der correcten Treue des Costüms bis ins Minutiöseste; jede Quaste, die Farbe des Turbans, alles Decorative wie ausgepinselt. Man wird an die Detailvirtuosität und Kleinmalerei der Düsseldorfer Schule

*) „Ruhe in der Geliebten" v. J. 1840 zuerst im Rhein. Jahrbuch auf 1841, dann in der Sammlung „Zwischen den Garben."

erinnert. Aber der Mensch erscheint in dieser Klasse von Liedern als degradirt zur Staffage. Er ist nicht Herr und Mittelpunkt der Schöpfung, er ist ein *Product* jener Natur und der Dichter kommt über die bloße Zuständlichkeit nicht hinaus.

„Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!" —

Das Fühlen und Denken jener Wüsten- und Urwalds-Söhne, die der Dichter zudem nie gesehen, bleibt in der Schilderung aus dritter Hand uns doch immer fern.

Am höchsten erheben sich seine Dichtungen da, wo der Gegensatz zwischen europäischem und exotischem Leben zum directen Ausdruck kommt. Da tritt eine *Seele*, ein ethisches Moment herein und wir spüren den Herzschlag eines mit uns fühlenden Menschengeistes. Vertreter dieser Gattung sind die allbekannten und oben genannten „Auswanderer," der „ausgewanderte Dichter" und in gewissem Sinn der „Mohrenfürst."

Der „ausgewanderte Dichter," wenn auch ein „Fragment," ist durch und durch poetisch. Ein dichterischer Robinson Crusoe unter den Wilden Nordamerikas. Die Natur ist groß, ist schön; sie weckt den schlafenden Dichtertrieb, das Lied gesellt sich zum Takte der Beilhiebe, mit denen er sein Blockhaus zimmert:

„Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht' es dämmernd — *doch wer wird es hören?*"

Ja, der Dichter bedarf beides, stille Sammlung und gesammelte Hörer, wenn seine Stimme nicht zuletzt verstummen und ersterben soll.

„Oft wandl' ich Abends auf den steilen Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzten dann und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, schmerzlich wohl klang manches mir dem Wandrer!
Hier Heimatlieder! — dennoch, als sie klangen,
Stand ich wie Orpheus — mit den Liedern andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen."

Zu dem Schönsten aus dem Cyklus gehört die Jagd auf das Elenthier, das angeschossen von der Herde der Gesunden sich sondert und im Forst sich birgt, um einsam zu sterben; — ein Abbild aus der Thierwelt für des „ausgewanderten" Dichters eignes Ende.

„Ich dachte schmerzlich meiner eignen Qualen:
Hier starb das Thier, — hier rinnen meine Thränen."

Mit dem verklungenen Lied der Heimat wird die verlorne Liebe wach. Mitten in die Savannah tritt das Bild der Königin seines Herzens im glanzdurchstrahlten Saale der alten Welt:

„So in des Kreises athemloser Stille
Mit deiner Harfe saßest du vor Zeiten!
Das ist dein Auge! — deiner Locken Fülle
Ergießt sich dunkel auf die lichten Saiten! —

Das ist dein Singen! durch die prächt'gen Räume
Glühend und innig fluten meine Lieder! —
Im Abendwinde schütteln sich die Bäume;
Schwarz auf den Urwald senkt die Nacht sich nieder." —

Und die Frucht dieses freiwilligen Steppenexils:

„Allein, allein! — und so will ich genesen!
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich das Volk vergessen,
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten."

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe. —

Den Tod des Verbannten berichtet der Mund der Wilden:

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich schauen!" —

Es ist ein ergreifendes Heimwehlied und darum von so poetischem Leben, weil der *Mensch* mit seinem innern Leben, seiner Qual und Zerrissenheit, den Kern- und Mittelpunkt bildet. Hier hat sich Freiligraths besseres und bestes Selbst ausgesprochen. — Aehnlich, nur in umgekehrter Weise verfährt der Dichter im „Mohrenfürsten." Auch durch ihn geht ein tiefes Weh. In der ersten Ballade das Bild der afrikanischen Heimat: Glanz, Liebe, Kampf, Siegeshoffnung. Die Geliebte harrt geschmückt auf die Heimkehr des Fürsten aus der Schlacht.

Da naht ein flüchtiger, blutender Mohr:
Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
„Dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

Ans Meer! den blanken Menschen verkauft!" —
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand." —

Die zweite Ballade bringt uns das Gegenbild. Dem Mohren bedeutet *Europa* die Verbannung, das Elend. Auf der Messe steht er an der Kunstreiterbude, die Trommel schlagend, auf der die Löwenhaut liegt.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmermehr zum Lager gekehrt;

Und daß *Sie* Blumen für ihn gepflückt,
Und daß *Sie* das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang. —

Das sind Perlen, die bleiben und glänzen werden in unsrer Literatur. Und was lehrt diese Beobachtung? Doch wohl dies: daß der Sitz aller wahren Lyrik, schaffend wie empfangend, das Menschenherz mit der ganzen Tonleiter seiner innern Erlebnisse sein und bleiben muß. Da ist ihr unerschöpflicher Fruchtboden; nicht in Wüste und Steppe, nicht in Meer und Urwald als den *Ausgangspunkten* des Dichters liegt ihr Heil. Das prius muß das Dichterherz bleiben, nicht die äußere Natur. Ist es nicht sprechend genug, daß Freiligrath in seinen besten (nicht *glänzendsten*) Dichtungen gerade bei dieser Wahrheit ankommt? Ja, er ist in gewissem Sinn ein *Mehrer des Reichs der Poesie*, aber vor allem doch, durch Irren, wie durch Gelingen, ein Bestätiger jenes Axioms: in die Tiefe, nicht in die Breite geht der Beruf des deutschen Liedes. Das Nächste und Allgemeinste ist seine wahre Heimat. Und dieses Gebiet ist ein unendliches, nie ausgesungen und aussingbar, weil es mit jedem Dichterindividuum immer aufs neue geboren wird.

Wer diesen Schlüssel in der Hand hält, der versteht auch in Freiligrath Licht und Schatten.

Ueber die *Form* seiner Gedichte nur ein kurzes Wort, weil Einverständniß darüber herrscht, daß der Dichter zu unsern größten Sprach- und Vers-Künstlern gehört. Was *Platen* in den altclassischen Formen, das hat Freiligrath in den modernen, den Alexandrinern, den Ottaven namentlich, geleistet. Seine wenigen Hexameter sind mangelhaft. Oft freilich sind es metrische Seiltänzersprünge und halsbrechende Virtuosenkünste, namentlich in der sprüchwörtlich gewordenen frappanten Kühnheit seiner Reime, die ohne Fremdwörterbuch den meisten Lesern eine Hieroglyphe bleiben, in der pointirten, effectvollen und effecthaschenden Manier, die sich himmelweit entfernt von der einfachen Keuschheit des poetischen Stils unserer classischen Zeit, in der oft dick aufgetragenen Farbenpracht und in der ganzen ausländernden Rhetorik einer auf sinnlich-dekorative Wirkung ausgehenden Form. Aber — dies nicht selten geschmacklose Echauffement ist eben nur Außenseite und Consequenz des *Inhalts* seiner Dichtung. Wie die Seele, so der Leib. Die *echten* Perlen nähern sich auch in Form, Ton und Färbung der Natur und Gesundheit deutscher Poesie.

Summa: Freiligrath *im ganzen* ist eine gefallene Größe des deutschen Dichterwaldes, einst überschätzt aus einer Schwäche und Blasirtheit der Zeit, dann, wie es immer geht, zu sehr unter die Todten geworfen.

Einzelnes Große und Schöne wird fortgrünen. Aber wahr

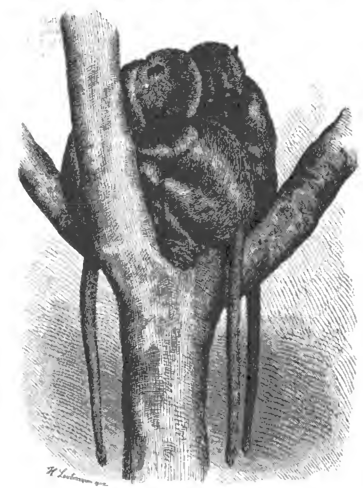
bleibt es: nicht ungestraft wandelt man nach dem Dichterwort unter Palmen und nicht ungerächt verleugnet man zu Gunsten eines „Pantheon der Weltpoesie“ *) des eigenen Volkes Leben und Lieben. Und als der Dichter volksmäßig werden wollte, wurde er sansculottisch. Die Reaction des Eignen im Volke gegen das aufgedrungene Fremde zeugt von Gesundheit. Auf den höhnenden Vergleich aber des deutschen Volkes mit Hamlet, dem thatenscheuen Träumer, im „Glaubensbekenntniß“ hat eben dies Volk mit Ignorirung und Todtschweigen jenes testimonii paupertatis (Armuthszeugniß) geantwortet.

Es ist wohl ein frommer Wunsch, aber wir schließen damit: möchte Freiligrath noch einen poetischen Feierabend feiern, nachdem die Sturmwellen einer tieferregten Zeit sich gelegt, und möchte er dann ein gereinigtes und wahrhaft hell gewordenes Dichterauge nicht blos auf das bunte Leben dieser Erde richten!

*) Aus dem Vorwort zum „Sang von Hiawatha“, S. XII.

Ein Winterbild aus dem zoologischen Garten zu Dresden.

Wer nur im Sommer das Leben des großen Affenhauses im Dresdner zoologischen Garten beobachtet hat, wie da die Thiere sich munter haschen und jagen, zanken und vertragen, wie sie so fröhlich der süßen Gewohnheit des Daseins nachhängen, den würde es überraschen, die Kehrseite zur Winterszeit zu sehen. Für mich ist ein zoologischer Garten im Winter noch interessanter als im Sommer; ich versäume in dieser Jahreszeit nie einen Gang dahin und habe dann die Thiere in ihren engen Behausungen genauer und eingehender studiren können, als draußen. Da liegen sie, die Könige der Wüste und der Dschungeln, im Stroh und schauen grämlich drein. Da sitzen die Vögel aufgeblasen und traurig, da führen besonders die Affen ein komisch-lamentables Dasein. Eine Pavianfamilie erregte besonders meine Theilnahme. Unten saßen die beiden Alten im Stoh und froren. Die drei armen Jungen hatten sich vor den steten Mißhandlungen der Alten oben auf den Kletterbaum geflüchtet und froren auch, aber hörbar, ich möchte wenigstens behaupten, ihr Zittern und Zähneklappern gehört zu haben. Da saßen sie nun, wie sie unser Künstler getreu nach der Natur gezeichnet hat, traurig und melancholisch. Nur die drei Schwänze waren unterscheidbar, sie hingen regungslos herab und es lag ein Zug wehmüthiger Klage in diesen drei frierenden Schweifen. Vielleicht — wahrscheinlich sogar — sind sie seither gestorben. Ein Winter räumt furchtbar auf unter den Bewohnern eines Affenhauses und nur selten widersteht einer auf die Dauer dem Klima. Nun, jedenfalls ist ihm ihm die Ehre eines Porträts zu Theil geworden, eine Auszeichnung, die einem Affen selten passiren mag.



Die drei Gleichen, Originalzeichnung von H. Leutemann.

Die Plage der Tropen.

Wer sich von Südnubien her durch die große Bejudah-Steppe nach Kharthum begibt, sieht, etwa vom 17. Breitengrade an südwärts, etwas Auffälliges zwischen dem Steppengrase hervorragen. Es sind dies fünf bis zehn Fuß hohe, lehmerne Massen, bald zuckerhutartig, bald spitzkegelförmig, bald in Zacken auslaufend, bald außen glatt, bald unregelmäßig gefurcht. Die hochbräunlich gelbe Lettenfarbe dieser Massen sticht grell gegen das Grün der umgebenden Sträucher und Gräser ab. Man bemerkt solcher Massen viele, oft auf je fünf, zehn und zwanzig Schritt eine. Die Außenfläche derselben ist ziemlich fest, sie leistet selbst dem bergmännischen Hammer Widerstand. Hier und da bemerkt man auf der glatten Fläche oder zwischen den Furchen der Außenseite kleine, enge, kreisförmige Oeffnungen gewundener, nach dem Innern der Masse strebender Kanäle. Einige solcher Massen stehen vereinzelt und kahl mitten zwischen dem Gestrüpp, andere lehnen an die Stämme der niederen Steppenbäume, aus manchen starren Aeste hervor, theilweise noch grünend, theilweise blattlos, wie abgefressen, morsch, mit klüftiger Rinde und klüftigem Holze. Auf dem Boden liegt, rings um die Bauten, zernagtes, faulendes Geäste wirr umher, gleich als wäre selbiges vom Blitze zersplittert worden.

Erkundigt man sich nun bei einem Eingebornen der Steppe, bei einem Kameeltreiber oder dgl. nach jenen Lehmmassen, so erhält man zur Antwort, es seien Gantharen, Häuser (Baue) der „Ardhah, der Erdgräberin,“ eines Thieres, das zwar klein, sehr klein und doch so mächtig, eine Dienerin Satans, ein Abscheu Gottes, seines Propheten und der Gläubigen sei. Die Ardhah, ein Wurm, kaum so groß als ein Weizenkorn, zerfresse alles, was nicht von Metall, Stein oder Glas und sei deshalb die größeste Plage für das doch so gesegnete Land Sudan.

Diese Ardhah ist eine Angehörige der gefürchteten Insectengattung Termes; ist eine Termite, öfters auch weiße Ameise genannt, ein geradflügliger, gesellig lebender Kerf. Termiten sind der wahre Fluch jedes Tropenlandes, es sind winzige, aber furchtbare Feinde der übrigen organischen Natur, Feinde, deren freche Eingriffe in das menschliche Sein Sorge, Kümmerniß, ja selbst Verzweiflung bereiten können.

Man beobachtet unter den Termiten geflügelte **Männchen** und **Weibchen**, sowie ungeflügelte Individuen, die weder erstere noch letztere, d. h. die **geschlechtslos** sind. Geschlechtsloser Termiten gibt es wieder zweierlei Art, die sogenannten **Soldaten**, deren Kopf sehr groß und mit kräftigen Kiefern ausgerüstet ist, sowie die **Arbeiter**, Thiere mit kleinerem Kopf und schwachen, verborgen liegenden Kiefern.

Die Termiten leben **bauweise** oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, **staatweise**, beisammen. Männchen und Weibchen schwärmen, sobald sie völlig reif geworden, aus und paaren sich fliegend, in der Luft. Gleich darauf verlieren sie ihre Flügel und fallen alsdann Menschen, sowie manchem Gethier, massenhaft zur Beute. Ueberlebende Weibchen schwellen ob der Unmasse der sich in ihnen entwickelnden Eier am Hinterleibe wie unförmliche Maden auf, kaum vermögen die kleinen Vorderfüßchen den gut zwei Zoll langen Walzenleib nach sich zu ziehen. Mit größester Kraftanstrengung gelingt es den Geschlechtslosen, eine solche Made, die **Termitenkönigin**, nach dem Baue zu schleppen. Hier wird sie in der geräumigsten, ganz im Innern des Baues gelegenen Zelle eingesperrt. Man vermauert nämlich die Zugänge zur Zelle dergestalt, daß die Königin darin sich nicht frei nach außen bewegen kann. Sie behält gerade Luft und Oeffnung genug, um ausathmen zu können, sich von den Unterthanen mit Nahrung versorgen zu lassen. Sonderbares Königthum! Aus ihren Eiern entwickeln sich wieder junge Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Ein Theil dieser Geschlechtslosen, die erwähnten **Arbeiter**, sorgt für Instandhaltung des Baues. Wird dieser beschädigt, so tragen die emsigen Arbeiter Erdtheilchen zusammen, speicheln dieselben ein und formen daraus einen sehr plastischen Mörtel, mittelst dessen sie jeden ihrem Bau zugefügten Schaden schnell ausbessern. Sie sind es allein, die den großen Dom mit seinen labyrinthischen Gängen und versteckten Zellen aus besagtem Mörtel aufmauern.

Die **Soldaten** dagegen sorgen für **Vertheidigung** des Baues. Die Soldaten gewisser Termitenarten entwickeln große Kühnheit, sobald ihr Bau von irgend einem Feinde angegriffen wird; sie stürzen alsdann haufenweise hervor, stürmen ingrimmig auf den Gegner los und setzen ihm mit ihren Kiefern hart zu. So zeichnet sich eine Innerafrika bewohnende Art, die **kriegerische Termite**, durch die bemerkenswerthe Tapferkeit ihrer soldatischen Staatsangehörigen, sowie überhaupt durch große Beweglichkeit aus. Die in der Bejudah-Steppe und in Sennar gemeinste Art, die **zerstörende Termite**, die vorhin genannte Ardhah der Steppenbewohner, dagegen ist träger, weniger offensiv; desto furchtbarer aber zeigt sie sich im Zerstören alles Organischen, was ihr nur irgend erreichbar.

Lichtscheu verläßt die Ardhah den Bau meistens nur bei Nacht und treibt alsdann oberirdisch, aus eingespeichelten Erd- und Lehmkrümchen zusammengeklebte Röhren gegen die menschlichen Wohnungen vor, überzieht damit Häuserwände, Häusergebälk, Hausgeräth, als Töpfe, Bettgestelle, selbst Kleider und vollführt, unter diesen nur wenig bröckligen Halbcylindern versteckt, das Werk einer tiefgreifenden Zerstörung. Wohl dem, welcher noch frühe genug die verhängnißvollen Erdröhren an irgend einem seiner Hausgeräthe bemerkt, um sie, ehe noch des letzteren Vernichtung ausgeführt, abbrechen zu können. Denn nicht anders, als im Schutze dieser Röhren, oder, wenn sie einer Sache direct von Löchern des Erdbodens aus beikommen kann, nagt die Termite, da sie die Helligkeit scheut. Aber selbst im Dunkel der Nacht klebt sie ihre Röhren zusammen. Gar zu gern kommt sie Gegenständen von der Erde aus bei. Bleiben z. B. ein Paar Schuhe über Nacht auf dem Boden stehen, so werden zunächst deren Sohlen von der Termite benagt. Die Zerstörung geschieht immer da, wo man den Eingriff am wenigsten leicht wahrnimmt. Holzwerk, z. B. Deckengebälk, wird innen durchwühlt, zunächst geht es an die weicheren Schichten der Jahresringe des Holzes, während die härteren als Scheidewände zwischen den Ringen stehen bleiben. Außen sieht ein von der Ardhah zerstörter Gegenstand öfters noch gänzlich unversehrt aus, fällt jedoch zusammen, sowie man ihn hart angreift.

Wie schlau, wie überlegend und energisch dies kleine Wesen bei seinen Vernichtungszügen zu Werke geht, beweist unter anderem folgendes: Im September des Jahres 1860 wohnte ich in Neu-Dongolah eine Zeit lang in einem Zimmer zu ebener Erde. In diesem hing ich einen feintuchenen türkischen Ueberrock an der von Erdröhren und Bohrlöchern gänzlich freien Wand auf. Nach drei Tagen zeigten sich an der Stelle der Wand, an welcher der Rock aufgehängt worden, mehrere kreisförmige, etwa 2''' breite Löcher. Die Futterseite des Rockes aber war, wo sie die Wand berührte, dicht mit Erdröhren überzogen, unter welchen bereits ein Häuflein Termiten das Rockfutter benagte. Die Thiere hatten innerhalb dreier Tage ihre Erdröhren an der Außenwand des von mir bewohnten Zimmers acht Fuß vom Erdboden emporbauen und dann eine zwei Fuß dicke Lehmmauer durchbrechen müssen, um, nachdem sie von neuem Röhren gebaut, meinen Rock angreifen zu können. Oefters benimmt sich die Termite sehr keck. Sie frißt z. B. Leuten, die durch Krankheiten u. dgl. gezwungen werden, längere Zeit in liegender Stellung zuzubringen, das Zeug geradezu „unter dem Leibe" hinweg. Während Barth zu Bakada in Baghirmi, Central-Sudan, sich aufhielt, fraßen ihm die „Rio" seine als Lagerstätte dienenden, dicken Buchenmatten und einen darüber gebreiteten türkischen Teppich binnen zwei Tagen durch. In Sennar sahen wir die Innenfläche der aus Lehm oder auch nur aus Strohbündeln bestehender Häuserwände wie marmorirt von den Termitenröhren. So oft auch diese von den Hausinhabern zerstört werden, so oft baut die unermüdliche Ardhah sie wieder auf. Es ereignet sich nicht selten, daß das von ihr zerwühlte Dachgebälke und mit diesem ein ganzes Dach, einstürzt, natürlich nicht ohne Gefahr für die Hausbewohner. Wir haben nicht wenige ziemlich solid gebaute Häuser gesehen, welche durch die Ardhah völlig unbewohnbar gemacht worden.

Die Eingebornen Sudans ergreifen verschiedene Vorsichtsmaßregeln, um ihre Geräthe und Nahrungsmittel vor den furchtbaren kleinen Feinden zu sichern. Reisende legen ihr Gepäck niemals auf die bloße Erde, sondern stets auf Steine, Balken u. dgl. Nun überklebt die Ardhah zwar auch solche Unterlagen alsbald mit ihren Röhren, allein diese können dann doch immer noch zeitig genug vernichtet werden. Getreidemagazine werden aus solchem Grunde entweder auf 8—12 Fuß hohen Pfählen oder doch wenigstens auf großen Feldsteinen aufgerichtet und innen noch mit den Blättern des milchsaftreichen Oschur ausgepolstert, welche letztere den Termiten widerlich sind. Unter den dortigen Nutzhölzern leisten das harte, schwere Ebenholz und das kaum minder harte der Nilakazie, dem Ardhahfraße noch den längsten Widerstand. Schlimmer als das schlimmste der unseren heimischen Culturpflanzen schädliche Insect, vermag die Termite große, unbeschützte Ernten in kürzester Zeit gänzlich zu vernichten. Immer und immer wieder drängt sie sich zerstörend in das menschliche Wirken.

Termitenarten, welche hohe Bauten errichten, werden in den Ebenen des gesammten tropischen Afrika gefunden. Barth sah in Baghirmi solche, sanft abgerundete Baue von 30—40 Fuß Höhe und zuweilen über 200 Fuß Umfang an der Basis. Clapperton fand ihrer zu Borgu in West-Sudan 15—20' hoch. So sieht man sie auch am Zambezi, Limpopo und anderen Flüssen der afrikanischen **Südhälfte**. Eine in West-Centralafrika heimische Art errichtet Haufen mit dachförmigem Ueberbau, welche von weitem den Anblick riesiger Hutpilze gewähren sollen. Ein Ganthar oder Termitenbau dient als bequem zu ersteigende Landmarke. Von ihrem Gipfel herab entsendet der nubische Jäger das tödtliche Blei auf Elephanten, Büffel u. dgl. Auf dem Ganthar erspäht der Negervorposten, auf seine Lanze gestützt und gleich dem Storch das eine Bein unterschlagend, den herannahenden Feind. Grast eine Herde von Tetal-Antilopen in der Steppe, so erklettert ein altes Männchen den nächsten Ganthar, blickt um sich und warnt die Herde durch kollerndes Schnauben vor der Annäherung des Menschen und größerer Raubthiere. Adler, Geier, Marabu-Störche und Reiher wählen sich den Ganthar zum Ruheplatz. Hohe Bauten werden auch von gewissen Arten des tropischen Amerika errichtet. In Brasilien, namentlich in der Provinz Para, macht sich der Cupim sehr gefürchtet. Andere Arten legen Lehmnester in Baumzweigen an und treiben an Aesten und Stämmen dicke Lehmröhren niederwärts, die ihnen als Heerstraßen dienen. Mehrere Formen Europas, Afrikas und Amerikas bauen aber nur unter der Erde und unternehmen von da aus den Vernichtungskrieg gegen die organische Natur. Der schwarze Termes lucifugus haust in vielen Theilen des mittäglichen Europa und begeht, unterirdisch bauend, große Zerstörungen, so z. B. an den Pfählen, auf welchen La Rochelle ruht. Kleine Termiten sah ich i. J. 1857 selbst an der Riva degli Schiavoni zu Venedig.

Zum Glück haben die Termiten zahlreiche Feinde. Am weißen und blauen Nile sammeln die Neger im Monat Juni die alsdann massenhaft umherschwärmenden, ziemlich fetten Männchen und Weibchen ein, rösten sie über Feuer und verzehren sie mit gutem Appetit. Auch Hühner, Perlhühner, Störche, Ibise, Reiher u. s. w. halten alsdann große Lese. In den Steppen Sudans stellen der Ameisenscharrer und das Schuppenthier den Termiten, Ameisen und Mutillen eifrig nach. Ersterer, ein großes, plumpes Geschöpf, verläßt Nachts seinen unterirdischen Bau, gräbt mit seinen gewaltigen Klauen die Gauthare an, steckt die lange, dünne Schnauze und die wurmförmige, klebrige Zunge hinein, läßt letztere voll Ardhahs laufen und schlürft die ihm behagende Nahrung massenweise ein. Ganz so verfährt der amerikanische Verwandte des Scharrers, der große Ameisenbär oder Tamanduassu im Sertao, der brasilischen Wildniß. Das Schuppenthier endlich beobachtet dieselbe Fangart. Grimmige Feinde der Termiten sind mehrere Ameisenarten. Im Sennar z. B. ergötzten mich die Kriege zwischen jenen und großen, sehr robusten Ameisen, welche letzteren stets obsiegten. Eine Art der bestachelten Ameisengattung Ponera lieferte den Termiten am oberen blauen Flusse förmliche Schlachten. Plänkler der Ponera griffen ein Termitenvolk an und lockten Scharen der Arbeiter hervor. Dann folgte das Gros des Ameisenheeres in langer, schwarzer Linie. Nun gab es einen heißen Kampf, in welchem die behenden Poneren mehr durch ihre Bisse, als durch die Wirkung ihres Stachels, Sieger blieben. Die zerfleischten Ardhahs wurden von ihren Meistern in deren Baue geschleppt. Merkwürdig nahm es sich aus, wie das Poneren-Heer, unzählige todte oder schwach zappelnde Termiten mit sich schleppend nach mehrstündigem Würgen den Rückzug antrat, unbehelligt von den Kämpen des geschlagenen Staates. Derartige Insectenkriege haben ihr Gutes und eingeborne Sennaner nannten die schwarzen, ihnen so nützlichen Poneren voll Zärtlichkeit: „Würmer des gerechten Schaffens," die „lieben Vertilger" u. s. w.

R. Hartmann.

Am Familientische.

Der Heuball in Winnenthal.

(Aus einer Reisemappe.)

Wenige Schritte von dem württembergischen Städtchen Winnenden liegt die Heilanstalt für Geist- und Gemüthskranke von Winnenthal. Es befinden sich in diesem Hause nicht nur solche, deren Seelenleben in höherem Grade gestört ist, sondern Angefochtene, Schwermüthige, Gedrückte aller Art, darunter Männer und Frauen von hoher Bildung und geistiger Begabung, die an künstlerischen und geselligen Talenten gar manchen übertreffen, der sich zu den normalen und gescheidten Menschen zählt. Die seltene Kunst des vortrefflichen Leiters der Anstalt, des Obermedicinalraths Dr. Zeller, besteht nun eben darin, jeden nach seiner Eigenthümlichkeit zu behandeln, ihn seinen oft bis dahin verborgenen Gaben und Talenten gemäß zu beschäftigen, und ihn mit eben so großer Milde als mit dem nöthigen festen Ernste zu behandeln. Durch Veranstaltungen kleiner Festlichkeiten, an denen selbstverständlich nur die Kranken Theil nehmen dürfen, deren Zustand eine solche Erheiterung erträgt, ja auf die sie unter Umständen äußerst wohlthätig wirken kann, gewinnt die Stätte des menschlichen Elendes ein freundliches Licht, das nicht nur mit seinem Glanz dieses Elend verdeckt, sondern es in der That durch die Macht der ihm entgegenkommenden, hilfreichen Liebe verklärt. Einem solchen Feste hat der Verfasser nachstehender Beschreibung im Sommer v. J. beigewohnt und der Redaktion gestattet, dieselbe am Familientische mitzutheilen. —

Von Hofbällen, von Casino- und Studentenbällen, von costümirten und Maskenbällen hat schon mancher mehr als ihm lieb sein mochte gehört und gelesen. Aber wenige wissen wohl etwas vom Heuball. Und doch bietet er dem Auge und dem Herzen, bietet er dem denkenden Geiste Selteneres und Würdigeres, als so manche jener hochgefeierten Bälle der großen Welt. — Schon mehrere Tage hatten die Bewohner Winnendens und unter ihnen zumeist die freiwilligen und unfreiwilligen Bewohner der dortigen Heilanstalt zum bewölkten Himmel aufgeschaut und sich gefragt: Darf man's wagen? Aber immer zeigte der Himmel wieder ein trübes Gesicht, und man fügte sich in das Unabänderliche. Letzten Mittwoch schien die Julisonne recht freundlich über das grüne Gelände, das mit seinen zahlreichen Obstbäumen um die Stadt sich ausbreitet, und der blaue Himmel versprach einen heitern und regenlosen Tag. Heute soll's werden! Der Telegraph rief aus der Ferne die Gäste herbei, und in der Nähe sagte es einer dem andern: der Heuball wird stattfinden! Schon um die Mittagsstunde brachte die Post, die von der Amtsstadt Waiblingen sich mühsam heraufbewegt, in ihrem Coupé geputzte Damen, deren Herz den Freuden des Balles entgegenschlug. Die Beamten und Honoratioren des Städtchens beeilten sich mit ihren Geschäften, um sich Nachmittags in den Sonntagsstaat zu werfen und der freundlichen Einladung zu folgen, die vom Schlosse Winnenthal her an sie und ihre Frauen und Töchter ergangen war. Der schlichte Bürger putzte sich heraus, um einzeln oder mit Familie den Festgästen sich anzuschließen oder doch, gemeinsam mit den Repräsentanten der ländlichen Bevölkerung, sich zum Balle einzufinden. Am lebhaftesten aber gab sich die festliche Aufregung im Schlosse Winnenthal zu erkennen. Die Kranken (und unter ihnen solche, die einer reicheren poetischen Ader sich erfreut als so mancher weltkluge, blasirte Ritter der nüchternsten Prosa) fühlten sich mit einem Mal gesund; die Gesunden aber freuten sich des hohen Gutes der Gesundheit in doppeltem Maße beim Anblick des seligen Strahles, der die Gesichter der Kranken verklärte. Keinem aber mochte das Herz höher schlagen an diesem Tage, als dem Manne, der Jahr aus Jahr ein im Dienste der leidenden Menschheit seine edelsten Kräfte einsetzt, der die trüben Stunden, die so manches gestörte Bewußtsein umnachten, im Innersten mit erlebt, um sie durch das Wort und die That der Liebe in Stunden des Segens zu wandeln. Wie den Feldherrn vor der Schlacht, so sah man den Obermedicinalrath mit seinen Adjutanten, den männlichen, wie den weiblichen, in den weiten Räumlichkeiten des Schlosses und des Gartens an den Reihen und Gruppen der sich sammelnden Gäste vorübergehen, grüßend und ordnend, und aus einem großen Korbe, den er selbst trug, die unvermeidliche Nelke reichend, womit jeder am Feste Theilnehmende sich zu schmücken hatte. Die Männer steckten sie ins Knopfloch und fühlten sich geehrt durch den ländlichen Orden, der ihnen so huldreich ertheilt wurde; die Frauen verwoben die duftende Nelke in die Flechten des Haares als schönsten Kopfputz. — Nun ertönte die Musik und gab das Signal zum Aufbruch, zum glücklichen Beginn des fröhlichen Festes. Und wer waren die Künstler? Wohl niemand anders, als die ehrlichen Weingärtner des Städtchens Winnenden, das ja nach einer überlieferten Etymologie, die ich auf sich beruhen lasse, der Weinrebe (vinea) seinen Namen verdanken soll, wie sie schon von Alters her in dieser Gegend von kundiger Hand gepflegt wird, von Vater auf Sohn. Drei Blechinstrumente und eine herzhafte Clarinette stimmten die Festhymne an, die bald einem muntern Marsche wich, nach dessen Takt der Zug sich in Bewegung setzte. Voraus der geladene Heuwagen, von Landleuten gezogen; auf oder vielmehr in dem Heu die kleinen Götter eines jeden Festes, die Kinder, Knaben und Mädchen; einige derselben in ländlicher Tracht, die Mädchen bekränzt, die Buben phantastisch aufgeputzt, lauter fröhliche, kerngesunde Gesichter! Zwei größere Knaben, ritterliche Söhne einer ritterlichen Dame, die in diesen Tagen als Gast im Schlosse weilte, folgten als Fähnriche mit dem Banner und der Inschrift: „Hie gut Württemberg allewege!" Und nun hinter der Musik in freier Gliederung und Mischung, das Personal der Anstalt, das gesunde, wie das kranke, die einheimischen, wie die fremden Gäste. Der Zug bewegte sich durch den „Männergarten" nach dem künstlichen See, der, nun trocken gelegt, in einen wohlbefeuchteten, nur provisorisch von der Sonne verklärten Tanzboden sich verwandelt hatte. Das Badekabinet und all die hölzernen Wandungen rings umher, so weit sich an ihnen Kränze und Guirlanden anbringen ließen, erschienen im reichsten Sommerschmucke. An diesen das Bassin einfassenden Wänden, und auch weiterhin im Freien standen Tische, an denen die Gäste Platz nahmen. Vor jeden derselben ward ein volles Bierglas gestellt, das, wenn auch zum öftern geleert, von der freigebigen Hand der Anstalt wieder gefüllt wurde. Auch Wein stand ausnahmsweise denen zu Gebote, die mit Gambrinus sich nicht zu befreunden vermögen. Die ländliche Speise von Brot und Käse stand jedem zu Diensten, der sich nicht scheute zuzugreifen. Ein anderes Büffet gab es nicht und sollte es nicht geben. Etikette war für diesen Abend ein unbekanntes Wort; obgleich alles darauf angelegt war, von Anfang bis zu Ende den wahren guten Ton einzuhalten, der jedes Fest vor Ausartung bewahrt. Ungezwungen, nicht ungebunden war die Fröhlichkeit. Nicht im Galakleide der Mode, wohl aber im Ehrenkleide der guten Sitte erschien ein jedes, vom Höchsten bis zum Geringsten. Auf den Terrassen, die über dem Bereiche der Tische hinaus, am Ufer des trockenen Sees sich aufbauten, hatten „rings auf hohem Balkone die Damen in schönem Kranz" sich gelagert. — Und wiederum ertönte die Musik, die auf einer kleinen Estrade, auf der östlichen Seite des improvisirten Tanzsaals postirt war. Diesmal war es Tanzmusik. Der Ball setzte sich in Scene und sofort wirbelte es auf den feuchten Bohlen des Seegrundes von tanzenden Paaren, die wiederum nach den seltsamsten Wahlverwandtschaften sich zusammengefunden. Ich hätte den sehen mögen, der mir zu sagen gewußt, ob es ein Hofball sei oder ein Kirchweihtanz? Von jedem etwas, aber von jedem das Gute. Feiner Anstand, verbunden mit derbem Frohsinn, kunstgewandte Sicherheit der Bewegung mit naturwüchsigem Auftreten des köstlichsten Humors. Hier tanzt die Baronin mit dem bürgerlichen Cavalier, dort der Baron mit dem Landmädchen. Die Kranken und ihre Wärter, die Gebietenden und die Gehorchenden, Reich und Arm, Jung und Alt, Witzig und Aberwitzig, das alles tummelt sich beim grellen Schrei der Trompete und der Clarinette durcheinander. Wer sich nicht sicher glaubt auf den Füßen (denn die Schlüpfrigkeit des Bodens hat mehr als ein Opfer gefordert), der unterhält sich mit seinem Nachbar oder seiner Nachbarin und thut dazwischen wiederum einen guten Zug aus dem Bierglas. Wer hätte die Gespräche alle belauschen können, wie sich die einen in Philosophie und Theologie vertieften (denn auch diese Facultäten hatten ihre Vertreter auf dem Balle, auch die ehrwürdige Geistlichkeit die ihrigen), die andern auf dem Gebiete der Kunst oder der weitern und engern Politik sich bewegten, bald in der kosmopolitischen, bald in der spießbürgerlichen Sphäre, hier um den Stand des Wetters, dort um den der Feldfrüchte und der Kartoffeln sich drehten, nicht zu gedenken des Damengeflüsters über Haushalt und Toilette, bis dann wieder von rechts und links ein Witz dazwischen über den Tisch dahinflog, dem ein lautes Halloh folgte. — Nun wechselt die Musik aufs neue Takt und Tonart. Es verstummen die schmetternden Bleche und die kreischende Clarinette, und zu den Accorden einer sanften, fast schüchternen Violine des Schullehrers singt ein Chor von kleinen

Mädchen eine zarte Melodie, fast der eines Chorals ähnlich und alles lauscht dem Gesang in stiller Andacht. Wieder andere Lieder erschallen aus andern Gruppen. Auch an einem Improvisator fehlt es nicht, der in welscher Zunge die grunddeutsche Umgebung nur um so gründlicher belustigt, je weniger sie vom Inhalt der kühn sich hinwälzenden Rede versteht. Einer meinte, bei dem müsse es im Capitol nicht richtig sein, weil er sein Deutsch verlernt habe. — Aber, o wehe! Was meldet sich vom lieben Himmel, der bisher so freundlich zum harmlosen Treiben gelächelt? Ein Träufeln, erst leise, leise, dann immer stärker, bis es endlich zum entschiedenen Regen kommt. Die Vorsichtigeren, die sich auf diesen Fall mit Schirmen bewaffnet und die Glücklichen, die als Partner unter einem solchen Obdach fanden, zogen sich allmählich vom Schauplatz zurück. Aber die Kühnern walzten fort, dem nassen Elemente zum Trotz, das in immer stärkern Demonstrationen auftrat. Sie tanzten theils mit aufgespannten Schirmen, die sich nach dem Takte drehten, wie die Tänzer, oder sie überließen sich auch schutz- und schirmlos dem ununterbrochenen Rhythmus der einmal eingeschlagenen Bewegung. Doch auch dieser Widerstand war nicht von Dauer. Die Musik verließ, wiewohl erst nach angestrengten Versuchen, das Wetter zu Schanden zu blasen, den Kampfplatz, stellte aber, nachdem sie die Flucht durch die Irrgänge des Gartens genommen, nur um so resoluter sich auf unter dem Bogen des Einganges zum Schlosse, der ihr zum Triumphbogen wurde, und intonirte von neuem die unterbrochenen Tanzmelodien, und in den Vorhöfen des Krankenhauses, wohin der Musik die zerstreute Menge der Gäste instinktartig gefolgt war, sah man wiederum alles im Kreise sich drehen, wie bei dem Klange von Hüons Horn im Oberon. Selbst auf den Stufen der Treppe, die hinauf führt zu den Räumlichkeiten eines ernsten Nachdenkens, wiederholte noch hie und da ein tanzseliger Fuß die Tritte der Tanzenden im stillen Solo-Vergnügen. Und nun — nachdem der Regen etwas nachgelassen, leuchteten bengalische Feuer auf vom Garten her, welche die seltsame Gruppe feenhaft beleuchteten. Und wiederum sammelten sich die Sänger, und es erdröhnte die Bogenhalle von den Männerchören, die, obgleich es längst Abend geworden, mit dem Gesange: „Morgenroth" die schlafende Aurora begrüßten, gleich als wollten sie damit sagen: Der Tag der Freude darf in diesen Mauern nicht untergehen. Das Programm des festlichen Tages war auch noch nicht zu Ende. Die Hauptfreude stand noch in Aussicht, die Aufführung eines dramatischen Schattenspieles. Die Vorrichtungen dazu waren draußen auf dem Tanzboden des Sees getroffen, aber die Ausführung durch den Regen vereitelt worden. Ein ernster, beharrlicher Sinn weiß sich jedoch zu helfen, nicht nur wo es dem Ernste, sondern auch wo es dem Scherze gilt, der, wo es mit rechten Dingen zugeht, dem Ernste stets brüderlich die Hand reicht. In dem obern Corridor des ernsten Gebäudes ward im Nu die Bühne aufgeschlagen, während drunten einstweilen noch immer Tanz und Gesang ihre chaotischen Schwingen entfalteten. Endlich ward es ruhig, und es konnte der „Ritter Kuno und dessen tragische Geschichte," auf die Aug und Ohr gespannt wurde, durch die inzwischen getroffene Vorsorge nun doch zur Aufführung kommen, freilich nur zum Frommen und Ergötzen derer, die sich im Gedränge einen guten Stehplatz zu erobern wußten. Sitze gab es nicht, geschweige denn Sperrsitze! — Schreiber dieses, der schon Abends zuvor die Vergünstigung genossen hatte, der Probe beiwohnen zu dürfen, verzichtete auf den Genuß der Wiederholung, und zog sich, dankbar für all das ihm Gewordene, in die Zelle seines Gasthofes zurück. Jetzt erst konnte die Reflection zu ihrem Rechte kommen. Aber in Gedanken zerlegen ließ sich das Geschaute und Empfundene nicht und eine Theorie daraus herleiten, eine Norm für andere noch weniger. Alle Lehrbücher der Moral und der Pädagogik, der Psychologie und Psychiatrie hätten nicht ausgereicht, das Geheimniß zu erklären, wie es der Macht einer von höherer Liebe und höherem Vertrauen geleiteten Weisheit gelingen konnte, ein derartiges Fest in Scene zu setzen.

H.

Eine Vision des Kaisers Paul von Rußland.

Es war in einer hellen Mondscheinnacht des April 1776. Der Kaiser Paul von Rußland, damals noch Großfürst, war allein in seinen Gemächern mit dem Fürsten Thurakin, einem treuen bewährten Freunde. Man hatte geraucht und vergnügt geplaudert, als dem Großfürsten der Wunsch aufstieg, einen nächtlichen Spaziergang zu machen, um die Straßen Petersburgs bei Mondenschein zu sehen. Gedacht, gethan. Der Großfürst und Thurakin befanden sich bald in den breiten Straßen, die stumm dalagen. Nur selten begegnete ihnen ein Wanderer, aber den Fürst Thurakin nie verfehlte, dem Großfürsten eine lustige Bemerkung zuzuflüstern. Plötzlich beim Umbiegen in eine Straße bemerkt der Großfürst in einer Thürnische einen großen magern Mann, in einen weiten, spanischen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, so daß die Züge nicht zu erkennen sind. Er scheint auf jemand zu warten und wie der Großfürst an ihm vorüberkommt, verläßt er seinen Platz, ohne ein Wort, und geht hart an der linken Seite des erstaunten Fürsten. Seine Schritte schallen wunderbar — es ist, als ob mit einem Steine auf das Granitpflaster gestoßen würde.

Dem Großfürsten wurde unheimlich zu Muthe; er fühlte eine eisige Kälte seine Glieder durchdringen.

Er wendet sich an Thurakin: „Sieh welch einen wunderbaren Begleiter wir dort haben!" „Welchen Begleiter, gnädigster Herr?" — „Nun, der an meiner Seite geht und genug Lärm macht, wie mir scheint."

Thurakin sah den Großfürsten verwundert an und versicherte, daß er niemanden sehe.

„Wie! siehst Du nicht an meiner linken Seite den Mann in den Mantel gehüllt, dort zwischen mir und der Mauer?"

„Kaiserliche Hoheit berühren selbst die Mauer und es ist für niemand Platz zwischen Ihnen und der Mauer."

Der Großfürst streckt den Arm aus und in der That, er berührt die Mauer.

Aber wunderbar, trotzdem ist der Fremde beständig an seiner Seite und seine Schritte schallen wie regelmäßige, langsame Hammerschläge.

Der Großfürst wendet seinen Blick nicht ab von der geheimnißvollen Erscheinung und sieht unter dem breiten Hute hervor eine Auge funkeln, dessen wunderbarer Glanz ihn wie mit Zaubergewalt erfaßt.

„Ich weiß nicht, was ich empfinde," wendet er sich an Thurakin, „aber es ist wunderbar."

Er zittert, nicht vor Furcht, aber wie vor Frost — das Blut starrt in seinen Adern.

Da klingt eine hohle melancholische Stimme aus dem Mantel hervor an sein Ohr: „Paul!"

Unwillkürlich wie von einer Macht getrieben antwortet der Großfürst: „Was willst Du?"

„Paul!" tönt es wieder und diesmal noch trauriger wie vorher.

Der Großfürst antwortet nicht — der Fremde ruft nochmals seinen Namen und bleibt stehn. Der Großfürst hält auch seinen Schritt inne.

„Paul, armer Paul, armer Prinz!"

Der Großfürst wendet sich an Thurakin: „Hörst Du?"

„Nichts, gnädiger Herr, und Sie?"

Dem Großfürsten klingt die wunderbar geheimnißvolle Stimme noch im Ohre. Er rafft alle Kräfte zusammen und ruft: „Wer bist Du, was willst Du?"

„Armer Paul! Wer ich bin? Der, der für Dich besorgt ist! Was ich will? Daß Du Dich nicht zu sehr an diese Welt kettest; denn Du wirst nicht lange hier wandeln. Lebe gerecht, wenn Du in Frieden sterben willst — fürchte Dich vor Gewissensbissen, sie sind die furchtbarsten Strafen großer Seelen!"

Da setzt der Fremde seinen Weg fort und wie der Großfürst auf sein Geheiß stille stand, so drängt's ihn auch nun, ihm zu folgen. Stumm und schweigend folgt er ihm, mechanisch, ohne zu wissen, wohin die Schritte sich wenden.

Endlich nach einer Stunde sind sie auf dem großen Platze zwischen der Newabrücke und dem Palast der Senatoren.

Der Fremde geht mitten auf den Platz, der Großfürst folgt — dann bleibt er stehen.

„Paul, lebe wohl, Du wirst mich hier und an einem andern Orte wiedersehn!"

Und wie von selbst bewegt hebt sich der breite Hut — der Großfürst kann frei in das Antlitz des unheimlichen Begleiters schauen. — Er prallt zurück. — es ist das Adlerauge — die Stirn, das strenge Lächeln seines Ahnherrn Peters des Großen.

Aber ehe er sich zu fassen vermag, ist der Fremde verschwunden.

Der Großfürst kehrte wie im Fieber zum Palaste zurück.

Auf demselben Platze, wo er den großen Kaiser erkannte, ließ Kaiserin Katharina das berühmte Standbild Peters errichten, ohne daß der Großfürst Paul ein Wort von seiner geheimnißvollen Erscheinung geäußert hatte.

Er selbst glaubte fest, daß er früh sterben werde und daß ihm die Erscheinung das habe verkünden wollen. Er sprach fast nie über dies Erlebniß — besonders nicht vor seiner Gemahlin — und denen, welchen er in besondern Vertrauen das Wunderbare mittheilte, nahm er jedes Mal ein feierliches Versprechen ab — ein unverbrüchliches Schweigen darüber zu bewahren.

C.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 25. September ferner ein:

Professor Rückert in Jena Thlr. 50. — Die Quarta der Realschule zu Fraustadt Thlr. 1. 5 Pf. — Ernst Hübner in Mühlhausen Thlr. 1. — Aus Dresden, „ein treuer Preuße" Thlr. 2. — Kirchenräthin Schröter in Oelsburg Thlr. 2. — Aus Riga Thlr. 2. — Aus dem Pfarrhause E. bei W. Thlr. 1. 15 Gr. — L. K. in Waldenburg Thlr. 15. — Jahresbeitrag von demselben Thlr. 10. — Pf. Donneil in Niederndodeleben Thlr. 2. — Th. u. H. S. in G. Thlr. 1. 15 Gr. — Von einer Kneipe des Wingolf in Gießen durch Stud. Harbordt Thlr. 4. — Betrag unsrer vorigen Quittung Thlr. 1700. 16 Gr. In Summa: Thlr. 1792. 17½ Gr.

Briefkasten.

An den regelmäßigen Leser des Daheim. Die von Ihnen gerügten Rechenfehler in „Schillers Daheim" (Nr. 51, S. 756) fallen dem Dichter zur Last. Es steht in dem „Calender" Seite 183 wörtlich: „Wein 6 Eimer à 24 Rthlr. — 160" und die Summe des „Ich brauche" lautet dort: „Facit 1300.

Hrn. Major v. L. in Brieg. — Jede Buchh. besorgt Ihnen das 1. Quartal vor. J., wie auch die folgenden, für den Preis von 15 Sgr. pro Quartal.

Das Porträt des Malers der Taufe und sein Lebensbild wird erst in Nr. 3 erscheinen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im October 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 3.

Die Aufzeichnungen eines Untergegangenen,

mitgetheilt von Victor von Strauß.

(Schluß.)

O aber der folgende Morgen, als ich auffuhr, und mich besann, und nach dem Päckchen griff, das vor meinem Bette lag, und nur noch 4000 Gulden darin fand! Himmel und Erde, wie weit war ich gerathen! Ich rang die Hände. Ich hätte mir den Kopf einrennen mögen. Ich vergrub das Gesicht in die Kissen. O, o, war es denn zu denken? Wer hatte bis dahin gegen meine Ehre, meine Redlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit den leisesten Vorwurf erheben dürfen? Mit Stolz durfte ich das Haupt aufrichten, ich hatte es gethan. Nun lagen Verbrechen, Schuld und Schande über mir. Auf die nichtswürdigste Weise hatte ich eine Summe veruntreut, an deren Ersatz gar nicht zu denken war. Was sollt' ich machen? Was sollt' ich machen? Sollt' ich mit dem Rest des Geldes nach Amerika flüchten? Ich warf den Gedanken weit weg. Zu wissen, daß Schuld und Schande über mir lagen, daß Ihr, Ihr alle es erfahren mußtet, daß Jedermann mich einen Dieb und Schurken nennen werde, — mit diesem Bewußtsein fortzuleben, war unmöglich. Ich riß mich empor, sprang aus dem Bette, holte mein Pistol hervor und untersuchte die Ladung. Aber da schon kam mir der Gedanke, daß Ihr erst alles erfahren müßtet, daß ich es Euch schreiben müsse. Nicht, um mein Vergehen zu rechtfertigen, nicht um es zu entschuldigen! Auch nicht verkleinern wollt' ich es, nur erklären. Ich holte mein Schreibzeug hervor, dann zog ich mich an — o wie entstellt und verwildert sah ich aus, als ich mich im Spiegel erblickte! — Ich bedachte, was ich Euch schreiben solle, und zuerst wieder fiel mir jenes Tischgespräch im Hotel ein. Jedes Wort wußte ich noch, jede Wendung, und wie ich es mir wiederholte, richtete wieder die unsichtbare Klapperschlange ihre Augen auf mich und bannte mich in ihre Gewalt, und nun hatte ich wieder, woran ich mich aufrichten konnte. Gestern hatte ich Unglück gehabt; war heute nicht vielleicht mein glücklicher Tag? Konnte ich mir heute nicht einen unglücklichen Spieler aussuchen und gegen ihn setzen? Konnte ich heute nicht versuchen, das Glück zu forciren, um die ganze Einbuße wiederzugewinnen? War ich einmal so weit gegangen, so mußte ich weitergehn, und bis zum letzten Gulden versuchen, den Verlust meines Prinzipals abzuwenden. Noch konnte es gelingen, noch konnte dadurch alles, was schon geschehen war, beinahe ungeschehen gemacht werden, und meine Ehre, meine Liebe, meine Zukunft war gerettet. Verlor ich, so wurde nichts schlimmer als es schon war; gewann ich, so war alles wieder gut. Mit aller Sammlung und Anstrengung bedachte ich, wie ich verfahren, welche Regeln ich befolgen, wie ich setzen wolle, und packte indessen Pistol und Schreibzeug wieder ein, ordnete mein Aeußeres sorgfältiger und ließ mir Frühstück bringen, bezahlte auch meine Rechnung. Nun dachte ich wieder an nichts mehr, als an das Spiel, es war der Wahnsinn einer fixen Idee. Und so ging ich mit den 4000 Gulden hinüber, als die Spielzeit begonnen, aber bei all meinen Berechnungen und allen Hoffnungen auf Erfolg hatte ich das Gefühl eines Menschen, der auf einer dünnen, wegschmelzenden Eisdecke hinwandelt und jeden Augenblick durchbrechen und rettungslos versinken kann, und unter der Herzgrube reckte und streckte sich's, daß ich's kaum auszuhalten vermochte.

Lasset mich kurz sein über diesen Morgen. Ich verlor und verlor. Aber nicht wie gestern faßte mich Wuth und Angst. Ein kaltes Erstarren kam über mich. Als ich das letzte Tausend wechselte, wußte ich schon, daß ich dem Untergange geweiht sei. Mit der Ruhe erschöpfter Verzweiflung besann ich mich, daß nur noch große Gewinnste mich retten könnten. Alle Regeln, die ich gehört und befolgt hatte, waren zu Schanden geworden. Ich setzte nur noch auf einzelne Zahlen, die mir gerade einfielen, und jedesmal zehn Louisdor. Ich sah, daß alles mich anblickte. Es war mir jetzt einerlei. Mit jeden zehn Louisdor, die ich verlor, nahm meine Erstarrung zu. An die Möglichkeit des Gewinnens dachte ich kaum noch. Ich dachte daran, ob die Ladung meines Pistols noch frisch genug sei, ob ich auch mehre Zündhütchen bei mir habe, wenn eins versagen sollte, und wie sonderbar es sei, daß mir der Schweiß über das Gesicht laufe, da mich doch friere. Und doch durchfuhr mich's, wie ein Richterspruch, als auch die letzten Goldstücke eingestrichen wurden. Einen Augenblick mußte ich noch stehen bleiben und mich an dem Tische festhalten, denn es wurde mir schwarz vor den Augen und

meine Kniee wollten einbrechen. Es ging vorüber, und dann wankte ich hinaus. Einer der abgelösten Croupiers kam mir nach und redete mich draußen französisch an. Er hoffe, ich habe nicht alles verloren. Ich versuchte zu antworten, aber die Stimme wollte mir nicht gehorchen. Endlich konnte ich antworten, ich hätte nichts mehr zu verlieren, was ihn zu dieser Hoffnung berechtige. — Das sei sehr zu beklagen. Das Glück sei wandelbar. Ob ich Unterstützung bedürfe, um abzureisen? Er sei ermächtigt, sie mir auszuzahlen. — Nein, ich dankte. Und er empfahl sich höflich. Wie eine Maschine, ohne Seele, ohne Gedanken, ohne Willen, ging ich in den Gasthof, holte meine Reisetasche und ging mit ihr aus der Stadt. Ich war ein Gerichteter, zum Tode Verurtheilter, das Leben selbst und all seine Güter, alles, ohne das man nicht leben kann, Ehre, Liebe, Zukunft, waren hinter mir zusammengefallen. Ich hatte nur noch den Sprung zu wagen, hinein in das blinde, blöde Nichts. Dann blieb von mir nur noch eine blutige Leiche, und sie war's, die ich sah, und immer sah, und so ging ich weiter und weiter. Das ist meine Geschichte. —

Du, Luise, weißt es, was mich hierher zog! Durft' ich anderswo sterben, als da, wo mir die schönste Blüthe des Lebens aufgegangen? Luise, als jene Landpartie uns in dies alte Schloß führte, als wir beiden uns in diesen Zimmern allein verzögerten, als ich Dir glühend und zagend meine Liebe gestand, als Du erröthend an meine Brust sankst und nichts und doch alles sagtest, als mir die höchste Seligkeit aufblitzte, die diese Welt zu bieten vermag, — o Luise, wer mir da gesagt hätte, auf derselben Stelle solle ich diese Geschichte erzählen, solle ich alle Pein und Marter der Schuld fühlen, solle ich mich selbst verdammen und hinrichten! Aber noch heute, unter der Wolke meines Todesurtheils ist meine Liebe dieselbe, Du wirst mein letzter Gedanke sein, wie ein Licht wird es vor mir stehn, daß Deine Liebe über meiner Gruft schwebt, daß Du mich nicht verdammest, daß ich aus Deinem Herzen nicht herausfalle, so lange Du, treue Seele lebst!

Es zog mich hierher, ohne daß ich es wußte und dachte. Auf der Hälfte des Weges, im Walde wollte ich erschöpft umsinken. Ich schleppte mich noch vom Wege in den Wald und fiel zu Boden. In diesem Augenblick erst sah ich, wohin ich ging, und der ganze, volle, lebendige Gedanke an Dich, Luise, trat vor mich und faßte mich mit auflösendem Wehe, und da konnte ich weinen — Dein Schmerz, Dein zerschlagenes Glück, Deine zertrümmerten Hoffnungen öffneten die vereisten Thränenquellen, und an Dich, Mutter, dacht' ich, an Dich, Vater, an Euch alle, und weinte heftiger, und die leichenhafte Erstarrung schmolz weg von mir, und da war's, als ob mich ein furchtbarer Traum verließe — zu noch furchtbarerem Erwachen. Ja, wie im Bann eines wahnsinnigen Traumes war ich gewandelt, drei Tage, und er wich, er wich, wich immer weiter fort — o aber was ich in ihm gethan, war Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit! — Ich übersann es, und bedachte, was ich vorher gewesen, und was ich nun geworden, und mein Todesurtheil blieb über mir. Der Beschluß blieb fest und schwarz eingezeichnet in meine Zukunft. Aber ich war nicht mehr der Fremde, der Andere meines Traumes. Die Verantwortlichkeit, die Sühne mußte ich für ihn übernehmen, aber doch war ich wieder ich selbst, und diesseit des zerstörenden Wahnsinns fand ich mich wieder, und die Welt lag um mich her, und der Himmel spannte sich über mir. Da fühlte ich, daß der Rest meiner Stunden eine Fortsetzung sein müsse des früheren Mannes, und ich fühlte, daß hier mein Ausgang sein müsse, ich wiederholte meinen Entschluß, Euch alles vorher zu schreiben, und stand auf und ging hierher.

Ich habe mir etwas Brot und Wein bringen lassen. Ich will nicht mehr essen. Durchs Fenster hab' ich den Fremden von gestern Nacht mit Angelgeräth heimkehren sehen. Er scheint Antheil an mir zu nehmen. Vielleicht kommt er heute Abend wieder herauf. Dann will ich mich seiner versichern, daß er Euch diese Blätter bringt. Seine Reden haben mir Vertrauen zu ihm gegeben. — Ich bin eine Felsenlast los, seit ich Euch meine Geschichte geschrieben. Aber wie vieles, wie vieles hätte ich Euch noch zu sagen!

Ich bin draußen gewesen. Ich habe noch einmal in die schöne Welt hinausgesehen, aus der ich schwinden soll. Alle Wälder, alle Berge, alle grünen Thäler, der Bach drunten, die Wohnhäuser der Menschen nah und fern, der blaue Himmel mit seinen weißen Wölkchen, die zwitschernden Vögel, der warme Wind, alles will mich zurückrufen, alles will mich an sich ketten. O es ist doch furchtbar, daß ich nicht anders kann! — Ich muß noch einmal hinaus!

O liebe Mutter, o Luise, warum kann ich nicht glauben, wie Ihr glaubt! Draußen unterm Himmel überstürzte mich's. Ich habe nie Euren Glauben gestört, ich schwieg, wenn Ihr davon sprachet, aber ich hatte ihn nicht. Und wenn auch alles Irrthum und Täuschung ist, wie beneidenswerth, wie glücklich seid Ihr! War ich's als Kind nicht auch, da ich noch an den heiligen Christ glaubte, und mich vor ihm fürchtete und ihm zu gefallen suchte, damit er mir reichlich bescheere? Mit Eurem Glauben wäre ich nie in dies Netz gerathen, gegen Euern Glauben hätte der Blick der unsichtbaren Schlange nichts vermocht, mit Eurem Glauben hätte ich nie fremdes Gut angetastet, mit Eurem Glauben wäre ich vielleicht noch zu retten, ja mit Eurem Glauben würde ich ein Jenseits und in ihm noch Rettung hoffen. O warum konnte ich ihn nicht retten aus der glücklichen Kindheit? Warum mußte mir als Knaben schon gesagt werden, das sei alles Priestertrug, Erfindung und Unwahrheit? Was habe ich von meiner Klugheit, von meiner Vernunft, meiner Erkenntniß? Was habe ich von all meinen Grundsätzen, all meiner Moral? Ist nicht alles zu Schanden geworden? O Himmel und Erde wollte ich hingeben für eine Täuschung, wie die Eure! —

Das Schreiben fängt an mir zu widerstehen. Ich bin umhergegangen, hier, draußen, habe mich gesetzt, bin wieder umhergegangen, und nun ist's wieder Abend. Ich habe das Leben überdacht! Wie thöricht und sinnlos ist alle das Sorgen, Mühen und Entbehren, und wie thöricht und sinnlos ist alle Freude, Lustigkeit und aller Genuß, wie thöricht und sinnlos das ganze Gewebe von Kraft und Schwäche, Unschuld und Schuld, Ehre und Schande, da doch alles zuletzt in einem einzigen Schmerze wegblitzt! Und wenn ich an diesem Gewebe fortgewebt hätte bis zu achtzig Jahren — was ist das Jahr, wenn es vorüber ist? und welch ein Unterschied ist zwischen zehn Jahren und achtzig Jahren, wenn sie abgelaufen sind? Und der älteste Mensch muß davon, wie der jüngste, und wird verscharrt; und in deren Gedanken er noch wie ein Schatten schwebte, sie werden auch verscharrt; andere weben fort an dem ewigen alten Gewebe und wissen nichts von ihm, und wer fragt darnach, ob er gewesen? Und doch — o Luise! —

Ich habe mit dem Fremden gesprochen. Er war hier oben. Ich habe sein Versprechen, und den Eindruck, daß er's erfüllen wird. Ich fühlt's ihm ab, daß er mir gern geholfen und gerathen hätte. Ja, wenn ein Unglück geschehen ist, sind alle mit Bedauern und gutem Rath bei der Hand, aber wenn ein Mensch ins Unglück hineingelockt und gezerrt wird, da muß alles helfen, ihm den Weg zu ebnen.

Der Himmel ist bedeckt und sogar der Trost der Sterne wird mir versagt. Also noch Ein Tag! Und wenn es geschehen ist, und wenn es bekannt wird, was ich gethan habe — nein, keiner wird mich entschuldigen, vielleicht nur Du, Mutter! Alles wird über mich herfallen, die scheußlichsten Beinamen wird man mir geben. Und warum sollten sie nicht? Sie können sich ja brüsten mit ihrer Redlichkeit und ihrem guten Namen und unbefleckten Ruf, wie ich's vor fünf Tagen auch konnte — und den Teufel in der eignen Brust ahnen sie nicht, wenn nicht das Schicksal ihm einmal den Köder zuwirft und er übermannt sie und reißt sie hinunter in den Abgrund, wie mich. Das geschieht Einem unter den Tausenden. Sind die andern deshalb frei? Aber der Eine büßt, weil er schuldig werden mußte. Und er will büßen.

Ich konnte nicht schlafen, ich konnte nicht. Ich bin matt zum Umfallen, aber das Brausen und Jagen der Gedanken läßt mir keine Ruhe. Es ist wieder Tag und bald wird die Sonne aufgehen, und ich schleiche umher und sitze und lege mich — o nur noch Einen Schlaf!

Endlich kam er doch, der letzte Schlaf, und ich habe von Dir geträumt, Luise! — So hast Du von mir geträumt, und hast gemeint, es sei Wachen, und es war ein Traum. Träume des Wachens, Träume des Schlafs — was unterscheidet sie? Regel und Regellosigkeit, sonst nichts! Beide sind von gleichem Stoff. Bin

ich nicht selbst nur mein eigner Traum? Du warst mein schönster! Und was wird Dein Schmerz, Deine Trauer um mich sein? Der Traum eines Traumes! O träume ihn nicht zu ängstlich, nicht zu lange! Er muß ja schwinden mit allem andern — und was bleibt dann? Was bleibt, Luise?

Warum hat die Zeit solche Eile? Warum schleppt sie alles, alles mit sich, und läßt nichts hinter sich? Wohin will sie mit der ganzen Welt? Was sucht sie? Warum jagte sie mit so rasender Hast, wenn sie kein Ziel hätte? Was ist dies Ziel?

Ich wollte, ich hätte das alte Buch hier — Ihr wißt, was ich meine. Ich wollte, ich hätte was Besseres gelesen, als Romane und Zeitungen. Was habe ich nun davon? — Und die Stunden, die ich an das politische Treiben vergeudet, — die Versammlungen, die Reden, die Erhitzung, Verschwendung von Zeit und Kraft und Leidenschaft! Wie es nun hinter mir liegt, gleich einer wüsten unnützen Masse! Was habe ich davon? — Karl, lieber Bruder, glaube mir in dieser Stunde, Thorheit und Eitelkeit ist das alles. Es giebt tausendmal Höheres und Besseres. Ach wie die Dinge ihren Werth wandeln, wenn man sie auf die Wagschale des Todes legt!

Laßt meinen Prinzipal diese Blätter lesen! Ich bitte Euch. Könnte ich's aus meinem Herzen wieder herausschneiden, was ich ihm geraubt und veruntreut habe, bei meinem Leben und bei meinem Tode, ich würde es thun. Mindere seinen Verlust, Vater, mit allem, was mein ist, und kannst Du mehr thun, ich beschwöre Dich, thu es! Er war immer gut und freundlich gegen mich. Ich weiß es nicht, ob er mir vergeben kann. Kann ich's doch selbst nicht. Auch ihn räche ich an mir. O wenn er wüßte, wie es mir auf der Seele brennt, sein Vertrauen getäuscht zu haben! Kenne ich ihn recht, so wird ihn dies mehr schmerzen, als der Verlust, so groß er auch ist. Vielleicht begreift er den Wahnsinn, der in mir gethan, was ich selbst nie gethan hätte, weder vorher noch nachher. Vielleicht vergibt er dem Wahnsinn, was der Besinnung nie zu vergeben wäre. Kann etwas die Last erleichtern, die mich erdrückt, so ist es das Bewußtsein, daß er den Verlust tragen kann, daß ich nicht auch noch seinen Ruin auf der Seele habe.

Das ist der letzte Nachmittag. Ich habe gerungen mit dem Gedanken des Endes. Ist es nicht entsetzlich zu denken, daß dies ganze volle lebendige Ich auf einmal in nichts verrauchen soll, als wäre es nie gewesen? Und wär's nicht eben so entsetzlich zu denken, es könne die Zerstörung des Leibes überdauern mit alle der nagenden Schuld und Qual und müsse darunter sich fortwinden ohn Ende? Und könnt' ich und wollt' ich noch flüchten, und könnt' ich noch leben, steht der grausame Moment nicht immer am Ende? Ist es zu begreifen, daß ein Mensch lachen und fröhlich sein kann — und wissen, daß dies vor ihm steht — unausweichlich! — und daß jede Secunde ihn unaufhaltsam weiter hindrängt zu dem furchtbaren Augenblick?

Es zehrt an mir, meine Kräfte schwinden. Wüßte ich, es verzehrte mich, wüßte ich, man würde mir nicht wider mein Sträuben das Leben aufdringen, ich thäte nicht selbst, was geschehen muß. Und doch, wer thut es nicht selbst? Nur der nicht, der von fremder Hand fällt! Sonst erwürgt jedes Leben sich selbst. Arbeiten wir nicht immer daran, uns selbst zu tödten, mit jedem Genuß, der uns vergiftet, mit jeder Leidenschaft, die unsre Kräfte aufreibt, mit dem Leben selbst, womit wir das Leben verzehren? Was ist's denn für ein Unterschied, daß ich schnell und auf einmal thue, wozu andere Jahre brauchen? Zu retten ist doch keiner.

Ich habe an den Fremden geschrieben. Er wird's Euch wohl zeigen. Es sollte nicht das letzte sein. Meine letzten Federzüge, wie meine letzten Gedanken, müssen Euer sein. O all Eure Liebe, all Eure herzliche Liebe, o entzieht sie meinem Gedächtnisse nicht, weil ich sie so schlimm vergelte! Ich schwör' es Euch zu, es ist nicht Undank, nicht Lieblosigkeit. Nie hab' ich sie tiefer gefühlt, nie heißer erwiedert, als jetzt.

Das kleine eiserne Rohr mit dem Tode darin liegt vor mir. Ich habe das Fenster geöffnet und die Vögel singen herein. Glückliche Creaturen. Sie wissen nicht, daß sie leben, wissen nicht, daß sie sterben müssen. Der Mensch weiß es, und das ist sein Fluch. Wie hastig die Sonne hinabeilt! O dies zitternde unselige Leben, warum möcht' ich's verlängern?

So will ich denn die letzten Zeilen an Euch schreiben. Ich flehe Euch an, versucht, versucht, ob Ihr mir die schreckliche Täuschung all Eurer Hoffnungen, all Eures Glaubens an mich vergeben könnt! Luise, arme liebe Luise, lebe wohl! Denk an die Stelle, wo ich Dir dies letzte, o wie schwere Lebewohl zurufe! Bewahre mich im Herzen ohne die Flecken dieser wahnsinnigen Tage! — Mutter, liebe Mutter, o könnt' ich noch einmal wie ein Kind vor Dir knieen und meinen zermarterten Kopf in Deinen Schoß legen! Habe Dank für alle Liebe, Sorge, Treue, für alles, alles, was Du an Deinem unglücklichen Sohne gethan hast. — Vater, überwinde Deinen Abscheu gegen die That, deren ich mich schuldig bekenne und verdamme Deinen Sohn nicht! — O meine Geschwister, auch an Euch bin ich schuldig, auf Euren Namen habe ich einen Schatten geworfen, löschet ihn aus durch eigne Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Und könnt Ihr den frommen Glauben der theuren Mutter finden, so wird Euer Ende nicht das meine sein und Eure Seele glücklich. — O daß ich leben dürfte, leben mit Euch, Ihr Geliebten, leben für Euch! Es kann nicht sein. — Noch muß ich dies zuschließen. Die Stunde ist da. — Was will das gigantische, furchtbar ernste Auge, das auf mich herabblickt, in das die Sternennacht zusammenrinnt? O Räthsel und Fragen, und keine Lösung! Zerrissen und verzweifelt gehe ich hin. — Lebewohl, Luise! Mutter, Mutter, lebewohl! Lebt wohl, alle!

Schon in der Nacht, da ich diese traurigen Blätter durchlas, gaben sie mir viel zu denken, und als ich am nächsten Morgen nach der Stadt fuhr, las ich sie im Wagen wiederholt. Was hätte aus dem jungen Manne werden können, wenn er nicht dessen entbehrt hätte, was niemand mitbringt auf die Welt, was niemand aus sich selbst schöpfen kann, was der Menschheit als ihr höchstes Gut vom Himmel herab gegeben ist, um das Leben mit göttlichem Inhalt und göttlicher Kraft zu erfüllen!

Sobald ich in meiner Stadtwohnung angekommen war, begab ich mich von dort nach dem Hause der unglücklichen Eltern. Ich fand den Vater in seinem Geschäft, nannte mich ihm und ersuchte ihn um eine besondere Unterredung. Er führte mich hinauf in sein Zimmer, wir setzten uns, und ich theilte ihm die schreckliche Nachricht allmählich und mit erdenklichster Schonung mit, indem ich zuerst erwähnte, daß ich seinen Sohn kennen gelernt und Aufträge von ihm erhalten, dann seiner Verleitung zum Spiel gedachte, sein Vergehen zu erklären, ja zu entschuldigen suchte, und die Erzählung des unglücklichen Verlaufs und der letzten Katastrophe folgen ließ. Der Vater unterbrach mich mit keinem Worte, blickte mich unverwandt an, sah aber immer finsterer; bleicher und steinerner aus, je mehr ich mich dem Ende näherte. Als er den Tod des Sohnes erfuhr, rötheten sich seine Augenlider, aber als ich aufgehört hatte zu sprechen, saß er noch lange schweigend da, eben so finster, bleich und steinern. Ich übergab ihm die Papiere und versuchte ihm zuzureden, aber er schien mich nicht mehr zu hören. Plötzlich stand er auf, ging auf eine Thür zu, öffnete sie und rief in das andere Zimmer: „August ist ein Schurke geworden! Er hat seines Herrn Geld verspielt und sich erschossen." — Und nach diesen Worten stürzte er wie leblos nieder. Ich war ihm nachgeeilt und hatte in dem Nebenzimmer eine ältere Frau und mehre junge Leute gesehen, die jetzt aufschreiend und jammernd herbeistürzten. Die unglückliche Braut war dabei. Ich unternehme es nicht, den Schrecken, den Jammer, die Angst der Armen zu schildern. So fremd ich ihnen auch war, fühlte ich doch die Pflicht dazubleiben und ihnen beizustehen. Wir brachten den Vater auf ein Sopha. Die Papiere, die ihm entfallen waren, legte ich auf den Tisch. Mutter und Braut fielen aus einer Ohnmacht in die andere. Söhne und Tochter wußten nicht, wem sie zuerst beistehen sollten und wußten sich in ihrem eignen Jammer nicht zu fassen. Ich suchte eine Magd auf, schickte sie zum Arzte, und ging dann soviel ich konnte helfend, zuredend und tröstend von einem zum andern. Endlich erschien der Arzt und nachdem ich ihn mit kurzen Worten verständigt hatte, auch sah, daß die Hausmutter sich soweit erholt hatte, um mit Besinnung das Nöthige zu thun, entfernte ich mich, da die längere Anwesenheit eines Fremden nur störend gewesen wäre.

Zu Hause fand ich Geschäfte vor, welche nicht warten konnten, deren Erledigung mir aber erklärlicherweise schwerer wurde, denn je, so daß ich auch ziemlich verspätet unter meinen Bekannten an der Gasthoftafel erschien. Ich hatte mir vorgenommen, von der Angelegenheit nicht zu sprechen, und blieb auch dabei, obgleich ich sofort hörte, daß der Vorfall bereits bekannt sei und so eben das Tischgespräch bilde. „Das wird nun wieder," sagte mein Tischnachbar, „zu unendlichen Deklamationen über die Spielhöllen Anlaß geben, mit alle den hergebrachten Uebertreibungen von der Verderblichkeit des Spiels, und wo möglich mit neuen Anträgen an die Regierungen, diese einträglichen Finanzquellen zu verstopfen." — „Nun," sagte ein Officier, „eine Wohlthat für die Menschheit sind doch die Spielbanken nicht. In meinem Vaterlande werden sie nicht geduldet, und wir stehen uns nicht schlechter dabei." — „Das fragt sich noch," versetzte ein Legationsrath. „Man hört auch dort von gewissen Spielclubs, wo sich mancher junge Mann zu Grunde richtet, und um so größeren Gefahren ausgesetzt ist, je heimlicher die Glücksspiele getrieben werden und je weniger Bürgschaft dabei ist, daß alles ehrlich zugehe. Der Trieb zu solchen Spielen liegt einmal im Menschen. Da sonst seine ganze Thätigkeit nur auf das Berechenbare oder Wahrscheinliche geht, so will er's auch einmal mit dem Zufall wagen, und diesen Kobold, der sein besonderes, unabhängiges und eigensinniges Wesen so vielfach in der Welt treibt, auffordern, sich nun auch gegen ihn freigebig zu erweisen. Der Reiz dazu wird immer Befriedigung suchen, und da kann es wohl nur angemessen sein, wenn man dafür öffentliche, polizeilich überwachte Anstalten hat, vornehmlich an Orten, wo reiche und müssige Leute eine Zeitlang verweilen und dergleichen aufregende Unterhaltung verlangen." — Der Officier sagte: „Ich leugne nicht, daß dieser Trieb vorhanden, ich leugne nur, daß er zu loben, zu befördern ist. Der Mensch soll nicht mit dem Zufalle, nicht mit Mächten sich einlassen, die sich seiner geordneten Einwirkung entziehen. Glücksspiele, namentlich wenn sie die Leidenschaft aufregen, sind gewiß unsittlich, und ich glaube nicht, daß der Staat öffentliche Anstalten dazu errichten sollte. So sieht man es bei uns wenigstens an." — „Wenn man einmal so rigorös sein wollte," sagte der Legationsrath, „so sollte man — um von den Staatslotterien zu schweigen — „doch auch das Börsenspiel nicht dulden, das gefährlicher ist und mehr Leute zu Grunde richtet, als eine Spielbank. Mich dünkt aber, der Staat hat die Moral dem Einzelnen zu überlassen und mit Faktoren zu rechnen, die einmal vorhanden sind, mögen sie an sich löblich oder unlöblich sein." — „Kann mich," sagte mein Nachbar, „der Staat hindern, mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen, wenn ich genug dazu habe? Und was geht es ihn an, wenn ich es statt dessen im Spiel verlieren will?" — „Schwerlich," versetzte der Officier, „hatte der junge Mensch, der sich gestern erschossen, Geld genug, um es zum Fenster hinauszuwerfen. Solche Beispiele zeugen doch hinlänglich für das Verderbliche öffentlicher Spielorte." — „So wenig," versetzte der Legationsrath, „als Beispiele von solchen, die sich aus unglücklicher Liebe erschießen, für die Verderblichkeit der Liebe zeugen. Beide beweisen eben nur, daß sie nicht reüssirt haben. Ich behaupte, wer sich durchs Spiel ruinirt, war's immer schon vorher. Weil es ihm im Leben nicht gelingen wollte, oder weil er seine Umstände sonst schon zerrüttet hatte, so versuchte er's dann zu guter Letzt noch einmal mit dem Spiel. Solche Leute wären immer auf ähnliche Weise zu Grunde gegangen, mit oder ohne Spiel." — Der letzten Aeußerung wurde allgemein beigestimmt, selbst von dem Officier. Bei der Stimmung, in der ich mich befand, fühlte ich mich nicht bewogen, dreinzureden.

Erst am Nachmittage des folgenden Tages fand ich Zeit, die unglückliche Familie wieder zu besuchen. Ich traf Mutter, Tochter und Braut in tiefer Trauer allein. Der Vater, der sich körperlich bald wieder erholt hatte, war mit den Söhnen zur Bestattung hinausgefahren. Die Zurückgebliebenen hatten gewünscht, mich noch einmal zu sprechen und von meinem zweimaligen Zusammentreffen mit dem Gestorbenen zu hören. Die Papiere hatten sie gelesen. Sie vernahmen unter vielen Thränen, was ich mittheilen konnte. Dann klagte die Mutter über die verderblichen Einflüsse, die den Unglücklichen so früh schon dem Glauben entfremdet hätten. Ach er selbst, sagte sie, hat in diesen Blättern scharf genug auf die wunde Stelle gezeigt, und mein Jammer ist es, daß er so — ich kann nicht einmal sagen, unversöhnt mit seinem Gott — nein, ohne Gott und ohne Hoffnung hinübergegangen ist, daß ich sagen muß, er ist nicht nur hier, er ist auch dort verloren.

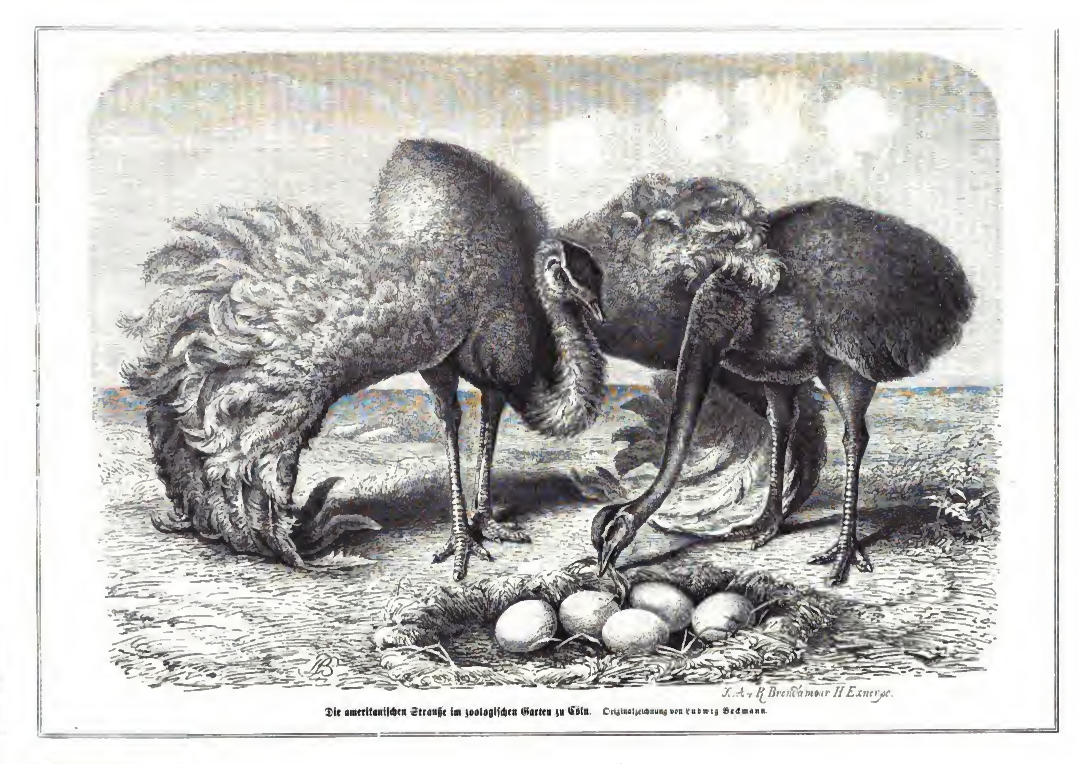
„O nein, nein, liebe Mutter!" rief die Braut. „Er war verirrt, ach mehr, als ich es ahnte, aber die himmlische Barmherzigkeit wird ihn nicht ungerettet lassen. Ist er nicht gestorben mit der tiefen Sehnsucht nach dem Glauben, den er nicht hatte? Und wird diese Sehnsucht den Gegenständen des Glaubens nicht hungernd und dürstend entgegengeeilt sein, sobald er sie jenseits erschaute? Und sollte sich die milde Gnade dann doch von ihm wenden? Wird sie nicht alle innern und äußern Hindernisse zum Glauben, die ihn hier verwirrten, mit in die Wagschaale der Barmherzigkeit legen? Wie weit er auch abgeirrt war, die Verheißung der Taufe ist ihm geworden, und wir werden ihn begnadigt und geläutert wiedersehen."

Die Mutter umarmte sie, und als ich ging, dankte ich Gott im stillen, daß er diesen frommen Gemüthern solchen Trost geschenkt habe.

Ein Bewohner der südamerikanischen Steppe.

Auf den unabsehbaren Pampas der südlichen Hälfte Amerikas lebt der größte Vogel dieses Welttheiles, der Nandu. In kleinen Trupps bis zu 30 Stück weidet er hier die ihm besonders zusagenden Kräuter und Gräser ab, fängt Insecten und kleine Reptilien, ist aber stets in Sorge, ob ihm auch von irgend einer Seite Gefahr droht. Der Cuguar und andere Katzen vermögen ihn nicht zu erreichen, denn er meidet es, hochstehenden Pflanzen und Gräsern zu nahen, welche jenen Raubthieren einen Versteck gewähren, von welchem aus sie sich in raschen Sprüngen auf ihre Beute stürzen können; der Mensch allein nur ist der Feind, welchen er zu fürchten hat, welcher seine Wachsamkeit zu täuschen, ihn mit tödtlichem Geschoß niederzustrecken weiß oder zu Pferde in verderblichster Weise verfolgt. Eine Anzahl Eingeborner thut sich zusammen, sucht einen Trupp von Straußen kreisförmig einzuschließen und nun geht es im schnellsten Rosseslauf darauf los. Sie führen keine andere Waffe als den Bolos oder Lasso, zwei mit Leder überzogene Steine oder Kugeln, durch einen 8 Fuß langen Riemen mit einander verbunden. Diesen schwingt der Gaucho um den Kopf, schleudert ihn in passender Entfernung auf seine Beute, der Riemen schlingt sich fest um das Thier und festgeschnürt ist es seinem Verfolger preisgegeben. Das Fleisch, die Eier des Nandu werden von den Eingebornen als leckere Speise gerühmt, die Haut zu Beuteln, Kopfbedeckungen u. dergl., die langen Federn zu Fliegenwedeln, Sonnenschirm und zum Schmuck verwendet. Ein einzelner Reiter, selbst deren zwei dürften schwer im Stande sein, sich des Vogels zu bemächtigen, nur auf sehr flüchtigem Rosse ist es möglich, ihn einzuholen, ohne Lasso würden sie, da sie sich nicht des Schießgewehres bedienen können, seiner nicht habhaft werden. Die Flügel des amerikanischen Straußes sind bekanntlich zum Fliegen durchaus nicht brauchbar, sie haben unseres Erachtens kaum einen andern Zweck, als dem Vogel zur Zierde, auch wohl zur Wärme zu dienen und denselben bei seinen schnellen Wendungen im Gleichgewicht zu erhalten. Diese erfolgen aber mit Blitzesschnelle in so unerwarteter Weise nach den verschiedensten Richtungen hin, daß man wahrhaft erstaunen muß; der Vogel liegt dabei fast auf der Seite, ähnlich einem schnell dahin segelnden Schiffe; die Füße bewegt er in so unglaublicher Schnelligkeit, daß man sie kaum zu sehen vermag.

An Schönheit und Größe übertrifft ihn der afrikanische Strauß bei weitem, neben diesem erscheint er fast unbedeutend. Seine Hauptfarbe ist durchgehends ein einfaches Bleigrau; ein einfacher schwarzer Streif auf der Rückseite des Halses, eine schwarze Schattirung an der Seite der Brust bringen allein einen Wechsel in die unscheinbare Färbung seines Gefieders. Merkwürdig ist, daß abweichend vom Strauße Afrikas der amerikanische das Wasser nicht scheut; nach glaubwürdigen Berichten schwimmt er über breite und selbst reißende Ströme, der Körper sinkt dabei ganz ins Wasser und nur der Kopf bleibt sichtbar. Er meidet durchaus nicht feuchte Gegenden, vielmehr soll er sogar auf den Schlammbänken der Flüsse umherwandern und kleine Fische und andere Wasserthiere auffammeln. So unscheinbar dieser Vogel



Die amerikanischen Strauße im zoologischen Garten zu Cöln. Originalzeichnung von Ludwig Beckmann.

nun auch im ganzen für gewöhnlich ist, so ändert sich dies doch bei Eintritt der Paarungszeit. Das bis jetzt lediglich auf Befriedigung der Bedürfnisse seines unersättlichen Magens bedachte Männchen nimmt mit Anfang des Monats Mai eine stolze Haltung an; hoch aufgerichtet blickt es umher, hin und wieder tiefe dumpfe Töne ausstoßend, welche entfernte Aehnlichkeit mit dem Brüllen eines Stieres haben. Ist es ihm gelungen, durch seine Melodien ein Weibchen anzuziehen, so setzt es seine Bewerbung fort, indem es mit ausgebreiteten, etwas hängenden Flügeln hinter ihm hergeht und sich keineswegs darin stören läßt, wenn dieses auch scheinbar gleichgültig umherwandert, eifrig mit Aufsuchen von Nahrungsmitteln beschäftigt. Wird dann endlich eine Verständigung erzielt, so sucht das Männchen eine passende Localität für die häusliche Einrichtung. Nachdem es sich an verschiedenen Stellen seines Parks wiederholt gesetzt hat, entscheidet es sich aus uns unaufgeklärten Gründen für eine derselben und beginnt dann durch Umherdrehen des Körpers in sitzender Stellung eine kleine Vertiefung zu bilden, das umherstehende Gras wird ausgerissen und ziemlich unordentlich auf dem Rand dieser Vertiefung angehäuft. Der ganze Bau erscheint dem Vogel selbst so kunstlos, daß er häufig Veränderungen vornimmt, Veränderungen, die freilich für den Beobachter sehr unerheblicher Art zu sein scheinen und von denen das Weibchen nur wenig Notiz nimmt, indem es höchstens beiläufig einen flüchtigen Blick darauf wirft. In der letzten Hälfte des Mai findet man eines Nachmittags das Weibchen auf dem Neste sitzen; erhebt es sich nach einiger Zeit, so erblickt man in demselben ein großes, glänzendes, gelbes Ei; das Männchen, das vorher unruhig im Park auf und abging, eilt herbei, betrachtet sich dasselbe und beginnt es mit dem Schnabel hin und her zu wenden und zu schieben. Welche Absicht das Thier hierbei hat, wer kann es sagen? aber, es wiederholt diese Manipulation täglich mehrmals und zieht das Ei oft eine weite Strecke vom Neste fort. Das Weibchen legt jeden dritten Tag wiederum ein Ei, das Männchen verfährt mit jedem derselben in gleicher Weise, so daß sämmtliche zerstreut in großer Unordnung, in größerer oder geringerer Entfernung vom Neste, theils in diesem selbst liegen. Die frischgelegten erkennt man an der intensiv schönen Farbe, während die älteren durch die Einwirkung von Licht und Luft sofort zu verbleichen beginnen. Nachdem das Weibchen etwa 7—8 Eier gelegt hat, findet man eines Tages das Männchen auf dem Neste sitzend; es ist beschäftigt, die in der Nähe liegenden Eier ins Nest unter sich zu ziehen, erhebt sich dann wieder, rollt die entfernteren gleichfalls ins Nest und setzt sich darauf nieder. Das Weibchen, welches, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, im ganzen etwa 8—11 Stück producirt, muß, weil der Herr Gemahl sich nicht erhebt, den Rest seiner Eier auf den Rand des Nestes legen und ersterer zieht auch diese sofort unter sich. Tag und Nacht sitzt nun das männliche Thier auf denselben, auf das eifrigste brütend und nur so lange, als zu nothdürftiger Stillung des Hungers erforderlich ist, sie verlassend. Aber für die kühle Witterung des gemäßigten Europa ist ein Verlassen der Eier selbst für kurze Zeit bedenklich, sie kühlen zu leicht ab und es bedarf, um Erfolge zu erlangen, immer der Gunst einer warmen Temperatur. Trotz einer solchen werden doch nur aus denjenigen Eiern Junge schlüpfen, welche dem Körper des brütenden Vogels zunächst lagen. Nach einer Brutzeit von etwa 6 Wochen durchbrechen die gezeitigten jungen Strauße die Eierschale, bleiben jedoch noch mehrere Tage unter den wärmenden Fittigen des männlichen Vogels. Alsdann beginnen sie hervorzukommen, um sich nach Nahrung umzusehen. Der Vater bewacht sorgfältig jede Bewegung seiner Kinder und erhebt sorgsam und vorsichtig seine Flügel, damit jene, sobald sie durch irgend etwas Unerwartetes erschreckt werden, schnell und ungehindert unter dieselben schlüpfen können. Hier fühlen sich die kleinen schüchternen Thiere denn auch sicher, hin und wieder strecken sie den Kopf zwischen den einzelnen Federn des alten Vogels hervor und beobachten, was sich ereignet. Das Männchen brütet noch 4—5 Tage nach dem Ausschlüpfen der ersten Jungen fort, und erst dann, wenn es den Glauben gewonnen zu haben scheint, daß nicht mehr auf weitere Nachkommenschaft zu rechnen ist, erhebt es sich und beginnt seine Jungen umherzuführen. Häufig setzt es sich nieder und nimmt diese nach Art einer Gluckhenne unter sich, bis dieselben genügend wieder erwärmt von neuem hervorkommen, um Nahrung zu suchen. Diese besteht in feinen Gräsern und Kräutern, in der Gefangenschaft in Weißbrot ꝛc., mit großer Geschicklichkeit wissen die jungen Vögel Fliegen zu fangen, verfolgen Heuschrecken ꝛc., und gedeihen leicht und schnell. Abends begeben sie sich mit dem Vater regelmäßig auf das Nest und kriechen unter sein schützendes Gefieder. Nach 14 Tagen bis 3 Wochen beginnen schon die Flügelfedern hervorzubrechen und der im Dunenkleide erdgraue, bräunlich gestreifte Vogel beginnt eine einfache, unscheinbar graue Farbe zu bekommen. Das Weibchen nimmt eben so wenig Notiz von den jungen Vögeln, wie von den Eiern, es hat seine Schuldigkeit gethan, wenn es diese zur Welt brachte, es hat sogar eine gewisse Scheu vor der Annäherung der Kleinen und entflieht, wenn diese, die Eltern verwechselnd, aus Versehen sich zur Mutter gesellen.

Auch die kürzlich in unserem zoologischen Garten ausgebrüteten, und bereits recht erstarkten jungen Strauße bewähren die von uns erwähnten Gewohnheiten dieser Vögel. Schon im vorigen Jahre hatten wir einen solchen Sprößling der Tropenwelt glücklich aufgebracht und als der Frühling wieder kam, gingen die Eltern aufs neue daran, sich häuslich einzurichten. Das Männchen sorgte für den Nestplatz, den es etwa zehn Schritte von dem vorjährigen auswählte; dann scharrte es ein Loch in die Erde und trug ein Paar Grashalme hinein. Fünf Eier wurden sodann von dem Weibchen in das rasch geschaffene Nest gelegt; das Männchen konnte an sein Brütegeschäft gehen. Aber es schien nicht recht zufrieden zu sein mit den getroffenen Vorbereitungen, unstät flog es umher und konnte sich nicht entschließen, sitzen zu bleiben. Endlich kehrte es zu dem Nestplatz vom vorigen Jahre zurück, richtete dort alles wieder her, und schaffte die Eier hinein. Aber zum Brüten kam es trotzdem nicht. Da steht der Vogel, sieht die Eier an, dreht sie von einer Seite zur andern und eilt fort, um sie hinfort ganz unbeachtet zu lassen. Mehrere Wochen vergingen so, da gewahren wir eines Tages das Männchen in einer abgelegenen Ecke des Zwingers mit der Herstellung eines neuen Nestes emsig beschäftigt, drei Eier legt das Weibchen hinein und sogleich setzt sich das Männchen darüber und bleibt sitzen, bis die Jungen herausbrechen. Mit welcher Liebe und Zärtlichkeit pflegte es sie nun, wie bewahrte es sie mit seinen Flügeln gegen jeden scharfen Luftzug, während die Mutter sich gegen sie wie gegen fremde Thiere benahm und so böse wurde, daß man sie ganz und gar absondern mußte.— Daß die Jungen sich in den ersten Tagen von denjenigen Eiern ernähren sollen, welche das Weibchen, da das Männchen nur etwa 10—12 Stück mit Erfolg bedecken und bebrüten kann, in Ueberzahl legt, ist eine Unwahrheit.

Bemerken wollen wir hier noch, daß außer dem Nandu von Darwin ein kleinerer nach ihm benannter Strauß entdeckt worden ist und daß in neuester Zeit noch eine dritte Species aufgefunden sein soll.

Bodinus.

Miss Emily Faithfull und ihre Setzerinnen.

„Die deutschen Buchdrucker sollten es machen, wie die Engländer und Amerikaner, und junge Mädchen zum Setzen heranbilden," sagte ich zu meinem Freunde, als im Frühling die Leipziger Setzer die Arbeit einstellten, um einen höheren Lohn zu erlangen.

„Ach!" sagte er, „das ist Unsinn, Sie sind nur solch ein Anglomane, für uns passen solche englischen Geschichten nicht."

„Nun die Strikes (Arbeitseinstellungen), denen Sie doch eine gewisse Berechtigung zusprechen, sind auch englischen Ursprunges; übrigens sehe ich nicht ein, warum man nicht von einem fremden Volke etwas Neues und Gutes lernen kann. Doch lassen Sie mich Ihnen von meinem Besuche bei Miss Faithfull erzählen:

„Meinetwegen, ich höre."

„In der Princes Street Nr. 14, im westlichen Theil von London, ist ein kleiner, aber ganz schmucker Buchladen, auf dessen Schild zu lesen ist: The Victoria Press (die Victoriapresse) und darunter den Namen: Emily Faithfull, printer and publisher in ordinary to the Queen (Hofbuchdrucker und Verlagsbuchhändler I. M. der Königin). Dahin lenkte ich eines Morgens — es sind jetzt wohl

zwei Jahre her — meine Schritte. Eingetreten wandte ich mich an eine Dame, die vor einem Schreibpulte saß und sich nach meinem Begehren erkundigte. Miß Faithfull sei noch nicht da, erwiederte sie auf meine Frage nach derselben; sie werde aber wohl bald kommen. Ich sah mich in den geschmackvoll geordneten, meist elegant gebundenen Bücherschätzen um, die zum Theil eigene Verlagsartikel und in der Victoriapresse gedruckt waren. Da lagen auch die ersten Hefte des vorzüglich den Interessen des weiblichen Geschlechtes gewidmeten Victoria Magazine, von dem jetzt bereits mehrere Bände sich durch die Güte der Herausgeberin in meiner Bibliothek befinden.

„Nach einer Viertelstunde erschien die von mir erwartete Dame. Ich überreichte ihr eine Empfehlung der mir befreundeten Frau Professor T. und wurde von ihr in das ein Paar Stufen höher gelegene Schreibzimmer geführt, wo wir Platz nahmen. Miß Faithfull, eine Dame von großer Einfachheit in Kleidung und Haltung, energisch in ihren Worten wie in ihren Handlungen, macht auch nicht im entferntesten den Eindruck einer Emancipirten; wie ihr Hauptwerk und Streben ist auch ihr Auftreten durchaus nicht der Weiblichkeit widersprechend. Doch ich will sie selbst reden lassen.

„Frau T. schreibt mir, Sie wünschten die Victoriapresse zu besichtigen, aber vorher über den Ursprung und die Einrichtung derselben unterrichtet zu werden."

„Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein."

„Die Victoriapresse ist hervorgegangen aus den Bestrebungen unserer National Association for the promotion of social science (Nationalverein zur Beförderung der socialen Wissenschaft) und ihrer Tochtergesellschaft, der Society for promoting the employment of women (Gesellschaft zur Beförderung der Frauenarbeit). Die Edinburger Review hatte im Jahre 1859 eine vollständigere und eingehendere Darstellung des Standes der weiblichen Industrie gebracht, als vielleicht je vorher dem Publikum vor Augen gekommen war. Die ganze Presse fing an, sich mit dieser Frage zu beschäftigen und durchweg fühlte man, daß von Worten zu Thaten geschritten werden müsse."

„War denn die Noth wirklich so groß?" fragte ich.

„Sie war und ist noch sehr groß. Denken Sie, daß nach unserem letzten Census 43 Procent der Frauen in England, über zwanzig Jahre alt, entweder unverheirathet oder Wittwen sind*); daß wir etwa 360,000 old maids (alte Jungfern) über 40 Jahre haben, $1\frac{1}{2}$ Millionen zwischen 20 und 40 Jahren; daß die Hälfte unserer weiblichen Bevölkerung bezahlte Arbeiterinnen sind; ferner daß die Einführung der Nähmaschinen immer mehr die Zahl derjenigen vermindert, die sich durch Nähen und Kleidermachen ihr Brot erwerben können — muß da nicht an neue Arbeit und Beschäftigung für unsre unbemittelten Schwestern gedacht werden, wenn dieselben nicht ganz in Elend und Sünde untergehen sollen?

„Auf der andern Seite denken Sie, wie es mit der Erziehung der Frauen bei uns bestellt ist. Die Töchter von Arbeitern und kleinen Handwerkern werden dazu erzogen, ihr Brot zu verdienen und zu unabhängigen Arbeiterinnen herangebildet, deren Dienste einen besonderen Charakter und einen sichern Werth haben. Das Mädchen aus den mittleren Klassen indessen lernt (meist nur um es zu vergessen) verschiedene fragmentarische Dinge in einer Schule, wo ihr kein Ziel vorgesteckt ist, d. h. ziemlich zwecklos. Sie lernt in dieser Weise, bis sie in das wichtigste Alter gelangt — in das Alter, in dem ein Knabe nach Beendigung eines systematischen Studiencursus die soliden Kenntnisse sich zu erwerben beginnt, die ihn in den Stand setzen, den Kampf des Lebens aufzunehmen. Das Mädchen nimmt nun ihre Stelle im häuslichen Kreise ein; ihre Erziehung, heißt es, ist vollendet; weiteres Studium gilt als überflüssig, ja als schädlich, und die Verfügung über ihre Zeit ist gewöhnlich ihrem noch ganz ungebildeten Urtheil überlassen; deshalb sind ihre Beschäftigungen meist flitterhaft und nutzlos, ohne Kraft sie weiter zu entwickeln und ihr nöthigenfalls eine unabhängige Stellung zu sichern. Ihre Tage werden in geschäftigem Müßiggange zugebracht, denen dann die Abendzerstreuungen folgen. Wenn sie heirathet, hat ihre Erziehung sie in keiner Weise für ein häusliches Leben vorbereitet, und wenn sie eine gute Ehefrau und Mutter wird, ist es eher trotz ihrer Erziehung als in Folge derselben. Was aber wird aus ihr, wenn sie nicht heirathet oder durch den Tod ihres Mannes ihr die Pflicht zufällt, für sich und ihre Kinder zu sorgen? Was wird aus den Tausenden lediger und verwittweter Frauenzimmer, die meist nichts weiter können, als nothdürftig nähen und sticken?

„Diese Fragen wurden denn in der Versammlung zu Bradford noch in demselben Jahre in ernste Erwägung gezogen; ein Comittee, zu dem ich gehörte, wurde bestimmt, die besten Mittel ins Auge zu fassen und darüber zu berichten, wie die industriellen Beschäftigungen der Frauen vermehrt werden könnten. Im Verfolge unserer Nachforschungen erhielten wir Kunde von verschiedenen Versuchen, Frauen in die Druckereien einzuführen. Meine Freundin, Miß Parkes, ergriff diesen Gedanken mit Begeisterung. Sogleich kaufte sie eine kleine Presse und einen Vorrath von Typen, um persönlich sich von der Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen. Die Presse wurde aufgestellt — ein Setzer ließ sich bereit finden, sie zu unterrichten und sie lud mich ein, an dem Unterrichte Theil zu nehmen. Wir arbeiteten und lernten fleißig und überzeugten uns nach kurzer Zeit, daß, wenn man Frauen gehörig dafür heranbildete, ihre physischen Kräfte vollständig zum Geschäfte des Setzens ausreichen würden, obgleich es natürlich andere Theile der Druckarbeit — wie das Tragen der schweren Druckkasten ꝛc. — gibt, für die man der männlichen Hilfe nicht entrathen kann.

„Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dachte ich daran, ein Geschäft zu eröffnen, um das Experiment weiter zu erproben. Aber Maschinen und Typen, und was sonst zum Druckwesen gehört, ist so kostspielig, daß die Auslage sich nur durch einen beständigen Gebrauch bezahlt machen kann. Dazu kommen noch verschiedene andere Ausgaben, ein Extravorrath von Schrift ꝛc., kurz, es gehört ein ordentliches Capital zu einem derartigen Unternehmen. Ich hätte die Sache nie allein durchführen können, aber ein Mann, der durch seine Bemühungen um die sociale und industrielle Wohlfahrt der Frauen wohlbekannt ist, entschloß sich, mit mir gemeinsam eine Druckerei zu errichten, in der S e t z e r i n n e n beschäftigt werden sollten. Wir mietheten ein Haus in Great Coram Street, welches für das beabsichtigte Geschäft eingerichtet wurde. Es war frei und luftig gelegen und hatte eine ruhige, anständige Nachbarschaft. Wir gaben unserer Anstalt den Namen: V i c t o r i a p r e s s e, nach unserer hochherzigen Königin, deren Einfluß die englischen Frauen so unendlich viel verdanken. Vor kurzem hat denn auch Ihre Majestät mich ihres Antheiles an unserer Sache versichert und ihre Billigung aller solcher wirklich nützlichen und praktischen Schritte zum Besten der Frauen auf das freundlichste ausgesprochen.

„Am 25. März 1860 eröffneten wir unsere Druckerei. Die Gesellschaft zur Beförderung der Frauenarbeit vertraute mir fünf Mädchen als Lehrlinge an, für die sie je 10 Pfund Handgeld bezahlte; andere wurden von Verwandten und Freunden in die Lehre gegeben, und bald waren wir mitten im Gedränge der Arbeit und des Kampfes; so darf ich es wohl nennen, und wenn ich Ihnen sage, daß n i c h t e i n e geübte Setzerin unter uns war, werden Sie sich unsere Schwierigkeiten leicht vorstellen können. Aber von Anfang an hatten wir reichlich Arbeit. Im April begannen wir unser erstes Buch zu setzen und wurden praktisch mit allen Schwierigkeiten des Geschäftes vertraut. Ich hatte vorher erfahren, daß in den meisten unserer Druckereien die Setzer zu je 4 und 5 zusammenarbeiten, indem sie einen von ihnen bestimmen, der für die übrigen zu umbrechen, d. h. die abgesetzten Spalten zu Columnen zu formiren und dann in dem Druckzimmer in die Maschine einzuheben hat.*) Das Umbrechen erfordert mehr Erfahrung als Kraft, während das Einheben über die Kraft der Mädchen hinausgeht; ich engagirte deshalb einige tüchtige und achtbare Arbeiter, welche dieses Geschäft für die Setzerinnen in der Victoriapresse besorgen sollten."

„Nun, wie bewährten sich die Setzerinnen?"

„Ganz vortrefflich; allerdings kam mir gleich Anfangs ein glücklicher Umstand sehr zu Statten. Als nämlich die Arbeit uns so reichlich zuströmte, meldete sich bei mir eine geübte Setzerin aus Limerick. Sie war von ihrem eigenen Vater herangebildet worden und hatte unter seiner Aufsicht zwölf Jahre lang gearbeitet. Als er

*) Die Bevölkerung Londons allein hatte im Jahre 1863 fast 200,000 mehr Frauen als Männer.

*) In den deutschen Druckereien fallen diese Arbeiten zweien zu — das Umbrechen einem Setzer, dem metteur en pages, das Einheben in die Maschine einem eigentlichen Drucker.

starb, setzte sie das Geschäft fort, mußte es aber nach einiger Zeit, um häuslicher Umstände willen, aufgeben. Als sie in einer Zeitung sah, daß es in London Arbeit für Setzerinnen gäbe, beschloß sie, die lange Reise von Irland hieher zu machen, um sich bei mir zu melden. Sie kam geradeswegs zu mir mit einem Briefe von dem Redacteur einer Limericker Zeitung, der mich versicherte, daß sie mir von großem Nutzen in meinem Unternehmen sein würde. Ich engagirte sie sogleich; sie begann den folgenden Tag ihre Arbeit, und ist mir in der That eine werthvolle Gehilfin geworden."

„Außerdem habe ich drei andere junge Mädchen, die ein wenig Anleitung von ihren Vätern in deren Officinen empfangen hatten, als sie zu mir kamen. Ueberhaupt scheinen manche Druckereibesitzer schon seit lange daran gedacht zu haben, weibliche Kräfte — seien es ihre Töchter, seien es fremde Arbeiterinnen — heranzuziehen. Der intelligente Arbeiter sieht diese Bewegung weder mit Mißtrauen noch mit Neid an; er fühlt, daß die Sache der Frauen die der Männer ist, und stimmt in seinem Herzen mit dem Worte einer edlen Frau, der Lady Morgan überein, die schon vor mehreren Jahren sagte: Ich möchte jedes junge Mädchen, gleichviel welches ihr Rang ist, eine Profession lernen lassen. Man bilde alles was ihr nothwendig ist in der Lebensstellung, zu der sie geboren ist, man bilde alles verhältnißmäßig, aber eines zur Vollkommenheit — gleichviel was es ist, wofür sie Talent besitzt, Zeichnen, Musik oder auch Haushalten ꝛc. — man gebe ihr so einen Stab, auf den sie sich stützen kann, lasse sie fühlen, das wird mich unabhängig durchs Leben führen."

„Wie viel Arbeiterinnen haben Sie gegenwärtig in Ihrer Druckerei?" fragte ich, als sie innehielt.

„Sechszehn; und zwar von verschiedenem Alter, aber alle haben sich ihrer neuen Beschäftigung mit großer Emsigkeit und Ausdauer hingegeben und haben so viel gearbeitet, wie ich es so ungeübten Händen nie zugetraut haben würde."

„Wie lange arbeiten die jungen Mädchen jeden Tag?"

„Die Arbeitsstunden beginnen um neun Uhr und schließen um sechs, von eins bis zwei Uhr ist eine freie Stunde. Die nahe Wohnenden gehen dann zum Essen nach Hause, andere haben ein Zimmer im Hause zu ihrer Verfügung, wo sie entweder ein mitgebrachtes Essen verzehren oder es sich erst zubereiten. Wenn sie über die Arbeitszeit da bleiben, was zuweilen unvermeidlich ist, wofür sie aber natürlich stundenweis besonders bezahlt werden, bekommen sie um ½6 Uhr Thee, um ihnen eine Erholung dazwischen zu gewähren."

„Ich hatte noch mancherlei Einwendungen zu machen, mir war die Idee, Frauen mit einer Arbeit beschäftigt zu sehen, die man bisher nur für eine dem Manne zukommende gehalten, noch zu ungewohnt. „Aber nur weil es ungewohnt ist," erwiderte Miß Faithfull, „erscheint es Ihnen unpassend und unberechtigt; denn unweiblich ist die Arbeit doch ebenso wenig als die einer Klassenlehrerin oder einer Schriftstellerin u. s. w. Wir haben für das Setzen genügende Körperkraft und geistiges Verständniß; warum sollten wir es nicht neben den Männern ebenso gut treiben, als wir Köchinnen werden, obgleich es auch Köche gibt? Uebrigens, fügte sie hinzu, ist die Sache keineswegs etwas ganz Neues. In Boston in den Verein. Staaten von Nordamerika werden Setzerinnen seit 30 Jahren beschäftigt; ja, in einem alten historischen Dokumente habe ich gelesen, daß im Jahre 1476 Fra Domenico da Pistoya und Fra Pietro da Pisa, die geistlichen Directoren eines Dominikanerklosters in ihren Mauern eine Druckerpresse errichteten, welche die Nonnen als Setzerinnen bedienten, und aus der mehrere bedeutende Werke in den Jahren 1476—1484 hervorgingen."

„Miß Faithfull zeigte mir mehrere Proben der Arbeiten der Victoriapresse und erzählte mir, wie sie den Bücher- und Schreibmaterialienladen auch nur errichtet habe, um direkt und indirekt die ihr am Herzen liegende Sache, die Beschäftigung ihres Geschlechtes, zu befördern. Sie thut das, indem sie so viel als möglich die Dienste weiblicher Gehilfen benützt, und indem sie Frauen heranzieht zu allen mit dem Schreibmaterialienhandel verbundenen Arbeiten, wie Bücherbinden, Couvertmachen, Stempeln, Liniiren u. s. w.

„Zuletzt gab sie mir eine Karte, von ihrer Hand unterzeichnet, die mir die Victoriapresse, seit einiger Zeit nach der Farringdon Street verlegt, zum Besuche öffnen sollte, und versprach mir, ihr damals eben erst beginnendes Victoria Magazine zum Austausch für das erwartete „Daheim" zuzuschicken.

„Um drei Uhr besuchte ich die von ihr ins Leben gerufene Druckerei. Ueber dieselbe darf ich Ihnen nur wenig sagen, da sie sich nur unbedeutend von unseren Officinen unterscheidet. Die Räume waren hoch, vorzüglich ventilirt, jede Setzerin hatte einen hohen Stuhl; einige saßen, andere arbeiteten stehend. Ein Paar männliche Gehilfen besorgten die obenerwähnte schwere Arbeit."

Mein Freund war nachdenklich geworden. „Ja," meinte er; „die Sache ist am Ende so übel nicht. Jedenfalls könnte man einen Versuch machen."

„Er ist bereits in einer Leipziger Druckerei gemacht, wie ich höre; auch die Stickmuster des Bazars werden schon seit Jahren mit bestem Erfolg von Frauenhand gesetzt."

„Man sagt aber, daß die Setzerinnen in der Orthographie sehr unsicher sind und gar oft b und p, d und t mit einander verwechseln."

„Mag sein, ich könnte aber auch von manchen, komischen Satzfehlern erzählen, die Setzer gemacht haben — doch ich will nicht indiscret sein."

Kurze Zeit nach diesem Gespräche war die erste Veranlassung desselben glücklich beseitigt; unsere Freunde, die Setzer, waren zu ihrer Arbeit zurückgekehrt. Inwiefern aber unsere Mittheilung doch auch heute noch eine praktische Bedeutung für unsere deutschen Verhältnisse hat, wollen wir heute unerörtert lassen, gedenken jedoch gelegentlich darauf zurückzukommen. R. K.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

Der Walfischfang im Meer von Kamtschatka.

Der Walfischfang ist schon oft beschrieben worden, sehr selten aber von solchen, welche ihn selbst praktisch geübt haben. Die Hand, welche die Harpune und das Blubbereisen kunstgerecht führt, hält gewöhnlich die Feder sehr schlecht, und erachtet ihre Namensunterschrift für ein weit schwierigeres Werk, als das Bartenhauen; und so gut und ölig ein alter Thranfahrer sein Garn zu spinnen versteht, so schwer sollte es ihm werden, es aufzuwickeln, d. i. niederzuschreiben. Daher erzählt, wer die Waljagd beschreibt, gewöhnlich dem alten Will Scoresby nach, einem der ersten Nordpolfahrer, der, nachdem er sich nach vielen glücklichen Thranexpeditionen in einer Landkajüte vor Anker gelegt, die Muße seines Greisenthums dazu benutzte, der Welt merkwürdige Jagdgeschichten aufzuheften, die jedoch nichtsdestoweniger großen Werth haben, weil sie der ächten Praxis entstammen. Etwas anders ist es mit jenen Nacherzählungen in den romanhaften Reiseschilderungen neuerer Touristen, insbesondere Deutscher; ich könnte davon Pröbchen auftischen, wenn es nöthig erschiene, dem Publikum die Augen zu öffnen oder sie selber zu bessern. Die nachstehende Beschreibung berichtet freilich nicht von haarsträubenden Abenteuern, wie z. B. das tagelange Umhertreiben des zurückgelassenen Matrosen auf einem todten Wal, oder wie die abschnurrende Leine den Harpunier hinabreißt in die grimmige Tiefe — von dem allem weiß ich nicht aus eigener Anschauung zu erzählen. Wohl aber glaube ich eine ganz getreue Darstellung des höchst interessanten Walfischfangs selber geben zu können, da ich im Jahre 1845 erster Steuermann an Bord der „Kate Austin", eines Glasgower Walfischfängers, war, der sich diesmal die See von Kamtschatka als Jagdgebiet ausersehen hatte. Die Kate war eine starkbemannte große Brigg und auf volle drei Jahre ausgerüstet. Ich selber war erst in Sydney an Bord gekommen.

Als wir uns nach langer, theilweise stürmischer Fahrt, der Heimat der Polarwalfische — dem Fischergrund — näherten, wuchs unsere Spannung von Tag zu Tag, am meisten natürlich diejenige der vielen unter der Mannschaft, welche zum erstenmal auf Wale jagten. Jedermann luggte aus, so lang er Zeit hatte, um der erste

zu sein, der das Wild erblicke. Es gab kein anderes Gespräch an Bord, wie von Walfischen und deren Fang; dort demonstrirte ein alter Bootssteurer, wie man die Harpune wirft, hier unterrichtete eine Thranjacke den Neuling im Anschnallen der Blubbereisen; der eine berichtete von den schauderhaften Gefahren, welchen die Boote ausgesetzt sind, der andere renommirte mit seinen Heldenthaten beim Speckschneiden und Bartenlösen; jeder aber weiß es besser, jeder erzählt es anders und beruft sich auf eine specielle Autorität, die vielleicht außer ihm selber niemand kennt. — Der Walfischfang scheint ein viel älterer Zweig des Seegewerbes zu sein, als man gewöhnlich annimmt. Die alten Wikinger und Nordmannen werden die Jagd freilich nicht gewerbsmäßig betrieben, sondern nur gelegentlich ausgeführt haben; indessen erzählen ihre Sagen häufig genug von Kämpfen mit gewaltigen Walen. Zu König Alfreds Zeit muß jedoch schon der Fang im großen ausgeführt worden sein, denn die Chronik weiß von einem tapfern Ritter oder Häuptling jener Periode, der, außer anderen vollbrachten außerordentlichen Thaten, binnen zwei Tagen nicht weniger als 60 Walfische getödtet haben soll! Wie müssen damals die Meere von den Riesen der Schöpfung gewimmelt haben! Heutzutage ist es leider anders geworden. Die Umwohner der Bai von Biscaya kannten vor Zeiten keinen köstlicheren Leckerbissen, wie die Walfischzunge; jetzt verirrt sich in langen Jahren kein Wal mehr in ihr unruhiges Meer und die meisten unter ihnen wüßten nichts mehr von dem Hochgericht, wenn es nicht unsterblich lebte in den Liedern der Fischer. Die Holländer waren es, die den Walfischfang zuerst systematisch und großartig in die Hand nahmen und ein Paar Jahrhunderte lang allein, ohne Nebenbuhler behielten. Schon in der Mitte des 17. Säculums hatten sie es darin zu großer Vollkommenheit gebracht, einzig zu diesem Zweck nur 11 Grad vom Nordpol eine Niederlassung gegründet — Smeeromberg in Grönland — verschiedene andere auf den unwirthbaren Küsten der Polarmeere ungerechnet; an allen diesen Orten befanden sich große Vorrathshäuser, mächtige Siedepfannen und Preßkufen zur Gewinnung des „Oels“ (Thrans) der Wale; denn damals ward der rohe Speck in See verladen und erst an Land verarbeitet. Den Holländern machten es zunächst die Nordamerikaner nach; erst als das Gerücht von den großen Erfolgen ihrer arktischen Jagdflotillen nach Europa gelangte, rüsteten auch die Regierungen von England, später von Frankreich, Walfischfahrer aus; im Jahre 1788 hatten die Briten die Ehre, den stillen Ocean denselben zu öffnen. Auch Deutschland ist neuerdings stark am Walfischfang betheiligt durch die Häfen Bremen und Glückstadt. Aber dieser ist, obgleich weit besser betrieben, bei weitem nicht mehr so lucrativ, wie früher; die Wale haben sich zwar schwerlich erheblich vermindert, wie man gewöhnlich glaubt, sondern vielmehr vorzugsweise ihre sogenannten „Weidegründe“ gewechselt, verlegt, und sich allmählich in die allerunwirthbarsten Meere der arktischen Zone zurückgezogen. Wo sie jedoch außerhalb derselben — was allerdings häufig genug geschieht — getroffen werden, da will man bemerkt haben, daß sie weit scheuer und wilder geworden sind, wie früher; auch aus diesem Grunde ist der Fang schwieriger. — Die Mannschaft eines Walfischjägers ist nicht nach den gewöhnlichen Bedingungen geheuert, sondern jeder Mann bekommt seinen bestimmten Antheil von dem Bruttogewinn der gefangenen Fische, dafür übernimmt er ihn auch an der Gefahr und ist doppelt thätig, denn er arbeitet und spart für sich mit. Und gefahrlos ist es wahrlich nicht, anzubinden mit dem König der Meere; nur wer ihn gesehen hat in der ganzen Entfaltung seiner Macht und Kraft, der kann begreifen, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Vorkehrungen jährlich doch noch so viele Unglücksfälle beim Walfischfang vorkommen. Aber nunmehr zurück, an Deck der Kate.

„Da bläst er!“ So erscholl eines schönen Morgens endlich der kunstgerechte Ruf des Auslugers von dem Mastkorb herab, „there he blows!“ — „Wo? Wo?“ schrien zwanzig Stimmen und ebenso viele Männer sprangen in die Wanten oder auf die Ballustraden. „Dort, Sir, luvwärts, vorn!“ entgegnet der Späher mit ausgestrecktem Arm. „Wie viele sind's?“ — „Drei, Sir, bis jetzt.“ — Wir waren aber noch nicht auf der Jagd, denn wir sollten zuerst Petropawlowsk anlaufen, um uns mit hinreichendem Brennholz und anderem Material zu versehen, daher wurden auch die Boote nicht niedergelassen. Nichtsdestoweniger pochte uns das Herz. Ich selber hatte wohl schon Potfische genug gesehen, aber noch keinen ächten Wal; außerdem war es auch das Interesse, welches jetzt im Spiel war; wir zählten wenigstens den Bestand des Wildes, das wir jagen wollten. Und da waren sie, die Gentlemen, und kamen uns so nahe, daß wir sie alle von Deck aus erblicken konnten; sie schwammen so rasch, daß wir ganz dicht an ihnen vorübersegeln mußten. Welche Augen da die neuen „Hände“ machten, als sie die riesigen Ungethüme neben dem Schiffe sahen! Bald hoben die Thiere ihre ungeheuren Leiber hoch aus den Wogen, so daß die schwarze Haut im Sonnenscheine glitzerte, bald verschwanden sie in der Tiefe, um nach einiger Zeit wieder aufzutauchen und mit Geräusch ihren Strahl auszuwerfen. Sie hielten sich langseits und wir konnten sie genau betrachten. Aesthetisches ist nicht viel an den ungefügen Burschen, nur ihre Größe imponirt. Die ungeheuren Rachen sind fest geschlossen, die untere Lippe über die obere geschlagen. Wenn sie in die Tiefe schießen wollen, so schnellen sie, einer nach dem andern, ihre dicken Schwänze hoch in die Luft, um dadurch ihrem schweren Körper den rechten Schwung zum Niederfahren zu geben; das sieht gut und großartig aus. Auf mich machten diese Polarwale allerdings nicht mehr den Eindruck, wie auf die Neulinge; dennoch mußte ich sie bewundern, denn in so unmittelbarer Nähe hatte ich niemals einen Potfisch gesehen.

Zwei von ihnen, der größte und der kleinste, hielten sich immer dicht zusammen; es schien, als überwache jener diesen mit großer Aufmerksamkeit, er schlug warnend mit dem Schwanze, sobald er dem Schiff zu nahe kommen wollte; wir hielten sie für Mutter und Kind. Nachdem sie uns eine Viertelstunde lang begleitet, schwenkten die drei Thürsteher des Fischergrundes ab und verloren sich. Daß wir in ihr Reich eingetreten waren, erfuhren wir von Tag zu Tag deutlicher. Schon am zweiten Tage begegneten wir einem treibenden todten Walfisch. Den Koloß umgab eine Wolke von Millionen Seevögeln, kreischend, zankend, hackend, auf und nieder flatternd; im Wasser aber drängten sich darum Herden gefräßiger Haie und anderer Seeräuber. Da es beinahe Windstille war, als wir uns in der Nähe des Leichnams befanden, so erlaubte der Capitän die Aussetzung eines Bootes zur nähern Besichtigung und Jagd; es fehlte nicht an Freiwilligen zur Besatzung, und lustig ging es darauf los. Aber je näher wir kamen, um so mehr schwand die Lust; der Riesenkörper fand sich schon in vorgeschrittener Verwesung und ein so erstickend pestilenzialischer Gestank füllte die Luft, daß wir uns in scheuer Entfernung hielten. Große, vollgefressene Haifische, satt und schläfrig, lagen überall dicht unter dem Wasserspiegel; es waren darunter manche, welche das abgerissene Stück halbflüssigen grünen Specks noch zwischen den Kiefern hatten und zu faul waren, weiter daran zu fressen; schwerfällig wichen sie den Riemen aus und betrachteten mit kleinen Augen schielend das verdächtige Boot von der Seite. Nur einer, wilder oder dümmer, wie seine Kameraden, warf sich um, hob sich und schnappte nach einem Riemen, erhielt aber dafür ein halb Dutzend Pistolenkugeln, nicht gerechnet den Schrot der Vogelflinten, in den weißen Bauch, und verschwand peitschend in einer Wolke von Schaum und Blut. Wir schossen dann einige Vögel, mochten sie aber, des ekelhaften Geruchs wegen, nicht aufnehmen, und kehrten zur Brigg zurück. Dieser todte Wal war der grimmigste Riese, den wir alle jemals gesehen hatten, gewiß weit über 80 Fuß lang und mehr als 25 über das Wasser empor ragend, unser Boot sah daneben aus, wie ein Nautilus; doch mochte auch die Zersetzung den Körper aufgetrieben haben. — Wir sahen immer mehr Walfische; dies schien ihr rechter Weidegrund zu sein. Das Meer erschien roth von „Walfischfutter.“

So, oder auch „Walfischaas“ nennt man jene kleinen, den Seegarneelen (Shrimps) etwas ähnlichen Thiere, welche, dem bloßen Auge wie ein unförmliches Blutströpfchen erscheinend, zu Milliarden zusammengeballt, froschlaichähnlich, im Wasser schwimmen und des Meerkönigs hauptsächliche Nahrung bilden. Sie gehören eigentlich zu den Medusen; die Form ihres Körpers läßt sich nur unter dem Vergrößerungsglas erkennen. Ist es nicht wunderbar, daß das größte von allen lebenden Wesen der Welt auf so winzige Geschöpfe zu seiner Nahrung angewiesen ist? Häufig sah ich die Wale weiden und beobachtete mit dem größten Interesse das Verfahren bei ihrem Diner. Zuerst gingen sie dabei eine Zeitlang in gerader Richtung eine Strecke weit, dann eben so zurück, darauf kreuzten sie das durchpflügte Meerfeld in der Quere, endlich schwammen sie es noch einmal ab in einer Spirale von innen nach außen; dies dauerte öfters bis gegen zwei Stunden lang. Dabei halten sie das ungeheure Maul fast immer offen, so daß ganze Schwärme des Futters hineinströmen, nur von

Zeit zu Zeit schließen sie mit hörbarem Klapp die Lippen und werfen das miteingeschlürfte Wasser als Strahl empor. Innerhalb der Oberkiefern des Walfischmaules liegen bekanntlich die Barten, das sogenannte Fischbein, dessen Zweck noch nicht ganz klar ist, da es als Zermalmungsapparat weder dienen kann, noch irgend sonst nutzbar ist. Es hängen daran lange, haarförmige Zotteln, wie das Moos der Bäume in den Mississippi-Bottoms, herunter, welche gewissermaßen als Sieb oder als Fangreuse dienen, wodurch das Walfischfutter verhindert wird, wieder aus dem Maule des Wals gespült zu werden. Wenn eine Walfischherde — und sie halten sich immer in größeren oder kleineren Geschwadern zusammen — sich gesättigt hat, dann beginnt das Scherzen und Spielen der Ungethüme. Dies ist allerdings der anziehendste, großartigste Anblick. Am wunderbarsten hatten wir denselben am letzten Tage, bevor wir ankerten, wie wir denn überhaupt, je näher Petropaulowsk, unserem nächsten Reiseziele, um so zahlreichere Walfische in Sicht bekamen. Hier war es eine Schar von wenigstens dreißig Stück, klein und groß, durcheinander, und ihr Spiel wäre wahrhaft drollig, wenn es nicht zugleich so furchtbar riesig gewesen wäre. Sie rollten, taumelten, hüpften, wälzten sich genau wie die jungen Katzen; manchmal sprangen sie hoch empor und völlig aus dem Wasser, um dann mit donnerähnlichem Getöse wiederum hinabzustürzen in die Tiefe. Es ist unglaublich, wie hoch sich ein solcher Koloß über den Meeresspiegel in die Luft werfen kann; ich wollte anfänglich kaum meinen Augen trauen, als ich es sah. Und nicht ohne Grauen konnte man dem Gaukeln der Seegiganten zuschauen. So muß der Ocean aussehen, wenn auf seinem Grunde sich ein Vulkan erhebt und Felsbrocken mit Gebrüll in die Lüfte schleudert, die dann zurückfallen in Schaum und Gischt der weiß brodelnden Wogen. — Wir hatten ein Paar Tage länger zur Reise gebraucht, als absolut nöthig gewesen wäre; aber der Capitän schien es nicht ungern zu sehen, daß die neuen Deckhände sich erst recht völlig mit dem Anblick und den Eigenthümlichkeiten der Ungethüme vertraut machten, welche sie dann später in ihrem eigenen Elemente bekämpfen sollten. Unsere Kreuzfahrten in der Kamtschatkasee und zwischen den Aleuten beschreibe ich übrigens nicht; sie waren erfolgreich, und wir hatten binnen vier Monaten volle Ladung. Dagegen glaube ich das Interesse der Leser in Anspruch nehmen zu können für den nachfolgenden authentischen Bericht über die Art und Weise des Walfischfanges. — —

Sobald vom Auslugger ein Wal gemeldet wird, so werden augenblicklich drei Boote gestrichen, in welchen jederzeit alles Nothwendige an Jagd- und Schiffsgeräth, nebst Wasser und Proviant, gut eingestaut und bereit ist. Auch die Bootsmannschaft ist stets rasch zur Hand und schnell alles an Bord, trotz der großen Aufregung. Die Boote stoßen ab, mit gutem Willen und allen Kräften rojend, während der Steuerer die Bewegungen des Walfisches genau beobachtet. Ist er ein sogenannter echter oder rechter Wal (right whale, Polarwal), so schaufelt er, d. h. er hebt von Zeit zu Zeit seinen Schwanz, schlägt damit umher und taucht unter. So wie dies geschieht, zerstreuen sich die Boote und passen gut auf, wann und wo er wieder heraufkommt. Das ist der Moment ängstlichster Erwartung; jeder Mann hält den Athem zurück, die Zähne gepreßt, die Muskeln gespannt, auf alles gefaßt; denn leicht kann der Fisch, wenn er überhaupt wieder im Bereich des Blicks heraufkommt, was sehr häufig nicht geschieht, so kommen, daß er mit dem gewaltigen Rücken Boot und Leute hoch in die Luft schleudert, oder sie wenigstens kentern macht, wenn er langseits aufsteigt. Kentern ist übrigens ein ganz gewöhnlicher Vorfall bei der Walfischjagd, weshalb auch jeder Mann eines Fahrers als wichtigen Theil seiner Erziehung das Schwimmen betrachten muß; denn oft muß er stundenlang damit sein Leben fristen, bis die anderen Boote Zeit gewinnen, ihn aufzufischen. Ein viel ernsteres Ereigniß ist es, wenn der Wal dicht am Boot aufsteigt und sofort schaufelt, wo er dann nicht selten das Fahrzeug in Trümmer schlägt und viele von der Mannschaft schädigt, so daß sie besinnungslos oder mit zerbrochenen Gliedern ihr Grab in der Tiefe finden müssen.

Ist der Fisch glücklich und jagdgerecht wieder heraufgekommen, so schleicht sich, so zu sagen, das Führerboot an ihn heran, in Wurfweite; der Jäger steht vorn darin mit der Harpune in der Hand. Schwirrend fliegt die tödtliche Waffe — und war sie richtig geführt, so genügt der eine Wurf; der Erfolg wird auf der Stelle bekannt durch die Farbe des Spritzwassers (Strahl aus dem Spritzloch am Kopfe des Fisches.). Ist's blutig, so bedarf er keines zweiten Streiches.

Nun aber beginnt die eigentliche Gefahr. Wüthend und, obwohl tödtlich verwundet, doch mit ungeheuerster Kraft schlägt das Thier um sich, rollt hin und her, überwälzt sich, kämpft heftig gegen den unbekannten Feind, den Tod. Eine Zeitlang geschieht dies an der Oberfläche des Wassers, dann taucht er auf einmal unter und beginnt in der Angst des nahenden Endes mit unglaublicher Schnelligkeit zu fliehen. Die an der Harpune befestigte Leine wirkt nun wie ein Schlepptau und reißt blitzgeschwind das kleine Boot dahin, das sich sogar mitunter momentan unter Wasser befindet; da gilt es festsitzen, Athem anhalten, zum Schöpfen bereit sein und nicht verzagen. Aber der wunde Wal kann nicht so lang unter Wasser bleiben, wie der gesunde, welcher ebenfalls von Zeit zu Zeit Athem holen muß, denn er ist kein Fisch; er kommt wieder an die Oberfläche und ruht eine Weile, um Luft zu schnappen. Dies benutzen die im Boote mit möglichster Schnelligkeit zum Einholen der abgelaufenen Leinen, welche in eignen Kübeln, wie Lothleinen, aufgeschossen werden, um allenfalls zu einer abermaligen Fahrt in der Schleppe des Fisches bereit zu sein.

War aber der erste Wurf der Harpune sicher, so versucht gewöhnlich der Fisch kein zweites Rennen, er sei denn ein ganz besonders altes starkes Thier. Glaubt man dies annehmen zu dürfen, so trachtet eines der andern Boote, sich an ihn heranzumachen und ihm einen zweiten „tödtlichen Anker“ ins Fleisch zu werfen. Nunmehr erfolgt sein „Flurry“, die Zuckungen des Todeskampfes; darauf müssen die Boote scharf achten und beim ersten Zeichen sich aus Leibeskräften auf die Riemen werfen, um sich so weit zu entfernen, als nur die Leinen dies gestatten. Die Agonie eines kräftigen, alten Wals ist ein schauerlicher Anblick, der selbst dreifach gebeizten Thranjacken manchmal so etwas wie Furcht über die Leber laufen läßt. Mit unglaublicher Gewalt schnellt der verwundete Riese empor, schlägt mit dem Schwanze das Meer, daß es meilenweit schallt und ebensoweit die Wogen wie ein ungeheurer siedender Gischt erscheinen, gleich der wallenden weißblasigen Oberfläche eines Giganten-Fleischkessels, auf welcher das eingelegte Stück herumgeworfen wird in einem entsetzlichen Mischmasch von Wasser, Blut, Faum und Schaum. Oft dauert diese Todesquälerei lange, oft ist sie aber auch nach einer Minute vorüber. Dies ist der Fall, sobald sich der Wal auf den Rücken geworfen hat und den Bauch nach oben kehrt; dann ist die Jagd beendet und es bleibt nun nichts mehr zu thun übrig, wie den Leichnam längs Bord zu schleppen und auszubeuten. Aber nicht alle harpunirte und getödtete Fische bekommt man; öfters gehen sie, sobald sie verendet sind, plötzlich unter, ohne daß man weiß, warum; dann gilt es für die Boote möglichst rasch die Leinen kappen, die dann sammt dem Thiere verloren sind. Es ist uns dieser Fall bei 42 Walen vier Mal vorgekommen.

Ist der Körper des todten Riesen durch die Boote an Bord bugsirt, so wird er zunächst durch eine starke Kette versichert, Takel zum Einhissen abgeschnittener Stücke und Stufen werden bereitet und festgemacht, und es lassen sich alsdann zwei, drei, auch vier Mann mit Schlingen um den Leib auf den Fisch nieder, um die Arbeit des Tranchirens zu beginnen. Die Befestigung mit Schlingen ist eine um so nothwendigere Vorsicht, damit die Leute nicht ausgleiten und ins Wasser fallen können, als vom Augenblick an, in welchem der Wal verendet ist, sich die Haifische als widrige Schmarotzer einstellen, oft in ganz unglaublicher Menge von vielen hunderten jeder Größe, dichtgedrängt, gierig, wie eine Herde Wölfe; mit furchtbarem Heißhunger stürzen sie sich auf jedes beim Ausschneiden abfallende Stück Fleisch oder Speck; allein nicht nur dies, sondern sie schnappen auch nach den beschäftigten Matrosen und machen förmliche Ausfälle auf dieselben, sobald sie der Wasserfläche zu nahe kommen. Diese sind aber durch die Schlingen, außerdem durch eiserne Stacheln an den Schuhen vor dem Abgleiten völlig gesichert und ein Unglücksfall auf diese Weise gehört zu den größten Seltenheiten, kann nur Folge der Versäumniß aller Vorsicht sein.

Die „Speckschneider“ bedienen sich des Blubberspatens, eines spatenähnlichen, äußerst scharfen, stählernen Instrumentes mit langem Stiele, und sie beginnen ihre unsaubere Arbeit mit dem Zerschneiden der unförmlichen, ungeheuren Lippen des Thiers. Sobald eine Seite abgetrennt ist, werden Haken darein geschlagen und dieselbe innenbord gehißt. Während des langsamen Aufhissens nun schlitzen die Leute emsig weiter, rund um den Kinnbacken herum, so daß die ganze Lippe gewissermaßen abgewickelt wird; man verstaut sie von Deck sogleich im Raume des Schiffs. Zunächst kommen die Vorderflossen,

dann die Oberlippe, darauf die Kinnlade daran; aus der letzteren werden mit scharfen Beilen die Barten gehauen, welche das Fischbein liefern. Alsdann werden Hals, Zunge — das einzige Genießbare am Wal — und Untermaul abgeschnitten, aufgehißt. Die Zunge macht am meisten Arbeit; an der Zungenwurzel sitzt nicht selten ein solch ungeheures Fettgewicht, daß das Takel reißt und der ganze ungeheure Brocken verloren geht. Das Abstreifen des übrigen Specks geht dann verhältnißmäßig leicht von statten; er wird in langen Riemen eingehißt und erst auf Deck in kleinere Stücke zerschnitten. Dies geschieht in einer besonderen, sorgsam abgesperrten Abtheilung auf Deck, welche Blubber-room oder Speckkammer benannt wird. Ich bemerke hier beiläufig, daß auch deutsche Walfischfahrer, wie überhaupt Seeschiffe, die nautischen Ausdrücke der Engländer gebrauchen; deutsches Commando findet man sehr selten, die meisten deutschen Matrosen würden es nicht einmal verstehen.

Alle diese Arbeit erfordert viel Zeit und Mühe. Mittlerweile haben sich zu den Schmarotzern der Tiefe diejenigen der Luft gesellt; aus allen Richtungen der Windrose kommen Vogelschwärme angesegelt, deren Zahl man öfters nach Millionen taxiren möchte; das gibt dann ein ganz unbeschreibliches, infernalisches Getümmel und Getöse; kreischend, pfeifend, krächzend, schnatternd, zischend, schreiend kämpfen sie um die Abfälle des Specks, verfolgen sich rund um das Schiff, so daß das Knattern und Rauschen ihrer Flügelschläge tönt wie die gewaltigste Brandung an einem Korallenriff; zu hunderten über einander stürzen sie sich auf jeden Theil der Carcasse, welcher frei ist, oft lassen sie sich kaum vertreiben und können dutzendweis todtgeschlagen werden; sie scheinen zu wissen, daß sie sich beeilen müssen, wenn sie einen Bissen von dem leckeren Mahle erhaschen wollen, denn sobald das letzte Stück Speck abgetrennt ist, wird das Skelett mit dem Reste der Eingeweide losgelassen und geht auf der Stelle in die Tiefe zum alleinigen Vortheil der gefräßigen, unersättlichen „Meereshyänen“.

Mancher Walfisch liefert nahezu 300 Fässer Thran. Sich das Aussehen eines Schiffes vorzustellen während der Proceduren des Zerkleinerns und Aussiedens, das vermag niemand, der's nicht „schaudernd selbst erlebt“ hat. Diese Wirthschaft geht über alle Beschreibung und es ist ganz unmöglich, daß sie ein gebildeter Mann längere Zeit aushält. Wie schon erwähnt, wird heutzutage die gesammte Arbeit an Bord und in See vorgenommen; auf diese Weise hat man nicht allein viel weniger Zeitverlust, sondern auch in den Grieben, dem ausgesottenen Fleisch, ein vortreffliches Brennmaterial, so daß man kaum eines größeren Vorrathes an Holz und Kohlen bedarf. Früher verursachte die Unkenntniß dieses höchst wichtigen und nützlichen Umstandes, daß der Walfischfänger, sobald er einen oder zwei Wale gefangen hatte, nach dem nächsten Hafen steuern mußte, um daselbst am Lande den Blubber zuzubereiten, da es schlechterdings nicht möglich war, genug Holz zu diesem Zweck für eine ganze Campagne mit am Bord zu führen. Jetzt macht das Schiff seine volle Ladung in See fix und fertig und kann ohne weiteres heimfahren, sobald es sie hat, wenn es nicht, wie die Kate Austin, vorzieht, dieselbe zu löschen, ein Frachtschiff zu chartern und sie heimzusenden, um, nach vervollständigter neuer Ausrüstung, das ergiebige Jagdgebiet weiter auszubeuten. — Sobald das letzte Faß mit Thran gefüllt ist, beginnt die Reinigung des Schiffes; sie ist fast ebenso unleidlich, wie die vorherige Besalbung mit Thran. Der Theil des Deckes, wo die Siedekessel stehen, ist mit Ziegelsteinen dicht ausgelegt, welche durch heraufgepumptes Wasser fortwährend kühl erhalten werden. Hier ist verhältnißmäßig am wenigsten zu thun. Aber das Scheuern des Decks, der Schanzkleidung, ja aller Gegenstände im ganzen Bereich — denn selbst die Takelage, die Maste, Raaen, Stengen, Blöcke beschlagen sich vom Brodem der Kessel mit einer schmierigen Fettschicht — ist eine heiße, böse Arbeit, von welcher niemand einen Begriff hat, der nicht weiß, was zähegewordener Blubber ist! Und der Geruch — er soll zwar sehr gesund sein, behaupten alte Thranjäger, aber schon der Gedanke daran macht dem Neuling übel; zu entrinnen ist ihm auch nicht, denn er herrscht in jedem Winkel des Schiffs mit gleich intensiver Stärke. So schmeckt auch alles wochenlang, monatelang blos nach Thran. Und dazu zweimal die Woche das beliebte Gericht „Pork and peas“ (Schweinefleisch und Erbsen) abwechselnd mit „Peas and pork“ — es ist ein aufregendes Vergnügen und ein gewinnreiches Gewerb, aber er hat auch seine Schattenseiten der Walfischfang!

Der Maler der Taufe.

Im Ausstellungssaal des Vereins der Kunstfreunde in Berlin sah man vor kurzem ein Paar Bilder, welche das hauptstädtische Publikum in Scharen dort hinlockten: ein großes Genrebild, ein Zigeunerlager im Walde darstellend, dann eine Porträtgruppe von zwei kleinen Mädchen, die mit ihren Puppen spielen und eine andere, zwei alte Herren beim Puffspiel. So sehr auch die beiden erstern, zumal das Zigeunerbild durch scharfe Charakteristik und Anmuth, wie durch den Reiz ihrer Farbe und die Kunst der Malerei anziehen mußten, so lenkte sich doch noch ein stärkeres Interesse auf das dritte. Man kann zwei ganze, in sich geschlossen menschliche Persönlichkeiten nicht treuer und echter im innersten Kern ihres Wesens aufgefaßt, nicht leibhaftiger und geistlebendiger durch malerische Kunst vor uns hingestellt sehen, als diese beiden. Wie wenig des äußern Apparates, des künstlichen Arrangements, der schönen und glänzenden Exterieurs es für den rechten Meister bedarf, um das wirkungsvollste Kunstwerk zu schaffen, sah man hier wieder recht überzeugend. Denn so anspruchslos wie der Gegenstand, zwei behagliche wohlgerundete brave Bürger einer kleinen Stadt am Dambrett sitzend, der eine über seinen Zug, dessen Reihe an ihn gekommen, nachsinnend, der andere abwartend und zusehend, — so schlicht, simpel und schmucklos zeigte sich die ganze Erscheinung des kleinen Vorgangs. Aber es waren hier wirklich M e n s c h e n, g e s c h a f f e n durch die Malerei, in einer Ganzheit, Wirklichkeit, Bestimmtheit ihrer individuellen Natur, daß man ihr eigenstes Leben und Sein klar vor uns dargelegt zu sehen meinte, daß man sich unwillkürlich angeregt fühlte, von jedem dieser Herren zu sagen, wie er in den verschiedenen Lagen des Lebens, wie er im Kampf mit demselben und im Genuß, den es ihm bieten möchte, sich verhalten würde, wie er denkt und empfindet, wie er redet und handelt. Der zur Linken, in dessen sanften weichen Zügen ein feines liebenswürdiges Lächeln eines kaum merklichen Triumphs über den etwas heiklichen Stand der Partie seines Gegners spielte, bekundete in jeder kleinsten Besonderheit seiner Gestalt und Stellung eine behagliche, bequem sanfte und freundliche Natur. Bei dem andern dagegen war alles kurz, gedrungen, stämmig und energisch: der weißhaarige Kopf mit starker Nase und gesundester Gesichtsfarbe, die kleine, starke, feste Gestalt, die Stellung der Beine mit den fest aufstehenden Füßen, die höchst sprechende Bewegung jeder Hand bis in die Fingerspitzen hinein. Ein etwas cholerischer aber jedenfalls grundgutmüthiger und ehrenfester Mann und Bürger vom tüchtigsten alten Schlage, „kernfest und auf die Dauer“, vom echten Vollgehalt des Gemüths und unverwüstlicher Körperkraft und Gesundheit.

Gerade Männer dieses Gepräges nennt die Geschichte oft genug unter denen, welche den größten Meistern der Kunst, wie andern Helden des Geistes das Leben gegeben haben. Der Vater Händels z. B. gehört zu der Gattung, auch in Goethes lassen sich dem ähnliche Elemente nachweisen. Und so ist auch dieser prächtige alte Herr des lieben, herzerfreuenden Malers Vater, der dies wahrhaft erquickliche Bild von ihm und seinem Herrn Gevatter geschaffen, und mit dem Genie der Kunst führte zugleich auch das Genie inniger kindlicher Liebe und Verehrung hier den Pinsel. Das herzliche Behagen, welches nun dies frische Alter schmücken mag, soll den jüngern Jahren dieses Mannes nicht eben reichlich gegönnt gewesen sein und ein ziemlich harter Kampf mit dem Leben war ihm bestimmt. Der heut wie wenige unter den Lebenden von aller Welt gefeierte und gekannte Künstler ist über seine Jugend und die Verhältnisse im elterlichen Heimwesen während derselben ziemlich schweigsam; doch wird soviel wenigstens klar, daß gerade Ueberfluß in d e m Hause in der Stadt Wiesbaden nicht gewaltet hat, wo er im Jahr 1828 das Licht dieser Welt erblickte, und daß väterlicher Reichthum und eine hohe Stellung auf der socialen Stufenleiter ihm keineswegs die Wege zu seinem glänzenden Lebensziel geebnet hat. Bei Talenten, wie das seinige, bricht die leidenschaft-

liche Neigung gleichzeitig mit der Bethätigung des echten Berufs zur Kunst in früher Jugend durch. Die Schätze an den Schaufenstern der Bilderläden und in den Bilderbüchern hat des Knaben Auge begierig verschlungen; aber gewiß schon damals auch mit eindringendem Blick auf den Dingen um ihn her, auf jeder Wirklichkeit geruht, auf den Menschen und auf der mit jedem lieblichsten Reiz geschmückten landschaftlichen Natur seiner rheinischen Heimat; und mehr, als er selbst damals ahnte oder sich bewußt war, muß sich schon in jener frühen Zeit die ganze Fülle des Angeschauten seiner jungen Seele tief und unverwischbar in fester Form und Farbe eingeprägt haben. Seiner Neigung ist die Prüfung des Kampfs mit den äußern hindernden Verhältnissen nicht erspart geblieben. Sie hatte auch dadurch ihre Stärke und Berechtigung zu erweisen, daß sie über dieselben schließlich triumphirte. Väterlicher Widerspruch und anscheinende praktische Unmöglichkeit waren endlich überwunden und kaum den Knabenjahren entwachsen, konnte Knaus die Düsseldorfer Akademie beziehen, um dem zu folgen, was er als seinen wahren Lebensberuf erkannte.

Seine damaligen Mitschüler wissen viel zu erzählen von der für jeden der Genossen ganz erstaunlichen Schnelligkeit seiner Fortschritte. Der Zauber des Colorits, durch welchen schon seine ersten Studienköpfe und Bildversuche die höchste Verwunderung der andern Studirenden erregten, ist wohl nie ein Product der Lehre und am wenigsten der damals in den Werkstätten der Düsseldorfer Größen zu holenden. Diese konnten wenig anderes und Besseres an diesem Talent thun, als es seine eignen Wege gehen zu lassen, auf welche es die glücklichste, durch keinen störenden Einfluß zu beirrende Natur hinwies und führte.

Die gewöhnlichste, anscheinend kaum vermeidliche Irrung junger Künstler: das Fehlgreifen in dem für sie geeigneten Genre der Darstellung, auch diese ist ihm fern geblieben. Keine romantischen noch klassischen Bildungsschrullen verwirrten seine gesunde naturwüchsige Phantasie und ließen ihn Zeit verlieren und Kraft zersplittern. Die Wirklichkeit, an der hunderte von Malern achtlos vorübergehen, aus der Tiefe ihres eigenen, ihnen unergründlich scheinenden, Gemüthes oder aus dem längst bereits von so viel Größern unerreichbar gut und besser Gemachten die Anregung und die Aufgaben ihrer Kunst heraufbeschwörend oder hervorsuchend, diese Wirklichkeit lag vor ihm so überreich an Schönheit und Lieblichkeit, an charakteristischen und grotesken, an düstern, furchtbaren, an humoristischen und phantastischen Gebilden; er hatte nur zuzugreifen. Draußen auf dem Lande, auf der umbuschten Dorfstraße, wie in der verräucherten Schenke, boten sich die Urbilder vollauf. Aber sie gaben ihm doch weniger Modelle als Anregungen. Denn bei dieser seltnen Schärfe der Beobachtung ist doch die schöpferische Phantasie noch mächtiger in ihm. Sie gab und gibt ihm seine Stoffe ein und sie schmilzt und prägt ihm die Gestalten, die er gesehen, doch erst zu seinen eignen um. Mit den erfindungsarmen nüchternen Abschreibern der Wirklichkeit hat er nichts gemein.

Von einem Erstlingsbilde, einem ländlichen „Tanz um die Dorflinde“ berichten seine damaligen Düsseldorfer Genossen sehr viel. Das Leben, die Lust, der sonnige Glanz, die entzückende Frische der Farbe darin scheinen auf jeden, der es gesehen, den nachhaltigsten Eindruck gemacht zu haben. Ein zweites Werk aus jener Düsseldorfer Zeit in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre ist das berühmte Bild, „die Spieler“, das wohl mit dem des Leipziger Museums bis auf unwesentliche Abänderungen übereinstimmt. Knaus selbst hat in seinem spätern Leben weniges geschaffen, was dieser merkwürdigen Conception an wahrhaft dämonisch ergreifender Gewalt gleich käme, nichts, was sie darin überträfe.

Es ist ein höllisches Kleeblatt, das den jungen Bauern dort am Kartentisch in der düstern rauchigen Schenke umgarnt hält; doch so phantasievoll diese Furchtbarkeit auch ist, so sind die Gestalten doch keineswegs von der Wahrheit der Natur losgelöst, keine karikirten Typen der Bosheit und Sünde, sondern individuelle Menschen. Inmitten dieser traurigen Nacht der Verderbtheit und Schuld winkt dann die rührende schöne Anmuth des kleinen Kindes, das herantritt, um seinen dahinein verstrickten Vater zum Heimkommen zu mahnen, mit doppelt holder Kraft. Der Energie der Empfindung und der Charakteristik in diesem meisterlichen Werk entspricht durchaus die in seiner Farbe und Malerei bekundete. Es ist etwas darin, was an die düstre Größe und Herbigkeit des Colorits eines Rembrandt erinnert und was das Bild wie einen Fremdling inmitten der Mehrzahl aller gleichzeitigen deutschen Malereien erscheinen läßt.

Wir in Berlin lernten diesen neuen glänzenden Kunststern, der aus den Düsseldorfer Werkstätten aufgestiegen war, zuerst auf der Ausstellung des Jahres 1852 kennen. Es war wieder eins der originellsten Bilder, eine zugleich über alles liebliche und edler Anmuth volle und doch auch seltsame und befremdende malerische Schöpfung, die freilich, auch abgesehen von ihrem sonstigen Gehalt, durch die Kunst ihres Machwerks, die wundervoll leuchtende Harmonie und Tiefe ihrer Farbe ihrem Autor seinen Platz unter den besten Meistern anwies. Das Bild stellte einen ländlichen Leichenzug in einer katholischen süddeutschen Dorfschaft dar. Dem Sarge gehen die Schulkinder, Knaben und Mädchen (vom Schulmeister geleitet) singend und mit Kerzen in den Händen theils voran, theils zur Seite, theils folgen sie ihm. In den Gestalten dieses Zuges, voll des unbewußten naiven Adels reiner Kinderschönheit, offenbarte sich ein Stylgefühl, ein Sinn für höchste, für die ernste und weihevolle Anmuth, und ein Vermögen, sie zu verwirklichen, um welchen und welches jeder fromme oder klassische Idealist diesen Dorfgenremaler zu beneiden hätte. Dazu eine landschaftliche Umgebung, wehende sommerfrische Bäume, Lichtglanz und klarer Blätterschatten, deren Malerei den trefflichen Menschenbildner zugleich als einen nicht minder außerordentlichen Landschafter erscheinen ließ. Nun aber das Seltsame und Wunderliche: im Vorgrund, rechts in der Ecke des Wegs, auf dem der lieblich ernste Zug aus der Tiefe des Bildes hervorkommt, steht eine der groteskesten Figuren, ein Verbrecher mit gebundenen Händen von einem ländlichen Hüter der Gerechtigkeit, einer Art Nachtwächter mit der Partisane bewacht. Der Gefangene schielt auf den Sarg und die Kinder hinüber mit einem Ausdruck stumpfer Verdrossenheit und sie wieder werfen ihren scheuen, fragenden und auch wohl ängstlich entrüsteten Blick auf ihn. Es entstand nun damals die große Frage, welche jedes Laien publikum (denn die Künstler fragen mit Recht zunächst nach ganz andern wesentlichern Dingen bei einem Bilde) immer vorzugsweise interessirt und beschäftigt: was und wen bedeutet dieser zugleich so furchtbare und so komische Kerl hier vorn, dies „mißborne“ Geschöpf? Sollte es der Mann der dort zur ewigen Ruhe Getragenen, sollte er gar mit dieser Eigenschaft auch die ihres Mörders verbinden? Oder war es nur ein zufällig dieselbe Straße geführter eingefangner Vagabund, den mitsammt seinem ihn escortirenden Wächter scheue Ehrfurcht vor dem Tode und Neugierde zugleich hier einen Augenblick still stehen ließen? Wieviel ist hier damals darüber debattirt worden, in kunstfreundlichen, Berlinischen Kreisen! Und wie wenig würde diesen haarspaltenden Liebhabern mit der aufklärenden Antwort gedient gewesen sein, die mir einige Jahre später der Meister selbst darauf gab: er selbst sei als Schulknabe einmal singend in solchem Leichenzuge gegangen und habe da solchen ähnlichen Kerl und Wächter an der Straße stehen sehen.

In dem Jahr, in dem wir uns mit diesem Bilde bekannt geworden, ging Knaus von Düsseldorf nach Paris, sei es, daß er dort seine Studien fortzusetzen und auszudehnen gedachte, sei es, daß er für die bereits gereiften Früchte derselben den großen, die gebildete Welt aller Nationen vertretenden Kreis von Kunstliebhabern und Richtern suchen wollte, den ihm die Heimat nicht geben konnte und welcher doch nun einmal jeder modernen künstlerischen Größe die letzten hohen Weihen des Weltruhms zu geben berufen zu sein glaubt. Es war lange in Deutschland Sitte und ist's wohl auch noch, die nationalen Vorurtheile der Franzosen, ihre Einseitigkeit und den durch ihre Eitelkeit erzeugten übeln Willen in der Schätzung fremdländischer Leistungen zu schmähen und lächerlich zu machen. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst aber haben wir in neuerer Zeit wenigstens fort und fort die ganz entgegengesetzte Thatsache zu constatiren gehabt. Gerade in Paris in viel höherem Grade, als irgendwo in unserer deutschen Heimat sehen wir das fremde Gute und Schöne einzig kraft seiner Güte, Schönheit und Tüchtigkeit, sofort zur freudigen Anerkennung seitens des Publikums und des bessern nicht blos bezahlten Theils der Kritik gelangen und bereitwillig mit den verdienten Auszeichnungen geehrt werden, welche man dort für den Künstler bereit hält. Das Schicksal, das unseres jungen Malers in Paris wartete, gibt einen guten Beleg für das Gesagte. Wer kannte 1852 in der Weltstadt, welche freilich außerhalb ihrer Mauern fremdes künstlerisches Verdienst aufzusuchen sich nicht die Mühe gibt.



Ludwig Knaus.

„Monsieur Knaus“?! Der Name, so „abscheulich deutsch“ und einer französischen Zunge auszusprechen fast unmöglich, mußte beinahe schon ein Vorurtheil erwecken. Und der, der ihn führte, kannte unter den $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen dort gewiß nur sehr wenige, sprach wohl kaum französisch, saß unbekümmert um Patronage und Empfehlung in seinem gemietheten Atelier und malte ein Bild aus dem deutschen Schwarzwald und dessen Bauernleben und reichte es zum „Salon von 1853“ ein. Und der Eröffnungstag dieses Salons machte den unbekannten, jungen deutschen Künstler zur europäischen Berühmtheit. Irre ich nicht, so war jener bei uns nur in der Photographie bekannte „lendemain d'une fête“, der Morgen nach einer Kirmeßnacht, dies entscheidende Bild. Auch wenn man es nur in dieser Nachbildung gesehen, wird ein solcher Erfolg wohl begreiflich. Das Thema ist dem jenes Bildes der „Spieler“ nahe verwandt; nur reicher ausgestaltet. Wüste Leidenschaften und rührende Anmuth, wilden Humor und düstere Trauer stellt er auch hier wieder hart aneinander und weiß aus solchen Contrasten gerade die tiefgreifendste Wirkung zu gewinnen. Die Scene ist eine Dorfschenke, in der die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen das wilde Tanz- und Trinkgelage einer süddeutschen Kirmeß getobt hat. Nun erst, wo das beginnende Tageslicht fahl und bleich in den qualmigen wüsten Raum hineinscheint, verlassen die Musikanten ihren Posten auf der Galerie und gehen zum Tanzsaal hinaus, wo der mit der Pauke noch die Neigen aus den herumstehenden Gläsern in die ewig durstige Kehle gießt. Und hier unten um die schon verkohlende Lampe sitzt noch eine Gruppe von Bauern, trunken mit einander lallend und faselnd beim Spiel nur noch mit halben Sinnen; einen andern, — ist's der Vater oder der Mann? — sucht ein armes junges Weib mit dem kleinen Kinde auf dem Arm vergebens aus dem gleichen zur blödsinnigen Albernheit versunkenen Zustand zu wecken und nach Hause zu ziehen; und ganz im Vordergrund liegt der Länge nach, über einen Schemel hingeworfen, im bleischweren todtenähnlichen Schlaf des ärgsten Rausches ein starker schöner junger Bursch, das dichtlockige Haupt im Schoß seines festlich geputzten, blonden Mädchens, die dasitzt wie versteinert, als ob diese eine Nacht alles Glück und Heil ihres jungen Herzens, alle Hoffnung ihres Lebens mit einem Schlage getödtet und begraben habe. Wie diese ländliche Tragödie, deren Wüstheit, deren Gräuel Knaus in so bewundernswerther Weise verstanden hat, in die Sphäre einer düstern Poesie zu erheben, gemalt sein mag, in welcher Weise sich ihr Inhalt in der Art ihrer Tonstimmung spiegelte, läßt sich ungefähr aus der Photographie schließen. Wie hervorragend es gerade nach diesen Seiten hin gewesen, geht auch aus dem einstimmigen Urtheil hervor, das man dort, wo man in Bezug auf diesen Punkt besonders kritisch ist, in Paris, darüber fällte.

Als officielle Anerkennung lohnte Knaus bei dieser ersten Aus-

stellung die goldne Medaille zweiter Klasse mit Ueberspringung der dritten. Im Jahr 55 und noch einmal 57 ist dieser Ehrenbezeugung die Verleihung der Medaille *erster* Klasse gefolgt; 1859 das Ritterkreuz der légion d'honneur. In der glücklichen Stellung, welche dem Künstler sein erster Erfolg in Paris begründet hatte, mußte seine natürliche schöpferische Kraft wie sein künstlerisches Können sich zu immer schönerer Freiheit und reicherer Blüthe entfalten. Die Preise seiner Bilder stiegen zu einer für deutschen Maßstab ganz ungewohnten Höhe; er konnte trotzdem die Forderungen der danach verlangenden Liebhaber kaum befriedigen, unter denen der Kaiser in erster Reihe zählte. Nach Deutschland ist nur ein kleiner Theil des in jenen Jahren von ihm Producirten gelangt und unsere Anschauung davon nur eine auf diesen und einige Nachbildungen der nicht hieher gekommenen Originale beschränkte. Zu den ersteren gehören „die Feuersbrunst im Dorfe", die auf der Berliner Ausstellung von 1854 erschien, und jene vier Bilder, welche die Galerie Ravené in Berlin schmücken: die junge Frau mit ihren Angorakatzen spielend, das Blumen pflückende Kind in der hochgrasigen Wiese, der köstliche Schusterjunge, der dem kleinen Kinde seiner schönen Meisterin die gefangene Maus in der Falle zeigt, während zwei Kätzchen begierig danach am Tischfuß zu ihr hinaufklettern wollen, und das berühmte Bildniß des Kunstfreundes, der diese reichste aller Berliner Privatsammlungen gegründet hat, des Commerzienrath Ravené selbst. Hier, wie in dem Eingangs geschilderten Werk zeigt sich glänzend die ganz eigenthümliche Kunst des Meisters als Porträtmaler. Bei derartigen Aufgaben geht er über das, worauf sich die andern zu beschränken pflegen, völlig hinaus. Es werden unter seiner Hand immer Menschen in einer für ihr Wesen höchst charakteristischen kleinen Aktion, Bilder einer gänzlich unbefangen sich gebenden Natur, statt jener bekannten schablonenmäßigen Bildnißposen an Tisch oder Säulenfuß, welche auch bedeutende Porträtmaler uns fast durchweg statt dessen zu geben pflegen. Der (nun verstorbene) Ravené ist z. B. ganz als der feine Kunstschmecker und Genießer gemalt, der er war. Vor einem Tisch mit schwerer Wollendecke sitzend, auf dem ein kostbares kleines Bild von Meissonnier auf zierlicher Staffelei postirt steht, das er wohl eben für sich erworben, erlabt er sich etwas vorgebeugt mit fein und behaglich lächelnder Miene am allgemeinen Anblick seines erlesenen Schatzes, den er erst recht gründlich dann durchkosten wird, wenn er nun in der nächsten Minute die Brille aufgesetzt hat, die er eben jetzt zwischen seinen Fingern mit dem seidnen Taschentuch rein putzt. Das Technische in diesen Pariser Bildern, die Malerei, die Behandlung der Farbe zeigt sich zu einer vollendeten Freiheit, zu einer Höhe der Ausbildung getrieben, die den deutschen Malern lange als ein Unerreichbares vorgeschwebt hatte. Die Farbe ist ihres schweren materiellen Elements beraubt, sie gibt den feinsten Reiz und Duft, die Blume der natürlichen Erscheinung; ihr zarter Schmelz und Fluß, ihre energische Kraft und Tiefe sind unbeschreiblich; und indem sie den Dingen die rundeste Körperlichkeit und Greifbarkeit gibt, bereitet sie doch auch zugleich über die schlichteste Realität einen poetischen Hauch.

Auf der Weltausstellung des Jahres 1855 excellirte Knaus besonders durch das Bild eines Zigeunerlagers im Walde, dessen wilde Gesellschaft von dem Dorfschulzen, den seine bewaffneten Bauern in respektvoller Ferne umgeben, um ihre Päffe und Legitimationen, ihr Woher und Wohin mit höchst komischer Amtswürde befragt werden. Die prägnante Charakteristik, die sich in ihnen so nahe berührende wilde Häßlichkeit und wild urwüchsige fremdartige Schönheit ist für seine Art und Kunst gerade einer der willkommensten Vorwürfe. Auch der hübsche französische Holzschnitt noch, der uns eine Anschauung von diesem Bilde gab, ließ wenigstens annähernd erkennen, wie trefflich er das hier gebotene Feld auszubeuten verstanden hatte.

Nach so fremdartigen Erscheinungen, nach solchen Besonderheiten des Typus und der Tracht hat er übrigens keineswegs nöthig zu greifen, um Motive zu den interessantesten Bildern zu finden. Wenn einer unter den zeitgenössischen Künstlern, so hat *er* aus eigenem inneren Triebe, den Goetheschen Rath ausführend, seine Richtigkeit praktisch in seinen Werken erhärtet: „greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und wo man's packt, ist's interessant." Ein Schusterjunge, der hungrig in einen großen Apfel hineinbeißt und über dieser Befriedigung der eigenen Begierde das hartnäckige klägliche Geschrei des kleinen Babys nicht hört oder achtet, das er auf dem Arm zu tragen hat — gibt es einen anspruchslosern, näher liegenden Gegenstand? Aber welch ein kleines Wunderwerk an Farbe, an lebenswahrer und origineller Naturauffassung ist daraus unter seinen Händen in dem bekannten Bilde „ventre affamé n'a pas d'oreilles" erwachsen!

Weniger zwar als bei dem Dichter sind äußere Lebensereignisse für des Malers künstlerische Entwicklung, wie sie sich in seinen Schöpfungen ausprägt, wichtig und bestimmend, und eine Erzählung dessen, was er geleistet, bedarf nicht immer zur Ergänzung die Geschichte alles dessen, was er erlebte. Dennoch ist ein Schritt wie der, den Knaus gegen Ende des vorigen Jahrzehnts that, für sein ganzes Sein zu bedeutend und zu bezeichnend, um ihn nicht zu erwähnen. Er holte sich eine Frau aus Deutschland, aus seiner Vaterstadt, ein junges liebliches deutsches Mädchen; der behagliche Herr, der auf dem oben geschilderten Bilde mit des Meisters eigenem Vater Puff spielt, nennt sie seine Tochter. Eine so urgermanische Natur, ein so echtes, tiefes, kräftiges Gemüth wie Knaus, konnte sich nicht französiren; die Triumphe, welche ihm Paris bereitete, hatten ihn nicht zum Pariser gemacht. Auch in der fremden Weltstadt wollte er eines deutschen Daheim froh werden und sich den festen gesunden natürlichen Boden gründen, aus welchem auch seine Kunst fort und fort ihr kräftiges fröhliches Leben saugen sollte.

Vielleicht mag es ein Abglanz dieses neuen innigen Glücks sein, der aus seinen beiden vielgefeierten im Jahr 59—60 entstandenen Bildern so viel Menschenherzen erfreuend und erquickend in so sieghafter Schönheit hervorleuchtete, der „Taufe" und der „goldenen Hochzeit". In beiden traf Knaus schon mit der Wahl des Stoffs die in allen Gemüthern sympathisch anklingende Saite. Zumal in deutschen Gemüthern; und welche ganz außerordentlichen Vorzüge rein malerischer Natur auch diese Werke schmücken, die Allgemeinheit und Ausdehnung ihrer Wirkung beruht wesentlich doch auch auf der tiefen Innigkeit, welche diese Schilderungen des rein und allgemein menschlichen Glücks des Hauses und der Familie beseelen.

Das Bild der goldenen Hochzeit erschien auf der großen Kölner nationalen und historischen Ausstellung des Jahres 1861, nachdem es bereits in Paris vollauf die gebührende Würdigung gefunden; das der Taufe kam im Winter des nächsten Jahres nach Berlin und erst von dieser Ausstellung desselben datirt die ungeheure Popularität dieses Künstlernamens auch bei uns. Einem Werke der bildenden Kunst gegenüber, deren Wirkungen auf die Geister im allgemeinen eine so viel mäßigere und ruhigere, als die der Schwesterkünste Poesie, Musik und theatralische Kunst zu sein pflegt, haben wir bei uns kaum ein enthusiastischeres Verhalten des Publikums in seinen verschiedensten Schichten zu beobachten gehabt. — Die große Verbreitung beider Compositionen der goldenen Hochzeit und der Taufe durch den Stich macht jede weitere Schilderung derselben überflüssig; ihre Anschauung ist auch für Deutschland ein Gemeingut geworden. All die zarte Schönheit der Empfindung darin, die bewundernswerthe Zeichnung der Gestalten, der Ausdruck der Köpfe, die kräftige Charakteristik der einen, die zarte Seelenhaftigkeit der andern, soviel naive aufs glücklichste erfundene oder der Natur abgelauschte Züge und Motive darin, sollen uns aber über die in ihnen zu Tage tretende schwächere Seite nicht täuschen, wie es wohl geschehen ist. Sehr viele Figuren in beiden Bildern zeigen eine auffallende Entfremdung von *der* Wirklichkeit, wie sie unter den in beiden gegebenen Bedingungen sich gestalten mußte, eine Abschwächung, eine zuweilen wohl bis zu zarter Eleganz gehende Abglättung der Erscheinungen, welche hier am Platz und unter dieser Umgebung allein möglich waren. Das, und eine gewisse ideale Unbestimmtheit des Locals und oft genug auch der Tracht, die an einen bestimmten nationalen oder provinziellen Charakter mehr nur erinnern, als daß sie ihn präcis und allseitig ausgeprägt zeigte, macht sich um so auffälliger, je schärfer, tüchtiger, derber und wahrhaftiger dann wieder andere Gestalten und Theile der Compositionen gerathen sind.

Knaus in seiner hohen und wahrhaft rührenden Bescheidenheit, welche keiner der glänzenden Triumphe auf seiner künstlerischen Laufbahn ihm je zu mindern, zu beeinträchtigen vermocht hat, in seiner klaren Selbsterkenntniß und dem ehrlichen Streben, „unbefriedigt jeden Augenblick" seine Anschauung immer zu vertiefen, sein Können zu erweitern, ist sich über die Gefahr, die in dieser Neigung lag, nicht unbewußt geblieben. Er schiebt „den größern Theil der Schuld" zwar nicht „den unglückseligen Gestirnen zu", aber den Pariser Mo-

dellen, mit ihrer eleganten Grazie, ihrer zur Nachbildung lockenden und leicht auch dazu verleitenden, civilisirten Anmuth; mithin dem dauernden Pariser Aufenthalt selbst. Sein Heil erkannte er in dem Entschluß, diesen aufzugeben. Er fühlte die Nothwendigkeit, die mütterliche Erde des deutschen Landes wieder zu berühren, um seine volle Kraft wieder zu gewinnen; an unverfälschter, ursprünglich deutscher Volksnatur wieder sein Malerauge zu stärken, die erblassenden Eindrücke von ehemals an der Quelle der Natur selbst wieder aufzufrischen. So gab er im Jahr 61 Paris und Frankreich auf und gründete in seiner alten Heimat Wiesbaden sein neues Heimwesen. Aber für einen Meister der Kunst kann der reizende Ort nur als Sommerfrische dienen. Die anregende Genossenschaft der Mitstrebenden, die verständnißvolle Theilnahme eines großen durchbildeten Publikums, gewährt nur ein größerer Centralpunkt des geistigen Lebens. Diesen suchte und fand er seitdem bei uns in Berlin. Im Winter 61 zu 62 schlug er hier seinen Wohnsitz und seine Werkstatt auf und als erstes Resultat seiner Arbeit in diesen neuen Verhältnissen reifte in jenen Monaten hier das prächtige Bild voll sprühenden Humors und frischesten Lebens, „der Taschenspieler", der in einer Scheune vor einem ländlich naiven Publikum seine Zauberkünste producirt (für den Kunsthändler Goupil in Paris gemalt). Ganz frei ist er darin von dem erwähnten Mangel nicht geblieben: die Bauerdirnen und Mägde darauf gehören in ihrer Erscheinung auch eigentlich keiner festzustellenden Heimat und Lebenslage an. Aber das Bild ist überreich an der Fülle des Trefflichsten. Im Winter 62 vollendete er ein ähnlich ausgedehntes Längenbild, den „Auszug zu einem ländlichen Fest", voll Lust und jubelnder Fröhlichkeit. Beide Gemälde zeigten im Salon von 1863 seinen Parisern, daß er mit dem Aufenthalt bei ihnen keineswegs sich selbst aufgegeben hatte. Während seines Wiesbadner Sommers in demselben Jahr malte er jenes Porträtbild der beiden Puffspieler, das ich zu Eingang schilderte. Im Herbst und Winter vollendete er wieder hier bei uns zwei kleinere Humoresken, „die Wochenstube" und die „Kleinstädter in der Schenke," letzteres zumal nicht nur eins der geistreichsten, sondern auch malerisch gediegensten unter seinen besten Werken. Eine während des Herbstes 1862 gemachte Studienwanderung durch Tirol trug ihm reiche Früchte. Er fand bei den an Tracht, Sitte und Körperlichkeit im schönsten Sinne charakteristischen Männern und Burschen Südtirols Motive und Modelle zu neuen Bildern, die ihn und seine Darstellungskunst wieder von ganz neuer Seite zeigen sollten. Diese Studien und Beobachtungen des dortigen Lebens wurden Veranlassung zu dem Meisterwerk, das die vorjährige Berliner Ausstellung schmückte, „Passeyrer Raufer von ihrem Seelsorger vermahnt." Hier fand sich jede Erinnerung an jene Neigung zum Abglätten und Verallgemeinern verbannt; die Lebensfülle und Wahrheit der Gestalten, die Bestimmtheit und Wirklichkeit des charakteristischen Vorgangs und des Lokals war gleich bewundernswerth. — Das mit jenen Porträtgruppen im letzten Monat hier ausgestellte „Zigeunerlager im Walde" kam als neuestes Werk eben während des letzten Winters hier ausgeführt aus seinem Atelier. Anregung dazu hatten die Zigeuner gegeben, die hier bei Berlin in jenen Monaten herumzogen und lagerten. In dem Bilde erschienen sie von einem guten Theil ihres zur Natur gewordenen Schmutzes und der charakteristischen Häßlichkeit befreit und wie eingetaucht in den verklärenden, frischen und sonnigen Aether der zwischen dem Laubdach, den Stämmen und über dem Moosgrund dieses unvergleichlich gemalten Waldes webte, in welchem sie in glückseliger Sorg-, Bedürfniß- und Kleiderlosigkeit ihre bräunliche Nacktheit leuchten ließen.

Nach vielen hier nur zum kleinen Theil aufgeführten Leistungen steht Knaus da in der Fülle unerschöpflicher Productionskraft und Lust, stark, gesund und jugendfrisch an Leib und Seele, ein Bild unverwüstlich tüchtiger, energischer Männlichkeit, und man hat die bestimmte Empfindung, daß er „die Hälfte seiner Wanderung noch nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht." Von keinen Vorurtheilen, keinen Manieren ist dies gesundeste Talent angekränkelt, vom steten unerbittlichen Trieb des Bessermachens überwacht und geleitet; er, der so fliegend rasch malen kann, arbeitet fast langsam über den steten strengen Forderungen an sich selbst, bei denen er keine Nachsicht kennt. Und dieser tüchtigste Künstler ist der bravste Kamerad der Genossen, ein frisches, warmes, tapferes und kraftvolles Herz ohne Falsch und Lüge, wie es nur je in eines ganzen deutschen Mannes und Meisters breiter Brust geschlagen. Die Berliner Künstlerschaft sieht ihn mit Stolz als den ihrigen an und neidlos und bereitwillig gönnt und gibt auch sie ihm die höchsten Ehren, mit denen Fremde und Vaterland ihn so frühe schon krönten.

L. P.

Am Familientische.

Das letzte Stück des alten Rathhauses zu Berlin.

Von George Hiltl.

Wer jetzt die Königsstraße zu Berlin hinabgeht, dem bietet sich, wenn er bei der Spandauer Straße angelangt ist, ein wunderliches, großartiges Treiben dar.

Aus dem Grunde steigen, in röthlichem Gewirre durcheinanderlaufend, Bogen, Wölbungen und Pfeiler empor. Dahinter gewahrt man fertige Bauten, über welche sich, zum Theil schon vollendet, hoch hinauf in die blaue Luft ein riesiger Thurm erhebt, der mit Balken, Gerüsten und Leitern umkränzt, einen phantastischen Anblick gewährt. Zwischen diesen Stein- und Holzkolossen drängen, steigen, klettern und hantieren eine Menge Menschen umher, gleich Ameisen in dem Grunde wühlend oder an den schroffen Wänden hinaufklimmend. Es ist der Bau des neuen Rathhauses von Berlin, ein Werk, welches in seiner Vollendung eine der herrlichsten und zugleich großartigsten Zierden der mächtigen Hauptstadt bilden wird.

Mitten in diesem Gewühle, in diesem Heranbrausen der neuen Zeit, erblickt man ein fast viereckiges, altes Gebäude — den letzten Rest des ehemaligen Rathhauses. Es sieht aus wie ein recht verdrießlicher alter Herr, der lange Zeit in guter, behaglicher Ruhe seinen Platz in der Stadt behauptete und zu seinem Schmerze, voll Aerger und Ingrimm durch laute, unverschämte Nachbarn, durch Baulustige gestört worden ist, die seine friedlichen Tage mit Brecheisen, Hacke und Spaten verkürzt haben. Rings um diesen alten Gesellen ist alles bereits geschwunden, was mit ihm zusammenhing. Die Anbauten in der Königs- und Spandauerstraße — sie sind gewesen, fast mitleidig schaut der neue, gewaltige Bau mit seinem Thurme auf den kleinen Rest hernieder, und die undankbare Mitwelt fährt, läuft und spektakelt an ihm vorüber, sieht sich nur die neuen Mauern an oder vergleicht wohl zuweilen spöttisch das Alte mit dem Neuen.

Und doch ist dieser kleine Rest ein großes Stück verkörperter Stadtgeschichte. Wenige Tage sind ihm nur noch beschieden und er verschwindet von der Stelle, um den immer weiter um sich greifenden Mauern Platz zu machen, aber in dankbarer Erinnerung dessen, was vor und in seinen Mauern zum Heile und Glanz der Stadt geschehen ist, was Ehrwürdiges an diesen graugrünen Steinen haftet, soll er nicht von der Erde verschwinden, sondern wie ein Reliquientäschen durch Versetzung in den inneren Rayon des Rathhauses erhalten bleiben.

Es wäre auch schade, wenn diese für Berlin so interessanten Mauern ganz zu Staub und Asche würden, wenn sie keine Stelle erhielten unter den Gebäuden der Stadt, deren Wachsthum aus ihren Mauern zum großen Theile mit hervorging.

Da wo heute sich der Strom einer geschäftigen Menge vorüberwälzt, öffneten sich einst die längst geschlossenen Bögen einer Gerichtslaube (lobium). Der letzte, noch stehende Baurest des alten Rathhauses, jener Vorsprung nach der Spandauerstraße hinaus, war der nach drei Seiten hin offene Raum des Berliner Schöffenstuhles. Wie prangte sie einst, bedeckt von vier Kreuzgewölben, die ihre Rippen in kühnem Bogen zusammenstießen, in der Mitte das ganze lustige und schöne Werk durch einen schlanken Pfeiler mit zierlich gemeißeltem Capitell getragen — diese Gerichtslaube.

Unter den Bogen dieser offnen Halle ward offen der Rechtsspruch ertheilt, das versammelte Volk konnte dem Gange des peinlichen Prozesses folgen und zwischen die Außenpfeiler tretend, verkündete der Sprecher des Schöffenstuhles laut und vernehmlich das Urtheil.

Hier war es, wo die Männer der Stadt Berlin sich zusammenfanden, wenn der Ruf der Gerichtsglocke durch die Lüfte drang und wenn sie anlangten in dichten Scharen an der Spandauer- und Oderbergerstraßen-Ecke (jetzige Königsstraße); dann fanden sie unter dem Steindache der Laube am Rathhause die Mitglieder des wohlweisen, hohen Rathes von Berlin versammelt, der seine Bürger herbeirief, um ihre Meinung zu hören in Sachen der Stadt oder von seiner Verwaltung eine öffentliche Rechnung zu legen: „darzu Gott ihm helffen wolle und seine heiligen Evangelia."

Berlin und mit ihm sein altes Rathhaus sind oftmals durch das Feuer schwer heimgesucht worden.

Am 10. August 1380, am Tage St. Laurentii, brannte die Stadt fast ganz nieder. Der Brand währte zwei Tage lang. Die Kirchen von St. Nicolai und St. Marien wurden vernichet und auch das Rathhaus litt schwer. Beim Wiederaufbau erhielt unser Gebäude an der Königs- und Spandauerstraße einen Thurm, der nach den Beschlüssen der beiden Städte Berlin und Cöln an der Spree auch ein Seiger- (Uhr-) Thurm werden sollte. Solches geschah im Jahre 1380; und weil man diesen Thurm an der jetzigen Königsstraße erbaute, so blieb die Schöffenlaube nur noch nach zwei Seiten hin, also in der Spandauerstraße, offen.

Noch heute sieht man an dem südlichen Eckpfeiler ein scheußliches Steinbild. Es ist ein Gemisch von Mensch und Vogel, eine Art Greif mit jungfräulichem Antlitze; dieses Bild heißt der Kaak. Unter, neben, vor ihm haben viele die bangen Stunden der öffentlichen Schändung hingebracht, die Hände der ehrlos Gemachten haben diese Steine vielleicht oft in stiller Wuth, in namenlosem Seelenschmerze zerkratzt, denn hier standen die Geschän-

deten am Pranger, wozu auch unter dem Bilde zwei wuchtige Halseisen mit ihren Ketten in die Mauer geschmiedet waren, um den Beebecher gegen die Steine zu pressen. Später, als jenes rohe Rechtsmittel längst beseitigt, gab es manchen Streit um den Kaak. Einige meinten, es sei der „Kolck" und der Kaak habe unter ihm gestanden als Pfahl; das Bildniß aber wäre nur ein Zeichen der mit Flügel und Krallen herbeieilenden Strafe — wie dem auch sei, das Bild ist für Berlin ein wichtiges Ueberbleibsel aus alter, schrecklich-ehrwürdiger Zeit und blickt heute noch eben so abscheulich stumm, so steinern und erbarmungslos auf die eleganten Equipagen, Stutzer, Dienstmänner und vor ihm haltenden Droschkenleute, wie es vor vielen hundert Jahren auf die armen Sünder blickte, die zitternd und von der heulenden Menge geleitet, unter seinen Klauen den gräßlichen Platz einnahmen, dessen Besitz sie und ihre Nachkommen der Schande Preis gab.

Verweilen wir einen Augenblick vor der nun geschlossenen Laube in der Spandauer Straße. Es ist ein Stück blutgetränkten Bodens, auf welchem wir stehen und über den heute gleichgültig die Massen der durch das große Berlin eilenden Geschäftigen oder Müßiggänger, hinwegtraben.

Ein dichter Kreis umsteht das Rathhaus und dessen Schöffenlaube. Aengstlich wimmert das Sünderglöckchen und dumpfe Gesänge schallen dazwischen. Es sind die Mönche, welche dem zum Tode Bestimmten das Geleit geben müssen. In der Laube aber stehen die Richter und vor ihnen kniet der arme Sünder und hört das Urtheil noch ein Mal an, dann knickt es über seinem Haupte, hinein in die Gasse fliegt der zerbrochene Stab und der Meister Hans oder Hämmerlig, Freymann oder Angstmann, wie sie den Henker benennen, tritt durch den Bogen der Schöffenlaube von der rechten Seite herein und nimmt den „so ihm verfallen mit Haut und Haaren von des Rathes wegen" in Empfang. Er gelobt recht zu richten wie es einem guten Scharfrichter geziemet und sagt dem Sünder: „Er solle gutes Muthes sein, denn er (der Henker) wolle ihn abthun in schneller Weise." Dann führt er ihn hinaus zur Schöffenlaube, mitten auf den Platz vor das Rathhaus und heißt ihn niederknien. Ein Blitz des Schwertes — die blutige Arbeit ist gethan.

Auf dem Damme der heute von so und so viel tausenden überschritten, befahren und beritten wird, auf dem Damme der Spandauerstraße vor dem letzten noch stehenden Stücklein des alten Rathhauses haben manche geendet durch des Henkers Hand, an jener Stelle ist manch letztes Stoßgebet emporgesendet worden um Gnade zum ewigen Richter.

Hier endeten der kecke Geselle des unglücklichen Roßkammes Hans Kohlhaas, der gefangene Georg Nagelschmidt durch den Henker, 1595 Bendix Hasemann, 1609 Haberstroh, 1628 ein Straßenräuber, der schwarze Heinrich genannt, 1632 Thomas Thielicke, 1641 Koch, Rust, Beyer, Zernickow und Fritze, fünf Mordbrenner. Im Jahre 1653 fiel hier das Haupt Michel Schulzes als überwiesen eines Bündnisses mit dem Teufel; der Mann war 108 Jahre alt. — Eine Frau endete hier durch das Henkerschwert im Jahre 1654. Es war eine stattliche hochgeborne Frau: Sophia von Stockheim. Sie hatte gemordet. Zwei Jahre später that der Henker hier Marie Ulrichs ab, die wegen desselben Verbrechens vom Leben zum Tode gebracht wurde. Zum letzten Male ward im Jahre 1737 vor dem Rathhause eine Verurtheilung ausgerufen und besprochen. Die Opfer waren zwei Scharfrichter: Gebrüder Müller, angeklagt ihre Muhme ermordet zu haben; die Folter preßte ihnen das Geständniß ab. Sie sind ohne Zweifel schuldlos gestorben und von diesem Augenblicke an hörte die Tortur in Preußen auf.

Der Rechtsspruch gegen die beiden Brüder ward vor der Laube in der Spandauerstraße verkündet und hier im Armensünderhemde, den Strick um den Nacken, zähneklappernd vor den ungerechten Richtern stehend, hörten sie ihr Urtheil.

Es ist eine Chronik des Jammers, des Blutes und Elends, die von dem kleinen Fleck Erde vor der alten Schöffenlaube zu Berlin.

Um jene Zeit hatte man freilich bereits die offenen Bögen der Gerichtslaube geschlossen. Es geschah im Jahre 1541. Aber man stellte überdachte Bänke — Schöffenbänke — vor das Gebäude in der Spandauerstraße. Rings um das Rathhaus war noch ein freier Platz, auf welchem Märkte abgehalten wurden und wo heute die Königs- und Spandauerstraße sich kreuzen, verkaufte man Gemüse.

Ueber der Schöffenlaube hat der Beschauer heut noch einen weiten Raum (die jetzige Sparkasse) vor sich. Das war ein Ort, wo im Gegensatz zu den ernsten Dingen, die unten im offnen Bogen vor sich gingen, die Fröhlichkeit, Lust und Schwelgerei ihren Sitz hatten. Man gewahrt jetzt an dem kleinen noch vorhandenen Reste des alten Rathhauses die Spuren einstiger Pracht und Herrlichkeit immerhin deutlich genug. Es war der Rathsstuhl von Berlin. Er war in zwei Geschosse getheilt. Das untere bestimmte der Rath zum Kaufhause, oben war ein Festsaal. Hier gab die Stadt Berlin ihre Schmäuse und Tänze. Hier speisten an der Tafel der Bürger und Rathmannen gekrönte Häupter. Hier war es, wo der berüchtigte, mächtige Dietrich von Quitzow einen Humpen auf das Wohl der Stadt Berlin leerte, die er wenige Monden später brandschatzen wollte und deren Bürger er gefangen hinwegführte.

Von diesem Saale aus, dessen Fenster nach drei Seiten hinausgingen, zogen die prunkvollen Hochzeiten der reichen Patrizier Berlins, deren Luxus so gewaltig überhandnahm, daß endlich der Rath einschreiten mußte und eine Verordnung erließ, die die Zahl der Speisen, Gäste und Kleider regelte.

Im Jahre 1484 ergriff das Feuer zum zweiten Male das Rathhaus und jetzt bauten die Bürger den Rathsstuhl, obgleich er sammt der Schöffenlaube verschont geblieben, trefflich aus. Dieser letzte Ausbau hat sich gut erhalten. Die alten Berliner ließen ihren Rathsstuhl wölben mit Holztafeln und verschrieben aus Leipzig „venedisch Glaß", um die Fenster zu zieren.

In dem großen Raume erblickt man noch die Wappen der Berlinischen Rathsgesessenen. Manch populärer Name ist vertreten: Tempelhof, Reiche, Döring und zierliche, architectonische Ausschmückungen laufen an den Friesen entlang. Außerdem hat der alte Baumeister (die Jahreszahl 1555 findet sich im Gemache) in fortlaufender Reihe den Spruch angebracht:

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." Es scheint fast, als wäre diese Ermahnung für den hier tagenden Berliner Rath nicht ganz unnütz gewesen.

Nach dem Jahre 1540 hat die geschlossene Laube die Städtekasse in sich aufgenommen. Immer eine ehrenvolle Bestimmung. Sie heißt später: Das Städtegewölbe. Von der Laube aus zogen alle Deputationen, bei Städteversammlungen, großen Leichenbegängnissen und Feierlichkeiten, aus.

Das Feuer scheint einen besonderen Haß auf unser altes Rathhaus gehabt zu haben, denn es fraß im Jahre 1581 zum dritten Mal einen großen Theil desselben, aber schon 1583 hatte man den Schaden ersetzt und der Thurm an der Ecke prangte mit dem aufrechtstehenden Bären über seinem Knopfe. Dieser Thurm wurde im Jahre 1819 abgebrochen und nur ein Theil seines Unterbaues blieb stehen.

Als der Einzug König Friedrich Wilhelms IV in die Residenz bevorstand, beseitigte man auch dieses letzte, den Verkehr allerdings sehr hindernde Ueberbleibsel und der alte Vorbau erhielt dadurch gewissermaßen seine ursprüngliche Gestalt wieder.

Aber immer mächtiger schlugen die Wogen der neuen Zeit heran. Das Wachsen der Stadt, die Vermehrung der Geschäfte, die Zunahme der Bevölkerung — dies alles bedingte größere bequemere Räume.

Die alten Herren aus der Schöffenlaube und dem Rathsstuhle hatten vollkommen genug gehabt an ihren engen Zimmern, gewölbten Corridoren und kleinen Eckern. Sie konnten sogar noch einen Theil des Rathhauses abtreten, um darin die Rathsbierstube zu eröffnen und zwar ward diese Trinkstube sehr großartig und für die damalige Zeit comfortabel eingerichtet. Man schenkte hier das „Bernauer Bier" aus.

Aber im Laufe der Zeiten war mit den vorhandenen Räumen nicht mehr auszukommen und das alte Rathhaus genügte nicht, selbst wenn man einige Grundstücke, welche die Nachbarschaft desselben bildeten, noch hinzugethan hätte.

Also — am 1. April 1860 begannen die Arbeiten zum neuen Rathhause, indem die gekauften Häuser, welche auf dem, für den Neubau bestimmten Terrain standen, niedergerissen wurden.

Immer näher gegen den alten Herrn rückte die Armee der Maurer und Zimmerleute des neunzehnten Jahrhunderts. Sie haben gewaltig einhauen müssen in die felsenfesten Mauern, die Steine hielten getreulich zusammen und erst nach mancher Anstrengung sanken sie hinunter, um dem neuen Fundamente den Raum zu überlassen.

Nur das Stücklein mit der Schöffenlaube steht noch; von dem Thor und Fensterbögen blicken herrliche Köpfe hernieder in das Treiben der modernen Welt, in die Scharen von Handwerkern, welche täglich und stündlich rings um den alten Baurest die Steine zu dem neuen mächtigen Hause aufeinanderthürmen. Jene Köpfe sind Meisterwerke. Sie stammen aus der Zeit Kurfürst Friedrichs III, nachmals ersten Königs von Preußen, sie werden hoffentlich ebenfalls erhalten bleiben, und wenn auch durch den Anbau in der Königsstraße, der 1685 geschah, die Totalität des Eindrucks gestört wurde, bildete er dennoch einen großartigen und zugleich schönen Theil des ganzen Baues.

Es gibt heut noch genug Leute, die uns sagen können: „Ich habe den alten Rathhausthurm gekannt. So sah er aus, so war sein Dach — dort stand er."

Wie lange wird es dauern und wir erzählen den Jüngeren: „Ich habe die alte Schöffenlaube noch gesehen, so sah sie aus, so war ihr Dach, hier stand sie." Sie ist hinweggetragen worden und wer ihre letzten Ueberreste sehen will, der bemühe sich in den Hof des Rathhauses, wo die gutmüthigen Nachkommen einige Knochen des alten Gerippes aufbewahrt haben.

Zur gefälligen Beachtung!

Zur Completirung des ersten Jahrgangs können wir unsern Abonnenten einzelne Quartale desselben zum gewöhnlichen Preise zur Verfügung stellen. Ebenso halten wir gebundene und broschirte Exemplare des vollständigen Jahrgangs (erstere zu $2\frac{1}{2}$ Thlr.) vorräthig, die durch jede Buchhandlung bezogen werden können. Der Band bietet für den geringen Preis einen solchen Reichthum des besten und interessantesten Unterhaltungsstoffs, daß er sich besonders zu Geschenken und für jede Familienbibliothek empfehlen dürfte.

Den Bestellern der Einbanddecke zur Nachricht, daß dieselbe Mitte October fertig sein wird.

Die Verlagshandlung.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im October 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 4.**

Am Fuße des Arber.

Dorfgeschichte von Andreas Oppermann.

Der Morgen war in thauiger Frische über dem „bairischen Walde“ mit seinen wilden Forsten, seinen laubumkränzten Berghäuptern und seinen freundlichen, reich gesegneten, sich am Fuße des Gebirges hinziehenden Thälern angebrochen. Auch im stattlichen Pfarrdorfe Arnbruck „königlichen Landgerichts Viechtach“ war mit der Sonne reges Leben erwacht. Die Natur ringsum hatte sich besonders festlich geschmückt, aber es waren auch drei Feiertage in einem zu begehen, erstlich der Sonntag, — und der funkelte schon durch Garten und Haus; dann St. Bartholomäi, — der Festtag der Jägersleute — drum dampfte es auch so frisch in leichten Nebelwolken von den nahen Bergesriesen und aus den gewaltigen Forsten empor zum blauen jubilirenden Himmel, und — endlich die Kirchweih, drum brodelte es auch an allen Herdfeuern des schmucken, wohlhabenden Pfarrdorfs, und aus den Pfannen stieg der Duft der Kirchweihküchel, und erwartungsvolle Gesichter umstanden die rüstigen Köchinnen, um dem Magen den ersten Festtribut zu entrichten. Im Wirthshause des Ortes vor allem schimmerten Küche, Stuben und Tanzsaal im Festglanz. Grünes Tannengezweig, in der Durchfahrt und auf den Treppen, auf den Gängen und im Saale verbreitete würzigen Duft. Geschäftig gingen die Dienstleute umher, da und dort gab es noch zu richten, zu stellen, in heiterm Geplauder den Saal zu verzieren, frischen Sand auf den Treppen zu streuen. Der Brunnen vor dem Wirthshause mit seinen beiden hohen Pappeln rauschte fröhlich, besonders perlendes, glanzfunkelndes Wasser schien ihm heute zu entquellen, — und den Tauben schien's auch so, denn gierig nippten sie den köstlichen Trank und badeten sich in dem sprühenden Perlenregen im Scheine der Morgensonne mit ganz ungewöhnlicher Lust, bis das Vieh kam und auf dem Gange zur Weide hinaus in gierigen Zügen hier seinen Morgentrunk einnahm. Ein Peitschenknall machte dann dem Trinken ein Ende, und nun schallte das harmonische Glockengeläute und der lustige Jodelsang des Kuhbuben das Dorf entlang bis hinaus ins Freie. Dann war alles wieder ruhig, die Tauben kamen wieder und spielten im Sonnenschein, der von jedem Eckchen und von jedem Winkel nun erst recht Besitz nehmen zu wollen schien, so durchleuchtete er Berg und Thal, und Haus und Hof und die stillen Gärten hinter den Gehöften.

Schöner aber, wie in allen übrigen, war's in dem hinter dem Wirthshause gelegenen Garten, und wär's auch nur um der beiden Menschenbilder gewesen, die dort unter den Bäumen neben einander hinschritten. Das eine war ein junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, von schlankem und kräftigem Wuchs. Stolz, fast etwas zu stolz saß ihm das Haupt auf den Schultern. Er war blond, seine blauen Augen blickten herrisch drein und beobachteten die Dinge um sich mit jäher Schnelle, das Profil des gesunden, vom Wetter gebräunten Gesichtes, war scharf. Keck spitzte sich der hellblonde Bart über den trotzigen Lippen, und trotzig war überhaupt der Ausdruck der Züge. Hätten nicht ein Paar Fältchen um die Augen verrathen, daß auch der Schalk dies Gesicht beleben könne, so würde einem kaum glaublich erschienen sein, daß dieser Mann zu lachen vermöchte. Sein Anzug war nicht ohne einen Anstrich von Phantasterei. Der spitze Hut, schon ziemlich wettermorsch, war wunderlich mit einer goldenen Schnur verziert, und neben den Auerhahnsfedern und dem Gamsbart mit einem Schuhukopf und Adlerkrallen geschmückt. Die kleidsame Juppe, enganliegende Beinkleider mit halbhohen Stiefeln hoben die schöne Gestalt nur noch vortheilhafter hervor. Nachlässig lag der linke Arm auf dem über seiner Schulter quer hängenden Stutzen, während der Daumen der rechten Hand in dem silbergestickten Gurte über der grünen Weste ruhte. Neben ihm schritt eine junge Frau von fast ebenso hohem Wuchse. Sie war in der reichen Tracht der Niederbaierinnen gekleidet. Auch sie hob das Haupt stolz empor, feurig blickten ihre dunklen Augen unter der schmalen, schönen Stirne auf, die von einem dichten Kranz dunkler Haare mehrfach umflochten war. Reiches Goldgeschnür hielt das schwarzsammtene Mieder zusammen, ein schwerseidener Rock mit farbigem Besatz fiel in reichen Falten bis an die Knöchel, den Fuß deckten hochrothe Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Kraft und Jugend sprachen aus jeder ihrer Bewegungen. Man hätte meinen sollen, diese beiden Menschen hätten glücklich sein müssen in dem wunderbar schönen Sonntagmorgen. Tönte nicht der göttlich große, göttlich reiche Gruß einer ewigen unendlichen Liebe hernieder aus der blauen Höhe zu den armen Menschenseelen! Jetzt erklangen auch die Stimmen der Glocken zur Frühmesse, und die duftige Frische der scharfen

Bergesluft, gerade heute eigenthümlich gemischt mit den weichen Wohlgerüchen des mildesten Klimas, trug die Töne von dem Kirchthurme mit seinem glitzernden Dache herüber in die grünen Zweige der fruchtbeladenen Bäume, zu der von Nachtschatten umrankten Laube. Und diese Töne wurden begleitet von dem fröhlichen Treiben und Blühen im Garten, von dem Schwanken der stillen Birken im Sonnengold und von dem glückseligen Leben der Vogelwelt! Hätte da nicht auch den beiden das Herz aufgehen, hätten sie nicht die Hände zum Gebete falten, den Stimmen des Friedens im Himmel und den tausend Stimmen der Freude auf Erden antworten müssen in seligem Lächeln? Statt dessen schaute der eine trotzig bald zu Boden, bald dort hinüber nach den grünen Bergen des „Waldes", während seine Begleiterin mit finsterer Miene an der goldenen Kette ihres Brustlatzes spielte.

Plötzlich hielt die junge Frau den Schritt inne. „Adrian," begann sie in tiefem Tone, „Du gehst also dennoch fort?"

„Ja, Veronika, ich hab's fest versprochen," erwiderte er.

„Und läßt mich heute allein unter den Menschen allen? Was werden die denken, Du weißt doch, wir gelten als Brautleute!"

„Ach laß die denken, was sie wollen, wenn wir nur wissen, was wir sollen," entgegnete er fast rauh und zurückweisend.

Die junge Frau biß sich auf die Lippe, sprach kein Wort weiter, er wendete sich zum Gehen, reichte ihr treuherzig die Hand hin, sie aber nahm sie nicht, sondern schritt langsam dem Hause zu.

„Auch gut," sprach er halblaut vor sich hin; dann rückte er den Hut schief, den Riemen des Stutzens auf der Schulter zurecht und ging mit festen Schritten nach der Gartenpforte, die von Hopfen umrankt, nach dem Felde führte, öffnete sie, bückte sich, um nicht an der darüber sich wölbenden Laube anzustreifen, und schlug den Weg nach der Wiese und nach dem dicht dahinter sich erhebenden Gebirgsforste ein.

Jetzt erst schaute sich die junge Frau nach ihm um. Ihre Augen waren von Thränen erfüllt. Einen Augenblick lang war ihr schönes Gesicht von unendlich weichem Ausdrucke beherrscht. Aber schon im nächsten Momente zog sich die schmale Stirne in Falten, die starken vollen Augenbrauen überschatteten zornig ihre funkelnden Augen, die Züge nahmen einen entschlossenen trotzigen Charakter an und von den Lippen ertönte im tiefen Tone der Ausruf: „Muß ich denn?" Eine Antwort folgte dieser an sie selbst gerichteten Frage nicht, starr blickte ihr Auge zu Boden, ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann trat sie eiligen Schrittes ins Haus. Bald hörte man ihre Stimme hier und dort anordnen, befehlen in härterem Tone, als es sonst wohl ihre Art gegen die Dienstleute war, welche gern bei der reichen und freigebigen Wirthin dienten.

In der großen Wirthsstube unten hatten sich schon die ersten Gäste eingefunden und sprachen der Maß Bier eifrig zu, während die Frauen daheim die festliche Kirmeßtafel herrichteten. An den weißen Holztischen, in deren Mitte die eingelassene Schiefertafel nicht fehlte, saßen sie Mann an Mann. Es blinkten die zinnernen und die steinernen Krüge, und das schäumende frische Bier mundete köstlich an dem warmen Sommertage. Es ist ein rüstiges Geschlecht, diese Niederbaiern, sie arbeiten für zwei Mann, sie trinken aber auch für zwei. Heute saßen sie alle in ihrem vollen Sonntagsstaate da, mit den brennend rothen Westen, strotzend voll silberner Knöpfe, den ledernen oder sammtenen Kniehosen mit den blendend weißen Strümpfen, und den stattlichen langen Röcken mit den doppelten Reihen thalergroßer silberner Knöpfe. Bei keinem fehlte das kurze Pfeifchen und die enghalsige Flasche voll Brasiltabak, welche von Zeit zu Zeit von einem zum andern kreiste. Rascher wechselte aber Rede und Gegenrede, und des Lachens und der „Schlankeleien" war heute kein Ende, denn der Niederbaier freut sich noch des Lebens in vollen Zügen und mit ungeschwächter derber Kraft. Auch haben sie Ursache dazu, diese Bauern, denn wenn auch im eigentlichen „bairischen Wald" d. h. im Gebirge selbst der armen Leute genug sind, so ist doch in den Thälern, die sich an dessen Fuße dahinziehen, ein großer Wohlstand zu Hause.

Die reichste Frau aber im ganzen Landgerichtsbezirk war Veronika, die Wirthin zu Arnbruck. Ihre Felder wogten voller von goldenen Aehren, ihr Vieh war das auserlesenste, und sie hatte manch blauweißes Fähnlein mit einer Schnur von Gulden auf dem Pferderennen und zweimal schon einen silbernen Pokal bei den landwirthschaftlichen Ausstellungen und Volksfesten zu Passau als Preis errungen. Das Bier, welches in ihrer Brauerei gebraut wurde, war berühmt und ihr Haus war Jahr aus Jahr ein von Gästen gefüllt. Vor zwei Jahren war ihr Mann gestorben, ohne ihr Kinder zu hinterlassen. Sie hatte sich sehr jung verheirathet, ihre Ehe war nur von ganz kurzer Dauer und nicht glücklich gewesen. Ihr Mann war ein Trinker und Spieler von roher heimtückischer Gemüthsart. Sie war an ihn verheirathet worden nach Bauernart — Geld zu Geld! Seit dem Tode ihres Mannes, den mitten im Vollleben der Schlagfluß getroffen, war sie von allen jungen und reichen Bauern von Nah und Fern umworben, kein Wunder, sie war reich, jung und schön. Ihr spröder Sinn hatte sich aber nicht der Liebe gebeugt. In einem Herzen, das in erster Jugendblüthe herbe Erfahrungen gemacht, und des Lebens Nachtseite geschaut hat, zieht sie schwerer ein, als da, wo der Frohsinn die Thore weit aufgemacht hat. Da war nun gerade vor einem Jahre Adrian als Forstgehilfe nach Arnbruck gekommen. Da der Förster im Orte selbst nicht wohnte und der Gehilfe bei der Ausdehnung des Bezirks hier nur der bequemeren Amtirung wegen stationirt war, hatte Adrian im Wirthshause Wohnung nehmen müssen.

„Herr Adrian", wie ihn die Bauern nannten, war der Sohn eines Waldwärters bei Berchtesgaden. Er war von frühauf mit dem Walde vertraut geworden, und hatte sich, nachdem er die Landwirthschaft bei einem Verwandten erlernt, wieder dem Forstdienste zugewendet. Als seine Eltern gestorben waren, und er seine um etwa acht Jahre jüngere Schwester in einer guten Erziehungsanstalt — denn sie sollte mehr lernen wie er — untergebracht hatte, war er in königlichen Dienst getreten und führte seitdem ein ziemliches Wanderleben, von einem Ort zum andern versetzt. Nicht überall war er gleich gern gewesen. In Arnbruck hatte es ihm aber von Anfang an gut gefallen. Die schönen Urforsten des bairischen Waldes sind aber auch ein wahres Labsal für ein echtes Försterherz! Dazu kam, daß er in dem stattlichen Wirthshaus sich einer sehr guten Verpflegung erfreute, wie sie ihm an dem magern Tische so mancher einsamen Försterei nicht zu Theil geworden war. Bald wurde er von den jungen Bauern als der Günstling der Wirthin beneidet. Sie schien nur für ihn Augen zu haben, und sie mußte sich deshalb manche Stichelreden gefallen lassen. Seit einiger Zeit glaubte man ganz genau zu wissen, daß die reiche Veronika den armen Forstburschen heirathen würde. Ein stattlicher Mensch war er, das mußte man zugestehen, und ein tüchtiger Forstmann, das hatte sogar der Herr Oberförster oftmals gesagt. Auch war es erstaunlich, wie gut er die Landwirthschaft verstand, und mancher erfahrene Bauer benutzte seine hingeworfenen Winke. Aber er hatte zwei böse Fehler, stolz war er, wie ein Graf, hitzig und herrschsüchtig gegen Wilddiebe wie der leibhaftige Satan — und dann, im Verkehr mit Frauen und Mädchen war er anscheinend leichtsinnig. Das gab zu manchen Händeln Anlaß. Er hatte es allen angethan, und wenn er auf einem Tanze, einer Hochzeit erschien, so blickten die Mädchen vor allem auf ihn. Er war gegen alle freundlich, scherzte mit allen. Anfangs hatte Veronika darin kein Arg. Sie freute sich, wenn der schmucke Mann, auf dessen Neigung sie stolz war, allen gefiel. Nur seit einiger Zeit schien sie in diesem Punkte anders zu empfinden. Die Eifersucht, der Zweifel war in ihr rege gemacht worden und zehrte an ihrem Innern. Niemanden hatte diese Beobachtung mehr befriedigt, als ihres Vaters Bruder, den sogenannten Brandelbauern von Drächselsriede. Er hatte sich's geschworen, daß eine solche Heirath, wie die Veronikas mit Adrian, solche Schande in seiner Familie nicht vorkommen dürfe. Würde doch auch das reiche Erbgut dann in ganz fremde Hände kommen. Was wollte dieser hergelaufene Oberbaier, warum nahm er sich nicht, wie sich's gehört hätte, irgend eine Forstwartstochter in seiner Heimat, drunten in Berchtesgaden? Als weder Schmeicheleien, noch ernstes strenges Zureden etwas bei Veronika verfangen wollten, nahm er seine Zuflucht zu andern Mitteln, zur Verleumdung. Und wirklich war es ihm gelungen, in Veronika Zweifel gegen Adrians Wahrhaftigkeit zu erregen. In den letzten Tagen hatten sich dieselben gesteigert. Sein Benehmen erschien ihr so geheimnißvoll, als habe er ihr etwas zu verbergen, sein Fortgehen heute war ihr auffällig; es hatte sie aufs tiefste verstimmt.

Jetzt saß sie in der Wirthsstube hinter dem Schenktische, das Haupt auf die Hand gestützt, schweigsam und träumerisch. Einzelne Gäste raunten sich Bemerkungen über sie ins Ohr. In deren Augen hatte sie durch ihre thörichte, ihrem Stande völlig unangemessene Liebschaft viel verloren, sie erschien jenen als überspannt, verdreht. Der Brandelbauer beobachtete sie von Zeit zu Zeit mit seinen kleinen Augen scharf, während er in lebhaftem heimlichem Gespräch mit einem kleinen Männchen in grauer städtischer Kleidung, dem sogenannten

„Mannerl", dem Barbier des Ortes vertieft war. „Mannerl" war überall zu Hause, kannte alle, betrieb neben dem Bartscheeren die Zuträgerei, und ließ sich zu allerhand zweideutigen Diensten gebrauchen.

„Nun," rief der Brandelbauer nach dem Schenktisch hinüber, „nun, Veronika, wo ist denn heut der Herr Adrian? Doch nicht auf der Pirsch?"

Diese mit höhnischem Munde breit gesprochenen Worte wurden von einigen Gästen mit unverhaltenem Schmunzeln angehört, während die Rauchwolken schneller aus den kleinen Pfeifchen gestoßen wurden.

Veronika erwiederte aufstehend: „Wenn Euch die Neugier zu sehr drückt — auf den Arber ist er, ist heut Barthelomäustag, da kommen die Forstleut oben zusammen. Doch — was wißt Ihr von Jägersbrauch?"

„Ja, ja, die Jäger, 's sind Mordsleut," erwiederte der Alte, „da bringen's auch ihre Schätz mit hinauf; kenn's wohl, bin auch einmal, wie ich jung war und noch fünf gerade sein ließ, da droben gewesen. Die „Windspret" hauste mir aber dort zu sehr."

Diese Worte wurden von einem verschmitzten Lächeln der übrigen Gesellschaft begleitet. Die Windspret ist nämlich nach dem benachbarten Pfälzer Sprachgebrauche die Frau des Windes, eine besonders heftige Windesart, die der Sage nach von Liebesleidenschaft erfüllt, es besonders auf die Männer abgesehen hat. Die Anspielung war also in dem Falle nicht ganz unglücklich und verfehlte ihre Wirkung nicht.

Veronika wendete sich aber, als ob sie die Bemerkung nicht gehört hätte, mit einem Befehle zu der Kellnerin und verließ dann die Stube. In demselben Augenblicke machte sich auf einen Wink des Brandelbauern das Mannerl auf und ging grüßend zur Thür hinaus.

Inzwischen war der Mittag fast herangekommen, und alles bereitete sich zur Lustbarkeit des Nachmittags vor; das Wirthshaus wurde leer. Adrian war, als er sich heute Morgen von Veronika getrennt hatte, im tiefsten Herzen betrübt. Er gestand sich dies kaum zu, und wollte vor sich selber diese Empfindung durch seinen trotzigen Sinn verdecken. Es gelang ihm nicht. Er liebte Veronika von Herzen, aber mit der ganzen Starrheit seines herrschsüchtigen Charakters. Ihm waren ihre Anwandlungen von Eifersucht lästig, er wollte sie um jeden Preis und ein für allemal verbannen. Dabei schlich sich rauher und stolzer Hohn in sein Benehmen gegen sie ein. Er war von jeher gewöhnt, im Verkehre mit Frauen, nach bairischer Art, den Scherz vorwalten zu lassen und er fand nichts Uebles darin, gelegentlich auch einmal auf einen heiter lachenden Mund einen Kuß zu drücken. Darin war er niemals, wenn es galt, der letzte gewesen, das war ja Jägerbrauch — und was ging das die Liebe an! Im Anfange fand Veronika auch darin nichts, nur seit kurzem war sie launisch und hatte hie und da an seinem Benehmen Ausstellungen zu machen. Sollte sie es bereuen, daß sie — die reiche Frau — ihm dem armen Jägerburschen die Hand zu reichen versprochen? In den letzten Tagen war dieser Verdacht in ihm mit erschreckender Schnelligkeit gestiegen, sein unbändiger Stolz that das Seine, um die Seele dafür recht empfänglich zu machen, und verlieh seinem Benehmen jenen Anstrich von Trotz, den er heute morgen so hart gegen sie herauskehrte.

Dem Ding mußte ein Ende, und zwar ein rasches Ende gemacht werden, und er binnen kurzem entweder Veronika zum Weibe haben, oder, wenn sich sein Verdacht wirklich begründet erweisen sollte, arm, wie er gekommen aus Arnbruck, womöglich in seine Heimat wandern; mit diesem Entschluß trug er sich in den letzten Tagen. Dazu kam, daß er nur erst vorgestern die Nachricht erhalten hatte, seine Schwester sei bei einer Freundin in dem nicht all zu fernen Städtchen Regen zu Besuch eingetroffen. Mit ihr wollte er sprechen, ihr sein ganzes Herz ausschütten, war sie gleich jünger wie er, so hatte sie von jeher einen feineren Blick und ein unbefangeneres Urtheil wie er gehabt, auch eine bessere Bildung wie er erhalten. Geschwisterliebe ist ohnehin in Altbaiern sehr ausgeprägt. Adrian aber liebte seine Schwester, sein „liebes Veverl" geradezu schwärmerisch und mit der ganzen Ursprünglichkeit seiner kräftigen Natur. Von ihrer Ankunft hatte er absichtlich Veronika nicht in Kenntniß gesetzt. Er hatte Besonderes vor. Heute wollte er nach langer Trennung mit der geliebten Schwester, ihrer Freundin und deren Mann, welcher Förster in Regen war, auf dem hohen Arber beim Bartholomäusfeste, das alljährlich da oben von den Jägern der Umgegend begangen wird, zusammenkommen, und nach Beendigung des Festes sie mit sich nach Arnbruck nehmen, und Veronika, der er so viel von ihr erzählt hatte, überraschen. Schon beim Empfange seiner Schwester, so dachte er, müsse sich aufs klarste zeigen, ob der Verdacht, der seine Seele so namenlos peinigte, wirklich begründet sei.

Langsam stieg er im Walde empor. Büsche und Gräser, das ihm oft bis an die Hüften reichende Farrenkraut war tropfend naß, die Büsche glitzerten überall ringsum im Morgenthau. Nur einzelne Waldwiesen, auf denen gleichwie auf den Sennen der Alpen das Vieh übersommert, unterbrachen zuweilen die großartige Einförmigkeit des Forstes. Hie und da hatte er einmal zwischen den Bäumen hindurch über tiefe Schluchten hinweg einen Durchblick nach den nächsten Waldbergen, deren grüne Wipfel vom frohen Licht der Sonne übergossen waren. Rings um ihn stand der Urwald in seiner vollsten Jungfräulichkeit, die Bergwasser schäumten in malerischen Fällen über Felsblöcke und „umgewurzte" Stämme. Das frische Grün der Buchen wechselte und verflocht sich mit dem tieferen Dunkel der Tannen, überall aber funkelte, schimmerte, zitterte, gebrochen durch das dichte grüne Dach, das Sonnenlicht durch. Aus dem glänzenden Bache ragte das Gestein in den verschiedensten Farben hervor, im Wassergrunde glänzten Rosenquarze und Turmelin, und sammtenes helles Moos hatte sich in langen Fasern, über die dunklen Baumstämme, die zu hunderten darin lagen und verfaulten, gezogen. Nirgend fast war eine Spur der menschlichen Hand zu erblicken. Nur hie und da hörte man das Kreischen des Geiers und den heimlichen Schlag der Holztauben aus dunklem Busch. Durch die Wipfel strich eine erquickende Luft, daß die Bäume „sangen", wie der Bewohner des Waldes sich ausdrückt.

Plötzlich schritt Adrian aus dem Walde heraus nach einer Lichtung, und stand bald darauf am Bergesrand und vor einer etwa hundert Fuß tiefen Felsenspalte, über welche ein darüber gelegter Baumstamm als kunstlose Brücke für Jäger und Holzarbeiter diente, wenn der Weg sie etwa hier vorbei nach der Spitze des hohen Arber führte. Rechts von dieser Felsenspalte fiel der Berg in steilem Abhang in einen ziemlich runden Thalkessel ab. Tief unten lag schweigsam der dunkle fast kreisrunde Arbersee, schwarz, unbewegt, auf allen Seiten von steilen Hängen mit den riesigsten Tannen, deren höchste oft weit über hundert Fuß hoch sind, bekränzt. Ihre dunklen Wipfel spiegelten sich fast noch finsterer in dem unbewegten Wasser, so daß man in eine endlose Tiefe zu blicken glaubte. Hier und dort ragte aus dem See ein Felsstück hervor, auf dem sich gewaltige Farrenkräuter wiegten. Mancher Stamm hat sein Haupt, vom Sturm gebrochen, in den See zur Ruhe gelegt. Ueber dem ernsten Bild da unten in der Tiefe that sich der Blick in die große Bergwelt des bairischen Waldes, und drüber hinaus auf das fernere Dreisesselgebirge auf. Friede und Stille weit ringsum ruhte auf den grünen Gipfeln, und tiefblau wölbte sich der Himmel über dieser Waldnatur.

Von dem anstrengenden Bergmarsch sich auszuruhen, lagerte sich Adrian in den Schatten einer hohen Buche. Träumend schaute er hinunter nach dem See, der — ein dunkles Auge des Waldes — ihn anblickte, träumend hinüber nach der jenseits der Felsenspalte sich erhebenden Spitze des Arber. Hier war es, wo er gerade vor einem Jahre zum ersten Male Veronika gesehen hatte; denn obwohl er damals bereits seit mehreren Tagen in dem Wirthshause zu Arnbruck eingezogen war, war er doch so mit der Einrichtung seiner Forstbücher und mit sonstigen Arbeiten beschäftigt gewesen, daß er mit der Wirthin kaum einen flüchtigen Gruß gewechselt hatte. Sie war am Barthelomäustage mit einer Freundin hinübergegangen nach Eisenstein, um Verwandte zu besuchen. Auf dem Rückwege war er den beiden Frauen gerade hier begegnet. Wo hatte er nur früher seine Augen gehabt? Wie war sie ihm damals auf einmal anders erschienen, als er die hohe schöne Gestalt zwischen den grünen Buchen hervortreten sah, wie leuchteten diese Augen so froh in die Welt, die weißen Zähne lachend aus dem frischen Munde hervor, als sie ihm von drüben einen freundlichen Gruß bot, und sie dann mit festem Tritte auf dem schwankenden Balken den Abgrund überschritt! O wie's ihn da freudig überströmte, und mit hundert Stimmen in ihm klang, die müsse sein Schatz werden, möge es gehen, wie es wolle .... und wie sie dann heiter plaudernd zusammen den Berg heruntergestiegen nach Bodenmeis, und er sie in ihrem Wagen nach Hause fuhr .... wie tanzten die Pferde vor ihm muthig dahin, vom Abendgold und Schweiß übergossen .... und wie knallte die Peitsche lustig, als er mit ihr im Dorfe einfuhr, und alles in ihm sang, klang und jubilirte: Hier bring' ich meine Braut! So weit war's freilich damals noch lange nicht, aber auch ihr Herz lachte ihn aus ihren Augen an .... Und jetzt war alles doch so gekommen .... oder nicht? War's wirklich nur Uebereilung, als sie ihm vor wenigen Wochen ihr Ja gab, und wollte sie jetzt zurück? .... Nein, nein, es konnte nicht sein, so trügen konnte die erste Empfindung nicht .... und doch nagte es, wie ein böser Wurm, in seinem Herzen fort.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Berliner Feuerwehr.

I.

Im Jahre 1852 brachte der Erzschalk Kladderadatsch unter anderem auch zwei Bildchen, die das Berliner Feuerlöschwesen illustriren. Auf dem ersten sieht man zwei Spritzenleute vom Jahre 1847 bedächtig sich der Brandstätte nähern. — „Na Gott sei Dank, da wären wir endlich!" sagt der erste. — „Wo is denn det Feuer, Kleener?" fragt der andre einen Bummler. — „Det Feuer is vorbei, da drüben is die Brandstelle!" antwortet dieser, auf einen Steinhaufen zeigend. „Aber wissen Se, Männeken, det schadt nischt, die 15 Dahler kriegen Se doch, denn Se sind die erste Spritze, die jekommen is."

Das andre Bild zeigt ein Schlafzimmer und seinen Insassen, der ob eines Geräusches mitten im nächtlichen Schlummer erwacht, und im Bette halb aufgerichtet, fragt: „Herr Gott, was ist denn los?" — „Schlafen Se ruhig weiter, Herr Stadtrath, es is nischt!" antwortet ihm ein Feuermann von 1852, der durch das Fenster eingestiegen und den Spritzenschlauch noch in der Hand hält. „Ihr Bette hat man blos gebrannt, aber es ist schonst alles vorbei."

Nichts kann den Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt treffender bezeichnen. In der That gehörte eine Feuersbrunst in Berlin bis zum Jahre 1848 stets zu den tragikomischen Ereignissen. Alle Nachtwächter tuteten, auf den Militärwachen schmetterten die Hörner, wirbelten die Trommeln, und von allen Thürmen läuteten die Glocken. Ein Höllenlärm, der die ganze Stadt aus dem Schlaf störte. Allgemeine Unruhe und Angst. Niemand wußte, ob es im eigenen Hause oder im entgegengesetzten Stadtviertel brenne. Auch die Spritzenleute nicht, die sich aus ehrsamen Bürgern und Handwerkern recrutirten und die Lärmrufe im warmen Bette, oft später als jeder andre vernahmen. Nachdem sie ihre Kleider und Löschgeräthe zusammengesucht, sich durch einen Morgenkaffee gestärkt, und ein Paar Käsestullen eingesteckt, machten sie sich endlich auf den Weg nach dem Spritzenhause. Die Spritzen waren schon da, aber die Pferde wollten noch immer nicht kommen. Inzwischen wird der nächste Thürmer requirirt, um nach dem Feuer auszuschauen. Der alte Mann klettert die hundert und einige Stufen hinauf und kommt nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, daß ihm das Feuer in der Gegend des Oranienburger Thores zu sein scheine. Weil die Pferde noch immer nicht eingetroffen sind, fassen die wackern Bürger einen heroischen Entschluß und spannen sich selber vor die Spritze. So geht es rüstig durch die Straßen, bis die Spritze von den Pferden endlich eingeholt wird; man legt sie vor und setzt das Gespann in einen kurzen Trab: worauf man in nicht zu langer Zeit in der „Gegend" des Oranienburger Thores anlangt. Aber Feuer ist nirgend zu entdecken, außer in einer Schmiede, wo die Gesellen bereits an die Arbeit gegangen sind; und so irrt die Spritze rathlos durch die Gassen, bis sich ihrer ein intelligenter Nachtwächter erbarmt, der es ganz genau weiß, wie das Feuer am Alexanderplatze sei. Allerdings eine halbe Meile Entfernung, indes auch diese wird muthig überwunden, und die Spritzenmannschaft sieht ihre Ausdauer herrlich belohnt, denn das Feuer ist zwar nicht am Alexanderplatz selber, aber doch in der Nähe — nämlich in der großen Frankfurterstraße. — Immer vorwärts, schon erblickt man die Feuersäule und jetzt hält die Spritze vor dem in voller Glut stehenden Hause. — Aber o weh! vier andre Spritzen sind ihr zuvorgekommen, und auf keine Prämie ist mehr zu rechnen. Alle Mühe, alle Aufopferung umsonst. Langsam und widerwillig geht die Mannschaft an die Arbeit. Zehn Commandos erschallen durcheinander, und die des Stadtbauraths widersprechen schnurstracks denen des Oberspritzencommissarius, und außerdem commandiren noch gleichzeitig der Rathsmaurer- und der Rathszimmermeister, sowie drei oder vier Polizeibeamte. Die Spritzenleute wissen nicht, wem sie gehorchen sollen; sie thun entweder, was sie wollen, oder gar nichts. Eine Menge Unberufener treibt sich auf der Brandstelle umher; einige in der besten Absicht, um zu löschen und zu retten, aber sie stehen den Arbeitern nur im Wege oder sie dringen in die Häuser und werfen unter den jammernden Protestationen der Bewohner die Möbel zu den Fenstern hinaus. Andere benutzen die Gelegenheit, um sich mit ihres Nächsten Gut zu bereichern oder allerhand Unfug und Excesse zu treiben. Fortwährend ertönt der Nothschrei nach Wasser, das in unbedeckten Feuertienen herangeschleift wird, daher es schon unterwegs zur größern Hälfte verloren geht. Die hochliegenden Wasserkasten der Spritzen, welche noch aus der Zeit des Alten Fritzen herstammen, lassen sich nur mit größter Mühe vollschöpfen, aber nun paßt der Schlauch nicht oder er ist zu kurz und der Strahl kann die Flamme nicht erreichen. Eine Spritze ist plötzlich ohne Bedienung, die Mannschaft hat sie verlassen und ist nach Hause gegangen. Andere Spritzenleute haben sich betrunken und beschädigen nun die Löschgeräthe, theils zufällig, theils muthwillig, um nicht länger arbeiten zu dürfen.

Inzwischen hat das Feuer immer weiter und mächtiger um sich gegriffen und nach wenigen Stunden ist das Gebäude ein rauchender Schutthaufen. Zwei Menschen sind verbrannt, einer erstickt, mancher gequetscht oder sonst verwundet; das ganze Mobiliar verbrannt, demolirt oder entwendet.

So war es, bis im Jahre 1851 der General-Polizei-Director von Hinckeldey in Gemeinschaft mit dem Branddirector Scabell die jetzige Feuerwehr schuf, die durch ihre Organisation und ihre Leistungen bald einen Weltruf erlangte, den sie bisher ununterbrochen behauptet hat. Lassen Sie uns das merkwürdige Institut gleich in voller Thätigkeit schauen.

Es ist Nacht und wir liegen im ersten Schlummer. Da erweckt uns aus der Ferne ein helles scharfes Läuten und gleich darauf kommt es herangedonnert: ein Getöse, das die Fenster klirren und das ganze Haus zittern läßt, während das Zimmer für einen Moment taghell erleuchtet wird, um im nächsten Augenblick in graue Dunkelheit zurückzusinken.

Wir springen aus dem Bette, eilen ans Fenster und glauben die wilde Jagd vorüberbrausen zu sehen. Eine Reihe der verschiedenartigsten Fuhrwerke, jedes mit zwei Pferden bespannt, die im Galopp dahinsprengen, während der Kutscher über sie die kurze Peitsche schwingt. Dieser sitzt auf dem linken Pferde und trägt eine schwarze Lederkappe mit rothem Bunde und rothem Federbusche. Auf dem ersten Wagen erglänzen zwei Messingcylinder, es ist die Wachtspritze mit Hakenleitern, Rettungssack und Feuereimern, um welche fünf kräftige behelmte Männer stehen, die an der Seite ein Handbeil, über der Schulter eine Doppelhacke und in der Hand eine Fackel tragen, die ihre vollbärtigen Gesichter phantastisch beleuchten und auf die Häuser und Pflastersteine ihren blutrothen Schein werfen. Dann folgen: eine 50 Fuß lange Maschinenleiter mit Vorderwagen und Untergestell; der große, kastenartige Utensilienwagen mit Aexten, Beilen, Sägen, Tauen, Hebebäumen, Schaufeln und Besen; der Wasserwagen mit der großen hölzernen Tonne, die 60 Kubikwasser faßt und stets gefüllt gehalten wird; eine Rädertiene, nämlich ein etwa 3 Fuß hoher Wasserkübel mit eisernen Reifen, der mittelst Achselzapfen in einem eisernen Rahmen schwebt, und an einer Deichselstange dem Wasserwagen angehängt ist; endlich der Personenwagen, ein offener Omnibus, wo auf drei Längsbänken gegen 30 Feuer- und Spritzenmänner sitzen. Jeder Wagen ist durch ein Paar Fackeln beleuchtet, und auf jedem wird von Zeit zu Zeit eine Glocke geläutet: ein Warnungssignal, daß die Fußgänger auf den Trottoirs und die Fuhrwerke zur Seite weichen mögen, denn die Feuerwehr fährt stets im Galopp und ihr muß alles ausweichen, schon um der eigenen Sicherheit willen.

Doch wo ist das Feuer?! — Wir wissen's nicht, wohl aber diese Mannschaften, wenngleich sie wortlos vorüberfliegen. Vor zwei Minuten hat es der Telegraph auf allen Polizeibüreaux und Feuerwachen zugleich gemeldet: Straße, Hausnummer und Umfang des Feuers. Noch vor zwei Minuten saßen jene Leute in der Wachtstube, allerdings vollständig angekleidet und ihre Waffen und Geräthschaften zur Hand, während die Spritzen und Wagen in den Schuppen, die Pferde angeschirrt in den Ställen standen. Noch weitere zwei Minuten, und sie werden an Ort und Stelle sein.

Aber kein Nachtwächter tutet, kein Tambour rührt die Trommel, keine Thurmglocke brummt: nur das immer schwächer werdende und sich bald in der Ferne verlierende Warnungsgeläute, und dann bedecken wieder Nacht und Schweigen das ganze Stadtviertel.

Wollen wir erfahren, wo das Feuer ausgebrochen ist, müssen wir der Feuerwehr nachzueilen suchen. Darum schnell in die Kleider, und dann hinaus!

(Nr. II. auf S. 56.)



Auf dem Wege zur Brandstätte.

Originalzeichnung von C. Arnold.

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Von Max Reichard.

IV. Die Kirche im Lager.*)

Es ist Samstag Abend: die schweißbedeckten Pferde sind in ihren Stall zurückgekehrt, wo unser Jean sie sorgsam striegelt und ihnen unter manchen Liebkosungen ankündigt, daß sie morgen ein Feiertag erwartet. Vor dem Pfarrhaus ist sauber gekehrt und der ganze Haushalt hat bereits einen sonntäglichen Anstrich. Am Schreibtisch sitzen die Feldprediger; Mantel, Stiefeln und Reitpeitsche sind aufgehoben, und die Almoseniere haben Bibeln und Hefte vor sich, um sich in das Studium der morgenden Predigten zu vertiefen. Keiner von beiden ist noch ein erfahrener Prediger, aber der Ernst des Amtes ersetzt den Mangel an Jahren und Uebung; überdies ist Henry Babut der Schwestersohn des großen Kanzelredners Adolph Monod, und in seine Wiege ist ein Strahl jener hohen Beredtsamkeit gefallen, die, leider nur allzu kurz, die Kirche Frankreichs beglückt hat. Die morgende Predigt im Herzen bewegend, suchen wir die Ruhe nach der ermüdenden Wochenarbeit, glücklich über den Mondschein, dessen sanftes Licht uns die Verheißung einer ungestörten Nacht zuwinkt.

Aus unsern Morgenträumen werden wir durch den Réveil geweckt, der beim ersten Grauen des Sonntags so besonders feierlich durch die reine, kalte Morgenluft klingt.

Unser Hausgottesdienst eröffnet den Tag; während wir noch beisammensitzen, ertönt ganz in unserer Nähe ein Glöckchen mit hellen Klängen: es ist das Zeichen zum katholischen Hochamt, bald darauf zieht der Marschall mit seinem Stabe in die Kapelle, deren spitzes Thürmchen mitten im Hauptquartier emporragt. Fünfzig Schritte von unserem Häuschen entfernt steht eine Holzbaracke; ein kunstloses Kreuz zeichnet sie vor den andern aus: das ist unsre Kirche. Statt in dem hohen Gotteshause Sewastopols, predigen wir Sonntag für Sonntag in diesem Holzschuppen; die Zurüstungen zum Gottesdienste machen wir jedesmal eigenhändig vor der Predigt; unser Schreibtisch, mit einem schwarzen Tuche bedeckt, dient als Kanzel und Altar, auf einigen hochbeinigen Bänken und Schemeln sitzen die Zuhörer, denen die Ratten tapfer unter den Füßen umherlaufen. Und doch ist uns dies „Kirchlein in der Wüste" unendlich theuer, und die darin verbrachten Stunden bleiben unvergeßlich unter den schönsten Erfahrungen meines vergangenen Lebens. Mit wohlwollender Bereitwilligkeit hatte der Feldmarschall den evangelischen Geistlichen die Mittel zum Bau einer Kapelle übergeben. Die Eröffnung des evangelischen Gottesdienstes war auf den Armeebefehl aller Regimenter gesetzt worden, damit alle Soldaten sie erführen; jedem war erlaubt zur Kirche zu gehen, wenn ihn der Dienst nicht abhielt.

Am zweiten September weihten wir dies Gotteshaus auf dem Schlachtfelde ein. Etwa zwanzig Officiere hatten sich eingefunden und wir gingen im feierlichen Zuge von unserer Wohnung in die Kirche, aus der sich eben die letzten Genie-Arbeiter entfernten, welche noch die ganze Nacht an der Nivellirung des Bodens gearbeitet hatten, damit unsere Sitze einigermaßen feststehen konnten. Kein Glockengeläute, kein Orgelspiel empfing uns; wohlthuend ertönte aber aus dem Munde meines Amtsbruders das Evangelium vom Hauptmann zu Kapernaum, mit seiner einfachen Anwendung auf die Zuhörer; kräftig erscholl der Gesang eines der alten Psalmen unsrer französischen Kirche aus der Brust der Soldaten: keiner blieb ungerührt und in manches Auge glänzte eine Thräne, als das Weihegebet erklang und den Segen herabrief über diese Friedensstätte.

Für unsere deutschen und elsässischen Glaubensgenossen richtete ich später einen eigenen Gottesdienst in ihrer Sprache ein, an dem namentlich die Soldaten der Fremdenlegion Theil nahmen.

Deutlich steht vor meiner Seele der Advents-Sonntag, an dem ich zum ersten Mal meine Deutschen versammelte und mit ihnen „Eine feste Burg ist unser Gott" unter dem Hüttendach anstimmte. Das Auditorium in beiden Predigten war selten über vierzig Personen stark; doch verhielten sich alle Soldaten stets sehr andächtig. Mancher kam meilenweit herbei, trotz Sturm und Koth, um des Segens christlicher Gemeinschaft theilhaftig zu werden. Da saßen nebeneinander auf den schlechten Schemeln hochgestellte Officiere und gemeine Soldaten, Jünglinge in der Fülle ihrer Kraft und Wiedergenesende mit bleichen Angesichtern. Alle ohne Unterschied mit dankbarem Herzen dem Prediger das Wort abnehmend, das ihnen wieder die Sonntage in der Heimat zurückrief, wo sie in ihrer Kirche dasselbe Evangelium hatten verkündigen hören. Da sitzt in unsrer Nähe ein Mann im weißen Haare, nur die Orden zeichnen ihn, bei seiner einfachen Kleidung, vor seinen Nachbarn aus. In seinem wettergebräunten Gesicht leuchtet herzliches Wohlwollen. Er fällt mit kräftiger Stimme in den Gesang ein und hört andächtig auf jedes Wort, das gesprochen wird. Und doch dürfte er wohl an der Stelle des Predigers stehen und wir zu seinen Füßen sitzen, denn lange, ehe ein Feldprediger die Krim betrat, hielt schon der ehrwürdige Obrist von Mallet Gottesdienste mit den protestantischen Soldaten seines Regiments, ermahnte sie zu allem Guten und ging ihnen selbst mit dem Beispiel eines tadellosen Wandels voran. Wir haben oft unter den Kranken Spuren der Thätigkeit dieses edlen Officiers vorgefunden, den Gott segnen möge, wo er auch sei! Neben ihm sehen wir einen jungen Sergeanten, dessen unverwandt auf den Prediger gehefteter Blick deutlich zeigt, wie offen sein Verständniß ist. Vor sieben Jahren hatte er sich im größten Leichtsinn zum Regiment anwerben lassen, in der Hoffnung als Soldat ein recht lustiges Leben führen zu können. Eines Tages ging er auf dem Kirchhofe der Stadt Blois spazieren, als ihn ein fremder Mann anredete: die hohe Gestalt mit dem auffallend ernsten Gesicht und die klangvolle Stimme flößten dem Rekruten solche Ehrfurcht ein, daß er im höflichsten Tone dem Herrn die gewünschte Auskunft gab. Dieser ließ sich in ein Gespräch mit dem Jüngling ein und erschütterte ihn durch und durch, indem er ihm ins Gewissen redete wie nie jemand zuvor. Beim Abschiede schenkte ihm der Fremde ein Büchlein und empfahl ihm, sich an den evangelischen Prediger in Blois zu halten und von ihm weitere Belehrung zu erbitten. Daß es in so kurzer Zeit einem völlig Unbekannten gelungen ist, sich eine solche Macht über den Geist eines unwissenden Jungen zu verschaffen, wird jeder begreifen, der den Namen Adolph Monod kennt. Dieser hochbegabte Mann war es, der dem leichtfertigen Coutelier in den Weg getreten war und ihn aus seinem Sündenleben aufgeschreckt hatte.

Von dem Tag an wurde er ein andrer Mensch. Als der Krimkrieg begann, wurde Coutelier für viele hunderte der rettende Engel, der ihnen in der Finsterniß des Todes das wahre Licht anzündete; gleich beim Beginn des Feldzugs raffte eine fürchterliche Cholerafeuche die Hälfte seines Regiments in den Hospitälern Athens hinweg; er hielt bei den Pestkranken aus, wenn alle Krankenwärter flohen; er erquickte und tröstete die Sterbenden, bestattete die Todten und blieb selber dabei gesund und kräftig. In den Laufgräben, beim Sturm der Stadt, fielen links und rechts seine Kameraden, und ihm ward kein Haar gekrümmt. An dem Tage, wo ich ihn zuerst sah, kam er so eben aus den Parallelen zurück und erzählte mir, daß ihm eine Bombe zwischen beide Beine gefallen sei, während er auf seinem Posten stand: „Wegspringen konnte ich nicht," sagte er, „ich befahl meine Seele in Gottes Hand, schloß die Augen und erwartete mein Ende. Aber weit umher zerstob das tödtliche Geschoß, und ich blieb unversehrt stehen." Nach seiner Rückkehr ins Vaterland widmete er sich dem Dienste der innern Mission.

Sein unzertrennlicher Freund und Waffengefährte, der Fourier Marchall hatte eine ähnliche Lebensführung hinter sich; doch während Coutelier in seiner Compagnie ungehindert seinen Glauben bekennen konnte, hatte Marchall von Seiten seiner Kameraden und Oberen, denen seine Frömmigkeit ein Dorn im Auge war, manches zu erdulden. Er bewies aber dennoch bei jeder Gelegenheit, daß wahre Gottseligkeit sich mit soldatischem Heldenmuth wohl verträgt; so galt es einst, in einer finstern Nacht auf dem schon mehr erwähnten Friedhof Sewastopols eine Recognoscirung vorzunehmen. Als die Freiwilligen dazu aufgefordert wurden, war Marchall der erste, der sich zu diesem höchstgefährlichen Gang erbötig zeigte. Mit sechs seiner Kameraden brachte er eine Nacht auf dem Kirchhofe zu, die er, wie er uns erzählte, niemals vergessen wird. In der tiefsten Finsterniß

*) Vgl. Jahrgang 1865, S. 646. 719. 767.

schlichen sie Schritt für Schritt inwendig an der Mauer hin, jeden Augenblick erwartend, auf einen feindlichen Posten zu stoßen und unverzüglich niedergemacht zu werden. Deutlich hörten sie die Russen jenseits der Mauer mit einander reden; oft mußten sie lange regungslos stehen bleiben, um sich durch kein Geräusch zu verrathen, dann wieder auf Händen und Füßen kriechend, Steine, Gebüsch, Todtengebeine aus dem Wege schaffen, um weiter vorzudringen. Längst hatte man sie im Regiment für verloren gegeben, als sie plötzlich gegen Tagesanbruch zurückkehrten, nachdem sie den Kirchhof völlig ausgekundschaftet und so die Einnahme eines wichtigen Postens durch ihren Heldenmuth ermöglicht hatten. Auch Marchall kehrte glücklich nach Frankreich zurück und verbreitet jetzt das Wort Gottes unter seinen Landsleuten in Paris.

Unter unsern Zuhörern sah ich auch manches Gesicht aus meinem lieben Heimatlande. Da ist ein edler Schwadronschef, Freiherr von Berckheim, der die Sache der Feldprediger auf warmem Herzen trägt; gleich anfangs war er dem Gründer dieser Mission, Pastor Froffard, ein treuer Freund, er beherbergte ihn in seinem eignen Zelte, begleitete ihn zu allen Regierungsbeamten und verschaffte durch sein Wort und seinen Einfluß dem Amte der evangelischen Aumôniers in der französischen Armee eine Geltung, welche ihm für alle Zukunft zugesichert ist. Das offene Bekenntniß seines evangelischen Glaubens, dessen er sich niemals schämte, und die persönliche Freundschaft, die er uns stets erwies, trugen nicht wenig dazu bei, den protestantischen Geistlichen hohes Ansehen zu erwerben: wir werden es nie vergessen, was der hochverehrte Mann für uns gewesen ist. Einmal bringt er uns den berühmten Sir Hugh Rose mit, der ganz bescheiden Platz nimmt zwischen einem elsässischen Zouaven, vom Pulverdampf wie ein Araber gebräunt, und einem treuherzigen Jungen aus den Waldenser Thälern. Dort sitzt ein dänischer Genie-Officier, der nach der Krim gekommen ist, um im Auftrage seiner Regierung Kriegskunst zu studiren und welcher gern seine Studien unterbricht, um den Sonntag mit uns zu feiern.

Der französische Gottesdienst fand um Mittag statt, die darauf folgende Stunde war der deutschen Predigt gewidmet, zu der ich oft mit gerührtem Herzen die armen Convalescenten aus der Fremdenlegion sich auf ihren Krücken herbeischleppen sah, wenn es das Wetter nur immer erlaubte. Nach beendigter Feier wurde unser Tisch wieder ins Haus getragen, und wir genossen in der Gemüthlichkeit unsers Daheim die noch übrigen Ruhestunden.

Abends, wenn schon alles im Lager still war, klopfte es allsonntäglich an die Thür, und das blonde Haupt unsers besten Hausfreundes, Capitän Salençon, schaute herein, uns einen herzlichen Guten Abend! zurufend Mit ihm, der, obgleich nicht unsrer Confession, doch unsre treuste Stütze war, und alle Leiden und Sorgen der schweren Tage wie ein Bruder mit uns theilte, beschlossen wir unsern Sonntag unter oft ernsten, stets erquicklichen Gesprächen, um am folgenden Morgen das Tagewerk der Woche wieder aufzunehmen, mit frischer Kraft und neuem Muthe.

Unser Lagerkirchlein hat aber auch ein Fest gesehen, zu dem es nicht bestimmt schien.

An einem sonnigen Octobertage erschien der Tisch weiß gedeckt, mit einem schönen, großen Tuche, das ihn völlig verhüllte, und jede Erinnerung an seine ursprüngliche Bestimmung verwischte. Eine reinliche Schale und unser schönstes Glas mit Wasser gefüllt, standen neben der Bibel. Unsre Soldaten schauten verwundert auf diese ungewöhnlichen Zurüstungen; wie wuchs aber ihr Erstaunen, als ein Wagen vor der Kirchthüre hielt und eine Frau mit einem weißverschleierten Kindlein in derselben erschien. Ihr folgten zwei andre Damen, geleitet von zwei Officieren der Fremdenlegion, die auf einem wackeligen Bänkchen vor dem Altar ihre Plätze einnahmen. Die Bewegung erreichte erst ihren Höhepunkt, als das niedliche Mädchen anfing mit heller Stimme zu schreien, so daß es die Mutter, von den Pathinnen gefolgt, schleunigst wegtrug; meine guten Grenadiere schauten ihr theilnehmend nach, höchst befremdet von diesen unerhörten Lauten. Nach der Predigt trat ich vor den Altar und verkündigte der versammelten Gemeinde, daß nun noch ein Kindlein sollte durch die heilige Taufe in den Schoß der evangelischen Kirche aufgenommen werden. Das völlig beruhigte Kind erschien nun wieder und schaute mich mit klaren Augen an, während ich ihm die erste Taufrede meines Amtslebens hielt, in der Feldkapelle vor Sewastopol. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die wackern Soldaten, und ich sah tiefe Rührung in den verwetterten Gesichtern, als ich über des Mägdleins Haupt das Wasser ausgoß im Namen des dreieinigen Gottes und es Maria Victoria nannte. Mit Thränen drückte die Mutter ihr neugetauftes Kind an die Brust, und draußen drängten sich die Soldaten um sie her, mit einer Art theilnehmender Ehrfurcht den Täufling betrachtend, der in ihrer Mitte seine Weihe erhalten hatte.

Wie mag aber das kleine Mädchen in unsrer Soldatenkirche zu seiner Taufe gekommen sein? Das will ich jetzt erzählen.

Einige Tage zuvor, während ich mich zu meinen täglichen Krankenbesuchen anschickte, hielt ein leichter Wagen vor unsrer Thür: ein Mann sprang heraus und fragte mich, ob hier ein evangelischer Prediger wohne? Auf meine bejahende Antwort ersuchte er mich, ihn unverzüglich nach Kamiesch zu begleiten, um dort das Kind eines protestantischen Uhrmachers zu begraben. „Die Eltern sind trostlos," setzte er hinzu, „und wir haben heute erst erfahren, daß Feldprediger unseres Glaubens sich im Hauptquartier aufhalten. Ich bitte Sie, kommen Sie gleich mit mir und bringen sie den Trost Ihres Amtes in dieses Trauerhaus."

Dieser dringenden Bitte leistete ich augenblicklich Folge, nahm schnell Chorrock, Bibel und Liturgie zusammen und setzte mich in das Wägelein, während der Fremde mein Pferd bestieg, um mir die Rückkehr zu ermöglichen.

Die zwei Stunden lange, staubige Straße nach Kamiesch ward in kurzer Zeit durchflogen und wir hielten vor dem Hause des Uhrmachers. Wie schmerzlich berührte mich das Gewühl ringsumher: Kamiesch, wie Balaklava, glich einem großen Jahrmarkt, worin alles nur auf Gewinn und Gelderwerb ausging.

Das Trauerhaus selbst war eine bloße Meßbude, aus schlechten Brettern zusammengefügt, und ich schauderte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß ein armes Kind hinter diesen dünnen Wänden hatte eine schwere Krankheit durchmachen müssen.

Im ganzen waren trotz der ungünstigen Verhältnisse selten Kranke im Ort; unsre so oft von Seuchen heimgesuchten Soldaten sagten mit Verachtung von der Handelsbevölkerung Kamieschs: „Diese Leute gönnen sich nicht einmal die Zeit, krank zu sein!" so übel berüchtigt war die Gewinnsucht der „Mercanti", wie man damals die Kaufleute auf dem Kriegsschauplatz in unserem Heere nannte. Allerdings verdienten sie auch in mancher Hinsicht diesen übeln Ruf, denn die meisten hatten, angelockt von den erhofften Gewinnsten, sich und ihre Familien einer mühevollen, gefährlichen Lebensart ausgesetzt, und um diese Entbehrungen auszugleichen, trieben sie ihre Waaren auf unbillig hohe Preise, nur von dem einen Wunsche beseelt, sich in kürzester Frist ein bedeutendes Vermögen zu sammeln und dann in der Heimat das Leben zu genießen. Dies war auch der Fall gewesen bei dem Uhrmacher, in dessen Wohnung ich nun eintrat. Da lag auf einem elenden Bette, vom heftigsten Fieber geschüttelt, der Hausvater, den Sorge um seinen Liebling und Verzweiflung über dessen Verlust tief erschüttert aufs Lager geworfen hatten.

Dicht an seiner Seite schlief der zweijährige Knabe, hold wie ein Engel, seinen letzten Schlaf. Neben ihm saß die Mutter, eine junge Frau mit sanften Zügen, an ihrer Brust hatte sie einen Säugling, der in rosiger Gesundheit dem Eintretenden entgegenlächelte. Ich setzte mich zu den gebeugten Eltern, und ließ sie ihr Herz ausschütten. Der Mann, ein Schweizer von Geburt, konnte sich lange nicht fassen, er erzählte mir, wie er sich willig alle Opfer dieses mühseligen Lebens auferlegt habe, nur um seinen Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu gründen, „und nun hat mich das unerbittliche Schicksal meines Sohnes beraubt, für mich gibt's keine Freude, kein Glück mehr auf Erden ohne dies Kind, das mein Leben war." Ich sah wohl an den thränenvollen Blicken der jungen Frau, daß sie nicht einstimmte in solches Murren; ihr liebliches Gesicht zeugte von stiller Ergebung in Gottes Rath und Willen. Ich ließ den tiefen Schmerz des Vaters sich völlig aussprechen, und erst als er erschöpft aufs Kissen zurücksank, redete ich ihm sanft zu und durfte sehen, wie nach und nach seine Stimmung milder wurde, und wie die Trostesworte eindrangen in sein lange von Gott entfremdetes Herz. Er brach in bittere Selbstanklagen aus, darüber, daß er sein liebes Kind nicht längst von diesem mörderischen Boden hinweg in die schöne Schweizerheimat geborgen habe, wo es gewiß nicht gestorben wäre! — Gegen Abend endlich, als die zur Leichenfeier Geladenen sich einfanden, hatte er sich gefaßt, und konnte mit stillem Weinen seinen Liebling in den Sarg legen

sehen und andächtig dem Gebete beiwohnen, das ich an seinem Bette sprach, ehe wir das Kind zu seiner letzten Ruhe wegtrugen. Der lange Zug, mit einem protestantischen Prediger an der Spitze, erregte unter der zahlreichen Bevölkerung Kamieschs kein geringes Aufsehen, und vor einer großen Menge hielt ich am offenen Grabe die Leichenrede über die Worte des alten Hiob: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Vor meinem Abschiede von der Uhrmachersfamilie hatten mich die Eltern gebeten, ihr zwei Monate altes Mädchen zu taufen, und so war es geschehen, daß am darauf folgenden Sonntag unser Feldgottesdienst durch die Feier einer Kindtaufe verschönert wurde, zur großen Freude unsrer Soldaten. Als ich bald darauf den Eltern den Taufschein überbrachte, fand ich sie bereits mit dem Auspacken ihrer Niederlassung beschäftigt, und später erfuhr ich, daß diese Familie vor dem Winter glücklich in ihrer Heimat angelangt war.

Der Vater überreichte mir zur Erinnerung an den Tauftag einen silbernen Becher; ich sehe ihn heute noch in den Händen meiner eigenen Kinder, und so oft mein Blick auf den Namen „Sewastopol" fällt, der darauf eingegraben ist, gedenke ich des bretternen Kirchleins mit seinem dürftigen Schmuck und seiner andächtigen Gemeinde; ich habe seitdem viele Kinder getauft, aber nie mit innigerer Herzensbewegung als meinen ersten Täufling in der Feldkirche unseres Lagers.

Bilder aus der Berliner Feuerwehr.

II.

Wie wir die Straße entlang laufen und um die Ecke biegen, kommt uns schon eine zweite Feuerwehrcolonne entgegen und dort eine dritte. Von der Hauptwache und den fünf Depotwachen eilen immer neue Spritzen, Wagen und Mannschaften nach der Brandstätte. Es ist „groß" Feuer, und zwar, wie wir jetzt hören, in der Leipziger Straße.

Wir erreichen sie endlich und sehen das Haus, wo die Flammen in hohen Säulen zum Dache herausschlagen, und das durch einen Cordon von Mannschaften gegen den Andrang des Publikums bereits abgesperrt ist. Unser Genius läßt uns an dem Fenster eines schrägeüber wohnenden Bekannten einen Platz finden, wo wir das grausigschöne Schauspiel in aller Bequemlichkeit übersehen können, denn das brennende Gebäude und die Fackeln, die theils emporgehalten werden, theils auf das Pflaster geworfen sind und dort fortbrennen, geben der ganzen Umgegend eine grelle Beleuchtung.

Drei Spritzen sind schon in voller Thätigkeit und schleudern in einem fort dicke Wasserstrahlen in die zischenden, prasselnden Flammen. Von zwei andern, eben herangekommenen Spritzen werden die Pferde abgesträngt, die Deichsel herausgezogen, der 150 Fuß lange Schlauch aufgewickelt und angeschroben. Jede Spritze, an welcher außer den vier Feuermännern noch 10—15 Spritzenleute thätig sind, wird von einem Oberfeuermann commandirt, der eine Signalpfeife an silberner Kette trägt, womit er seine Befehle ertheilt. Die hohen und tiefen, langen und kurzen Pfiffe übertönen jedes Geräusch und können von der Mannschaft nicht mißverstanden werden, die sie mit der bewunderungswürdigsten Ruhe, Sicherheit und Schnelligkeit ausführen, so daß Maschinen und Menschen stets an der richtigen Stelle und im rechten Augenblicke ineinandergreifen. Das Wasser wird theils durch Schläuche aus den Wasserwagen in die Spritzen geleitet, theils in zahlreichen Rädertienen herbeigeschafft, die etwa 10 Kubikfuß fassen, an den Straßenbrunnen gefüllt und durch zwei Mann gezogen werden, worauf man in ledernen Feuereimern das Wasser in die Spritzen schöpft. Einige Schläuche werden auch direkt auf die Abflußröhren der Wasserleitung geschroben, worauf das dem Feuer feindliche Element in mächtigen Doppelstrahlen herausschießt.

Allein die 150 Fuß langen Schläuche erreichen nicht mehr gewisse Theile des brennenden Hauses. — Ein Pfiff! und sie werden zurückgezogen. — Ein zweiter Pfiff!! und ein neues 50 oder gar 100 Fuß langes Schlauchende wird angeschroben; worauf die Fontainen von neuem und diesmal wirksamer spielen.

In der Mitte des Platzes hält der Branddirektor, umgeben von seinen Officieren oder Brandmeistern, die seine Anordnungen an die einzelnen Colonnen weitergeben; oder er ertheilt seine Befehle auch direkt durch einen Hornisten, der sich an seiner Seite befindet und jene mittelst schriller Signale zur allgemeinen Kenntniß bringt.

Schon ist die Communication im Innern des Hauses unterbrochen, da die hölzernen Treppen und der Estrich der einzelnen Stockwerke bereits vom Feuer ergriffen, und doch befinden sich noch Menschen im Hause, die jetzt im Hemde, wimmernd und händeringend an zwei Giebelfenstern erscheinen: zwei Frauen und zwei Kinder. Ein einstimmiger Angstschrei entringt sich der gaffenden Menge, auf allen Gesichtern bleiches Entsetzen.

Doch Geduld, schon nahen die Retter!

Ein Hornsignal und ein langzitternder Pfiff! — Zwei, vier, sechs, acht Feuermänner, jeder mit einer Leiter bewaffnet, stürzen gegen das Gebäude. Die beiden ersten lehnen ihre Leitern, welche etwa die Höhe eines Stockwerks haben, senkrecht gegen die Wand, indem sie mit dem obern Ende derselben, an welchem sich ein eiserner, gegen zwei Fuß langer Haken befindet, die Fenster der Beletage einstoßen und letzteren an dem Fensterbrett befestigen. Wie die Eichkätzchen fliegen sie die 12 bis 15 Sprossen bis zur Spitze hinauf, worauf sie sich selber mittelst der starken Feder eines Gurthakens, den sie an einem um den Leib geschlungenen festen Lederriemen tragen, an der obersten Leitersprosse einhaken. So schweben sie zwischen Himmel und Erde, am Gurthaken hangend und nur den linken Fuß auf die Leitersprosse stützend, während der rechte Fuß und beide Hände frei bleiben. Mit diesen ergreifen sie eine zweite Leiter, die die unten stehenden Kameraden ihnen zureichen, ziehen sie zu sich hinauf und schlagen sie in derselben Weise in das Fenster des nächsthöhern Stockwerks. Dann schwingen sie sich auf die andere Leiter, an deren Spitze sie sich wieder einhaken, während ihr Platz auf der ersten Leiter von zweien Kameraden eingenommen wird, die nun ihrerseits von den Untenstehenden eine dritte und vierte Leiter empfangen, die sie wieder den über ihren Köpfen schwebenden Genossen zureichen und dann selber an diesen hinaufklimmen. Aber immer darf nur einer die Leiter besteigen und nicht eher, bis sie der andere verlassen hat.

Alles dieses ist mit Blitzesschnelle geschehen, viel schneller, als wir es zu schildern vermögen. Binnen zwei Minuten sind sämmtliche acht Feuermänner an den Giebelfenstern erschienen. Vier von ihnen springen in das Zimmer und laden die zitternden Bewohner ihren draußenstehenden Kameraden auf den Rücken: zuerst die Kinder, die sich stumpfsinnig ihren Rettern überlassen und mit festem Griffe von diesen gepackt werden; dann die Frauen, von denen eine, ein junges hübsches Mädchen, in Todesängsten den Hals ihres Trägers umklammert und diesen beinahe erwürgt, so daß er ihre Arme gewaltsam lockern muß. Und nun sieht man vier Männer mit ihrer lebendigen Last auf dem Rücken an den schwanken Leitern in die schwindelnde Tiefe langsam hinabklimmen: vier lebendige Gruppen, über welche der Wiederschein der nächtlichen Flammen hin und her zuckt.

Tausend Augen erstarren in ihren Höhlen, athemlos harrt die Menge des Ausgangs; denn ein Fehltritt — und jene Braven liegen nebst ihrer Last zerschmettert auf dem Straßenpflaster. Aber die Feuermänner kennen keinen Fehltritt. Bedächtig sucht ihr Fuß Sprosse um Sprosse, jede prüfend und dann erst den andern nachziehend. Jetzt sind sie unten, und die Menge bricht in einen donnernden Jubelruf aus.

Doch wo sind die andern vier? — Seht Ihr sie dort oben mittelst langer Fangleinen die Schläuche hereinziehen und durch Stricke an die Fensterkreuze befestigen, um nun auch die Wasserströme über die Gemächer, Corridore und Treppen zu ergießen? — Dann beginnen sie in den Zimmern aufzuräumen und das bereits angebrannte Holzwerk sowie die leicht entzündbaren Stoffe zu den Fenstern hinaus auf die Straße zu werfen. Endlich werden sie auch das Dach ersteigen, zu welchem Behufe die große Maschinenleiter mittelst zweier Kurbeln in die Höhe gewunden und dort frei aufgestellt wird; worauf die Feuermänner sie erklimmen. An der Dachfirste schwindellos hin- und hergehend und von Rauch und Flammen umspielt leiten sie den Wasserstrahl nach allen Seiten. Doch die Gluten werden immer mächtiger, die Hitze unerträglich, und der Boden brennt ihnen unter den Füßen, daher sie Schritt um Schritt zurückweichen müssen. Wie sie eben hinabsteigen wollen, beginnen auch die Leitern zu schwelen und zu glimmen. Sie sind verloren, denn der Rückzug ist ihnen abgeschnitten! — Mit nichten, denn sie sind auch für diesen Fall prä-

parirt. Um den Leib tragen sie ein Rettungsseil, das sie jetzt an einem vorspringenden Balken befestigen, und an dem sie sich dann in freier Luft ruhig auf die Straße hinablassen.

Der Angriff auf das ungeberdige Element geschieht nun von den Nachbargebäuden aus, deren Mauern und Dächer schon lange mit Wasserströmen übergossen worden, damit sie nicht gleichfalls Feuer fangen möchten. Die Feuermänner schlagen mit ihren Hacken die Brandmauern ein und dringen nun von den entgegengesetzten Seiten in das brennende Giebelgeschoß, wo sie das Fachwerk, die Fenster- und Thürengerüste herausschlagen, die Ständer, Balken und Dachsperren durchsägen und hinabstürzen. Während dessen spielen von der Straße herauf unausgesetzt die Spritzen und Schläuche, so daß die braven Leute einerseits von der Glut geschmort, andrerseits von den Wasserströmen fast erträult werden. Von Zeit zu Zeit tauchen aus den Oeffnungen des Daches ihre Gestalten auf, um halberstickt von Rauch und Qualm, ein Paar Züge frischer Luft zu schnappen und dann wieder an die Arbeit zurückzukehren.

Allmählich werden die zum Dache und zu den Fenstern hinausschlagenden Lohen seltener und kleiner, der massive Qualm schwächer und durchsichtiger. Nach ununterbrochen sechsstündiger Arbeit scheint der schwere Sieg errungen. Schon rasten die Spritzen und rüsten sich zur Abfahrt, indem die Pferde herbeigeholt und angesträngt werden. Die Brandstelle wird aufgeräumt, Schutt und Holztrümmer zusammengehäuft, Trottoirs und Rinnsteine mit Schippen und Besen gereinigt. Schon ertönt das Signal zum Abmarsch. Nur eine Brandwache soll zurückbleiben und die rauchenden Ruinen beobachten.

Da schlagen aus den Kellerräumen, denen sich das anscheinend erstickte Feuer — Gott weiß auf welchem Wege! — mitgetheilt, riesige Rauchwolken hervor und erfüllen die Umgegend mit dicker schwarzer Finsterniß, aus der zeitweise gelbrothe Blitze aufzucken. Der ganze Keller, in welchem große Fässer und Ballons mit Terpentinöl lagern, steht in Flammen, die nun auf allen Seiten hervorbrechen und das geschwärzte und halb verkohlte Holzwerk von neuem in Brand stecken.

Wieder ertönen die Horn- und Pfeifensignale, wieder setzen sich Rädertienen und Feuereimer, Spritzen und Schläuche in Bewegung; aber jetzt ist damit wenig auszurichten. Die gläsernen Ballons sind gesprungen und haben ihren Inhalt entleert, der nun einen wogenden Flammensee bildet, welchen das hereinströmende Wasser nicht zu löschen vermag, sondern nur noch höher anschwellen läßt, indem das brennende Oel obenauf schwimmt. Es bleibt nur die Möglichkeit, das Feuer von der äußeren Luft hermetisch abzuschließen und so zu ersticken; sonst stehen die Nachbarhäuser, das ganze Viertel in der größten Gefahr, denn nur wenige Ellen von der Brandstätte befindet sich ein Fabrikgebäude, in welchem eine Menge von entzündlichen Chemikalien und mehre tausend Pfund Schwefeläther lagern. Wenn diese durch die gleich Raketen herumfliegenden Funken in Brand gerathen, ist eine furchtbare Explosion unausbleiblich.

Die Löschmannschaften reißen an verschiedenen Stellen das Straßenpflaster auf, Karren und Mulden unausgesetzt mit Sand füllend, den sie in den brennenden Raum schaffen und vor den Kelleröffnungen aufhäufen. Der Angriff geschieht gleichzeitig von der Straßen- und Hofseite, die man inzwischen umgangen hat. Aber hier werden die herausschlagenden Flammen von dem orkanähnlichen Luftzuge an dem Wohn- und Hintergebäude hoch in die Höhe getrieben. Die Hitze und der Qualm treiben die Feuerleute immer wieder zurück, oder sie sinken zusammen und müssen über und über geschwärzt von ihren Kameraden hinweggetragen werden; aber schon nach wenigen Minuten kehren sie zurück, Essigschwämme im Munde haltend und von den Spritzen unter ein anhaltendes Tropfbad gesetzt, worauf es ihnen gelingt, die Kellerfenster mit eisernen Thüren, Sandfässern und nassen Sandsäcken zu verbarrikadiren. Andere dringen nochmals in das Gebäude selber, um die Schornsteine und Dunströhren, welche aus dem Keller in die Höhe führen, sofort mit Lehm und Steinen zu vermauern. Erst mit Herstellung dieses Verschlusses und am späten Vormittage ist die Gefahr in der Hauptsache beseitigt, und die Feuerwehr tritt nun wirklich ihren Rückmarsch an, um vielleicht sofort nach einer andern Brandstelle abgerufen zu werden.

Vier starke Feuerwachen bleiben zurück, die während des übrigen Tages und der darauf folgenden Nacht noch manche Gefahren und Kämpfe zu bestehen haben. Zu wiederholten Malen explodiren angesammelte Gase und Wasserdämpfe, die aufgeführte Barrikade wird theilweise auseinandergesprengt und die ausgestellten Posten mit Erde überschüttet, indes von herbeieilenden Kameraden hervorgezogen und die Oeffnungen wieder verstopft.

Am nächsten Morgen erscheint nochmals die Feuerwehr, um die Lage der Sache zu prüfen. Einzelne Luftzüge werden geöffnet, aber sofort steht der Keller wieder in vollen Flammen, und die Zugluft muß eilig wieder abgeschnitten werden. Dies Oeffnen und Schließen wiederholt sich bis gegen Mittag, wo die Abkühlung so weit erfolgt ist, daß die Terpentindämpfe sich nicht mehr entzünden, die noch glimmenden Holzstücke gelöscht, die Barrikaden und die mit Terpentin durchzogenen Sandschichten weggeräumt werden können. Endlich versucht man in den Keller selbst zu dringen, indem die Mannschaften den Sand vor sich hinwerfen; aber die Temperatur ist noch immer drückend und mit abscheulichen Dünsten geschwängert. Viele werden ohnmächtig, oder sie müssen sich erbrechen; andre haben sich Augenentzündungen zugezogen: aber das Feuer ist erstickt und ein unermeßlicher Werth von Waaren und Immobilien, vielleicht das ganze Stadtviertel gerettet.

Sprechen wir jetzt von der Organisation der Feuerwehr, die eine ganz militärische ist. Das Personal besteht aus 1 Branddirector, 1 Brandinspector, 5 Brandmeistern, 1 Feldwebel, 40 Oberfeuermännern, 180 Feuermännern und 360 Spritzenmännern, die sich in 1 Hauptwache, 5 Depotwachen und 18 Feuerwachen, zusammen also in 24 Wachen über die ganze Stadt vertheilen. Feuermänner und Oberfeuermänner recrutiren sich zu 1/3 aus Maurern, 1/3 aus Zimmerleuten und 1/3 aus sonstigen Bauhandwerkern.

Sie müssen gleich den Spritzenleuten ihrer Militärpflicht bereits genügt haben, körperlich stark und gesund sein, und dürfen das vierzigste Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Ihre Anstellung erfolgt auf vierwöchentliche Kündigung und ohne Pensionsberechtigung. Sie erhalten freie Montirung und an Löhnung: der Spritzenmann 150 Thlr., der Feuermann 200 Thlr., der Oberfeuermann 300 Thlr. jährlich.

Der Spritzenmann trägt einen Ueberrock von dunkelblauem Zwillich, mit einem Blechschilde auf der Brust, worauf die Abtheilungsnummer, und schwarze Lederkappe mit schwarzem Bunde.

Der Feuermann trägt eine blaue Tuchjacke, graue Tuchhose, Leibgurt mit eisernem Haken und Handbeil, Lederkappe mit silberner Krone und rothem Bunde, Mantelsack und Doppelhacke.

Die Lederkappen der Feuer- und Spritzenleute gleichen den Jockeymützen, nur haben sie einen höheren Kopf. Im Boden befindet sich zum Schutz gegen herabfallende Steine ein Bandeisen in Kreuzform, der etwa ein Zoll betragende Zwischenraum zwischen Futter und Bandeisen ist mit Pferdehaaren ausgepolstert, die Kappe hinten mit einem bis auf die Schultern fallenden Schutzleder versehen.

Der Oberfeuermann trägt einen blauen Waffenrock, auf den Achselklappen und dem linken Oberarm eine Krone in Silber gestickt, graue Beinkleider, kurzes Schwert mit wollenem Portepée und schwarzer Lederkoppel, Helm und eine Signalpfeife an silberner Kette.

Die Uniform des Branddirectors und seiner Officiere ist etwa die eines Polizeilieutenants; jener trägt einen Säbel, diese einen kurzen Dolchdegen, mit goldnem Portepée; beide Helm und Epaulettes, welche beim Director mit Candillen versehen sind.

Die Mannschaften haben 48 Stunden Dienst und demnächst 24 Stunden Ruhe; indes muß ein Theil der letztern die öffentlichen Theater beziehen, um dort die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines Feuers zu treffen und zu überwachen. Die Theaterwachen bestehen aus je 1 Oberfeuermann und 2—4 Feuermännern. Bricht in einem Theater Feuer aus, so eilt ein Feuermann zur nächsten Feuerwache oder Telegraphenstation, um Hilfe zu requiriren, während seine zurückbleibenden Kameraden das Feuer zu dämpfen versuchen.

Zwei Drittel des Feuerwehrcorps befinden sich stets im Dienst; nämlich auf den verschiedenen Wachen, während das ruhende Drittel eine Reserve bildet, die für den Fall eines längern Brandes die erschöpften Mannschaften abzulösen bereit steht.

Auf jeder der 18 Feuerwachen sind 1 Spritze und 1 Rädertiene, und zur Bedienung derselben 1 Oberfeuermann und 4 Feuermänner, nebst dem nöthigen Gespann stationirt.

Jede der 5 Depotwachen enthält: 1 Maschinenleiter, 1 Utensilienwagen, 1 Wasserwagen, 5 Rädertienen und 1 Personen-Transportwagen. Jede ist permanent besetzt mit 1 Oberfeuermann, 1 Feuermann und 2 Spritzenmännern; *außerdem in der Zeit von 2 Uhr Mittags bis 4 Uhr Morgens* mit 25 Spritzen-

leuten und den erforderlichen Gespannen. Jedes Depot steht unter der Aufsicht eines Brandmeisters, der im Depotgebäude eine Dienstwohnung hat; während die Mannschaften in der nächsten Nähe ihrer resp. Wachen ihre Privatwohnungen haben.

Auf der Hauptwache befinden sich 3 Personenwagen und 1 Wasserwagen, nebst den nöthigen Gespannen. Permanent sind hier 3 Oberfeuermänner, 20 Feuermänner und 37 Spritzenmänner stationirt; außerdem aber von 2 Uhr Mittags bis 4 Uhr Morgens noch 55 Spritzenleute. In den Gebäuden der Hauptstation haben der Branddirector und der mit seiner eventuellen Vertretung beauftragte Brandinspector ihre Dienstwohnungen, und hier befinden sich auch die Büreaux der Feuerwehr.

An Löschgeräthschaften sind überhaupt vorhanden: 23 große fahrbare Spritzen, jede mit Rettungssack, Hakenleitern und Feuereimern versehen, 8 Prahmspritzen, welche auf der Spree stationirt sind, 1 Dampfspritze, zunächst für die königlichen Schlösser und Gebäude bestimmt, 5 Maschinenleitern, 5 Wasserwagen, 53 Rädertienen und 5 Utensilienwagen, zu deren Fortschaffung 38 Gespanne bereit stehen, die nebst den erforderlichen Kutschern von einem Entrepreneur gestellt werden. Die Pferde müssen unter 10 Jahre alt, kräftig und fehlerfrei sein, dem Branddirector vor ihrer Einstellung vorgeführt und etwa untaugliche oder unbrauchbar gewordene Thiere sofort gegen brauchbare umgetauscht werden. Die Kutscher stehen in demselben Subordinationsverhältniß wie die übrigen Feuerwehrmannschaften, und sind gleich diesen bei dem geringsten Versehen strengen Disciplinarstrafen unterworfen, die in Verweisen, Geldbußen, Dienstsuspension, Arrest und Dienstentlassung bestehen.

Sämmtliche Löschutensilien sind nach den neuesten Erfahrungen vervollkommnet; beim jedesmaligen Wechsel der Wache überzeugt sich der Oberfeuermann davon, daß sich dieselben in sauberem und durchaus fehlerfreiem Zustande befinden; und außerdem werden sämmtliche Löschgeräthe wenigstens einmal wöchentlich von dem Brandmeister des betreffenden Depots revidirt. Nach jedem Brande müssen die gebrauchten Geräthe sofort gereinigt, die Schläuche, durchweg genietete Lederschläuche, gesäubert, geschmiert und aufgerollt werden.

Die Mannschaften der einzelnen Wachen, über welche der Feldwebel Buch führt, sind durchweg mit einer Nummer versehen. Jeder Nummer ist während des Wachtdienstes und für den Fall eines Feuers eine bestimmte Function bei einem bestimmten Geräthe zugewiesen, so daß die Löschutensilien, die nebst den aufgeschirrten Pferden zur Abfahrt stets bereit stehen, auf der Brandstätte angekommen, sofort in Thätigkeit gesetzt werden können. Vor jedem Wachtlokal ist ein Posten ausgestellt, der den Feuerruf aufnimmt, wodurch er die Wachtmannschaft und den Kutscher alarmirt; auch sofort das Spritzenhaus öffnet.

Neben der Hauptwache befindet sich ein großer freier Platz, wo die Mannschaften täglich exerciren und mit den Löschgeräthschaften manövriren, sowohl nach Kommandos als nach Pfeifen- und Hornsignalen. Täglich werden sie hier im Laufen, Springen und Klettern, an Tauen und Gerüsten, mit und ohne Last, in den schwierigsten Turnübungen unterrichtet, zu welchem Zwecke ein drei Stock hohes hölzernes Gebäude von ihnen mit Hakenleitern und Rettungssäcken täglich berannt und erstürmt wird.

Der Rettungssack, an welchem oben an der Oeffnung ein runder eiserner Bügel eingenäht ist, wird zwischen zwei schwebenden Leitern an einem 200 Fuß langen Tau heraufgezogen und dann mit der aufgenommenen Last wieder herabgelassen. Er kommt jedoch in der Praxis nur selten zur Anwendung; denn er kann sich verwickeln, oder gegen das brennende Gebäude anschlagen, oder das Tau reißen, oder sein Insasse sonst herausfallen; vor Allem erfordert das Heraufziehen und Wiederherablassen so viel Zeit, daß die Feuermänner mit den gefährdeten Personen auf dem Rücken dreimal eher unten anlangen.

Zur Alarmirung der Feuerwehr dient ein unterirdischer elektromagnetischer Telegraph mit Zeiger- und Weckerapparaten, der die Hauptwache, Depots und einzelnen Feuerwachen nicht nur unter sich, sondern auch mit sämmtlichen Polizeirevierbüreaux, dem Polizeipräsidialgebäude, den königlichen Schlössern, Ministerien und Kasernen, der Post und dem Staats-Telegraphen in Verbindung setzt, und dessen Centralstation sich im Dienstgebäude des Polizeipräsidiums befindet. Eine Feuermeldung, die durch besondere, nicht zu verwechselnde Weckersignale geschieht, unterbricht jede, auf den einzelnen Telegraphenstationen etwa schwebende Correspondenz auf der Stelle.

Ein ausgebrochenes Feuer wird nach Straße, Hausnummer und Größe von der nächsten Telegraphenstation, gewöhnlich dem Polizeirevierbüreaux, nach der Centralstation, und von dieser gleichzeitig allen Feuerwachen mitgetheilt, so daß es binnen wenig Minuten zur Kenntniß aller Mannschaften gelangt. Von den Nachtwächtern wird nur dann Feuerlärm gemacht, wenn sie in ihrem Revier Feuer entdecken; doch wird derselbe von den übrigen Nachtwächtern nicht aufgenommen. Sonst stehen sie mit der Feuerwehr nur insofern in Verbindung, als sie im Winter durch Anziehen der Brunnen das Einfrieren derselben zu verhüten haben.

Je nachdem der Telegraph Kleinfeuer, das ist ein Schornstein- oder Gardinenbrand; oder Mittelfeuer, welches nur das betreffende Haus gefährdet; oder endlich Großfeuer meldet, wodurch auch die angrenzenden Gebäude bedroht sind: — je nach solcher Meldung weiß jede Wache nach der ihr in dieser Beziehung ein für allemal gegebenen Instruction, ob sie überhaupt auszurücken hat und mit welchen Mannschaften und Geräthen.

Bei Kleinfeuer oder Mittelfeuer rücken die auf dem jenseitigen Spreeufer stationirten 9 Feuerwachen und dortigen Depotwachen gar nicht aus, ebenso keine Utensilienwagen und Maschinenleitern; und von den übrigen auf dem diesseitigen Spreeufer befindlichen Feuer- und Depotwachen gewöhnlich nur: 8 Spritzen nebst Rädertienen, 5 Wasserwagen und die zu beiden gehörigen Bedienungsmannschaften; wozu von der Hauptwache noch 3 Oberfeuermänner, 20 Feuermänner und 25 Spritzenleute kommen.

Bei Feuern in der Nacht treten diese Mannschaften noch von der Hauptwache 1 Oberfeuermann und 53 Spritzenleute, und aus jedem der fünf Depots 1 Oberfeuermann und 25 Spritzenmänner hinzu; so daß sich die Depotwachen bei jedem nächtlichen Feuer, die Hauptwache aber bei jedem Feuer betheiligt.

Bei Großfeuer rücken sämmtliche Wachen mit allen Mannschaften und Geräthen aus. Auf allen Wachthöfen läuten dann die Alarmglocken, ertönt der Ruf Feuer! Feuer!! Feuer!!! und unmittelbar darauf die Commandos: Spritzen heraus! — Angesträngt! — Zum Abmarsch — fertig! — Marsch! Marsch!! — die kaum ausgesprochen, auch schon ausgeführt sind.

Die Mannschaften der Feuerwache nehmen auf ihrer Spritze Platz, während für die Mannschaften der Depots und der Hauptwachen Personenwagen bereit stehen, um dieselben auf einmal, schnell und mit ungeschwächter Kraft zur Brandstelle zu schaffen.

Die auf der Brandstelle zuerst ankommenden Spritzen und Colonnen beginnen sofort ihre Thätigkeit, einstweilen unter Leitung des betreffenden Oberfeuermannes, bis der nächste Vorgesetzte desselben eintrifft, worauf das Commando an diesen übergeht. Die Oberleitung steht natürlich dem Branddirector, in dessen Behinderung dem Brandinspector zu; doch hat der Polizeipräsident von Berlin in jedem Augenblick das Recht, das Commando selber zu übernehmen.

Die Schutzmannschaft und die sonstigen Polizeiexecutivbeamten haben die Brandstelle abzusperren, der Feuerwehr den Raum für ihre Operation zu schaffen und die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie sind während des Dienstes auf der Brandstelle dem Branddirector gleich den Feuerwehr-Mannschaften subordinirt, und gehalten, seinen Anordnungen unweigerlich nachzukommen; widrigenfalls er berechtigt ist, sie außer Wirksamkeit zu setzen und nöthigenfalls zum Arreste abführen zu lassen.

Mit dem Feuerlöschwesen steht in enger Verbindung die Straßenreinigung, die neben dem Telegraphen, den Straßenbrunnen und Spritzenhäusern von dem Branddirector verwaltet wird.

Die Reinigung und Besprengung sämmtlicher Straßen der Hauptstadt geschieht nämlich durch die Spritzenleute, wodurch jener eine Summe von 50,000 Thalern jährlich erspart wird. Diejenigen Spritzenleute, welche nicht den Dienst auf der Hauptwache oder bei den Wasserwagen der Depots haben, fungiren bei Tage als Straßenreiniger; während sie des Nachts gleichfalls Wachtdienste zu verrichten haben, und sich bei jedem Feuer rechtzeitig einstellen müssen.

Doch die Feuerwehr hat noch mancherlei anderweite Functionen: — Sie kämpft nicht nur mit dem Feuer, sondern auch mit dem Wasser, wenn z. B. die Spree über ihre Ufer getreten oder ein Rohr der Wasserleitung gesprungen, und nun ein Keller oder eine ganze Straße in Gefahr stehen zu ertrinken. Sie erscheint plötzlich, um einen vorschriftswidrigen Neubau oder ein dem Einsturz drohendes Gebäude niederzureißen; um den zu früh angeworfenen Kalkputz abzuschlagen; oder einen störrigen Miether an die Luft zu setzen; um



Rettung aus Feuersnoth.

Originalzeichnung von E. Arnold.

einen Haufen Bausteine oder einen in Gedanken stehengebliebenen Bauzaun aus dem Wege zu räumen; um einen staubigen Exercirplatz mit Wasser zu sprengen, oder einen sinkenden Kahn durch schnelles Ausladen vom Untergange zu retten, oder bei einem Studentenaufzuge die zusammengeworfenen Fackeln zu löschen.

Die Unterhaltung der Feuerwehr kostet jährlich etwa 120000 Thlr., woran sich der Staat mit einer Summe von 30000 Thalern betheiligt, während das Uebrige die Commune aufbringt. Allerdings eine respectable Summe, aber keineswegs so ungeheuerlich, wenn man erwägt, wie das alte, so höchst mangelhafte Feuerlöschwesen im Jahre 1849 gleichfalls gegen 60000 Thaler Unkosten verursachte, und die Lohnsätze sich inzwischen um das Doppelte gesteigert haben. Außerdem sind die Mehrkosten indirect mehr als gedeckt, indem die verschiedenen Feuerversicherungsgesellschaften in Folge der Reorganisation des Feuerlöschwesens die Beiträge auf ein Viertel, nämlich von 2 Thlr. pro Mille auf 1/2 Thlr. pro Mille herabgesetzt haben. Aber abgesehen hiervon, verschwinden die ganzen 120000 Thlr. zu einem winzigen Procentsatz gegenüber der Thatsache, daß Berlin gegenwärtig einen Häuserwerth von 200 Millionen Thaler und einen Mobiliarreichthum von gleichfalls 200 Millionen Thaler — die Masse der unversicherten Mobilien nicht gerechnet — zusammen also die kolossale Summe von 400 Millionen Thaler repräsentirt.

Seit Errichtung der Feuerwehr gehört ein größeres Brandunglück fast zu den Unmöglichkeiten. Die Zahl der Brände, welche früher fast allnächtlich die Stadt in Aufruhr und Schrecken versetzten, wird mit jedem Jahr kleiner, und eine Feuersbrunst wird, wenn sie nur rechtzeitig und am richtigen Orte gemeldet, meist im Keime erstickt. Die ehemals so zahlreichen Brandstifter wagen der Feuerwehr gegenüber nur noch sehr vereinzelt aufzutauchen, da sie an das Gelingen ihres frevelhaften Unternehmens nicht mehr glauben; und die Diebe und Excedenten, welche früher bei jedem Brande eine so schreckliche Rolle spielten, sind heute von der Brandstätte gänzlich ausgeschlossen. Mit ruhigem Vertrauen geht Berlin jetzt zu Bette, denn es weiß, daß die Feuerwehr über der Stadt wacht, und ebenso vertrauensvoll

überliefert der vom Brandunglück Heimgesuchte Leben und Habe den geschickten und kühnen Rettern.

Die Berliner Feuerwehr ist die originelle Schöpfung desjenigen Mannes, der seit 15 Jahren an ihrer Spitze steht. C. L. Scabell ist im Jahre 1811 zu Berlin geboren und studirte das Baufach, worauf er als königlicher Bauinspector zu Liegnitz, dann als Betriebsdirector der Stettiner Eisenbahn und noch später als technischer Hilfsarbeiter im Ministerium fungirte.

Auch bei dem alten Feuerlöschwesen war er seit 1845 als Oberspritzencommissarius thätig. Nachdem er die Einrichtungen der Feuerlöschcorps zu Paris, London, Petersburg, Mailand, Karlsruhe, Magdeburg und Hamburg, zum Theil an Ort und Stelle studirt hatte, errichtete er im Jahre 1851 die Berliner Feuerwehr, vorwiegend nach eigenen Principien, wie sich denn das hiesige Institut von den eben genannten Corps sehr wesentlich unterscheidet und diese in vielen Puncten übertrifft.

Nach dem Vorbilde desselben sind später die Feuerwehrcorps zu Breslau, Königsberg in Pr., Memel, Danzig und Stettin errichtet, und die dortigen Officiere und Mannschaften fast alle aus der Schule Scabells hervorgegangen. Fortwährend befinden sich bei der Berliner Feuerwehr Fremde, In- und Ausländer, um hier den Dienst zu erlernen und später in ihrer Heimat ein ähnliches Institut zu errichten. Mehre auswärtige Regierungen haben den Begründer der Berliner Feuerwehr durch Orden und andrer Auszeichnungen geehrt.

Seine Dienstwohnung nebst der Hauptwache und den Büreaux der Feuerwehr befinden sich jetzt in der Lindenstraße, früher in der Breitenstraße. Als ich ihm vor wenig Tagen meinen Besuch machte, ertheilte er mir mit großer Bereitwilligkeit jede Auskunft, die ich nur wünschte, zeigte mir auch die telegraphischen Einrichtungen, vermittelst der er von seinem Arbeitszimmer aus die verschiedenen Beamten, Mannschaften und Löschgeräthschaften herbeiruft oder nach irgend einem Orte dirigirt. Auch in seinem Schlafzimmer befindet sich ein telegraphischer Apparat, der ihm von jedem Feuer Meldung macht und auf dem er dann die ersten Anordnungen ertheilt.

Wir standen am Fenster und blickten auf den Hof hinab, wo die ausgestellten Posten langsam auf und ab schilderten, die Mannschaften in den Thüren und Fenstern lehnten, mit einander plaudernd, oder den Himmel angaffend. Ein Bild des tiefsten Friedens, der gemüthlichsten Unbesorgtheit.

„Sehen Sie," sagte Scabell, „wie die Kerle sich sonnen! — Aber wie viel Zeit glauben Sie erforderlich, um die ganze Hauptwache mit allen Spritzen, Fuhrwerken und Geräthschaften fix und fertig vorne auf der Straße halten zu lassen?" — „Nun — etwa 5 Minuten." — „Pah!" machte er, „das wäre zehnmal zu lange. In 5—10 Minuten lasse ich die Spritzen von dem entferntesten Depot, etwa aus der Linienstraße hierherkommen, das, wie Sie wissen, eine gute halbe Meile von hier abliegt." — „Wirklich?!" sagte ich etwas ungläubig. „Nun, Sie können es ermessen an der Zeit, in der ich die Hauptwache auf die Beine bringe. — Sie werden mir aber nicht den Einwand machen, als ob ich die Leute vorbereitet hätte, denn ich konnte Ihren Besuch doch nicht voraussehen." — „Nein, gewiß nicht!" — „Gehen wir also hinunter." — Auf dem Flure angekommen, bat er mich, nach meiner Uhr zu sehen. — „Zehn Minuten über 6 Uhr. — „Nach Minuten pflegen wir nicht zu zählen. — Hier, nehmen Sie meinen Chronometer und zählen Sie gefälligst die Secunden. — Jetzt also!" — Er drückte an einem Knopfe in der Wand, und im selben Augenblicke begannen verschiedene Glocken zu läuten, auf dem Hofe und in den umliegenden Gebäuden. — „Lassen Sie uns bei Seite treten, sonst werden wir in Grund und Boden gerannt!"

Und so war es. — Die auf- und abspazierenden Posten, die gaffenden Mannschaften schienen vom Sturmwinde erfaßt und durcheinandergeworfen. — Feuer! Feuer!! Feuer!!! erschallt es von allen Seiten. — Die Thüren und Thorflügel springen auf, die Spritzen und Transportwagen fliegen heraus, die Pferde sind schon angesträngt, die Feuermänner und Spritzenleute stehen und sitzen schon oben; und jetzt rasseln die Wagen über den Hof, durch die Portale auf die Straße hinaus. — Eins, drei, fünf, sieben, zehn Fuhrwerke. Jedes fliegt wie ein Blitz an unsern wirbelnden Sinnen vorüber.

„Hauptwache zum Abmarsch bereit!" meldet ein Officier.

„Es ist nichts!" sagt Scabell. — „Ich wollte dem Herrn hier nur ein Pröbchen von der Schnelligkeit unserer Evolutionen geben. — Lassen Sie die Wagen gefälligst zurückkehren und die Leute absitzen. Wieviel Zeit, Herr?"

„Fünfundzwanzig Secunden! Es ist erstaunlich. Welch straffe Disciplin war erforderlich, um diese Windeseile, um soviel Präcision hervorzubringen."

„Nicht blos Disciplin!" entgegnete der Chef. „Man muß auch das Selbstvertrauen der Leute, ihren Ehrgeiz zu wecken wissen; denn im Feuer arbeiten sie oft ohne Commando, sich selber und sich allein überlassen, ohne daß man sie controliren könnte."

Und damit verabschiedete er sich.

Ich aber will diese Skizzen nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, wie Scabell sich noch manch andres Verdienst um seine Vaterstadt erworben hat.

1852 reiste er im Auftrage der Regierung nach England, um hier mit einer Gesellschaft zu unterhandeln die gleich darauf die Berliner Wasserwerke erbaute und zu diesem Behufe ein Capital von drei Millionen Thaler ins Land brachte.

Im Jahre 1855 gründete er in Verbindung mit mehren Capitalisten und andern dem Gemeinwohl ergebenen Männern die öffentlichen Wasch- und Badeanstalten zu Berlin, die nach seinen Zeichnungen und Anschlägen und unter seiner Oberleitung erbaut wurden. Seitdem werden diese Anstalten täglich von hunderten benutzt, vornämlich — wie es auch der Absicht der Gemeinden entspricht — von Personen aus den untern Ständen.

Endlich ist er seit längerer Zeit thätig, Berlin mit einem vollständigen Kloakennetz zu versehen, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß diese für den Gesundheitszustand und das Wohlbefinden der Residenz so dringende Angelegenheit recht bald alle pecuniären Hemmnisse überwinden und zur Realisirung gelangen möchte.

Gl.

Briefkasten.

Dr. K. in Aschersleben. Als sicherstes Mittel gegen Heimchen oder Hausgrillen streuen Sie Malz, welches mit Arsenik oder Quecksilberpräparat gekocht worden ist. Es läßt sich dies jedoch nur sehr ausnahmsweise da anwenden, wo durch die sterbenden Thiere nicht eine anderweitige Vergiftung von Speisen, Geflügel u. dgl. herbeigeführt werden kann. Da Sie in einem Bäckerhause wohnen, würde Ihnen die Anwendung von Giften überhaupt nicht angerathen werden dürfen. Sie müssen deshalb zu weniger wirksamen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, durch welche wenigstens die Zahl der störenden, ungeladenen Gäste etwas verringert wird. So empfiehlt man Milch mit Pfeffer wie gegen die Stubenfliegen. Ritze und Lücken im Mauerwerk müssen wo möglich verstrichen werden. Wo Eingießen von heißem Wasser statthaft ist, mag man dies auch thun. Ferner lege man Erbsenstrohbündel, Lederstiefel, offne Säckchen u. dgl. Abends in die Zimmerecken und tödte früh die dort eingekrochenen Thiere. Als besondere Heimchenfallen lege man Glasflaschen schief und bestreue sie innen mit Mehl und Zucker. Zur Mündung der Flasche diene ein schräg gelegter, mit Mehl und Zucker bestreuter Holzspahn als Brücke. Die in die Flaschen eingekrochenen Grillen können nicht wieder heraus. Ein weites Zuckerglas, innen mit derselben Lockspeise versehen, entweder in die Erde bis zur Mündung eingegraben, oder durch Holzspahnbrücken u. dgl. zugänglich gemacht, binde man oben mit einem steifen Papier zu und bringe in der Mitte des letztern ein sternförmiges Loch an. Hilft dies alles nicht, so verurtheilen Sie die Ueberlebenden zur sichersten Todesart, zu jener — aus Altersschwäche.

Hrn. Tischler D. in Mühlhausen. — Der Verf. des Aufsatzes über antike Geräthe ist Dr. C. Friederichs, Professor an der Universität zu Berlin.

An den Freund des Feldpredigers. — Allerdings theilt unser Mitarbeiter in den „Erinnerungen" seine eigenen Erlebnisse mit. Er ist ein Elsässer und vermag als solcher in französischer und deutscher Sprache gleich gut zu predigen. Die Ei[illegible]ung des evangelischen Feldpredigeramtes im französischen La[illegible] [illegible] Sewastopol ist ein Liebeswerk der französischen Prote[illegible], vor allem des Pastors Vallette in Paris, der den Geda[illegible] [illegible] anregte und durchführte, aus eigenen Mitteln Feldprediger zu [illegible] evang[illegible]en Brüdern im fernen Orient auszusenden.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 5.

Am Fuße des Arber.

Dorfgeschichte von Andreas Oppermann.

(Schluß.)

Da sprang Adrian jäh auf. Ueber dem See, unter ihm kreiste ein Geier. Wie um seinen Empfindungen, die ihm das Herz zusammenzukrampfen drohten, Luft zu machen, nahm er den Stutzen. Laut donnerte der Knall in den Bergen; getroffen sank der Vogel in schnellem Falle auf die Fläche des Sees; deutlich konnte man noch den Flügelschlag an den Ringen des Wassers bemerken. Aber bald verzogen sich diese Kreise, dann war der See wieder so still und so unbewegt, wie vorher.

Nachdem der Jäger sein Gewehr von neuem geladen, schritt er weiter, und gelangte bald nach dem Gipfel des Arber. Hier hatte sich vor der daselbst befindlichen kleinen Capelle allerlei Landvolk aus der Umgegend eingefunden, das in bunten Gruppen um die angemachten Feuer saß. Bald fand sich auch ein Jäger nach dem andern ein. Manche brachten ihre Weiber und Töchter mit. In der Blockhütte, welche sich in der Nähe der Capelle, an einer etwas von dem Winde geschützteren Stelle befand, wurde ein echtes Weidmannsfrühstück servirt. Nun begann ein lustiges Leben, der Becher kreiste von Mund zu Munde, und des Begrüßens der neuen Ankömmlinge war kein Ende. In ernsten und heiteren Gesprächen saßen die Männer beisammen, und die Frauen, die sich sonst selten im Jahre sahen, hatten sich Wichtiges mitzutheilen, die jungen Mädchen aber harrten mit Ungeduld des Nachmittags, wo ein froher Tanz oben auf dem Berggipfel das Fest gegen Abend zu beschließen pflegte.

Unter dem Landvolk hatte sich, etwa zwei Stunden nachdem Adrian angekommen, auch „Mannerl" aus Arnbruck eingefunden. „Bist auch da, Du alter Herumlungerer," mit diesen Worten hatte ihn Adrian angeredet, als er seiner ansichtig geworden, und hatte sich dann weiter nicht mehr um ihn gekümmert. Dieser aber ließ jenen nicht mehr aus den Augen. Er bemerkte bald, wie Adrian sich mehrmals von der Gesellschaft entfernte, den Berghang einige fünfzig Schritt hinabging bis zu einem Vorsprung, von dem aus man weiter hinabblicken konnte, wie jemand, der irgend etwas ungeduldig erwartet. Dann sah er, wie Adrian plötzlich in kräftigen Sätzen und mit einem Juchschrei einem Mädchen, das eben die letzte Bergspitze in Gesellschaft einer Frau und eines Försters erklommen hatte, entgegensprang, die Ueberraschte nach Herzenslust küßte und nun des Lachens und Begrüßens kaum ein Ende fand. „Oho," murmelte der „Mannerl" für sich hin, „das ist ein guter Fund," und machte sich alsbald so unbemerkt als möglich davon. Als er soweit den Berg heruntergeschritten war, daß man ihn in dem erst einige hundert Schritt unter der Spitze beginnenden Wald nicht mehr beobachten konnte, begann er zu laufen, und nun ging's über Stock und Stein, wie man's dem alten Mann gar nicht zugetraut hatte, den kürzesten Weg hinunter und nach Arnbruck.

Lustige Tanzmusik tönte ihm hier aus dem Wirthshause entgegen. Die jungen Bursche und Jungfrauen, welche erst im Freien den hohen Kirchweihbaum mit seinen bunten Bändern umtanzt hatten, waren in feierlichem Zuge schon vor zwei Stunden im Wirthshause angelangt.

Ehedem hatte Veronika, welche eine der schmucksten Tänzerinnen war, wohl den Tanz eröffnet, und sah es gar nicht ungern, wenn sie hie und da etwa von einem Fremden aufgeführt wurde. Mit jedem Burschen tanzte sie freilich nicht, das schickte sich nach ihrer Ansicht nicht für sie.

Heute war sie im Saale gar nicht zu erblicken. Sie befand sich in ihrem nach dem Garten hinausgelegenen Zimmer.

Sie saß in einem hohen Lehnsessel, der in der tiefen Fensternische stand, ihr Arm stützte sich auf den davor befindlichen Tisch von schwerem Nußbaumholz mit kunstreich eingelegten Elfenbeinzierrathen. Die Hand, auf welche sie ihr Haupt stützte, war halb von dem reichen Haare verdeckt. Neben ihr saß Adrians Jagdhund, er schaute aufmerksam, mit seinen treuen braunen Augen zu ihr auf, verwandte keinen Blick von ihr und hatte seinen Kopf dabei auf ihrem Schoße aufgelegt.

In dem hellen freundlichen Zimmer, durch dessen Fenster die Nachmittagssonne verstohlen zwischen den Bäumen hereinglitzerte, wars überaus wohnlich. Schneeweiß erglänzte das feine Linnen des Bettes, dessen Kissen zierlich mit bunten Bändern zusammengebunden waren. In reichen Falten legte sich der ausgespannte Betthimmel darüber. Gegenüber stand ein großer Schrank von Nußbaumholz mit allerlei zierlichem Schnitzwerk und mit der von hellerem Holz eingelegten

Jahreszahl 1620. In der einen Ecke des Zimmers stand „unser alter Freund“, der Ofen mit seinen bunten Kacheln, auf denen die Austreibung Adams und Evas aus dem Paradiese in erhabener Arbeit dargestellt war. In der andern Ecke, gerade bei der Thüre, war das Bild der heiligen Jungfrau mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt, darunter ein kleiner Weihkessel von schwerem Silber. Der Fußboden der Stube war so blank gescheuert, daß man kein Stäubchen darauf sah. In dem kleinen Schranke am Fenster, dessen Wände von Glas waren, sah man reiches Silbergeschirr, Kannen von edlem Metall und manchen seltenen, alten Steinkrug. Alles blinkte und glitzerte, und die alten Möbel schauten sich vergnügt einander an. Im Zimmer war es so still. Die Töne von außen, das lustige Gezwitscher der Sperlinge in der vor dem Fenster befindlichen Weinlaube, und die vom ziemlich entfernten Tanzsaale hie und da herüberklingende Musik, vermochten den Eindruck der Stille, der durch den langsamen und leisen Gang der alten Wanduhr eher erhöht wurde, nicht zu zerstören.

Mit der Wohnlichkeit des traulichen Raumes stand der tiefe Ernst, der Schmerzensausdruck der Bewohnerin im seltsamen Widerspruch. Veronikas Gedanken richteten sich alle auf einen Punkt .... „Wenn es wirklich wahr wäre, und er triebe nur sein Spiel mit mir!“ ...

Sie konnte aber den Gedanken selbst niemals ausdenken. Krampfhaft preßte sie beide Hände vor die Augen.

Da lebte in allen seinen kleinsten Einzelheiten das Bild vor ihrer Seele auf, wie Adrian vor wenigen Wochen einmal spät Abends nach Hause gekommen war. Die Gäste unten in der Stube waren schon längst fortgegangen, die Dienstleute hatten sich bereits zur Ruhe gelegt. Nur sie wachte noch, und schritt mit unruhigem Sinn in ihrer Stube auf und ab. Sie war von einer ihr selbst unerklärlichen Angst um Adrian befangen. Wenn auch zwischen ihnen noch kein erklärendes Wort gefallen war, so liebten sich beide doch im stillen und wußten es — eines aus des andern Blick und Thun.

Horch — da fiel ein Schuß — und dann wieder einer, ganz in der Nähe des Dorfes hinter den Gärten nach dem Walde zu! ... Es war ihr nun zur Gewißheit geworden, daß dem Geliebten ein Unglück widerfahren sei. Schon wollte sie die Knechte wecken, damit diese Kundschaft einziehen sollten in der Richtung, in welcher die Schüsse gefallen, schon wollte sie in ihrer Herzensangst sich selber aufmachen, um zu helfen, zu retten ... als sie die Hausthür leise öffnen und schließen hörte, und dann Adrians Schritt auf der Treppe erkannte. Sie war mit dem Licht in der Hand in der halboffnen Thüre, an welcher er vorüber mußte, stehen geblieben!

An der Blässe seines Gesichtes, an der Unruhe seines Grußes merkte sie alsbald, daß etwas vorgefallen sei, und daß die Schüsse, die sie gehört, mit ihm im Zusammenhange ständen .... jetzt sah sie auch, wie er sich den einen Arm mit einem Tuche zuhielt. Auf ihre dringende Frage gestand er zu, daß ihn der Schuß eines Wilddiebes am Arme gestreift habe. Trotz seines Widerstrebens, und obgleich er meinte, es sei nicht der Rede werth, war sie darauf bestanden, daß er sich die Wunde verbinden ließ. In der That war es nur ein Streifschuß, der die Haut oberflächlich berührt hatte; dennoch hatte die Aufregung und der ziemlich starke Blutverlust den sonst so kräftigen Mann etwas angegriffen. Als sie ihm aber mit geschickter Hand den Verband von weicher Leinwand, welche sie sorgsam aus ihren Vorräthen hervorgeholt, angelegt hatte, hatte er sich bereits wieder vollkommen erholt. Wie sie so vor ihm gestanden, hatte er lange ihre Hand in der seinigen gehalten, und ihr ins Auge geschaut .... wie es gekommen, daß sie sich dann in den Armen gelegen — das wußte sie sich nicht zu sagen .... Von jenem Augenblicke gehörte sie ihm an, mußte ihm angehören für's Leben .... oder es war aus mit ihrem Leben und mit ihrem Glück für ewig — hienieden und dort ....

Und doch hatte sich in ihr seit einiger Zeit der Verdacht festgesetzt, daß er sein Spiel mit ihr getrieben, daß er sie gar zu verlassen gedenke. Jede Ader in ihrem Wesen empörte sich zwar mit einem Angstschrei dagegen, sie konnte, wenn sie der Gedanke beschlich, kaum Athem vor ihm finden, sie verjagte ihn mit aller Anstrengung der Seele; dennoch kehrte er immer wieder.

Sie fragte sich zwar in ruhigern Augenblicken ernstlich, ob dieser Verdacht nicht grundlos, aber selbst der kalte Verstand konnte ihr allerdings nicht widersprechen, wenn sie Adrians Benehmen in der letzten Zeit etwas verändert fand, wenn sie sich sagte, daß es in den letzten Tagen sogar den Anschein gehabt habe, als wolle er vor ihr irgend ein Geheimniß verbergen .... was sollte es sein? ....

In namenloser Aufregung sprang sie vom Stuhle, und schritt das Zimmer entlang .... da pochte es leise an der Thüre. Herein trat „Mannerl“ athemlos, glühend vor Hitze. Seine Nachrichten hatte er bereits dem Brandelbauern mitgetheilt, dann Veronika im Tanzsaale gesucht, und als er sie dort nicht gefunden, war er nach ihrem Zimmer gegangen, ob sie hier etwa zu treffen sei. Freundlich meckernd, konnte er vor Hast kaum die Worte hervorbringen:

„Nun, diesmal war's doch nicht blos ein schlimmer Verdacht, Frau Gevatterin, hab's mit eigenen Augen gesehen, wie der Herr Adrian droben auf dem Arber mit seiner Geliebten zusammenkam. Das war eine Freud, und ein Küssen und Umarmen, hab' lang nicht so was gesehen. Der schändliche Mensch betrügt Euch wahrhaftig, na, ich wollt's ihm schon weisen! Oder glaubt Ihr's noch nicht? Diesmal könnt Ihr Euch selbst Gewißheit verschaffen, könnt's mit eignen Augen sehen. Die sauberen Herren dort oben brechen vor Abend nicht auf, sein Weg führt ihn an der Seewand vorbei, Ihr kennt die Stelle ja genau, dort müßt Ihr ihm begegnen, wenn er mit seinem Schatz nach Hause zieht. Da könnt Ihr ja sehen, ob ich wahr gesprochen, und könnt mit ihm das Weitere ausmachen. Entgehen kann er Euch dort nicht, wenn er nicht schon vorher in den Abgrund hinunterstürzt, wie er's verdient. Es ist eine wahre Schand!“

So würde er wahrscheinlich noch lange fortgesprochen haben, wenn nicht Veronika, nachdem sie ihn bisher scheinbar ruhig angehört hatte, ihn plötzlich angeherrscht hätte.

„Mannerl,“ rief sie, „packt Euch fort mit Eurem Geschwätz — auf der Stelle, oder ich werf' Euch die Stiegen hinab, daß Ihr Hals und Beine brecht.“

„Nun, nun, nur nicht so hitzig,“ entgegnete der Barbier, „was kann ich denn dafür, daß Ihr Eure Ehre und Euren Stolz an einen Menschen wegwerft, der Euch zum Narren hat — die stolze Frau Wirthin von Arnbruck, der die jungen Bauern ringsherum alle zu schlecht waren! Immer zu, immer zu, macht was Ihr wollt. Aber gesehen habe ich's doch, wie sich die zwei dort oben in die Arme fielen und glückselig waren ha, ha, ha! Gesehen habe ich's doch! Ha, ha, Adjes!“

Damit war er zur Thüre hinaus.

In Veronikas Zügen war eine erschreckende Veränderung vorgegangen. Tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, welche bald wieder von fliegender Glut verjagt wurde. Sie preßte die Augen zu, ein stechender Schmerz ging durch ihre Brust, auf welcher sie die Hände gefaltet hielt. So stand sie eine Weile still. Dann — plötzlich leuchteten ihre dunklen Augen auf, rasch ging sie an den Schrank und holte sich daraus ihre Silberhaube mit den schweren seidnen Bändern hervor, und befestigte dieselbe in ihrem starken reichen Haar, dann band sie die Schürze ab; so war sie zum Ausgange gerüstet.

„Gewißheit muß ich haben, ich vergeh' sonst schier.“ Mit diesen laut vor sich hingesprochenen Worten ging sie aus der Thüre und gelangte ungesehen in den Stall, in dem ihre sechs muthige Rosse standen. Sie selber — denn die Knechte waren alle beim Tanze, und sie wollte keinen rufen — schirrte hierauf die beiden Rappenhengste, ihre Lieblinge an; freudig wieherten ihr die Gaule zu, aber sie hatte heute kein Schmeichelwort für sie, stumm, rasch und gewandt legte sie ihnen ihr Geschirre an und führte sie dann vor den im Hofe befindlichen Schweizerwagen. Eine Minute darauf fuhr sie zum Hinterthore des Hofes hinaus, um auf dem hinterm Dorfe sich hinziehenden Feldwege, unbeobachtet und ohne die Dorfgasse berühren zu müssen, nach der Landstraße zu gelangen. In der That war ihr auch niemand von ihren Bekannten begegnet. Auch im Hause hatte sie keines von ihren Leuten gesehen, alle waren im Vorderhause zu sehr in der Kirterfreude befangen. Nur „Mannerl“ hatte ihr neugierig blinzend und nicht ohne Schadenfreude vom Fenster des Fuhrmannsstübels, das nach dem Hofe hinausgelegen war, zugeschaut.

Kaum fünf Minuten darauf jagte Veronika schon auf der Landstraße nach Bodenmais dahin. Kurz vor dem Dorfe hatte sie ihren Kuhbuben getroffen. Es fiel ihr ein, daß sie unbeobachtet und ohne durch Fragen belästigt zu werden, von Bodenmais aus nach dem Arber gelangen könne, wenn sie die Pferde nicht selber einzustellen brauchte, und sie war nicht aufgelegt, heute mit Menschen zu reden und ihnen Auseinandersetzungen zu machen. Darum hatte sie dem Buben befohlen, mit einzusteigen, damit sie jemanden für die Pferde hätte.

Sie selbst führte mit kräftiger Hand die Zügel und schwang

die Peitsche. In wildem Laufe jagten die Rosse dahin, lange Staubwolken hinter sich lassend. Es war ein wunderliches Gefährt — die stolze junge Frau mit ihren großen dunklen Augen, welche starr auf die Rosse gerichtet waren, mit den flatternden Bändern ihrer Silberhaube — daneben der kleine arme Bub, der scheu und erstaunt, und nur hie und da verstohlen nach seiner Gebieterin aufschaute, die heute gar so wild aussah und am Kirchweihtage von zu Hause weg fuhr! Die Leute, an denen das Gefährt vorüberbrauste, schauten lange nach und schüttelten den Kopf, sie trauten ihren Augen kaum, denn sie glaubten die Wirthin von Arnbruck erkannt zu haben, obwohl sie ihnen nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, freundlich und froh ihren Gruß erwidert hatte.

Was ging in Veronikas Seele vor?

Ein Gedanke, ein Gefühl beherrschte sie . . . . es galt Leben oder Tod . . . . Liebe, Glaube an Wahrheit, Ehre . . . . alles verloren, war er ein Betrüger, ... und dann gab's keine Zukunft mehr für sie, ein dunkler Abgrund gähnte vor ihr, ihm war sie unwiderruflich verfallen. Wie Wellen, die sie zu ersticken drohten, drang's an ihr Herz. Sie, sie gerade mußte ihr Leben wegwerfen, an den Betrüger, der mit dem Besten, was sie ihm gegeben, gespielt, der an ihrem Herzen gefrevelt hatte! Mit ihr — der stolzen Veronika — gespielt!? Jäher Zorn und tiefverletztes Ehrgefühl stieg immer gewaltiger in ihr auf — hei, wie sie die Peitsche schwang, wie die Hengste wilder und wilder dahinsausten und schäumend in die Zügel knirschten! War's doch, als ob ihr das Herz erleichtert würde in dem sinnebenehmenden, schwindelnden, rasenden Lauf!

An einer Stelle des Weges, an welcher die letzten Waldausläufe des hohen Arber fast bis an die Straße heranreichten, ließ sie plötzlich mit kräftigem Zuge die Pferde halten, warf die Zügel dem Buben zu mit den Worten:

„Du fährst langsam bis nach Bodenmais, stellst dort in der Bairischen Krone ein und wartest vorm Hause, bis ich komme, verstehst mich?"

Damit war sie aber auch schon unter den Bäumen des Waldes verschwunden; staunend und kopfschüttelnd schaute ihr der Bub nach, und nahm dann leichterathmend die Zügel in die Hand, um dem Befehl der Frau nachzukommen.

Veronika aber stieg eiligen Schrittes nach der Stelle des Berges, die ihr der garstige Zuträger bezeichnet hatte, die sie sehr wohl kannte, und wo sie allerdings den Treulosen mit seiner Geliebten, — war es wirklich wahr, was ihr der Barbier erzählt hatte — begegnen mußte, wenn er sich zum Heimwege anschickte.

Nach langem Steigen hatte sie die Stelle, wo bereits heute Morgen Adrian verweilt hatte, erreicht.

Ueber dem See, der schon im Silbernebel schimmerte, über den dunklen Tannen und Buchen, welche bereits in das kalte Grün des Abends gekleidet waren, erglühten die höchsten Bergspitzen des Arber, des Rechel, und des ferneren Lusen noch im Abendscheine, und darüber breitete sich in warmen blauen Tönen der Himmel weit aus . . . . jubilirende Farbenlust über dem düstern Bilde da drunten in der Tiefe!

Bald war dieser Schein von Licht und Wärme in der fächelnden Abendluft verschwunden, dunkler wurden die Schatten, die Mondsichel erhob sich hinter der gegenüberliegenden waldigen Bergwand, und verbreitete auf dem Spiegel des schwarzen Gewässers in der Tiefe, in den Armen und Aesten der Baumesriesen zitterndes Licht und Leben! Fern rauschte der „Regenbach" zwischen den Bergen, und es war, als ob in dem Rauschen der Ton von einander zurufenden Geisterstimmen zu hören wäre. Schon huschten schattenhaft die weißen Nebelzüge zwischen den Felsen und unter den überhängenden Tannen dahin.

Ueberall war ein geheimes, unerklärliches Regen und Weben im Dufte des täuschenden, beweglichen Mondlichtes zu spüren.

Glücklich der Mensch, der in solchem Augenblicke mit weichen, süßen Empfindungen die zaubervolle Waldeseinsamkeit genießt. Träumend entfernt sich der Geist von der Wirklichkeit und schweift über Bergeshöhen und Waldesgipfel, und über den Gürtel schimmernder Ströme der Ebene, in ungekannte, ungeahnte Fernen dahin, immer sanfter wird der Flügelschlag, der die Seele trägt, immer süßer glänzt die ferne Welt da unten, und heiliger Friede der Nacht erfüllt das sehnsuchtsvolle Herz.

Aber wehe dem, dem die Seele von Schmerz und Leidenschaft umnachtet ist. Der zitternde Glanz der Mondnacht unter den Bäumen, ihm wird er zum wilden Koboldspiel, neckisch grinsen ihn hie und da, aus jedem Busche, hinter jedem Baume gespenstische Gesichter an, die Phantasie steigert jeden Ton, jede zweifelhafte Gestalt zum Grauenhaften.

Mit pochendem Herzen stand jetzt Veronika vor dem dunklen Abgrunde, und schaute in dessen Tiefe hinunter, sie meinte drunten allerhand Gewürm, riesenhafte Schlangen und Kröten zu erblicken. Vor ihr lag der Baumstamm, der hinüberführte, leicht hingelegt, ein Ruck mit ihrem Fuße, und die Brücke war abgebrochen, und in der Tiefe verschwunden.

Es packte sie ein heftiges Zittern, sie fühlte ihre Zähne aneinander klappern, wie von teuflischen Stimmen gerufen, tönten ihr „Mannerls" Worte: „wenn er nicht vorher in den Abgrund stürzt, wie er's verdient" immer und immer wieder vor den Ohren.

Jetzt ertönte über ihr ein Schuß, ihm antwortete hundertstimmiges Echo, es war ein nimmer endenwollendes, immer stärker ertönendes Donnergeroll; als ob die Gebirgsgeister alle in ihren Berghöhlen im wilden Schlachtenkampfe hin- und wiederwogten, so brauste der Schall in der tiefschweigsamen Mondennacht dahin, bis er sich endlich in weiter Ferne verhallend und träumerisch verlor. Veronikas Seele erfüllte der Schall mit namenloser Aufregung. Ihr erwartungsvolles Zittern zu beherrschen kaum mehr im Stande, lehnte sie an einer Buche, hart am Rande der Felsenspalte, und dem darüber gelegten Baumstamme. Es war, als hätte ihr der Schuß alle Besinnung geraubt. Sie war gewiß, daß Adrian ihn gethan habe.

Hörbar pochte ihr das Herz, und begleitete mit entsetzensvollem Taktschlag nur den einen Gedanken: „Leben oder Tod." Da hörte sie Schritte drüben auf dem jenseitigen Rande der Felsenspalte, vor ihren Augen flimmerte es, doch deutlich erkannte sie jetzt Adrians Gestalt, der aus dem Buschwerk hervortrat, den Arm um eine Mädchengestalt geschlungen! Jetzt hörte sie, wie er lachend sagte: „Nun, Veronika wird sich freuen!"

Wie mit tausend schneidenden Schwertern schnitten ihr diese Worte ins Herz.

Also zu dem namenlosen Schmerz, den er ihr bereitete, zu der Schmach, die er ihr anthat, häufte er noch frechen Hohn?

Sie sank in ihre Knie nieder, sie glaubte, es zerreiße ihr die heiße Stirne.

Jetzt sah sie, wie er scherzend das Mädchen auf den Arm nahm, sie vernahm noch — denn schon verhüllte ihr das steigende Blut halb das Gehör — wie er sagte: „Komm, lieb Vererl, laß Dich tragen, Du kennst den Baumstamm nicht, und möchtest fallen!" — sie sah endlich noch, wie er, das Mädchen auf dem Arm, in der andern Hand den Stutzen haltend, den Stamm betrat.

Jetzt rief's — lauter und schneidender wie vorhin, in diabolischem Ton in ihr: Thu's, so stürzt er in die Tiefe, wie er's verdient. Nur ein Fußbreit vor ihr lag der Baumstamm, ein Ruck, und er stürzte mit seiner Last hinab.

Wie Feuerschein glühte es in ihrem wilden Herzen auf: Erst Er, und dann ich — für ewig alles verloren!

Schon war sie entschlossen — aber im selben Augenblicke schrie's in ihr: „Herr, hilf, daß ich die Sünde nicht begehe!"

Und mit diesem Angstruf ihrer Seele erschien ihr Adrians Gestalt, wie sie ihm hier zuerst begegnet war, und wie sein Auge so hold und liebreich schaute, die ganze Gestalt von Sonnenglanz umflossen war!

Da stürzte sie mit einem unbeschreiblichen Wehruf am Rande des Abgrundes zusammen.

Ohnmacht umhüllte ihre Sinne.

Adrian, der den durch Mark und Bein dringenden Schrei vernommen, war darüber so erschrocken, daß er, auf der Mitte des schwanken Stammes angekommen, einen Augenblick das Gleichgewicht verloren hatte. Aber ein gewandter Bergsteiger, wie er war, eilte er in um so rascheren Schritten auf der schmalen Bahn vorwärts, und erreichte mit der Schwester glücklich den festen Boden.

In der ohnmächtig Daliegenden erkannte er alsbald Veronika. Seinen und seiner Schwester Bemühungen gelang es endlich, sie wieder ins Leben zurückzurufen.

Als sie die Augen aufschlug, schaute sie in die Gesichter zweier um sie mit Sorge erfüllter Menschen. Mit dem Ausdruck unendlicher

Liebe strich ihr das Mädchen die Haare aus der von kaltem Schweiße bedeckten Stirn.

Schnell schloß Veronika die Augen wieder, und erst als sie Adrian aufrichtete und auf ihren fragenden Blick ihr seine Schwester vorstellte, und hinzufügte, er hätte sie noch heute mit deren Ankunft überraschen wollen, begann sie sich zu regen, mechanisch bald da, bald dorthin zu greifen, und schien überhaupt, wie aus einem schweren langen Traume zu erwachen.

Adrian fühlte an ihrem pochenden Herzen, daß Schweres in ihr vorgegangen sein mußte. Mit dem Taktgefühle, das natürliche Menschen oft in höherem Grade als die Gebildeten besitzen, berührte er die Gegenwart ebenso wenig wie seine Schwester.

Nun schritten die drei den hohen Berg hinab, bis nach dem Dorfe, wo die Pferde standen. Stumm saßen sie nebeneinander auf der Heimfahrt. Nur hie und da schaute Veronika mit tiefen Seufzern auf zum hellen, mondenglänzten Himmel, fragend, ob Gott ihr Verzeihung gewähren könne, sie selber wußte es nicht.

Es war spät, als die drei nach Hause kamen. Noch glänzten alle Fenster des Wirthshauses, noch tönten die Fideln und die Trompeten in die helle Mondnacht hinaus. Unbemerkt gelangte Veronika am Tanzsaale vorbei und wies der Schwester Adrians ein Zimmer an, dann schwankte sie nach dem ihrigen.

Adrian hatte die Rappen ausgeschirrt und trat nun, denn reden mußte er heute noch mit Veronika, leise in deren Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl, noch immer wie halb erstarrt. Ihr Antlitz war marmorblaß, ihre Augen gesenkt.

Adrian trat zu ihr hin und faßte ihre Hand, sie war todtenkalt. Erst, als er mit seiner tiefen, klangvollen, jetzt von Mitleid weich erfüllten Stimme sie anredete, da brach sie, von dem Tone im Innersten erschüttert, in unaufhaltsames Schluchzen aus, dessen sie lange nicht Meister zu werden vermochte. Es war, als löste sich in linden Thränenströmen alle Leidenschaft, aller Zorn, alle Härte von ihrem Herzen, als könnte sie alle sündigen Gedanken, die heute ihre Seele erfüllten, als könnte sie das Verbrechen, an dessen Rande so hart, so nah, so furchtbar nahe sie gestanden, mit diesen Thränen für immer auslöschen.

Lange haben die zwei, fest umschlungen, in der stillgewordenen Nacht leise zusammengesprochen. Veronika hatte Adrian ihr ganzes Herz offenbart, ihm nichts, auch das Schlimmste nicht verhehlt.

Wohl zuckte so etwas wie Entsetzen durch seine Seele, als sie ihm mittheilte, welcher Gedanken sie einen Augenblick fähig gewesen, dann aber nahm Freude über ihre wahre, wenn auch leidenschaftserfüllte Liebe Besitz von seinem ganzen Herzen. Der nächste Morgen fand Veronika in heißer Fieberkrankheit. Sorgsam wurde sie von Adrian und seiner lieblichen Schwester gepflegt.

Als sie nach wenigen Tagen schon erstaunlich rasch sich erholt, war eine besondere Weichheit in ihrem Wesen bemerkbar. In ihrem Innern war eine große Umwandlung vorgegangen, sie hatte die gefahrvolle Seite ihrer leidenschaftlichen Natur in ihrer ganzen Unverhülltheit erkannt, sie war entschlossen, mit Gottes Hilfe ihrer Herr zu werden. Auch auf Adrian hatte das Ereigniß einen tiefen Eindruck gemacht, er war anders, milder, weniger herrisch und stolz geworden: er hatte vor allem die ernste Erfahrung gemacht, daß Zweifel an der Liebe eine Versündigung, eine Geburt der Selbstsucht und des Hochmuths sind, daß sie der erste böse Samen sind, der zwischen zwei Menschenherzen die Sünde wie Unkraut aufschießen läßt.

Wenige Wochen waren seit jenem beinahe verhängnißvoll gewordenen Bartholomäustage verflossen — und wieder war ein schöner frischer Sonntagsmorgen angebrochen! Vor dem Wirthshause zu Arnbruck war ein stattlicher Hochzeitszug aufgestellt. Die Burschen in ihren kurzen Jacken und blumengeschmückten Hüten tanzten lustig mit den Schwertern, die sie trugen, aneinander schlagend, den üblichen Tanz. Die Mädchen und Frauen waren in vollstem Festschmucke. Sechs Reiter saßen erwartungsvoll auf ihren mit bunten Bändern geschmückten Rossen, um den Hochzeitszug zu eröffnen, der Veronika und Adrian geleiten sollte. Auch der Brandelbauer hatte sich eingefunden, er war nach einer langen Unterredung mit Veronika auf einmal anderer Gesinnung geworden.

Während vor dem Wirthshause sich der Hochzeitszug ordnete, schritten in dem Garten hinter dem Hause, unter den von goldenen Früchten schweren Bäumen zwei liebe Menschenbilder dahin, in vollem festlichen Schmucke. Aus der blauen Höhe tönte, wie an jenem Morgen, wo wir sie zum ersten Male erblickten, der göttlich große, göttlich reiche Gruß einer ewigen, unendlichen Liebe hernieder zu den armen Menschenseelen. Und jetzt begannen die Glocken zur Brautmesse zu läuten. Die duftige Frische der klaren Bergluft trug die Töne herüber in den Garten; die Bergwände des nahen Arber, der im blauen Dufte schimmerte, gaben das Echo wieder, fröhliches Jauchzen erscholl in der Ferne. Die stillen Birken schwankten und glitzerten im Sonnengold, und die Schwalben erfüllten zum letzten Mal das wohlbekannte Haus und die Flur durchstreifend, die Luft mit schwirrendem Leben.

Diesmal schauten die beiden nicht trotzig und finster, heute ging auch ihnen das Herz auf, und sie lauschten auf die Stimmen des Friedens im Himmel und auf die tausend Stimmen der Freude auf Erden! Dann legten sie still und mit feuchten Augen die Hände in einander, und schauten sich lange und tief und schweigend an. Aber sie schienen sich zu verstehen, ein mildes Lächeln flog über ihre beglückten schönen Züge. In dem Blicke ihrer Augen lag die gesegnete Zukunft.

Verschiedener Naturgenuß.

Alljährlich ziehen ganze Schaaren unserer überseeischen Vettern — es soll über eine Million sein — den deutschesten unserer Ströme auf und ab. Mit dem Murray in der Hand überzeugen sie sich aufs gewissenhafteste — als ob sie eigens dazu bestallt wären — daß unsere alten Schlösser und Ruinen noch sämmtlich stehen und daß die Kirchen und Museen die im Handbuche verzeichneten Kunstschätze noch alle enthalten. Dabei sehen sie natürlich sehr wenig, hören auch nicht viel, da sie häufig von unserer Sprache kein Wort verstehen, sind aber doch voll von Klagen über deutsches Leben und deutsche Sitte, wenn sie wieder heimkommen in ihr grünes Eiland. Ja, sie schreiben wohl gar Bücher, wie Mr. Mayhew im vorigen Jahre, in denen sie ein Zerrbild von Deutschland entwerfen, wie es nicht schlimmer erdacht werden könnte. Billig ist es drum, daß wir uns gelegentlich in aller Gutmüthigkeit ein wenig revanchiren, wie es Herbert König in der Illustrirten Zeitung gethan hat und wie es vorher und nachher auf Bildern und in Erzählungen geschehen ist. Vielleicht hat unser Künstler auch daran gedacht, als er auf der nebenstehenden Skizze englische und deutsche Sitte geschickt nebeneinander stellte. Wer hätte nicht am Rhein das Original zu dem englischen Touristen gesehen, der auf mehreren Stühlen, über die er seinen Plaid gebreitet, sich langhinstreckt, der Natur den Rücken zugewendet, den Blick in ein Buch vertieft? Ich brauche es ja wohl nicht hinzuzufügen: es gibt zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel, hunderte von Engländern und Schotten, in deren Brust noch das alte Sachsenherz ihrer Vorfahren schlägt, die sich rasch in deutsche Art und Sprache hineinleben und unsere große Natur in vollen Zügen genießen. Aber um den Rhein ganz zu erfassen und recht zu lieben, dazu gehört doch ein echtes d e u t s c h e s Herz, wie es aus dem Auge des kecken Wanderburschen auf unserem Bilde dem weinkredenzenden Mägdlein, dem duftenden Tranke, dem entzückenden Landschaftsbilde entgegenleuchtet. Unwillkührlich gedenkt man da der scherzhaften Warnung des Dichters:

An den Rhein, an den Rhein
Zieh nicht an den Rhein!
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank
Und die Männer so frei,
Als wär's ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Der Rhein hat denn auch den Künstler, der unser heutiges Bild gezeichnet, angezogen und gefesselt; und eine Reihe der köstlichsten, rheinluftathmenden Bilder verdanken wir seiner unermüdlichen Hand. Im Jahre 1818 als das zwölfte unter siebenzehn Kindern seiner Eltern in Imgenbroich auf der hohen Veen, einem Ausläufer der Eifelgebirge geboren, lernte er früh die Noth des Lebens kennen, wurde aber auch früh durch die Hilfe einer edlen Frau in die rechte Bahn seines Berufes geleitet und durch ihren Unterricht darin gefördert. Trotzdem hatte er noch manch sorgenvolles Jahr zu durch-



Tourist und Wanderbursch am Rhein. Originalzeichnung von C. E. Böttcher.

leben, erwarb sich lange kümmerlich sein Brot durch allerhand untergeordnete Zeichenarbeiten in Stuttgart; erst im Jahre 1844, als er fast 26 Jahr alt war, konnte er die Düsseldorfer Akademie beziehen. Unter Theodor Hildebrandts und Schadows Leitung reifte sein Künstlergenie heran — jetzt zählt er zu den ersten Genremalern der Düsseldorfer Schule. Wir können nicht alle die reizenden Gaben aufzählen, mit denen er unser Volk beschenkt hat und durch die er rasch zu einem wahrhaft volksthümlichen Maler geworden ist. Wir brauchen es auch wohl kaum: wer kennte nicht seine „Kinder in einem Korbe", „die Mutter an der Wiege des Säuglings", „ein junges Ehepaar vor der Hausthür, mit seinem Kinde scherzend", „Kinder auf einem Schubkarren durch den Wald fahrend". Am liebsten aber weilt er und führt er uns an den Rhein; seine „Rheinische, in einem Bauernhof Fuhrmann spielende Dorfjugend", sein „Rheinischer Erntezug", sein „Abend am Rhein" zeugen davon. Auch das unsern Lesern heute vorliegende Blatt, das er eigens fürs Daheim entworfen, seitdem aber bereits in Oel ausgeführt und in Cöln ausgestellt hat, ist ja dort zu Hause und lockt uns dorthin. R. K.

Calvin und Servet.

Calvin und Servet — die Zusammenstellung dieser Namen erweckt die peinliche Erinnerung an ein Ketzergericht, an ein Autodafé auf protestantischem Boden. Je mehr der heutige Protestantismus diese Erinnerung als eine peinliche empfindet, um so weniger ist er für den Scheiterhaufen Servets verantwortlich zu machen. Um so mehr aber scheint die ganze Last der Verantwortlichkeit mit vernichtender Schwere auf Calvin zu fallen. Ist es nicht schwächliche Halbheit, wenn man zwar zugibt, die von dem Scheiterhaufen auf Champel emporsteigende Rauchsäule werfe einen düstern Schatten auf das Bild Calvins — daneben aber doch fortfährt, ihn unter die Heroen des Protestantismus, unter die Vorkämpfer der auf die sittliche und religiöse Wiedergeburt des christlichen Abendlandes gerichteten Reformationsbewegung zu zählen? Verzehren nicht die Flammen dieses Scheiterhaufens seine ganze Christen- und Reformatorenehre? Lassen sie etwas andres für ihn übrig, als den Namen eines blutdürstigen, verbrecherischen Tyrannen? Es hat von jeher an solchen nicht gefehlt, welche diese Fragen entschieden zu Ungunsten Calvins beantwortet haben. In neuester Zeit ist in weitverbreiteten Journalen unter Berufung auf archivalische Quellen der deutschen Leserwelt das Auftreten Calvins gegen Servet und sein gesammtes Wirken in Genf wiederholt mit den schwärzesten Farben geschildert worden. Andrerseits ist im vergangenen Jahre bei Gelegenheit seines 300jährigen Todestages das Andenken Calvins in England, Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Amerika durch öffentliche Feiern geehrt worden. Bei dieser Lage der Dinge dürfte es sich rechtfertigen, wenn wir es unternehmen, im „Daheim" den Servetschen Handel so darzustellen, wie er sich im Lichte der Geschichte ausnimmt und dadurch den Lesern das Material zu einer besonnenen Beurtheilung des Factums und der dabei mitwirkenden Personen in die Hand zu liefern.

Zum Glück ist die Geschichte des Servetschen Processes nicht in Dunkel gehüllt. Die Acten desselben sind von vielen durchforscht und zum größten Theile herausgegeben. Auch sonst sind die Genfer Rathsacten für die Geschichte jener Zeit längst reichlich ausgebeutet worden, so daß es durchaus irreführend ist, wenn in Journalartikeln so geredet wird, als ob man erst in allerneuester Zeit aus diesen archivalischen Quellen zu schöpfen angefangen hätte.

Die nachfolgenden historischen Mittheilungen beruhen auf dem Studium dieser Quellen und enthalten eine durchweg unparteiische Darstellung der Thatsachen.

I.

Michael Servet wurde 1509 oder 1511 zu Villanueva in Arragonien geboren. Sein Vater war Rechtsgelehrter. Auch der Sohn hat zu Toulouse das Rechtsstudium betrieben und sodann, wie es scheint, einige Zeit in Deutschland und Italien zugebracht. Im Spätsommer 1530 kam er, ungefähr 20 Jahre alt, nach Basel. Die große weltgeschichtliche Bewegung der Reformation hatte auch auf sein geistiges Leben zündend gewirkt. Die großen Fragen der Religion und des Christenthums, welche damals alle geistig lebendige Menschen als die brennenden Fragen der Zeit empfanden, wurden auch für ihn Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Dieses Interesse war aber bei ihm — seinem eigentlichen Grund und Wesen nach — nicht ein religiös-sittliches. Nicht das Bedürfniß des Herzens, nicht der innere Kampf um Gründung und Reinigung des persönlichen Lebens — sondern Speculationstrieb und Thatendrang waren es, was ihn zur Beschäftigung mit den theologischen und mit den kirchlichen Dingen führte. In der durch die Reformation in neuen Fluß gebrachten christlichen Theologie fand er ein weites Feld für die Befriedigung seines speculativen Dranges, große Objecte, an denen er seine speculative Kraft versuchen konnte. Das durch die Reformationskämpfe bewegte kirchliche Gebiet war dasjenige, auf welches die Natur der Dinge einen jungen Mann hinwies, der den Durst und die Kraft in sich fühlte, thätig in seine Zeit einzugreifen. Als Servet nach Basel kam, hatte er bereits ein kleines Werk ausgearbeitet, in welchem er seine Ansicht entwickelte, daß die kirchliche Lehre von Gott und namentlich von der Dreieinigkeit Gottes einer gründlichen Neugestaltung bedürfe und daß ohne eine solche das ganze Reformationswerk des rechten Fundamentes entbehre. Er wandte sich in Basel an Oecolampad und theilte ihm mündlich und schriftlich seine Meinungen mit. Dieser fand sein Bekenntniß schriftwidrig, sogar blasphemisch, bemühte sich aber vergeblich, ihn eines anderen zu belehren. Es gelang Servet seine Schrift in Hagenau zum Druck zu befördern, u. d. T.: Sieben Bücher von den Irrthümern der Dreieinigkeitslehre, von dem Spanier Michael Servet, sonst Reves genannt. Das Buch, das voll der heftigsten Ausfälle gegen die altkirchliche Dreieinigkeitlehre war, machte Aufsehen. Melanchthon erwähnt es einigemal mit Ausdrücken schmerzlicher Besorgniß. Servet brachte eine Anzahl von Exemplaren mit nach Basel, um sie von da weiter zu versenden. Der Rath aber ließ ihn verhaften und seine Bücher vernichten. Nach geleistetem schriftlichem Widerruf wurde er wieder in Freiheit gesetzt. — Im Jahre 1532 gab Servet durch dieselbe Presse eine neue Schrift ähnlichen Inhalts heraus unter dem Titel: „Gespräche über die Dreieinigkeit". Sie blieb völlig unbeachtet; Servet sah seine Hoffnung, bestimmend in die Reformationsbewegung eingreifen zu können, getäuscht. Wahrscheinlich war es die Verstimmung hierüber, welche ihn bewog, einen neuen Berufsweg einzuschlagen.

Er begab sich nämlich unter dem Namen de Villeneuve nach Paris, studirte Mathematik und Medizin und beschäftigte sich daneben eifrig mit neoplatonischer Philosophie. Später — nach einem zeitweiligen Aufenthalt in Orleans und Lyon — trat er am Collegium der Lombarden in Paris als Lehrer der mathematischen Wissenschaften auf. Daß er ein genialer Mann war, zeigte er auch auf dem Felde, das er jetzt bearbeitete; er ist z. B. der eigentliche und erste Entdecker des Blutumlaufs; mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem Engländer Harvey, durch den erst — seit 1619 — die Kenntniß des Blutumlaufs Gemeingut geworden ist, hat Servet denselben in seinem später zu erwähnenden theologischen Hauptwerk beschrieben. Mit Vorliebe betrieb Servet das Studium der Astrologie: die Lehre von dem Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen zog seine phantastische Natur an. — Ganz anders — um dies beiläufig zu erwähnen — hat sich Calvin zur Astrologie gestellt; er hat eine eigene kleine Schrift geschrieben, in welcher er — seiner Zeit weit vorauseilend — die Sterndeuterei als eine Thorheit geißelt und eine von abergläubischen Vorstellungen freie Erforschung der Gestirnwelt als die wahre Astrologie oder Astronomie empfiehlt. — Servet hatte in Paris nicht lange Ruhe. Durch anmaßliches Auftreten, und namentlich dadurch, daß er die anderen Aerzte wegen mangelnder astrologischer Kenntnisse laut für Ignoranten und für eine Pest der Welt erklärte, zog er sich eine Anklage und Rüge seitens der Universität zu; eine heimlich in Druck gegebene heftige Vertheidigungsschrift wurde nach gerichtlichem Urtheil vernichtet. In Folge dessen verließ er Paris und lebte als Arzt in Charlieu im südlichen Frankreich, bis nach zwei Jahren seine Streitsucht ihn auch von hier vertrieb.

Im Jahre 1540 folgte er sodann der Einladung seines Gönners und ehemaligen Zuhörers, des Erzbischofs Paulmier, nach Vienne. Hier lebte er als angesehener Arzt zwölf volle Jahre. Neben

seiner ärztlichen Praxis beschäftigten ihn auch literarische Arbeiten. So besorgte er im Auftrag eines Buchhändlers eine neue Ausgabe der lateinischen Bibelübersetzung von Santes Pagninus. Daß er diese Arbeit übernahm, kann uns daran erinnern, daß er seine theologischen Speculationen und seine Gedanken an eine Betheiligung bei dem großen kirchlichen Kampf noch keineswegs aufgegeben hatte. Aeußerlich freilich unterließ er nichts von dem, was von einem guten Katholiken erwartet wurde; und dieses trügerische Spiel, für welches David Strauß zu Gunsten des Fragmentisten Reimarus den Namen „Martyrium des Schweigens“ erfunden hat, setzte Servet zwölf Jahre hindurch fort; — im stillen aber trug er sich fort und fort mit seinen Philosophemen und Projecten. Mehr und mehr befestigte er sich in der Meinung, er sei von Gott erleuchtet und berufen, das seit dem vierten Jahrhundert abhanden gekommene echte Christenthum wieder herzustellen. In diesem Glauben bestärkte er sich auch durch allerlei Berechnungen, die er im Anschluß an die von ihm mit großer Vorliebe studirte Apokalypse anstellte.

Während er nun in Vienne seine Gedanken aufs sorgfältigste geheim hielt, wandte er sich brieflich an Viret in Lausanne und an Calvin in Genf und übersandte dem letzteren ein Manuscript, das eine erste Ausarbeitung des später von ihm herausgegebenen Buches enthielt. Wahrscheinlich wollte er sich vergewissern, ob sich nicht die südwestliche Schweiz zum Boden für seine Reformpläne hergeben werde. Calvin antwortete ihm anfänglich eingehend und ausführlich. Als aber Servet auf Calvins Briefe theils mit absprechenden Urtheilen, theils mit immer neuen alles in Frage stellenden Fragen antwortete, brach Calvin zuletzt die Correspondenz ab. „Deinen verworrenen Träumen beitreten kann ich nun und nimmermehr,“ schrieb er, „verzeihe, daß ich so reden muß. Die Wahrheit zwingt mich dazu. Ich hasse Dich nicht und verachte Dich nicht, will Dir auch nicht härter zusetzen. Aber von Eisen müßte ich ja sein, wenn ich nicht bewegt würde, da ich mit solcher Zügellosigkeit die seligmachende Wahrheit schmähen höre. Im übrigen fehlt es mir an Zeit, um mich noch ferner mit Deinen Entwürfen abzugeben; auch findest Du alles, was ich Dir darüber sagen könnte, in meinem Buch über die christliche Religion, auf welches ich Dich verweise.“ Servet fühlte sich durch diese Abweisung tief gekränkt. Er schrieb Brief auf Brief an den beharrlich schweigenden Calvin und forderte ihn unter bitteren Schmähreden auf, sich gegen seine Angriffe zu vertheidigen. Auch schickte er ihm ein mit höhnenden Randbemerkungen versehenes Exemplar des Lehrbuchs über die christliche Religion, auf welches ihn Calvin verwiesen hatte. Zugleich erbot er sich, persönlich nach Genf zu kommen, wenn ihm sichres Geleit zugesagt würde. Darüber schrieb Calvin am 13. Februar 1546 an Farel: „Ich denke nicht daran, ihm Zusicherungen zu machen. Kommt er her, so geht er mit meinem Willen nicht wieder lebendig von dannen.“ Man hat in diesem Wort den Beweis finden wollen, daß Calvin von persönlichem Groll gegen Servet erfüllt gewesen sei. Allein man hat kein Recht, eine in einem vertraulichen Briefe hingeworfene Aeußerung, die allerdings eine momentane Gereiztheit zeigt, als den Ausdruck der bleibenden Grundstimmung anzusehen; am wenigsten ist man dazu berechtigt, bei einem Mann von so jähem Temperament wie Calvin, der einmal von sich schreibt: „Gegen keinen meiner vielen und großen Fehler habe ich mehr zu kämpfen, als gegen meine Ungeduld. Gottlob, daß meine Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg bleiben; aber noch habe ich es nicht dahin gebracht, dies wilde Thier meines Zorns völlig zu bändigen.“ Uebrigens aber spricht Calvin in jenem Wort an Farel zwar die Ueberzeugung aus, daß Servet das Leben verwirkt habe, keineswegs aber den *Wunsch*, seiner habhaft zu werden. Was Calvin wünscht, ist, daß Servet ferne bleibe und ihn unbehelligt lasse. Dies wird vollkommen gewiß durch Vergleichung eines andern Briefes, den Calvin an demselben 13. Febr., wo er *jene* Zeilen schrieb, an einen Lyoner Buchhändler richtete, welcher früher die Correspondenz mit Servet vermittelt und jetzt den Reformator gebeten hatte, noch *einmal* sein Schweigen gegen Servet zu brechen. „Ich will,“ schreibt er, „Deinen Wünschen Genüge thun, obwohl ich geringe Hoffnung habe ihn zur Vernunft zu bringen. Gott allein vermag seinen Sinn zu ändern. Da er mir in so hochmüthigem Tone schrieb, habe ich seinen Stolz ein wenig niederdrücken wollen und darum härter mit ihm geredet, als sonst meine Gewohnheit ist. Wenn Gott ihm und uns die Gnade erweist, daß diese Antwort ihm nützt, so werde ich mich freuen. Wenn er aber in dem bisherigen Stile fortfährt, so verlierst Du Deine Zeit, wenn Du mich fernerhin zu Erwiederungen antreibst; denn ich habe dringendere Geschäfte und müßte mir ein Gewissen daraus machen, mich noch länger mit ihm zu befassen.“ Nach dieser Zeit fuhr Servet noch zwei Jahre lang fort, Calvin mit Briefen zu bestürmen. Dieser aber schrieb an Viret: „Er wird mir keine Silbe mehr abzwingen; ich bin entschlossen, nach dem Wort des Apostels, diesen verzweifelt hartnäckigen ketzerischen Menschen zu meiden.“ Auch Servets Manuscript behielt er an sich. Von der exaltirten Stimmung und der unbemessenen Sprache Servets mag folgende Briefstelle eine Vorstellung geben: „Euer Evangelium ist ohne Einen Gott, ohne wahren Glauben, ohne gute Werke. Statt des Einen Gottes habt Ihr einen — dreiköpfigen Höllenhund; statt des wahren Glaubens eine unglückselige Träumerei und die guten Werke erklärt Ihr für nichtige Schatten. Der Glaube an Christus ist Euch nichts als Rauch. Ihr schließt das Himmelreich den Menschen zu; Ihr nehmt ihm alle Wirklichkeit und macht es zu einer leeren Einbildung. Wehe, wehe, wehe über Euch!“

Es begreift sich, daß ein Mann von so schwärmerischem Glauben an sich selbst sich durch keine Warnungen abhalten ließ, die Veröffentlichung seines — wie er wähnte — epochemachenden Werks zu betreiben. Er ließ es — im Anfang des Jahres 1553 — zu Vienne in großer Heimlichkeit drucken und versandte die fertigen Exemplare so vorsichtig und eilig wie möglich in die Ferne, so daß in Vienne niemand Kenntniß davon erhielt. Verleger und Druckort waren nicht genannt; des Verfassers Name ward nur am Ende durch die Anfangsbuchstaben M. S. angedeutet. Der Titel lautet: „Wiederherstellung des Christenthums. Zurückführung der gesammten apostolischen Kirche auf ihre Grundlagen durch Erneuerung der wahren Erkenntniß Gottes, des wahren Glaubens Christi &c. — Darreichung des himmlischen Reichs an die Gemeinde, nachdem die Gefangenschaft des gottlosen Babylon aufgehoben und das Reich des Antichrists und der Seinigen zerstört ist.“

Das Buch besteht aus einer Reihe von Aufsätzen; eine systematische Darstellung der Ideen Servets würde man vergeblich darin suchen. Es ist viel leichter zu erkennen, was er verneint und verwirft, als was er bejaht und lehrt. In ersterer Beziehung läßt er es an Deutlichkeit nicht fehlen. Vor allem richtet sich sein Widerspruch gegen die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit. Durch sie, behauptet er, werde die Einheit Gottes zerrissen; sie führe zur Vielgötterei, ja zum Atheismus; seit diese grundfalsche Lehre aufgekommen, sei das Verderben in die Kirche eingedrungen; er erneuert und schärft alle alten Einwürfe gegen die Trinitätslehre — und dies nicht etwa in ruhiger wissenschaftlicher Erörterung, sondern in hohem Prophetenton und unter unablässiger Verhöhnung des christlichen Dogmas; von dem dreieinigen Gott der Kirchenlehre redet er stets in den allerverletzendsten Ausdrücken; er heißt bei ihm nicht nur ein Traum, eine eingebildete Trias, sondern ein teuflisches Blendwerk, eine Erfindung des Satans, ein dreiköpfiges Monstrum.

Wir müssen noch mit ein Paar Worten auf die *praktischen* Reformvorschläge Servets kommen. *Ihm* freilich ist die Herstellung der reinen *Lehre* des Christenthums — wie er sie versteht — die Hauptsache. Das Christenthum ist ihm Lehre, Theologie. Daher ist ihm auch der *Glaube*, den er stark accentuirt, wesentlich Sache des Kopfes: er besteht vornehmlich in der Anerkennung der Servetschen Lehre von der Gottheit Christi. Ein tieferes Gefühl der Sünde und Schuld verräth sich nirgends und von dem Werke Christi — von der Versöhnung und Erlösung — ist so gut wie gar nicht die Rede. Neben der Trinitätslehre ist ihm die Kindertaufe die zweite Hauptquelle des Verderbens in der Kirche. „Ich erkläre,“ sagt er, „die Kindertaufe für einen verabscheuungswürdigen Gräuel; durch sie wird der Geist Gottes ausgelöscht, die Kirche verwüstet und das ganze Reich Christi über den Haufen geworfen.“ Die Taufe soll ins dreißigste Jahr verlegt werden — nach dem Beispiel Christi; mit ihr ist dann das Abendmahl zu verbinden. — Die evangelische Lehre vom Hervorgang guter Werke aus dem Glauben kann Servet bei seiner Fassung des Glaubensbegriffs nicht verstehen; darum verspottet er sie. Ihm stehen die guten Werke als nothwendig und verdienstlich *neben* dem Glauben, und auf diesem Geleise römischer Doctrin weiterfahrend — empfiehlt er das Fasten und andre *satisfactorische* Büßungswerke, um dadurch das im Jenseits bevorstehende *Reinigungsfeuer* zu ersparen oder zu mildern.

Soviel von dem Inhalt dieses Werks, welches — nach des

Verfassers Meinung — das untergegangene Christenthum wiederherstellen und eine neue christliche Aera einleiten sollte. Es ist bereits bemerkt worden, daß Servet — obgleich er früher gelegentlich geäußert hatte, er sei bereit für seine Ueberzeugung zu sterben — den Druck und die Versendung seines Buches so versteckt wie möglich besorgt hatte. Dennoch blieb die Sache in Vienne nicht lange unbekannt. Die Entdeckung wurde — ohne Absicht — von Genf aus veranlaßt. Servet hatte nämlich einen Theil der Auflage seines Buches nach Genf geschickt; natürlich wurde hier der Verfasser leicht erkannt; auch der Druckort und der Name des Druckers blieben nicht verborgen. Nun stand ein in Genf wohnender französischer Flüchtling, Wilh. de Trie, in Briefwechsel mit einem Verwandten in Lyon. Dieser machte ihm Vorwürfe wegen seines Abfalls von der Kirche und wegen seines Aufenthalts in Genf, dem Sitze der Ketzerei. De Trie erwiderte, in Genf würden solche Ketzereien und Lästerungen gegen die Dreieinigkeit nicht geduldet, wie die, welche in einem zu Vienne gedruckten, von einem gewissen Villanovanus oder eigentlich Servet verfaßten Buche enthalten seien. Der eifrige Lyoner machte sofort seiner erzbischöflichen Behörde Anzeige von dieser Notiz. Die Folge war eine Vernehmung Servets und eine Durchsuchung seiner Wohnung seitens des Generalgouverneurs der Dauphiné. Servet leugnete und in seiner Wohnung wurde nichts Verdächtiges gefunden. Nun verlangte man von dem Lyoner Beweise und dieser drang in De Trie, ihm zu seiner Reinigung von dem Verdachte falscher Anklage behilflich zu sein. De Trie bezeichnete den Drucker und Verleger des Werks und schickte vierundzwanzig eigenhändige Briefe Servets an Calvin und zwei mit Randbemerkungen von Servets Hand versehene Blätter aus Calvins dogmatischem Lehrbuch. Er schrieb dabei: „Es hat mich große Mühe gekostet, sie von Calvin zu erlangen. Nicht als ob er nicht solche Lästerungen unterdrückt zu sehen wünschte: aber er meint, da er das Schwert der Gerechtigkeit nicht trage, so sei es sein Beruf, nicht durch solche Mittel, sondern durch die Lehre die Ketzerei zu bekämpfen. Doch habe ich nicht nachgelassen ihn mit Bitten zu bestürmen und ihm vorzustellen, daß der Makel der Leichtfertigkeit auf mir haften würde, wenn er mir nicht aus der Noth hülfe. So habe ich ihn endlich zum Nachgeben gebracht und die beiliegenden Papiere von ihm ausgeliefert erhalten." — Man sieht was es auf sich hat mit der Behauptung katholischer Polemiker, Calvin habe den Servet der Inquisition in die Hände zu spielen gesucht. Schon Calvin selbst hat sich späterhin gegen diese Anschuldigung verwahrt. Wir führen die Stelle an, weil sie auch auf die grundsätzliche Stellung Calvins in dieser Angelegenheit Licht wirft: „Wenn ich Servet in Vienne denuncirt hätte, so würde ich es nicht leugnen, so wenig als ich leugne, daß ich in Genf auf seine Verhaftung gedrungen habe. Zur Unehre würde es mir nicht gereichen. Wenn ich außerhalb Genfs seinem verderblichen Treiben ein Ziel gesetzt hätte, so hätte ich nichts gethan, was nicht meines Amtes war. Denn die ganze Kirche ist mir anbefohlen und nicht nur die kleine Gemeinde dieser Stadt. Aber das ganze Gerede ist eine frivole Verleumdung, welche verstummen wird, wenn ich mit einem Wort versichert habe, daß nichts Wahres daran ist."

In Vienne schritt man nach Empfang der Genfer Beweisstücke zur Verhaftung Servets und seines Verlegers Arnoullet. Servet der, wie wir wissen, in Vienne unter dem Namen de Villeneuve lebte, ließ sich im Verhör von dem schlauen Inquisitor Ory ausführliche Erklärungen über seine nach Genf geschriebenen und mit Michael Servet unterzeichneten Briefe entlocken. Dadurch erkannte er nicht nur seine Autorschaft an, sondern auch indirect seine Identität mit Servet, dem Verfasser des früher zu Hagenau erschienenen Buches über die Irrthümer der Dreieinigkeitslehre. Als Servet merkte, daß er in der Falle saß, suchte er dadurch wieder zu entwischen, daß er behauptete und beschwor, er sei nicht Servet und habe nur Calvin gegenüber Servets Namen angenommen und dessen Rolle gespielt. Dabei betheuerte er, er habe nie etwas gegen die Kirche aufstellen wollen. Nachdem etliche Verhöre stattgefunden hatten, beschloß das Gericht, ihn in strengeren Gewahrsam zu nehmen. Allein, wahrscheinlich durch den Beistand mächtiger Freunde, gelang es ihm, mit Geld wohlversehen, aus der Haft und aus Vienne zu entkommen. Sein Proceß wurde fortgesetzt; Verleger und Drucker gestanden. Das Buch wurde herbeigeschafft; das königliche Gericht verurtheilte den Servet am 17. Juni zur Verbrennung; das Urtheil wurde sogleich an seinem Bildnisse und an seinem Werke vollstreckt. Das geistliche Gericht hat erst nach seinem Tode ihn und seine Bücher zum Feuer verdammt.

Servet blieb seit seiner Entweichung noch einige Monate in Frankreich. Dann sehen wir ihn in der Mitte des Juli (1553) in Genf anlangen; was ihn zu dem unglückseligen Entschluß bewogen hat, sich an diesen Ort zu begeben und sich daselbst über vier Wochen aufzuhalten, ist schwer zu sagen. Ob er gerufen oder ungerufen gekommen ist, ob er von Anfang den Plan gehabt hat, so lange in Genf zu bleiben, oder ob er die Verlängerung seines Aufenthalts erst an Ort und Stelle beschlossen hat, darüber läßt sich nichts ausmachen. Genug: er kam und — blieb. Er nahm im Gasthaus zur Rose sein Quartier, verkehrte viel mit den Gästen, ging häufig aus und besuchte auch einigemal Calvins Predigten. Am 13. August — über einen Monat nach seiner Ankunft — bestellte er einen Kahn, der ihn über den See fahren sollte; er wolle nach Zürich reisen, sagte er. Eben schickte er sich an, die Herberge zu verlassen — da erschien ein Gerichtsdiener und verhaftete ihn im Namen des Raths. Calvin hatte seine Anwesenheit erfahren und dem Rath Anzeige gemacht.

Ehe wir der Katastrophe näher treten, die damit über Servet hereinbrach, müssen wir uns die Lage der Dinge einigermaßen vergegenwärtigen. Nur aus der Situation läßt sich manches in dem Verhalten Servets während seines Processes erklären; auch für die Entscheidung der Frage, wie weit Calvin für die Hinrichtung Servets verantwortlich zu machen ist, ist die Inbetrachtnahme der damaligen Genfer Zustände von Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Spanisches Schmugglerleben.

Erinnerungen eines Deutschen aus dem spanischen Grenzdienste.*)

II.

Man wird sich entsinnen, daß nach der Expedition in der Venta del Rey Moro, der Corporal Antonio dem Lieutenant, welcher das Detachement von Llanes commandirte, prophezeit hatte, daß er mit solchem Diensteifer nicht alt werden würde.

Diese ziemlich entmuthigende Vorhersagung sollte sich nicht erfüllen, im Gegentheil, die Expedition der Venta del Rey Moro und noch einige andre, in denen der junge Mann streng und energisch seine Pflicht that — wie das überhaupt der Fall ist bei den Leuten seiner Heimat, da hinter Barcelona, wie Tio Pepe sagte — wurde der Grund, daß nach einem Jahre die Regierung ihm die Gelegenheit bot, sich eine kräftige und robuste Gesundheit zu verschaffen.

Wir wollen das eben Gesagte dem Leser näher erklären. In dem ersten dieser Erinnerungsblätter erzählten wir, daß die Regierung, welcher der General O'Donnel vorstand, sich energisch vorgenommen hatte, die Mißbräuche, die sich unter den Grenztruppen eingeschlichen hatten, auszurotten, und daß deshalb fast das ganze Personal gewechselt worden war. Um die Ställe des Königs Angias zu reinigen, bedurfte es jedoch nicht nur der Kraft eines Hercules, sondern auch seiner genialen Erfindung des abgeleiteten Flusses. Wenn wir uns dieses Beispiels bedienen, so geschieht es nur, weil die Worte, welche der General Iriarte von der Tribüne der Cortes dem Lande sagte: „Unsre Douanen-Administration ist schlimmer als die von Hercules gesäuberten Ställe — kein Fluß ist fähig, sie von der Corruption, die sie erstickt, zu reinigen", uns in den Sinn kamen.

Was half es, das Personal zu wechseln, wenn die alte Routine blieb und diese Routine wohl fähig war, das beste, auserwählteste Personal in kürzester Zeit zu verderben?

Der Lieutenant von Llanes wäre vielleicht schon lange Hauptmann gewesen, wenn er nicht beständig bei seinen Vorgesetzten darauf gedrungen hätte, Maßregeln zu ergreifen, die das Uebel an der Wurzel träfen. Und ein Vorgesetzter, der seine Jicara (Tasse) voll bester Caracas-Chocolade (durch Contrebande eingeführt) mit der

*) Vgl. Jahrgang 1865, S. 559.

gravitätischen Ruhe eines spanischen Beamten trinkt, von der Beamte anderer Länder gar keinen Begriff haben; der, nachdem er seine Chocolade getrunken, seinen Esponjado (Gemisch von sehr feinem Zucker, Eiweiß und Citronensaft, durch trockene Hitze zu einem krustigen Gebäck geworden) in ein Glas Wasser aufgelöst und dieses äußerst wohlschmeckende Getränk in kleinen Zügen zu sich genommen, dann sich entweder eine Puro oder eine Papelito angesteckt (der spanische Beamte raucht nur Contrebandentabak) und eine mehrstündige Siesta gehalten hat: ein solcher Beamter, besonders, wenn er derartige wichtige Beschäftigungen mehrere des Tages hat, findet wahrhaftig keine Zeit, um die Denkschriften eines in Llanes commandirenden Lieutenants durchzulesen —; und wenn besagter Lieutenant nicht aufhört, Denkschriften, Memoiren und andere, eine gute Verdauung hemmende Störungen einzusenden, so bittet man ganz einfach die Generaldirection in Madrid, ihn in eine andere Provinz zu versetzen, damit auch ein College die Annehmlichkeit habe, die Prosa des vielschreibenden Lieutenants zu lesen.

Und so geschah es denn, daß nachdem der junge Officier sich ein Jahr lang auf dem gefährlichsten Posten der Küste in Llanes abgequält hatte, er eines Tages nach Aviles versetzt wurde.

Aviles! — Als er seine Versetzung seinen Freunden in Llanes mittheilte, gingen einige so weit, ihm ganz einfach zu rathen ... zu desertiren! ... Andre drückten ihm schweigend die Hand und entfernten sich, ohne ein Wort zu sprechen — andere endlich behaupteten, es geschehe ihm ganz Recht, er habe nur, was er verdiene! — Am selben Abend war in den Schenken des Städtchens ein ungemein bewegtes Leben. .. Fischer, Mauleseltreiber, Gitanos und alle die, welche gar kein Handwerk hatten, d. h. Schmuggler von Profession waren, schienen sich grade heute Rendez-vous gegeben zu haben und tranken, lachten, sangen, tanzten mit einer Energie, mit einer Lust, daß man geglaubt hätte, es wäre das Fest der heiligen Maria de los Dolores, der Schutzpatronin von Llanes, wenn nicht manchmal der eine den anderen lachend mit dem Ellenbogen in die Seite gestoßen und mit einem eigenthümlichen Grinsen gesagt hätte: „Vamos tambien nosotros a Aviles?“ (Wollen wir auch nach Aviles gehen?)

Was war denn aber eigentlich so Furchtbares in Aviles, um den Aufenthalt daselbst dermaßen abschreckend zu machen?

Nichts! gar nichts! ...

Und eben das war's! Die Douane von Aviles war deshalb so verrufen auf der ganzen Küste, weil es die langweiligste war — weil nie ein Schmuggler daran gedacht hatte, irgend eine Waare über Aviles einzuführen, und der daselbst commandirende Offizier nichts weiter zu thun hatte, als von Morgens bis Abends an der Küste auf und abzugehen, zu angeln, wenn diese edle Leidenschaft in seinem Inneren Platz fand, oder auch, wenn er ein guter Schütze war, von Zeit zu Zeit eine Seemewe zu schießen und die längste und schönste Feder dieses ungenießbaren Thieres hinter seinen Spiegel zu stecken. Auch konnte er einige Minuten des Tages damit verbringen, seinen Rapport an den Subdivisions-Commandanten von Gyon zu verfertigen, was gewöhnlich höchst interessant war, da dieser Rapport unveränderlich die Anzeige nada de nuevo (nichts Neues) enthielt. Wurde ihm das mit der Zeit zu monoton, so konnte er statt nuevo — nuebo schreiben, denn die spanische Orthographie erlaubt, das b mit dem v zu verwechseln, und umgekehrt. Aber weiter war wohl keine Beschäftigung in Aviles zu finden.

Wie der Leser sieht, sind wir weit entfernt von jenen schauerlichen Schluchten des cantabrischen Gebirges, wo unser junger Landsmann seine ersten Sporen in der Venta del Rey Moro gewann.

Seit drei Monaten liegt er mit 50 Mann in Puerto (Hafen) Aviles, an der Mündung eines Baches, welcher plötzlich bei der Stadt Aviles zum Fluß wird — man hat nie gewußt, warum — und sich vier Meilen noch durch das flache Küstenland bis zum Meere schlängelt. Hier an der Mündung liegt Puerto Aviles, bestehend aus der Caserne der Grenzsoldaten, neun Häusern, sämmtlich von Schiffsleuten bewohnt, einem halben Dutzend Hütten für ärmere Fischer, einer Schenke und den Schiffen, die gerade im Hafen liegen, gewöhnlich französischen, englischen und auch catalonischen.

Drei Monate hat er hier verbracht, und wenn der Viejo (Alte) von Santander, der ihm doch einen persönlichen Groll nachtrug, nur eine Ahnung gehabt hätte, was der Unglückliche hier von dem Dolce far niente zu leiden hatte, er würde gewiß ein menschliches Rühren gefühlt und eine Balancelle mit Tabak oder englischer Cottonade geschickt haben, um das Hereinschmuggeln zu versuchen, denn weiter wünschte ja der Gemarterte nichts als Schmuggler — Schmuggler!

Er sitzt in diesem Augenblicke — die Franzosen nennen es à cheval sur une chaise, d. h. die Lehne vor der Brust und bald nach vorne, bald nach hinten balancirend. — Er raucht — und wahrlich die Regierung hatte ganz Recht, ihn nach Puerto Aviles zu versetzen — er raucht eine Cigarre der Regie — eine jener abscheulichen Cigarren für dos cuartos (elf Pfennige), die ein Mauleseltreiber nicht einmal rauchen würde, da man doch für einen halben cuarto ($2^1/_2$ Pfennig) eine prächtige Contrebande-Cigarre bekommt — er raucht Regie!

Eine Barke hält ungefähr zehn Schritte von ihm an; ein Grenzsoldat steigt aus, ruft seine Kameraden, und von ihnen unterstützt, ladet er aus dem Kahn die Lebensmittel, welche er aus Aviles geholt hat, was täglich geschieht, da in Puerto Aviles gar nichts zu haben ist.

„Nun?“ ruft der Lieutenant, da er sieht, daß der Soldat, nachdem er ihn gegrüßt hat, gar nicht mehr an ihn zu denken scheint, „nun, wo ist die Post — die Briefe, die Zeitungen?“

„Verzeihen Ew. Gnaden“, erwiedert der Soldat, „daß ich nicht gemeldet habe, daß die Post von Oviedo ausgeblieben ist.“

Der Lieutenant beißt sich die Spitzen des Schnurrbartes ab. .. Es war dies schon das dritte Mal in dieser Woche — es war erst Freitag — daß die Post ausgeblieben war! .. Die Douanen haben nicht allein das Privilegium, gut verwaltet zu sein in Spanien! Uebrigens gehörte die Post zum selben Ministerium als die Douanen, und der berüchtigte Salamanca hatte vor kurzem erst das Portefeuille des Finanzministeriums niedergelegt.

„Pepe!“

„Herr Lieutenant?“

„Meine Carabine!“

„Hier Ew. Gnaden! Hab' sie so eben putzen wollen, denn — Ew. Gnaden werden's mir nicht übel nehmen — hab' heut Morgen ein Paar Schüsse gethan, wollte mal sehen, ob ich auch mit einer Carabine schießen könnte.“

Die Soldaten lachen. Der Lieutenant, statt böse zu sein, lacht mit, aus lauter Langeweile.

„Wollen Ew. Gnaden erlauben, daß ich den Schuß herausziehe ...“

„Wozu, Dummkopf? — Ich kann ihn ja herausschießen....“

„Wollen Ew. Gnaden wenigstens erlauben, daß ich ihn selbst herausschieße.“

„Kerl, er ist verrückt!“ ruft der Lieutenant, ergreift die Carabine und drückt sie auf eine eben vorbeifliegende Mewe ab.

Der Schuß versagt.

Die umstehenden Soldaten sehen sich an und lachen; der Lieutenant wirft zufällig einen Blick auf Pepe, seinen Burschen — es scheint ihm, daß dieser etwas blaß geworden ist.

„Es scheint, daß Du einen Spruch hast, um ein Gewehr, welches Du ladest, zum Losgehen zu bringen,“ sagt er, indem er mit einer Nadel das Zündloch reinigt. Wiederum sieht er seinen Burschen an, dieser ist noch bleicher wie zuvor geworden. Der Lieutenant schüttelt die Carabine, ehe er ein neues Zündhütchen aufsetzt, und einige Körner Pulver fallen ihm auf die Hand.

Pepe ist bleich wie ein Leichnam ... Der Lieutenant hat einen Seitenblick auf ihn geworfen und gesehen, wie seine rechte Hand unter der Uniform etwas gesucht hat — wahrscheinlich den Griff eines Messers. — Keine Muskel zuckt auf dem Gesichte des jungen Mannes; er setzt ruhig das Zündhütchen auf, späht in der Luft herum und als nach einigen Minuten eine neue Mewe vorüberstreift, faßt sie der Lieutenant scharf aufs Korn — der Schuß kracht und der Vogel stürzt in den Fluß. Dann wendet er sich lachend zu seinem Burschen.

„Nun?“ sagt er, „hast Du gesehen, wie man mit einer Carabine schießt? Mach's mir nach! Geh, hol Pluto, daß er mir die Mewe holt, sie scheint prächtige Federn zu haben.“

Pepe entfernt sich mit der Carabine des Lieutenants, um dessen Newfoundländer herbeizuführen.

„Der Lieutenant ist heute gewaltig gut gelaunt,“ flüstert ein Douanier dem andern zu, wollen wir ihn um Erlaubniß bitten, heute Abend nach Aviles zu fahren und über Nacht dort zu bleiben?“

„Hm,“ meint der andere, „es ist wahr, er sieht heiter aus; bah! ich will's wagen.“

Und der Soldat bringt sein Anliegen vor und bereut es nicht, denn der Lieutenant gewährt es ihm sogleich.

Er hätte alles gewährt, was man in diesem Augenblick von ihm verlangt hätte, — er war fast glücklich, er war auf die Spur einer Schmuggelei durch den Zufall geführt worden ... Es ist wahr, daß sein Leben einen Augenblick lang an der Spitze eines Messers hing — doch was liegt daran, so etwas bringt ja das Handwerk alle Tage mit sich!

Der Lieutenant hatte, wie wir gesagt haben, die Carabine geschüttelt und beim Schütteln waren ihm einige Körner Pulver in die Hand gefallen und sein geübtes Auge hatte im selben Augenblick englisches Jagdpulver erster Qualität — den verpöntesten Contrebandenartikel — erkannt. Also man schmuggelte doch in Puerto Aviles!!

Er war nahe daran: „Gott sei Dank!" auszurufen.

Zu seinem größten Bedauern sah er jedoch ein, daß das Klügste, was er jetzt thun könnte, wäre, wie man in der „Grenzsoldatensprache" sagt, „die Spur schlafen zu lassen", d. h. eine ganze Zeit sich ruhig zu verhalten, gar nichts zu unternehmen, aber mit der größten Genauigkeit alles, was um ihn herum vorging, zu beobachten; und nahe an vierzehn Tage konnte er es über sich gewinnen, sein gewöhnliches Leben fortzuführen, d. h. am Strande hinzuschlendern, zu fischen und Seemewen zu schießen.

Es ist wahr, daß diese Zeit ihm sehr schnell verging, denn er machte während derselben gar merkwürdige Beobachtungen; so z. B. konnte er gar nicht begreifen, wie mit den wenigen Fischen, welche die in Puerto Aviles wohnenden Fischer täglich nach der Stadt brachten und dort für einige Realen verkauften, es ihnen nicht allein möglich war, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern sogar nach und nach ihre Hütten in kleine Häuser zu verwandeln und diese auch nach spanischen Ideen recht comfortabel einzurichten. Er sah am Feste der Purification die Frauen der besagten Fischer, welche nach Aviles zur Kirche fuhren, solche dicke goldne Ketten um den Hals und so massive goldne Ohrringe tragen, daß seinem stark zum Argwohn hinneigenden Geiste gar eigenthümliche Gedanken aufstießen.

Vierzehn Tage beobachtete er; dann glaubte er eine feste Basis zu seiner Operation gefunden zu haben und handeln zu können.

„Pepe!" — „Herr Lieutenant!"

„Zu morgen meine Gallauniform in Ordnung halten und meinen neuen Degen putzen!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Bekommen der Herr Lieutenant Besuch?"

„Das nicht; aber wir werden nach Aviles ..."

„Wir! — ich auch, Herr Lieutenant?"

„Ja, auch Er! Ich gehe nach San Benito, wo Romeria (Jahrmarkt und Fest zu Ehren des Schutzpatrons) ist."

Pepes Gesicht strahlt vor Freude, er sieht seinem Herrn ins Gesicht, um sich zu überzeugen, daß dieser sich nicht etwa einen Spaß mit ihm mache, und als er diese Ueberzeugung gewonnen, ruft er:

„Ew. Gnaden ... wenn Ew. Gnaden wüßten ..."

„Was, Pepe?"

„Daß ich heute Ew. Gnaden um die Erlaubniß bitten wollte, morgen nach San Benito zur Romeria gehen zu dürfen — denn meine Novia (Braut) wohnt dort."

„Seine Novia? Ich glaubte, daß Juanita, die Tochter des Fischers Jose Perez seine Novia wäre?"

„Bah," schnalzt Pepe mit der Zunge, indem er die Achseln zuckt, „die wirkliche Novia ist in San Benito."

„So!" — sagte der Lieutenant, indem er aufstand und zur Thür hinausschritt, „mach nur, daß morgen bei Tagesanbruch alles in Ordnung ist."

Unnützer Befehl; denn Pepe arbeitet wie zehn, und kaum ist es vier Uhr, so glänzt nicht allein seines Herrn Uniform, sondern auch die seine schon in voller Pracht, sein Dienst ist fertig und er schlendert am Ufer, eine Papelito rauchend, wie ein Mensch, der mit gutem Gewissen nach vollbrachter Arbeit sich dieses harmlose Vergnügen erlauben kann. Er denkt an die Romeria von San Benito — was wird Salvadora sagen, wenn sie ihn wiedersieht? Wird sie morgen auch die Basquina tragen, welche er ihr neulich erst geschenkt, aus hellblauer Seide mit Sammetgarnirung, wie wohl keine Muchacha bis Oviedo und bis Gyon aufweisen kann. Die Seide ist so schwer und doch so weich, man kann gleich sehen, daß sie nicht in Spanien fabricirt ist, und wenn die Regierung nie andere Steuern erhalten würde, als die, welche für dies Stück Seidenzeug bezahlt worden sind...

Pepe lacht laut auf, wenn er daran denkt! Das Geräusch seines Gelächters weckt ihn aus seinen Träumereien. Er sieht sich um.

Der Lieutenant steht mit dem Sergeanten Diego de la Cruz am Strande und scheint ihm den Mechanismus eines Revolvers zu erklären.

Pepe zuckt mit den Schultern ... es liegt etwas für seinen Herrn sehr wenig Schmeichelhaftes in dieser Bewegung, welche wahrscheinlich die Fortsetzung seines vorhin unterbrochenen Gedankens war.

„Pues Sennor!" murmelt er, „sagte man nicht, daß mit dem nicht auszukommen wäre? — Ich sehe nichts davon! Vaya! verfluchte fremde Kerls, die hierher kommen, um uns das Leben sauer zu machen — wir wollen ihnen spanische Kniffe zeigen!"

Der Lieutenant schlendert den ganzen nächsten Morgen in Aviles herum, da die Romeria des Morgens noch nicht interessant ist; jedoch hat er seinem Diener erlaubt, gleich ins Dorf hinaufzusteigen, da dessen Ungeduld bis Nachmittag wohl nicht mehr zu zügeln war. Er geht von Laden zu Laden, macht allen Verkäuferinnen den Hof, und da heute wenig zu thun ist, plaudern diese gerne und lange mit dem jungen Officier, welcher behauptet, daß er, obgleich nicht Spanier, heute Abend den Fandango tanzen werde. Während der Plauderei schweift sein Blick jedoch unaufhörlich im Laden umher, und selten verläßt er einen derselben, ohne gefunden zu haben, was er eigentlich daselbst suchte — irgend einen Contrebandenartikel, der gerade während seiner Anwesenheit verlangt und unvorsichtigerweise von der Verkäuferin verabfolgt wird ... Im Caffeehause geben die Kellner ganz offen, ohne sich vor ihm zu geniren, den Besuchern prächtige Cigarren! — im Garten eines seiner Freunde, Don Juan Ponte ist ein Pistolenschießstand — er besucht ihn und findet eine heitere Gesellschaft, der er sich anschließt.

Man schießt — auch dieses Pulver hat er gleich erkannt, und als er die Herren fragt, wo man denn solch ausgezeichnetes Pulver bekäme und wie viel es koste, lachen sie laut auf — Don Juan Ponte klopft ihm auf die Schultern ...

„Dank Ihnen, mein Freund, bekömmt man es fast überall — und höchst billig!" sagt er.

Der Lieutenant lacht aus vollem Halse über diese Antwort... verspricht sich aber in kürzester Zeit noch ganz anders zu lachen!

Es ist noch nicht zwölf Uhr und er hat schon die vollständigste und feste Ueberzeugung, daß Aviles voll geschmuggelter Waaren steckt, und daß dieselben hier mit einem Cynismus wie in wenigen andern Lokalitäten der Küste öffentlich feilgeboten werden! — Er machte sich fast Vorwürfe, dem Rapporte seines Vorgängers einen so unbedingten Glauben geschenkt und seit drei Monaten sein ewiges „nada de nuevo" täglich auf seinen Rapport geschrieben zu haben, während er sich doch auf einem Terrain befand, wo, wie er es stündlich mehr bemerkte, so gar viel zu ernten wäre — vielleicht sogar seine Hauptmannsepaulette — oder ein Paar Zoll Eisen in der Brust! ...

„Warum so einsam, Juanita? Warum geht Ihr nicht mit Josefa und Dolores nach San Benito?..."

„Ach, Herr Sergeant! ich habe wahrhaftig keine Lust, mich auf einer Romeria zu amüsiren, während mein Novio im Dienste ist!"

„Euer Novio? — Ist das nicht Pepe Bochales, der Bursche des Herrn Lieutenants?"

„Ganz recht, Herr Sergeant! der ist es — und der Herr Lieutenant hätte auch einen andern Tag wählen können, um zum Commandanten nach Gyon zu reiten — wenigstens hätte er meinen Novio hier lassen können!"

„Der Herr Lieutenant ist nach Gyon? — Ihr träumt, Juanita — er ist in Aviles — und wird wahrscheinlich jetzt im Café del Carmen Billard spielen und ein Glas Valdepennas trinken. — Wie kommt Ihr darauf, daß er in Gyon sein soll?"

„Und Pepe?" ... fragt das junge Mädchen, indem ein Blitz aus ihren Augen schießt....

„Pepe!" .. antwortet der Sergeant Diego de la Cruz mit langsamer Stimme, „hm! Pepe ... ich weiß nicht ... der wird wohl schon in San Benito sein."

„In San Benito?" ... Es ist unmöglich, den Ton wieder zu geben, mit dem das junge Mädchen diese Worte ausspricht. Eine

ganze erträumte und vielleicht zerstörte Zukunft liegt in dem Ausdruck, welchen sie diesen Worten gibt.

„Natürlich, muchacha," antwortet jener gelassen, der „Lieutenant geht ja auch nach San Benito und hat Pepe mitgenommen, doch à propos, hat Pepe nicht früher einmal in San Benito gewohnt? . . . ich habe so etwas gehört . . . von einer gewissen Salvadora Gomez."

„Seiner frühern Novia! . . . nicht wahr?"

„Ja ich glaube . . . so etwas; doch da fällt mir noch ein, ich sah ja erst vorgestern den alten Gomez bei Juan Castillo in Aviles, er sagte ja, daß seine Tochter sich zu Johanni verheirathe, und daß sein Schwiegersohn dann seinen Abschied bekäme. Sollte er von Pepe gesprochen haben, muchacha? Ich weiß es nicht!" . . .

Juanita ist kreideweiß, jedoch ihre dunklen Augen sprühen Blitze.

„O cobarde!" (Feigling) murmelt sie, „wenn ich wüßte, daß dem so wäre . . . Du solltest auf der Galeere Hochzeit halten."

Der Sergeant scheint dies überhört zu haben, er rollt ruhig seine Papelito zwischen den Fingern . . .

„Also Ihr wollt nicht mit nach San Benito?" sagt er endlich gleichgültig.

„Erwartet mich nur einen einzigen Augenblick!" ruft das junge Mädchen, indem sie hastig ihrer Hütte zueilt.

Diego de la Cruz schmunzelt . . . es scheint, als wenn das alles nicht der Zufall so geführt hätte, denn vor einer Viertelstunde wußte er noch nicht, ob er nach Aviles fahren werde oder nicht und deshalb hören die Soldaten mit dem größten Erstaunen, als er fünfundzwanzig von ihnen Befehl gibt, in einer Stunde unter Anführung des Corporal Maldonado die große Schaluppe zu besteigen und seinem Kahne zu folgen. Er gibt dem zweiten Sergeanten Pedrillo de la Serna die ausdrücklichsten Instructionen, wie er sich zu verhalten habe, und kurze Zeit nachher streift ein leichtes Boot von zwei robusten Ruderern geführt über den Fluß in der Richtung nach Aviles! In ihm sitzen der Sergeant Diego und Juanita, welche leise, um von den Ruderern nicht gehört zu werden, mit einander plaudern. Ersterer ist immer ruhig; es scheint, als wenn ihn die Sache nicht im geringsten interessire, er scheint weder Partei für noch gegen Pepe zu nehmen, er erzählt was er gehört hat, und nach und nach fallen ihm gar viele Sachen ein, sein Gedächtniß kömmt wieder, er erzählt wie Pepe der Salvadora Gomez Geschenke macht und wie er sie überall für seine wirkliche Novia ausgibt; wie er es sogar ihm und auch dem Herrn Lieutenant gesagt, und wie, jetzt wo ihm das Gedächtniß wiedergekommen sei, er mit Bestimmtheit behaupten könne, der alte Gomez habe gesagt, daß Pepe Bochales sein Schwiegersohn zu Johanni werden würde; doch das alles, und noch vieles andere sagt er ihr ohne Interesse . . . in einem Wort, er plaudert um zu plaudern!

Aber wie nimmt die arme Juanita diese Enthüllungen auf, welche all ihre Zukunftspläne zerstören? — Sie, die leidenschaftliche Spanierin, die einem Manne ihr Leben anvertraut, hat keinen andern Gedanken als Rache, da sie sieht, daß dieser Mann sie schnöde verrathen hat.

Ihr Busen hebt sich hoch und immer höher; ihre Augen erscheinen gleich zwei funkelnden Kohlen und die olivenartige Farbe ihres Gesichtes ist fast gelb . . . Was ist es, das sie dem Sergeanten Diego de la Cruz mit so leiser Stimme sagt, daß selbst dieser es nicht recht versteht und es sich von ihr wiederholen läßt? Und warum zittert seine Stimme unmerklich, als er ihr antwortet?

„Ja, wenn das wahr wäre, Muchacha, — dann könntet Ihr Recht haben — es würde ihm theuer zu stehn kommen."

„Ob es wahr ist?" ruft sie, „möge die heilige Jungfrau mir ihren Schutz auf ewig entziehen, wenn auch nur eine einzige Silbe davon nicht wahr ist."

„Vamos!" erwidert Don Diego, indem er sich eine neue Cigarre ansteckt, „wir wollen von etwas andrem sprechen! Das alles ist besser, wenn man es vergißt!"

Jedoch wie gewöhnlich! Kaum hat er seit einigen Minuten eine Unterhaltung über einen andern Gegenstand mit ihr begonnen, als ohne es vielleicht zu wollen, sie schon wieder sich mit Pepe Bochales und seiner Treulosigkeit beschäftigen. Don Diego scheint das junge Mädchen beruhigen zu wollen, jedoch entweder thut er es absichtlich, oder es fehlen ihm die nöthigen Kenntnisse des weiblichen Herzens; denn alles, was er zur Vertheidigung Pepes sagt, reizt dieselbe noch mehr, und wiederum nähert sie sich ihm und spricht leise, aber mit vielen Gesten und mit sprühenden Augen. Wiederum schüttelt Diego bedenklich den Kopf und versucht die Unterhaltung zu ändern, um von neuem einige Minuten später sich auf demselben Punkte zu befinden!

Und so kommt man in Aviles an! Diego begleitet das junge Mädchen zu einer ihrer Verwandtinnen, erzählt dieser in wenigen Worten die Treulosigkeit Pepes und gibt ihr den Rath, sie nach San Benito zu begleiten und sie daselbst nicht aus den Augen zu lassen; dann richtet er seine Schritte dem Café del Carmen zu, wo er seinen Lieutenant trifft und mit diesem eine lange Unterredung hat! — Eine halbe Stunde später kehrt er ans Ufer zurück, fährt den Strom wieder aufwärts und begegnet den 25 Mann unter Maldonado in der großen Schaluppe. Er gebietet ihnen umzukehren und nach einer Fahrt von ungefähr zwanzig Minuten läßt er am Fuße eines Berges landen. Er steigt mit zwanzig Mann aus, sendet die andern fünf mit einem Brief an den Sergeanten Caserna nach Puerto Aviles zurück und lagert sich eine Strecke weiter mit seiner Mannschaft in einem kleinen Haine! — Hier bleibt er unbemerkt bis gegen Abend; denn alle Welt ist in San Benito auf der Romeria; dann gibt er Befehl zum Aufbruch, ersteigt mit seinen Leuten den Berg und nimmt von da gleichfalls die Richtung nach San Benito!

Viva Dios! die Romeria in San Benito ist dieses Jahr glänzender denn je! Wie viele Menschen sind auf diesem kleinen Bergplateau, auf das sonst im ganzen Jahre keine hundert Fremde kommen, versammelt! — Aus Oviedo, aus Gyon, aus Villaviciosa — ja sogar aus Castropol in Gallizien sind sie gekommen, um dem Feste beizuwohnen.

Eine Unzahl von Buden sind aufgepflanzt, in denen aus Schläuchen der schwarze Wein aus Castilien und der helle asturianische Cider verschenkt wird — und um die Buden herum lagern die Herbeigekommenen in mehr oder minder zahlreichen Gruppen; sie trinken, essen, rauchen, singen und lassen den Heiligen hoch leben!

Viva San Benito! Die Romeria ist glänzend! Und weiter hin nach links, rings um die Capelle des Heiligen herum, haben sich die Tänze organisirt, ohne die kein spanisches Volksfest bestehen kann; nur, da die Asturianer viel durch Spanien in die Kreuz und die Quer kommen, haben sie die Tänze aller andern Provinzen gelernt und da der Originaltanz ihrer Provinz, danza prima genannt, zu ernst und auch zu alterthümlich ist, so tanzt man in San Benito hauptsächlich den Coredeo der baskischen Provinzen, oder den Fandango Alt-Castiliens, der mit Gesang von heiteren Strophen begleitet wird, oder den Bolero Neu-Castiliens, die Jota, welche aus Aragonien stammt, die Manchega, welche die Landsleute des edlen Ritters Don Quixote tanzen, oder die Munera aus Gallizien, die gewöhnlich mit einer Prügelei endet, und endlich el Ole, die man in Andalusien so meisterhaft tanzt und bei denen die Messer im Gürtel dermaßen locker werden, daß wenn der Tanz beendet ist, sie gewöhnlich offen in den Fäusten der Majos sich befinden!

Viva la Virgen! die Romeria ist von Tänzern überfüllt, man tanzt auf verschiedenen Stellen verschiedene Tänze und die Zuschauer drängen sich um die Kreise und klatschen den kühnen Sprüngen eines Tänzers oder den graziösen Bewegungen einer Tänzerin Beifall zu. — Jedoch nimmt wie gewöhnlich der Fandango die Aufmerksamkeit der meisten in Anspruch, denn hier genießt Aug und Ohr gleichmäßig.

Mit welcher Grazie Pepe Bochales hier seine körperlichen Vorzüge entwickelt! — welche Sprünge! — welche Blicke! welches Castagnettengeklapper und welche sehnsüchtige Stimme, mit der er seine Copla singt! — wie er seine Tänzerin ansieht! Diese, eine schlanke Asturianerin, mit weißem Teint und röthlich blondem Haar, welche das gothische Blut noch unvermischt in ihren Adern bewahrt zu haben scheint, erwidert lächelnd seine Blicke . . . . sie ist ja seit drei Jahren schon seine Novia und erst zu Johanni ist Hochzeit:

„Pichona de mi vida
Paloma de mi corazon,
Que vales tu mas pecetas
Que arena hay en el mar." *)

singt der Grenzsoldat . . . ja aber wenn er wüßte, daß der Habicht dort hinter einem Baume steht und verzehrende Blicke sowohl auf ihn als auch auf sein Täubchen heftet! !

O was muß die arme Juanita leiden, daß sich ihr Gesicht

*) Täubchen meines Lebens, Taube meines Herzens, Du bist mir mehr Pecetten (circa 9 Sgr.) werth als Sandkörner im Meeresgrund liegen."

so verzerrt! Geisterhaft stieren ihre Augen auf das tanzende Paar. Ihre Verwandtin versucht sie mit sich fortzuziehen, doch sie widersteht ihr fast mit Gewalt. Sie ist gut hinter dem dicken Castanienbaum verborgen, sie kann alles sehen, und wenn das Geräusch des Gesanges und der Castagnetten vorbei sein wird, hofft sie auch einige Worte hören zu können ... Und so ist es auch, denn als der Tanz zu Ende ist, sieht sie, wie der Lieutenant sich der Tänzerin seines Burschen nähert und sie über ihr Tanzen complimentirt.

„Und wann die Hochzeit, schönes Kind?" fragt er mit so lauter Stimme, als wenn er wüßte, daß zehn Schritte von ihm jemand die Antwort mit gleicher Herzensbeklemmung, wie der Angeklagte den Urtheilsspruch, welcher ihm Freiheit oder Tod verkündet, erwartete.

„Zu Johanni, si Dios quiere (wenn Gott will)" antwortet die blonde Asturianerin erröthend und indem sie einen schon vorher mit Pepe verabredeten Plan zur Ausführung zu bringen sucht, macht sie einen Knix und bittet im Namen ihres Vaters und ihrer Brüder den Herrn Lieutenant, ihrem Bräutigam zu erlauben, erst morgen nach Puerto Aviles zurückzukehren, da die Bewohner des Dorfes ihren Heiligen die ganze Nacht hindurch zu feiern gedenken. Der gutmüthige Lieutenant kann dem hübschen Mädchen nichts abschlagen und gibt dem Soldaten die erbetene Erlaubniß. Sie macht noch einen Knix, erröthet noch stärker und nachdem sich auch Pepe bei seinem Herrn bedankt, entfernen sie sich und verlieren sich bald im Gedränge.

Der Lieutenant sieht sich einen Augenblick ringsum, dann nimmt er die Richtung der Kirche, wo ein anderer Fandango getanzt wird. Er geht nahe dem Kastanienbaum vorüber und bemerkt nicht, daß Juanita, bleich wie eine Todte, sich an den Baum lehnt und ihre zitternde Hand nach ihm ausstreckt.

„Sennor Tenente," sagt sie endlich.

Er dreht sich um — „Holla, Juanita, was macht Ihr hier, meine Nachbarin?" fragt er.

„Sennor Tenente!" sagt sie mit zitternder Stimme, „auf Ihr ewiges Heil ... sagen Sie mir, ob ich vorhin recht gehört habe ... Hat sie gesagt, daß sie sich zu Johanni mit ihm verheirathen würde?"

„Pepe? Salvadora? ja, mein Kind, das hat sie mir gesagt."

„Auf Ihr Ehrenwort, Caballero?"

„Gewiß, aber wenn Ihr es selbst gehört habt ..."

„O ich muß es noch einmal von einem andern hören, — ich glaub's immer noch nicht."

„Ich geb' Euch mein Ehrenwort, Juanita, Ihr habt Recht gehört — das sagte sie mir."

Das Fischermädchen stößt mit einer raschen Bewegung ihre Verwandtin von sich, nähert sich dem Lieutenant, legt ihren Arm unter den seinen und mit leiser, aber fester und energischer Stimme sagt sie ihm: „Wollen Ew. Gnaden diese Nacht noch 50,000 pesos fuertes (à 1 Thlr 12½ Sgr.) Contrebandenwaaren confisciren?"

Das Dorf San Benito, ungefähr zwei Leguas von dem Städtchen Aviles entfernt, würde in der Provinz keine andere Bedeutung haben, als eben die eines Dorfes, welches hundert bis hundertfünfzig Familien durch Ackerbau ernährt, wenn vor einigen fünfzig Jahren einer der Eingebornen dieses Dorfes, welcher lange in Südamerika gelebt hatte, nicht aus Patagonien einige Apfelbäume mitgebracht und sie auf sein Feld gepflanzt hätte. Diese Art von Aepfeln — länglich und gelb — haben einen derartig süßen Geschmack, daß es fast unmöglich ist, sie zu essen; der Cider jedoch, den man aus ihnen bereitet, ist ausgezeichnet, da ihm jene oft höchst unangenehme Säure anderer Qualitäten abgeht. Die Aepfelbäume des Patagoniers hatten sich bald dermaßen vermehrt, daß seit den dreißiger Jahren der Cider von San Benito anfing, eines Rufes durch ganz Asturien zu genießen, dessen sich der keiner andern Ortschaft zu erfreuen hatte, und daß die Bewohner bald eine jegliche Cultur ihres Bodens vernachlässigten und nur Apfelbäume pflanzten und im Herbste Cider brauten. Daher kam es auch, daß in diesem Dorfe sich große Gewölbe befanden, welche dazu dienten, Fässer aufzubewahren, die angefüllt, verkauft und nach Aviles expedirt wurden.

Um sich die vielen Unannehmlichkeiten zu ersparen und auch wohl um einige Unterschläge zu verhindern, hatte das Obersteueramt der Provinz beschlossen, einen Unterbeamten in San Benito anzustellen, der von jedem verkauften Faß Cider gleich die Steuern einnehmen mußte, ehe das Faß das Dorf verließ; mit der Quittung desselben konnte das Faß frei bis zu seiner Bestimmung gehen.

Das Dorf San Benito liegt auf einem etwa fünfzig bis sechszig Fuß hohen Felsen am Meeresstrande, jedoch ist dieser Felsen dermaßen senkrecht, daß es niemanden gelingen würde, weder hinauf noch hinunter zu klettern, und man lacht über die Bewohner eines Dorfes an der Küste, die nicht einmal ein Bad nehmen können, ohne eine halbe Meile sich von ihrem Dorfe zu entfernen. Jedoch dieser Felsen ist vortrefflich, zu eben diesen Gewölben, von denen wir vorhin sprachen, geeignet; denn der Cider hält sich darin ausnahmsweise frisch und gut. Vielleicht ein Dutzend Gewölbe existiren jenseits der Kirche und sind mit großen eichenen Thüren mit dicken eisernen Barren verschlossen. Ueber ihnen liegen mehrere Häuser und unter andern das des alten Gomez, des zukünftigen Schwiegervaters unsres Bekannten Pepe Bochales.

Die Romeria war beendet, d. h. officiell beendet, denn es war gegen elf Uhr und die meisten der Gäste waren schon singend und auch tanzend den Berg hinuntergeeilt und hatten auf der Landstraße, die nach Aviles führt, entweder ihre Pferde oder ihre Maulesel bestiegen, oder waren auch zu Fuße nach dem Städtchen gelangt! Oben jedoch herrschte noch immer ein reges Leben, denn gar viele wollten noch nicht das Fest verlassen, so lange es noch volle Schläuche und Fässer gab. — Jedoch die Buden schlossen sich nach und nach, die Trinker wurden einer nach dem andern von ihren Freunden mit fortgezogen, oder sie fielen auch von allen unbemerkt unter irgend einen Baum und blieben dort liegen; kurz, es konnte wohl eins oder halb zwei Uhr sein, als der Kampfplatz leer war und die Bewohner sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten, um dort, wenn sie noch nicht befriedigt waren, die Romeria zwischen vier Wänden fortzusetzen. Aber auch in den Häusern schien die Ermüdung endlich eingetreten zu sein; denn gegen 2 Uhr war in den meisten schon alles zur Ruhe.

Nur beim alten Gomez war noch Licht durch die Ritzen der Jalousien zu sehen, und man konnte von Zeit zu Zeit das Geklirre von Gläsern und Flaschen hören.

Wir wollen den Leser hier einführen, um ihm den Sennor Don Jose Bochales (denn man weiß, daß Pepe nur eine familiäre Corruption von Jose ist) in seiner ganzen Glorie zu zeigen.

Er sitzt auf dem Ehrenplatz zwischen dem alten Gomez und seiner Tochter, um deren Nacken er seinen Arm geschlungen hat. Die beiden Söhne sitzen am andern Ende der Tafel und zwischen ihnen Don Ramiro de la Vega, einer der reichsten Bewohner der Stadt Aviles und einer der Gäste Don Juan Pontes, welcher am Morgen mit dem Lieutenant geschossen hatte und auch mit ihm zur Romeria gekommen war. Alle rauchen und trinken, und zwar keinen Cider, sondern Wein, dessen hellrothe klare Farbe den Carinnena verräth.

„Pues Sennor!"*) sagt Pepe, indem er sein Glas, welches er so eben geleert hat, niedersetzt, „so werde ich denn zu Johanni, si Dios quiere, meine drei Jahre abgedient haben und Ew. Gnaden mögen es mir glauben oder nicht, ich habe genug und sehne mich nach Ruhe."

„Bah, bah!" antwortet Don Ramiro, „wir haben's Dir doch in Puerto Aviles an nichts fehlen lassen."

„Das ist wahr, Sennor; aber bedenken Ew. Gnaden, welcher Gefahr ich mich aussetze; wenn man Ew. Gnaden darüber ertappt, kostet es Geld oder höchstens ein Paar Monate Gefängniß, während wenn ich darüber ergriffen würde ... brr.... mir könnte es ganz leicht zehn Jahre Ceuta (Ort der spanischen Galeeren auf der afrikanischen Küste) kosten.

„Wer sollte Dich darüber ertappen? Niemand denkt daran!"

„Ich glaub's! — Aber die Fischer in Puerto wissen es .. und viele von ihnen trinken gar derb."

„Wie Du sagst, Pepe, ist Deine Zeit jetzt bald vorbei und Du kommst her zu uns," sagte der alte Gomez.

„Aber wir müssen doch jemand bei der Douane in Puerto haben?" meint Don Ramiro.

„Das geht uns nichts an — das geht die Fischer an ..." erwiedert der Alte ... „die können sich allein darum bekümmern! ..."

„Ich muß Euch gestehen," sagt Pepe, „daß, als der Lieutenant herkam, ich einen derben Schreck bekam; denn da sagten die von Llanes, daß es der Teufel wäre — aber jetzt, wo ich ihn kenne ... denkt Euch! ... neulich war ich so unvorsichtig, seine Carabine mit

*) Dieses Pues Sennor (wörtlich „also oder denn mein Herr") ist unübersetzbar, der Spanier wendet es in der Erzählung jeden Augenblick an, und gibt ihm eine andre Bedeutung, je nachdem er es betont!

meinem Pulver zu laden ... er sah das Pulver und erkannte es nicht ... aber einen Schreck habe ich bekommen! ..."

Gomez und seine Söhne lachten. Don Ramiro schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was ich von diesem Menschen halten soll," sagte er, „heute bei Don Juan Ponte hat er ganz gut das englische Pulver erkannt. Sage mir, Pepe, glaubst Du, daß, wenn wir ihm monatlich zweihundert Duros gäben, er uns zufrieden ließe? ..."

„Hm ..." sagte dieser ... „wer weiß — er lebt sehr einfach."

„Kennst Du das Mädchen, mit der er heute gegen Abend die Romeria verließ ..." — „Ich sah sie nicht ..."

„Eine kleine Brünette mit kohlschwarzen Augen, sie trug eine grüne Basquina ... mir kommt es so vor, als wenn ich sie schon einmal in Puerto gesehn hätte."

Pepe ist mit einem Male sehr bleich geworden. Der Gedanke an Juanita hat wie ein Blitz sein Gehirn durchkreuzt ... doch wie ist es möglich ...

„Ich habe sie nur von der Seite gesehen ..." sagt einer der Söhne des alten Gomez, „aber sie scheint furchtbar eifersüchtig zu sein; denn als der Lieutenant meine Schwester beim Kinn faßte, guckte sie hinter einem Baum hervor und als er dann bei ihr vorbei kam, stürzte sie wie eine Furie auf ihn los ..."

Pepe athmet auf ... das konnte Juanita nicht sein! ...

„Muchachos! ..." sagt endlich Don Ramiro, der nach der Uhr gesehn hat ... „ein Viertel auf drei ... es ist die höchste Zeit ... um zwei schon habe ich ihnen gesagt, daß wir warten würden!"

Alle erheben sich auf einmal ...

„Schnell — schnell," ruft Don Ramiro ... „vielleicht wartet man schon draußen ..."

Die beiden Söhne des alten Gomez nähern sich einem jener großen Koffer, welche in Asturien dazu dienen, um Hausgeräth, Wäsche, Kleider und Werthsachen zu verschließen und die gewöhnlich vier Fuß breit, manchmal eine Länge von acht bis zehn Fuß und ein Alter von mehr als hundert Jahren haben. Mit großer Anstrengung schieben sie denselben bei Seite und machen eine Fallthüre frei, die sie ausheben. Pepe, der Alte und Don Ramiro haben jeder eine Laterne ergriffen und folgen den beiden jungen Leuten, die schon im Finstern die Treppe hinuntergestiegen sind.

„Paß auf, muchacha," sagt der Alte, „daß niemand sich nähere — blas das Licht aus ..."

„Gewiß, Vater!" antwortet Salvadora „werde ich aufpassen; aber heute Nacht ist wohl nichts zu befürchten" ...

Der Alte ist gleichfalls durch die Fallthüre, welche offen geblieben ist, verschwunden und kaum sieht Salvadora sich allein, als sie das Licht ausbläst und zur Hausthüre hinausgeht...

Hätte der alte Gomez sich zufälliger Weise in der Mitte der Treppe aufgehalten, so würde er einen kleinen, unterdrückten Schrei und schnelle Bewegungen, als wenn zwei oder mehrere Leute mit einander ringen, gehört haben, doch nur wenige Sekunden dauerte dieses Geräusch ... dann schloß sich die Hausthüre und alles war wieder stille im Hause des Schwiegervaters von Pepe Bochales.

(Schluß folgt.)

Das älteste Pfarrhaus in Deutschland.



Alt genug sieht's aus, wird jeder denken, der das thurmartige, sonderbare Gebäude betrachtet. Und aus welcher Musterkarte von Fenstern sieht es in das tiefe Thal hinab! Wer würde sich in unseren Tagen ein solches Haus bauen?

Es ist aber auch nicht in unseren Tagen gebaut, sondern, wie eine lateinische Inschrift, die es trägt, besagt, im Jahre 1122, und hat der, welcher es baute, Johannes Hell geheißen. Doch nicht für sich hat er den Bau hier oben bei der Kirche aufgeführt, sondern — wie nahe liegt — für die Pastoren dieser Kirche, die Pastoren zu Rod an der Weil.

Unser altes Haus hier ist sonach ein Pfarrhaus und zwar eins der ältesten, wenn nicht das älteste Deutschlands. Sein Alter erklärt manche seltsame Ausstattung, die man bei nicht allzuviel Häusern wiederfinden dürfte.

Daß den Eingang mit seinem niedrigen Spitzbogen eine gewaltige, eisenbeschlagene Thüre verwahrt, ist fast selbstverständlich. Merkwürdiger sind die weiteren Schutzmittel zur Wahrung der häuslichen Sicherheit. Außen, in Mannshöhe über der Thür, ist ein eigenthümlich geformter Trichter von Eisenblech angebracht, durch den man von innen siedendes Oel oder Wasser über die Köpfe der Einbrecher ausgießen konnte. Unmittelbar hinter und über der Thüre befindet sich in dem colossalen Mauerwerke Raum für ein wuchtiges Fallgatter (Egge), das bis zur neueren Zeit dort hing, aber auch, die Köpfe der Durchwandelnden bedrohend, derartig auf ihre Empfindungen einwirkte, daß man es beseitigt hat. Die Treppen sind natürlich dunkle Wendeltreppen von unbequemster Construction. Durch starke Fallthüren ließen sich, zu hartnäckigster Defensive, die beiden Stockwerke absperren. Die älteren Fenster sind sehr klein und bis zur Verdunkelung mit Eisenstäben verwahrt. Ueber diese Stäbe kann man von innen mittelst eines durchgehenden Strickes, feste Fensterladen ziehen, die von unterhalb der Fenster in hierzu bestimmten Mauerkehlen laufen. Die meisten dieser primitiven Laden sind freilich dem Zahne der Zeit erlegen und nicht erneuert worden. Die genannten Defensivmittel boten sicher, wenn anders die Insassen des Hauses einigen Muth zum Widerstand besaßen, gegen mittelalterliche Angriffe einige nicht zu verachtende Hindernisse dar. Waren indes trotz derselben die Hausbewohner ganz und gar in die Enge getrieben, so enthielt ihr Haus noch eine letzte Zuflucht, ein geheimstes Versteck, um das mancher Verfolgte sie beneidet haben möchte. Zwischen den Wänden der vielen kleinen Gemächer ist nämlich ein kleiner Raum freigelassen, der im Innern des mächtigen Kamins seinen Zugang hat, an welchen man durch ein für den Kaminfeger gebräuchliches Thürchen leicht gelangen kann.

Man sollte denken, hinter solchen festen Mauern, die dergestalt auf nachdrückliche Wehr eingerichtet sind, müßten allzeit willenskräftige, feste Männer gehaust haben, die da pochten auf das Wort: mein Haus ist meine Burg. Man kann aber auch umgekehrt schließen. Und hierzu lädt eine Geschichte ein, die Riehl erzählt in seinem trefflichen Buche: „Land und Leute."

Im Jahre 1536, so lautet diese Geschichte, war ein Pfarrer in Rod an der Weil, der hatte zugleich die Pfarrei in Hasselbach zu versehen und vermuthlich fiel ihm sein Gehalt von den beiden Orten zu gleichen Theilen. Nun kam aber die Reformation ins Land, und die Gemeinde zu Rod wurde lutherisch, die zu Hasselbach aber hielt fest am Papste.

Darum kam der Pfarrer in große Verlegenheit. Wäre er katholisch geblieben, dann hätte er Rod verloren, wäre er protestantisch geworden, Hasselbach. Er fand aber eine Auskunft. Früh Morgens hat er im Chorrock eine lutherische Predigt gehalten in Rod, und eine Stunde später ist er das Thal hinaufgegangen nach Hasselbach und hat dort in der Stola Messe gelesen. Erst taufte er protestantisch in Rod und dann — es ist nur eine gute halbe Stunde Wegs — katholisch in Hasselbach, copulirte nach Luthers Weise hüben, nach des Papstes drüben. Und so ging es eine ziemlich lange Zeit.

Unversehens kam aber eine protestantische Kirchenvisitation ins Weilthal, und die Visitatoren hörten zu ihrer besonderen Erbauung

die Geschichte von dem zwieschlächtigen Pfaffen, fragten ihn, warum er solches gethan, und wollten ihm den Dienst aufsagen. Der Pfarrer aber entschuldigte sich, indem er sagte, das **Volk** habe ihn gezwungen, auf beiden Achseln zu tragen, und gelobte, sich zu bessern. Darauf ließ man ihn im Dienst.

Und er hat sich gebessert, setzen wir hinzu, denn Hasselbach bekam urkundlich nach jener Visitation, im Jahre 1545 seinen eignen Pfarrer.

Auf starren Muth, auf trotzigen Sinn weist das Austreten des besagten Bewohners unseres alten Hauses wahrlich nicht hin, aber trotz alledem kann er freilich jene Sorte Muth besessen haben, die lieber den Besitz, als die eigne Person in ein Kaminversteck flüchtet, die sich, dem Hamster gleich, für diesen Besitz tollkühn zur Wehr setzt.

Die Zeiten sind vorbei, wo für solche Wehr jene mittelalterliche Hausfestigkeit etwas nutzen konnte, und was nicht mehr nutzt, schadet manchmal. Wer will es wohl heutzutage einem Bewohner dieses Hauses verdenken, wenn er den Wunsch hegt, irgend ein Alterthumsverein möge das Haus ankaufen und ihm ein neues bauen? Was hat er denn auch von dem hohen, vielwinkligen, dumpfen Gebäude als die Last, sich zu besinnen und zu bedenken, ob er es in diesen niedrigen, gefängnißartigen Zellen jemals zu einiger Behaglichkeit des Wohnens wird bringen können! Selbst die liebe Sommerzeit — die Saison des Landpfarrers — genießt er hinter seinen Gitterfenstern nur unvollkommen. Wie viele derselben sind es denn, aus denen er den Kopf ins Freie strecken kann!

Freilich der Landschaftsmaler und der Tourist, die in der schönen Jahreszeit jeweilen dieses einsame, wildromantische Thal besuchen, beneiden den Bewohner des Hauses, das so schlank und hell von dem Vorsprung des Berges auf Thal und Dorf herabsieht. Sie suchen den gastlichen Pfarrherrn auf und tauschen für ihre Lobsprüche über seinen Wohnsitz die humoristische Beschreibung ein, die er von seinen Eulen im Kamin, seinen halbgezähmten Mäusen und vor allem — von seinen Winterzuständen ihnen bietet. Verlorene Müh! Wen wird solche Beweisführung überzeugen? Die wenigen Touristen und Besucher gewiß nicht und die Bewohner dieses Thales erst recht nicht.

Es ist auch dem Pfarrer selbst wohl nur halber Ernst mit allen seinen Einwürfen. Weiß er doch gar wohl, daß sein Weilthal schön ist von der Quelle der Weil, hoch oben am Taunus, bis hinab zur Lahn, nach Weilburg, der alten, wundervollen Wohn- und Grabstätte jenes deutschen Königs Konrad, der edelmüthig seinem großen Gegner, Heinrich dem Finkler, die Krone sandte. Und freundliche Dörfchen besitzt dies Thal mit biederem Menschenschlag, stolze Schloßruinen und prangende Wiesen und Wälder. Es regt sich auch sein Gewerbfleiß in den Eisenwerken, die der starke Waldbach treibt. Da aber, wo tief einsam das Bergwasser durch die Waldschlucht bricht, mächtig über Felsen brausend, so daß die frühlingsfrohe Drossel kaum zu Wort kommen kann, da ist fürwahr dies Thal nicht am wenigsten schön.

Und wenn jetzt in der schönsten Jahreszeit vielstimmiger Vogelgesang aus den lachendgrünen Buchenwäldern zu dem hohen Pfarrhause herüberschallt, begleitet von dem Gemurmel des klaren Baches drunten im Thal, so vergißt auch der Bewohner dieses Hauses den starren Winter dieser Berge und lobt das Stück Erde, das ihn rings erfreut.

K. A.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

Mann über Bord!

Fast vierzehn Tage lang hat die Fregatte im biscayischen Meerbusen gekreuzt, mit Regen, Hagel und allen Attributen eines nordischen Spätherbstes gekämpft, da zeigt sich Aeolus ihr endlich günstig, frischer Nordost schwellt ihre Segel und treibt sie mit Macht dem milden Süden zu. Das Wasser hat seine Farbe gewechselt und dem dunklen Grün, das die Nähe des Landes verkündet, ist tiefes Blau gefolgt, der Wiederschein des Himmels und das Kennzeichen unergründlicher Tiefe. Von Tage zu Tage nimmt die Wärme zu und die lästigen Winterkleider machen allmählich einem bequemern Anzuge Platz. Ein jeder bewegt sich leicht und frei und fühlt sich behaglich bei dem Gedanken an die ungastliche Heimat, die jetzt starrt von Schnee und Eis, während an Bord die schönsten Frühlingslüfte wehen. Selbst die Badegäste beginnen sich einigermaßen mit dem Leben an Bord zu versöhnen, das ihnen bisher so viel Kummer bereitet und die Annehmlichkeiten der Gegenwart lassen sie die Leiden der Vergangenheit vergessen.

Der „Seestern" ist an der Grenze des Passatwindes in der Höhe von Madeira angelangt. Das beständige Wetter hat sich im Laufe des Tages geändert und ist böig geworden. Die Windstöße werden heftiger und nehmen oft einen stürmischen Charakter an. Es ist gegen 11 Uhr Abends und seit längerer Zeit keine Bö eingefallen. Die Posten werden abgelöst, der wachhabende Offizier geht in Träumereien versunken auf dem Hinterdeck auf und ab und die Mannschaft der Wache sitzt gruppenweise in Lee von den Booten oder unter der Bank, als plötzlich der Angstruf: „Mann über Bord!" alles mit Blitzesschnelle auf die Füße bringt.

Der auf der Fockraa ablösende Ausguck ist über Bord gefallen.

„Hinunter mit der Rettungsboje!" ist das fast gleichzeitige Commando des Officiers. Ein Druck des bei der Boje stehenden Postens an einer Feder entzündet deren Licht und die Berührung einer zweiten Feder läßt sie von ihren Haltern in das Wasser fallen.

„Kutter klar, auf Großsegel," ruft der Wachehabende jetzt. Die Rettungsmannschaft stürzt nach dem Leeboot, Kadett Vogel voran, bei solchen Gelegenheiten schläft der brave Junge nicht, da ist er der erste. Das Boot ist im Augenblick fertig zum Niederlassen und auch das Großsegel fliegt mit einer Geschwindigkeit in die Höhe, wie nie zuvor. Heute bedarf es keiner Ermunterung, es gilt einen Kameraden vom Tode zu retten.

Eben so schnell wird das Schiff an den Wind gebracht und back gelegt. Der Wind ist von hinten, die Fregatte macht bedeutende Fahrt und muß einen großen Bogen beschreiben, ehe sie zum Stillstande kommt. Als der Kutter endlich abstoßen kann, ist das Licht der Boje kaum noch zu sehen und zittert in blassem Schimmer wie ein Irrlicht auf der dunklen Meeresfläche. Das Boot steuert darauf zu und wird von seiner Besatzung mit einer Kraft durch das Wasser getrieben, die Zeugniß davon gibt, wie jeder sein Möglichstes thun will, um dem Kameraden zu helfen. Eine Zeit lang dient noch das Licht als Führer und leitet den Kutter den richtigen Weg; allein es ist zu viel Zeit mit dem Beidrehen verloren und ehe das Boot den Rettungsapparat erreichen kann, ist die bleiche Flamme erloschen.

Weit ist es jedoch nicht mehr davon entfernt und als Vogel den Ort erreicht zu haben glaubt, läßt er inne halten mit Rudern. Der Name des Verunglückten wird gerufen; jeder lauscht mit gespanntem Ohr, doch alles ist still.

„Kann er schwimmen?" fragt der Kadett.

„Oh gewiß," antwortet ein Matrose, „Ernst Reuter schwimmt wie eine Ente."

In einiger Entfernung luvwärts entönt jetzt ein schwacher Schrei.

„Hurrah, Jungens," ruft Schramm, der Bootssteurer, „holt tüchtig aus, ich höre ihn an Steuerbord."

„Horch! das ist die Stimme des Capitäns," sagt ein Bootsgast, „er ruft uns zu."

Der Mann hat sich nicht getäuscht. Die Fregatte hat gewendet, ihr dunkler Rumpf gleitet gespenstisch in einiger Entfernung an dem Boote vorüber. Drei Laternen sind geheißt, sie sollen dem Kutter den Weg zeigen, welchen der Seestern nimmt.

„Habt Ihr ihn gefunden?" hallt die gewaltige Stimme des Capitäns durch die Nacht. Er hat das Boot gesehen.

„Nein, Herr Capitän," ist die Antwort des Kadetten.

„Ihr seid zu weit gerudert, er ist mehr an Backbord, holt aus, so viel Ihr könnt."

Die Bootsgasten rudern mit übermenschlichen Kräften weiter nach Lee. Es wird angehalten, um zu horchen, aber nicht der leiseste Laut läßt sich vernehmen; nur das Rauschen der Wellen und des Windes schlägt an das lauschende Ohr.

„Pst!" macht jetzt jeder fast gleichzeitig.

Ein schwaches dumpfes Gestöhn, scheinbar von einem Orte fast

ganz in der Nähe, weht über das Wasser. Jeder Nerv wird angestrengt, bald ist die Stelle erreicht, doch nichts zu entdecken.

Abermals hält das Boot inne und treibt auf der Oberfläche der Wogen, deren dunkle mit Perlenschaum besäumten Kämme im Mondlicht wie Silber schimmern. Einen Augenblick glaubt man denselben Schrei zu hören, jedoch es ist nur der Ruf einer Mewe, die vom Boote aufgeschreckt sich kreischend in die Lüfte schwingt.

„Dort ist er, ich höre ihn!“ ruft Schramm und diesmal ist es keine Täuschung. Deutlich läßt sich das Geräusch eines Schwimmenden vernehmen.

„Ruft ihn bei Namen,“ sagt Vogel, dessen Simme vor freudiger Aufregung zittert.

„Reuter, Ernst Reuter, halloh, mein Junge, hier ist das Boot!“ ruft Schramm mit einer Stentorstimme.

Keine Antwort erfolgt.

„Es ist vorbei“, sagt der Mann am vordern Riem in eigenthümlichen Tone. „Wäre es nicht besser, wieder an Bord zu rudern? die Laternen des Seestern entfernen sich immer mehr und sind bisweilen schon verschwunden.“

„Horch, da ist es wieder,“ ruft ein Bootsgast.

„Ich höre nichts,“ sagt der lauschende Bootssteurer.

„Ich auch nicht,“ läßt sich der Mann am vorderen Riemen wieder vernehmen. „Wir müssen wieder an Bord zurück,“ fährt er in einem Tone fort, der fast drohend klingt.

„Holt noch einmal aus,“ ermuntert der Kadett die Leute, „vielleicht glückt es uns jetzt, ihn zu finden.“

„Wir wollen nicht hoffen,“ sagt der vorige Sprecher, „daß Sie gesonnen sind, die Nacht hier zu verbringen.“

„Das Beste ist umzukehren,“ äußert jetzt auch Schramm, „die Fregatte ist außer Sicht.“

Der Ausdruck in den Gesichtern der übrigen Leute verkündet nichts Gutes. Doch der Kadett läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Vogel ist zwar leichtsinnig, jedoch energisch und hat das Herz auf dem rechten Fleck. „Thut was ich befehle,“ herrscht er den Leuten zu. „So lange noch eine Chance bleibt, soll sie nicht verloren gehen. Ruder Backbord und rojet an! Wir wollen noch einmal luvwärts versuchen.“

Die Leute beginnen wieder zu rudern; der Ernst des Kadetten, der plötzlich zum Manne gereift scheint, hat ihnen imponirt. Jedoch der frühere Eifer ist geschwunden; ein geheimnißvoller Einfluß beherrscht sie und ihre düstern Mienen verkünden, mit welchem Widerstreben sie dem Befehle Folge leisten.

„Hier ist er endlich, ich sehe ihn, dicht auf der Seite,“ ruft aufspringend der Kadett und stürzt in seinem Eifer, den vermeintlichen Gegenstand zu erfassen, fast über Bord.

O Gott! es ist nur die Mütze des Armen, der Körper fehlt. Doch dieser muß in der Nähe sein, und jeder strengt die Augen an, um den Verlorenen zu erblicken.

„Da ist er!“ ertönt es aus aller Munde zugleich. Kein Zweifel mehr, der Gesuchte schwimmt auf das Boot zu.

„Frisch zu, mein Junge,“ ruft ihm der Kadett freudig zu und streckt ihm ein Ruder entgegen, „noch ein Paar Stöße und wir haben Dich an Bord.“

Plötzlich stockt die schwimmende Bewegung. Kaum berührt das Ruder die Oberfläche des Wassers, als eine Welle von Schaum das Boot überschüttet und es fast zum Sinken bringt. Es zittert von Steven zu Steven, als sei es zerschmettert. Niemand äußert einen Laut; die Augen sind starr von Schrecken, kalter Schweiß steht vor der Stirn und eine Todtenbläße überzieht das Gesicht. Unwillkürlich klammern sich alle an die Seiten des heftig hin- und herschwankenden Bootes, als wollten sie es stützen.

„Allmächtiger Gott, der arme Ernst!“ ruft jetzt der Bootsteurer.

„Was ist damit?“ fragt der Kadett, der vergebens den vorhin gesehenen Gegenstand zu unterscheiden sucht, aber allein seine Ruhe behalten hat.

„Ein Hai!“ stößt Schramm gepreßt hervor „seht, dort geht er.“ Eine grünlich schimmernde Masse gleitet langsam durch die dunklen Fluten.

Ein unwillkürlicher Schauder überläuft jetzt auch Vogel und er schweigt starrend wie die Mannschaft, deren Vernunft der Schreck gebannt zu haben scheint.

„Ah!“ unterbricht endlich ein Bootsgast die Stille, „jetzt heißt es rudern fürs Leben, wenn wir das Schiff wieder haben wollen.“

„Aber wo ist die Fregatte?“ sagt Schramm, sich aufrichtend und umherschauend, „ich sehe sie nicht.“

Auch der Kadett springt auf und mustert mit scharfem Auge den Horizont. Vergebens, so weit der Blick reicht, nichts als eine spurlose Fläche, nur unterbrochen von den schäumenden Rücken der Wellen, die im Mondlichte erglänzen. Kein Mast, kein Segel ist zu entdecken; eine gleiche trostlose Dunkelheit umgibt das Boot. Der Stand des Mondes und die Richtung des Windes sind die einzigen Anzeichen, wo das Schiff zu suchen ist.

„Nun Leute, holt aus,“ sagt der Kadett „wenn wir an Bord wollen, so müßt Ihr rudern.“

„Ja gewiß,“ erwiedert finster der Bootsteurer, „denn dort unten geht einer, der sonst bald mit einigen von uns Bekanntschaft machen würde.“

Vogel folgt mit dem Auge der Richtung des Fragers und unterdrückt kaum einen Schreckensschrei, als er dieselbe dunkle Masse von vorhin sich unter der Oberfläche des Wassers bewegen sieht. Ein langer Phosphorstreifen folgt wie ein glühendes Meteor ihrem Kielwasser.

Großer Gott, es ist wirklich ein Hai!

In diesem Augenblicke beginnt der Wind stoßweise zu wehen. Dunkle Wolkenmassen verdecken den Mond, der bisher noch eine gewisse Helle verbreitet hat und um die Verwirrung vollständig zu machen, scheinen die Leute nicht mehr den Befehlen des Kadetten gehorchen zu wollen. Sie scheuen sich nicht, zu murren und ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie in das Unglück gebracht.

Doch Vogels ganze Energie ist wachgerufen, er fühlt das Kritische seiner Lage und darf nicht wanken, „Ruhe!“ befiehlt er gebieterisch, „rudert ordentlich und haltet Schlag oder ich bringe Euch alle vor ein Kriegsgericht, wenn wir an Bord kommen.“

„Ich möchte wohl wissen, wann das ist,“ äußert in höhnischem Tone, wenngleich etwas eingeschüchtert, der Mann am vordern Riemen, doch unwillkürlich fallen die Riemen wieder in Tact; der Gehorsam ist erschüttert, aber noch nicht geschwunden.

Da zuckt ein heller Blitz am Horizonte auf, der Donner eines Schusses folgt ihm und rollt in dumpfem Echo über die Wasserfläche.

„Hurrah das Schiff!“ jubelt die Bootsmannschaft; augenblicklich ist die Disciplin wiedergekehrt und die Leute rudern mit äußerster Anstrengung der Richtung zu, aus welcher der Schuß ertönte. Bald sind sie in Schweiß gebadet, doch das Boot scheint an den Ort gebannt und nicht aus der Stelle zu kommen. Wiederum ist nichts zu sehen, als die unendliche weglose Meeresfläche, nur Wasser und Himmel überall.

Jetzt rauscht abermals ein donnerndes Tosen über das Meer, doch diesmal kommt es von luvwärts. Das bis dahin ziemlich ruhige Wasser erhält plötzlich eine wallende Bewegung und ein orkanähnlicher Windstoß, eine Wolke von Gischt vor sich hertreibend, stürmt auf das Boot los. Die Ruder sind überflüssig geworden, das Boot fliegt dahin vor der Bö, wie ein welkes Blatt vor dem Herbststurme. Seiner Besatzung bleibt nichts übrig, als zu erwarten, was Gott über sie verhängt. Der Schaum der Wogen spritzt hoch empor und verdunkelt wie ein Nebel die Luft noch mehr. Der Ocean kocht und am Himmel ballt sich schwarzes Gewölk zu drehenden Massen. Der Kutter ist halb mit Wasser gefüllt und kann nur mit größter Mühe flott gehalten werden. Jeder erwartet das augenblickliche Sinken.

Der qualvolle Zustand des Todeskampfes erschöpft die letzten Kräfte der Leute; sie fühlen, daß es bald mit ihnen zu Ende gehen muß. Ihre irrenden Blicke starren bald auf die schäumenden Wogen, bald auf den düstern Himmel, der ihnen keine Rettung verheißt. Ihre Gesichter, die hundertmal im Sturme und Schiffbruch nicht gezuckt, die mit eiserner Ruhe den feindlichen Geschossen im Kampfe entgegenblickten — sie sind jetzt bleich und entstellt. Das Antlitz des Todes grinst sie an, des Todes in seiner fürchterlichsten Gestalt.

Neben dem feurigen Streifen, den das Kielwasser des Bootes macht, zeigt sich noch ein zweiter. Es ist der Hai, der dem Kutter folgt — er wittert Beute!

Gräßlicher Gedanke, in dem Rachen eines Hai sein Grab zu finden.

Gebete, Flüche und Gesang mischen sich mit dem Tosen des Wetters.

Leser, hast Du schon etwas Aehnliches erlebt, hast Du gesehen, wie Männer verzweifeln? Oh es ist ein furchtbarer Anblick; er frißt sich in die Seele und macht noch Jahre nachher das Herz schaudern und das Blut erstarren.

Schramm ist der einzige der Besatzung, der ruhig bleibt, doch er murmelt: „Ich wußte es wohl, Freitag segeln bringt nimmer etwas Gutes.“

Der Kadett sitzt schweigend in dem Chaos um ihn her. Wie oft auch sein Name in Verbindung mit den Flüchen genannt wird — er ist sich bewußt, als Mann gehandelt, seine Pflicht gethan zu haben und erwartet deshalb gefaßt sein Schicksal.

Da spaltet sich auf einmal das schwarze Gewölk, ein betäubender Donnerschlag erschüttert die Atmosphäre, die Schleusen des Himmels scheinen sich zu öffnen und der Regen gießt in Strömen hernieder.

Die Gewalt der Bö ist gebrochen und der Wind legt sich. Aus den sich theilenden Wolken tritt strahlend in tiefem Himmelsblau die goldene Scheibe des Mondes und beleuchtet mit friedlichem Glanze die Scene des Schreckens.

Neues Leben strömt in das Herz der Geängsteten und die Flüche wandeln sich in heiße Dankgebete.

Siehe, dort, kaum einige tausend Schritt entfernt, schimmern auch die weißen Segel der Fregatte. Sie hat das Boot gesehen und hält nach ihm ab. Ein Blitz zuckt aus ihren Pforten, ein Schuß erkracht und rollt wie ferner Donner über die Wogen.

Sie sind gerettet! Drei Hurrahs begrüßen das neugewonnene Leben und die Bitterkeit der Todesstunde ist für diesmal an ihnen vorübergegangen.

Am Familientische.

Ein Gastmahl in Bergen.

Herr Olaf Wingaard, unser freundlicher Banquier, feierte seinen Geburtstag. Wir waren eingeladen und verfehlten nicht, der Herr von B. in Frack und Hut, ich mit saubergebürstetem Schnürenrock, uns in der Villa des reichen Kaufherrn, die in einem Garten vor dem Thore lag, einzufinden. Eine Gesellschaft Herren und Damen, darunter ein veritabler norwegischer Lieutenant, war versammelt und empfing den deutschen Baron und den deutschen Studenten mit großer Aufmerksamkeit.

Wir wurden in das Speisezimmer geführt. Herr Olaf Wingaard wies seinen Gästen die Plätze an; zunächst aber trat jeder hinter seinen Stuhl, und eine feierliche kurze Pause entstand für ein stilles Tischgebet. Alsdann ergriff der Hausherr sein Liqueurglas — auf jedem Platze stand ein solches, gefüllt mit einem bittern, scharfen Dram, verneigte sich stehend gegen seine stehenden Gäste, und nach einem: Deres Skol! (Ihre Gesundheit) leerte er das Glas. Die Gesellschaft folgte seinem Beispiel, und nun setzte man sich, um den scharfen Geschmack mit einer kräftigen Bouillon zu vertreiben.

Als wir an den Tisch traten, war uns aufgefallen, daß jeder Platz mit 5—6 Weingläsern besetzt war, soviel neben einander stehen konnten, so daß die Tafel mit einem vollständigen Kranz von Weingläsern umschlossen war, die in verschiedenen Größen, Formen und Farben prangten. Da stand das schlichte, gewöhnliche Glas neben dem grünlichen, kelchartigen rheinländischen und hier ragte das langgestreckte, schlanke Champagnerglas hervor über das zierliche Liqueurgläschen. Wir sollten bald den Gebrauch dieser Auswahl von Gläsern kennen lernen.

Nach der Suppe erhob sich der Hausherr und ersuchte die Gesellschaft, sich mit Rheinwein zu versehen, denn er wolle eine Gesundheit ausbringen auf Deutschland. Also füllte man das grünliche Kelchglas mit duftendem Rüdesheimer. „Wir waren ein kriegerisches Seeräubervolk,“ sagte er; „die Deutschen brachten uns den Handel. Die Deutschen brachten uns Religion und Wissenschaft. Hoch lebe Deutschland!“ So lautete der Skol des Herrn Olaf Wingaard; die Gläser erklangen und wurden, in einem Zuge geleert, wieder auf den Tisch gesetzt. Jetzt ging uns ein Licht auf, und zum Ueberfluß belehrte uns der Lieutenant, mit welchem Herr v. B. rasch Bekanntschaft geschlossen hatte, es sei Gebrauch in Norwegen, zu jedem Toast einen passenden Wein zu wählen und dann ein volles Glas zu leeren. So waren wir unter den Wölfen und mußten mit heulen. Der Herr v. B. winkte mir zu und rief: „So lange wir es vermögen, wollen wir denn mit Ehren fechten,“ und erhob sich, um eine Gesundheit auf Norwegen auszubringen.

„Norwegen ist das Land der Kraft. Unerschütterlich stehen seine Berge und unerschütterlich ist sein Volk. Werde Norwegen so glücklich als es verdient. Ein Skol für Norge!“ So lautete der Trinkspruch, und ein Glas schweren Portweins — denn das ist der Nationaltrank der Norweger — folgte auf den Rüdesheimer.

Inzwischen nahm die Mahlzeit ihren Fortgang in vielen Gerichten. Was wir alles aßen, ist mir nicht im einzelnen in Erinnerung geblieben; nur das weiß ich, es war viel Fisch darunter, gekochter Fisch, gebratener Fisch, Fisch in pikanter Pfeffersauce, gedörrter Fisch u. s. w., und daß der Fisch nicht trocken blieb, dafür wurde genugsam gesorgt.

„Meine Verehrten, eine Gesundheit für unser Geburtstagskind! Er handelt viel nach Spanien. Ich denke, wir wählen einen spanischen Wein!“ Und feuriger, süßer, hellperlender Sherry (Xeres) folgte auf den Portugiesen. „Meine Verehrten, ein Skol für die Damen!“ Und die Champagnerkorke flogen knallend gegen die Decke. So folgte Toast auf Toast, und doch war es hiermit nicht abgemacht. Man wollte mit den deutschen Gästen in Verkehr treten. Die Eröffnung lautete regelmäßig: „Mein Herr, trinken wir ein Glas so und so zusammen. Deres Skol!“ Man verneigte sich gegen einander, leerte à tempo das Glas, und damit war man gegenseitig vorgestellt. Zu unserer Beruhigung bemerkten wir, daß wir in Norwegen mehr vertragen konnten, als wir je für möglich gehalten hatten, und in gleicher Lage befand sich die ganze Gesellschaft, die Damen eingeschlossen, welche tapfer Stich hielten. Außer großer Heiterkeit war nichts zu spüren.

Schließlich sangen wir auf vieles Verlangen ein deutsches Studentenlied, und da die Norweger den Gesang ebenso leidenschaftlich lieben, als sie selbst schlecht singen, so war der Applaus gewaltig. Eine Tasse schwarzen Kaffees mit süßem Liqueur statt des Zuckers machte den Beschluß des Mahles, und nun ging es hinaus in den Garten. Vor uns ausgebreitet lag die weite See mit den felsigen, von der Abendsonne vergoldeten Gestaden, und ein frischer Seewind strich zu uns herauf. Nachdem wir hier uns einige Zeit ergangen und erquickt hatten, ward der Abschiedstrunk — ein Glas steifen Grogs — getrunken, und wir verfügten uns in unser Hotel zurück. Herr v. B. nahm aus seiner homöopathischen Hausapotheke einige Pillen Digitalis zur Beruhigung der aufgeregten Lebensgeister, und damit sanken wir Morpheus in die Arme. K—r.

Briefkasten.

Herrn E. in B. Sie und einige andere Freunde des Jahnschen Turnens haben in dem Lebensbilde von Adolf Spieß (1865. Nr. 47) eine unbillige Beurtheilung desselben zu finden geglaubt. Wir können Ihnen hierin nicht beistimmen. Der Verfasser, ein eifriger Turner seit seinen Knabenjahren, Jahre lang selbst Turnlehrer und gegenwärtig damit beschäftigt, das Turnen in mehrere Volksschulen seines Landes einzuführen, kennt das Jahnsche und das Spießsche Turnen aus einer mehr als 25jährigen Erfahrung. Aus solcher heraus spricht er, und wie uns dünkt, ganz im Geiste des verstorbenen Spieß, dessen langjähriger intimer Freund er war. Wenn Sie, bei nochmaliger Lectüre, insbesondere beachten wollten, was in dem Aufsatz S. 689 Sp. 1 gesagt ist: „Spieß hat das Jahnsche Turnen durchaus nicht verworfen, aber er hat es verfeinert ꝛc.,“ sodann auf Seite 691 Sp. 1 den kurzen Bericht über Spieß' Besuch bei Jahn, „dem die Herzen (der Reisenden) entgegenschlugen,“ so werden Sie erkennen, daß unser Mitarbeiter, der selbst, — wie gesagt — das Jahnsche Turnen von Kindheit auf bis ins reifere Mannesalter mit großem Eifer betrieben hat, dies Turnen durchaus nicht verwerfen, sondern nur, wie er auch S. 689 Sp. 1 ausdrücklich sagt, den Nachweis liefern wollte, daß „das Spießsche Turnen dem Jahnschen eine unentbehrliche Ergänzung ist.“ Sie wollen auch weiter gütigst beachten, daß der Aufsatz vorwiegend von dem Turnen redete, wie es „bis Ende der vierziger Jahre fast allgemein betrieben wurde“ (S. 688 Sp. 2), wobei nicht ausgeschlossen ist, daß Jahn selbst eine idealere Auffassung gehabt hat, daß auch viele das Jahnsche Turnen in edelster Weise ohne die erwähnten Nachtheile getrieben, ja daß ganze Turnplätze durch tüchtige Lehrer von denselben verschont geblieben sind. Uebrigens war unter dem „Jahnschen Turnen“ das verstanden, was man in Süddeutschland allgemein darunter versteht, nämlich das System der Körperübungen, die Jahn ersonnen; was die Turnerei sonst noch hatte, Uebung im Lauf, Sprung, Fahrten durch Wald und Feld ꝛc. enthielt ja schon die Guthsmuthsche Gymnastik.

P. No. 21. Wir können auf die täglich einlaufenden anonymen Zusendungen im Briefkasten in der Regel nicht Rücksicht nehmen. Liegt Ihnen an einer Antwort, so bitten wir um Mittheilung Ihres Namens und um Zusendung Ihres Manuscriptes ohne vorherige Anfrage.

Zur gefälligen Beachtung!

Wir bringen wiederholt in Erfahrung, daß größere Stücke aus unserm Daheim in anderen Blättern unbefugterweise und selbst ohne Nennung der Quelle abgedruckt werden. Solchen formlosen Aneignungen fremden Eigenthums werden wir von jetzt an mit den gesetzlichen Mitteln entgegentreten. Ausnahmen, die wir in besonderen Fällen wohl gestatten, hängen von vorheriger Anfrage um Genehmigung ab. Unsere Leser bitten wir, uns ihnen zu Gesicht kommende Fälle durch Uebersendung des betreffenden Blattes (unter Kreuzband) freundlichst mittheilen zu wollen.

Die Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 6.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

Erstes Kapitel.

Obgleich die schon länger werdenden Tage des März anfingen, den traulichen Winterabenden Concurrenz zu machen, wollte man sich im Hause des Regierungsrathes Siebold dennoch nicht dazu verstehen, diesem Einfluß der siegenden Jahreszeit nachzugeben.

Die Winterabende waren ja so recht zu gemüthvollem Beisammensein in der Familie, zu fröhlichem Gespräch, zu genußreicher Lectüre geeignet, man hielt sie warm in zwiefachem Sinn. Man zog die Vorhänge zu, zündete die Lampen und das Feuer im Kamin an, versammelte sich um den runden Tisch und nun mochte es draußen aussehen wie es wollte, drinnen begann der Winterabend zu gewohnter Stunde. So auch heute am 6. März des Jahres 18 . .

Die Familie war im Wohnzimmer versammelt, ein sehr kleiner Kreis, bestehend aus dem Regierungsrath und seiner Frau, aus Aurelien, der einzigen Tochter beider, aus Friedrich Meerfeld, dem Postmeister des Ortes und dessen Schwester Johanna, beide Verwandte des Regierungsraths und letztere dessen Mündel, und endlich aus dem Verlobten Johannas, Richard Werner, einem jungen Postsekretär.

Richard machte den Vorleser, ein Amt, zu dem ein klangvolles, nicht leicht anzugreifendes Organ ihn besonders befähigte und dem er auch durch richtiges Verständniß der Lectüre selbst, so wie durch bescheidenes Maßhalten des Vortrages entsprach.

Man las den Kerker von Edinburg (The heart of Midlothian); er hatte eben eine der spannendsten Scenen dieses wirkungsvollen Romanes vollendet. Jenny Deans vor Gericht, als Zeugin für oder wider die Unschuld der Schwester. Das Leben dieses schönen, jungen Geschöpfes, die Ehrenrettung desselben, die Seelenruhe des alten Vaters abhängig von ihrem Ausspruch; ein Hauch ihrer Lippen entscheidend über Wohl und Weh der nächsten und theuersten Angehörigen. Mit unsäglicher Spannung war man der meisterhaften Schilderung der Scene gefolgt, diejenigen, die den Roman kannten, kaum weniger als jene, denen er noch neu war: ein Beweis von der fesselnden Kraft und überwältigenden Wahrheit, mit der das bewundernswerthe Genie Walter Scotts, dieses noch nicht erreichten Romandichters zu schildern versteht.

Eine tiefe Stille, ein hörbarer Athemzug aus der gepreßten Brust des einen oder andern der Zuhörenden verrieth den ergreifenden Eindruck, den die Scene gemacht. Richard legte das Buch fort.

„Gottlob!“ sagte Aurelie, „Gottlob, daß sie sich nicht verleiten ließ, die Unwahrheit zu beschwören. Ich habe Todesangst deshalb ausgestanden.“

„Ich habe es keinen Augenblick gefürchtet,“ nahm Johanna das Wort und ihre schönen Augen leuchteten von innerer Befriedigung, während ein höheres Roth die Wangen überflog. „Ich habe es keinen Augenblick gefürchtet. Jenny Deans ist zu charaktervoll gezeichnet, als daß man ihr ein so schwaches Abirren vom Wege des Rechtes hätte zutrauen können.“

„Und dennoch wäre ein solches Abirren sehr menschlich gewesen,“ schaltete Richard ein.

„Menschlich? Sündlich!“ entgegnete Johanna.

„Nur nicht gleich so radikal,“ lächelte Richard. „Sündlich — mag sein! Es wäre aber immer eine von den Sünden, für die der Sünder oben gewiß Barmherzigkeit findet. Uebrigens,“ wandte er sich an Johanna, „warst auch Du des Ausganges nicht ganz sicher.“

„So sicher wie meiner selbst!“ behauptete sie.

Richard schüttelte den Kopf.

„Denke Dich einmal lebhaft in die Situation hinein, bedenke“ —

„Da gibt es nichts zu bedenken,“ fuhr sie mit allem Eifer ihrer leidenschaftlichen, zum Disput und zur Uebertreibung geneigten Natur dazwischen.

„Das müßte ein sehr erbärmlicher Charakter sein, ein Mensch ohne alle Grundsätze und mit einer sehr leicht zu erschütternden Moral, der bei vollem Bewußtsein dessen, was er dieser schuldig ist, dennoch das Gegentheil thun könnte.“

„Du übertreibst wieder einmal gewaltig, mein Kind,“ warnte der Regierungsrath.

„Nicht im mindesten,“ ereiferte sie sich, „ich halte Jenny Deans Benehmen gar nicht einmal für einen Beweis besonderer Tugend, soll man's erst loben, wenn einer nicht falsch schwört? Es ist doch nur recht!“

„Gewiß," pflichtete Aurelie der Freundin bei, sie mit einem bewundernden Blick anschauend. „Du wärst auch eine zweite Jenny Deans gewesen, ob ich, das weiß ich kaum!"

„Dummes Zeug!" wies Johanna kurz diesen Ausspruch mangelnden Selbstvertrauens ab.

Richard wandte sich wieder an seine Braut.

„Ich sah die Spannung in Deinen Zügen, woher kam sie, wenn nicht der Zweifel an der heroischen Tugend des Mädchens sie hervorbrachte?"

Johanna wollte antworten, der Regierungsrath schnitt ihr das Wort ab.

„Sie haben Recht," sagte er zu Richard, „die Spannung und Angst, mit der man dem Vorgange folgt, liegt wirklich in dem sehr Menschlichen des gefürchteten Unrechtes. Es will etwas sagen, durch ein Wort das Leben der Schwester retten zu können" —

„Durch eine Lüge!" fiel Johanna scharf betonend und mit einem Nachdruck, der einem so jungen Wesen nicht hübsch anstand, ein. „Durch eine Lüge, die den ganzen Charakter verdorben haben würde. Ich hätte Dir das Buch aus der Hand genommen, ich wenigstens hätte nicht mehr weiter hören mögen. Gottlob, Walter Scott ist meiner Meinung. Er vernichtete nicht den Werth seiner Heldin durch diese Lüge" —

Der Regierungsrath unterbrach den Redestrom.

„Du wirst zugeben," sagte er, „daß viel Seelengröße dazu gehörte, sie nicht auszusprechen."

„Seelengröße? Nur einfache Rechtlichkeit!" behauptete Johanna.

„Selbst über die Lüge läßt sich noch streiten," meinte Richard. „Jenny hatte allerdings nichts Positives von der unglücklichen Verirrung der Schwester und den damit zusammenhängenden traurigen Ereignissen gewußt. Jene hatte ihr nicht das Geständniß abgelegt, das sie hätte retten können, aber die moralische Ueberzeugung von der Unschuld Effies an dem Tode des Kindes, hatte Jenny doch wohl, und somit würde ihre Lüge nicht eine Mörderin gerettet haben, aber ihre Wahrheitsliebe konnte einer Unschuldigen den Tod bringen. Es ist das einer jener Fälle, in denen das Gesetz durch schroffes Festhalten am Buchstaben alles andere bewirkt, nur nicht das, was es soll: richtiges Abwägen der Größe einer Schuld und des Maßes ihrer Strafe."

„Das mag sein," bemerkte der Postmeister, „dennoch steht das, was Pflicht der Zeugin war, außer Frage. Sie war nicht nach ihrer moralischen Ueberzeugung gefragt worden, sondern hatte eine Thatsache zu beschwören und der Eid ist heilig."

„Gewiß," gab Richard zu, „ich will auch nicht Unrecht in Recht verkehrt, ich will nur den Conflikten Rechnung getragen wissen, die aus einer, natürlich nur unvollkommenen menschlichen Gesetzgebung hervorgehen."

„Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen," wendete er sich an den Regierungsrath, der ihm aufmunternd zunickte, „ich taste weder die Gesetze, noch die Gesetzgeber an. Die beste Voraussicht der letzteren bleibt immer eine lückenhafte und somit hat auch das, was sie zum Besten und Frommen der Menschen, zur Zügelung und Leitung der Massen beschlossen, sehr mangelhafte Seiten und ist nicht immer auf den Einzelfall anwendbar. Es ist nur gleichsam aus dem Groben gehauen. Für das Gute, das es in einer Richtung befördert, bringt es in einer anderen Schlimmes hervor. Es muß leider dem Buchstaben nach beobachtet und festgehalten werden, denn es möchte schwer festzustellen sein, aus welchen Motiven der einzelne wider die moralische Kette Sturm lief. An diesem Nichtkennen, Nichtbeurtheilenkönnen der Motive scheitert auch eben die menschliche Gerechtigkeit. Sie straft was sie sieht und sie sieht nichts als die Resultate, die nach allgemeinen Grundsätzen der Moral verwerflich oder nicht verwerflich sind. Darum meine ich auch, Gott ist ein viel milderer Richter als die Menschen, denn er sieht bis ins innerste Herz hinein und manche Sünde, vor den Menschen strafwürdig und straffällig, mag Barmherzigkeit vor ihm finden, weil er den Motiven Rechnung trägt. Und in diesem Sinne würde Jenny Deans vor seinem Richterstuhl vielleicht besser bestanden haben, als jene, die trotz dem erschütterten Glauben an die Missethat der armen Sünderin, das Schuldig über sie aussprachen, weil der Buchstabe des Gesetzes es so erheischte."

Johanna sah ihren Verlobten ängstlich an. Den Blick bemerkend, fuhr er fort: „In wie vielen andern Fällen macht es seine Unzulänglichkeit noch geltend; zum Beispiel meine ich, daß der Arme, der die Seinigen Noth leiden sieht, der nichts thun kann, ihnen zu helfen und der, ihren und den eignen Hunger zu stillen, die Hand nach fremdem Eigenthum ausstreckt" —

Ein mißbilligendes Räuspern des Postmeisters unterbrach den Redenden. Richard fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Daß der weniger straffällig ist, als der Wucherer, der Noth und Leichtsinn zu seinen gemeinen, egoistischen Zwecken ausbeutet, als der reiche Arbeitgeber, der die Kräfte seiner Arbeiter aussaugt zu seinem alleinigen Gewinn, der die Abhängigkeit ihrer Existenz von seinem Einfluß zu nur ärgerem Druck benutzt, ja, der Dieb aus Noth und Hunger weniger straffällig vor Gott, als der Unbarmherzige, der in Wohlleben und Genüssen schwelgend, einen Bettler von der Thür weist, und so gibt es tausend Fälle, in denen ein menschliches Tribunal, nach menschlichem Gesetz entscheidend, handgreifliches Unrecht richtet und straft und doch das Uebel nicht an der Wurzel angreifen kann, weil es diese nicht sieht. — Noch einmal, es liegt hierin kein Tadel, nur die Anerkennung einer Thatsache, aus der ich mir im stillen die Lehre zu ziehen bemüht bin, die darin liegt."

„Und die ist?" fragte der Regierungsrath gespannt.

„Richtet nicht," sagte Richard sehr ernsthaft, „richtet nicht, wenn es Eures Amtes nicht ist."

„Ich möchte fast sagen, urtheilt nicht," fügte die Regierungsräthin, die bisher nur aufmerksam und mit Zeichen großer Theilnahme zugehört hatte, hinzu, „denn die meisten Menschen urtheilen nur von dem Standpunkt ihrer eignen Persönlichkeit aus, nie von dem des Be- und Verurtheilten, und auch das ist eine Klippe für die Gerechtigkeit, da doch viel von der Verschiedenartigkeit der Anlagen und der Verhältnisse abhängt."

„Ich verstehe Dich nicht, ich verstehe auch meinen Bräutigam nicht," sagte Johanna halb betäubt, halb ärgerlich. „Wir haben ja doch eine göttliche Gesetzgebung in den zehn Geboten, die drückt so klar aus, was Recht, was Unrecht ist, es kann kein Zweifel darüber sein. Wenn wir so zaghaft sind, die Sünde zu verurtheilen, so wird bald die Zaghaftigkeit aufhören, sie zu begehen."

„Die Sünde sollen wir verurtheilen, aber nicht den Sünder," meinte Richard. „Das ist der Unterschied."

„Ein spitzfindiger," bemerkte der Postmeister, „überhaupt, mein lieber Schwager, Du hast gefährliche Grundsätze, Du solltest wenigstens vorsichtiger im Aussprechen derselben sein."

„Warum?" fragte Richard.

„Weil eine so weitgehende Toleranz," lautete die Antwort, „den Verdacht erwecken könnte, als wolltest Du sie zur Vergeltung auch auf Dich angewendet wissen."

„Gewiß will ich das," sagte Richard lächelnd, „obgleich ich nicht im Sinne habe, gegen unsere Gesetze zu handeln, noch weniger gegen mein Gewissen, das, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen nicht mit ersteren übereinstimmend, in anderen wieder viel subtiler ist, aber halte ich mich auch frei davon, mit denen zu thun zu haben, die zu irdischen Richtern berufen sind, von den unberufenen will ich mehr um ihret- als um meinetwillen Toleranz. — Was mich betrifft, da stehe ich meinem Herrgott gegenüber, der mir ins Herz sieht und besser weiß, wo ich recht und unrecht gehandelt habe, als alle Gerichtshöfe der Welt."

„Man sollte alles vermeiden, was abwärts führen kann," sagte der Postmeister salbungsvoll. „Sans comparaison, lieber Schwager, aber es fängt mancher damit an, das Urtheil der Welt zu verachten, und endet damit, sich auch aus dem Gottes nichts zu machen."

„Das wäre eben der entgegengesetzte Weg," meinte Richard, „der meinige wird mich hoffentlich nicht abwärts führen."

„Hoffentlich?" wiederholte Johanna. „Wie Du sprichst!" Sie sah den Bräutigam mit einem Blick liebender Bewunderung an. „Hoffentlich? Menschen wie Du können doch wohl sagen, gewiß!"

„Wer kann das sagen?" fuhr Richard fort. „Es gibt so viel Unrecht in der Welt und überall liegt's am Wege. Man kann doch nur sprechen: Führe mich nicht in Versuchung!"

Johanna schüttelte wieder den Kopf.

„Du bist viel zu bescheiden," ereiferte sie sich, „viel zu mißtrauisch in Dich selbst. Die großen Sünden liegen doch nur auf den Landstraßen, wo die Vagabunden, die keine Erziehung und kein gutes Beispiel gehabt haben, ziehen."

Der Regierungsrath lachte laut auf.

„Papa, ich denke, sie hat Recht," wagte sich Aurelia schüchtern hervor.

„Und die kleinen Sünden? in denen liegt wohl kein Unrecht?" fragte der Regierungsrath noch lachend. „Ach, Ihr unverständigen Mädchenköpfe, Ihr! Ihr werdet noch manchen Strauß zu bestehen haben, ehe all die Unvernunft, die Ueberspanntheit, die falschen Vorspiegelungen da heraus sind. Besonders hier mein kleiner Kampfhahn," er deutete auf Johanna, „der immer Recht haben muß und es nicht eher haben wird, bis er gründlich eingesehen, wie oft er Unrecht hat."

„Das mag sein," fuhr Johanna fort, „aber es gibt Dinge, die man ein für allemal nicht thun kann, mag die Versuchung so groß sein, wie sie will und nur Schuldbewußtsein oder verzeih mir, Richard, falsche Demuth macht uns unsicher."

Der Ausspruch klang so scharf, so hart, daß selbst der Postmeister, der bisher doch mit seiner Schwester übereingestimmt hatte, dadurch verstimmt schien. Ueber Richards Gesicht flog eine helle Röthe; die Regierungsräthin sagte, freundlich das junge Mädchen zurechtweisend: „Es ist sehr leicht, sich einer ungeprüften Tugend zu rühmen und im sichern Asyl einer geschützten Häuslichkeit ihr unbeflecktes Banner zu entfalten. Auch der Soldat bewährt sich erst im Feuer, hinter dem Kamin mag sich jeder leicht ein Feldherr träumen."

„Ja," sagte Johanna, „aber auch nur das innere Streben nach der Feldherrnwürde macht den einzelnen zum guten Soldaten. Man kann nicht genug Fähigkeit zum Guten in sich fühlen, soll es uns gelingen, auch nur etwas davon zur Geltung zu bringen."

„Besser wär's umgekehrt," scherzte der Regierungsrath.

„Wie soll das möglich sein?" fragte Johanna. „Wie soll man das Gute leisten, wenn man sich nicht vorher desselben bewußt ist?"

„Instinktiv," meinte Richard. — „Also wie das Thier, da wäre wenig Verdienst dabei," entschied Johanna.

Der Regierungsrath sah sie lächelnd an.

„Das letzte Wort," sagte er leise und beziehungsvoll. Johanna erröthete.

„Ihr macht's auch immer so, daß ich das letzte Wort haben muß," schmollte sie. „Uebrigens, was ist daran gelegen, das letzte Wort —" „Ist nicht immer das beste," unterbrach sie der Regierungsrath mit demselben beziehungsvollen Lächeln und freundlichen Ton.

Johanna fuhr fort:

„Das letzte Wort haben, bedeutet doch nicht, daß man rechthaberisch ist, sondern nur daß man seine Meinung noch nicht erschöpft hat. Ich behaupte auch gar nicht, daß die meinige die richtige ist, aber sie ist doch nun einmal meine Meinung, kann ich dafür?"

„Na, wir gewiß nicht," scherzte der Regierungsrath.

„Nein, Onkelchen," ging Johanna auf den Scherz ein, „denn Ihr gebt Euch immer alle mögliche Mühe, das zu bestreiten, was ich sage. Als ob ich nie Recht haben könnte! Das gibt mir allein den Anschein, als ob ich streitsüchtig wäre. Ich bin es gar nicht. Ich denke nur über alles nach und wenn ich irgend einen Anhaltspunkt gefunden habe, den ich als den richtigen erkennen muß, schließe ich weiter. Sehe ich erst ein, daß ich mich geirrt habe, will ich's gern bekennen. Wer entscheidet aber schließlich darüber?"

„Vielleicht die Erfahrung," bemerkte der Regierungsrath. „Uebrigens," fuhr er immer in derselben freundlichen Weise fort, „laß Dich nicht beirren und sprich Dich aus. Du bist eine Natur, die das Leben in seine Schule nehmen und ihr seine Wahrheiten aufdrängen muß. Du wirst vielleicht erst einmal ein großes Unrecht eingestehen müssen, ehe Du begreifen wirst, wie wenig an Deinem Rechthaben den Menschen gegenüber liegt, wie überhaupt solche, die in Folge geistiger oder moralischer Ueberlegenheit wirklich oft Recht haben, am allerwilligsten und leichtesten auch das Gegentheil eingestehen. Lerne nur, mein Kind, es ist keinem erspart. Wer des Hauses Weisheit verschmäht, dem drängt sie sich draußen gewaltsam auf."

Johanna warf leicht den Kopf auf, was immer in letzter Instanz ihre unerschütterte Meinung bewies. Ueber Richards Gesicht flog ein Schatten, den ein flüchtiger Blick Johannas erhaschte. Er stand auf.

„Ich muß fort," sagte er, „in zehn Minuten ist die Post da."

„So, also hat Herr Zimmer heut die Nachtpost zu besorgen?" fragte der Postmeister. „Ich dachte, Du wärst an der Reihe."

„Zimmer ist krank und bat mich, seinen Dienst zu versehen, ich werde auch um zwei Uhr auf der Post sein."

„So," sagte der Postmeister gedehnt. — „Armer Teufel, da mußt Du Deinen Schlaf unterbrechen."

„Nicht doch unterbrechen, ich gehe gar nicht erst zu Bett," meinte Richard, „es ist so meine beste Zeit zum Musiciren."

„Deine armen Hausbewohner!" lachte der Postmeister.

„Meine Stube liegt abgelegen, ich störe niemand," versicherte Richard. „Meine taube Wirthin hört mich nicht und mein Zimmernachbar ist ein Nachtvogel, der ist selten zu Hause und wenn er da ist, macht's ihm Vergnügen, mich singen zu hören. Er ist ein wahrer Musiknarr."

„Ich wollte, ich wäre an seiner Stelle," sagte Johanna naiv. „Da hat's der fremde Mensch so gut, Dir die halbe Nacht zuzuhören und ich, der doch Dein lieber, schöner Gesang gehört, von Rechtswegen gehört, was habe ich davon? Ich kann höchstens von ihm träumen. — Es sind übrigens neue Noten gekommen," fuhr sie, sich in ihrer Lebhaftigkeit selbst unterbrechend, fort. „Nimm sie mit und sieh sie Dir an, wir können sie dann morgen zusammen versuchen. Du weißt, ich singe kein Lied, ehe Du es nicht hübsch gefunden."

Sie war aufgesprungen und dem Bräutigam die Hand reichend, zog sie ihn in die Nebenstube. Dort fiel sie ihm um den Hals.

„Ich bitte Dich, Richard, sei nicht böse," bat sie, „ich wollte Dich nicht verletzen. Ich weiß auch, daß Du mein Streiten nicht leiden kannst, aber wie soll ich denn klüger werden, wenn ich alles Dumme für mich behalte!"

„Wenn Du's nur herausspräch'st," meinte Richard lächelnd, „aber Du sprichst Dich immer erst recht hinein."

„Mein Gott, so sprecht doch auch, Ihr andern, die Ihr so viel klüger sein wollt, laßt mir doch nicht so viel das Wort."

Richard entgegnete nichts, aber ein vielsagender, halb herausfordernder, halb neckender Blick galt auch für eine Antwort.

„Ich weiß schon, was Du meinst," schmollte sie, „sage es, wenn Du es doch einmal denkst! Du meinst, ich lasse Euch nicht zu Worte kommen."

„Ein wenig schwer ist es allerdings Dich zu unterbrechen," meinte er gutmüthig.

„Ja weiß Gott!" gestand sie gutlaunig zu, „ich habe immer so viel Gedanken und die arbeiten durcheinander, ich wollte, ich hätte nur einen einzigen" — „Um Gotteswillen" unterbrach er sie.

„Ja, weißt Du," fuhr sie fort, „wenn man sich so sein Leben lang nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigte, mit einem einzigen, dann müßte man in diesem doch zu solcher Klarheit kommen, daß er uns von keinem bestritten werden könnte."

„Also aus Rechthaberei hast Du den Wunsch!" lachte er, „nun, Gott gebe, daß er Dir nicht erfüllt wird," fuhr er ernster fort, „denn ich meine, ein Gedanke, der Dich ausschließend beschäftigte, könnte nur der eines großen Unglücks sein."

„Ein Unglück würde mich stumm machen," meinte sie gedankenvoll.

„Nun, dann segne Gott Deine Redefertigkeit," sagte er rasch, „wenn sie der Ausfluß eines glücklichen Gemüths ist."

„Ja ich bin glücklich" sagte sie froh, „sehr glücklich, aber heute — sage mir eins," fuhr sie rasch auf, „aber so recht ernsthaft und sei nicht böse über die Frage" —

Sie schmiegte sich inniger an ihn und ihr hübsches, liebliches Gesicht zu ihm emporhebend und ihn mit den großen, strahlenden Augen sehr ernst ansehend, fragte sie fast feierlich:

„Kannst Du wirklich den Meineid und den Diebstahl gut heißen?"

Er sah sie groß an. — „Du hast es gesagt heute," fuhr sie fort.

„Nein, das habe ich nicht, ich habe nichts gut geheißen, was an und für sich unbestreitbar Verbrechen ist, ich habe nur Gründe zugegeben, die es entschuldigen, erklären und vor Gott vielleicht nicht so straffällig erscheinen lassen, wie vor den Menschen. Es ist eine subtile Frage, man kann kaum erschöpfend seine Meinung darüber aussprechen; wenn Du es nicht herausfühlst was ich meine, muß ich es aufgeben mich verständlich zu machen."

„Wenn es überhaupt zu verstehen ist, muß ich es doch auch verstehen können," sagte sie, „Du bleibst also dabei, es eine für Jedermann, auch für Dich höchst nothwendige Bitte zu halten, die: „Führe mich nicht in Versuchung!"

„Gewiß," sagte er aus vollster Ueberzeugung.

„Gut, so will ich es auch beten," fuhr sie fort, „aber an Lügen

und Betrügen kann ich dabei nicht denken, da magst Du sagen was Du willst, das kannst Du nicht verlangen."

„Wer verlangt's denn?" fragte er, „ich halte für Deinen größten Fehler überhaupt nur die Sicherheit, mit der Du den kleinsten bestreitest."

Es schien nahe daran, daß ein neues Scharmützel des Brautpaars ausbrach.

Der Postmeister schnitt die Gefahr ab, indem er Richard zurief, daß es die höchste Zeit zum Gehen sei, wenn er anders seinen Dienst nicht versäumen wolle.

Die Abschiedsumarmung beendete also den Streit im Beginnen, sie war weniger herzlich als sonst von Seiten Johannas. Sie war den Rest des Abends über still und in sich gekehrt und man sah es ihr an, daß stürmende Gedanken in ihrer Seele arbeiteten. Das Resultat derselben bekam Aurelie zu hören, als das gemeinschaftliche Zimmer sie zur Nachtruhe aufnahm.

„Weißt Du," sagte sie, „daß ich dem Himmel danke, daß wir in civilisirten Zeiten und in einem Lande leben, in dem Räuberbanden ein Unding sind. Ich könnte es mir sonst denken, daß Richard mit seinem schwärmerischen Kopf, seiner geringen Achtung vor der Obrigkeit, seiner gefährlichen Toleranz unter Verhältnissen, die einen solchen Abweg begünstigten, ein zweiter Karl Moor werden könnte."

Aurelie schauderte, gestand aber, den Abend dieselben Gedanken gehegt zu haben.

„Ja, Du und ich, wir sind viel mehr eins in unsern Ansichten," seufzte Johanna, „ach, könnte ich ihn auch dazu bekehren! Er ist so gut, so lieb, aber ohne strenge, feste Grundsätze; welchen Versuchungen ist er nicht ausgesetzt!"

„Gewiß, Du hast eine schwere Aufgabe vor Dir und Du bist so jung und er ist ein Mann!" meinte Aurelie.

„Es ist ein Uebelstand und doch auch wieder gut, daß ich strenger in der Moral denke wie er," fuhr Johanna fort; „weißt Du, ich glaube, unser Geschlecht ist im allgemeinen überhaupt tugendhafter. Wir haben viel größere Scheu vor dem Schlechten und manche von uns haben auch mehr Charakter. Ich fürchte, Richard hat wenig Charakter. Der Onkel sagt zwar das Gegentheil und es lohnt nicht sehr mit ihm zu streiten, es heißt dann gleich, ich sei zu sicher, aber Richard kenne ich länger wie er."

„Er ist ja auch Dein Bräutigam, ich will gewiß nichts gegen Papa sagen, aber die Männer stehen alle zu einander; gilt's weibliches Urtheil zu bestreiten, da läßt keiner etwas auf den andern kommen," meinte Aurelie.

„Nun, ich werde ihm nicht Veranlassung geben, für Richard eine Lanze zu brechen," eiferte Johanna, „Dein Vater denkt darin gerade so überspannt wie Deine Mutter, sie würden es beide für Mangel an Liebe halten, daß ich Richards Fehler kenne. Kann ich dafür, daß ich so klar sehe?"

Vielleicht konnte sie doch dafür, aber daran war sie schuldlos, daß der Schlaf der Jugend sie mitten in ihren klaren Gedanken überraschte und ihr das Wort fast im Munde abschnitt. Aurelie, die nicht Braut und also noch weniger mit ihren wirren und ungereimten Fragen an das Leben fertig war, als Johanna, die sich so fertig dünkte, rief ihr noch ein paarmal eine von den erhabenen Wahrheiten zu, die junge Mädchen kurz vor dem Schlafengehen mitzutheilen pflegen, dann entschlief auch sie und die Sympathie des Lebens auch im Schlaf fortsetzend, träumten sie beide von Karl Moor, der des Postsekretärs unschuldige Züge trug, an Aurelien aber in nebelhafter Undeutlichkeit vorüberschwebte, während er Johanna ein Notenblatt überreichend mit dumpfer Stimme sagte:

„Dem Komponisten kann geholfen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Beim alten Herrn.

An einem der klarsten und lieblichsten Herbsttage standen wir vor dem dunkeln Thore der Veste Coburg und ließen unsern Blick über die Stadt zu unsern Füßen und seitwärts über die Höhenzüge des Thüringer- und Frankenwaldes gleiten. Die Mittagssonne war uns so freundlich gesinnt, daß sie keines der entferntesten Thäler unbeleuchtet ließ; und so ging fast kein Dorfkirchthurm, fast kein blitzendes Fenster unserm Auge verloren. Aber auf ein winziges Fensterchen hatte der goldene Himmelsstrahl es besonders abgesehen. — „Das steht ja im vollen Feuer," rief lachend einer von der Gesellschaft, und ein anderer fragte den Führer, wer denn dahinter wohne? Doch bevor wir Uebrigen dieser Frage noch beistimmen konnten, hatte unser Cicerone, eine echte Coburger Natur, bereits ein Gesicht aufgesetzt, als wäre er bis auf den Grund seines Herzens beleidigt worden; und dann rief er, mit seinem Knotenstock auf jenen flammenden Punkt zeigend: „Das wissen die Herren nit? Schauen's an, und's weiß doch jedes Kind! Wo's Fensterle da blitzelt, liegt Neuseß, und der dahinter in dem weißen Haus wohnt, ist ja unser alter Herr! Das nit zu wissen!" Wir zuckten die Achseln, sahen uns der Reihe nach einander an — und der ergrimmte Coburger, uns aufs neue auf unserer Unwissenheit ertappend, rief abermals und mit noch stärkerer Stimme: „Kennen's denn den alten Herrn nit? O, der Rückert ist ja ein sehr berühmter Herr!" . . .

Was natürlicher, als daß wir am Tage darauf in Neuseß und vor dem weißen Hause standen? Eine kugelrunde Magd, deren Arme nach dem Waschfasse dufteten, öffnete; wir stiegen die Treppe hinan und wurden von der Tochter des Hauses freundlich empfangen. Zuerst hatte die Unterhaltung etwas Springendes, denn war es nicht verzeihlich, daß unsere Augen beständig die Thüre suchten, durch welche der Dichter vermuthlich eintreten würde? Aber bald drehte sich das Gespräch um die Büste, die, Rückert in den Tagen des Lenzes darstellend, auf dem Spiegeltischchen stand; ein Frankfurter Bildhauer hatte ihn einst zum Geburtstage damit überrascht. — Geburtstag! Hatte der Dichter nicht kürzlich den achtzigjährigen gefeiert? Waren ihm nicht aus allen Ecken und Enden Deutschlands Kränze, Gedichte, Glückwünsche, Geschenke zugegangen? Einer von uns spielte darauf an, etwas von diesen Herrlichkeiten zu sehen, und sogleich führte uns die gütige Tochter in das anstoßende Zimmer. Und wie aus einem Munde entfuhr uns der Ruf: „Welche Unzahl! Nicht nur die Tische, selbst das Sopha, die Stühle, die Fenstersimse sind ja mit den Gaben der Liebe und Verehrung bedeckt!" Wir blätterten in den Albums, in den förmlichen Haufen von Adressen, welche von Universitäten, Behörden, Sängerkränzen und hundert andern Vereinen gesandt worden, und da erzählte Fräulein Rückert, auf die Adresse des deutschen Hochstifts in Frankfurt deutend, folgendes Geschichtchen: Um dem Tumulte an seinem achtzigsten Geburtstage aus dem Wege zu gehen, sei ihr Vater in der Frühe dieses Tages zu einem seiner Söhne nach Meiningen gefahren. Dort angekommen, habe er sich so ermattet gefühlt, daß er alsbald den Rock, die Kniestiefel, sogar die Beinkleider von sich geworfen und sich auf das Sopha niedergelegt habe. Auch sei er eben ein wenig eingeschlummert gewesen, da plötzlich habe es gepocht, und er, nicht anders glaubend, als daß eins seiner Kinder Einlaß begehre, habe recht verdrießlich herein! gerufen. Aber den Schreck, der ihn da überrieselt, könne niemand beschreiben. Denn wer sei eingetreten? Die Deputation des deutschen Hochstifts aus Frankfurt, im Leibrocke und weißer Cravatte, und der Sprecher, die Adresse überreichend, habe erklärt, sie hätten den Aufenthalt des Herrn Geheimerathes ausgekundschaftet und den nächsten Zug benutzt, ihm zu folgen. Sprachlos habe Rückert ohne Rock, Stiefel und Beinkleider dagestanden und er sei schließlich noch immer so verwirrt gewesen, daß ihm die Worte, seinen Dank auszusprechen, gemangelt hätten. — Unser Gelächter nach dieser Geschichte war ein allgemeines und herzliches, immer verlangender richteten sich unsere Blicke nach der Thüre; die liebenswürdige Tochter fand unsere Sehnsucht nur zu erklärlich und beauftragte die Magd, nach dem Herrn auszuschauen. Da die Antwort lautete, er schlafe noch, fand Fräulein Rückert Muße, uns in eins ihrer Geheimnisse einzuweihen. Sie zog nämlich ein Schubfach auf, das bis zum Rande mit beschriebenen Papieren angefüllt war, und erklärte, daß wir hier Material zu mehreren Bänden Gedichten vor uns hätten. „Nicht wahr," sagte sie, „die Welt glaubt, daß die Harfe meines Vaters längst verstummt ist? O nein, sein Alter hat ihn in diesem Punkte nur eigensinnig gemacht, er selbst will von seinen Gedichten, deren täglich mehrere aus seiner Feder fließen,

Friedrich Rückert.

Originalzeichnung von Herbert König.

nichts wissen und lebt in dem Wahne, sie vernichtet zu haben, sobald sie in den Taschen seines Schlafrockes versunken sind. Aber ich bin die Retterin derselben, indem ich allabendlich einen Diebstahl ausführe. Denn wenn ich den Vater schlafend glaube, schleiche ich mich in die Kammer, greife nach dem Schlafrock und verschwinde damit, um oft noch in später Nacht all die Papierstreifchen zu sichten und die eben entstandenen Liedern zu den andern in dieses Schubfach zu legen." ...

Bevor wir die Erzählerin versichern konnten, daß eine solche Entwendung den Dank aller Freunde echter Poesie ernten würde, verkündete ein sonderbares Geräusch vor der Thüre, welches von niedergetretenen Hausschuhen herrühren mußte, daß der alte Herr erwacht und auf dem Wege zu uns sei. Da trat er ein, langsam, gebückt, das Haupt gesenkt — und ein Gedanke der uns durch den Kopf schoß: Das wäre Rückert?! Aber wie er dann das Haupt hob, wie wir die scharfen, wie aus Stein gehauenen Züge, die hervorspringende Nase, die langen silbernen Locken sahen, wie wir in zwei der wunderbarsten Augen blickten, die einem Jüngling anzugehören

schienen und in denen es bald blitzte, wie in den „geharnischten Sonetten", bald lachte, scherzte und jubelte, wie im „Liebesfrühling" — da gestanden wir uns doch schweigend ein, daß unser Dichter nicht anders aussehen könne. Wie leicht hängt die Jugend einem Bilde ihrer Phantasie an und vergißt, daß Haare und Wangen bleich werden, daß sich auf den Häuptern der Menschheit Schnee sammelt!

Nun folgte ein gemüthliches Kaffeestündchen. An Rückerts Seite saßen wir um den Tisch; die Cigarren dampften; der alte Herr jedoch war seiner Pfeife treu geblieben. Und was natürlicher, als daß wir ihn allein reden ließen, daß einer nur auf Befragen unterbrach; denn war es doch eine zu kostbare, und wer konnte wissen, ob nicht eine Stunde, wie sie das Füllhorn des launenhaften Glückes nie wieder über uns ausschütten würde. Die brennende Tagesfrage, den Kampf Polens, berührte er nur leichthin, aber man entnahm aus seinen Aussprüchen doch soviel, daß er diesem ewig irrlichterirenden Volke keine Sympathien zu schenken vermochte — er wehrte förmlich mit der Hand, und dann tauchte sein Geist in die Vergangenheit unter, um einen Schatz von Erinnerungen heraufzubeschwören. O, wie nun seine Augen noch ganz anders funkelten, wie seine Stirne bald glatt gleich einem Spiegel dalag, wie sie bald Wellen schlug; eine ganze Reihe vergessener und unsterblicher Namen berührte unser Ohr, im Fluge ging es von Süden gen Norden und wieder zurück. Doch Einer ragte gleich einer Säule aus diesen Erinnerungen hervor — Goethe. Bei ihm verweilte Rückert am längsten, immer kam er wieder auf ihn zurück und als er endlich schloß und sichtlich ermattet in den Lederstuhl zurücksank, da war der Name Goethe sein letztes Wort gewesen. Die Augen bedeckend, als ob er eine Thräne verbergen wollte, schwieg er dann lange; niemand wagte diese Stille, die etwas Feierliches hatte, zu unterbrechen; erst auf ein Zeichen der Tochter erhoben wir uns. „Nicht doch," sagte da der Dichter, „wir gehen zusammen, Kinderchen, ich begleite Euch durch den Garten, ich will noch auf meinen Goldberg." — „Goldberg?" fragten wir verwundert. — „Ja, ja," versetzte er lächelnd, „das ist da hinten im Walde ein Hügel mit einer Hütte darauf, worin ich täglich so ein Paar Stündchen hocke und an meinem Wörterbuch der chinesischen Sprache arbeite. Und weil's da so himmlisch still ist und die goldigsten Stimmungen da über mich kommen, drum habe ich den Platz meinen Goldberg getauft." So erklärte er, indem wir den Garten entlang schritten. Hatte es nicht etwas Rührendes, wie er bald diesen, bald jenen Baum oder Strauch im Vorübergehen berührte, als ob er ihn liebkoste? „Sie kennen mich ganz genau," sagte er, „und wissen, daß sie der Alte vielleicht zum letztenmal gestreichelt hat." — Da standen wir an der Pforte. Jedem schüttelte er die Hand und sprach: „Vor Euch liegt noch das Leben, Kinderchen. Haltet Euch nur die Herzen warm. Auf Wiedersehen? Recht gerne, wenn's Gott gefällt!" ..... Als er dann dem Walde zuschritt, vergoldete die Abendsonne seine silbernen Locken; wir aber kehrten recht still, bewegten Gemüthes, nach Coburg zurück. Karl Neumann-Strela.

Calvin und Servet.

II.

Calvin war zuerst im Jahre 1536 (17 Jahre vor dem Zeitpunkt, bei welchem wir stehen) nach Genf gekommen. Aber nach zwei Jahren wurde er sammt seinen Mitarbeitern aus Amt und Stadt vertrieben. Jedoch schon im Jahre 1541 wandten sich die Genfer an den in Straßburg weilenden Calvin mit der dringenden Bitte, wieder zurückzukehren. Mancherlei Umstände hatten zusammengewirkt, das Verlangen nach dem alten Lehrer wieder zu erwecken. Er kam, nachdem die dringendsten Vorstellungen Farels und Bucers seinen Widerstand überwunden hatten.

Calvins Zurückkunft bedeutete nicht die Verzichtleistung auf seine Ideen; — das wußten die Genfer. Er kam, um mit aller Kraft an die Durchführung seiner Grundsätze über die Natur und Aufgabe des christlichen Gemeinwesens zu gehen Diese Grundsätze wurzelten und gipfelten in dem Gedanken: daß in einem christlichen Gemeinwesen eine dem angenommenen Bekenntniß und der gepredigten Lehre entsprechende Sitten- und Lebensordnung herrschen und aufrecht erhalten werden müßte und daß zu diesem Endzwecke der Staat und die Kirche, je auf ihre Weise und mit ihren Mitteln zusammenzuwirken haben. Symbolisirt ward dieses Ziel seines Strebens dadurch, daß auf sein Betreiben die öffentlichen Gebäude die Fahnen, die Münzen der Stadt mit dem Namenszug Jesu bezeichnet wurden.

Zwei Tage nach seiner Ankunft stellte Calvin dem Rath vor, daß es nothwendig sei, Verordnungen zu erlassen, welche niemand in Zweifel ließen „wie er dem Willen Gottes und der Gerechtigkeit gemäß sich zu verhalten habe." Schon am 2. Januar 1542 wurden diese von Calvin in Gemeinschaft mit einer Commission entworfenen, von den bürgerlichen Collegien berathenen Verordnungen (Ordonnances ecclésiastiques) seitens der allgemeinen Volksversammlung einstimmig angenommen und bildeten fortan die Verfassungsurkunde der Genfer Kirchengemeinde.

Als kirchliche Centralbehörde wurde das Consistorium eingesetzt, bestehend aus den Geistlichen und den ihnen zur Seite stehenden Aeltesten. Die letzteren, zwölf an der Zahl, wurden vom Rath alljährlich aus dem Schoß der Rathscollegien ernannt; während die Besetzung erledigter Predigerstellen durch das Collegium der Geistlichen geschah. Das Consistorium war vor allem ein Sittengericht, welches als äußerste Strafe den Ausschluß vom heiligen Abendmahl verhängte; außerdem hatte das Consistorium die Ehegerichtsbarkeit und die Verwaltung des Kirchenvermögens. Außer den hierauf und auf die Cultuseinrichtungen bezüglichem Bestimmungen enthielten die Verordnungen auch die sogenannten Luxusgesetze, welche bestimmt waren, der in Genf eingerissenen Ueppigkeit und Zügellosigkeit Schranken zu setzen. Kartenspiel, Tanz, Gesang unreiner Lieder Wirthshauslärm, anstößige und auffallende Kleidertracht wurden verpönt; für Festmahlzeiten wurde die Zahl der Gäste und Gerichte vorgeschrieben und Aehnliches. Die Uebertretung dieser Gebote zog kirchliche Censuren und, wenn diese ohne Wirkung blieben, Geldstrafen nach sich.

Nachdem die kirchlichen Verordnungen gesetzlich eingeführt waren, beauftragte der Rath Calvin, der ja, wie bekannt, ursprünglich Jurist war, mit einer Revision des bürgerlichen Gesetzbuches, und belohnte ihn, als er nach zweijähriger Arbeit seine Aufgaben so gelöst hatte, daß seine Vorschläge größtentheils acceptirt wurden „mit einem Fasse des besten Weins, damit er sich nach so harter Anstrengung für das Wohl der Stadt — erquicken möge." — In politischer Beziehung wurde durch die Einführung der revidirten Verfassung der Schwerpunkt der Regierungsgewalt in den aus 21 Mitgliedern bestehenden kleinen Rath verlegt; die übrigen Rathscollegien — die 60 und die 200 — wurden in ihrer Macht erheblich beschränkt; es blieb ihnen eigentlich nur die Controlle. Die allgemeine Bürgerversammlung, die vordem von jedem Bürger, der die Kosten tragen wollte, beliebig berufen werden konnte, verlor ihren bisherigen entscheidenden Einfluß. So wurde der demokratische Charakter der Republik bedeutend gedämpft und eine größere Stetigkeit und Festigkeit des Regiments ermöglicht. Daß die Revisionsarbeit Calvins auch das Civilrecht und die Administration — bis ins kleinste Detail hinein — und nicht minder das Criminalrecht umfaßte, sei wenigstens beiläufig erwähnt. Von den Criminalgesetzen, wie sie aus Calvins Hand hervorgingen, ist mit Recht gesagt worden, sie seien wie die Drakonischen mit Blut geschrieben; denn sie machen von der Todesstrafe einen sehr ausgedehnten Gebrauch. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß dies weder eine von Calvin eingeführte Neuerung, noch eine Eigenthümlichkeit des Genfer Strafrechts war. Calvin hat im ganzen lediglich die Bestimmungen des dazumal in allgemeiner Geltung stehenden Rechts beibehalten. In einigen Punkten hat er allerdings das Gesetz verschärft und härtere Strafen eingeführt: so die Todesstrafe für den früher mit Arrest und Geldbuße belegten Ehebruch, öffentliche Auspeitschungen für unzüchtige Reden und Handlungen und für Mißhandlung von Thieren, Ausstellung am Pranger für Hasardspiel, desgleichen sehr empfindliche Strafen für schnödes Betragen der Kinder gegen die Eltern. Diese Strafschärfungen lassen meist den Theologen erkennen; im übrigen aber ist er wohl gerade als Jurist, der in den Doctrinen und Traditionen der damaligen Rechtswissenschaft festsaß, um so weniger darauf verfallen, in dem Strafrecht aufzuräumen und es dem ethischen Geiste der Reformation gemäß

umzubilden. Die Reformation hat uns auf dem Wege eines Jahrhunderte langen geschichtlichen Processes von den Barbareien des mittelalterlichen Strafrechts befreit. Daß es die Reformatoren nicht mit einem Schlage gethan, kann man beklagen, aber unerklärlich finden kann man es nur, wenn man vergißt, daß die Reformatoren Menschen waren.

Um zu begreifen, daß Calvin die von ihm beantragten politischen und kirchlichen Neuerungen ohne Anstoß durchsetzte, muß man vor allem Calvins imponirende Persönlichkeit in Anschlag bringen. Es gehörte in der That ein Mann, wie Calvin dazu, ein Mann von dieser geistigen Ueberlegenheit und — was mehr ist — von dieser Charakterstärke und Ueberzeugungsfestigkeit — ein Mann, dem es Jedermann abfühlte, daß er nicht sein Eigenes suchte und daß es ihm ein großer heitiger Ernst war mit der Sache, die er vertrat, und mit dem Wohle des Ganzen, dem er diente.

In den ersten vier Jahren nach Calvins Rückkehr schien es, als ob die Genfer Gemeinde und Bürgerschaft sich ohne nennenswerthes Widerstreben in die eingeführte Ordnung einleben werde. Diejenigen Elemente der Genfer Bevölkerung, welche die unter Calvins Einfluß zu Stande gekommene Gestaltung des Gemeinwesens nicht als ein unvermeidliches Uebel, sondern als ein unveräußerliches Gut ansahen, wurden bald nicht wenig verstärkt durch die meist mit opferfreudiger Hingabe an die Sache der Reformation erfüllten Flüchtlinge, welche sich in Genf ansiedelten. Der zwischen Frankreich und Italien eingeklemmte kleine Freistaat wurde um so mehr der Sammelplatz der Verfolgten und Vertriebenen aus jenen beiden Ländern, je mehr er sich zu einer Burg des Protestantismus ausbaute. Indes auf die vierjährige Zeit friedlicher Entwicklung folgten Jahre stürmischer Bewegung. Das Jahr 1546 bezeichnet den Ausbruch eines Kampfes, der bis zum Jahre 1555 fortdauerte.

Man würde irren, wenn man in dem sich erhebenden Widerstand lediglich oder überwiegend eine — sei's aus klarer Einsicht, sei's aus dunklem Drange entsprungene — Reaction gegen das Ungesunde und Verkehrte in Calvins Einrichtungen sehen und die Unzufriedenen in Genf als die Vertreter der evangelischen Freiheit gegenüber einer übergreifenden sittlichen Bevormundung betrachten wollte. Vollends die ganze Bewegung aus der nationalen Eifersucht der alten Genfer Familien gegen den übermächtig werdenden Fremden zu erklären, das heißt den Schürhaken zur Ursache des Feuers machen. Der Kampf in Genf entzündete und erhitzte sich allerdings an localen Anlässen — aber um ihn recht zu würdigen, muß er erkannt werden als ein Einzelgefecht in einem großen Kampf, der das Zeitalter bewegte. — Die evangelische Reformation hatte nicht blos mit dem römischen Kirchenthum zu streiten, sondern auch mit einem aller Orten sich regenden Widerchristenthum. Entsprechend den Andeutungen der neutestamentlichen Prophetie tritt überhaupt in der Geschichte der Gegensatz gegen das apostolische Christenthum in einer zwiefachen Gestalt auf; einerseits nämlich als V e r k i r c h l i c h u n g des Christenthums, wobei die Autorität der menschlichen Institution an die Stelle der göttlichen Autorität, und das opus operatum, die kirchliche Verrichtung an die Stelle des religiös-sittlichen Lebens gesetzt wird; — andrerseits als E n t c h r i s t l i c h u n g des Christenthums durch Inthronisation des Menschen und Emancipation des Fleisches, wobei dann die christlichen Namen und Formen nur als deckende Hülle und als täuschende Maske dienen. — Der erstere Gegensatz war im Reformationszeitalter durch die römische Kirche repräsentirt. Der andre hatte aber auch seine Vertretung: in Deutschland ist er vornehmlich im Umkreis d e r Bewegungen, die zum Bauernkrieg führten, und in den wiedertäuferischen Unruhen, die in die Münsterschen Excesse ausliefen, zur Erscheinung gekommen. Aber auch anderwärts regte sich derselbe Geist in mancherlei verschiedenen Formen. So waren in den Niederlanden die „Brüder des freien Geistes" verbreitet. Luther kannte sie und warnte vor ihnen. Calvin sah sie unter dem Namen der „Spiritualen" sich in Genf einnisten und schrieb — schon im Jahre 1544 gegen sie eine geharnischte Streit- und Warnschrift, worin er sie „Libertiner" nennt. Ihre Lehre war kurz folgende: Es gibt nur Einen Geist, der in allen Creaturen lebt und webt, das ist der Geist Gottes. Der Mensch, die Welt haben kein eigenes Leben; das Leben, was sie leben, ist Gottesleben. So hat Gott auch kein andres Leben, als das Leben in der Welt und im Menschen. — Die Sünde ist, da Gott alles in allem wirkt, ein leerer Wahn, der verschwindet, sobald er als solcher erkannt wird: worin die Wiedergeburt besteht. Der Tod Christi stellt typisch die Idee dar, daß die Sünde aufgehoben, d. h. daß sie nichts ist. Der Ausruf: „Es ist vollbracht" bedeutet: für den Erleuchteten ist die S ü n d e zum leeren Schemen und der K a m p f gegen sie und die Reue zur sinnlosen Thorheit geworden. Vor den praktischen Consequenzen, welche sich aus diesen Grundsätzen ergaben, scheute die libertinische Doctrin nicht zurück. Sie lehrte: „das Fleisch ist frei; der Naturtrieb ist Gottes Ruf und des Geistes Stimme. Das Eigenthum ist im Widerspruch mit der Liebe und hat kein Recht auf Anerkennung. Die Ehe ist ein Unding; sie ist ebenso, wie das Eigenthum, eine Beeinträchtigung der G e m e i n s c h a f t der Heiligen, die a l l e s mit einander gemein haben sollen."

Die Reformatoren waren um so ernstlicher beeifert, sich solchem grundstürzenden Treiben zu widersetzen, weil man auf römischer Seite gar zu sehr geneigt und bereit war, den evangelischen Protestantismus und den emancipationstrunkenen Antichristianismus mit einander zu identifiziren, oder doch den letzteren als die ausgereifte Frucht des ersteren zu betrachten.

In Bezug auf die Genfer Kämpfe soll nun nicht behauptet werden, daß alle, die sich an dem seit dem Jahre 1546 anhebenden Sturmlauf gegen die Calvinischen Ordnungen betheiligten, jenem ausgebildeten System des Libertinismus gehuldigt hätten. Die Motive, welche die einzelnen in die Opposition trieben, waren verschiedener Art; aber die dominirende Macht, für deren Triumph alle damaligen Widersacher Calvins bewußt oder unbewußt arbeiteten, war der widerchristliche Libertinismus.

Ein sehr heftiger und zäher Schürer der Unzufriedenheit erstand noch im Jahre 1546 in Favre, einem alten Lüstling, dem Haupte einer vornehmen Genfer Familie. Der Mann seiner einzigen Tochter war Ami Perrin, der die höchste militärische Würde in Genf bekleidete. Dieser letztere war ursprünglich Calvins Freund gewesen und hatte zu seiner Rückberufung eifrig mitgewirkt; allmählich aber hatte der Einfluß des Hauses Favre ihn umgestimmt und schließlich wurde er Calvins erbitterter Gegner. — Der alte Favre fing 1546 an, durch Veranstaltung üppiger Fest- und Tanzgelage sich über die Luxusverordnungen hinwegzusetzen; — er ließ davon auch nicht ab, als mit kirchlichen Censuren und bürgerlichen Strafen gegen ihn eingeschritten wurde. Vielmehr suchte er das Volk aufzureizen und rühmte sich laut: er und sein Anhang würden bald die Gewalt in die Hände bekommen und alsdann würden den ausgewiesenen Dirnen an den vier Enden der Stadt Paläste gebaut werden. — Schließlich wurde Favre sammt seiner — ihm nur zu ähnlichen — Tochter, der Gattin Perrins, auf unbestimmte Zeit aus der Stadt verwiesen. Perrin befand sich damals gerade auf Reisen.

Ehe er zurückkehrte, ereignete sich noch ein andrer Fall, bei dem die Größe der Gefahr, die von Seiten der Libertiner drohte, recht zu Tage tritt. Am Tage nach Favres Verurtheilung fand sich auf der Kanzel Calvins ein Zettel, der Todesdrohungen gegen den Reformator und seine Freunde enthielt. Als man gegen Jacob Gruet, als muthmaßlichen Urheber, die Untersuchung einleitete, fand man unter seinen Papieren außer heftigen Schmähartikeln gegen Calvin einen Aufruf an das souveräne Volk, worin die Aufhebung der Kirchenzucht gefordert und mit einem fürchterlichen Losbruch, bei dem das Blut von tausenden fließen werde, gedroht wird, falls die Stadt noch länger dem Gehirn dieses Einen melancholischen Menschen sich unterwerfe. Ein ebenfalls aufgefundenes Fragment über r e l i g i ö s e Fragen enthielt Lästerungen der ärgsten Art: Christus wird mit den niedrigsten Schimpfnamen belegt, seine Hinrichtung für einen Act der Gerechtigkeit erklärt u. s. w. Gruet wurde des Hochverraths, der Feindschaft gegen alle sittlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und der Verachtung der Religion schuldig erklärt und am 26. Juni 1547 mit dem Schwerte hingerichtet. Es war das erste Mal, daß in dem Kampf mit dem Libertinismus Blut floß.

Die Erregung hatte sich durch den Gruetschen Handel nur gesteigert. Sie erhielt neue Nahrung, als Ami Perrin ankam und, dem Rathe trotzend, seine Frau und seinen Schwiegervater Favre aus der Verbannung zurückführte. Der Rath wollte einschreiten, aber vor der stürmischen Aufregung, welche sich in der Stadt erhob, wich er wieder zurück und sprach nur die Amtsentsetzung über Perrin aus. Diese Schwäche ermuthigte die libertinische Partei. Mit dreister Ostentation wurden alle geltenden Ordnungen übertreten; alle Schenken füllten sich; Tag und Nacht war die Stadt vom Lärm

wilder Gelage erfüllt, wüste Lieder wurden auf den Straßen gesungen und den Mitgliedern des Consistoriums wurde laut der Tod gedroht, wenn sie es wagen würden, Einspruch zu thun. — Calvin war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er beschloß, sich mit seinen Collegen in feierlichem Zuge aufs Rathhaus zu begeben, um die Aufrechthaltung der Gesetze zu verlangen. Unterwegs wurde der Zug von einer tobenden Volksmenge umringt. Calvin rief in den drängenden und stoßenden Haufen hinein: „Wenn man Blut vergießen wolle, so möge man mit dem seinigen beginnen." Man ließ ihn gehen — und, seinen Begleitern voran, trat er in die Versammlung der 200. Bei seinem Erscheinen erhob sich ein gewaltiger Sturm; die Schwerter fuhren aus der Scheide; die Parteien wollten an einander; „und — so erzählt Beza — hätte nicht Calvin buchstäblich seinen Kopf zwischen die bloßen Schwerter gehalten, so wäre es zu blutigen Auftritten gekommen." — Endlich kam Calvin zu Wort: er redete lange, ernst und warm. „Ich weiß es," rief er, „daß ich die eigentliche Ursache aller dieser Kämpfe bin. Wohlan, will man mich tödten, ich bin bereit. Will man mich vertreiben, ich will gehen. Versucht es noch einmal, Genf ohne das Evangelium zu regieren." Seine Rede hatte den Sturm beschworen. Von allen Seiten versicherte man, niemand wolle ihn vertreiben; man begehre Versöhnung und Wiederherstellung der Eintracht. Es wurde beschlossen, alles Vergangene solle vergeben und vergessen sein; die Prediger willigten darein. Calvin sprach den Wunsch aus, daß Perrin in seine Aemter wieder eingesetzt werde. Dieser trat vor und reichte Calvin die Hand mit der Erklärung, daß er keine Beschwerde gegen ihn habe und bereit sei, wieder wie früher, mit ihm Hand in Hand zu gehen. Der Rath wollte in der Freude über diesen Ausgang Calvin ein Geldgeschenk machen; er lehnte es aber ab und bat, das ihm Zugedachte an seine Collegen zu vertheilen, die es nöthiger hätten als er.

Indes — die Versöhnung, wie aufrichtig sie im Augenblick gemeint sein mochte, war nicht von Bestand. Bald erneuerten sich die alten Unordnungen bei allerlei mehr oder minder bedeutenden Anlässen. Im Jahre 1549 wurden bei einer neuen Rathswahl lauter Libertiner zu Syndiks — so hießen die Mitglieder des kleinen Raths — und Ami Perrin, der längst wieder ins Lager der Gegner übergegangen war, zum ersten Syndik, also zum Präsidenten der Regierung gewählt. Die Freunde Calvins wollten verzagen; er aber setzte eine Proclamation an das Volk auf, ließ sie von der Predigerversammlung unterzeichnen, und — beantragte bei dem neugewählten Rath, er möge diese Proclamation zugleich in seinem Namen ausgehen lassen. Die überraschende Kühnheit dieses Antrags muß die Syndiks vollständig consternirt haben; denn wider alles Verhoffen genehmigten sie ihn. Es war wie ein Wunder, daß die libertinischgesinnte Behörde ein Edikt ergehen ließ, in welchem die eingerissenen Unordnungen, Ueppigkeiten und Laster aufs schärfste gerügt und die eifrigsten Ermahnungen zur Gottesfurcht und zu einem christlichen Wandel ausgesprochen wurden. Es trat in der That eine kurze Zeit der Ruhe ein — ein Waffenstillstand, der, wie Beza bemerkt, für den Reformator ein besonderes Gottesgeschenk war, gerade in diesem Jahre, wo ihn das schwerste häusliche Leid traf, der Tod seiner ausgezeichneten Gattin, Idelette de Bures.

Aber es war nur ein Waffenstillstand. Die Ereignisse der folgenden Jahre übergehend, eilen wir zum Jahre 1553, in welches der Servetische Prozeß fällt. Wir müssen aber zunächst eines andern Handels gedenken. Philibert Berthelier, der Sohn eines Mannes, der im Kampf um die Freiheit des Vaterlandes sein Leben geopfert, hatte sich durch beharrlichen leichtfertigen Wandel die Ausschließung vom Abendmahl zugezogen. Er erwirkte sich aber vom Rath, dessen Präsident noch immer Ami Perrin war, die Erlaubniß trotz der Excommunication an der nächsten Communion Theil zu nehmen. Calvin eilte vor den Rath, stellte ihm vor, daß die dem Berthelier ertheilte Erlaubniß einen rechtswidrigen Eingriff in die innern Kirchenangelegenheiten in sich schließe — und erklärte, indem er Gott zum Zeugen anrief, daß er eher sein Leben lassen, als die Entweihung des Nachtmahls zugeben werde. Der Rath aber blieb bei seinem Beschluß, forderte jedoch unter der Hand den Berthelier auf, von der erhaltenen Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Berthelier versprach nichts. Am Morgen des Communiontages, den 3 Sept., war die Peterskirche lange vor dem Beginn des Gottesdienstes bereits dicht gefüllt. Berthelier hatte mit seinen Freunden in der Nähe des Communiontisches Platz genommen. In der Stadt hatte sich schon am Abend vorher das Gerücht verbreitet, die Libertiner würden nöthigenfalls zu Gunsten Bertheliers Gewalt gebrauchen. — Calvin predigte. Er sprach nicht anders als sonst, von den Bedingungen eines würdigen Abendmahlsgenusses; erst zuletzt warnte er in einigen scharfen, durchdringenden Sätzen vor Entwürdigung des Sakraments, und schloß mit den Worten: „Es ist Euch wohlbekannt, daß Gott mir einen standhaften Muth gegeben hat. Ich werde denselben beweisen, so lange ich hier bin: es geschehe was da wolle. Ich kenne nur eine Regel es ist die meines Meisters; sie zeigt mir klar den Weg, den ich zu gehen habe. Schon Chrysostomus hat gesagt: „Lieber sterben, als die heiligen Zeichen denen darreichen, welche der Gemeinschaft mit dem Leibe Christi für unwerth erklärt sind." Wohl denn, sollte jemand wider das Verbot des Consistoriums zu diesem Tisch herzutreten wollen, so bezeuge ich zum voraus, daß ich, ob es auch mein Leben koste, mich zeigen werde, wie ich muß, und wie es mir befohlen ist." — Die Libertiner machten nichtsdestoweniger Miene herzuzutreten. Da reckte Calvin seine Hände über Brot und Kelch aus und rief: „Ihr könnt diese Hände abhauen, meine Glieder zerbrechen, mein Blut vergießen — aber nie werdet Ihr mich zwingen, das Heilige den Profanen zu geben." Die Libertiner stocken — in der versammelten Gemeinde läßt sich ein Murren wider sie hören — bestürzt und beschämt verlassen sie eilig die Kirche, und die Communion geht nun vor sich, so still und feierlich, sagt Beza, als ob die Majestät des Herrn sichtbar in seinem Hause gegenwärtig gewesen wäre. Calvin betrat am Nachmittag die Kanzel mit der festen Ueberzeugung, daß es das letzte Mal sei; er hielt, tief ergriffen, eine Abschiedspredigt und erwartete dann zu Hause das Verbannungsdecret.

Aber die Verbannung erfolgte nicht. Der Eindruck des so eben Geschehenen war zu mächtig, als daß der Rath jetzt an eine Vertreibung Calvins hätte denken können. Am folgenden Tage hielt Calvin im Rath der 200 eine Ansprache gegen das Recht des Raths, die Excommunication zu verhängen oder aufzuheben. Die Streitfrage, wem das Excommunicationsrecht zustehe, der bürgerlichen Behörde oder dem Kirchenconsistorium, wurde in Collegien noch weiter ventilirt und endlich beschlossen, die Gutachten der Schweizer Kirchen darüber einzuholen.

Diese Begebenheiten fallen in den September 1553. Daß nach denselben der Kampf noch zwei Jahre forttobte, haben wir schon bemerkt; Ruhe wurde erst seit dem Jahre 1555, wo die Häupter der Libertiner, nachdem ihnen ein bewaffneter Aufstand mißlungen war, aus Genf flohen. Uns interessiren jetzt diese spätern Kämpfe nicht. Aber sehr beachtenswerth ist für uns der Umstand, daß die Berthelierschen Unruhen erst im September ihren Gipfelpunkt erreichten; darum so beachtenswerth, weil die Verhaftung Servets am 13. August stattfand, — also zu einer Zeit, wo der Senat sich entschieden unwillfährig und feindlich gegen Calvin stellte, — und wo es ihm mehr als einmal widerfuhr, daß man auf der Straße Hunde auf ihn hetzte und sie mit seinem Namen benannte, während man ihn Cain statt Calvin hieß. Hieraus ergibt sich klar, daß die Verhaftung Servets nicht Calvin zu Liebe geschah, sondern in Gemäßheit des Gesetzes und daß Calvin bei der Anklage gegen Servet nicht im mindesten darauf rechnen durfte, durch seinen Einfluß einen seinen An- und Absichten widerstreitenden Verlauf und Ausgang des Processes verhindern zu können. — Als er Servet festnahm und verklagen ließ, that er einfach, was er nicht lassen konnte, er that was er für heilige Pflicht hielt — ohne Rücksicht auf den Erfolg.

Aber fragen wir, wie konnte sich die Genfer Obrigkeit für competent halten, einen Mann in Gewahrsam zu nehmen, der doch in Genf wenigstens kein Verbrechen verübt hatte? — und das in einem Augenblick, wo er im Begriff stand, die Stadt zu verlassen? Im Rathsprotokoll vom 13. August heißt es: „Da Michael Servet durch einige Brüder erkannt und angezeigt worden ist, fand man für gut, ihn ins Gefängniß zu führen, damit er die Welt nicht länger mit seinen Lästerungen und Ketzereien verpeste."

Wir sehen, die Genfer Obrigkeit fand sich berufen, nicht allein das eigene Staatsgebiet, sondern die christliche Welt gegen Verpestung zu schützen; eine Auffassung, welche auf der, in der Idee des Kaiserthums ausgeprägten, mittelalterlichen Anschauung von der Reichseinheit des christlichen Abendlandes ruhte, und welche eine Ausdehnung des obrigkeitlichen Strafrechts auch auf solche, die weder dem eigenen Staate angehörten, noch auf dem eigenen

Territorium Strasbares begangen hatten, mit sich brachte. Auf Auslieferung des Verhafteten war es nicht abgesehen; als sie von Vienne aus verlangt wurde, verweigerte man sie; jede Auslieferung war nach Genfer Rechten unzulässig.

Auf eine Beleuchtung des Inhalts der Beschuldigung, die gegen Servet erhoben wurde, gehe ich jetzt noch nicht ein — und theile zunächst das Nöthigste über den Verlauf des Processes mit.

(Schluß folgt.)

Spanisches Schmugglerleben.

Erinnerungen eines Deutschen aus dem spanischen Grenzdienste.

(Schluß.)

„Ja so geht's im Leben, Vater Perez," sagte der junge Fischer Manuel Rivero zu dem Patron seiner Barke, „wir müssen uns hier auf hoher See herumquälen und die ganze Nacht die vermaledeite Balancelle erwarten, die uns der Viejo aus Bilbao für heute Nacht hat anzeigen lassen ... und Eure Tochter Juanita tanzt und singt vielleicht jetzt mit ihrem Novio in San Benito, oder ist auf dem Rückwege, da es wohl bald Mitternacht sein wird."

„Du hast Recht, muchacho" erwiederte der alte Fischer, „sie wird wohl tüchtig getanzt haben, obgleich es mir nicht ganz recht war, daß sie mit dem Sergeanten so nach Aviles fuhr, und von da erst mit Donna Concepcion, ihrer Tante nach San Benito gehen sollte; denn Donna Concepcion ist gar schwächlich." ..

„Na! habt Ihr Furcht, Perez?" unterbricht Manuel lachend, „daß die Junita sich verlaufe, Pepe wird sie schon wiederfinden."

„Ja ja! Da hast Du wohl Recht ... aber ich weiß nicht ... das Mädchen sah mir so komisch aus, als sie zu mir hereinkam und mir sagte, daß sie nach Aviles mit Don Diego führe, und dann fragte sie mich, ob es diese Nacht etwas Neues gäbe. Ich antwortete ihr, ja, jedoch als sie mich weiter fragte, ob ich diese Nacht hinausgehe, um die Waaren zu holen, da dachte ich mir, daß mein Töchterchen wahrscheinlich die ganze Nacht in San Benito bleiben möchte, und sagte ihr, nein ... und so wird sie wohl schon zwischen ein und zwei Uhr zu Hause sein!"

„Ihr seid ein Schlaukopf, Don José!" sagte Manuel; „ich wollte, Ihr hättet die Wahrheit gesagt; dann wäre ich auch jetzt noch in San Benito, statt hier vielleicht noch stundenlang zu warten!!"

„Und dann wie Negersclaven zu arbeiten, Du hast Recht, denn eine Nacht solcher Arbeit ist mühsamer als eine Woche Fischen!"

„Glücklicherweise bringt sie auch mehr ein als eine ganze Woche Fischen," meinte Manuel, „denn sonst wäre es ja nicht zum Aushalten."

„Ja aber wie gewöhnlich, wir die wir die meiste Gefahr haben, verdienen am wenigsten, wir sind vier in der Barke, und haben per Mann nur eine halbe Goldunze Verdienst, während der alte Gomez, der weiter nichts thut, als mit seinen Söhnen abladen hilft und die Waaren in sein Cidergewölbe bringt, doch wenigstens diese Nacht acht bis zehn Unzen verdient."

„Ja aber, Ihr müßt berechnen, Don José wie viel er darauf gewendet hat, um den Felsen nach auswendig zu öffnen und ...

„... Das hat er nicht gethan," unterbrach der Alte, „das hat Don Ramiro mit einem belgischen Ingenieur gethan, das weiß ich gar wohl, denn sie kamen beide her und ich mußte sie scheinbar zum Fischen hinausfahren, damit sie genau die Position studieren könnten und ich hörte, wie sie mit einander sprachen. ..."

„Es muß doch eine Hundearbeit gewesen sein!" sagte Manuel.

„Ach nein! Sie haben einfach das Gewölbe verlängert, nur das Schwierige war, den äußersten Stein wie eine Thüre in Angeln zu bringen, damit er sich wie eine solche leicht auf und zu machen läßt."

„Ich bin doch schon so oft bei Tage vorbeigefahren und weiß doch, daß da die drei Thüren sind, die vom alten Gomez, die bei Torecilla und die bei Valdes, ich habe mir aber die Augen fast blind gesehen ohne sie zu erkennen."

„Ja, ja! der Belgier hat das gut gemacht, mit Gips hat er die Felsstücken und Zacken, die abgeschlagen wurden, wieder nachgemacht, dann haben sie in die Sprünge des Felsens Erde getragen und Samen gestreut, so daß das hängende Gras alles verbirgt."

„Teufelskerl ..." meinte Manuel, „mag aber dem Don Ramiro ein gut Stück Geldes gekostet haben?

„Na, was meinst Du wohl, wie viel eine Nacht wie die heutige ihm einbringt? Hundert Unzen gewiß, und wenn wir Seidenzeug laden, wenigstens das Doppelte (die Unze Gold ist etwa 23 Thlr. werth)."

„Schön Stück Geld! Doch schaut Don José, machen sie uns davorne nicht ein Signal?"

„Recht, das ist die Barke Ramons ... er hat etwas in Sicht! Adelante muchachos!" schrie er den beiden Ruderern zu, die während seines Gespräches mit Manuel eingeschlafen waren. Er selbst lenkte das Ruder nach rechts und die leichte Barke flog über die Wellen einer andern nach, die einige tausend Schritte von dieser entfernt war, und die ihrerseits wiederum einer andern zu folgen schien. Eine Viertelstunde später waren sie in die dunkle Nacht verschwunden ... da hörte man ein leises Pfeifen von einem Felsenvorsprunge, und einige Minuten später schoß die lange Douanenschaluppe, welche nur einige Fuß Wasser zog, aus der Mündung des Flusses, und nahm die Richtung nach links. Alles war mäuschenstill am Bord, kaum hörte man die leisen Schläge der mit Leinwand umwickelten Ruder. Vielleicht eine halbe Stunde lang fuhren sie auf diese Weise schweigsam die Küste entlang, bis sie endlich den steilen Felsen, auf dem San Benito liegt, passirt hatten. Dort ließen sie, hinter einem Felsenvorsprung die Ruder fallen, ein Soldat sprang in das Wasser, zog das Boot dem Lande zu und befestigte es an eine Steinzacke, und alles wurde wieder still der Felsenküste entlang!

Don Ramiro de la Vega war mit dem alten Gomez, seinen beiden Söhnen und dem pflichttreuen Douanier Pepe Bechales im Cidergewölbe des ersteren angekommen und hatte die Laternen hinter einigen Fässern, die das Gewölbe beinahe füllten, verborgen. Dann schritten sie weiter in der Felsenhöhle vor, und gelangten an einen Bretterverschlag, welcher das Gewölbe zu beenden schien, und an dem all die Instrumente, welche man zum Faßbinden und zum Anbohren und Wiederzumachen der Fässer gebraucht, eben so wie Schürzen, Felle und allerhand alte Kleidungsstücke hingen. In einem Nu war alles weggeräumt, die Bretter, welche den Verschlag bildeten, wurden mit der größten Leichtigkeit bei Seite geschoben und ein breiter, nahe an fünfzig Schritt langer Gang öffnete sich in den Felsen ... Don Ramiro und seine Begleiter durchschritten ihn eiligst und als sie am Ende desselben ankamen, kletterte einer der Söhne des alten Gomez auf die Schultern seines Bruders, und nach einigen Minuten sah man seinen Kopf in einer Oeffnung des Felsens verschwinden, doch gleich darauf zog er ihn wieder zurück, sprang von den Schultern seines Bruders und sagte: „Wir sind wahrhaftig zur rechten Zeit gekommen, denn in fünf Minuten sind sie hier!"

Mit außerordentlicher Thätigkeit ging es jetzt ans Werk. Pepe und die beiden Brüder hoben zwei armdicke Eisenstangen, welche quer vor dem Felsen lagen, zurück, befestigten einen Strick in einem Ring, der in denselben hineingelöthet war, und mit vereinter Kraft begann man zu ziehen. Ein wenigstens fünf bis sechs Fuß dicker Felsblock bewegte sich langsam in unsichtbaren Angeln und nach einigen Augenblicken erfüllte die frische Meeresluft das ganze Gewölbe .. der Block füllte eine seiner Höhe und Breite angemessene Oeffnung, welche in den Felsen gehauen war, und die fünf Männer drängten sich bis ans äußerste Ende des Ganges und späheten in die Nacht.

„Dort sind sie!" ... rief plötzlich einer von ihnen, und indem er die verkehrte Hand vor den Mund legte, ahmte er vortrefflich den kurzen, gebrochnen Schrei der Seemewe nach. ...

Nach einigen Minuten ertönte eine gleicher Schrei in der Richtung, welche er vorhin angedeutet hatte.

„An die Arbeit, muchachos!" ... rief Don Ramiro, „alle drei Boote kommen, und werden wir wenigstens ein Dutzend Collis in die Höhe zu ziehen haben ... Alle fünf fingen auch wirklich an, mit der größten Energie zu arbeiten. An der Decke des Ganges befand sich eine Winde, an der ein starkes Tau befestigt war; dieses ließen sie durch die Oeffnung bis zum Wasser hinab, und als einige Augenblicke später ein Boot ganz nah dem Felsen war, ertönte bald ein kleines Zischen und die fünf Männer begannen mit aller Kraft zu ziehen. In einigen Minuten war ein Colli oben, welches mit der größten Leichtigkeit in das Loch hineinging, überhaupt schon so geschnürt schien, daß es schnell fortgerollt werden konnte. Pepe und der Alte lösten es vom Haken

ab und schoben es den Gang entlang, während die andern das Tau mit dem Haken wieder hinabließen. In einer Viertelstunde wiederholte sich dieses Manöver zehn Mal, und als das zum eilften Male hinuntergeworfene Tau leer wieder hinaufkam, vereinten sich die fünf Männer wieder, und sammelten alle ihre Kräfte, um den als Thüre dienenden Felsblock vorzuschieben. In einem Nu war dies geschehen, die Eisenstangen lagen schon bereit, sie wurden gleichfalls vorgeschoben und schon wollten sie sich durch den Gang entfernen, als sie plötzlich draußen, auf dem Meere ein Geräusch wahrzunehmen glaubten, welches immer mehr und mehr zunahm.

Sie standen athemlos still und lauschten . . , verworrenes Geräusch, Stimmen, Geschrei, endlich ein Knall . . . dann mehrere, dann eine ganze Salve. . . .

„Muchachos! Was ist das?“ ruft Don Ramiro.

Einer von den Söhnen Gomez ist wiederum auf die Schultern seines Brudes geklettert, und hat seinen Kopf in die Spalte des Felsens gesteckt. . . .

„Wir sind verloren!“ ruft er nach einigen Minuten. „Das Douanenboot!!!“

Eine Unzahl von Flüchen folgt diesen Worten des jungen Mannes, der schon wieder von der Schulter seines Bruders gesprungen ist. . . .

„Was thun?“ schreit der andre. . . .

„Ruhe!“ gebietet Don Ramiro, „es geht noch vieles zu retten, ehe sie hierher kommen, können wir noch vieles thun . . . kommt jetzt nur schnell. . . . Einer laufe zu Torecille, der andre zu Valdes, schafft Leute her, wir sind zusammen mehr als zwanzig Mann, da können wir viel schaffen.“

„Und ich?“ fragt Pepe.

„Du! über die Berge nach Puerto Aviles und erzählst Deinem Herrn, Du hättest Dich mit Deiner Novia gezankt . . . fort, fort . . . muchachos! Muth! Energie! Ich werde Euch wie ein Fürst belohnen, wenn Ihr brav seid!!“

Und alle fünf stürzen den Gang entlang in das Eidergewölbe, und von da zur Treppe, welche zur Fallthüre führt. Der junge Gomez ist der erste, welcher sie erreicht, in einigen Sprüngen ist er oben . . . plötzlich stößt er einen gellenden Schrei aus. . . .

„Die Thür ist zu!“ ruft er, . . . wir sind gefangen!! . . .

Unmöglich ist es, das Entsetzen wiederzugeben, welches die fünf in dem Gewölbe gefangenen Männer ergreift; beim falben Scheine der Laternen, welche ihre zitternden Hände kaum mehr zu halten fähig sind, sehen sie sich an und schrecken vor sich selbst zurück, dermaßen sind ihre Gesichter bleich und verstört.

Don Ramiro ist der erste, welcher sein kaltes Blut wieder erlangt. . . .

„Hier gilt's vor allem unsre Haut zu retten!“ ruft er. „Fort zur Thüre am Meere, wir lassen uns hinab und suchen schwimmend nach dem Llano zukommen, von wo wir die Felsen erklettern können.“

Alle stürzen wieder in den Gang zurück, klettern über die Collis und wollen schon die Eisenstangen fortziehen, als der junge Gomez den Rath gibt, vorher noch einmal zu sehn, was draußen passirt. Mit Pfeilesschnelle führt er selbst seinen Rath aus, klettert noch einmal hinauf und kaum hat er den Kopf durch den Spalt gesteckt, als er ihn schnell wieder zurückzieht, herunterspringt, und die Verzweiflung in allen Zügen ausruft:

„Ich dachte es mir, das Boot der Douane hält Wacht, ich sah zwei Kähne der Fischer, die gefangen sind!“

Todesstille folgt diesen Worten des jungen Mannes, die Schmuggler begreifen, daß sie verloren sind! Don Ramiro knirscht mit den Zähnen und wirft einen zornigen Blick um sich.

„O wenn ich wüßte, wer von Euch mich verrathen!“ sagt er, indem seine Hand das Messer im Gürtel sucht . . . und sein Blick sich auf Pepe heftet.

„Was, Verrath!“ schreit der alte Gomez, „suchen wir uns vor allen Dingen zu retten ... wenn . . . doch halt ... Ruhe, Caballeros, gebenedeit sei die Jungfrau, da fällt mir ein Rettungsmittel ein.“

„Sprecht schnell!“ rufen alle durch einander. . . .

„Ich entsinne mich, daß in der Ecke neben dem zweiten Faß ein Schlüssel der kleinen Thüre des Gewölbes hängt . . . vielleicht können wir leise das Thor öffnen und entkommen.“

„Und wenn Douaniers davorstehen? “ . . . fragt einer seiner Söhne.

„Vaya! wie Gott will, dann sind wir gefangen, denn hier bleiben können wir doch nicht . . . o diese Salvadora, sie ist gewiß eingeschlafen, sie ist an allem Schuld!“

Sie treten von neuem in das Eidergewölbe ein und finden wirklich den Schlüssel am bezeichneten Orte, sie nähern sich leise der Thür und lauschen . . . alles ist mäuschenstill draußen. Behutsam werden die großen Eisenstangen zurückgenommen und sie lauschen von neuem,... nichts regt sich! Der Alte steckt den Schlüssel so leise wie dies nur irgend möglich ist, in das Schlüsselloch und dreht ihn mit solcher Vorsicht herum, daß selbst seine Begleiter nicht das geringste Geräusch vernehmen . . . die Thüre öffnet sich . . . die Schmuggler halten den Athem an, ihr Blut stockt, ihr Herz schlägt nicht mehr, sie lauschen... jedoch nichts regt sich ... Todesruhe herrscht überall. . . .

Der alte Gomez . . . setzt den Fuß aus der Thür, er ist im Freien, ihm folgt Don Ramiro, dann Pepe — endlich die beiden Söhne des Alten. Alle fünf haben das Gewölbe verlassen . . . Sie schreiten vorwärts langsam, Schritt für Schritt . . . nichts regt sich, und schon sind sie einige zwanzig Schritte von dem Gewölbe entfernt und glauben sich schon gerettet, als plötzlich von der Erde sich dunkle Gestalten erheben und blinkende Waffen ihnen entgegenstrecken.

Sie wollen nach rechts, nach links entspringen; doch überall sehen sie dieselben Gestalten sich geräuschlos von der Erde erheben und ihnen Bajonette entgegenhalten. Da wollen sie wieder zurück dem Gewölbe zu . . . jedoch ein Mann steht in der offengelassenen Thür, und indem er ihnen einen Revolver entgegenhält, hören sie die wohlbekannte Stimme des Lieutenants, welche in spöttischem Tone ihnen zuruft: „Guten Morgen, Caballeros, noch nicht zur Ruhe nach den Ermüdungen der Romeria! Wahrhaftig, Don Ramiro, Sie sind von Eisen, und Du Pepe, mein Junge, bist auch dabei? Bravo, muchacho! diese Nacht wird Deine Hochzeit wohl etwas nach Johanni hinausschieben!“

Oben im Zimmer herrscht während dieser Zeit eine vollständige Ruhe, und doch, wenn der Leser uns folgen will, wollen wir ihm ein Bild zeigen, das des Pinsels eines Riberas würdig gewesen wäre. Das Zimmer ist matt von einer kohlenden Lampe erleuchtet und zeigt die Spuren eines unterbrochenen Mahles, die Teller sind noch nicht leer und einige der Gläser noch voll. In einem Armstuhle von massivem Holze und ohne Polster liegt ein junges Mädchen an Händen und Füßen geknebelt und ein Tuch um den Mund gebunden. Sie ist bleich wie eine Todte, zittert am ganzen Körper und hält ihre Augen auf die vor ihr stehende Person mit einem Ausdruck, in dem sich Entsetzen, Schreck, Furcht und Zorn den Vorrang streitig machen, geheftet. Diese steht mit gekreuzten Armen und sprühenden Augen da, ihr Blick hält die Gefangene wie umgarnt und der tödliche Haß, welcher diesem Blicke entströmt, würde einem Manne Schrecken eingejagt haben, umso mehr dem geknebelten Mädchen. „Salvadora Gomez,“ sagt jene mit bebender Stimme, „die heilige Jungfrau hat Dich verlassen, und sie hat wahrhaftig Recht gehabt, denn Du bist eine Elende, ein gottloses Geschöpf. Ah . . . wie sie jetzt Furcht hat! . . . wie sie zittert, o über die Feige! wenn es gilt, einem armen Mädchen das Herz ihres Novios zu stehlen, dann zittert sie nicht . . . hahaha, wie sie sich heute mit ihm brüstete auf der Romeria, haha! und sagte, daß die Hochzeit zu Johanni sein würde . . . zu Johanni . . . ja, ja mein Täubchen, Ihr könnt warten! Ihr habt Eure Rechnung ohne Juanita Perez gemacht, und die hat Euch einen Strich durch Eure Rechnung gemacht . . . nicht wahr, mein Engelchen? “

Sie durchschritt einige Male das Zimmer, dann blieb sie wieder vor Salvadora stehen.

„Sieh, muchacha!“ sagte sie mit etwas ruhigerer Stimme, „ich begreife, daß ein Mädchen sich verliebt und versucht, den welchen sie liebt, an sich zu ziehen, aber Du liebst Pepe Bochales nicht einmal! Als er Dir vor Jahren den Hof machte, zogst du ihm Ramon Vera vor, aber als Du hörtest, daß er in Puerto eine Novia hatte, da zogst Du ihn wiederum zu Dir heran . . . o schlechtes Geschöpf, nur um jener armen Verlassenen Hohn zu sprechen!! . . .“

Salvadora bewegte sich krampfhaft auf ihrem Sessel, auch ihre Augen, sonst so sanft, wurden glänzend und sahen ihre Gegnerin herausfordernd an, doch diese fuhr fort:

„Und jetzt? Jetzt bist Du nicht mehr die reiche Sennorita Gomez aus San Benito, jetzt werden Dein Vater und Deine Brüder ins Gefängniß geworfen, alles was Ihr besitzt, Euch fortgenommen und

unser Novio . . . hahaha . . . unser Novio kömmt nach Ceuta! Nicht wahr, muchacha, das hättest Du nicht gedacht, als Du vor einigen Stunden den Fandango mit ihm tanztest!! . . . Hörst Du . . . wie sie draußen sprechen? . . . haha . . . sie kommen! Vittoria! der brave Lieutenant hat unsern Bräutigam gefangen; ich will mich verstecken, er soll mich nicht gleich sehen; ich will ihm eine Ueberraschung bereiten!"

Und indem die Thüre sich aufthat und einige Grenzsoldaten eintraten, schlüpfte Juanita hinter einen Vorhang, welcher sie den Eintretenden verbarg. Der Sergeant Diego de la Cruz führte den Zug an und nach ihm kamen, von Douaniers umgeben, die fünf Gefangenen, bleich wie Leichname und mit gesenktem Haupte daherschreitend. Als der alte Gomez seine geknebelte Tochter sah, seufzte er laut und schien alles begriffen zu haben.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Caballeros," sagte der Lieutenant, welcher den Zug beschloß, „aber ich sehe mich verpflichtet, Sie binden zu lassen, damit Ihnen nicht die Lust ankomme, sich unserer Gesellschaft zu entziehen! Vorwärts, Don Diego! lassen Sie diese Herren binden."

Kein Laut entfuhr den bleichen Lippen der Schmuggler . . . sie hielten selbst ihre Hände hin, als die Soldaten sich ihnen näherten.

Der Soldat, welcher Pepe Bochales band, war gegen seinen Willen etwas bewegt; denn er war zufälliger Weise einer der intimsten Freunde des Burschen des Lieutenants, und es gelang ihm nicht, den Knoten so recht wie er wollte zuzuziehen.

„Wie ungeschickt seid Ihr, Pablo Gurea," ertönte plötzlich eine Stimme, die dem gefangenen Grenzsoldaten durch Knochen und Mark ging; „gebt her, ich werd' Euch helfen . . ."

Und Juanita war hinter dem Vorhange vorgetreten, hatte ein Ende des Strickes genommen und ihn mit all ihren Kräften gezogen. . .

„So, Pepe Bochales!" sagte sie, „und wenn Du in Ceuta bist, vergiß Deine beiden Novias nicht, die Du in Asturien gelassen hast... Beide werden Dich erwarten, bis Du zurückkömmst!"

Pepe starrte das junge Mädchen wie ein Wahnsinniger an.

„Und Du, muchacha," fuhr sie fort, sich an Salvadora wendend der man das Taschentuch vom Munde und die Binden von Händen und Füßen genommen hatte, und welche in einer Ecke stand und weinte, „Du kannst mit ihm gehen — Ihr paßt beide für einander, Du liebst ihn nicht und er liebt Dich auch nicht! . . . Seid glücklich, Kinder! ich habe mich gerächt . . . hörst Du, Pepe? . . . ich war es, die Dich und Gomez dem Lieutenant verrathen, — ich die . . .

Die Thüre öffnete sich, ein Grenzsoldat trat ein.

„Dem Herrn Lieutenant die gehorsamste Meldung," sagte er, „daß der Sergeant de la Serna zwei der drei Barken, welche die Contrebande auf hoher See einnahmen und hierherbrachten, genommen und daß die dritte in Folge erlittener Avarie in den Grund gegangen ist. Eilf Gefangene, wovon zwei Verwundete und ein Todter, sind in unsrer Macht. Der Sergeant de la Serna sendet mich, um weitere Befehle Ew. Gnaden einzuholen, denn die Barken ankern noch immer draußen am Felsen, und die Flutzeit naht heran."

„Man schaffe Gefangene und Barken nach Puerto!" erwiedert der Lieutenant, „und von da die Männer gleich ins Gefängniß von Aviles! Habt Acht auf die Verwundeten! — ein Todter, sagt Ihr, sei auch dabei? das ist beklagenswerth, wer ist es?"

„Es ist der alte Fischer José Perez," erwiederte jener . . .

Ein Schrei . . . wie nie ein menschliches Ohr einen gleichen gehört hat, ertönt . . . und Juanita, nein das Gespenst Juanitas stürzt auf den Soldaten zu. . . !

„Ihr lügt!" schreit sie . . . „mein Vater hat mir selbst gesagt, daß er heute Nacht nicht ausführe . . ."

„Armes Mädchen!" . . . erwiedert der Soldat, „Euer Vetter Manuel Rivero, der auch gefangen ist, erzählt, daß Euer Vater es Euch blos gesagt habe, damit Ihr früher nach Hause kämet!"

„Mörderin!" . . . schreit die Unglückliche mit kreischender Stimme, indem sie mit beiden Händen in die Haare greift und diese herunterreißt. . . . „Mörderin! ich habe meinen Vater gemordet! . . .

Und wie eine Wahnsinnige stürzt sie zur Hütte hinaus!!

Der Erfolg der Expedition von San Benito machte damals durch die ganzen nördlichen Provinzen Spaniens ein großes Aufsehn, denn nicht allein, daß man in den drei Gewölben von San Benito eine bedeutende Niederlage von Contrebande entdeckte, sondern man war nahe daran, der ganzen Organisation des Schleichhandels den Todesstoß zu geben. Unser Landsmann, den man nach diesem Fange die Hauptmannsepauletten nicht verweigern konnte, ward von der Hauptcommandantur des Litterals beordert, ihr einen detaillirten Rapport über dieses Ereigniß und über das ganze Schmugglerwesen zu machen, und da man weiß, daß er das Laster des Vielschreibens im höchsten Grade besaß, so verfaßte er eine sehr umfangreiche Arbeit, in der er Mittel vorschlug, die seiner Meinung nach in wenigen Monaten die ganze Contrebande von der Küste ausgerottet haben würde!

Man sandte ihm einen Brief voller lobender Aufmunterung für seine Thätigkeit und zeigte ihm an, daß Se. Majestät in Anerkennung seiner Dienste ihn zum Hauptmann ernannt und ihn beordert habe, den Unthätigkeitssold seines Grades in der Provinz Almeria in Empfang zu nehmen, . . . mit andern Worten, sich aus den nördlichen Provinzen zu entfernen, im Süden einige Monate ein winziges Gehalt zu beziehen und dann gänzlich verabschiedet zu werden!

Es ist wahr, daß die Regierung O'Donnels gefallen war und daß Don Ramon Narvaez, Herzog von Valencia, die Zügel mit gewohnter Energie ergriffen hatte, und Narvaez war der Patron, der Abgott der Schmuggler. Das Warum hat man nie recht gekannt, es cursiren darüber gar viele Gerüchte, deren fast alle Geschichtsschreiber und Reisende, die über Spanien geschrieben, erwähnt haben, aber die hier nicht an ihrem Platze sind.

Es bleibt uns weiter nichts übrig, als den Leser mit dem ferneren Schicksal der Persönlichkeiten dieser Episode bekannt zu machen.

Don Ramiro de la Vega wurde zu fünfzehntausend pesos fuertes Strafe und zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, bezahlte aber ebensowenig die fünfzehntausend pesos, als er die drei Jahre Zuchthaus abbüßte. Er wurde noch vor seinem Prozesse freigelassen, entfloh nach Frankreich, schickte seinen Bruder, wie man sagt, mit einer starken Summe nach Madrid und wurde am nächsten Geburtstage der Königin begnadigt.

Pepe Bochales, wie er es vorausgesehn, sollte zehn Jahre nach Ceuta transportirt werden, entsprang aber auf der Hinreise in Cindad Real, ward Caballista, d. h. berittner Straßenräuber, und endlich, da die Geschäfte schlecht gingen, fiel er noch einen Grad tiefer und ward ratero d. h. Dieb, und erhielt als solcher von einem andalusischen Bauer einen Messerstich in die Brust.

Gomez und seine Söhne kamen mit einigen Monaten Gefängniß weg, denn ihr Advokat, der geniale Don Achill Bareeno aus Oviedo bewies, daß sie im Dienste Don Ramiros gestanden und als Diener gehandelt hätten, und daß sowohl dies Haus als das Gewölbe, als auch die Fässer, in denen die Waaren als Cider bis nach Oviedo, manchmal sogar bis nach Valladolid gebracht wurden Eigenthum besagten Caballeros wäre.

Auch die Fischer kamen gut weg; denn sie behaupteten gleichfalls nur im Auftrage Don Ramiros gehandelt zu haben.

Zwei Jahre später war Salvadora die Gattin Manuel Riveros, welcher in jener verhängnißvollen Nacht auf der Barke des alten Perez war. Beide bewohnen das Haus des alten Fischers in Puerto Aviles.

Was Juanita anbetrifft, so frage man jeden Reisenden, der Oviedo besucht hat, ob er nicht an der Ecke der Universitätsbibliothek und der Calle San Francisco ein zerlumptes Frauenzimmer mit stierem Blicke und verwilderten Haaren gesehen habe? Die Studenten, wenn sie aus den Collegien kommen, machen sie fast wild, indem sie ihr zurufen: „Pepe heirathet Salvadora" . . . sonst ist sie ganz gutmüthig, summt beständig ein leises Lied vor sich hin und wenn man ihr einen Cuarto in den Schoß wirft, steht sie auf und tanzt, und zwar mit vieler Grazie immer noch, den Fandango. Manuel Rivero hat sie irgendwo unterbringen wollen, denn seine Frau litt es nicht, daß er sie in sein Haus nähme, wie dies wohl sein Wille gewesen wäre; jedoch sie lief überall fort!

Auch wenn sie die Uniform eines Grenzsoldaten sieht, läuft sie so weit sie nur kann.

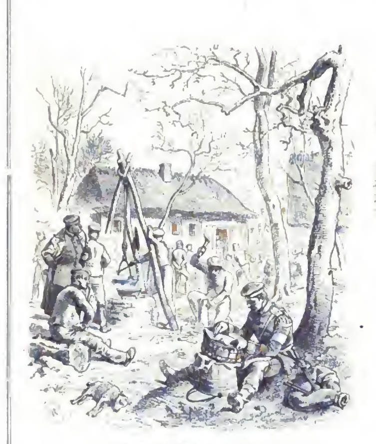
Der Reisende in Asturien, der guten Cider trinken will, gehe nach San Benito und lasse sich zu gleicher Zeit die Gewölbe zeigen, die wirklich sehenswerth sind!

Nachklänge aus Schleswig-Holstein.

Militärische Genrebilder von W. Camphausen.*)



Ein Westfälischer Artillerist.



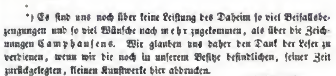
Im Bivouak. Der Brief nach Haus.



Preuße und Däne.
Freundschaft auf Vorposten.

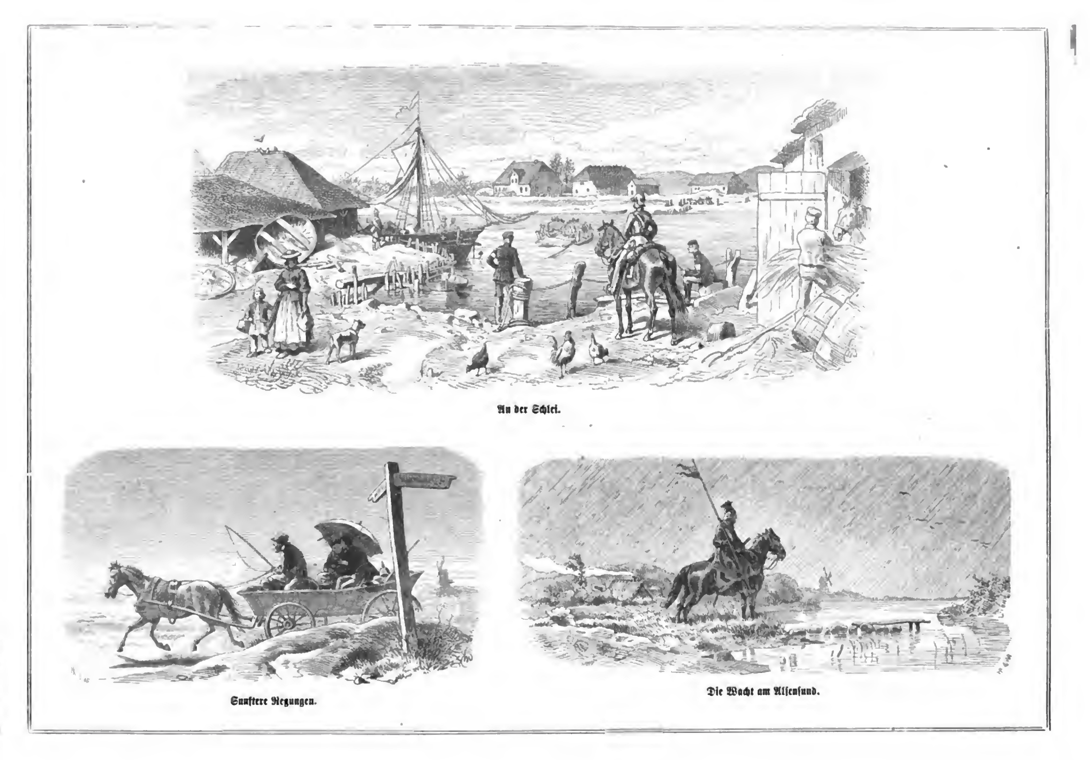


„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei."



*) Es sind uns noch über keine Leistung des Daheim so viel Beifallsbezeugungen und so viel Wünsche nach mehr zugekommen, als über die Zeichnungen Camphausens. Wir glauben uns daher den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die noch in unserem Besitze befindlichen, seiner Zeit zurückgelegten, kleinen Kunstwerke hier abdrucken.

Die Redaction.



An der Schlei.

Sanftere Regungen.

Die Wacht am Alsensund.

Die Arche Noah auf der Eisenbahn.

Von Dr. Franz Schlegel.

Der zoologische Garten zu Breslau gab mir den Auftrag, in Hamburg Thiereinkäufe zu machen. Ich war entschlossen, nicht blos an Ort und Stelle Auswahl zu treffen, sondern auch mitzubringen, was von Thieren für unseren Garten passend sein dürfte.

In Hamburg angekommen, rufe ich dem Droschkenführer die einfache Parole „Hagenbeck" zu, und das genügte, mich an die richtige Adresse St. Pauli zu bringen. An einer bunten Reihe Schaufenster vorüber, wohlbesetzt mit Muscheln, allerlei Seegethier, ausgestopften Vögeln und anderen Naturalien gelangen wir an den Ort der Bestimmung. Mein lebendes Adreßhandbuch hält vor einem Hause, dessen Wände, mit zoologischen Schlachtgemälden behangen, den Menageristen ankündigen. Der Pförtner — nicht ohne das übliche Rohr, zudringlichen Kindern und kecken Hunden zu wehren, mitunter auch seinen Anpreisungen durch Hinweis auf die riesigen Aushängeschilder Nachdruck zu geben — erhebt einen Tribut als Beitrag zur Beköstigung der Thiere, wenn auch nicht gerade wie dereinst in der Londoner Tower-Menagerie mit Katzen, Hunden, Hühnern, Tauben der Eintritt erkauft wird. Solche Leute haben ihren Blick. Ich weiß nicht, kannte mich der Mann oder betrat ich die Schwelle mit der Sicherheit eines Freiherrn, witterte er unter dem breitkrämpigen Panama, hinter dem sonnenverbrannten Gesichte einen überseeischen Landstreicher, der vom Bord des Schiffes zu Hagenbeck eilt, seine Beute in landesübliche Münze umzusetzen — kurzum, meinem kühnen zuverlässigen Schritt setzt sich kein Hinderniß in den Weg. „Ist Hagenbeck zu Haus?" das war mein Gruß, „bitte einzutreten!" mein Freibrief. Die Thür öffnete sich, ein alter Herr stand vor mir, dessen Adjutant sein Sohn mich als längsterwarteten Freund vorstellte. Tausend Vogelstimmen begrüßten den Eintretenden in allen Zungen des Erdenrunds, ein jeder in seiner Art, Dur und Moll, hoch und tief, zwitschernd, pfeifend, schrillend und allesammt übertönt von dem verlauten Lärmen der Papageien. Selbstgefällig schwatzt der eine recht menschlich, naturwüchsig kreischt der andere sein Kauderwälsch, hier hustet ein Kakadu, das arme Thier ist krank, doch nein, er will nur Zucker, er hört einen Hund, flugs bellt er, du lachst laut auf, er spottet dir nach, schütte dich aus vor Lachen und auch das kann er vortrefflich. In diesem Stimmenwirrsal findet sich unser Ohr erst allmählich zurecht. Ich trete näher, die gefiederte Kapelle zu mustern. Vorgesehen! auch zu deinen Füßen lebt und webt, pickt und trippelt es. Da huscht ein Vögelchen, dem Käfig entflohen, glücklich in dem Wahne auf nächstem Wege zur Heimat zu sein, dort wandelt kopfnickend ein kalifornisches Schopfhuhn, die Brosamen aufzulesen von dem vergeudeten Ueberfluß der wenig haushälterischen Papageien; Möpse und Bologneser beschnüffeln deine Fährte und Schildkröten strecken unter ihrem knöchernen Baldachin den schwerfälligen Fuß hervor, dir quer über den Weg zu humpeln.

Flüchtig durchblicken wir die Reihen und schreiten durch die Hausflur dem Gehöfte zu. Zwischen Kisten und Kasten windet sich der Fuß hindurch, an Draht- und Lattengehegen vorüberführt der enge Pfad. Du bist im Hofraum, nicht breit, nicht lang, aber hoch, himmelhoch. Bedächtigen Schrittes storcht ein Marabu querüber. Er hemmt deinen Weg, doch Achtung! hinter dir macht ein Baribal mit seiner Tatze einen verlangenden Griff nach deinem Bein. Die unverdächtige Kiste dir zur Seite, ja das ist Hagenbecks Bärengrube. Erschreckt wendest du um, nach allen Seiten geht dein Blick, der Löwenzwinger ist sicher nicht allzufern. Doch nein, blos Wölfe, Eskimohunde und Schakals siehst du hier und — Ratten die Menge. Dort in dem Kübel plätschert ein Seehund, gelegentlich als junges Walroß zur Schau gestellt, daneben unsere Fischotter, deren Taufschein dereinst auf Kamtschatka und Seeotter lauten wird.

Hagenbeck voraus, trittst du in einen geräumigen Schuppen. Ein Gruß, halb gemeckert und halb geblökt tönt dir entgegen. Ein Schäfchen vielleicht oder ein Zicklein? Sonderbare Stimme, doch wenigstens aus dem Kaffernland! Weit gefehlt! Ein Schweinchen ist es, der Pekari aus Südamerika, der deine Freundschaft sucht und sich unverzüglich an deine Sohlen heftet. Du erwiderst seinen Gruß durch sanftes Streicheln, das Bündniß ist geschlossen. Wehre dem Thiere nicht! Lästig ist nur, nicht wahr? — daß auch der Pekari Dein Bein beschnobert, das eben erst dem Baribal entronnen ist.

Wieder findest du hier Kisten und Kasten, verleistet und vergittert, mit Bandeisen und Rundstäben nicht eben ängstlich verwahrt. Sie bergen Fremdlinge der verschiedensten Zonen. Hier klafft dir ein weitgähnender Pelikanschnabel entgegen, dort murkst der Kranich dumpf vor sich hin, häßlich schrillt ein Pfau dazwischen und des Seeadlers „Kräu-kräu" hallt im engen Raume gellend wieder. Im Parterre jenes Kistenbaues klirrt und schnurrt das Stachelschwein und dort im Heu gebettet hockt der Breitschädel Wombat. Ueber ihm, kaum kenntlich zusammengerollt, düster gestreifte Pelzthiere, Zibeten und Civetten, Genettkatzen und Palmenmarder, lichtscheues Raubzeug. Sie genauer zu mustern näherst du dich den Käfigen. Da fingert ein Affe nach dir, natürlich deine funkelnde Brille, die langt er sich zu. Weg von dieser Gesellschaft! Eine melodische Stimme verkündet den schwarzen Schwan Neuhollands, dicht neben seinen Landsleuten den Känguruhs. Der selbstgefällige Axishirsch würde dir gern folgen, wenn er nicht allzueng eingepfercht wäre; auch das Lama buhlt um deine Gunst; nur der Bison rückt mit dem breiten Schädel dir drohend entgegen und sein schielendes Auge lehrt, daß er bereit ist, seinem Stande alle Ehre zu machen. Eine Schwenkung rechts und vor uns lagert eine Meute prächtiger Löwen d. h. unter Verschluß und diese wenigstens in gut verwahrten Räumen. Hagenbeck donnert ihnen ein „Auf!" zu und das ganze Rudel stellt sich zur Musterung. Achtzehnhundert Thaler das Paar! Kreuzberg hatte die ganze Gesellschaft angekauft.

Genug für jetzt! Ich eile zurück ins Hotel.

Die von mir ausgesuchten und angekauften Thiere wurden von Hagenbeck in Transportkäfige umgesetzt. Nichts von alledem bot besondere Schwierigkeit. Nur der Sohn der Wildniß, der Bisonstier, stemmte sich, wie wenn er zur Schlachtbank geführt werden sollte. Der arme Gefangene begriff nicht, daß er zu einem besseren Dasein erlöst zu werden bestimmt war. Vor seinem Verschlage stand der enge Nothstall, den er als Zwischenstation zu beziehen hatte. Gute Worte einem Ochsen geben? Schnell ein Seil um seine Hörner geschlungen! Ein halbes Dutzend stämmiger Löwenbändiger setzten ihre ganze Muskelkraft ein, um den Thierkoloß fürder zu bringen. Er will nicht und das hat bei einem Stier etwas zu sagen. Nicht eine Spanne breit war er fortzurücken. Was thun? Hagenbecks Leute hatten die Stufenleiter ihrer Hilfsmittel noch nicht erschöpft. Die Schlinge um den Hals war die Parole! Auf ein plattdeutsches Commando spannte sich das Seil, als wenn es gälte, den dicken Schädel vom Rumpfe zu trennen. Schon quollen die Augen blutfarben aus dem Kopfe heraus, die Zunge hing schlaff zur Seite; ein kräftiger Ruck, der Eigensinn des Thieres war überwunden; „halb zog's ihn hin, halb sank er hin, da war's um ihn geschehen!" Schleunigst wurde der starke Bohlenkasten vernagelt und verschraubt, verklammert und verleistet. Der Bison schäumte vor Wuth und mir schien die Zelle doch recht bedenklich schwach.

Spät am Abend ging die Ladung zur Eisenbahn. Ein ganzer Waggon wurde damit belastet, doch erst am andern Morgen sollte das Schiff absegeln und auch mich die Arche unter ihren Kindern aufnehmen. Der Uebergang von der Hamburger Bahn auf die märkische Linie in Berlin, die nochmalige Umladung war mir ein Schrecken. Auf die Zusage der Hamburger, meine Uebersiedlung durch die Verbindungsbahn von Amtswegen zu vermitteln, unterließ ich, einen Rollwagen telegraphisch für dort zu bestellen.

Ich war selbst vor der gewaltigen Ladung erschrocken. Auf dem Rückweg zur Stadt malte ich mir die Reise aus, mich hinter Kisten und Käfige gebannt, einsam wie zwischen Felsklippen im Weltmeer und doch in Gesellschaft leider. Vor allem das Bild des wuthschäumenden Bison stieg auf, ein Ruck, er brach durch und zerstampfte alles zu Brei. Ich bat den Direktor des Hamburger zoologischen Gartens um einen Wärter des Thiergartens zur Begleitung und bin ihm sehr dankbar dafür.

Mit diesem verabschiedete ich mich am andern Morgen, nahm am Bahnhofe noch Futter für meine Thiere ein, Heu, Möhren, Semmeln, Gesäme und Fleisch, Wassergefäß und Pfannen zum Trinken nicht zu vergessen. Damit wurden die Segel gehißt und

die Anker gelichtet. Adieu, glückliche Reise! rief es vom Perron. Die Arche lief aus dem Hafen hinaus.

Ich überblicke die verladenen Colli, 28 an Zahl. Das war richtig. Deren Inhalt? Alles schien wohlauf. Doch eine Zibetkatze lag verdächtig in ihrem Heu. Schlafen sollte sie und gestreckten Schwanzes? Ich packe ihn, der Leib folgt nach, sie war eine Leiche. Gestehe ich nur, dieser kleine Unfall störte mich, ich sah darin eine üble Vorbedeutung. Nochmals mustere ich meine Pflegebefohlenen. Nirgends Grund zu Sorge, nur der Bison macht mich stutzig. Keuchend lag er zur Erde gekauert und schnob durch die Oeffnung am Boden dampfenden Athem, bald fieberhaft schnell, bald verhalten langsam. Bei der Dunkelheit seiner Zelle darauf gewiesen mit dem Ohre Gemüths- und Körperzustand des Thieres zu prüfen, erschien er mir wenn nicht krank, doch bitter und schwer gekränkt. Alles, alles verweigernd, Heu, Semmel, Brot und Rüben, verschmähte er selbst unser Wasser, während jeder unsrer Gefangenen gern und willig den Labetrunk und auch sein Frühstück einnahm.

Das Hämmern und Pochen der Achsen, das Schaukeln und Bremsen der Wagen, das Keuchen und Pfeifen des Dampfers, kein Augenblick der Ruhe! Selbst an den Haltestellen puffen die Wagen mit kurzem Ruck gegen einander, ein Tender braust vorüber, die Thiere schrecken zusammen.

Wider Wunsch und Bitte machte unser Wagen den Schluß der langen Reihe. Ausgesetzt den bedeutendsten Schwankungen waren unsere Thiere ewig beunruhigt und wir selbst nicht im Stande außer an Haltepunkten die Trinkschalen gefüllt den Durstigen zu reichen. Wo blieben nun die Minuten, um frisches Wasser zu schöpfen, wo für uns selbst die nöthige Zeit?

Auf meinem Sitz, in dessen Hohlraume das lustige Affenvolk Herberge gefunden, lagen Semmel- und Möhrenschnitte im Vorrath. Mir zur Rechten stand das Lama, daneben der Axishirsch, zur Linken schnaufte der trotzige Bison. Jetzt schaute der Andenbewohner hoch empor, soweit der enge Raum nur zuließ, er machte eine gefährliche Schwenkung im Kasten. Mit einem freundlichen „hoi! hoi! mußte ihm zugesprochen werden. Auch der Axishirsch, dessen nicht gefegtes, leicht verwundbares Geweih mich in Sorge für ihn hielt, hatte zuweilen Anwandlungen, den Rappelkopf zu spielen, doch hielt es nie schwer ihn von der Ungefährlichkeit seiner Lage zu überzeugen. Die streichelnde Hand seines neuen Herrn und ein Scheibchen Möhre mit der Versicherung unserer Freundschaft, verfehlte nie ihre Wirkung. Und nun gar erst der amerikanische Büffel; es krachten die Bohlen, wenn er er sich erhob.

Unter solchen Mühen und Sorgen wurde es Mittag, zu Hause die Stunde der Mahlzeit und der Ruhe, hier eben nur soviel Zeit, daß wir neben den Thieren auch an uns denken konnten. Kellner, eine Tasse Kaffee! Noch kühlen wir blasend dessen Glut, die Glocke tönt, sorglich zählen wir ihre Warnungsrufe, eins, zwei, es pfeift, noch einen herzhaften Schluck und das Schinkenbrötchen in der Hand stürzen wir dem Wagen zu, schwingen uns hinauf, Bim, Bam, Bum! ein schriller Pfiff und der Zug setzt sich rasselnd und zuckend, holpernd und puffend in Bewegung.

In der tröstenden Aussicht, binnen wenigen Stunden Berlin zu erreichen, auf der Verbindungsbahn im Nu zum märkischen Strange gebracht zu werden und daselbst nach Hendschels und meiner Rechnung zwei Stunden Zeit zu haben, begnügte ich mich mit dem schmalen Imbiß. Selbst der Bison kaute verstohlen vor sich hin und vom Durst überwunden schlürfte er endlich gebrochenen Trotzes gewaltige Wassermengen hinunter. In Berlin meiner Weisung nach mich meldend, muß ich das Donnerwort hören: „Ja, bestee Herr, es jinge wohl, aber es jeht nicht!“ Einer neuesten Polizeiverordnung zufolge durfte die Verbindung beider Bahnhöfe nur bei Nacht benutzt werden. Aber das ging auch bei mir nicht; ich konnte nicht Leben und Gesundheit meiner Thiere noch eine Nacht auf das Spiel setzen. Verlassen stehe ich da. Auch der Spediteur des Bahnhofs weist achselzuckend auf sein Geschirr, befrachtet und bespannt, zur Abfahrt bereit. Doch mit einer kleinen Umkehr jener Berliner Devise geht es doch, obwohl es eigentlich nicht ging. Die Pferde abgehängt, ein Reservewagen vorgeschoben und die Verladung, der größte Schrecken während meiner ganzen Fahrt, sie begann. Ein Paar Dutzend Hände, Brücken, Rollen, Hebebäume, die unvermeidlichen Kraft- und Saftworte dazu und ein Kasten nach dem andern entstieg dem finstern Packwagen. In der Eile wurden die Käfige mehr gestürzt als getragen, gewälzt mehr als gehoben. Ich commandire zur Linken und rechts wird der vorwitzige Schwanz einer Meerkatze eingeklemmt; — ich eile dem kreischenden Aeffchen zu Hilfe und zur Rechten stürzt man den Kronenkranich auf den Kopf. Das arme Thier mit seinen Krakelbeinen weiß sich nicht zu helfen, nicht zu rathen. Jetzt der Bison. Elf Centner wiegt der Bursche. Das ganze Arsenal bewegender Kräfte ist in Dienst und verschwenderisch spielt die Zunge ihre größten Trümpfe aus. Langsam rückt der Koloß vorwärts, aber unter ihm die vorgeschobene Brücke mit, der Kasten stürzt zur Erde, schlägt um, zerschellt, der Bison bricht durch und sucht sich zu rächen für die schmähliche Behandlung. Glücklicherweise wurde das Phantasiebild nicht verwirklicht. Meine handfesten Berliner wichen nicht um ein Haar. Die Schrotleiter donnerte am Büffelhaus empor und die Kette rasselt über den Kistenberg hin. Wohlgeschnürt und mit der Plane behangen, schwankt der Thurmbau aus dem Bahnhof hinaus. Wie Schnecken zogen wir nebenher. Die Zeit verflog mit Zaubereile. Ich weiß es nicht, aber meine Uhr mag wohl mehr in der Hand gewesen sein als in der Tasche. An Neugierigen fehlte es den reisenden Thierbudikern auch nicht, doch jeder zweifelte, daß wir heute Abend noch zurechtkommen würden.

Nichts Böses ahnend schreite ich verdrießlich sinnend dem Wagen voraus durch das Stadtthor hinein, etwaiger Steuerpflicht ganz uneingedenk. Ein Beamter erkundigt sich zwar hinter mir, aber belehrt wahrscheinlich über Zweck und Inhalt der Ladung, läßt er uns ruhig ziehen. Doch das Unglück schreitet schnell! Die Meldung mochte im Büreau nicht befriedigt haben. Heda, halt! ruft man uns nach. Ich trete auf den Stimmführer zu, doch ehe ich eine Erklärung abgeben konnte, läßt unglücklicher Weise mein Bison an der unteren Oeffnung seiner Zelle die Muffel sehen und der Inhaber derselben wird sofort als „Ochse“ erkannt. Der Bison war entlarvt. Höchst ärgerlich zwar über den Zeitverlust, freute mich doch des Zöllners zoologischer Scharfblick, selbst wenn er nicht ein Segen des Berliner Thiergartens und vielleicht dem Kuhmaulsalat in diesem Falle zu verdanken war.

„Was Bison! Als Ochse fällt er unter die Rubrik „Schlachtvieh“. Ein Ochse kann geschlachtet werden, ergo 9 Thlr. Steuer.“ Gegen diese Schlüsse waren alle Widerreden vergebens. Aber bei dieser ersten Entdeckung beruhigte sich der Mann nicht. Ein Blick auf meinen Axishirsch mit seinem 3 Fuß langen Geweihe genügte, um ihn als unser Reh anzusprechen. Das ist Wild, steuerbar hieß es, ein Rehbock. Meiner wissenschaftlichen Stellung eingedenk, glaubte ich den Irrthum widerlegen zu müssen. „Ein Axishirsch“, verbesserte ich wohlwollend. Jeden anderen würde die interessante Bekanntschaft gefreut haben. Das einzige Wörtchen „Hirsch“ ging über alle Naturgeschichte. „Gar ein Hirsch! macht drei Thaler.“ In dem frohen Bewußtsein dem Vaterlande zwölf Thaler gerettet zu haben, nöthigte er mich ins Büreau hinein. An der Thür wurde der Casus einem dritten Sachverständigen vorgelegt und auch dessen Gutachten lautete: „Ochs und Hirsch macht zusammen zwölf Thaler. Weiter nach meiner Thieren gefragt, hütete ich mich wohl das Gewissen der Accise ferner aufs Glatteis zu führen. Denn, sagte ich mir, hätte der dumme Büffel seine vorwitzige Nase nicht hingehalten, der nackte Titel „Bison“ würde den Ochsen nicht verrathen haben. Und das alberne „Hirsch“ an dem Worte „Axis“ kostete drei Thaler. Ich hatte noch Nabelschweine bei mir, sie passirten unter der Firma „Pekari“ und Goldhasen schmuggelten sich als „Aguti“ ein. Da zähle ich, treuherziger Sachse, zwischen Pelikanen, Kranichen und Möven ganz unverfänglich „Alpenlerchen“ her. Ich biß mich auf die Lippe, sah schon im Geiste die Columne „Leipziger Lerchen“ sich füllen; denn was macht es aus, daß leider um Leipzig keine Alpen sind. Flugs stürze ich meinen vorlauten Vögelchen einen Knäuel chilesischer, tartarischer, brasilianischer und arabischer Thiernamen nach, Huanako und Corsac, Hokko und Ganga. Schon gut, schon gut! Malakkatäubchen und Himalaya-Fasane, selbst Stachelschweine vergaß ich nicht ohne Absicht; wer weiß denn, ob ich damit nicht einer weiteren Rubrik der Liste verfallen wäre. Und ein Schwein kostet auch seine zwei Thaler. Ich zahle zwölf Thaler, auf der Steuerexpedition der Eisenbahn gegen Verladungsschein nach Breslau wieder zu erheben. Der Verlust meiner kostbaren Zeit schmerzte mich am meisten. Nach mehr als anderthalbstündiger Fahrt münden wir im Bahnhof ein. Zwischen Frachtwagen und Gepäck war kaum noch Weg zu finden. In 20 Minuten geht der Zug ab. Die letzte Hoffnung schwand. Um aus der peinigenden Ungewißheit herauszukommen und endlich einmal mein Schicksal entschieden zu wissen, wendete ich mich ohne Um-

schweif an den Chef der Gepäckexpedition. Zwar überhäuft mit Geschäften versprach mir doch der freundliche Herr, meine Thiere zu verladen, traf sofort die nöthigen Anordnungen und in einer Viertelstunde war alles in den schon vorausbestellten Wagen glücklich untergebracht. Noch fünf Minuten Zeit! Schnell zur Steuer, meinen Einsatz zu holen! Die Zahlung wird verweigert, ein Beamter muß herbei — der Frachtbrief war noch nicht ausgefertigt — die Verladung zu bezeugen. Nun die Billets, ein weiter, weiter Weg. Am Perron erwarte ich die von fern her anschiebenden Packwagen, die Puffer rucken, die Ketten klirren, die Lastwagen haken ein, ich springe hinauf zu meinem Begleiter, ein Pfiff und der Zug verläßt die Halle.

So sitze ich denn wieder auf meiner Affenkiste, abgespannt, gebadet in Schweiß, hungrig und durstig, die Zunge klebt mir am Gaumen. Ein Paar Schluck Kaffee und 2 Brötchen damit war ich vom Bette weg abgespeist worden. Ich vertröste mich bis zur nächsten Station. Fünf Minuten Aufenthalt! Das Unglück will, daß die Rollthür unseres Wagens nicht nach dem Perron mündet, die andere war verschlossen, niemand zu errufen und der Weg um den ganzen langen Zug herum zu weit; denn jetzt war unser Wagen nicht mehr der letzte. In meiner Noth öffne ich den Futtersack, den lechzenden Gaumen und den knurrenden Magen mit einer Möhre zu beschwichtigen. Das war wirklich ein Labsal. In Frankfurt erst glückte es, daß unser Wagen nach dem Perron sich öffnete. Meinen in Berlin abgehetzten Leib durchrieselte ein gelinder Schauer, die Aufregung war in Abspannung und Gleichmuth umgeschlagen, Hunger und Durst einem allgemeinen Unbehaglichkeitsgefühle gewichen, Kaffee und Semmel war wiederum das Nachtessen, wie es Frühstück und Mittagsbrot gewesen. Schon fing es an unheimlich zu werden, in Stockfinsterniß dazusitzen „unter Larven die einzige fühlende Brust." Ich verschaffe mir eine Kerze, fechte auf dem Perron einige Streichhölzchen zusammen — mein Vorrath war verbraucht — steige getrost ein und nun fahr zu! Das angezündete Licht in der Hand, wo ist der Leuchter? Ich mustere im Gedanken meine ganze Habe. Nichts was zu dem Zwecke dienen könnte. Da leuchtet wie Wetter ein Gedanke auf. Eine dickköpfige Möhre heraus! In ihrem Fleische steckt die Kerze geborgen. Das Wurzelende zwischen den klaffenden Deckel der Känguruhkiste geklemmt! Die Arme kreuzend und behaglich zurückgelehnt freue ich mich über den Lichtträger, eines Robinsons nicht unwürdig. Meine Thiere waren ziemlich ruhig. Das müde Haupt senkt sich zur Brust. So mochte ich wohl eine Weile gedämmert und halbträumend wie billig mit allerlei Ungethier mich herumgeschlagen haben, als ich durch einen Flackerschein aus meinem Stillleben aufgestört werde. Schien es mir doch, oder träumte ich nur, das Licht war umgefallen, das Strohlager der Thiere hatte Feuer gefangen. Ich raffe mich auf und sehe meine Kerze schwankend sich bewegen. Ich stelle sie fest, sie wankt von neuem. Freilich das Buschkänguruh benagt den Möhrenleuchter, jedenfalls in dem guten Glauben, die dargereichte Nahrung nicht verschmähen zu dürfen. Ich blase das Licht aus und falle in meinen Lehnsitz zurück. Wieder höre ich im finstern Raume eins der Thiere auf- und niedergehen. Mit der Idee erwachend, daß die Genettkatze sich freigemacht, rüttle ich meinen schnarchenden Gefährten auf und zünde das Licht an. Alles wird untersucht, alles in Ordnung befunden, auch die Genette schläft ruhig in ihrem Winkel. So verstreichen die Stunden. Meiner Ankunft voraus bestelle ich telegraphisch die nöthigen Wagen in Breslau. Hier spielt das Umladen mit allen seinen Schrecken noch einmal und so kam Mitternacht heran, als das schwerfällige Fuhrwerk im Garten einlief. Mit keinem der Thiere hatten wir besondere Noth. Nur der Bison ergrimmte aufs neue über das Hämmern und Schrauben, Stemmen und Brechen, das ihn aus seiner Zelle erlösen sollte. Mit der letzten Schranke, die fiel, stürzte er den Gang entlang, wuthschnaubend und den Schwanz gehoben in den Stall hinein. Hinter ihm schloß sich die Thür auf einige Tage.

Wirklich muß man die Thiere recht lieb haben, um solche Opfer zu bringen und wirklich um so lieber hat man sie, gerade wie die Mutter Schmerzenskinder liebt, je mehr sie uns Mühen und Sorgen, Entbehrungen und Unbequemlichkeiten auferlegt haben.

Am Familientische.

Räthsel.

Mich liebt der Feldherr, liebt der Soldat,
Wenn Feindesgefahr dem Vaterland naht.

Mich lieben die Vögel, die wohlbekannt
Im nördlichen und im südlichen Land.

Und auch der Wanderer ist mir gut,
Wenn er ermattet in Sommersglut.

Im Spiele kommt gar viel auf mich an;
Denn schlimm ist's, verfehl' ich die richtige Bahn.

Mich selbst auch keiner verfehlen darf,
Denn meine Zeit ist gemessen scharf.

Und schlimmer noch kann es denen ergehn,
Die sich nicht hüten vor meinem Wehn.

Doch weh' ich friedlich von Herz zu Herz,
O dann versüß' ich dir jeden Schmerz.

Und lachend auch schau' ich von grünem See,
Hinauf zu den Bergen mit ewigem Schnee.

Doch dann erst find' ich die wahre Ruh,
Wenn ich mich erhebe dem Himmel zu.

C. M.

Frage- und Antwortkasten.

Es sind von jeher zahlreiche Fragen, in und außerhalb der Redactionssphäre liegend, aus unserm Leserkreise an uns gerichtet worden, die wir bisher nur vereinzelt beantwortet haben. Da diese Fragen sich jedoch häufen und viele recht interessante darunter sind, so haben wir Anstalt getroffen, dieselben durch Capacitäten beantworten zu lassen und werden wir von einer der nächsten Nummern an einen Frage- und Antwortkasten am Familientisch einrichten. Wir fordern deshalb unsere Leser auf, allgemein interessante Fragen, die sich nicht jeder selbst beantworten kann (natürlich franco) uns gütigst einzusenden. Selbstverständlich übernehmen wir nicht, alles zu beantworten, sondern werden nur das wirklich Bedeutende auswählen. Jedem unserer Leser ist dadurch eine gewisse thätige Mitarbeit ermöglicht und es wird mancher unter ihnen die Gelegenheit gerne benützen, mit seinem Blatte in ein persönliches Verhältniß zu treten, das unsererseits rücksichtsvoll gepflegt werden soll.

Briefkasten.

Herrn Th. B. in Sch. Das Bild können wir nicht wohl eher machen lassen, als bis wir den Artikel in unsern Händen haben, um den wir deshalb baldigst bitten. Das Uebrige wird sich wohl Ihren Wünschen gemäß arrangiren lassen.

Vielen Bestellern der Decken. Wir müssen wegen der Verspätung um Entschuldigung bitten. Die Decken kommen wohl gleichzeitig mit dieser Nummer in Ihre Hände.

Herrn Dr. C. in L. Besten Dank für Uebersendung der Nummer. Dieser Nachdrucksfall ist wirklich dreist, aber gerade die Blätter, die uns am ordinärsten angreifen, haben die weitesten Begriffe von Mein und Dein. Wir werden dem Unwesen ein baldiges Ziel stecken.

Frau v. K. in N. Leider können wir das Brechen der Nummern, auf der Post, theilweise auch im Buchhandel, so schlimm es für die Holzschnitte auch ist, nicht hindern. Die Post nimmt die Nrn. nur zweimal gebrochen an; im Buchhandel werden sie nur dann gebrochen, wenn die betr. Handlung nur 1—3 Ex. erhält, weil dieselben in ganzem Format nur noch mehr leiden würden.

Kreisrichter S. in D. Gerne werden wir Ihnen die einzelne Nummer zur Vervollständigung des Jahrgangs schicken; am billigsten wird es sein, wenn Sie den Betrag (2½ Sgr. und das Kreuzbandporto) gleich beifügen.

Herrn Dr. Kl. in R. Wenn Ihre Rebusse ꝛc. sich über das Gewöhnliche erheben, so senden Sie sie gefälligst ein. Bei dieser Gelegenheit möchten wir allen unsern Lesern mittheilen, daß es uns sehr willkommen sein wird, für den Familientisch gute Rebusse, hübsche Räthsel, anmuthige Scherzfragen ꝛc. (mit der Auflösung) zugeschickt zu erhalten. Wir können natürlich nur neue, selbstgeschaffene Sachen aufnehmen; wir erbitten dieselben franco und werden das Angenommene gut honoriren.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 7.**

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Zugleich mit Richard war der Postmeister aufgebrochen, und mit der um zehn Uhr eintreffenden Post zusammen kamen sie vor dem Postgebäude an. Es war nicht des Postmeisters Sache, sich um alle Details seines Amtes zu bekümmern, er war selten bei der Ankunft der verschiedenen Posten auf dem Büreau und als er heute mit seinem Schwager zugleich das Lokal betrat, war er auch nur ein Zuschauer bei dessen Geschäftigkeit. Es lag aber eine gewisse Unruhe in seinem Wesen, eine Art von zerstreuter Aufmerksamkeit, die doch den Schein vermeiden will, als beobachte sie. Wollte er die Tüchtigkeit des jungen Menschen, dessen Amtseifer prüfen? Während er mit dem Rücken am Ofen stehend, wenig hinzusehen und kaum hinzuhören schien, lag doch ein Zug gespannter Erwartung in seinen Zügen und sein Auge flog über das Zeitungsblatt, das er ergriffen hatte, mitunter unruhig hinaus. Mit geschäftsmäßiger Ruhe und Sicherheit, aber innerlicher Zerstreutheit besorgte Richard seine Obliegenheiten. Er trug die eingelaufenen Briefe und Packete ein, sonderte die bis zu einer andern Post zurückbleibenden von denen, die weiter gehen mußten, das alles mit der Schnelligkeit, die ein nach der Uhr geregeltes Geschäft mit sich bringt.

„Diktiren Sie mir," bat er einen jüngern Amtsgenossen, der im Augenblick unbeschäftigt war, „es geht schneller so und ich bin zerstreut:" dieser erfüllte seinen Wunsch, verlas die Adressen, sie mit gelegentlichen Bemerkungen begleitend.

„An den Herrn so und so . . . Alle acht Tage kommt ein Brief an den, eine Damenhand, muthmaßlich die Braut.

„Hier, an den Kaufmann R . . . einliegend zweihundert Thaler in Staatsanweisungen, der kann lachen, kriegt seine Rechnungen bezahlt; diese Briefe gehen weiter, hier ein ganzes Pack nach B. um zwei Uhr zu expediren." Und wieder verlas er eilig die Adressen, während Richard notirte.

„An den Goldarbeiter Felix in B. Anbei ein Kästchen, Wertherklärung von so und so viel, alle Wetter! Ach, aus Plattenberg, in dem kleinen Nest steckt viel Geld."

Richard hörte gar nicht auf das Geschwätz, er schrieb mechanisch, was jener diktirte, was kümmerten ihn die Briefe, sie kamen und gingen, mochten sie Schätze enthalten oder nicht, er hatte seinen Schatz am Ort, seinen Schatz, der noch zehntausendmal mehr werth gewesen wäre, wenn er sich nicht selbst die Wertherklärung auf die Stirn hätte schreiben wollen. Aber nur undeutlich gingen diese Gedanken durch seinen Kopf. Wer das Getreibe auf einem Postbüreau kennt, wird sich nicht darüber wundern. Nach allen Richtungen hin sind Ansprüche zu befriedigen und zwar innerhalb des gemessenen Raumes von Minuten. Der Postillon blies, der Schirrmeister schloß den Gepäckkasten, Passagiere stiegen in den Wagen, die Zurückgebliebenen nahmen ihre Effekten in Empfang, Zeitungen wurden ausgegeben, die verschiedenen Briefträger erhielten ihre zum Austragen am nächsten Morgen bestimmten Briefe, die zum Abgang mit der nächsten Post liegen gebliebenen wurden unter Verschluß gebracht. Es wurde still und leer im Zimmer.

„Wir sind fertig," sagte Richard zu seinem Schwager.

„Ach so," fuhr jener auf, „ich hatte mich ganz in meine Zeitungen vertieft. Sonderbar, wie man sich an solchen Lärm, solches Treiben gewöhnt. Das schwirrt und ruft und spricht um mich herum, glaubst Du, daß ich ein Wort gehört habe?"

„Es ist auch ein ewiges Einerlei," gab Richard zu, „wer nicht gerade damit zu thun hat, wie soll's den fesseln!"

Er drehte dabei den Schlüssel in dem vor ihm befindlichen Pult um und steckte ihn in die Tasche.

„Nimmst Du den mit?" fragte der Postmeister.

„Da ich um zwei den Dienst zu versehen habe, ja, diesen und auch den vom Büreau, sonst hätte ich sie Zimmer übergeben."

„Ah so, ich vergesse wieder, daß der krank ist, war kein Brief an mich?" fragte der Postmeister. Richard lachte.

„Wo warst Du mit Deinen Gedanken oder wo bist Du noch, Du hältst die beiden Briefe noch in den Händen, die ich Dir zuschickte."

„Wahrhaftig," lachte nun auch der Postmeister, „weiß Gott, wo ich war! bei der Zeitung auch nicht recht, mir ging der heutige Abend durch den Kopf."

„Mir auch," gestand Richard, „ich habe wie im Traum die Notizen gemacht. Gut, daß das Geschäft so mechanisch ist, man könnt's beinahe im Schlaf versehn." Sie hatten beide während dieser Worte das Büreau verlassen und Richard die Thüren verschlossen.

„Kommst Du noch herauf zu mir?" fragte der Postmeister. „Da Du doch nicht schlafen gehen willst, könntest Du Dir den Weg in Deine Wohnung sparen und die Ankunft der nächsten Post bei mir erwarten."

Die Worte waren mit einer gewissen Leutseligkeit hingeworfen, sie klangen aber doch so, als kämen sie nicht ganz ehrlich heraus und Richard schien sie richtig zu würdigen.

„Nein, Gott soll mich behüten Deinen Schlaf zu stören um Deiner schlaftrunkenen Unterhaltung willen," sagte er lachend. „Ich kenne Dich in dem Punkt und Johanna, die auch der Meinung ist, der Schlaf vor Mitternacht sei der gesündeste, würde mich schelten wegen dieses Angriffs auf Deine kostbare Gesundheit."

„Aber auf Dich nimmst Du nicht die Rücksicht, auch wenn Du es könntest," warf ihm der Postmeister scherzend vor, „was sagt Johanna dazu?"

„Nichts mehr, denn sie weiß, da ist Hopfen und Malz an mir verloren. Ich lasse sie bei ihrem Recht und thue mein Unrecht. Es wird wohl in manchen andern Dingen auch noch so gehn." Diese letzten Worte waren mehr in den Bart gemurmelt als dem Schwager laut gesagt. Sie verhallten zum Theil auch schon draußen, denn dem Schwager, der die Treppe zu seinen Zimmern hinanstieg, einen Gruß mit der Hand zuwinkend, hatte Richard das Haus verlassen und schritt nun die stiller werdenden Straßen entlang, seiner eignen Wohnung zu. Es waren nicht gerade Gedanken der Freude, die ihn begleiteten. Er liebte seine Braut innig, liebte sie mehr noch als damals vor zwei Jahren, wo er sich mit ihr verlobt und durch diesen Schritt den aufgeregten Sturm der Leidenschaft beschwichtigt hatte, dennoch verging kaum ein Tag, wo er sich nicht an eine ihrer kleinen Schroffheiten stieß und die Furcht wachsen fühlte, sie könnten Härten werden. Selbstgefühl ist nothwendig dem Menschen, Selbstüberschätzung der bitterste Feind desselben. Die Krone weiblicher Tugenden ist Demuth, wo sie gänzlich fehlt, geräth selbst die Bescheidenheit in Gefahr. Demuth! Richtig, das war's, was seiner Braut fehlte. Wie diese vielleicht nur schlummernde Tugend in ihr wecken? Plötzlich fiel ihm etwas ein.

Wenn sie sein Weib würde, wie anders mußte sich ihr Leben gestalten und mit und in diesem, sie sich selbst. — Nur seine Armuth war hindernd im Wege. Bisher hatte er das junge, durch ihr Leben in der wohlhabenden Familie des Regierungsraths doch gewissermaßen verwöhnte Mädchen nicht an die Spitze seines sehr einfachen, dürftigen Haushalts stellen wollen.

Jetzt kam ihm diese Rücksicht auf einmal sehr falsch vor.

Er dachte sich nun Johanna inmitten seines Hauses. Mußte nicht die Demuth und Bescheidenheit von selbst über sie kommen in dieser bescheidenen Häuslichkeit, mußten nicht diese selbstbewußten, sich selber schmeichelnden Gedanken scheitern an den selbstsuchtslosen Thaten, die jeder Augenblick heischen würde?

Wie frische Morgenluft, so kräftigend wehte ihn der plötzliche Entschluß an, jede Bedenklichkeit fahren zu lassen und sie zu heirathen, ob arm ob nicht. Er traute ihr wie sich selbst die volle Fähigkeit zu, trotz mancher kleinen Entbehrung glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe zu sein, und wußte auch, daß sie die Hand nicht in den Schoß legen, daß sie sie fleißig rühren würde zur Vermehrung und Erhaltung des kleinen Einkommens. Sie waren beide jung, gesund, sie liebten sich über alles.

„Ich Narr, daß ich so lange gewartet," sagte er und trat in seine Stube. Sie heimelte ihn nun doppelt an. Er wollte sie auch behalten und der musikliebende Nachbar sollte ihm die seinige dazu abtreten. Er erwog strahlend vor innerer Glückseligkeit, daß es ihm an Mitteln zu einer kleinen Einrichtung nicht fehle. Vom Augenblick seiner Verlobung an hatte er, das Ziel möglichst baldiger Vereinigung vor Augen, zur Erreichung dieses Ziels gespart.

Es haben viele den guten Vorsatz zu sparen, aber die wenigsten verstehn sich darauf, es in rechter Weise zu thun. Richard verstand es.

Als Richard sich jetzt auf einmal die Möglichkeit vergegenwärtigte, seine geliebte Johanna bald die seine zu nennen, war all seine Verstimmung verschwunden und heitern Muths öffnete er sein Instrument, das zugleich den kostbarsten Theil seines Besitzthums ausmachte, um die ihm mitgegebenen Lieder durchzusingen. Da erst bemerkte er, daß er die Noten im Postbüreau hatte liegen lassen.

„Wie dumm!" sagte er, nahm aber zugleich seine Mütze und machte sich augenblicklich auf den Weg, die Noten zu holen. Warum sollte er die kostbare Freistunde verlieren! War ihm doch so recht zum Singen zu Muth! Mit beflügelten Schritten erreichte er das Postgebäude. In dem sonst so geräuschvollen Korridor war jetzt alles still, eine Gaslampe verbreitete Tageshelle, aber da Richard sich weiter nicht umsah, bemerkte er auch den Schirrmeister nicht, der auf einer der Treppenstufen saß, das schlafmüde Haupt bei seinem Eintreten aus der es stützenden Hand emporhebend. Im Gedanken an seinen Schwager, dessen Schlafzimmer gerade über dem Büreau lag, mäßigte Richard seine lauten Schritte, drehte leise den Schlüssel im Schloß um und öffnete vorsichtig die Thür.

Alle Wetter, dachte der Schirrmeister und erhob sich von seinem Platz, was hat der junge Herr jetzt hier zu thun und warum gar so vorsichtig? Sind wir vielleicht blos so streng gegen andere, um uns selber recht weiß zu brennen? Aber warten Sie, Herr Sekretär, das neuliche Kreuzdonnerwetter, das ich Ihrem Amtseifer zu verdanken hatte, ist nicht vergessen. Wie Du mir, so ich Dir, paßt Du mir auf den Dienst auf, so will ich Dir doppelt und dreifach aufpassen. Er war während dieser Gedanken langsam den Korridor entlang geschritten und stand an der Thür, als Richard eben so vorsichtig wie vorhin, jedes laute Geräusch vermeidend, das Büreau verließ und die Thür verschloß. Als er, sich umwendend, plötzlich das lauernde Gesicht des Alten vor sich sah, schrak er unwillkürlich zusammen.

„Um Vergebung," sagte jener mit scheinbarer Demuth, „ich wollte nicht erschrecken, ich dachte Sie hätten mich gesehen, Herr Sekretär, ich saß dort auf der Treppe, als Sie ins Büreau gingen."

„Ich habe mich gar nicht umgesehn," antwortete Richard, der den alten Schleicher nicht leiden konnte, ziemlich kurz.

„Ich schlafe hier meist auf der Treppe, bis die Post durch ist und man das bischen Ruhe bis zum Morgen ungestört haben kann," fuhr der Alte unbekümmert fort, „der Herr Sekretär haben wohl auf dem Büreau etwas vergessen?" Er warf einen lauernden Blick auf die Stelle des Mantels, dessen straff angezogene Falten das darunter befindliche Pack Noten nur verhüllte, nicht verbarg.

„Ja, meine Noten," sagte Richard gleichgültig und ging, die lästige Unterhaltung abzubrechen, rasch an dem Alten vorüber und zum Hause hinaus.

Es schlug zwölf Uhr, als er seine Wohnung wieder erreichte. Der Gang durch die kühle frische Nachtluft, unter dem wunderbar schön gestirnten Himmel fort, hatte abermals jede Spur von Verdrießlichkeit verwischt, die etwa durch die Begegnung mit dem ihm unangenehmen Menschen in ihm erregt sein mochte und mit stillem Vergnügen und großem Eifer machte er sich daran, die Noten durchzusehen und zu probiren.

Sie erst mit halber Stimme durchträllernd, warf er bei Seite, was ihm nicht gefiel und wiederholte die andern mit voller lauter Stimme. Er hatte unbedingt Talent zur Musik. Er spielte die Begleitung leicht und sicher und seine Stimme hatte viel natürliche Biegsamkeit und unbestreitbaren Wohlklang, neben welchen Vorzügen nur eine strenge Kritik vielleicht die fehlende künstlerische Durchbildung gerügt haben würde.

Wie Richard so die einfachen, ins Herz gehenden Melodien sang, die Töne anschwellen und verklingen ließ, da hätte man geneigt sein können zu glauben, der gestirnte Himmel draußen sei das vor ihm aufgeschlagene Notenblatt und leuchte ihm die Milde und Klarheit und das tiefe Verständniß ins Herz, das jede vom Dichter angedeutete und vom Komponisten in Töne übertragene Empfindung zur vollsten Geltung brachte. Plötzlich wurde seine Thür heftig aufgerissen. Der musikliebende Nachbar steckte den Kopf hinein.

„Feuer, Feuer!" brüllte er, „hören Sie auf zu singen. Ich kann nicht aus der Stube, ehe Sie nicht schweigen, sehen Sie nur, der ganze Himmel ist hell und die halbe Stadt auf den Beinen."

Richard sprang vom Klavier auf. Nun die Musik schwieg, drang der Lärm deutlich an sein Ohr. Der Nachtwächter ließ den mißtönenden Unglücksruf vernehmen, Glockengeläut zerriß die Luft; die herbeigeholten Spritzen rasselten auf dem Pflaster, das Geräusch von Menschentritten vermischte sich mit dem Getöse durcheinander rufender, schreiender Stimmen.

„Mein Gott, bin ich taub gewesen?“ sagte Richard.

„Nein, aber im siebenten Himmel,“ rief der Nachbar, „und da gibt's keinen Feuerlärm.“ Sie eilten beide die Treppe hinunter.

„Wo brennt's?“ fragte Richard eilig.

„Draußen in der Vorstadt,“ sagte der eine, „die Scheunen sind's!“

„Da hat's angefangen!“ rief ein anderer, „aber das Flugfeuer hat's schon weiter getragen, der Wind jagt die Flamme westwärts in die Stadt.“.

„Das Schindeldach der alten Kirche hat Feuer gefangen!“ rief ein dritter, „ach nun kann's schlimm werden! Gott steh' uns bei.“

„Wohin, Spritze?“ rief's aus mißtönender Kehle dem rasch vorüberjagenden, von Spritzenleuten besetzten Fuhrwerk zu.

„In die Altstadt, das große Haus brennt, der Regierungsrath Siebold wohnt drin,“ tönte die Antwort.

Richard stürzte sich in den Menschenstrom und überrennend was ihm in den Weg kam, folgte er blindlings dem Schreckensruf, der ihn von dannen riß. Da rasselte ein schwerer Wagen ihm entgegen, durch Glockenläuten und den Lärm der Menge hindurch klang der Ruf des Posthorns, zwei, drei Beiwagen folgten der schwerfälligen Karosse.

„Herr Gott die B.....er Post! daß Dich!“ murmelte Richard durch die Zähne.

Aber was half's, die Mahnung an seine Pflicht war nicht zu überhören. Er mußte umkehren, koste es was es wolle. Obgleich er seine Schritte verdoppelte und mehr lief als ging, kam er doch erst einige Sekunden nach dem ihn gewaltsam seiner Herzenspflicht entführenden Fuhrwerke an. Eine ganz kleine Zögerung hatte stattgefunden.

„Ich bin auf meinem Posten,“ bemerkte der Schirrmeister, „der Herr Postmeister ist zum Feuer hin, ich dachte schon der Herr Sekretär würden auch nicht kommen!“

„Es ist ja noch nichts versäumt,“ brummte Richard, das Büreau aufschließend.

Es ging bunt genug im Postgebäude zu, Fragen und Antworten, Ausrufungen des Schrecks, der bangen Sorge, auch solche bloßer Neugier flogen wild durcheinander: einer und der andere fehlte auch auf seinem Posten, das vermehrte die Unruhe, die Unordnung. Richard hätte tausend Hände und tausend Zungen haben mögen, allen Anforderungen zu genügen und seine Hände zitterten vor Aufregung und in seinem Kopf wogte ein buntes Chaos von Gedanken und verwirrte seine Rede.

Es brannte ja in dem Hause, wo seine Geliebte wohnte, — Gott weiß in welcher Gefahr, in welcher Angst wenigstens sie schweben mochte. — Es war unerträglich, nicht ohne Verzug zu ihr eilen zu können.

So ohne alle Gedanken, so mechanisch nur, hatte er niemals seinen Posten versehen, mehr als einmal mußte ihn der Schirrmeister an etwas Vergessenes erinnern. Da ärgerte er sich über sich selbst, nahm sich gewaltsam zusammen und concentrirte mit aller Anstrengung seiner geistigen Kraft seine Gedanken auf das, was ihm oblag, nur die Schnelligkeit in der es geschah, erhöhend.

Er schien nun völlig auf seinem Platz, nur denen die ihn kannten, fiel sein erregtes Gesicht, seine zerstreute Miene auf. Es wunderte sich keiner darüber. Die geistige Tortur hatte ihr Ende erreicht, die Post rasselte weiter, was sie an Menschen und menschlichem Eigenthum zurückgelassen, ging seiner Bestimmung entgegen, Richard war erlöst. Nichts kommt der Eile gleich, mit der er nun der vom Feuer heimgesuchten Altstadt zustürzte. Wie immer hatte Fama übertrieben. Die Noth war groß aber dennoch nicht so groß, als er sie aus der Ferne gesehen, namentlich für diejenigen, die in seiner Angst die hervorragende Stelle eingenommen.

Das Feuer war richtig draußen in den Scheunen ausgekommen, und der Wind hatte es zuerst auf das Schindeldach der alten Kirche, von da auf die umstehenden hervorragenden Gebäude gejagt. Der Dachstuhl vom Hause des Regierungsrathes war zum Theil eingestürzt, dann war es der Anstrengung, der Thätigkeit der Hilfe leistenden Mannschaften gelungen, seinem weitern Wüthen in dieser Richtung Einhalt zu thun. Die Familie des Regierungsraths hatte das Haus verlassen, er selbst war geblieben sein Eigenthum zu wahren. Nur für einen Augenblick eilte Richard zu seiner Braut, sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen, dann kehrte er auf den Schauplatz des Unheils zurück, auf dem jeder thätige Arm und besonnene Kopf willkommen geheißen wurde.

Richards volle Thatkraft war nur auf den einen Punkt gerichtet, er war mitten drin in der Gefahr helfend, rettend, kurz zugreifend, wo er eine Lücke sah. Die Hauptwuth des entfesselten Elements war bewältigt, aber immer noch loderten die Flammen empor, stieg dicker Qualm aufwärts und ganze Ströme glühender Funken regneten auf Dächer und Menschen herab. Dazwischen die Wasserstrahlen der arbeitenden Spritzen, die geschwärzten Gesichter, das wilde Rufen und Aufschreien, stürzte wieder eine vom Feuer verzehrte Mauer prasselnd in sich zusammen und die roth aufsteigende Feuersäule wurde in Schutt und Qualm begraben.

Die Sonne ging auf, verblassend vor dem zerstörenden Licht, auf das sie in ruhiger Klarheit herniederschaute, der Beleuchtung des grotesken Gemäldes einen neuen wunderbaren Lichteffekt zugesellend. Der Wind hatte sich gedreht und wehte abwärts von der Stadt, damit dem Werk unholder Dämonen ein Ende machend. Es war nur noch nöthig völlig niederzureißen, was doch einmal verloren war, den Obdachlosen Hilfe zu gewähren, überhaupt die Größe des Unglücks zu überschauen und nach Kräften zu mildern. Der Rauch hatte seine erstickende Wirkung verloren, er hing nur noch wie eine dichte Gewitterwolke über der Brandstätte und wo er in weißen Nebelstreifen weiterzog, durchglühte ihn rosig die höher steigende Sonne.

Die Menge zerstreute sich, der Regierungsrath war gegangen, die Seinigen in die nun nicht mehr gefährdete Wohnung zurückzuholen, auch Richard wendete sich zum Gehen.

Da fühlte er sich festgehalten, ein weicher Arm schlang sich durch den seinigen, das vor Enthusiasmus und freudigem Stolz glühende Gesicht Johannas sah leuchtend zu ihm auf und sie sagte mit zwischen Lachen und Weinen bebender Stimme

„Denkst Du, ich habe Dich verlassen in der Gefahr? Nein, mein Held, konnte ich leider mein Leben nicht daran setzen, wie Du zu helfen, zu retten, mein Auge folgte Dir und geschah Dir etwas, so war ich wenigstens bei Dir!“

Drittes Kapitel.

Johanna war Feuer und Flamme, als Richard ihr seinen Wunsch einer baldigen Verheirathung vortrug. Alle seine Bedenken galten ihr für keine. Sie lachte, daß sie verwöhnt sein sollte, daß irgend eine Resignation von ihr gefordert werden, daß sie sich in ihren Ansprüchen nicht befriedigt fühlen könne. Sie machte keinen andern als den an seine Liebe, sie sehnte sich, ihm die Größe der ihrigen zu beweisen. Sie sah sich schon als Hausfrau und gefiel sich in der Musterwirthschaft, in der all die kleinen und großen Mängel vermieden werden sollten, die sie seither gesehen.

„Eine Hütte und ein Herz!“ sagte sie mit lachendem Muth, als beide bis ins kleinste Detail hinein die Verhältnisse erwogen, die Schwierigkeiten und ihre Fähigkeit, dieselben zu überwinden, geprüft hatten.

„Gottlob,“ entgegnete er in derselben Weise, „daß wir nicht so hochgeboren sind, durch den Einzug in diese Hütte uns erniedrigt fühlen zu müssen. Wir haben wenigstens nicht noch gegen künstliche Schranken zu kämpfen und für die natürlichen finden sich auch eher natürliche Waffen. Wir haben uns mit niemand zu berathen als mit Gott, haben niemand zu fragen als Deinen Vormund, dessen Einwilligung ich nicht bezweifle und uns selbst.“

„Und das ist Dir wohl das Liebste?“ neckte sie ihn, „Du Freiheitsschwärmer, dem selbst das nothwendigste und vernünftigste Gesetz eine Fessel ist. In Wahrheit,“ fuhr sie, sein erstauntes Gesicht bemerkend, eifrig fort, „in Wahrheit, Du hast mich bange gemacht mit Deinen Reden. Als der Feuerlärm uns neulich weckte, träumte ich gerade, Du wärst Karl Moor!“

Er lachte laut auf.

„In einem Räuber kann sehr viel Edles und Hohes liegen,“ fuhr sie fort, „aber er ist dennoch vor den Menschen geächtet, vor Gott als Sünder gezeichnet. Wenn ich nun Deine Frau wäre und Du ein zweiter Karl Moor —“

„Du hast es nicht zu befürchten, strenge Deine Phantasie nicht unnütz an,“ unterbrach er sie lachend.

„Ich möchte nur wissen,“ fuhr sie sinnend fort, „ob ich wohl so viel Einfluß auf Dich haben würde, Dich von einem solchen Wege ab und in die Schranken menschlicher und göttlicher Ordnung zurück zu bringen. Es wäre doch das Höchste, was die Liebe leisten könnte und müßte.“

„Da ich nun aber nicht Karl Moor und außer Stande bin, Deiner Tugend eine so schwierige Aufgabe zu stellen," unterbrach er sie halb scherzend, halb ernsthaft, „so denke ich, begnügen wir uns gegenseitig den Einfluß im Leben auf uns anzuwenden, der wirklichen, nicht geträumten Mängeln abhilft."

„Ja," sagte sie gedankenvoll und wie es aus ihren nachfolgenden Worten hervorging, noch immer nicht von ihrer erträumten Stellung als rettender oder bessernder Engel eines Sünders zurückgekommen, „ich habe eigentlich sehr strenge Grundsätze, meinst Du nicht, daß das gut, daß das nöthig ist?"

„Ich meine," antwortete er, „daß man Grundsätze erst durch Erfahrungen gewinnt und daß man in einem achtzehnjährigen Leben noch nicht viel Zeit gehabt hat, diese zu sammeln."

„Mancher braucht viel, mancher wenig Zeit, Anlage und Erziehung thun auch viel, Selbsterziehung am meisten, und wer keine Eltern hat, muß sich der nicht selbst erziehn?" sagte sie.

Er hatte nur zerstreut oder gar nicht zugehört, das bewies seine plötzliche Frage:

„Ist Karl Moor etwa Dein Held?"

„Ein Räuber? Um Gotteswillen, nein!" rief sie erschrocken, „wie kannst Du mir das zutrauen? mein Held nie, wenn ich auch im Stande wäre, ihm mein Leben zu opfern, wenn ich ihn zufällig liebte. Die Liebe muß alles können, nicht wahr?" fragte sie zärtlich.

„Vor allem glauben!" sagte er.

„Nein, wissen," entgegnete sie, „wissen ist viel besser."

„Nun was willst Du denn wissen?" sagte er halb resignirt, halb scherzend. „Habe ich wieder irgend etwas gesagt, was Dir Verdacht einflößt?"

„Es ist noch von neulich her," kam sie einigermaßen zaghaft heraus, „und betrifft unsere Zukunft. Möglich ist doch alles in der Welt und man muß sich auf die schlimmste Möglichkeit gefaßt machen, sonst benimmt man sich nicht so klug oder so richtig wie man es sollte und könnte, Du sprachst neulich von einem Vater, der, um sein Kind vom Hungertode zu retten, Du weißt schon —" Er nickte zum Zeichen, daß er sich des Gesprächs erinnerte, sie fuhr fort:

„Denke Dir nun den Fall, daß ich vor Hunger stürbe."

Das Bild hätte zwar wohl für einen liebenden Bräutigam traurig sein sollen, aber sei es, daß Richard über all die moralischen Bedenklichkeiten seiner Braut die Geduld verlor, oder daß Trauerfälle, zu denen so wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden war, ihn vernünftigerweise nicht alterirten, genug, er schnitt die weitere Schilderung ab und den Kern ihrer Frage verstehend, sagte er mit gutmüthigem Spott:

„In diesem Fall würde ich mir nur dann erlauben, Dir ein Stück Brot zu überreichen, wenn ich die quittirte Rechnung zugleich damit präsentiren könnte. Bist Du mit einer solchen Gewissenhaftigkeit zufrieden?

Du nimmst so viel Redefreiheit und Gedanken in Anspruch, meine kleine Moralpredigerin," fuhr er dann lächelnd fort, „laß beides auch andern und wo Du durchaus urtheilen und abwägen mußt, da thue es lieber nach Thaten. Du wirst mich ja kennen lernen, denn jetzt kennst Du mich entsetzlich wenig, wie all Deine seltsamen unnützen Fragen beweisen. Reflektirende Weisheit in einem Kindskopf kommt meist wie Thorheit heraus. Ich werde Dich in zehn Jahren an alles das erinnern, was Du jetzt gesprochen und behauptet hast, wir werden dann gemeinschaftlich darüber lachen. Ja, wirf nur das Köpfchen auf, solche Gährungsprozesse, wie sie in Dir herumspuken, sind nur zu belachen oder zu beweinen, je nach dem Resultat" —

„Und wenn sie nun nie aufhören," fragte sie eifrig, „denn denke Dir diese Fülle von Gährungsstoff in der Welt und die Kürze des menschlichen Lebens dagegen, mit mir selbst kann ich da wohl fertig werden, aber was nun von andrer Seite in mich hineinkommt, und wenn das nun fortwährend gährt —"

„In zehn Jahren."

„Wir werden's erfahren," scherzte er.

„Ach Du willst nicht ernsthaft sein!" warf sie ihm vor.

„Nein, in diesem Fall will ich's nicht," erklärte er. „Leben und erfahren ist mein Wahlspruch, bedenken vorher und sprechen zu allerletzt."

Eine kleine Verstimmung folgte dem Gespräch, die Herzensfreudigkeit mit der Richard gekommen, war verschwunden. Sie kehrte erst allmählich wieder, als der Regierungsrath und seine Frau in verständigster und liebevollster Weise auf die Wünsche der Verlobten eingingen und das unverhohlene Zutrauen, mit dem sie der geliebten Nichte Schicksal in seine Hand legten, entschädigte ihn einigermaßen für die Bedenklichkeiten seiner Braut, die er weit mehr für Phantasterei als wirkliche Anschauung nahm. Wirkte das Beispiel der Verwandten auf Johanna? Ihre Augen leuchteten zu den Beweisen herzlicher Liebe und wahrer Hochachtung, die beide dem jungen Mann zollten, sie, die sich so unabhängig vom Urtheil anderer dünkte, so selbstvertrauend den Werth und Unwerth anderer abwog.

Es war doch ein eigenes Gefühl dazustehen und andere über die nahe Hochzeit, über die künftige Häuslichkeit und ihre süßen Freuden und heiligen Pflichten sprechen zu hören. So aus dem Herzen heraustönend klang es wie Musik in Johannas lauschendes Ohr, wie Märchenglockenton. Sie fühlte schon den Kranz auf ihrer Stirn, liebliches Erröthen mädchenhafter Schüchternheit flog über ihr Antlitz. In dieser Empfindung, die das gewohnte schnelle Wort bannte, war sie so liebenswürdig als schön und solche Momente der Harmonie, mögen sie auch selten sein, sie lassen viele Mißklänge vergessen. Auch in Richard verhallten sie, als er, die Braut am Arm, zum Postmeister eilte, diesen von dem gefaßten Entschluß in Kenntniß zu setzen. Sie trafen ihn in höchst ärgerlicher Stimmung, in so verdrießlicher Aufregung und Geschäftigkeit, daß lange Zeit verging, ehe sie ihm nur den Zweck ihres Besuchs mittheilen konnten.

In seinem Zimmer war ein wahres Sodom und Gomorrha. Sein Schreibtisch stand offen, die Schieber waren ausgezogen, der Papierkorb vor ihm umgestülpt, sein Inhalt auf dem Fußboden verstreut.

„Ich suche schon seit zwei Stunden nach einem Briefe, einem ganz dummen Wisch, aber ich will ihn haben," brummte er, „ich, der ordentlichste, der besonnenste Mensch von der Welt, kann mir weder die Liederlichkeit noch die Zerstreutheit vergeben, ihn verlegt zu haben. — Ich bekam ihn ein Paar Tage vor dem Feuer. Gut, also am vierten März, es war eine mir damals nicht unwichtige Nachricht, jetzt ist die Sache erledigt. Ich las den Brief hier an dieser Stelle und wurde während des Lesens abgerufen. Meines Wissens legte ich ihn hier in diesen Schub, legte ihn nur aus der Hand, denn ich dachte gleich wiederzukommen, ich war den ganzen Tag wie gehetzt, brauchte auch den Zettel nicht mehr und vergaß ihn total, bis er mir des Abends, als ich an meinen Schreibtisch ging, einen Brief zu schreiben, einfiel.

Ich schrieb jedoch den Brief erst, fand dann das bewußte Billet an derselben Stelle wieder, auf der ich es hingelegt, drehte es zum Fidibus zusammen und wollte mir eben die Pfeife anzünden, als der Höllenspektakel draußen losging. Den Fidibus in der Hand stürzte ich zum Fenster, sah den ganzen Himmel hell wie eine Brandfackel, hörte wo das Feuer sei und — ja, ich glaube ganz gewiß, daß ich den Zettel in den Schub zurückwarf, ehe ich fortstürzte, aber wer ist in einem solchen Augenblick des Schrecks seiner ganz mächtig? Ich habe ihn aber gewiß hineingelegt, ganz gewiß! — Seitdem habe ich so viel zu thun gehabt, daß ich nicht weiter daran dachte nachzusehen. Ich warf gestern einige Blätter aus meiner Schreibmappe, Kritzeleien, bloße Kritzeleien ins Feuer, möglich, daß es mit darunter gewesen ist, aber ich weiß es nicht."

„War es denn von solcher Wichtigkeit?" fragte Richard einigermaßen ungeduldig.

„Durchaus nicht, ganz und gar nicht," sagte der Postmeister und suchte weiter. Ein erhöhtes Roth hatte sein Gesicht überflogen, es konnte Aerger, konnte auch Verlegenheit bedeuten, weder Richard noch dem Mädchen fiel es auf.

„Werde ich schwachköpfig, wie komme ich zu der Unordnung!" fuhr der Postmeister fort, „ich könnte mich darüber prügeln."

„Thu's nachher und höre jetzt auf uns," unterbrach ihn Johanna ungeduldig, „wir wollen heirathen, wir wollen Dich zur Hochzeit einladen, nein, nun höre einmal mit dem Suchen auf und interessire Dich für unsere Angelegenheit."

„Heirathen!" wiederholte der Postmeister zerstreut, „Unsinn, wovon? habt Ihr einen Schatz gefunden?"

„Ich schon lange," sagte Richard beziehungsvoll und sah seine Braut mit seinen guten Augen freundlich an.

„Ach lieber Freund, solche Schätze bringen erst recht nichts ein, die kosten nur — in Wahrheit, Ihr seid Thoren, ich kann den unvernünftigen Entschluß nicht billigen."

Johanna brauste auf.



Ein Lawinensturz. Originalzeichnung von [illegible]

„Das brauchst Du auch nicht, wir bitten nicht um Deine Einwilligung." Richards Hand strich leise über ihr Haar, die Sturmeswellen ihrer Heftigkeit legten sich, sie grollte nur:

„Du bist zu gut, Richard, zu sanft und geduldig; läßt Du Dir einen solchen Einspruch gefallen? Ich werde zu thun bekommen, daß man Dich nicht mißbraucht."

Ueber Richards Gesicht flog etwas wie gutmüthiger Spott.

„Du glaubst mir nicht, ich habe aber wirklich mehr Charakter wie Du," fuhr sie fort, „und deshalb werde ich hier meinen guten Bruder, obgleich er wohl fünfzehn Jahre älter ist, deshalb werde ich ihm" —

„Deshalb, d. h. deshalb weil er so viel älter ist," unterbrach sie Richard, „deshalb wollen wir ihn bitten, auf unsern festen Entschluß nicht den Schatten seines Mißfallens zu werfen, das Glück nicht zu verdüstern, das sich für uns an den Gedanken unserer Vereinigung knüpft."

„Das will ich ja nicht, wahrhaftig nicht," sagte der Postmeister halb und halb gerührt, „aber wie Ihr's machen wollt" —

„Das ist meine Sache und ist wohl erwogen."

Richard sagte das sehr freundlich, aber doch in einem Ton, der dem Widerspruch die Grenze anwies.

„Ich habe heut etwas von Dir gelernt," sagte Johanna zu ihm, als sie beide heimwärts gingen, „aber ich glaube nicht, daß ich es nachmachen werde, denn ich sehe nicht ein, wozu das ist," beantwortete sie seinen fragenden Blick, „Baumwolle um die Waffe zu wickeln, mit der man sich wehrt."

„Warum nicht sich wehren ohne zu verwunden?" fragte er.

Der Postmeister sah dem jungen Paar gewissermaßen ingrimmig sorgenvoll nach.

„Das schöne Geschöpf," murmelte er, „und ein simpler Postsekretär. Ich bin mit dem Dreifachen nicht ausgekommen; es ist zu schauderhaft, wenn man mit Schulden anfängt. Aber lieber noch bei Juden wie bei guten Freunden borgen, der verwünschte Zettel, ich muß ihn wieder haben," und er setzte sein rastloses Suchen fort.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Lawinen.

Von R. Schatzmann.

„Hier sitz' ich auf Rasen," aber nicht „mit Veilchen bekränzt," sondern nur mit einigen Alpenblumen auf dem Hute, die mir mein Töchterchen während des Bergsteigens gepflückt hat: ich bin dem großen Touristenzuge, der sich an jedem hellen Sommermorgen von Lauterbrunnen nach der Wengernalp bewegt, vorangeeilt, habe bereits die obligaten Alphornbläser, Echoschützen, Blumenmädchen, mineralogischen Bettler — und wie diese alpinen Industriellen alle heißen mögen — Gott sei Dank hinter mir und ruhe in der Nähe des Gasthauses von meinem Morgenspaziergange aus. Ein nächtlicher Gewitterregen hat die Luft rein gefegt und kein Wölkchen ist am tiefblauen Horizonte; vor mir erhebt sich in wunderbarer Majestät die Jungfrau im Schnee- und Eismantel mit den himmelhohen, jäh abfallenden dunkeln Felswänden, im Rücken die grüne Alp mit weidenden Herden, deren weitschallendes Geläute hier und dort in der Ferne widerhallt. Alles hat sich hier vereinigt, um das Menschenherz zu erfreuen!

Doch meine ungestörte Betrachtung der Naturschönheiten sollte nicht lange dauern, denn ich war hier nicht der einzige Erdenbewohner, welcher heute auf hoher Alp Ergötzung suchte: da kommen schon ein Paar deutsche Studenten, bei denen auf ihrer Ferienreise — wie man auf den ersten Blick sieht — der durch angestrengtes Studium etwas temperirte Humor wieder vollständig zur Geltung gekommen: die Alpenluft behagt ihnen außerordentlich wohl, das colossale Naturgemälde erfüllt sie mit hoher Bewunderung, aber nicht minder erfreut sind die Musensöhne, daß in solcher Höhe und Einöde eine „öffentliche Verbrauchsanstalt" — wie ein Doctor der Philosophie irgendwo das Wirthshaus, die „Kneipe" des Studenten nennt — und in derselben „gutes Bier" zu finden ist. Kaum in Scene getreten, verschwinden also die neuen Ankömmlinge hinter den Coulissen und bald darauf hörte ich durchs offene Fenster das bekannte Lied ertönen: „Wir sind nicht mehr am ersten Glas, drum denken wir gern an dies und das" rc. — Auf berggewohnten Saumrossen folgen in kürzern und längern Unterbrechungen stumme, blondgelockte Ladies in rauschenden Gewändern mit dienstbaren Kammerjungfern, lautscherzende, lebhafte Franzosen und Französinnen, dunkeläugige Italiener und Italienerinnen, russische Militärs, von straffer Haltung und martialischem Aussehen — zwischen hinein kleine Gruppen von Fußgängern beiderlei Geschlechts, gelehrte und ungelehrte Leute, Beamte und Nichtbeamte, alle mit 6—7 Fuß hohen Bergstöcken bewaffnet, welche die guten Menschen als Emblem der Alpenreise überall mitschleppen, damit aber sich und andere — namentlich in Postwagen und Eisenbahnwaggons — in unerhörter Weise belästigen. Ich bin der Meinung, es sollten — um diesen Uebelständen abzuhelfen — überall an den Stationen, wo die eigentlichen Fußtouren beginnen, Maturitäts-Examina über den richtigen, der Wissenschaft angemessenen Gebrauch der Bergstöcke abgehalten werden; wer in diesen Prüfungen nicht bestände, sollte eine Luxussteuer von 10 Franken an die schweizerische Eidgenossenschaft bezahlen!

Die Alpenluft ist nicht nur sehr rein, sondern bekanntlich auch sehr zehrend, daher nach und nach die ganze ehrenwerthe Reisegesellschaft sich hinter die Table d'hôte gesetzt hat, um den vermehrten Stoffwechsel wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die ersten, die wieder sichtbar werden, sind unsere Studenten, doch nicht — wie zu erwarten steht — mit doppelt heitern Gesichtern — sondern mit langen, sehr langen; denn das Bier ist hier oben, wie natürlich, gesalzen! Indessen gewinnt der wiedererwachte Humor bald die Oberhand und die Herren lagern sich in einiger Entfernung von mir in dem kühlen Rasen. Aber auf was warten denn eigentlich sie und ich und die ganze hohe Gesellschaft in der Verbrauchsanstalt bei Beefsteaks und Vin du glacier? Mein Töchterchen hat's schon lange errathen: „Aber, Papa, kommen denn heute keine Lawinen?" hat sie schon zehnmal ungeduldig gefragt und zehnmal die Antwort erhalten: „Nur Geduld, mein Kind, werden schon kommen!" Ueber Lawinen discutiren an unserer Seite die Studenten, von Lawinen haben die Ladies schon in Lauterbrunnen geträumt, nach Lawinen im Heraufsteigen, vor dem Mittagsmahl, während desselben, hundert französische, italienische und russische Augen emporgeschaut!

Ein dumpfes Krachen, ein langanhaltendes Rauschen — endlich am obersten Saume der vor uns aufsteigenden, mehrere tausend Fuß hohen Felswand eine blendend weiße Schneemasse, die mit ungeheurer Wucht und donnerähnlichem Gepolter zu Thal stürzt, das ist die langersehnte Sommerlawine, wie sie an diesem weltberühmten Orte, um Mittag in der heißen Jahreszeit täglich, ja oft mehrere Male des Tages niederstürzt; sie gleicht eher einem majestätischen Wasserfalle, als dem, was man gewöhnlich unter einer Lawine sich vorstellt, und ist jedenfalls eine der großartigsten Ueberraschungen, die dem Alpenwanderer zu Theil werden kann.

Ja überrascht — im wahren Sinne des Wortes — sind alle unsre Reisegefährten, die durch ihre Führer bei dem ersten hörbaren Getöse über die Dinge, die da kommen werden, in Kenntniß gesetzt worden sind; die Aufregung, die unter ihnen entstand, läßt sich kaum beschreiben, wenn man bedenkt, wie verschiedenartig die Plätze einer dinirenden Reisegesellschaft in einem bescheidenen Eßsaale vertheilt sind, wie mannigfaltig die Bewegungen, welche jedes einzelne Glied derselben in einem gegebenen Augenblicke ausführt — und nun wie ein Blitz von heiterm Himmel mitten unter diese nagenden, das Glas zu Munde führenden, servirenden und servirt werdenden, plaudernden, scherzenden Gäste der Ruf: „Eine Lawine!" „Une avalanche!" „Una lavina!" Fürwahr, es ist ein Wunder, daß noch eine ganze Flasche und eine unversehrte Platte auf dem Tische geblieben, bei der massenhaften und stürmischen Erhebung; nun dieses Drängen und Streben nach den wenigen kleinen Fenstern, diese in allen Tonarten ausgeführten Laute der Bewunderung, diese babylonische Sprachverwirrung: „Herrlich," „gottvoll;" „excellent," „superbe;" „magnificent," „splendid;" „bellissimo," „straordinario!!" Am besten bei der ganzen Affaire haben sich die Herren Studenten herausgebissen: sie sind gleich beim Beginn des Lawinendonners wie die Gemsen aufge-

sprungen und haben ganz frei und unbehindert das großartige Schauspiel mit angesehen: ein Grund mehr, das theure Bier zu verschmerzen!

Das ist's ungefähr, was der Fremdling in der Alpenwelt von Lawinen zu sehen bekommt, aber damit hat er noch sehr wenig gesehen. Im Sommer, wenn er seine Reisen unternimmt, sind die großen Schneemassen des Gebirgs bereits dem Thale zugeströmt oder weggeschmolzen. Von jenen lichten, weißen, nebelartigen Lawinen, wie sie im Winter und Frühjahr an den jähen Felswänden herniederschaukeln, von den unermeßlichen Schneestürmen, die in wohlbekannten Zügen ins Thal schießen, von der alles zerstörenden Gewalt dieser großartigen Naturerscheinung kann er keine richtige Vorstellung gewinnen und eben deswegen hört und liest man so viele grundfalsche Ansichten über die Lawinen.

Es klingt dem Bewohner der Ebene und des Hügellandes ganz sonderbar, wenn man ihm überhaupt von den großen Schneemassen, die im Winter und Frühling in unsern Hochthälern liegen, redet, und wirklich kann man sich kaum aus der Ferne eine Winterlandschaft vergegenwärtigen, wie sie sich in einer Höhe von 3—5000 Fuß einem Bewohner des Bergdorfes vor die Augen stellt. Auf den wenig geneigten Dächern liegt eine hohe Schneeschicht mit bläulicher Färbung, von den stärker geneigten ist dieselbe heruntergerutscht und bildet auf zwei Seiten des Hauses hohe Wälle, die im Frühling als späte Zeugen des strengen Winters oft noch in Ueberresten daliegen, wenn um sie her das erste Grün die Wiesen kleidet. Die Garten- und Wiesenumzäumungen sind sämmtlich im Schnee begraben, zwischen den Häusern und Scheunen bilden tief ausgeworfene, schmale Schneegruben die Verbindungswege; auf der Thalfläche und an den Abhängen sind alle kleineren Unebenheiten verwischt und zugedeckt, die größern Vertiefungen und Erhöhungen, die im Sommer stark und schroff hervortreten, bilden sanfte, wellenförmige Linien in dem weißen Meere; an dem Saum der Berggräte sieht man ungeheure, oft überhängende Schneemassen („G'wächten") aufgethürmt. Bei stillem Wetter scheint der umgebogene Mantel ohne Stützpunkt in der Luft zu schweben und über dem Saum der dunkeln Felswand herunterzuwallen.

Weit und breit, hoch und tief — endlose Lasten der winterlichen Hülle! Unter ihr schlummert die Zerstörung, denn ihre Stätten — die Geröllhalden, Geschiebsmassen rc. — sind zugedeckt, und wie die Wiesen und Weiden gleichmäßig mit Schnee verhüllt, wodurch das ganze Bild mehr Harmonie darbietet, als wenn die Landschaft ihres weißen Gewandes verlustig geworden.

Wenn es schon schwierig ist, sich aus der Ferne von der also schwerbelasteten Bergwelt zur Zeit der Ruhe eine klare Vorstellung zu machen, so kann man nur durch eigene Anschauung eine Einsicht gewinnen von dem Leben, welches entsteht, wenn die Schneehülle durch die Sonne, den Regen, den Sturm oder durch ihr eigenes Gewicht in Bewegung geräth, die flüchtigen Theilchen derselben hin- und hergejagt werden (das „Guxen"), oder große Massen unter Krachen und Donner mit einem Male ihre Stelle verlassen, mit reißender Schnelligkeit fortschießen und erst im Grunde des Thales einen neuen Ruhepunkt finden. Wenn bei vielem Schnee auf einmal Thauwetter eintritt, so rauscht und tost es, so zu sagen, Tag und Nacht von den kleinern und größern Abrutschungen und den eigentlichen Lawinen; für diesmal beschränken wir uns auf diese letzteren.

Hier sind sie nicht mehr Kinder der Sehnsucht, wie auf der Wengernalp, sondern Kinder des Schreckens, denn große Gebiete der Hochthäler werden von ihren Verwüstungen fortwährend heimgesucht, und leider bleibt es nicht bei dem seit Jahrhunderten preisgegebenen „Zügen" (gewöhnlich breite Graben, kleine Thälchen, Runsen), die der Bergbewohner kennt und flieht, sondern es treten die Lawinen oft an ganz ungewohnten Stellen auf und verheeren bisher sicher geglaubte Landstriche.

Je nach der Beschaffenheit des Schnees (trocken, körnig, staubartig, feucht, flockig) sind seine Bestandtheile bei einem gegebenen Zustande der Atmosphäre (Wind, Thau- und Regenwetter) mehr oder weniger geneigt, sich zu bewegen, und sind diese Bewegungen anderer Art; die Größe der Lawine ist bedingt durch die Mächtigkeit der Schneelage und den Umfang, welchen die sich losreißende Masse einnimmt; die Schnelligkeit, mit welcher sie zu Thal fährt, durch die Neigung des Gebirges und die größere oder geringere Widerstandsfähigkeit der Unterlage (des Bodens). Ich habe Lawinen gesehen, deren Abbruchlinie hoch oben im Gebirge auf die Breite einer halben Stunde sich genau verfolgen ließ; aller Schnee, der unterhalb dieses halbstündigen Risses war, eilte mit wachsender Hast einem weiten Graben zu, dem der Gebirgsabhang von allen Seiten sich zuneigte, und der Graben mündete in einen tiefen Thalkessel, wo die ganze Masse aufgestaut wurde. Kein Wunder, daß hier nach meiner annähernden Messung der Lawinenschnee 160 Fuß, felsenfest zusammengeknetet, aufeinanderlag und während des darauffolgenden, sehr heißen Sommers nie vollständig wegschmolz, obschon die Stelle von grünen Weiden und Matten umgeben war, ja nahe dabei Kirschbäume ihre Früchte zur Reife brachten.

Man unterscheidet in Bezug auf die Bewegung und Beschaffenheit des Schnees zwei Hauptarten von Lawinen: Staub- und Grundlawinen.

Die erstern bestehen — wie schon der Name andeutet — aus trockenem, aschenähnlichem oder körnigem Schnee, und reißen sich los nach plötzlichem, starkem Schneefall, wenn die Lasten auf dem gefrornen Boden oder der auf der harten, älteren Schneedecke sich nicht mehr halten können. Bei stillem Wetter ruht die Masse oft längere Zeit im Gleichgewicht: tagelang schweben weit überhängende Gebilde an den Gräben, hohe Mauern auf schmalem Felsgesimse, aber plötzlich bringt eine kleine Erschütterung der Luft, ein lauter Schall, der Fuß des Jägers, ja der Tritt einer Gemse oder eines Berghasen die nächsten Lagen in Bewegung. Dann wird mit einem Male alles lebendig, in weitem Kreise reißen die herabfallenden Ströme neue Schichten mit, die Fluten zertheilen sich an vorstehenden Felsen und Felsstücken immer mehr, wirbeln hoch in die Luft und ruhen nicht eher, als bis sie im Thalkessel ihre Wuth gebrochen. Aus sicherem Versteck betrachtet, bieten die Staublawinen einen majestätischen Anblick, namentlich wenn sie vom Sonnenlichte durchleuchtet sind: ein anfangs breiter und ruhiger Strom in schwindliger Höhe bricht sich immer mehr an den im Wege liegenden Hindernissen, die schwereren Theile schießen mit immer größer werdender Schnelligkeit thalabwärts, während die leichteren in ungeheuren Staubwolken durch die Luft getrieben werden und noch lange sich fortbewegen, wenn die Hauptmasse bereits im Thale zur Ruhe gekommen: diese Staubwirbel prallen an die entgegengesetzte Thalwand, werden zurückgedrängt und lagern sich endlich feinzertheilt über der Hauptmasse.

Der Umfang dieser Lawinen ist sehr ungleich, vom kleinen Wölkchen, das langsam über dem Abgrund herniederschwebt und ohne Geräusch in der Tiefe desselben sich auflöst, wachsen dieselben bis zu ungeheuren Fluten und Wolken, die den ganzen Thalgrund verhüllen und unter furchtbarem Donner ihren Weg vollenden. Sie sind in ihrer Erscheinung — und das macht sie sehr gefährlich — an keine bestimmte Zeit gebunden: ich sah und hörte dieselben zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und zählte an der nämlichen Felswand im Verlauf einer Stunde zehn bis zwanzig.

Die Wanderung über eine frischgefallene, im Thale gelagerte Staublawine ist sehr beschwerlich: ich habe solche, die 5 Minuten breit waren, kaum in zwanzig überschritten und das im Schweiße des Angesichts trotz sehr bedeutender Kälte. Die holprige Oberfläche ist selten so fest, daß sie den Fuß des Mannes trägt, du sinkst vielmehr bei jedem Tritte bis an die Hüfte in den lockern Schnee und windest dich so nur mit großer Anstrengung durch die blendend weißen, verworrenen Massen. Ich hatte einmal Gelegenheit in ganz unerwarteter Weise einen solchen Spaziergang zu genießen: bei einem nothwendigen Gange durchs enge Bergthal unter leichtem Schneegestöber kündete mir ein dumpfes Rauschen die Ankunft einer Lawine an, was um so mehr Sorge erregte, als etwa 5 Minuten vor mir mehrere Wanderer sich noch in dem Zuge befanden, in welchem dieselbe niederfallen mußte. Bald sah ich die Staubwolke daherfahren, die mir die Ansicht meiner Vorgänger verdeckte. Glücklicher Weise hatten sich aber dieselben noch zur rechten Zeit „aus dem Staube" gemacht und unter einer Felswand Schutz gefunden. Wir standen so zu beiden Seiten des Stromes in Sicherheit und dankten Gott, daß er uns vor dem kühlen Grabe bewahrt. Jene setzten wohlgemuth ihre Wanderung fort, mir blieb das Vergnügen, den Strom zu durchwaten.

Die Grundlawinen bestehen hingegen aus nassem, weichem, moosigem Schnee und unterscheiden sich sehr scharf der Fallzeit nach, wie in ihrer Bewegung, und nach ihrer Ablagerung von den Staublawinen. Während diese den ganzen Winter hindurch fallen, so beginnt hingegen die eigentliche Fallzeit jener — Ausnahmen kommen freilich auch vor — erst im spätern Frühling und währt bis tief in

den Sommer hinein. Wenn ein warmer Regen die hohe Schneedecke durchdringt und aufweicht, wenn die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen die obern Schichten zu schmelzen beginnt und das Schneewasser in die Tiefen hinabsickert, wenn die Unterlage von der eindringenden Feuchtigkeit naß und schlüpfrig wird: dann bricht in größerem oder kleinerem Umkreis plötzlich die Schneemasse los, rutscht anfänglich langsam, dann immer schneller und schneller die steilen Abhänge hinunter, stößt die untern Lager vor sich her, reißt nach allen Seiten hin neue mit. Die anfänglich noch zusammenhängende Decke zerreißt allmählich immer mehr; die abgerissenen Theile ballen sich zusammen und es entsteht ein unabsehbares Gewirr von Kugeln verschiedensten Durchmessers, die voraneilen, und größern zusammengekneteten Stücken, die nachfolgen, sowie von Gewaltsmassen, die die Hinterhut bilden. (Aus der Ferne erscheint freilich die ganze Bewegung als ein schnell fortschießender, zusammenhängender Strom.) Dieses großartige Geschiebe wird gewöhnlich nach und nach in irgend einem tiefen Graben zusammengedrängt, bis es im Thale oder in einem Kessel sich aufthürmt und zur Ruhe kömmt.

Die Größe und das Umfangsgebiet der Grundlawine ist ebenso verschiedenartig, wie bei den Staublawinen, und richtet sich hauptsächlich nach dem „Einzuge" d. h. nach der Neigung der Bergseiten gegen die Vertiefung, welche am Ende den Hauptstrom aufnimmt. In engen Rinnsalen mit kleinen Seitenflächen bleibt die Masse auf weite Strecken klein und die Bewegung gleicht derjenigen eines Bergstroms mit zahllosen Wasserfällen, wo hingegen die Lawinengraben („Züge") breit sind und sich nach oben bald ausweiten, große Gebirgsabhänge sich nach denselben abdachen, wächst die Mächtigkeit des Stromes ins Unglaubliche und thurmhohe Massen stauen sich am Schlusse des Bettes auf. Es begegnet nicht selten, daß durch die Lawinen die Bäche und Flüsse in ihrem Laufe unterbrochen werden: alsdann entsteht ein kleiner See rückwärts der Schneemasse, während vor derselben das Flußbett ganz trocken liegt. Es dauert oft mehrere Tage, bis das Wasser einen neuen unterirdischen Abzugsweg sich gegraben.

Während das Fallen der Staublawinen an keine Zeit gebunden, so ist hingegen dasjenige der Grundlawinen ziemlich genau vorherzubestimmen. Thauwetter, Regen und lauer Wind sind die Ursachen, ebenso die warme Frühlingssonne, welche an der Südseite der Thäler schon gegen Mittag, aber auf der Nordseite erst gegen Abend die Schneemasse in Bewegung bringt. Die Alpenbewohner wissen mit großer Sicherheit vorherzusagen, ob an diesem oder jenem Tage Gefahr vorhanden, zu welcher Zeit des Tages dieser oder jener Bergabhang seine verheerenden Fluten entsendet. Diesem Scharfsinn ist es zuzuschreiben, daß in gewöhnlichen Zeiten und durch Lawinen, die ihre bestimmten „Züge" haben, sehr wenig Menschenleben zu Grunde gehen; nur der tollkühne oder von seiner Leidenschaft geknechtete Gemsjäger büßt die Mahnungen seiner vernünftigern Genossen zuweilen mit dem eisigen Grabe.

Wo dem Gebirgswanderer eine gefallene Grundlawine den Weg versperrt, findet er eine ganz andere Schneemasse, als bei der winterlichen Staublawine. Sein Fuß sinkt nirgends ein, sondern der Boden ist fest und zwar schon unmittelbar nach dem Fall, er wird immer fester und härter, je länger die Sonne die Oberfläche bescheint, und geht dadurch in einen eisähnlichen Zustand über. Hingegen ist die Oberfläche äußerst holprig und rauh von den Kugeln, die theils in ihre Unterlage hart eingebacken, theils lose über dieselbe ausgestreut sind: oft treffen wir auf ein wahres Labyrinth von mannshohen und noch größern Ballen und Schneeblöcken.

Nicht selten verschieben sich während des Fallens die einzelnen Theile der ungeheuren Last, so daß die einen schneller vorwärts eilen als die andern, und die erstern an den langsamern sich abschleifen, es entstehen hierdurch mitten in den großen Strömen hochaufsteigende schmale Gräte, scharf auslaufende und plötzlich abfallende Gipfel, daneben ausgeriebene Thäler, deren Seiten spiegelglatt abgeschliffen sind. Diese Schliffflächen sind alsdann so hart, daß selbst der starke eisenbeschlagene Schuh des Bergbewohners nur mit Mühe sich einsticht, um den gefährlichen Paß zu übersteigen.

Die Farbe der Grundlawinen ist nicht blendend weiß — wie ich es beim Staubfalle beschrieben — sondern trübe und gelblich, namentlich bei den spätern, weil sich der Schnee mit Erde gemischt, Steingerölle und Pflanzen fortgerissen und mit eingeknetet werden.

Wenn die regelmäßigen Lawinenzüge dem Leben der Bergbewohner nicht gefährlich sind, weil er sie zur Verderben bringenden Zeit so viel als möglich meidet, so haben hingegen die unregelmäßigen, unerwartet daher fahrenden Schneelasten in der Schweiz schon sehr viel Unheil gestiftet: von jenen hat der Mensch seine Wohnungen und Scheunen fern gehalten, ja sogar sie außerhalb des möglichen Luftdruckes gebaut, diese erscheinen bei außerordentlichem Schneefall überall in größerem oder kleinerem Umfange, und bei plötzlich eintretendem Thauwetter; die erstern haben, meistentheils wie die Bergströme, ihr bestimmtes Bette, durch welches sich alljährlich das Gebirge seiner Last entladet, und ihre bestimmten Ruhestätten, vorzüglich in kleinen Thalkesseln, in welchen — wie ich oben angeführt — selbst die Hitze des Sommers den Schnee nie ganz wegbringt. Wenn im Hochwald des Alpenthals ein breiter Gang ausgerissen ist, der sich nach oben an eine Felsenkluft anlehnt, so können wir überzeugt sein, daß hier im Winter ein Lawinenzug seine zerstörenden Massen ergießt, ebenso da, wo die Abhänge des Gebirges sich gegen eine breite Felsenspalte abdachen, durch welche im Sommer ein Bächlein, bei unerwartet großen Regengüssen eine tosende Wasserflut sich wälzt. Diese Strombetten der Lawinen sind bis weit in den Sommer hinein nackt und kahl, mit Steingeröll überdeckt, nur nach und nach entsproßt ihnen eine spärliche Vegetation; der Botaniker aber findet in ihrem Schoße manchen Fremdling, wenn er die anstehende Pflanzenwelt vergleicht: Same oder Wurzel sammt der Dammerde sind von ihrer eigentlichen Heimat im großen Strome von oben hiehergeführt worden und leben auf fremder Erde eine kurze Frist, um von neuem ins eisige Grab zu versinken.

Die großen Unglücksfälle, welche die Schweiz fast alljährlich zu beklagen hat, rühren zum größten Theile von unregelmäßigen Lawinen her und kommen an Orten vor, wo sonst keine derartigen Bewegungen stattgefunden; außerordentliche Witterungsverhältnisse, die nach einem starken Schneefall unheilvoll wirken, sind die nächste Ursache. Auch hat vielfach der Mensch durch seinen Unverstand die Entstehung solcher Lawinen und neuer Züge durch unbedachte Holzschläge, durch Niederhacken von Gebüschen, sowie durch Sorglosigkeit in der Herstellung der Schutzmauern veranlaßt! Schon aus frühern Jahrhunderten haben wir Berichte, daß nicht nur einzelne Häuser und Scheunen, sondern ganze Dörfer beschädigt oder zerstört worden sind: so bedeckten 1689 im Rättigau (Graubünden) zwei Lawinen 77 Menschen und 150 Häuser, denen ein traurigeres Schicksal geworden, als den 400 östreichischen Soldaten, die 1499, während des Schwabenkrieges, im Engadin von einer Lawine verschüttet wurden: diese krochen nämlich nach und nach — und zwar die spätern zu großer Belustigung der erstgeretteten — sämmtlich lebendig und leibhaft wieder aus Tageslicht! — Eine besondere Schreckensnacht war für die hohen Bergthäler von Uri, Schwyz, Glarus, Graubünden und Bern die des 12. December 1809, die warmen Thauwind brachte; überall lagen große Massen Schnees, die während der Nacht mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die Bergabhänge hinunterstürzten, so daß fast in der nämlichen Stunde an verschiedenen, weit auseinanderliegenden Orten, ganze Familien in ihren Häusern erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Wiesen und Gärten bis auf den nackten Fels abgeschürft und ganze Wälder von Grund aus vernichtet wurden; sind ja doch in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden und nimmer auferstanden, 30 Häuser und mehr als 150 Scheunen zerstört und 359 Stück Vieh getödtet worden!

Man kann sich denken, mit welcher Angst die Bergbewohner, die nicht einen ganz geschützten Wohnplatz haben, solchen Thaunächten entgegensehn, in welchen sie keine Minute ihres Lebens sicher sind. Ist es schon sehr unheimlich — wie ich aus Erfahrung sagen kann — für den einzelnen Wanderer, wenn er während der Dunkelheit der Nacht, donnernde Lawinen vor und hinter sich fallen hört, so läßt es sich doch nicht vergleichen mit der Angst dessen, der mit Weib und Kind, mit seinem Viehstand und seiner ganzen Habe unter der Gefahr steht. Zur Tageszeit ist es schon vorgekommen, — unsre Abbildung zeigt ein solches wahres Ereigniß, das der Künstler bald nachher an Ort und Stelle aufgenommen hat, — daß ganze Dorfschaften ausgezogen sind und eine sichere Zufluchtsstätte aufgesucht haben — und kaum waren sie weg, so ist die Verheerung wirklich eingetreten! — Es kommen bei diesen Lawinenunglücken oft ganz merkwürdige Rettungen vor, sei es, daß sich die Ereilten oben auf einer kleinen Grundlawine erhalten können und mit derselben eine Zeitlang unversehrt fortgeschoben

werden, sei es, daß die durch eine Staublawine Verschütteten entweder selbst sich hervorarbeiten, wie jene östreichischen Soldaten, oder von den Ihrigen aufgesucht und noch lebendig hervorgezogen werden.

Aus meiner Schilderung ergibt sich hinlänglich, daß die Lawinen im allgemeinen sehr Verderben bringende Naturerscheinungen sind und zwar nicht blos durch die Schneemassen, die sie fortbewegen, sondern auch durch den Luftdruck, den sie außer dem eigentlichen Verbreitungsbezirke der Staublawinen erzeugen. Der gewaltige Windstoß, der ihnen weit voraneilt, wirft Menschen und Thiere zu Boden, oder schleudert sie in den Abgrund, rasirt Gebäude vom Boden weg und trägt sie weit durch die Lüfte hin. Ich habe einmal beobachtet, wie in einem ausgewachsenen Walde weit vor der Lawine her die stärksten Bäume, wie Strohhalme geknickt und zu Boden gelagert wurden! Und dieser Windstoß ist noch in weiter Ferne von der Ablagerung der Lawine fühlbar: es werden auf einer Viertelstunde und weiter Fenster eingedrückt, Dächer abgedeckt &c.

Die Grundlawinen gefährden hauptsächlich den Grund und Boden, indem sie Rasen, Erde, Schutt, Steine, Blöcke, Felsenstücke, Bäume mit sich fortreißen und an einem ganz entfernten Orte ablagern: der Schaden ist hier ein doppelter, indem Wiesen, Alpen und Wälder vernichtet, an einer andern Stelle aber das Geschiebe derselben abgelagert wird, wo es wieder großen Schaden verursacht. Welche Arbeit und Mühe haben die Bergbewohner, um ein so überschüttetes Besitzthum wieder zu reinigen und doch legen sie selbst in den eigentlichen Lawinenzügen, die alljährlich verschüttet werden, noch die Steine zusammen, um zwischen den Haufen einiges Futter für ihr Vieh zu gewinnen! So versucht sich der Mensch immer von neuem im Kampfe wider die feindseligen Mächte der Natur und ringt ihnen Schritt für Schritt ein Stücklein Erde ab.

Und doch ist nicht alles nur Schatten in unserem Bilde! Die Schneemassen des Gebirges schmelzen auf gewöhnlichem Wege nur langsam weg, obschon die Sonne, der laue Wind, die warmen Regen ganz tüchtige Arbeiter sind; durch die Lawinen aber wird in Staub und Sturm oder in mächtigen Strömen das Gebirge entlastet; Millionen von Cubikfußen Schnee gelangen durch sie aus den höhern Regionen in die tiefern, wo sie den Einflüssen der Frühlingstemperatur schneller und länger ausgesetzt sind, als da, wo sie geboren wurden. Die Lawinenzüge sind daher die natürlichen Kanäle, durch welche sich ungeheure Gebiete ihrer kalten Decke entledigen und dadurch für die Frühlingsvegetation empfänglicher gemacht werden. Mäßig geneigte Abhänge des Gebirgs werden um einige Wochen früher grün und können um soviel eher beweidet werden, als ebene Kessel, in welchen der Schnee viel länger liegen bleibt und welcher von den Seitenwänden noch neuen Zuzug erhält; ja es würden an manchen Orten sich kleine Gletscher bilden, wo jetzt schon im Juni Ziegen und Schafe, im Juli die Kühe eine hinlängliche Nahrung finden. Jene Gletscherbildungen in kleinem Maßstabe kann ich nach mehreren schneereichen Wintern, zu denen sich kühle Sommer gesellen, ganz gut nachweisen, indem der nicht abschmelzende Schnee nach und nach vereist; nur sehr heiße Sommer sind im Stande, diese Gletscheransätze wieder wegzufegen.

Die Entleerung der Schneelasten geschieht vorzugsweise über nackte Felswände, mit nach unten sie begrenzenden Geröllhalden, durch ausgeweitete Felsspalten, durch das Bett zerstörungssüchtiger Wildbäche — alle diese Stätten müßten ohnehin Preis gegeben werden und sind für eine geordnete Benutzung verloren.

Endlich sind an einzelnen Stellen im Gebirge die Lawinenüberreste die einzigen Wasserlieferanten; das Schmelzwasser muß — in Ermangelung natürlicher Quellen — die durstigen Herden sättigen, und in der Hitze des Sommers bieten sie zugleich den schmachtenden Schafherden eine kühle Ruhestätte, die stundenweit aufgesucht wird.

Was Menschenkraft gegen rohe Naturgewalt vermag, ist meistens eine Kleinigkeit, aber mit seinem Scharfsinn und seiner Arbeit hat der Alpenbewohner doch Mittel und Wege versucht, die das Uebel zwar nicht heben, aber doch mildern. So hat er an einzelnen Stellen durch keilförmige, starke Mauern seine Wohnungen geschützt, indem durch dieselben der Strom bei Seite geleitet wird; einzelne Ställe werden sogar mit einer Schneemauer, die durch Wasser vergletschert wird, versehen &c.

Am wirksamsten gegen den Schaden der Lawinen erweist sich eine weise Schonung der noch übrigen Gebirgswälder, der Gebüsche und Legföhren, durch welche die Last mit tausend Armen zurückgehalten wird, und durch Anpflanzung von neuen, die in der Schweiz gegenwärtig von vielen Seiten angestrebt wird.

Was die Alpenwelt an großartigen Naturerscheinungen aufzuweisen hat, läßt sich schwer mit Worten beschreiben — hier ein Versuch; wer aber ein mehreres wissen will, der muß sich einige Monate in den Thälern unserer Alpen einquartieren und seine eignen Studien machen.

Calvin und Servet.

III.

Nach dem Genfer Rechte konnte gegen niemand ein gerichtliches Verfahren eingeleitet werden, ohne daß ein Kläger sich persönlich gestellte. Dieser kam alsdann ebenso wie der Verklagte in Gefängnißhaft. Als Ankläger Servets nannte sich Nicolas de la Fontaine, Calvins Schreiber und Famulus. Jedermann wußte, daß er in Calvins Auftrag handelte — und Calvin hatte Wichtigeres zu thun, als im Gefängniß zu sitzen. Der Proceß wurde sofort am Tage nach der Verhaftung eröffnet. Die in der Nacht von Calvin verfaßte Anklageschrift begründete in 38 Artikeln die Beschuldigung der Ketzerei und der Gotteslästerung. Servet beantwortete sie — anders als in Vienne — mit Offenheit, er leugnete nicht die Autorschaft seiner Bücher, gestand seine Abweichung von der Kirchenlehre ein, wies aber den Vorwurf der Gotteslästerung zurück und erklärte sich zum Widerruf bereit, wenn man ihn derselben überführen könne. — Das Gericht beschloß die Versetzung in Anklagestand. Zu dem nun folgenden Verhöre wurde Calvin sammt den übrigen Geistlichen mit vorgeladen. Calvin sollte die Anklage gegen Servet begründen. Er fing damit an, darzuthun, daß der Angeklagte die Grundlagen aller Religion umstürze, indem er den Unterschied von Schöpfer und Geschöpf, von Gut und Bös aufhebe; denn das sei die nothwendige Folge aus Servets Sätzen, daß Gott alles sei, und alles Gott. Servet antwortete so, daß Calvin, wie er selbst in einer bald nachher veröffentlichten Schrift erzählt, entsetzt aufsprang und rief: „Was, Unglückseliger, wenn jemand, der mit seinen Füßen auf diesen gepflasterten Fußboden tritt, zu dir sagte: er trete mit seinen Füßen deinen Gott — würdest du dich nicht eines so grellen Unsinns schämen?“ „Nein,“ antwortete Servet, „ich bin ganz und gar der Ueberzeugung, daß dieser Fußschemel oder was du mir irgend zeigen magst, die Substanz Gottes ist.“ Man kann sich denken, daß es von beiden Seiten an Heftigkeiten nicht fehlte. Servet erging sich in bittern persönlichen Ausfällen gegen Calvin, so daß die Richter bemerkten, er mache durch seine Leidenschaftlichkeit einen ungünstigen Eindruck. Wenn Calvin an Farel schreibt: „Ich antwortete ihm, wie er es verdiente!“ so darf man annehmen, daß diese Erwiderung nicht gerade gemäßigt ausgefallen ist. — Eine Reihe ähnlicher Verhöre folgte. Die Bücher, die der Gefangene zum Behuf seiner Vertheidigung verlangte, wurden ihm zum Theil aus Staatsmitteln geliefert, zum Theil von Calvin geliehen. Dagegen wurde ihm ein juristischer Beistand versagt; auch hatte er wenigstens eine Zeit lang über die schlechte, gesundheitsschädliche Beschaffenheit seines Kerkers Klage zu führen. Es scheint, daß diese Härten dem Criminalrichter Colladon, einem eifrigen Vorkämpfer gegen den Libertinismus, zur Last zu legen sind. Als in einem Verhöre die Richter allein, ohne die Geistlichen, mit Servet verhandelten, fing er an, zu bitten, daß man ihn loslasse, da er ja nichts gegen die Republik verbrochen habe; bei der Herausgabe seiner Bücher habe er nichts Schlimmes beabsichtigt. Die Verdammung der Kirchen Genfs und Deutschlands nehme er zurück; habe er in einzelnen Punkten geirrt, so wolle er widerrufen. Bald indes zeigten sich Spuren einer andern Stimmung.

Auf eine Aeußerung, die wie eine Appellation vom Gericht an die Gemeinde klang, erklärte Calvin seine Bereitwilligkeit, in offener Kirche vor dem Volk mit ihm zu verhandeln. Servet wies das Anerbieten zurück, weil die Genfer Kirche die Kirche Calvins sei und appellirte an das Urtheil der auswärtigen Kirchen. Man ging darauf ein und beschloß: Calvin solle in einer lateinischen Schrift die gegen Servet erhobenen Anklagen zusammenstellen; Servet solle in einem von ihm selbst zu bestimmenden Zeitraum diese Schrift be-

antworten; beide Schriften sollten dann den schweizerischen Kirchen — Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen — zugeschickt und demnächst ihr Urtheil erwartet werden. Calvin nahm sich 14 Tage Zeit zu seiner Arbeit. Servet dagegen ließ sich garnicht auf Abfassung einer Vertheidigungsschrift ein, sondern versah nur Calvins Klageschrift mit einer Reihe von Randglossen, die sich hie und da mit dem Materiellen befassen, im großen und ganzen aber nur in persönlichen Invectiven gegen Calvin bestehen. Simon Magus, Betrüger, Lügner, Schwarmgeist, frecher Mensch, lächerlicher Zwerg, Dämon und ähnliches sind die Titel, mit denen er seinen Gegner anredet, wenn er ihm einmal über das andere zuruft: „Du lügst! Du verstehst nichts!" etc. — Eine auf das wenige Sachliche in diesen Noten ernstlich eingehende Replik, die Calvin auf Veranlassung des Raths abfaßte, behandelte Servet ebenso, oder noch ärger.

Dieses Benehmen erscheint fast unerklärlich bei einem Manne, welcher wußte, daß es sich in seinem Proceß um Tod und Leben handelte. Aber er that noch auffallendere Schritte. — Am 5. September hatte er seine ersten Randbemerkungen eingereicht. Am 15. stellte er das Verlangen, daß seine Sache vor die 200 gebracht werde. Das Gesuch wurde, obgleich der erste Syndik Perrin es lebhaft befürwortete, als verfassungswidrig zurückgewiesen. Nachdem inzwischen, wie beschlossen, die von Servet glossirten Schriften Calvins am 21. September abgegangen waren, stellte Servet in aller Form das Verlangen, daß Calvin in Anklagestand versetzt und über eine lange Reihe von Klageartikeln vernommen werde; im Schlußantrag forderte er, daß Calvin für immer aus Genf verbannt und alle seine Habe ihm, dem Kläger, zuerkannt werde. Dies Auftreten Servets läßt sich aus seinem leidenschaftlichen Wesen allein nicht erklären; den Schlüssel des Räthsels haben wir darin zu suchen, daß libertinische Häupter, unter ihnen auch Mitglieder des Raths, namentlich Perrin und Berthelier, sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatten. Gerade um die Zeit, wo in der Berthelierschen Angelegenheit die Spannung zwischen dem Rath und Calvin aufs höchste gestiegen war, ging Servet zuerst von der Vertheidigung zum Angriff über. Ob das Bündniß zwischen Servet und den Libertinern schon von älterem Datum war, steht dahin; von dieser Zeit an aber ist das wechselseitige Einvernehmen erwiesen.

Calvin hatte schon im August, als die Aussicht, Servet zum Widerruf zu bringen, geschwunden war, in einem vertrauten Brief an Farel geschrieben: „Ich hoffe, daß er zum Tode verurtheilt werden wird, wünsche aber, daß man ihn mit einer grausamen Todesart verschone." Er hielt also von Anfang an die Verurtheilung zum Tode für den einzig gerechten Ausgang des Processes, vorausgesetzt, daß Servet nicht widerrief. Im übrigen zeigen seine Briefe, daß ihn die Berthelier'sche Angelegenheit und der Streit über das Excommunicationsrecht um diese Zeit viel mehr beschäftigte, als der Servetsche Handel, dessen er kaum einmal erwähnt. Es liegt in der Natur der Sache, daß der letztere ihn lebhafter in Anspruch zu nehmen anfing, seitdem es sich deutlich zeigte, daß nicht blos eine Verwandtschaft der Ideen, sondern auch eine Gemeinschaft der Action zwischen Servet und den Libertinern bestand, und daß es sich somit nicht mehr einfach um die Entscheidung über Servet handelte, sondern um einen Sieg der libertinischen Partei, welcher nicht nur Calvins persönliche Lebensstellung, sondern die Existenz des ganzen Reformationswerks in Genf in Frage gestellt hätte. Der französische Historiker Michelet redet noch von einem andern Unheil, das ein libertinischer Triumph im Gefolge gehabt haben würde. Er sagt nämlich: „Als Anhänger Servets und der modernen Vernunft neigte ich mich ursprünglich auf die Seite seiner Freunde, der Libertiner. Aber als ich im Genfer Archiv und namentlich in den Rathsprotokollen die Frage studirte, fiel mir ein anderes Licht darauf. Ich bin überzeugt, daß jene Partei Genf an Frankreich verrathen hätte." Ob sich die Richtigkeit dieser Ansicht streng beweisen läßt, mag zweifelhaft sein; gewiß aber ist, daß Calvin sich nicht täuschte, wenn er die Lage als eine ernste ansah. — Er schrieb an seine Freunde in der Schweiz und in Deutschland, um ihre Zustimmung zu gewinnen und dadurch das Gewicht seines Urtheils zu verstärken. „Die Bosheit und Thorheit meiner Feinde ist jetzt so hoch gestiegen," — schrieb er an Bullinger, — „daß ihnen alles verdächtig ist, was aus meinem Munde kommt. Würde ich sagen, es sei am Mittag hell, so würden sie augenblicklich daran zu zweifeln beginnen." Auch auf der Kanzel sprach er sich über die Angelegenheit aus.

Am 18. October traf der Rathsbote mit dem Gutachten von Bern, Zürich, Schaffhausen und Basel ein. In den drei ersteren Städten hatte der Rath sich gutachtlich geäußert; in Basel die Geistlichkeit. Das Baseler Gutachten war das mildeste; darin aber waren alle einig, daß Servet ein Irrgeist und Lästerer und daß die Genfer Obrigkeit, falls er nicht widerrufe, verpflichtet sei, ihr Recht gegen ihn zu gebrauchen, damit er nicht weiter schade. Die Einstimmigkeit dieser Urtheile entmuthigte die Libertiner und verstärkte die Reihen ihrer Gegner. Als am 23. October der kleine Rath und der Rath der Sechzig sich versammelten, um das Endurtheil zu fällen, blieben mehrere von den Libertinern weg, unter ihnen auch Perrin. Erst später, ganz zuletzt noch, erschien er und stellte einen Antrag auf Freisprechung und, als dieser fiel, einen anderen auf Verweisung der Sache an die Zweihundert, der dasselbe Schicksal hatte. Die Verhandlungen dauerten drei Tage; einige sprachen für ewiges Gefängniß, einige für ewige Verbannung, andere für Hinrichtung mit dem Schwert, noch andere für den Feuertod. Die letztere Ansicht, welche die Rechtskundigen für sich hatte, siegte. Das ausführliche Urtheil schließt mit der Sentenz: „Um die Kirche Gottes von solcher Pest zu befreien und solch faules Glied von ihr abzuschneiden, haben wir, die peinlichen Richter dieser Stadt, beschlossen, daß du, Michael Servet von Villeneuve in Arragonien sollst gebunden nach Champel hinausgeführt, dort an einen Pfahl befestigt und sammt deinen Büchern verbrannt werden, bis dein Leib in Asche verwandelt ist; also sollst du deine Tage enden, um den andern ein Exempel zu geben, die ein Gleiches begehen möchten. Und euch, unserem Lieutenant, befehlen wir, diesen Spruch zu vollstrecken."

Wie hat sich Calvin während dieser letzten Krisis verhalten? Er sagt es uns selbst: „Seitdem Servet der Ketzerei und Lästerung überwiesen war, habe ich nichts gethan, um seine Bestrafung mit dem Tode herbeizuführen. Für das, was ich hier sage, sind mir nicht nur alle Rechtschaffnen Zeugen, sondern ich fordere auch die Boshaften auf, das Gegentheil zu bezeugen, wenn sie können." Nachdem das Urtheil gefällt war, trat Calvin noch einmal hervor. Er versammelte die Geistlichkeit und reichte in Gemeinschaft mit ihr das Gesuch ein, daß an die Stelle des Scheiterhaufens das Schwert treten möge. Er wurde abgewiesen.

Als Servet sein Urtheil vernahm, war er wie vom Donner gerührt. Um Erbarmen schreiend brach er zusammen. Später wurde er gefaßter. Farel von Neuenburg trat dem Verurtheilten seelsorgerisch nahe. Dieser ließ sich gerne den Zuspruch gefallen; jeden Versuch aber, ihn zum Preisgeben seiner Lehren zu bewegen, wies er zurück. Auf Farels Zureden wollte er sich auch mit Calvin persönlich aussöhnen. Calvin wurde gerufen und erschien in Begleitung zweier Rathsherren. Servet trat auf ihn zu und bat ihn um Verzeihung für alles Unrecht, was er ihm etwa gethan. Und Calvin? Er versichert ihn, daß er nie eine persönliche Beleidigung an ihm verfolgt habe. Er zählt auf, wie oft er sich bemüht habe, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Er hält ihm seine Blasphemien vor, um ihm ein Wort des Widerrufs zu entlocken. Und — doch wir lassen ihn selbst weitererzählen: „Als mir Servets Schweigen zeigte, daß mein Zureden nichts half, wollte ich nicht weiser sein, als die Vorschrift meines Meisters. Nach der Regel des heiligen Paulus zog ich mich zurück von einem ketzerischen Menschen, der verkehrt ist und sich selber verurtheilt hat." — Das ist Calvin, bis an die Zähne gepanzert mit seiner felsenfesten aber auch felsenharten Consequenz; lieber, als eine Probe dieser Consequenz, — die seine Stärke war — würden wir in diesem Augenblicke bei ihm einen Zug von Inconsequenz entdecken und ihn, von menschlicher Empfindung überwältigt, warm, weich und schwach werden sehen.

Mein Thema: Calvin und Servet, legt mir nicht die Verpflichtung auf, den Hinrichtungsact näher zu schildern, denn Calvin war dabei unbetheiligt. Der alte Farel geleitete den Verurtheilten, der ernst und schweigend dahinschritt. Bis zuletzt hörte Farel nicht auf, in ihn zu dringen, daß er ein Bekenntniß seiner Irrthümer ablegen solle. Die Beschaffenheit des Holzes und die Ungunst des Wetters verlängerten die Qualen des Unglücklichen. Er endete mit dem Schrei: „Jesu, Du Sohn des ewigen Gottes, erbarme Dich meiner!" Die Glocke von St. Peter schlug zwölf — da war das schreckliche Schauspiel vorüber und das Volk ging schweigend aus einander. Es war am 27. October 1553.

Unsre Darstellung hat zur Genüge gezeigt, daß es zwiefach falsch ist zu sagen: Calvin habe den Servet verbrennen lassen; denn erstens hat Calvin die Verbrennung zu verhindern gesucht und zweitens ist nicht er Richter gewesen, sondern eine Behörde, die grade damals weniger als je ein gefügiges Werkzeug seines Willens war. Ebenso klar zeigt der ganze Hergang der Sache, daß der Antheil, den Calvin wirklich an diesem beklagenswerthen Acte der Justiz hat, nicht aus gemeinen, unsittlichen Motiven zu erklären ist, sondern aus der Befangenheit in irrigen Zeitanschauungen, die ihm das, was er that, als Pflicht erscheinen ließ. Aus welchem Gesichtspunkte er die Sache betrachtete, ist in zusammenfassender Weise in einem Briefe an Sulzer ausgesprochen. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich es war, der den zur unglücklichen Stunde hierhergekommenen Servet verhaften ließ. Denn ich hielt es für meine heilige Pflicht, dieser Pest zu wehren, damit ihre Ansteckung sich nicht weiter verbreite. Aller Orten bricht die Gottlosigkeit hervor und macht Fortschritte; immer neue Irrthümer treten ans Licht und verwirren die Gemüther, und wie unthätig lassen diejenigen sie gewähren, denen Gott sein Schwert übergab, um die Ehre seines Namens zu schützen!"

Worin liegt nun das Irrige dieser Betrachtungsweise und des dadurch normirten Verhaltens? Auf drei Punkte wird das Augenmerk zu richten sein: auf die Strafe, auf das Verbrechen und auf den Richter.

Ueber die irrthümliche Fassung des Begriffs der Strafe gehe ich eilig hinweg; obgleich der grausame Charakter des damaligen Strafsystems und somit auch die Härte der über Servet verhängten Strafe wesentlich dadurch mitbedingt war, daß die Strafe als Mittel, den Uebertreter unschädlich zu machen und andere von gleicher Uebertretung abzuschrecken, — im Grunde also als Schutzmittel gegen zukünftige Gefährdungen der Gesellschaft betrachtet und behandelt wurde. Ueberall wird im Servetschen Proceß dieser Gesichtspunkt, und nicht der der vergeltenden Gerechtigkeit geltend gemacht. Ich komme auf das Verbrechen, dessen Servet schuldig befunden wurde. Die Anklage und das Urtheil bezeichnen Servet als schuldig der Gotteslästerung und der Ketzerei; denn wenn man, um der Verurtheilung Servets die verletzende Spitze abzubrechen, behauptet hat, er sei als politischer Aufrührer bestraft worden, so ist das lediglich eine ungeschichtliche Fiction. Hinsichtlich der Gotteslästerung bedarf es nicht des Nachweises, daß es kein Irrthum ist, sie als Verbrechen zu behandeln. Auch die neuere Gesetzgebung bedroht die Gotteslästerung mit Strafen, ebenso wie das gemeine Recht und die deutschen Reichsgesetze, wenn auch freilich unter verändertem Gesichtspunkt. Anders verhält es sich mit der Ketzerei. Oft ward die Meinung ausgesprochen, in Betreff dieses Punktes sei im Servetschen Handel einfach im Geiste der Inquisition verfahren worden. Allein dem ist nicht so. Einmal behandelt die Inquisition schon den Abfall vom Glauben, die abweichende Ueberzeugung als Verbrechen; im Servetschen Proceß aber wird überall das aggressive, auf Umsturz des Glaubens abzielende Handeln als das eigentlich Verbrecherische hervorgehoben. Sodann war für die mittelalterlich-hierarchische Anschauung der Staat nur der Executor, der das Urtheil der Kirche vollstreckte; in Genf aber fungirte der Staat selbständig als Richter. — Damit gelangen wir zu dem dritten Punkt, in dem der eigentliche Sitz des Irrthums zu suchen ist. Die Reformatoren sind im Gegensatz zu der hierarchischen Herabwürdigung des Staats einhellig für die Würde der weltlichen Obrigkeit eingetreten und haben nachdrücklich darauf bestanden, daß die Staatsgewalt Trägerin eines Gottverliehenen Rechts und Beschützerin Gottgewollter Ordnung sei. Aber es trat nun an die Stelle des hierarchischen Irrthums der theokratische. Wo die Reformation öffentlich unter Vorgang der Obrigkeit eingeführt wurde, da kam die hierarchische Organisation, die bis dahin eine tragende Kraft für das öffentliche Leben gewesen war, in Wegfall. Der unversehrt gebliebene Factor des öffentlichen Lebens, der Staat, trat sofort in die entstandene Lücke, und damit in den dem kirchlichen Organismus obliegenden Beruf ein. Der Staat nahm die Pflege des religiösen Lebens unmittelbar in seine Hand. In der Natur des Staates liegt es, daß er Gehorsam fordere und nöthigenfalls erzwingen muß. So gewann im theokratischen Staat die Confession die Bedeutung eines Staatsgesetzes und für die Bekenntnißfreiheit, für die gesetzliche Anerkennung andrer Confessionen, für die gesetzliche Duldung individueller Glaubensfreiheit blieb kein Raum. — Nicht daß die Reformatoren in der Theorie dieses, nothwendig beide Theile schädigende Verhältniß von Kirche und Staat als ideal angesehen hätten. Calvin setzt lichtvoll auseinander, daß die beiden Institutionen, Staat und Kirche, je ihren eigenen Gesetzen folgen, ihre eigenen Wege gehen, ihre eigenen Mittel anwenden — und so in voller Selbstständigkeit zusammenwirken müssen; Luther bezeugt gewaltig, daß man nicht die zwei Regimente ineinandermengen und daß man niemand zum Glauben zwingen soll, — „weil es ein frei Werk ist um den Glauben und weil, wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, die Henker die gelehrtesten Doctores auf Erden wären." Zwingli beweist, daß das Compelle intrare: „Nöthige sie hereinzukommen", im Gleichniß, keineswegs, wie seit Augustin gangbar geworden war, von einem Zwang- und Gewaltanthun zu verstehen sei, sondern von einer dringenden Einladung. Aber die Macht der wirklichen Verhältnisse trieb die Reformatoren in die theokratischen Vorstellungen hinein, sei es daß sie dies fremde treibende Element geradezu in ihre Theorie hineinarbeiteten, sei es, daß sie im Widerspruch zwischen dem Grundsatz und der Convenienz des Augenblicks hängen blieben. — Es mag sein, daß die damalige gährungsvolle Zeit eine mit kirchlichen Vollmachten ausgestattete Staatsgewalt nicht entbehren und die religiöse Toleranz nicht ertragen konnte. Unzweifelhaft aber ist es, daß die theokratische Vermengung des staatlichen und des kirchlichen Elementes nicht in Einklang war mit der protestantischen Grunderkenntniß von der Bedeutung der Persönlichkeit und von der freien Natur des Glaubens; — und nicht minder unzweifelhaft ist es, daß durch sie die gesellschaftliche Ausgestaltung des kirchlichen Organismus in weiten Gebieten der evangelischen Kirche aufgehalten, bezüglich verhindert worden ist.

Wie sehr der theokratische Vorstellungskreis das Zeitalter beherrschte, davon hat uns namentlich die Einstimmigkeit der von den Schweizer Kirchen in der Servetschen Sache abgegebenen Gutachten eine Probe gegeben. Aber nicht blos die schweizerischen Stimmen sprachen so. Statt aller andern Beispiele sei nur erwähnt, daß Philipp Melanchthon an Calvin schrieb: „Eure Obrigkeit hat wahrlich gegen diesen Lästerer gethan, was sie mußte. Ich muß mich nur wundern, daß es Leute gibt, welche diese Strenge tadeln."

Das Verfahren gegen Servet fand indes unter den Zeitgenossen auch Widerspruch und Mißbilligung, und zwar nicht bloß bei persönlichen Widersachern Calvins und bei dogmatischen Indifferentisten. Auch im Kern des christlichen Volks wurde vielfach das Unevangelische des peinlichen Verfahrens gegen Ketzer mit gesundem, protestantischem Takt empfunden. So äußerte sich eine Frau, Katharina Zell, die Wittwe eines Straßburger Predigers: „Wer Böses thut, den soll eine Obrigkeit strafen; den Glauben aber nit zwingen und regieren; er gehört dem Herzen und Gewissen zu, nit dem äußerlichen Menschen."

Calvin schrieb, von Bullinger aufgefordert, im Frühjahr 1554 seine „Getreue Darstellung und kurze Widerlegung der Irrthümer Servets, worin zugleich gezeigt wird, daß Ketzer mit dem Schwert gerichtet werden müssen." Er unterscheidet drei Grade von Irrthümern: der erste soll geduldet, der zweite gelinde gezüchtigt, der dritte, die auf Umsturz der Religion gerichtete Ketzerei, mit dem Schwert geahndet werden; — was er, bezeichnend für die theokatische Grundanschauung, mit alttestamentlichen Beispielen zu beweisen sucht. — Diese Schrift rief eine Anzahl Gegenschriften hervor. Namentlich ließ der Pseudonymus Martin Bellius eine Reihe von hervorragenden Theologen der Reformationszeit, unter ihnen auch Calvin, — in wörtlichen Auszügen aus ihren Schriften für die gesetzliche Toleranz und gegen die peinlichen Ketzerstrafen als Zeugen auftreten. Beza beantwortete diese Schrift und veranlaßte dadurch neue Erwiderungen.

So wurde durch den flagranten Fall in Genf zum ersten Male eine lebhafte Verhandlung über das Thema von der Gewissensfreiheit hervorgerufen. Freilich ist es zu einer durchgreifenden Aenderung im Grundsatz und in der Praxis damals und noch lange nicht gekommen. Und als es unter dem Einfluß des Pietismus und der Aufklärung dazu kam, da stellten sich an Stelle der alten, neue Verirrungen ein.

Die richtige Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche aber ist ein Problem, das bis heute noch der vollen praktischen Lösung harrt.

H. Krummacher.

Vom Grunde des Meeres.

Wanderungen an der Küste von Hermann Wagner.

Meeresblumen.

Das Meer hat auch seine Blumen! Neptun und seine Nixen lieben nicht nur den grünen Kranz aus Schilfblättern und Wasserfäden ums wallende Haar, sie flechten auch bunte Blüten dazwischen!

Willst du einen Blick thun auf die strahlenden Gartenbeete des Oceans, hinein in die verborgenen Schatzkästchen des Meeres mit ihren lebendigen Juwelen, so wähle dazu einen felsigen Theil der Küste mit vorspringenden Klippen, unterwaschenen Wänden und mit freistehenden Riffen, die aus den Fluten senkrecht aufsteigen gleich Wartthürmen oder vorgeschobenen Bollwerken der großen Feste. An einem windstillen schönen Frühlingsmorgen brich auf, an dem der Ocean glatt vor dir liegt gleich einem Spiegel aus polirtem Stahl und achte darauf, daß die Flut vorüber und die Ebbe begonnen. Langsam ziehen die Wasser sich vom Strande zurück; an den Felsen bezeichnet zu unterst ein dunkler, olivenbrauner Saum das neutrale Gebiet, um welches Meer und Luft mit wechselndem Erfolg täglich ringen. Am vortheilhaftesten wählst du die Zeit einer Tiefebbe, wie solche nach den Springfluten des Neu- und Vollmondes eintritt. Die Wasser sinken dann noch tiefer als gewöhnlich; es werden dann zahlreiche Geschöpfe auf Stunden blosgelegt und der Beobachtung zugänglich, die sonst nur in der Salzflut sich wiegen.

Ein erfahrener Fischer ist erbötig, uns in seinem Boote für wenige Groschen nach jedem Punkt der romantischen wildzerrissenen Bucht zu fahren, den wir ihm bezeichnen. Wir steigen ein. Die kräftigen, wettergebräunten Arme unsers Fährmanns schieben das Fahrzeug über die schurrenden Kiesel des Strandes hinab ins tiefere Wasser. Wir sind flott und wählen zunächst dort die Grotte als Ziel, die am Fuße des vorspringenden Bergstocks durch den Wellenschlag ausgespült ist. Vorsichtig passiren wir die niedere Oeffnung und finden uns schwimmend in einem gewölbten Gemach, glänzend vom Meeresthau. Zahlreiche grüne und rothe Büschel hängen als Gardinen und Frausen von den Wänden herab. Es sind Tange und Algen, die jetzt ihr feines Astwerk schlaff zusammenlegten, bis es die nächste Flut wieder erquicken und ausbreiten wird. Zwischen ihnen gewahren wir ringsum an den nassen Wänden schimmernde Früchte, täuschend ähnlich saftigen grünen Reineclauden oder blaubereiften Pflaumen. Andere gleichen in Form und Farbe rothbäckigen Aepfeln, halben Orangen oder Citronen. Es sind verschiedene Formen der glatten Seeanemone, thierische Wesen, den Polypen verwandt, die du vor dir hast. Sie haben, empfindlich gegen die Luft, ihre zahlreichen Fangarme eingezogen und den gallertigen Leib einschrumpfen lassen zu jenen rundlichen Ballen. Das Wasser am Boden der Grotte ist krystallklar und gestattet einen Blick in die Tiefe. Dort siehst du unterhalb des Wasserspiegels dieselben Geschöpfe in veränderter Form. Jedes derselben breitet hunderte von schmalen, zugespitzten Fangarmen wagerecht oder rückwärts gekrümmt aus. Dieselben entspringen am Rande einer fleischigen Scheibe, die in ihrer Mitte die Mundöffnung zeigt und auf einem halbkugeligen Fuße von gleicher Beschaffenheit ruht. Du glaubst ein Beet aus Astern oder Wucherblumen in verschiedenen lebhaften Farben vor dir zu haben. Blüten und Früchte hast du hier bei einander, die grünen Ulven drunten bilden das reizende Blattwerk dazu.



Smaragdgrüne Anemone. 1. Schöne Anemone.

So bezaubernd und lieblich der Anblick eines solchen Anemonenbeetes ist, so friedlich die sonderbaren Geschöpfe erscheinen, so hast du doch in letztern eine Schar von Raubthieren vor dir, die vielen andern Meeresthieren gegenüber ganz die Rolle todtbringender Giftschlangen spielen.

Ein Völkchen kleiner Fische tummelt sich hier unter dem Kiel unsers Bootes, es späht nach Würmchen und Schneckenbrut in den Tangbüscheln. Eins der flinken Geschöpfe nahet jetzt unvorsichtig der apfelgroßen Anemone, die täuschend einem strahlenblütigen Chrysanthemum gleicht. Du siehst wie im Nu jene Blumenblätter, die Fangarme der Anemone, zucken, wie ebenso schnell der Fisch gelähmt ist und ohne Flossenschlag regungslos liegt. Jetzt wird er langsam näher und näher nach der Mitte der Scheibe gezogen, er rührt sich nicht. Ein Fangarm nach dem andern legt sich an ihn. Jetzt schiebt sich sein Kopf in den geöffneten Mund der Actinie und nach wenig Stunden werden alle Weichtheile der Beute verdaut sein. Du erkennst bald, daß hier eine andere Kraft noch im Spiel ist, als die bloße Muskelstärke der Fangarme und eine genauere Untersuchung mit Hilfe des Vergrößerungsglases bestätigt deine Vermuthung. Alle Seeanemonen tragen sogenannte Nesselorgane, zahlreiche kleine Kapseln, in denen während der Ruhe sehr dünne Fäden zusammengerollt liegen, die in Bezug auf Elasticität und Zähigkeit dem Draht gleichen. Die Spitze jener Fäden ist mit außerordentlich feinen Widerhaken versehen und vermag außerdem einen höchst kräftigen Giftsaft auszuscheiden. Unbekannt ist es, durch welches Organ die ruhende Anemone den nahenden Fisch merkt. Augen sind an ihr nirgends zu entdecken. Wahrscheinlich verräth es ihr das Gefühl. Geräth der Fisch in den Bereich der Schleuderfäden, so schnellen sich diese blitzschnell hervor und dringen mit ihren Spitzen in den Körper der Beute. Das Gift bewirkt eine fast augenblickliche Lähmung und in sehr kurzer Frist den Tod des Gefangenen, der dann widerstandslos verspeist wird.

Wir verlassen die Grotte und bezeichnen unserm Bootsmann als Ziel der weitern Fahrt dort jene Klippen, die etwa eine halbe Stunde entfernt, gleich einem Kastell mit zahlreichen Thürmen aus der Flut isolirt aufsteigen. Eine Untiefe liegt dazwischen, in üppigster Weise bewachsen mit Tangen aller Art. Olivengrüne Blasentange, scharlachrothes Fiederhaar, purpurner und smaragdgrüner Meersalat, mächtiges Krausblatt u. a. bilden ein unterseeisches Buschdickicht, dessen höhere Gesträuche bis zur Oberfläche heraufsteigen und sich mit den steigenden und fallenden Gewässern heben und senken. Eben beachten wir etwas genauer einen gewaltigen Tang, dessen Laub sich droben handförmig in Aeste theilt. Dort am Theilungspunkte strahlt aus der Tiefe eine herrliche Blüte herauf. Der Bootshaken muß das Kleinod heraufziehen! Wir haben abermals eine thierische Meeresblume vor uns, eine smaragdgrüne Anemone (auf Abbildung 1, links), welche hier im Tangedickicht auf Beute lauert wie eine Baumschlange in den Wäldern Surinams auf vorbeiflatternde Vögel. Ihr Fuß ist gesättigt braun, die schlanken, dünnen

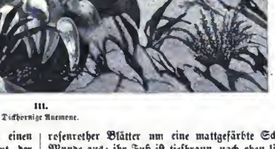
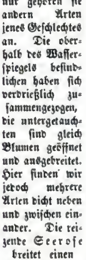
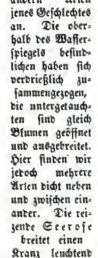
und langen Fangarme sind smaragdgrün, hell durchscheinend und mit Tupfen vom schönsten Purpurroth wie mit Rubinen besetzt.

Weiter und weiter trägt uns der kräftige Ruderschlag und jetzt legen wir an dem zerklüfteten Riff an. Schmale Wasserstraßen winden sich zwischen den haushohen Klippen hindurch, eben weit genug, das kleine Boot passiren zu lassen. Jetzt, bei völlig ruhiger See und stiller Luft ist dies bei hinreichender Vorsicht möglich, so ungern auch unser Fischer daran geht, denn ab und zu scheuert doch der Rand des Fahrzeuges an den rauhen Seiten der Felsen.



II. Rothnase (oben). Gemeine Bohrmuschel (unten).

Letztere erregen zunächst unsre Aufmerksamkeit. Löcher von verschiedenem Durchmesser sind in ihnen so weit zu sehen, als die Fluthöhe reicht, manche derselben so weit, daß ein Mannesdaumen bequem eindringen kann, andere enger. Stellenweise gleicht das Gestein förmlich einer Honigwabe, so dicht beisammen stehen die Oeffnungen. Wir haben die Arbeit von Bohrmuscheln vor uns, die hier ihr Asyl sich einrichteten. An vielen Oeffnungen bemerkt man die Athemröhre der Muschelthiere, diese weißlich, jene orangegelb oder fleischroth, je nach den verschiedenen Arten der Bohrer. Wollen wir die Thiere selbst betrachten, so müssen Meisel und Hammer zu Hilfe kommen. Einige kräftige Schläge lösen ein vorspringendes Steinstück los und legen die Thiere von zwei verschiedenen Arten in ihren Wohnungen frei. Das größere der beiden Geschöpfe ist die *gemeine Bohrmuschel*, das kleinere die „*Rothnase*“ (Abbildg. II) der Fischer. Beide Thiere sind offenbar sehr ungehalten über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher wir sie an die Luft gesetzt haben.

III. Dickhörnige Anemone.

Mit kräftigem Zusammenziehen spritzen sie uns einen Strahl salzigen Seewassers ins Gesicht. Zunächst erscheint der fleischige Körper des Muschelthieres zweimal so groß als die beiden weißlichgrauen Schalen, die seine Mitte umgeben. Das Zusammenziehen und Ausspritzen von Wasser wiederholt sich nach gleichmäßigen Pausen, und in gleichem Grade schrumpft auch das Geschöpf ein, bis es zuletzt sich völlig in den Schalen verbirgt. Die Art und Weise, wie die Bohrmuschel beim Anfertigen ihrer Höhlen verfährt, hat man vorzüglich an Thieren beobachtet, die im Aquarium gehalten wurden. Die Muschel saugt sich mit ihrem fleischigen, kurzen Fuße fest an, pumpt sich dann voll Wasser und preßt mit Hilfe desselben die rauhen Ränder und die Oberfläche der beiden Schalen gegen das Gestein. Es wendet sich dann langsam aber kräftig hin und her und die harten, scharfen Vorsprünge der Schalen, die reihenweise stehen, wirken genau so wie die Zähne einer Feile. Der Mantelsaum schlägt sich um den Rand der Schale und ersetzt durch Ausschwitzungen geeigneter Kalkstoffe die verloren gegangenen Theile. Auf dieselbe Weise findet auch das Wachsthum der Schalen überhaupt statt. Die Bohrmuschel arbeitet eben so wohl in Sandstein wie in Kalkstein, ja selbst in festem Marmor. Das abgeriebene Material wird als feiner Schlamm durch die Athemröhre hinausgestrudelt und läßt sich mitunter an den Mündungen der Höhlen wahrnehmen. Stößt beim Bohren die eine Muschel auf eine andere, so arbeitet sie rücksichtslos ihren Weg durch diese hindurch, als sei dieselbe todtes Gestein. Die Höhlungen gehen zwar nur wenige Zoll in den Felsen, die Oberfläche des letztern wird aber an den Gestaden entlang meilenweit so zerfressen, daß sie dem Anschlag der Wogen allmählich unterliegt und abbröckelt. Neue Geschlechter der Bohrer setzen die Arbeit ihrer Vorfahren dann fort und das Endergebniß ist das stete Kleinerwerden der Felsen.

An den nassen Seiten der schmalen Felsengasse, in die uns der Fischer langsam mit dem Bootshaken weiterschiebt, hängen ähnliche Anemonen wie dort in der Grotte, nur gehören sie andern Arten jenes Geschlechtes an. Die oberhalb des Wasserspiegels befindlichen haben sich verdrießlich zusammengezogen, die untergetauchten sind gleich Blumen geöffnet und ausgebreitet. Hier finden wir jedoch mehrere Arten dicht neben und zwischen einander. Die reizende *Seerose* breitet einen Kranz leuchtend rosenrother Blätter um eine mattgefärbte Scheibe mit purpurnem Munde aus; ihr Fuß ist tiefbraun, nach oben lichter. Die *Schnee-Anemone* trägt einen reinweißen Strahlenkranz auf gelblichem Fuße. Die *schöne Anemone* (s. auf der Abb. I rechts zwei Exemplare geöffnet und zwei daneben geschlossen!) ahmt gänzlich die Form von Gänseblümchen (Tausendschönchen) nach. Die orangengelbe Scheibe wird von weißen Strahlenblättchen eingefaßt, der Fuß ist rehbraun. Daneben sind ferner *scharlachfransige Anemonen*, nach der Farbe ihrer feinen Fangarme genannt; dann Exemplare der höhlenbewohnenden, der durchsichtigen Anemone, der *Seenelke* u. a. In einer kleinen Grotte der Felswand sehen wir eine ganze Kolonie der *dickhörnigen Anemone* oder See-Georgine, wie wir sie nennen möchten. Sie übertrifft an Größe die Blumen der bekannten

Garten-Georginen, deren einfachen Formen sie gleicht. Ihr fleischiger Fuß wechsell in vielen Farben, ist bald braun, bald gelb, bald grün, bald wieder gleich einem reifen Apfel rothbäckig angelaufen. Die in zwei Reihen stehenden dicken kegelförmigen Fangarme sind weiß und purpurroth gebändert.

Die meisten jener Thiere stehen in Gruppen beisammen, die alle Größen und Altersstufen enthalten. Wir bekommen hier beim aufmerksamen Zusehen zugleich Gelegenheit, die eigenthümlichen Verhältnisse kennen zu lernen, die bei der Vermehrung dieser blumenartigen Wesen stattfinden. An der Scheibe einer besonders großen, ausgewachsenen Anemone entstehl eine Einkerbung. Dieselbe setzt sich allmählich querüber fort und spaltet selbst den Mund und den innern Körper in zwei gleiche Hälften. Ist die Trennung bis zum Grunde fortgeschritten, so sondern die Wundflächen neue gallertig fleischige Massen aus, bis sich die enlstandene Lücke füll. Oben sprossen gleicherweise neue Fangarme hervor, und aus einer Anemone sind deren zwei geworden. So unbeweglich festgewachsen uns die Blumenthiere erscheinen — sie vermögen doch ihren Platz nach Willkür zu verändern, wenn auch langsam. Ueberkommt ein solches Geschöpf die Reiselust, so lüftet es bedächtig seinen Fuß und schiebt sich ganz allmählich weiter. Hierbei ist's nun ein häufig vorkommender Fall, daß Fetzen des Randes vom Fuße an ihren Stellen angesogen sitzen bleiben und von dem Auswanderer im Stich gelassen werden. Die Kraft, mit der sie der Felswand anhängen, ist angenscheinlich bei ihnen stärker als die, mit welcher die Theile des Thierkörpers unter einander zusammenhalten. Jedes zurückgelassene Stück der abmarschirten Thierblume ballt sich, zitternder Gallert oder einem Klümpchen weichen Fleisches ähnlich, zunächst kugelig zusammen Nach 8 bis 14 Tagen dagegen sind am oberen Theile der kleinen Halbkugeln ringsum Fangarme hervorgesproßt. Es hat sich, von jenen eingeschlossen, eine Scheibe mit Mundöffnung gebildet und in gleicher Weise hal sich auch die innere Einrichlung des Körpers vervollständigt. Es ist aus jedem abgerissenen Stückchen des Fußes ein neues Thier geworden, das eine nur so groß wie eine Erbse, andere wie Walnüsse u. s. w. Hat ein solcher Fußfetzen etwa eine längliche Gestalt, so schnürt er sich wohl in der Mitte in zwei Theile zusammen, die nur noch durch einen schmalen Streifen in Verbindung stehen. Letzterer reißt schließlich durch und jede Hälfte wird zur selbständigen Anemone.

Die Aehnlichkeit dieser Blumenthiere mit wirklichen Blumen ist so groß, daß ein englischer Beobachter erzählt: er habe einst gesehen, daß eine Biene sich auf eine eben bloßgelegte Seeanemone niedergelassen habe, um dorl zu saugen. Das getäuschte Insect sei aber sofort von den verrätherischen Fangarmen gefaßt, getödtet und in den Mund praktieirt worden.

Außer den Anemonen könnten in dem Felsgeklüft uns noch zahlreiche andere Meeresthiere Stoff zu interessanlen Beobachtungen bieten; hier eine von hundert durchsichtigen Polypen bedeckte Alcyone, dort eine Auster, weiterhin Muscheln und Krabben — unser Bootsmann erinnert uns jedoch an die rückkehrende Flut und mahnt zur Umkehr. Die Flutwellen dürfen uns in dem Labyrinth der Klippen nicht überraschen. Wir versparen uns deshalb die Betrachtung anderer Wunder der Meerestiefe auf einen spätern Ausflug, wenden den Kiel des Schiffleins zurück zur sichern Küste und nehmen nur die angenehme Erinnerung an den Reichthum, die Pracht und die interessanten Lebenskräfte der sonderbaren Blumen des Meeres mit.

Russische Skizzen.

Von Gustav Beesenmeyer.

II. Prokop Makaritsch.*)

Damals, als Kusma seine Hochzeit mit Ewdokia feierte, befand sich unter den Gästen auch eine Figur, welche in mehr als einer Beziehung sich auszeichnete, für den Augenblick zwar hauptsächlich durch eine unglaubliche Virtuosität im Trinken. Es war ein Mann von etwa 50 Jahren, stämmig und breitschultrig; sein gescheiteltes Haar, welches wie Steinkohlen glänzte, floß wie ein Pferdeschweif so grob zu beiden Seiten des gebräunten Gesichts nieder auf die Schultern und mengte sich mit dem breiten Barte. Dieser zu beiden Seilen des Kinns stärker entwickelte Bartwuchs, beiläufig, scheint die kaukasische, europäische Menschheit von der asialischen, mongolischen zu unterscheiden; die Tataren, Kalmücken, Mongolen haben spitze Bärte. Im übrigen sah unser Mann einem Baschkiren nicht unähnlich. Die Augen blitzten aus tiefliegenden, viereckigen Augenhöhlen hervor über breiten Jochbogen, und die im Rausch verzerrten Lippen zeigten ein beneidenswerthes Gebiß. Dieser Mann zählte zu den Hofleuten, aber zu den pensionirten; er leistete keine bestimmten Dienste, schon lange nicht. Wenn es ihm beliebte, half er bei Jagden mit, im übrigen ließ man ihn treiben was er wollte und sah ihm offenbar etwas nach. Es hieß, er habe vor vielen Jahren einen adelichen Herrn aus den Tatzen eines angeschossenen Bären gerettet, und er sei älter als er aussehe. Nach eigenem Belieben hatte er sich ein Blockhaus auf einer öden Heide an einer Waldlichtung, ungefähr im Mittelpunkte zwischen drei Dörfern gebaut, und lebte da mit seinem Jungen; sein Weib war ihm gestorben. Prokop Makaritsch war sein Name.

Er hatte einen Freund, einen Mordwinen, also von uralisch-finnischer Nationalität, den die witzigen Herren Jäger in Modekleidung und Glacéhandschuhen gewöhnlich Barboso nannten, seines prächtigen, weißen Bartes wegen. Auch dieser war eine Art Eremit, in einer Klause seitwärts vom heiligen Hain der Mordwinen, ein gutmüthiger Halbwilder. Wenn man ihn fragte, wie alt er sei, antwortete er bescheiden: dreißig Jahre. Der alte Diakon aber erklärte das: vor dreißig Jahren sei er getauft worden, und damals habe er schon weiße Haare und weißen Bart gehabt. Er war offenbar steinalt. Sein eckiger Kopf war aber immer noch mit einem so großen Busch starker und dichter Silberhaare geschmückt, daß keine Mütze und kein Hut darauf halten wollte; er hatte auch wie die amerikanischen Rothhäute Coopers in seinem Leben weder Hut noch Kappe getragen, höchstens zog er bei strömendem Regen seinen Wollenrock über den Kopf. Ein leidenschaftlicher Fischer war er. Zur Zeit der Wolgaüberschwemmung im Sommersanfang fuhr er in einem winzigen Nachen in die Wasserwüste hinaus, machte sich zwischen die Zweige der über die Wasserfläche emporragenden Baumkronen ein Lager von Schilf und Moos, in welchem er mehrere Nächte hindurch bald wachte, bald ein wenig schlief, immer aber kehrte er mit überfüllten Fischkähnen und mehrere mannsgroße Störe im Schlepptau führend heimwärts.

Mit diesem Freunde lag Prokop Makaritsch oft der edlen Kunst des Fischens ob, in der Art, daß, wenn die Legangeln mit Köder versehen und die Reußen und Stellnetze von dem Alten an ausgesuchten Plätzen gerichtet waren, Prokop sich ans Ufer in den Schatten eines Weidenbusches legte und entschlief, nachdem er dem Genossen unter freundschaftlichen, aber grauenhaften Flüchen befohlen hatte zu wachen, und wenn sich etwas zeige, ihn zu wecken. Der Leibeigene behandelte den alten freien Mann geradezu, wie wenn er sein Sklave gewesen wäre: der letztere mußte alle Arbeit thun, den Genuß hatte Prokop mit ihm, und vom Gewinn nahm er den Löwenantheil.

Prokops Ruf war im übrigen auch nicht fein. Er war ein notorischer Säufer; ferner sagte man, daß er Schafe stehle, und zwar nicht als Mensch, sondern in Gestalt eines Wolfes. Die sonderbare Sage von den Währwölfen ist uralt, schon von Herodot ist ihrer gedacht als einer skythischen, und noch heute laufen diese Wölfe in der Phantasie des Volkes durch ganz Europa bis nach Portugal, die Portugiesen nennen sie lovis homens, die Russen aber Oborotni, Umgekehrte. Einst, so erzählte man, verfolgten die Hirten einen großen grauen Wolf, der einen schweren Hammel nicht schnell genug fortbringen konnte, denselben endlich losließ und zähnefletschend ins Gebüsch kroch; man drängte nach: da schlüpfte plötzlich Prokop durch die Zweige und schrie lachend: „Was wollt ihr denn von mir, Ihr Narren?“ Und dabei habe man seine weißen Zähne noch ganz blutig gesehen.

Nun kennen wir dieses Original sattsam, welches als Leibeigener ganz nach eigenem Geschmack und Belieben lebte und ohne Sorgen, denn sein Brotmehl und seine Grütze und andere Nothdurft bekam er vom Gute. Es trug sich nun aber mit ihm folgende Geschichte zu.

*) Vgl. Jahrgang 1865, Seite 709.

Ein benachbarter Gutsbesitzer war mit seiner jungen Frau an einem schönen Wintertage zum Besuch im Herrenhause gewesen; man hatte sich ein wenig verspätet, wie das immer geht; trotz des Zuredens zu bleiben und trotz barometrischer Anzeigen wollte die junge Dame nach Hause zu ihrem Kinde. Der Weg war nicht so gar weit, die Sterne funkelten, man hoffte in kurzer Frist daheim zu sein, der Kutschschlitten flog mit Windesschnelle dahin. Aber da umflorte sich der Himmel. Eine weiße Wolke flog über das Blachfeld daher und holte die Eilenden ein, der Wind hob den losen Schnee von dem Wintergefilde und es stäubte wie Rauch um den Schlitten. Ein Schneesturm war losgebrochen. Plötzlich spitzten die Pferde die Ohren und zogen noch rascher an; der Kutscher bemerkte ein Paar feurige Augen, die neben dem Schlitten gleich schnell sich fortbewegten. Das war ein Wolf. Sobald constatirt war, daß es nur ein Wolf sei, hatte es nichts zu sagen; jüngere Thiere begleiten zuweilen die Schlitten einige Zeit nach Hundeart, man ärgert sich nur, daß man gerade dann keine Flinte bei sich hat. Indessen hatte doch die Erscheinung den Kutscher ein wenig aus dem Concept gebracht, und als die Pferde wieder langsamer gingen, wußte er nicht, ob er die Heerstraße schon passirt hatte oder nicht, von welcher sein Ziel wenige Werst seitwärts lag. Plötzlich stand hart vor den Pferden eine weiße Gestalt, der Schafpelz und die Fuchsmütze mit den emporstehenden Ohren war mit Schnee inkrustirt, sie sah aus wie ein Schneemann oder wie der steinerne Gast im Theater zu Simbirsk. „Sind wir auf dem rechten Weg nach Palizino?“ schrie der Kutscher ihn an. „Auf dem rechten Weg zum Teufel, fahrt nur zu!“ antwortete Prokops Stimme, und Gestalt und Stimme verschwand in dem sprühenden Schnee. Man fuhr weiter, aber der Schnee wurde immer tiefer, und die Pferde waren offenbar nicht mehr auf einem Fahrwege. Der Kutscher bekannte, daß er verirrt sei. Herr v. K. rief ihm zu, die Pferde ganz gehen zu lassen wie sie wollten. Kaum hatte er die Leitseile schlaff hängen lassen, als die Pferde still standen, schnaubten und dann wie vom gleichen Gedanken ergriffen, querfeldein gingen. Bald standen sie wieder still, senkten die Köpfe, kratzten im Schnee und machten dann gemeinschaftlich einen Sprung über eine verschneite Vertiefung, und mit einem tüchtigen Ruck war man nun auf einem festen Wege, auf welchem sogar noch eine schwache Spur zu erkennen war, wie von einem Schlitten, der des Wegs kürzlich gekommen. Weiter ging's, der Kutscher lobte mit Selbstverleugnung seine klugen Rosse und gab ihnen sehr schmeichelhafte Namen, Täubchen nannte er sie, liebe kleine Falken, gescheidte Mädchen; da standen sie wieder still in einer wüsten Gegend vor einem einsamen Blockhaus im wirbelnden Gestöber. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der Kutscher, „das ist ja Prokops Rauchloch; aber der Hund ist ja fort im Feld und heult mit den Wölfen!“ Siehe, da öffnete sich die Thür und Prokop stand da, mit einer Peitsche in der einen und einem brennenden Kienspan in der andern Hand.

„Wir müssen uns schon entschließen, ein wenig hier einzukehren bei dem gastfreien Einsiedler, ma chère,“ sagte Herr v. K., „Du mußt Dich erwärmen, Kathinka.“ Die Arme konnte vor Frost und Angst nicht sprechen, der Gemahl nahm sie auf seine Arme und trug sie in die Hütte, in welcher es angenehm warm war. Eine rothe Glut aus dem Ofen bestrahlte die mit Ruß und Schmutz überzogenen Wände, ein frisch ausgeweidetes Schaf hing an einem Querbalken, hinten lag Prokops Junge auf einem Brettergerüste über dem Ofen und schlief fest. Aus dem Boden ragten ein Paar abgesägte mächtige Baumstümpfe; auf einen solchen Sitz wurde die Dame niedergelassen. Prokop stand und blickte wie spöttisch auf die blasse schöne Frau, seine Lippen zuckten krampfhaft.

„Nun, Prokop, Du hast wohl nicht daran gedacht, daß Du heute noch Gäste sehen werdest?“ begann Herr v. K.

„Durch den Schnee kommen die Herrengäule und traben die Wölfe,“ murrte der Angeredete, ohne die Mütze abzunehmen.

Frau v. K. zupfte ihren Mann am Aermel und machte ihn auf den verstörten Blick Prokops aufmerksam. Seine Augen glänzten in der That wie die einer Katze, er war in großer Erregung, zitterte, und hatte wie es schien, einen seiner Anfälle von Säuferwahnsinn. „Sei ruhig, Kathinka, er ist nur ein wenig betrunken,“ flüsterte Herr v. K. auf französisch.

„Bist Du ein wenig unwohl, Prokop?“ fuhr er dann fort mit dem bekannten russischen Euphemismus.

„Von armer Leute Schnapstrinken wird viel gesprochen!“ antwortete dieser. Dann fuhr er auf, wehrte mit den Händen ab und schrie: „Ratzen! Ratzen! Siebenhundert Ratzen! *) Fort mit euch! Seht ihr nicht, was für schöne Herrschaften in meiner Hütte sind? Ach Gott, wie paßt ein goldener Sattel auf eines Schweines Rücken? Du großer General und Fürst, Du hast drei Keller, und Gottes Korn tröpfelt süß in Deine Fässer, o gib mir auch ein wenig Branntwein, o gib, och, och! och! och!“ — Und der große Mann fiel auf seine Knie nieder und schluchzte.

„Bring uns nur erst nach Hause, und ich fülle Dein Fäßchen mit dem Besten,“ erwiderte Herr v. K.

Der Säufer nahm sein hölzernes Schnapslägel vom Boden auf, zog den mit Flachs umwickelten Stöpfel heraus, roch daran und schüttelte es. „Horch,“ brummte er, „leer ist's. Nur braune Schaben und Heimchen sind hineingekrochen. Hört Ihr's krabbeln? Prussaki (Preußen) und Tarakane (Schwaben) sind drin! Und draußen kratzen die Wölfe am Stall! Urjoh! Wein her, Branntwein! Aber von Euch habe ich soviel, wie die Maus vom Wetzstein.“

Da fiel der Dame ein, daß sie in ihrem Necessäre ein Fläschchen mit Hoffmannstropfen hatte. „Sieh, Prokop Makaritsch,“ sagte sie freundlich, „da habe ich ein schönes Mittel für Dich, nimm ein wenig davon, das wirst Du loben!“

Das Flacon verschwand in der großen Faust Prokops. „Wenn man Dir ein Ferkel anbietet, halte den Sack offen!“ sagte er, und in einem Augenblick hatte er den ganzen Inhalt ausgesogen. Er schloß die Augen wie in einer Verzückung und seufzte: „O was für ein zuckersüßer Schnaps! O gnädige Frau, wie wohl mir das thut! Ich küsse Eure goldnen Füße!“

Er schien plötzlich nüchtern und guter Laune geworden. „Jetzt kommt alle herein, wer draußen ist!“ rief er. „Es ist Platz da, und hell und warm bei mir!“

Damit öffnete er die Thüre, eine Wolke von eisigem Dampf und Schneeflocken schlug herein. „Komm, Mitrophan, wenn Deine Nase nicht erfroren ist, komm zu uns, Deine Gäule stelle nur unter den Schuppen hinten.“ Der Kutscher spannte wirklich aus und trieb seine Pferde unter den Anbau. — Da stand ein angespanntes rauhhaariges Pferdchen ganz reisefertig vor einem Bauerschlitten. Er schüttelte den Kopf, kehrte um und trat in das Blockhaus. Hier entspann sich nun wieder ein Zwiegespräch voller Redeblumen (wie wir es schon früher einmal führen hörten), weil man aus zarten Rücksichten nicht direct reden wollte. Es sind zwei sprachgewandte, die Russen sagen wohl „politische“ Burschen, die sich delikate Grobheiten sagten.

„Du bist besoffen gewesen, Mitrophanuschka, oder ist Dir vielleicht der Waldteufel **) begegnet, daß Du meine Isba für den Herrenhof hältst?“ bemerkte Prokop trocken.

Der Kutscher hätte in Gegenwart der Herrschaft aus Respect sich still verhalten, aber da seine Kutscherehre berührt war, so mußte er repliciren. Fein sagte er:

„Jemand ist mir begegnet, der Waldteufel, oder Du selber!“

„Ich? Da fühle meinen Pelz an, ist er naß?“

„Naß ist er nicht. Aber ich sehe zwei Dinge. Erstens, daß Du vor der Herrschaft die Mütze aufbehältst, als wenn Du Eier darunter hättest. Zweitens, daß Du zwei Pelze hast.“ — Mitrophan spielte offenbar an auf den Menschen- und Wolfspelz und wurde verstanden.

Prokop lachte. „Und doch gefiel Dir meine Höhle, warm und trocken ist sie.“

„Jeder lobt das Seine, wenn's auch stinkt.“

„Ich will Dir was sagen, Mitrophan.“

„Was willst Du mir sagen, Prokop?“

„Nicht alle Hühner kommen auf die Hühnerstiege, nicht jedes Muttersöhnchen schläft daheim in seiner Stube.“

„Wie man's findet, freilich. Wie die Sau, so der Trog. Und die Sau frißt, was ihr aufstößt.“ — Dabei sah der Herrenkutscher den Hammel an.

„O Kerl, Du bläst auf vielen Pfeifen! Dein Haberrohr kitzelt angenehm. Das hast Du auch draußen irgendwo aufgelesen.“

„Du hast unseren Hofspeck verachtet und leckst an fremdem

*) Im Säuferwahnsinn (delirium tremens) glaubt der Kranke oft solcherlei Thiere in Menge um sich zu sehen.

**) Der Ljesnij, Waldgeist, führt die Leute irre, und wer ihn sieht, kann wohl gar ein Irrer werden, wenigstens auf einige Zeit den Verstand verlieren.

Talge. Was hockst Du denn hier in der Wildniß einsam? Du solltest wohl auch dem gnädigen Herrn dienen."

„Ich will Dir was sagen, Mitrophan."

„Was willst Du mir sagen, Prokop?"

„Aus dem Bären kann man einen Spielmann machen, aus dem Wolfe nie. Aber laß uns schweigen, Du Herrenhund, und sieh nach Deinen Pferden. Die gnädige Frau friert nicht mehr und denkt an die Heimfahrt."

„Getraust Du Dich, uns heimzubringen?" fragte Herr v. K.

„Nein," sagte Prokop mit ruhiger Entschiedenheit, „ich kann das nicht, und kein irdischer Mensch kann das, aber mein Gaul wird's thun."

„Nun, so spann an, guter Prokop Makaritsch," schmeichelte die liebliche Stimme der Frau v. K.

„Er hat schon angespannt," bemerkte der Kutscher. Und dann wendete er sich zu Prokop und fragte mit gehobener Stimme, um sich ein Ansehen zu geben:

„Aber sage einmal eigentlich, wie kommt es, daß Du hier reisefertig dastehst mit der Mütze und Peitsche, und Dein kleiner Graner hinten im Schuppen bereit ist vor dem Schlitten?"

„Ich erwartete Euch," erwiderte Prokop mit der natürlichsten Miene von der Welt. „Die Geister haben mir durchs Rauchloch zugerufen, daß Ihr kommen werdet."

Herr und Frau v. K. sahen sich verwundert an, der Kutscher aber wunderte sich gar nicht, denn er wußte, daß Prokop ein Hexenmeister war.

Es gab auch Leute, welche in dieser Geschichte ein Beispiel sahen von dem unerklärlichen Vorempfinden, welches namentlich auch bei arktischen Völkern das Nahen fremder Personen verkündet. Von Samojeden und Wogulen kann man in dieser Beziehung Dinge hören, die dem famosen second sight (zweiten Gesicht) in Schottland und Irland ganz entsprechen. Ich lasse das ganz dahingestellt sein, und hätte eigentlich Prokop nur gefragt, ob er nicht dem Herrenschlitten vorher schon auf dem Wege nach seinem Blockhaus begegnet sei? — Soviel aber ist im allgemeinen richtig, daß unter jenen Völkerschaften, die man unter dem Namen uralische Finnen begreift, nervöse Erscheinungen gar nicht selten sind. Mordwinische Bauermädchen erschrecken bei einem Geräusch so heftig, wie eine zarte Kammerjungfer, und haben Krämpfe und schamanische Verzückungen, wie civilisirte Somnambülen.

Der Schneesturm dauerte noch immer, wenn auch nicht mehr so wild tobend: aber man setzte sich in den Kutschschlitten. Prokop sprang auf sein Schlittengestell — zwei hölzerne Geleise mit einigen derben Stäben dazwischen, — und fuhr vor. Nach wenigen Schritten hielt Mitrophan die Pferde an, und sagte bedenklich: „Befehlen Euer Hochgeboren, ob ich dem Hunde folgen soll? Er hat eine ganz andere Richtung als nach unserm Hause!"

Prokop hielt auch an und schrie zornig:

„Warum fährst Du mir nicht nach? Du heidnischer mordwinischer Tatarenkopf, Du —!"

„Weil Du uns hinbringst, Gott weiß wohin."

„Mein Pferd weiß den Weg nicht zu Eurem Gut!" unterbrach ihn Prokop höhnisch.

Nun fuhr Herr von K. auf: „Wohin willst Du uns denn führen?"

„Wohin? Zur Schnapsschenke, Herr. Den Weg zu der weiß mein Maussfarbener mit verbundenen Augen. Wenn Ihr dann bei der Schenke seid, dann seid Ihr auf der Heerstraße, und wenn Ihr auf der Straße seid, dann kommt Ihr auch heim."

Das war einleuchtend. Und nun ging der Zug unaufgehalten durch Sturm und Schnee fort und fort, der kleine Maussfarbene mit tiefgesenktem Kopf immer voran. Endlich hörte man den hellen Klang von Pferdeglocken russischer Gespanne, um die Schenke her war eine ganze Wagenburg von Podwodenführern (Frachtfuhrleuten) gebildet, denn alles suchte in dem Schneegestöber Schutz und Herberge. Das eben erlebte Abenteuer erschien wie ein Traum; aus der Zauberhöhle der Wildniß war man plötzlich mitten in die prosaische Welt des Handelsverkehrs und unter die Civilisation der Fuhrleute versetzt. Prokop erhielt 50 Kopeken und saß gleich darauf hinter einem Stof Branntwein, lud ein halb Dutzend Bartkerle zu Gast und sang mit ihnen bereits in bacchantischen Tönen, als Herr von K. abfuhr. Eine Stunde später war dieser mit seiner Gemahlin wohlbehalten zu Hause.

Die Begebenheit wurde ruchbar in der ganzen Umgegend und verfehlte nicht unter den Bauern Sensation zu machen, welche viel untereinander räsonniren, obgleich eine Tagespresse gar nicht existirt. Man war bald im Dorfe über folgende Punkte einig:

1. daß Prokop den Schneesturm gemacht habe;
2. daß er dem Mitrophan, dem nüchternen Kutscher die Augen verblendet habe, so daß er die Straße verloren;
3. daß Prokop als Wolf gelaufen sei;
4. daß er den Herrn v. K. habe zum Teufel fahren heißen, was nicht blos eine vertrauliche Redensart gewesen, sondern von tieferer Bedeutung sei;
5. daß er die Mütze auf dem Kopf behalten habe, was ihm nur der Teufel eingegeben haben könne;
6. daß er von den Geistern gewußt hätte, wer auf dem Wege sei und kommen werde;
7. endlich bemerkten alle Pferdebesitzer mit einer Art Neid, es gehe doch auch nicht mit rechten Dingen zu, daß Prokops Maussfarbener bei Nacht durch die wilde Heide im ärgsten Schneesturm den Weg zur Schenke finde.

So abergläubisch waren die Leibeigenen, bei uns kommt so etwas freilich nicht vor!

Prokop starb einige Jahre später im Säuferwahnsinn. Den verwaisten Knaben nahm der Gutsherr unter die Hofsjungen auf. Er wurde gut gehalten und wollte ein Jäger werden. Aber er war ein verstockter, frecher, liederlicher Bube.

„Gawrilo," (Gabriel), sagte eines Tages der Verwalter zu ihm, „Du hast wohl gesehen, wohin das Branntweinsaufen führt, Dein Vater zitterte immerfort und starb elendiglich, willst Du nun auch Schnaps saufen, wenn Du groß wirst?"

„Ja, Herr," antwortete Gawrilo.

Dieser hoffnungsvolle Sohn wurde darauf zum Gehilfen des Hundewärters gemacht, der im Rufe stand, daß er das krummste Holz gerade richten könne. Es war aber vorauszusehen, daß man ihn bei der ersten Rekrutenaushebung abgeben werde, wenn er nur erst die nöthige Höhe erreicht hatte. Vielleicht hat er mit den Simbirsker Jägern den Krimfeldzug mitgemacht.

Das war dann wohl kein schwerer Abschied: Verwandte hatte er nicht, keine Mutter erfüllte den Hof mit ihrem Klaggesange, als man ihn fortführte. Aber so wie er den Soldatenrock anzog, war er kein Leibeigener mehr, denn die Soldaten dienten nur dem Kaiser, und wenn sie ausgedient hatten, waren sie freie Leute.

Briefkasten.

Dem geehrten Besteller einer Einbanddecke in Nebra. Wir bitten um gef. Mittheilung Ihres Namens, der auf dem Bestellzettel leider fehlt.

Frl. Marie H. in Heilsberg. — Das Victoria Magazine erscheint in monatlichen Heften, deren jedes 10 Sgr. kostet. Jede Buchhandlung wird Ihnen dasselbe besorgen, wenn Sie die Adresse: London, Emily Faithfull, Princes Street, Hanover Square hinzufügen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6: Zug.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im November 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 8.**

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Wie ein Paar Vögelchen, die sich ihr Nest bauen, so geschäftig, so anspruchslos und so fröhlich trug das junge Paar seine Einrichtung Stück für Stück allmählich zusammen. Der Zimmernachbar hatte willig seine Stube abgetreten, und erklärte, sich mit einer Dachkammer begnügen zu wollen, wenn er nur im Hause bleiben dürfe, des Gesanges wegen. Die taube Wirthin, der viel an dem soliden und prompt zahlenden Miether lag, gab die nöthigen kleinen Wirthschaftsräume her und nun arbeiteten Handwerker in den schlichten Räumen und Richard ordnete an und ließ sich keinen Gang, keine Mühe verdrießen, die nöthigen Möbel möglichst preiswürdig herbeizuschaffen. Johanna arbeitete während dessen eben so geschäftig im Linnen und andern Stoffen und in verdoppeltem Fleiß flog die Nadel in ihren Händen. Und wie vieles gab es gemeinschaftlich zu berathen, zu überlegen, zu besorgen. Das war die glücklichste Zeit im Brautstande des jungen Paars. Sie strebten einem gemeinschaftlichen Ziel entgegen, mit der gleichen Herzensfreude, der gleichen strahlenden Hoffnung und in derselben verständigen Weise. Es würde vielleicht mancher, der doch nicht reicher war als sie, die Nase gerümpft haben zu den Dingen, die sie in Entzücken versetzten. Man konnte nicht bescheidener in seinen Ansprüchen und nicht glückseliger über die Erfüllung derselben sein als Richard und Johanna. Dabei war letztere im höchster Grade erstaunt über ihres Bräutigams unerwartete Reichthümer.

„Wo hast Du das Geld her?“ fragte sie. „Du hast mir nie erzählt, daß Du so sparsam seist. Hast Du einen Schatz gefunden?“

„Ich habe einen guten Hausgeist,“ erwiederte er lächelnd, „der hält das meinige zusammen. Er heißt Ordnung.“

„Du mußt gedarbt haben,“ behauptete sie, aber die vollkräftige Gestalt, das frische gesunde Antlitz Richards widersprach der Besorgniß.

„Zeig mir einmal gleich Dein Ausgabebuch,“ gebot sie scherzend, „ich mißtraue Deinem Hausgeist.“

Er gestand lachend, daß er keins führe. Es entspann sich ein kleiner Streit über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer solchen Selbstkontrole.

„Ich gebe Dir in allem was Du darüber anführen könntest, im voraus Recht,“ sagte er lächelnd, „aber es kommt wieder auf meine alte, vielfach von Dir bestrittene Maxime heraus, daß der einzelne sich hier und da wohl einmal frei machen kann von dem, was als allgemeiner Grundsatz gilt, daß er gewisser greifbarer Schranken nicht bedarf, weil er ein richtiges Verständniß für das hat, was sie bezwecken sollen. Die Buchstaben, die uns den Sinn einer Sache vermitteln, haben ihre Funktion damit erfüllt, und es ist nicht nöthig, daß sie sich darüber hinaus breit machen. Um bei unserm Fall stehn zu bleiben, wer so wenig Geld und dabei so viel Gedächtniß hat im Kopf Buch zu führen, und wer niemandem Rechnung abzulegen hat als sich selbst und genau die Grenzen seiner Ausgaben kennt und inne hält, kann sich die Mühe des Notirens sparen. Ich habe es Dir praktisch bewiesen, daß ich ein ordentlicher und sparsamer Mensch bin, wozu willst Du's auf dem Papier haben?“

„Zur Erklärung, daß alles mit rechten Dingen zugegangen ist, daß Du kein Hexenmeister bist, denn beinah' möcht' ich's glauben,“ entgegnete sie.

Er lachte und erzählte ihr von seiner Kindheit und wie pedantisch sein guter alter Vater in solchen Dingen gewesen und wie dies vielleicht Grund der Freisinnigkeit sei, die sich nach und nach in ihm entwickelt und ihn gelehrt habe, neben dem allgemein gebräuchlichen Maßstab, der alle Dinge, gleichviel ob handgreifliche, ob solche die nur im Begriff haften, nach bestimmtem System messe, den zu finden und zu gebrauchen, der jedem einzelnen Fall eigenthümlich und jeden nur von sich selber aus beurtheilen lasse.

„So ist es mit dem Menschen, so mit ihrem vielgestaltigen Thun und Treiben,“ fuhr er fort. „Es ist eine komische, bunte, krause Welt,“ schloß er seine kleine Abhandlung. „Man riskirt die Originalität seiner Persönlichkeit im Geleise des gewöhnlichen zu verlieren, und die Schablone abwerfend, die alle nach einem irdisch ersonnenen Muster anstreichen will, wird man wieder von keinem andern richtig erkannt. In der Masse verschwindet man und isolirt wird man ge-

steinigt, also man hat sein äußerliches Gesicht für alle und sein innerliches für sich und jene, die sich darauf verstehen."

„Da sind wir weit abgekommen von unserm eigentlichen Thema," unterbrach er sich auf einmal selbst. „Apropos, Ausgabebuch, von meinem zehnten Jahre an mußte ich eins führen. Ich bekam fünf Silbergroschen den Monat zu kleinen laufenden Ausgaben als Griffel und Bleistifte, auch zu gelegentlichen Almosen und jeden ersten des Monats mußten wir dem Vater die abgeschlossene Rechnung des vorherigen zeigen. Gewöhnlich schrieb ich erst am dreißigsten oder einunddreißigsten die Ausgaben ein, denn es im Augenblick zu thun, versäumte ich meist. Da war ich denn oft in der tödtlichsten Verlegenheit, denn ich wußte eigentlich nie, wofür ich das Geld ausgegeben hatte. Für schlimme Dinge nicht, aber da ich Schelte bekam, wenn ich zu viel Griffel verloren hatte, und ich mich scheute, das was ich an kleinen Almosen gegeben, aufzuschreiben, weil ich immer nicht wußte wie viel und darin nicht übertreiben mochte, so füllte ich die lückenhaften Posten meist mit blauem Zwirn aus, den ich zum Ausflicken meines blauen Kittels wirklich manchmal anwendete. Das fiel meinem Vater nicht auf, denn so praktisch war er nicht zu begreifen, daß zu meinen wenig ausgebesserten Jacken der Zwirnverbrauch in keinem Verhältnisse stand. Ich bekam Lob dafür, daß ich mein Geld nützlich verwendete und Tadel, daß ich nichts davon an Arme mitgetheilt, beides wie Du siehst an unrechter Stelle, und so geht's in der Welt oft zu."

„Ja, weil man die Welt täuscht, wie Du Deinen Vater getäuscht hattest," meinte Johanna, „schweigend und redend hattest Du die Wahrheit gehöhnt, hattest gelogen," setzte sie mit scherzhaftem Drohen hinzu.

„Thust Du es noch manchmal?" fragte sie plötzlich eifrig.

„Es mag wohl zuweilen vorkommen," sagte er lächelnd über die Angst in ihrer Frage, „wer kann behaupten, daß er sich niemals einer Unwahrheit schuldig macht! Sei unbesorgt, ich thue es nur, wo es nicht zu umgehen ist und auch nichts weiter darauf ankommt."

„Wirst Du mich auch belügen?" fragte sie zitternd.

„Gewiß nicht," versetzte er ernst, „es müßte denn sein, Du könntest die Wahrheit nicht vertragen und dann würde ich sie verschweigen."

„Das ist auch eine Art Lüge, das darfst Du nicht, darfst Du nie thun, versprich es mir," bat sie dringend.

„Ich verspreche nichts. Es könnten Fälle kommen, in denen ich diese Art der Lüge, wie Du sie nennst, nicht zu vermeiden vermöchte und ich breche nicht gern ein Versprechen."

„O dann werde ich oft nicht wissen, ob ich Dir glauben kann, werde mich immer auf unsicherem Boden Dir gegenüber fühlen."

Er umschlang sie innig.

„Habe mich lieb," sagte er, „auf sichererm Boden kannst Du nicht stehn."

Wie wuchs die Liebe, wie glänzend entfaltete sie die Schwingen, Johanna über allen Zweifel, alles Mißtrauen hinwegzutragen und ihr des Geliebten Bild im reinsten Licht zu zeigen, als sie kurze Zeit darauf einen schriftlichen Beweis seiner prunklosen Herzensgüte, seiner Opferfähigkeit und der kindlichen Pietät erhielt, mit der er das Andenken seines Vaters ehrte.

Der Brief kam von einer Schwester desselben und sprach der Braut ihres geliebten Neffen ihren Glückwunsch aus, übertrug auf diese das schöne Recht der Vergeltung für Wohlthaten, für die sie selber nur mit der tiefsten Herzensempfindung aber nicht mit Thaten zu danken im Stande sei.

Sie erzählte, wie unablässig der junge Mann sie, die nach dem Tode seiner Mutter seine Kindheit überwacht, unterstützt, ihr die Last des Alters und der Kränklichkeit zu erleichtern und mit welcher kindlichen Wärme er das gethan. Es habe sie nie gedrückt, denn eine so von Herzen kommende Gabe könne ja das Herz nur erfreuen. Nun aber habe er etwas gethan, was sie nicht annehmen könne, am wenigsten jetzt, wo die Begründung eines Haushalts seine ganzen Mittel in Anspruch nehme.

„Weiß Gott," lautete der Brief weiter, „unter welchen alten Papieren er es glücklich herausgestöbert, daß ich einst in meinen bessern Tagen seinem Vater eine Summe Geldes geborgt, die dieser, von seinem Tode überrascht, mir nicht wiedergegeben hatte. Ueber meine Lippen ist es nie gekommen und war es eine Schuld, auf die ich Anspruch hatte, so hat Richard sie längst getilgt. Ich schicke das Geld zurück, ich schicke es an Sie, liebes Kind, damit Ihr freundliches Lächeln darauf ruht und die Zurücksendung ihn nicht kränkt. Er darf mich auch jetzt nicht mehr unterstützen, er steht nicht mehr allein, und die Jugend macht größere Ansprüche als das Alter. Ich fordere Sie auf als verständige Hausfrau, das Seinige zu wahren, mein Segen über alles was sein ist, und der Segen, der auf einem Besitzthum ruht, vertausendfacht ihn und macht den Dürftigen reich. Schützen Sie seinen Reichthum, er darf der Alten nichts mehr abgeben, halten Sie's an seiner Statt zusammen."

„Muß ich das, soll ich das, so wie sie es meint?" fragte Johanna eifrig, während ihr Bräutigam den Brief las, „soll ich Dir nicht helfen dürfen dankbar sein?"

„Die alberne gute Seele, was schreibt sie Dir das," brummte Richard, „wozu das Glockengeläut?"

„Weil Du wie eine Kirche bist ohne Thürme," sagte Johanna enthusiastisch, „es sieht sie deshalb keiner für eine solche an, laß doch die Glocken läuten, damit man zur Andacht kommt. Aber einen geheimen Schatz mußt Du haben," fuhr sie, ihre aufwallende Wärme zügelnd fort, „sonst begreife ich nicht, wo Du es hernimmst."

„Das Geld muß sie wieder nehmen," sagte Richard, ohne die Aeußerung seiner Braut zu beachten. „Es gehört ihr, ich wollte, ich hätte die Schuld früher entdeckt. Es kommt mir von Rechtswegen zu, sie zu bezahlen, nein, das Geld würde mir an den Fingern brennen!" rief er, es ungeduldig auf den Tisch werfend, „würde mir keine Ruhe lassen. An meines Vaters Andenken darf keine Schuld haften und," fügte er lächelnd hinzu, „der geheime Schatz ist noch nicht erschöpft."

In dem kleinen Kreise, in dem Richard bekannt war, hieß es wirklich bald allen Ernstes, der junge Mann müsse eine Erbschaft gemacht, müsse in der Lotterie gewonnen haben, wie komme sonst ein Postsekretär dazu, so viele Ausgaben auf einmal zu machen, sich eine Einrichtung anzuschaffen und, wenn sie auch noch so einfach sei, alles baar zu bezahlen.

Man freute sich aber darüber, denn Richard war beliebt, und fand es nur sonderbar, daß er den Glücksfall nicht offen eingestand.

Da fand ein Ereigniß statt, das plötzlich die Aufmerksamkeit des kleinen Kreises für eine Weile von Richard ablenkte, wenn auch nur um sie ihm bald in bedeutend vergrößertem Maße wieder zuzuwenden. Die Fürstin Rhoden Gilsenheim hatte vor längerer Zeit dem Goldarbeiter Felix in B. einen alten Familienschmuck von kostbaren Steinen zum Umarbeiten übersendet, nachdem kurz vorher der Geheimsekretär der Fürstin bei einer der häufigen Anwesenheiten derselben in der Hauptstadt den Schmuck in ihrem Auftrage dem Juwelier gezeigt und Zeichnungen über die moderne Fassung der Edelsteine hatte entwerfen lassen.

Die Fürstin war damals abgereist und hatte den Schmuck, ohne die Bestellung zu machen, wieder mitgenommen. Dann war hin und her geschrieben worden zwischen dem Sekretär und dem Juwelier und endlich letzterem der Schmuck per Post übersendet.

Es verging eine geraume Zeit; die Fürstin war nicht ungeduldig, und eine sorgfältige und kunstreiche Arbeit wünschend, gönnte sie dem Juwelier die nöthige Zeit. Zudem war es nur Sache der Mode, nicht des Herzens, daß sie den Schmuck wollte ändern lassen. Sie war eine geistreiche, vielfach ernst beschäftigte Frau; solche Dinge, wie Kleider und Schmuck nahmen nur vorübergehend ihr Interesse in Anspruch. Daheim auf ihrem schönen fürstlichen Schloß zu Plattenberg lebte sie mehr ein Familienleben und bedurfte des Schmuckes nicht, auch hatte der nahende Frühling längst den Carneval abgeschlossen und es blitzten draußen auf den Fluren Juwelen die, Sonne und Sterne wiederspiegelnd, jene überstrahlten, die nichts zu reflektiren hatten, als den dagegen ärmlichen Glanz schimmernder Wachskerzen. Erst bei einer abermaligen Reise in die Hauptstadt erinnerte sich die Fürstin ihres Auftrags und fuhr selbst zum Juwelier, sich die Arbeit, so weit sie vollendet, vorlegen zu lassen. In größter Bestürzung stand der Juwelier vor ihr. Er hatte nichts empfangen.

Natürlich wurde nun die Sache augenblicklicher Untersuchung unterworfen. Der Geheimsekretär Hofrath Braun hatte selbst die Absendung besorgt und war im Besitz der vom Postamt ausgestellten Bescheinigung. Ein nachgeschickter Laufzettel erwies die Ankunft des Schmuckes auf dem Postamt in L . . . am sechsten März Abend zehn Uhr, dort mußte er liegen bleiben, bis die den Ort passirende Post nach B . . . in L. ankam, dies war im Post-Ankunftsbuch verzeichnet,

der Abgang nicht. Es war nicht schwer festzustellen, wer in der Nacht den Dienst versehen.

Die Nacht lebte noch in aller Gedächtniß, die flammende Erinnerung daran ließ sich um so weniger verwischen, als hier und da noch nicht wieder aufgebaute Trümmer Zeugniß des vergangenen Schreckens ablegten. Auch stellte Richard es keinen Augenblick in Abrede, daß er den Dienst in jener Nacht gehabt. Eine Art von Voruntersuchung, eine Vernehmung des ganzen Postpersonals begann und das Resultat warf einen starken Schatten auf Richard, obgleich alle seine Antworten den Stempel einfacher Wahrheit trugen und er sich nirgends in Widersprüche verwickelte. Er gab zu, daß die eingetragene Wertherklärung von seiner Hand sei, erinnerte sich aber des Umstands durchaus nicht mehr, den dagegen sein jüngerer Amtsgenosse, der ihm das Diktat gemacht, um so genauer wußte. Er gestand zu, daß er nachher beim Abgang der B . . . . Post die zurückgebliebenen Effekten aus dem Verschluß genommen und eingetragen, ohne sie weiterer Kontrolle zu unterwerfen, und erklärte, sein von der gewohnten Genauigkeit abweichendes Verfahren durch die Aufregung des Augenblicks und sein inneres Verlangen zur Brandstätte zu eilen. Zu dem vom Schirrmeister wider ihn erhobenen Verdachtsgrund, seine Rückkehr in der Nacht, und sein vorsichtiges Auftreten betreffend, lächelte er achselzuckend und erklärte beides der Wahrheit gemäß. Mit Verachtung wies er die höhnische Hindeutung desselben auf seine in neuerer Zeit stadtbekannten erhöhten Ausgaben zurück und behauptete, daß niemand berechtigt sei, seine Einnahmen und Ausgaben zu kontroliren. Daß er den Schlüssel zum Büreau allein gehabt, daß wissentlich kein Duplikat vorhanden sei und daß der Schmuck nachweisbar gerade in der Stunde geraubt sei, indem er im Besitz der Schlüssel gewesen, während nirgends an den Schlössern eine Spur von gewaltsamen Einbruch bemerkt worden sei, war allerdings ein mißlicher Umstand, eben so wie seine eingestandene Rückkehr in das zu der Stunde verlassene Büreau.

„Falscher Schein macht aus einem Unschuldigen keinen Verbrecher, meine Herren," sagte Richard scheinbar ruhig, „selbst Ihre Verurtheilung könnte mich nicht dazu machen," und in diesem Gefühl gab er selbst die Behauptung seines Widersachers, des Schirrmeisters, daß er vor dessen plötzlichem Erscheinen zusammengefahren wäre, in so weit zu, daß er sie nicht als unwahr zurückwies, sondern nur erklärte sich des Umstands durchaus nicht mehr zu erinnern.

Leider waren der Verdachtsgründe genug, eine Verhaftung Richards zu rechtfertigen, die denn auch sogleich nach geschlossener Voruntersuchung erfolgte. Er fügte sich mit Ruhe und Fassung in das Unvermeidliche, ließ es ohne das mindeste Zeichen von Besorgniß geschehen, daß man, behufs genauer Untersuchung, Beschlag auf seine sämmtlichen Effekten legte und wies die Vergünstigung, mit der man ihm gestatten wollte, vor seiner Abführung in strengere Haft seine Braut noch zu sehen, fest zurück, nur einige Zeilen an sie hinterlassend, in denen er sie bat, sich über die ihm widerfahrene Unannehmlichkeit nicht zu beunruhigen und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens aussprach. Kein Wort von seiner Unschuld, keine Betheuerung derselben. Das fiel Johanna schwer auf die Seele und mischte in die tiefe Empörung, mit der der Vorfall sie anfänglich erfüllt, eine herzbeklemmende Angst.

In ihrer nächsten Umgebung zweifelte niemand an Richards Unschuld, setzte keiner auch nur die Möglichkeit voraus, seine Braut könne derselben nicht gewiß sein, nur eine Aufforderung mehr für diese sich ein eigenes Urtheil, unabhängig von dem aller andern, zu bilden, wenn auch nicht ohne schmerzlichen Kampf. Die Tage schlichen dahin, heute für sie in erneuter Hoffnung, morgen in verdoppelter Angst. In einem Augenblick volles Einsehen der unaustilgbaren Schuld eines ungerechten Mißtrauens, im nächsten wieder der kecke, unberufene Griff nach Wage und Schwert des Richters. Immer das fatale Selbstbewußtsein, das eine völlige Hingabe im Glauben nicht zuläßt, das der Liebe die Pietät raubt, das nirgend eine Autorität anerkennt, das an alles mit ungefordertem Urtheil herantritt und je unreifer dies ist, um so größer die Sicherheit des Ausspruchs, um so rücksichtsloser der Angriff auf die natürlichsten heiligsten Verhältnisse.

Den Glauben an Richards Unschuld im Herzen, wie sicher wäre Johanna durch diese Prüfungszeit gewandelt, wie vermochte sie es aber an ihn, wie an irgend etwas zu glauben — sie, die ihre eigenen kurzsichtigen Augen zum Prüfstein des Glaubenswerthen erhob, die mit ihrem Verstande die Räthsel lösen wollte, für die nur das Herz, das demüthige, seiner Irrthümer sich bewußte Herz die Lösung findet. Sie trug schwer an der Last ihres Verdachts. Ihr ganzes Wesen hatte sich verändert.

Wo war der Redeeifer, die Kampffertigkeit, die lebhafte Empfänglichkeit für alles, was sie umgab, geblieben?

In sich versunken, verlebte sie qualvolle Tage, unempfänglich für Trostgründe, die das Rechte nicht trafen und also auch nicht die rechte Hilfe bringen konnten. Mit Eifer las sie die Gerichtsverhandlungen über den nun eröffneten Proceß, und die glühenden Wangen, mit denen sie nach dem Zeitungsblatt griff, trugen meist die Blässe tiefen Wehs und die Spuren von Thränen, legte sie es wieder aus der Hand.

Zuweilen kam ein schriftlicher Gruß von Richard, aber auf offenem Zettel, was konnte er da viel schreiben! Es stand auch nie mehr darauf, als die Bitte, sie solle Geduld haben und die Versicherung, daß er anständig und freundlich behandelt werde und zwar ärgerlich über die fatale Geschichte, aber guten Muthes sei. Mit keinem Wort appellirte er an ihr Vertrauen und auch dies zweite bedenkliche Zeichen drückte sie tief danieder.

Sie ging umher, als sei sie selbst eine Verbrecherin, als dürfe sie keinem mehr gerade ins Gesicht sehen. Weder freundliches Zureden noch zarte Zurechtweisungen vermochten das Gefühl tiefer Scham zu mildern, mit dem Johanna den bisher fleckenlosen Namen ihres Geliebten der Oeffentlichkeit in einer so herabsetzenden Weise preisgegeben sah.

Der Postmeister benahm sich vortrefflich. Er führte gegen alle Welt die Sache des Angeklagten, nur mit Johanna vermied er jede Aussprache, was ihm um so leichter wurde, als auch sie keine suchte. Er vermied es sogar mit ihr zusammenzukommen. Der Anblick des gedrückten, finstern Gesichts machte ihm sichtlichen Schmerz. Es zuckte in seinen Zügen, wenn er sie so in sich versunken dasitzen sah, Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Alle Welt sah es, wie er unter dem Vorfall litt und Jedermann bedauerte den guten, biedern Mann um dieser harten Erfahrung willen.

Es ist nichts so schwer als Leid und Kummer, als eine drückende Ungewißheit in sich verschließen, als ganz allein die Last eines Schmerzes tragen zu sollen, besonders für die, der Mittheilung zugeneigte Jugend. Es steht selten einer ganz ohne Stütze, wer es muß, entbehrt sie oft nicht so schwer als solche, die sich einbilden es zu können.

Aber was hilft's, sich da Raths zu erholen, wo der Rath meist nur als Echo der eigenen Anschauung zurücktönt.

Als das Eis der Zurückhaltung in Johanna brach und sie eines Abends schluchzend der Freundin um den Hals fiel mit der tief eindringenden Frage. „Hältst Du ihn für unschuldig, auf Ehre und Gewissen antworte mir, antworte mir so, als ob der liebe Gott Dich fragte," da sagte jene nur: „Wenn Du es nicht weißt, Johanna, wie soll ich es denn wissen?"

„Ich weiß es nicht," gab jene mit bebender Stimme zu, „ich glaube es tausendmal, und einmal nicht, und dies eine Mal genügt, meine ganze Zuversicht umzuwerfen. Ich möchte oft ein lautes Ja jubeln und wie ein Gespenst verfolgt mich das Nein und der Laut erstirbt mir auf den Lippen. — Ich begreife Richards Ruhe nicht. Er antwortet immer so, als ginge ihn die Sache nichts an, er gibt alles, was gegen ihn spricht zu, ohne nur eine nähere Erklärung zu versuchen. Ich an seiner Stelle würde toben im Gefühl meiner Unschuld. Trifft denn nicht alles so gräßlich zusammen: der Diebstahl und sein plötzlicher Entschluß der Heirath, die vielen Ausgaben dazu, die Bezahlung der Schuld an die Tante — weißt Du, und als sie ihm das Geld wiederschickte, warf er es bei Seite und sagte, er könne es nicht anrühren, es brenne ihm an den Fingern. Auf der Seele wird's ihm gebrannt haben! Für sich hat er es nicht gewollt, nur das Andenken des Vaters sollte frei gemacht werden von der Schuld. Und sie predigen alle über Pietät, da sieht man, wohin Pietät führen kann, wenn man sie nicht vor Uebertreibung schützt. Siehst Du, so grüble ich überall herum und bemühe mich klar zu sehen und jeden einzelnen Umstand zu prüfen, um ihm weder Unrecht zu thun, noch Unrecht in Recht zu verkehren. In einem Augenblick fürchte ich alles und im nächsten halte ich mich für verrückt, daß ich ihm ein so grobes Verbrechen zutrauen kann."

Aurelie traf trotz ihrer Befangenheit den Nagel auf den Kopf als sie sagte: „Schade, daß Du ihm nicht blos glauben kannst."

„Vielleicht hätte ich es gethan, in diesem Fall vielleicht," gestand Johanna, „aber hat er mir denn gesagt, daß er unschuldig ist? Schreibt er je ein Wort darüber? Er bittet mich immer nur Geduld und Muth zu haben. Und beides hab' ich. Geduld mit ihm, viel mehr als mit mir selbst und Muth, das Schlimmste mit ihm zu tragen."

„Glaubst Du, daß sie ihn verurtheilen werden?" fragte Aurelie.

„Ihn verurtheilen, sie sollen es sich unterstehn!" brauste Johanna auf. „Ich habe auch schon daran gedacht," fuhr sie weniger leidenschaftlich fort, „woran hätte ich nicht gedacht in dieser schrecklichen Angelegenheit. Vielleicht könnte man ihn losbitten wie Jenny Deans die Schwester, aber wie es auch ausfällt, ich theile sein Loos. Mag er es gethan haben oder nicht, ich liebe ihn unsäglich, liebe ihn mehr als je, ich habe früher nie gewußt, wie sehr ich ihn liebe."

Das arme Mädchen schluchzte heftig.

Von nun an hatte sie wenigstens den Trost, sich aussprechen zu können. Die halben Nächte hindurch erwogen beide Mädchen den Fall, maßen das Für und Wider, zergliederten Richards Charakter, riefen sich seine Worte zurück und legten sie aus und kamen zu keinem andern Resultat als dem, daß wenn er des Verbrechens schuldig sei, er es doch nur aus den edelsten Motiven begangen haben könne.

Karl Moor spielte wieder seine Rolle in den erhitzten Mädchenköpfen und seine Amalia wußte leider keinen bessern Trost in all dem Leid, als daß sie nach der Dornenkrone falschen Märthyrerthums griff und ihr mit derselben geschmücktes Bild in den Thränen spiegelte, die das geforderte Opfer ihr erpreßte.

Fünftes Kapitel.

Die traulichen Winterabende waren wieder da, noch immer lastete der Bann der Ungewißheit auf den Gemüthern und gerade die Bemühung, die Abende wie sonst zu verleben, mahnte schmerzlich an den Wechsel.

Der Regierungsrath las vor — wo war die Lebhaftigkeit geblieben, mit der Johanna sonst der Lektüre gefolgt, gewöhnlich bei der ersten Seite schon eine Debatte über den Schluß eröffnet und alle Augenblicke den Leser mit ihren Zeichen des Beifalls oder Mißvergnügens unterbrochen hatte. Jetzt saß sie still und in sich gekehrt und hörte kaum zu.

Die Mädchen musicirten auch wie sonst, aber Richards Stimme und Begleitung fehlte, und hätte Johanna es sich nicht in den Kopf gesetzt gehabt, sich wie eine Heldin zu benehmen, sie hätte wohl zehntausendmal lieber bitterlich geweint als gesungen.

„Laß mich heut vorlesen," bat sie eines Abends den Onkel und nahm ihm das Buch aus der Hand, „ich kann nicht zuhören und wenn ich immer meinen Gedanken nachhänge, werde ich noch verrückt."

Onkel und Tante wechselten einen verständnißvollen Blick. Es war der Tag, der, kurz vor Richards Verhaftung, zur Hochzeitsfeier der Verlobten festgesetzt war, kein Wunder, daß Johanna da mehr wie je an den schmerzlichen Wechsel ihres Schicksals gemahnt wurde.

„Was für ein Buch lesen wir?" fragte sie. „Ach eine von den stillen sanften Geschichten, die für sanfte, stille Gemüther passen, die Verfasserin muß nie etwas erlebt haben."

„Ich meine innerlich recht viel," versetzte die Tante, „und sieht man das Resultat an, möchte man wünschen, die eignen Erlebnisse hätten dieselbe Wirkung auf Geist und Seele, wenn man sie auch nicht gerade als Schriftstellerin zu reproduciren vermöchte."

„Ich werde Eugen Aram holen, wir wollen den lesen, darf ich?" fragte Johanna. — Der Onkel schüttelte den Kopf.

„Es weiß es keiner, was uns gut ist," seufzte Johanna und stützte den Kopf in die Hand.

„Wir wissen es vielleicht besser als Du," fuhr die Tante fort, „wenn Du nur glauben und folgen wolltest."

Johanna warf den Kopf auf:

„Immer glauben und immer folgen," seufzte sie, „spricht uns das Unglück nicht mündig?" Sie nahm jedoch das Buch, das der Onkel ihr hinreichte und fing an aus demselben vorzulesen.

Man hörte es ihr aber an, wie wenig sie dabei war. Einmal fragte sie dazwischen: „Ist die Zeitung noch nicht da? Fritz könnte auch gefälliger sein und sie schicken sowie sie kommt, wozu ist er Postmeister? Herr Gott, diese Ungewißheit, wenn die Entscheidung so nah, vielleicht schon ausgesprochen ist."

Sie las weiter; ob ihr einer zuhören mochte? — Plötzlich warf sie das Buch fort und lauschte athemlos.

„Er kommt, ich habe es immer gedacht," sagte sie, „hört Ihr ihn nicht?"

Hallende Schritte auf dem Straßenpflaster draußen, die Hausglocke wurde geschellt.

„Richard," rief Johanna, „Richard" und als sie die ungläubige Miene der andern sah, sagte sie ungeduldig: „Es ist sein Schritt, seine Art zu klingeln, ich täusche mich nicht!"

Sie war aufgesprungen, aber die zitternden Füße versagten ihr den Dienst, und sie sank kraftlos auf ihren Stuhl zurück. Es kam jemand eilends die Treppe hinauf, der Regierungsrath ging ihm entgegen, aber ehe er noch die Thür erreicht, wurde diese aufgerissen und — „Richard!" schrie Johanna auf und stürzte dem Eintretenden in die Arme. Beide sprachen kein Wort; die Freude war zu groß, nicht einmal in einer stummen Liebkosung suchten sie nach einem Ausdruck für ihr Gefühl. Er hielt sie fest an sich gedrückt, ihr Kopf ruhte an seiner Brust — o welche Seligkeit, sich wieder zu haben, nach einer solchen Trennung sich wieder fest umschlossen zu halten. Ganz leise hatten die andern das Zimmer verlassen, keiner störte die heilig ernste Scene des Wiedersehens. Endlich richtete sich Johanna empor:

„Gottlob, Gottlob!" sagte sie aus tiefster Seele, „nun ist alles gut. Du bist hier, Du bist frei, bist unschuldig. Sprich, wie können sie Dir das Unrecht dieser langen Haft, dieses falschen Verdachts vergüten? Unehre haben sie auf uns alle geschleudert, wo sind die Ehren, sie auszulöschen? Womit entschuldigen sich diese Strohköpfe von Richter, daß sie so lange Zeit gebraucht, Deine Unschuld herauszufinden? Werden sie nicht in Strafe gebracht, werden die schlechten Gesetze, die so etwas zulassen, nicht geändert werden?"

„Still, still," bat Richard, ihm that die Heftigkeit des Mädchens weh. „Wir wollen nicht noch ungerechtes Zürnen zu all dem schweren hinzufügen, was uns zu tragen auferlegt ist." Sie sah ihn angstvoll an.

„Ist's noch nicht am Ende?" fragte sie leise, „Du bist ja hier!"

„Um Abschied zu nehmen," entgegnete er fest. „Wir werden uns nicht heirathen, Johanna, ich habe Dir jetzt weniger als nichts, ich habe Dir nicht einmal einen unbescholtenen Namen zu bieten." Sie antwortete nicht, sie starrte ihn nur immer an mit den großen schönen Augen, in denen eine unsägliche Angst jeden andern Ausdruck verdrängt hatte.

„Ich bin freigesprochen aus Mangel an Beweisen," fuhr er fort; ein tiefer Schmerz bebte leise durch den Ton seiner Worte, „der ganze Vorgang liegt in einem höchst unglücklichen Dunkel, wo ein Lichtstrahl hineinfällt, klagt er mich der That an. Die Richter waren voller Wohlwollen und Güte für mich, aber sie haben auch nur menschliche Augen und dürfen ihren Spruch nicht nach ihrem Gefühl, müssen ihn nach den vorliegenden Thatsachen abwägen. Sie konnten nicht anders." Als sie noch immer schwieg, fuhr er fort:

„Es liegt eine unsägliche Härte für mich in dem Urtheil, das doch nicht anders ausfallen konnte, denn es macht meinen Ruf, meine äußere Ehre von der Meinung jedes einzelnen abhängig. Es zieht meinem Fortkommen in der Welt eine scharf abschneidende Grenze. Ich bin dem Mißtrauen Uebelwollender, Leichtgläubiger oder Unwissender preisgegeben, auch die unbedeutendste Stellung kann mir unerträglich gemacht, ja es kann mir unmöglich gemacht werden, irgend wo festen Fuß zu fassen. Ich gehöre von jetzt zu den Parias der Erde und muß mich zurückziehen, damit nicht jeder, der Lust dazu verspürt, es versucht, mich zurückzustoßen. Da siehst Du wohl, daß ich allein bleiben, mich allein durch das Leben hindurch kämpfen muß. Es ist sehr traurig für uns beide, aber es muß sein!"

„Es muß nicht sein!" unterbrach sie ihn entschlossen. „Ich war darauf gefaßt, selbst eine entehrende Strafe mit Dir zu theilen, was kümmert mich Armuth, was thut mir alles Mißgeschick der Welt, kann ich es mit Dir tragen! Meine Treue hängt nicht von Deiner Schuld oder Unschuld ab. Aber die Richter, die abscheulichen Richter, das werde ich nie glauben, daß sie Dich nicht hätten für unschuldig erklären können! Wozu sind sie da, wenn nicht dazu, um Schuld von Unschuld zu unterscheiden! Nein, vertheidige sie nicht, Richard, sie sind ihres Amtes nicht werth, das will ich ihnen ins Gesicht sagen! Sie sind Gimpel! Denn Du bist doch unschuldig," rief sie, seine Miene, in der sich unwillkürlich eine kleine Mißstimmung über ihr hartes Absprechen malte, falsch deutend, „Du bist es doch! Schwöre es mir Richard, und ich will es ohne Beweise glauben."

„Nicht auch ohne Schwur?" fragte er betroffen.

(Fortsetzung folgt.)


DAS
FISCHERDORF
ELLERBECK.

Am Ostseestrande.

Wie doch des Wassers geheimnißvolles Wesen das Auge des Menschen bethört, daß er fort und fort hineinschauen muß, und möchte die dämmernde Tiefe ergründen mit seinen Blicken! Also hielt's mich schon oft gefangen und so erging es mir wieder, als ich in einem schmucken Fahrzenge über den Kieler Meerbusen segelte, nach dem Fischerdorf Ellerbeck.

Die Ostsee trägt heut ihr schönstes Kleid: stahlblau dehnt sich die weite Fläche gegen den Horizont und so klar durchleuchtet die Mittagssonne das Wasser, daß Pflanzen und Thiere, die tief unter der Oberfläche treiben, einem Griffe der Hand erreichbar scheinen. Selten zwar glückt es, einen größern Fisch in seinem Elemente zu erspähen, dann huscht er dahin wie ein Schatten und ist verschwunden, ehe seine flüchtige Erscheinung dem Auge einen bestimmten Eindruck hinterlassen konnte: denn der Fisch kennt den Menschen als seinen Todfeind, und wo ihn dessen Nähe überrascht, da empfiehlt er sich eilends, wenn es noch Zeit ist. Keine Spur von dieser Scheu zeigen die Quallen, die einzeln oder in kleinen Gruppen vom Grunde aufsteigen. Die geistigen Fähigkeiten dieser Thiere müssen sehr gering sein, denn nicht nur, daß sie keine Ahnung irgend einer nahenden Gefahr haben, vermögen sie nicht einmal durch ein sichtbares Zeichen ihrem Schmerze Ausdruck zu geben, wenn ein grausamer Tourist ihnen „im Interesse der Wissenschaft" oder „versuchsweise" seinen Spazierstock mitten durch den Leib stößt, wie es leider ein beliebter Gebrauch ist. In großen Massen umgeben sie jetzt das Schiff, die Ohrenqualle als milchweiß durchscheinende, tellergroße Scheibe oder wie eine krystallene, schaukelnde, wandelnde Glocke; seltener zieht eine röthliche Haarqualle vorüber, ein Schrecken der Badenden, da ihre Berührung empfindliches Brennen auf der Haut verursacht. Allmählich, während sich das Boot dem Strande nähert, lichtet sich die Schar der stummen Begleiter und der Blick dringt wieder unbehindert in größere Tiefe. Aber was ist das? Leben die fabelhaften Seeungeheuer wieder auf? Achtung Schiffer! Da reckt ein Ungethüm, ein Riesenpolyp, seine schwarzen Fangarme nach uns herauf! Der Fährmann lacht und erklärt mir, was ich nimmer gerathen hätte: der Riesenpolyp ist die vielästige Krone einer Erle, wie sie die Fischer in der Kieler Bucht zu hunderten versenken, um der eßbaren Mießmuschel eine bequeme Stätte zur Ansiedelung zu verschaffen; bequem zugleich für den Fischer, der nach Verlauf von einigen Jahren sein Erntefeld an die Oberfläche bringt, und die fetten Muscheln abpflückt wie Kirschen vom Baum. So trägt auch die Erle wohlschmeckende Früchte, wenn man sie nur an den richtigen Ort zu pflanzen weiß.

Wir sind am Ziele unserer Fahrt angelangt, mit einer halben Wendung legt das Boot am Steg an, und vor uns ausgebreitet liegt das Dorf. Da wir bisher unsere Aufmerksamkeit ausschließlich dem Wasser zuwendeten, so wirkt der Anblick des reichbelebten Strandes, den wir jetzt betreten, völlig überraschend. Doppelte und dreifache Reihen von aufrechtstehenden Pfählen, Stangen und Baumästen, größtentheils noch mit allerlei hakenförmigen Astansätzen versehen, bedecken den Strand; querliegende dünnere Stangen, welche in den gabelartigen Verzweigungen überall Stützpunkte finden, verbinden das Ganze und dienen dem verschiedensten Fischergeräth zum Aufbewahrungsorte und Trockenplatze. Segel, Reusen und Netze, kurz alles Geräth, das beim Fischen zur Verwendung kommt, wird bei der Arbeit naß und muß nach dem Gebrauche sogleich wieder von Wind und Sonne getrocknet werden; dazu dienen diese einfachen Gestelle, an ihnen hängt alles erdenkliche Netzwerk und bildet die abenteuerlichsten Triumphbögen. Da die Fischer hier wie auf den Elbinseln Netze und Segel in Lohe zu kochen pflegen, so ist die rothbraune und schwärzliche Farbe vorherrschend. Das gibt bei schönem Wetter ein lustiges Bild, wenn der blendend weiße Sand durch die unzähligen Maschen blitzt und die ausgelassene Dorfjugend hinter den wallenden Netzen Versteckens spielt. Wenn aber bei düster bewölktem Himmel die Schiffe hoch aufs Land gezogen sind und der Strand verlassen liegt, gewährt er einen um so traurigeren Anblick, dann leuchtet er bleich und unheimlich wie ein großes Leichentuch mit Trauerflören übersponnen, die durchnäßten Segel flattern wie schwarze Fahnen im Winde und schlagen schallend gegen das Holzwerk. Dazu kommen noch, um das trostlose Bild zu vervollständigen, die überall umhergestreuten getheerten Fischkasten, die aus einiger Entfernung betrachtet, ebenso vielen Särgen nicht unähnlich sehen. Ein Wolkenschatten, der über die Landschaft fliegt, berührt sie wie mit einem Zauberstabe und erinnert durch den schnellen Gegensatz an das wechselnde Geschick des Fischers, der fröhlich zum Fange hinausfährt auf kräuselnden Wellen, ohne zu wissen, ob ihm die zürnende See noch eine einzige Heimkehr gestattet.

Aber heute ist ja alles Sonnenschein und ein munteres Treiben am Strande. Der Wind, welcher hier fast nie ganz einschläft, ist so zahm, daß er die Papierdrachen der spielenden Kinder nicht einmal in die Erlenwipfel verschlägt, und das ist sonst eine kleine Bosheit, die er sich selten versagen kann. Jetzt verläßt eine Gruppe von größeren Knaben die andern, um einer Landungsbrücke zuzueilen, wo eben ein Fischerboot anlegt, das vom Fange zurückkehrt. In wenigen Augenblicken ist das Segel zusammengerollt und wird mit den Rudern den Knaben übergeben, die beides der väterlichen Behausung zutragen; dann wird das Boot von einigen kräftigen Männern mit dem Vordertheil aufs Land gezogen und nun geht es an das Oeffnen der Fischkasten. Der Ausfall des Fanges und die Größe der Beute ist stets ein Gegenstand der Theilnahme für die Nachbarn und es wird sogleich gefragt, ob Makrelen dabei sind. Dieser delikate Fisch erscheint nämlich sehr unregelmäßig in der Kieler Bucht, überhaupt nur von Anfang Juli bis Ende September. Gewöhnlich ist kein Mangel daran, in einzelnen Jahren erscheint er massenweise, dann wieder bleibt er fast ganz aus. Im Sommer werden noch gefangen: die Goldbutt und Steinbutt, der Hornhecht, die Aalmutter. Im Winter hauptsächlich der Häring, die Sprott und der Dorsch, der Aal aber zu jeder Jahreszeit.

Es sind diesmal nur wenig Makrelen gefangen, die aber als Vorboten größerer Züge willkommen geheißen werden. Sie sind zum Räuchern bestimmt und da dies in Ellerbeck selbst geschieht, werden sie sogleich ins Dorf geschafft, ebenso wie eine Anzahl für den Hausbedarf bestimmter Fische, die schon am Strande ausgenommen werden. Eine Entenfamilie fällt begierig über die Abfälle her und macht sich mit lautem Geschnatter die Aalköpfe streitig. Die Ente führt hier ein ganz anderes Leben wie im Binnenlande, wo sie die stehenden Gewässer zu ihrem Lieblingsaufenthalte wählt und sich in den schmutzigsten Pfützen am wohlsten zu fühlen scheint; hier wirft sie kühn die breite Brust den Ostseewellen entgegen und umschwimmt die weit vorspringenden Landungsstege in großen Kreisen.

Nachdem die Fische nun ausgesucht sind, werden sie ohne Verzug nach Kiel geführt. Diesmal bleiben die Männer zu Hause, da der Verkauf der Fische ausschließlich das Geschäft der Frauen ist, die beim Abfahren eine große Fertigkeit in der Handhabung ihrer schaufelförmigen Ruder an den Tag legen. Bemerkenswerth ist auch das Boot selbst, von uralter Form und rührend einfacher Bauart. Auf dem unteren Felde der Illustration befindet sich ein solches Fischerboot und die Zeichnung überhebt mich somit einer näheren Beschreibung; das hier gemeinte ist das vordere, das andere danebenliegende ist ein Fährboot wie sie zur Ueberfahrt nach Kiel benutzt werden, und zu Ausfahrten für Fremde. Bewunderungswürdig ist die Ausdauer mit der die schadhaften Stellen der Fischerböte ausgebessert werden; einzelne ehrwürdige Exemplare sind dermaßen geflickt, daß von dem ursprünglichen Holz wenig übrig geblieben ist. Ein dicker Ueberzug von Theer muß schließlich alle Fugen verbinden.

Den Strand begrenzt landwärts eine massive Mauer von Feldsteinen, welche die ziemlich erhöht liegenden Häuser und das umgebende Erdreich vor hohen Fluten schützt. Ebbe und Flut hat zwar die Ostsee nicht, wenn man nicht etwa die tägliche geringe Schwankung von 6—9 Zoll in der Höhe des Wasserstandes so nennen will, aber bei heftigen Nordoststürmen steigt das Wasser bis 6 Fuß über seine normale Höhe, dann ist von dem ganzen jetzt so belebten Strande nichts mehr zu sehen und die schäumende See brandet gegen die Mauer, die an einigen Stellen einem nicht geringen Wogenschwall Widerstand zu leisten hat.

Werfen wir nun einen Blick auf die Wohnungen selbst. „Fischerhütten" kann man sie eigentlich nicht nennen, so poetisch das Wort auch klingt, denn die Ellerbecker bewohnen ganz ansehnliche Häuser, aus Backsteinen und Ständerwerk gebaut und von mächtigen Strohdächern beschirmt. Zu jedem Hause führt eine lange Treppe hinan

von kunstlos übereinandergeschichteten Steinen, und da liegt es oben so heimlich eingewachsen in Ulmen und Erlen, daß nichts idyllischer sein kann. Jedes Haus ist ein redendes Bild, eine Geschichte ohne Worte von fleißigen, genügsamen Menschen und seligem Frieden.

Mit Ausnahme einiger Ulmen, von denen eine prächtige Gruppe gleich bei einem der ersten Häuser steht, ist die Erle oder Eller, der Baum, von dem das Dorf den Namen trägt, der häufigste, ja fast der einzige in Ellerbeck. Auch an ihm ist der wiederholte Anprall der Stürme, die Folge seines hohen schutzlosen Standortes nicht spurlos vorübergegangen; die Aeste, die er nach Nordosten entsendet, scheinen im heftigsten Kampfe mit dem Winde plötzlich erstarrt zu sein, in so knorrigen, fast eichenähnlichen Zickzacklinien streben sie vorwärts.

Die Zeichnung sucht einiges in dieser Schilderung Erwähnte zur Anschauung zu bringen und bedarf wohl keiner besondern Erklärung.

Wer aber von den lieben Lesern des „Daheim" zum Abendbrot einen Kieler „Bückling" oder „Sprott" verzehrt, die ja in weiten Kreisen bekannt sind, der weiß nun, daß sie der Segen des Ellerbecker Fischfanges sind und male sich schöner im Geiste das träumerische Dorf, Kiel gegenüber, am wogenden Busen der Ostsee.

A. Rosengel.

Aus dem deutschen Dichterwald.

Lebensbilder zeitgenössischer Poeten. Von Dr. Wilhelm Herbst.

II. Moritz Graf Strachwitz.

Freiligrath erschien uns als eine halb gefallene Größe, Strachwitz ist eine nur halb gekannte und anerkannte. Aber er ist ein Dichter von Gottes Gnaden, von echtem gesunden Lebenstrieb, hoch begeistert und tief ergriffen von dem was er singt, und bei allen Gebrechen, die auch wir nicht verhüllen wollen, der besten einer in der Lyrik unsrer Tage. Dazu gehört er zu der nicht kleinen Zahl von Dichtern, die in jungen Jahren der Erde entrückt wurden und deren Bild darum, wie das Theodor Körners etwa, in der Gestalt ewiger Jugend im Andenken ihres Volks fortlebt. Freilich erscheinen uns diese Jugendgestalten noch nicht überall voll und ausgereift, nicht menschlich nicht poetisch, aber gerade das gibt einen eignen Reiz, die Keime des Mannes in dem Jüngling aufzusuchen und zu fragen: Schien bei dem frühen Tode die Naturkraft des Dichters erschöpft oder zu noch höherem Flug berufen, der nun eine andre Bahn sucht?

Gerade wie bei Freiligrath ist auch hier die Dichtung der geistige Abdruck und ein Spiegel seines Lebensganges. Alle Poesie steigt ja aus dem Leben, in dem der Dichter steht, wie seine „Blume" und höhere Wahrheit hervor.

Strachwitz ist ein Sohn des Adelslandes Schlesien*). Seine Wiege stand am Fuß des malerischen Glatzer Gebirges und seine Wiegengabe war ein frischer Natursinn, wie ein inneres Echo der schönsten Landschaftsbilder ringsum. Ein Jugendleben im Freien, auf dem Lande, im nächsten Verkehr mit der Natur, früh vertraut mit allen Leibesübungen, dem Reiten, das stets im Leben und dessen Preis im Dichten seine Leidenschaft blieb, Schwimmen, Jagen, Fahren. Freiligrath hat in der Enge des Comtoirs vom Urwald geträumt, da bleibt etwas Gespanntes Abstractes, bei Strachwitz ist das tiefe Naturgefühl erwachsen auf eigenstem Grund und Boden, selbsterlebt im deutschen Wald, unter deutschem Himmel.

Der leiblichen Ausbildung ging die sorgfältigste geistige zur Seite, anfangs im Vaterhause, dann auf den Gymnasien zu Glatz und Schweidnitz. Eine treffliche Mutter, welche die Erziehung leitete, ward ihm noch während der Schulzeit entrissen. Frühe, zu frühe Selbständigkeit, ohnehin in hochadlichen Kreisen oft Grundsatz, war bei der Entfernung und Geschäftsüberhäufung des Vaters die Folge. Entschieden in seinem ganzen Dichten und Trachten hatte der Knabe und Jüngling auch früh ausgesprochene geistige Neigungen und Abneigungen. Geschichte war sein Element, auch die Alten, aus denen mannigfache Reminiscenzen durch seine Lieder gehen, die für ihn — was mehr — ein Schule der Form geworden. Nicht blos die Fragmente aus einer nie ausgeführten Tragödie „Kodrus" zeigen, was er hier den Alten dankt. Es ist etwas von Platens Meisterschaft in den Chorgesängen, wenn sie auch zunächst metrische Stilübungen und Studien scheinen. Aber die Geschichte, sage ich, mit ihrer Dämmerung der Volkssage ist recht eigentlich seine Welt. An diesem Himmel gingen ihm auch die ersten poetischen Sterne auf. Der Adel ist ja seiner Natur nach auch rückwärtsgewandt in die Vergangenheit, wo seine Wurzeln liegen. Ein anziehender Geschichtsunterricht, ein zuverlässiges Gedächtniß stärkten den Hang, seine Balladen und Romanzen sind Früchte dieser Richtung.

Seine volle Antipathie galt der Mathematik, der unentbehrlichen Feindin aller Romantik. Wie ein grollender Schüler richtet er seine poetischen Pfeile in einem sehr grünen Sonnet gegen die „Schwätzer" von

„Winkeln, Polygonen.
„Und regelrechten Parallelogrammen,
„Die da berechnen des Gedankens Flammen
„Nach mathematischen Dimensionen!"

Aber die Nemesis hinkt nach. In demselben Sonett fragt er:

„Was will die Zahl in meinen wilden Tönen?
„Stets werd' ich eure eck'gen Formen hassen
„Und regellos im Labyrinth des Schönen
„Mich ohne Faden freudig gehen lassen."

Die Zahl, der Rhythmus, dürfte mehr in der Metrik zu sagen haben, als sich der unmathematische Schüler träumen ließ, und das Sonett ist himmelweit von jeder „Wildheit". Wunderbar frühe kündigte sich in dem jungen Grafen der Dichter an. Neunjährig trug er am Königsgeburtstag ein eignes metrisch tadelloses Gedicht „Arthurs Tafelrunde" vor, und die gleiche Frühreife zeigen die poetischen Erstlinge, die er veröffentlichte, die „Lieder eines Erwachenden", von dem Gymnasiasten und angehenden Studenten geschrieben. Als habe er im Vorgefühl eines frühen Todes sein Tagewerk bei Zeiten bestellen wollen, tritt der kaum zwanzigjährige Jüngling keck und sicher in den deutschen Dichterkreis.

Von Breslau (1843) nach der Berliner Hochschule und in die reichen Bildungsmittel dieser „Stadt der Kritik und Politik" *) versetzt, durchlebte er zugleich bewußter die Gegensätze der Zeit, die gerade damals in Berlin die jungen Geister so heftig erfaßt hatten. Aber der Dichter brauchte andre Nahrung als Hegelei und Bruno Bauer. Sein Widerspruch gegen die zersetzenden Zeitmächte wurde in ihm geschärft und er suchte auf einer Nordlandsfahrt nach Dänemark, Schweden, Norwegen, dieser Fundgrube moderner Künstler und Dichter, die poetische Weide, die ihm der märkische Sand und die Berliner Luft nicht gaben. Eine für ihn bedeutungsreiche Fahrt. Im norwegschen Hochgebirge, in den wunderbaren Meeresbuchten ging ihm das Gesammtleben des Nordens, auch der Geist der Edda, der Zauber der Volkssage lebendig auf.

Ha Nordlandsluft und Nordlandswind!
O Lust verwehter Tage!
Wie hab' ich dich einst so heiß geminnt,
Vollbusige Nordlandssage — —**)

Aus der dichterischen Ebbe heraus segelte er auf der Hochflut der Begeisterung, des Schauens und Einnehmens, und einige seiner besten poetischen Perlen hat ihm diese Fahrt an den deutschen Strand gespült.

Auf diese Dichterfahrt mochte der Auscultatordienst in Schweidnitz und Grottkau nicht sonderlich schmecken. Doch ein Auscultator findet, wenn er will, noch immer Zeit, und die Muse besuchte auch hier den Dichter. Ja gerade hier ist die Geburtsstätte seiner besten Lieder. Doch sein Bleiben und Lieben war nicht bei den Acten. Der Wandertrieb erwachte und führte ihn durch Oesterreich nach Oberitalien, dann aber den Heimgekehrten in ein frühes Grab. Er starb fünfundzwanzigjährig in Wien. Die Poesie der alten Lagunenstadt war der letzte große Natur- und Kunsteindruck, den er empfing. Sie hatte es ihm angethan, wie so manchem, der das ernste Gesicht der Geschichte nicht scheut. Er nannte sie brieflich die „Stadt der

*) Geb. am 13. März 1822 zu Frankenstein in Schlesien, nahe bei dem väterlichen Gut Peterwitz, gest. zu Wien am 11. März 1847.

*) So im Lied „an die Romantik".

**) Die Anfangsworte des Prologs zu „Nordland".

Poeten" — und eine Adelsstadt ist sie ja auch — hatte den Wunsch, dort zu leben und zu dichten. Hätte er die Wallfahrt gen Süden fortsetzen können, gewiß würde der formsinnige Dichter auch auf italienischem Boden eine reiche poetische Ernte gehalten haben. Schon zerstoben die nordischen Nebel und Nebelgestalten vor der Sonne des Südens. Auf dem Sterbebette wurde ihm noch ein Exemplar seiner „Neuen Gedichte" überreicht. Es war der letzte Klang aus dem Streben Leben und Leiden dieser Erde. Er starb unter der Pflege einer älteren Verwandten, an die er dankend den Epilog seiner Lieder, eine Art poetischer Beichte, richtet:

„Du faßest standhaft bei dem wilden Kranken
Und hörtest an und suchtest zu beschwichten
Des wunden Herzens stürmische Gedanken.

So kennst du denn mein Denken und mein Dichten,
Ich ließ dich schaun bis auf den Grund der Welle,
Du kennst mich ganz; du wirst zu streng nicht richten!

Es rollt mein Blut in mehr als deutscher Schnelle,
Und viel gesündigt hat dies Blut zu Zeiten;
Doch bin ich sonst ein ehrlicher Geselle.

Ich konnte selten nur dies Blut bestreiten,
Geschrieben steht in diesem Buch mit Flammen
Die lange Kunde meiner Trunkenheiten.
Doch du bist gut und wirst mich nicht verdammen."

Auf dieser Lebensbasis steht nun sein Dichterbild. Dessen Züge zu entziffern ist darum so leicht, weil er sich mit unbegrenzter Offenheit ausspricht. Seine Lieder sind wie ein Tagebuch, man kann von ihnen aus dem Dichter ins Herz sehen. Und aufrichtig vor allem muß ja jede Lyrik sein, wenn sie überhaupt etwas sein will. Hier rächt sich jede innere Unwahrheit auf der Stelle durch die äußere Unschönheit.

Der Tummelplatz seiner Lieder — und nur die Lyrik ist sein Element — ist grundverschieden von dem Freiligraths. Es ist einmal die innere Welt in Leid und Lust, das alte Lied von der beseligenden, von der entsagenden Liebe, die uralte und doch nie veraltende Tonleiter der Stimmungen und Empfindungen, wie sie jedes Menschenherz kennt, aber nur der Dichtermund zu nennen versteht; es ist das aufjauchzende Naturgefühl, wo sich Mai und Jugend und Sangeslust im Bunde wissen; es ist endlich der Silberblick in die vaterländische und nordische Geschichte und Volkssage. Freiligrath wollte, vorwärtsgekehrt, der Poesie ein neues Land entdecken, Strachwitz schaut rückwärts ins „alte romantische Land". Die epheuumgrünte sagenumsponnene Burgruine, der ritterliche Frauendienst, das edle Waidwerk, die „fürstliche Freude der Männer", — in der That, er scheint der irrende Ritter der Romantik, der Epigone mittelalterlicher Sehnsuchten, der die heimlichen Dämmerungen mehr liebt als das helle Licht des Tages und der Wirklichkeit. Auch bekennt er sich selbst zur Fahne der Romantik, hierin wieder Freiligraths Antipode, der ihr in dem bekannten Gedichte zu Grabe geläutet hat. Strachwitz antwortet, ich glaube direct auf jenes Grablied:

„Und doch, Verstoßne durch Verblendung,
Wie bist du reich, trotz Zeit und Zorn,
Du leerst in göttlicher Verschwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn.

Ich grüße dich mit frommem Sinne,
Wie ist dein Reich so grün und weit,
Du Fürstin vielgetreuer Minne
Sei tausendmal gebenedeit! —"

Aber es ist dem Sturm und Drang dieser Zeit nicht beschieden, das romantische Stillleben auszugenießen und die Ohren zu schließen vor dem gellenden Windstoß, der von außen anschlägt. Auch Strachwitz ist nicht blos der rückwärtsgekehrte Prophet, der in den „mondbeglänzten Zaubernächten" den halbwachen Traum von vergangner Herrlichkeit träumt. Daß er dies nicht thut, daß er, wenn auch gegensätzlich, mitlebt mit der Gegenwart, mitstreitet in ihren Kämpfen, darin liegt gerade das Charakteristische seiner Dichterstellung. Von der ritterlichen Kraft, dem Muth, der naturfrischen Unmittelbarkeit des Mittelalters entnimmt er die Waffen zum Kampf gegen die Tagessünden und das was er dafür hält. Die Flecken jener Zeiten und die Lichtseiten unsrer Tage übersieht er echt jugendlich und ganz nach Poeten Art, die, liebend oder hassend, allezeit absolut und ganz handeln. Hier liegt der Trennungspunkt von dem quietistischen Dämmer- und Scheinleben der Romantik. Seine besten Lieder haben durchaus etwas Kampfsertiges, Streitsüchtiges, Herausforderndes. Im vollen Uebermuth seiner Kraft, die auf Standesgefühl, Jugendgefühl, Dichtergefühl ruht, schwingt er die Leier, die ihm in der Hand zum Schwert wird und führt, ein poetischer Simson, seine Streiche gegen die „Philister" der Zeit. So viel Unfertiges und Jugendliches dabei mitunterläuft, so viel Burschikoses mitunter (und wo wäre je ein Student in Harmonie mit dem bürgerlichen Leben gewesen?), so manchmal auch neben dem Edelmann dessen Zerrbild der Junker hervorblickt, der da z. B. fragt:

„Hat darum sieben Tage Müh
Einem Gott gekostet die Erde,
Damit für Lump und Compagnie
Eine Aktienbörse werde?"

aus allen Auswüchsen, aller Sinnlichkeit auch, an der es nicht fehlt, aus dem nicht selten declamatorischen Pathos einer brausenden sausenden Jugendlichkeit schauen doch die Züge des edeln und adlichen Sängers, ein hochgemuther Sinn für das wahrhaft Große, der sich unter die Alltäglichkeit nicht biegen lassen und beugen will, der Haß gegen das Gemeine als die eigentlichen Gesichtszüge hervor. In der Defensive ererbter und bewährter Lebensgüter zu verharren, genügte ihm nicht, er geht zum Angriff über. Es ist der verzehrende nahrungslose Thatendurst der Jahre vor 1848, der in ihm für die höchsten positiven Güter pulsirte, aber voll böser Ahnung ist der Dinge, die da kommen sollen. Im „Prolog" entfaltet er sein Banner:

„Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
Drum hab' ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter von René und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmutze titzeln."

In einem seiner reifsten und männlichsten Lieder „Germania" hören wir das nahende Donnergrollen der Revolution.

„Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah,
Sieh dich um, Germania!

Dumpf in dir, o Kaiserwiege!
Gährt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da,
Schüttle dich, Germania.

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer: nein! und nimmer ja!
Sage: ja! Germania! — —

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!"

Man hört in diesen Strophen ein bangendes und doch tapferes Herz klopfen. Wann und wo Strachwitz, wenn auch nur im Dichterwort, ans Schwert schlägt, es klingt anders als bei einem Herwegh und seiner pointereichen Renommage, die doch, wie alle Renommage, kläglich und prosaisch genug endet. Bei Strachwitz sitzt etwas d. h. Muth und Wahrheit hinter dem geharnischten Wort.

Wir sehen, in den Frieden der Liebe, in die Waldeslust, in den Becherklang; in alle diese Privatfreuden und Leiden treten mahnend die Mächte der Zeit, die objectiven Formen des Lebens — der Staat, die Kirche. Hierin erkennen wir ein Fortschreiten vom Jüngling zum Mann. Jene subjectiven Stimmungen herrschen ganz naturgemäß vor in den Erstlingen „eines Erwachenden", in denen auch

die Form und die Reminiscenz vorherrscht über die Substanz des Gedankens und der Selbsterfahrung. In den „Neuen Liedern“ weht wesentlich ein anderer Geist, ein neuer Ton. Wohl waltet auch hier die Liebe, aber wir erkennen im Hintergrunde dieser Lieder die Schatten trüber und doch läuternder Lebenserfahrungen: gebrochene Treue, unerwiderte Neigung, verlassene Liebe.

„Die höchsten Lieder singt die Freude,
Allein die tiefsten singt der Schmerz.“ *)

Doch, wie der Dichter im Prolog zu den „Neuen Gedichten“ mit Recht sagen darf, „es ist kein Buch der Thränen“. Der Blick umflort sich nicht, er öffnet sich grade um so heller für die höchsten Fragen. Sein schönstes Lied zeigt mit hochpoetischer Kraft den innern Proceß, wie sein Herz sich losringt vom Genießen seiner selbst, in dem zu keinen Opfern und keinen Thaten Raum bleibt.

Der Himmel ist blau! den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenstrahl
In Rheinweinperlen leuchtet! —
Zerschmettre den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippe wasche,
Und traure um dein Vaterland
In Asche, in Asche!

Der Himmel ist blau! wir sind noch jung,
Viel Lieder verborgen fluten;
Wer läßt nicht gern die Begeisterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, thörichter Knabe,
Sie schleppen indes dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel ist blau! holdselige Frau,
Gepriesen sei dein Name!
Wer küßt nicht gern den Wonnethau
Vom Auge seiner Dame!
Aus dem Herzen schneide den süßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indes dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel ist blau! die Jagd ist laut,
Ha fürstliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durchs Haidekraut
Den lang sich streckenden Renner!
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferse schlage die Sporen,
Es geht indessen dein Vaterland
Verloren, verloren!

Der Himmel ist blau! er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen,
Es hungert das Volk und die Bösen schrein
Den Aufruhr ihm in die Herzen!
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen;
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

Wir heben an dieser Perle seiner Lieder zweierlei hervor: einmal, daß sich nirgends eine Hinneigung zu poetischer Tendenzpoesie, dieser Ab- und Afterart unserer modernen Dichtung, kundgibt. Der Dichter hält sich in den allgemeinsten Linien und Elementen staatlicher Fragen und Sorgen. Dann aber — und das ist die Hauptsache — bleibt er warnend und mahnend vor dem Grundgeheimniß stehen, daß der Abfall von Gott oben und unten der letzte Schlüssel sei, die Dämonen der Zeit zu erklären. Mit dieser Erkenntniß, so schneidig und lebendig bekannt, ist er auf seinem Höhepunkt angekommen. Ob auch auf einem Wendepunkt? Ob er bei längerem Leben nicht blos vor dem Heiligthum wie ein Wegweiser und Thürhüter stille gestanden, ob er selbst eingetreten wäre und wie ein Walther von der Vogelweide oder Schenkendorf Lieder gesungen hätte, entsprungen aus dem Verkehr der Menschen- und Dichterseele mit ihrem Gott und Heiland? Wir wissen es nicht. Noch fehlt bei dem Fünfundzwanzigjährigen die eigen durchgebildete und durchkämpfte Lebensüberzeugung, das feste und volle Herz, das da überfließen möchte von dem, was es erfahren, noch fehlt überhaupt die tiefere Beschaulichkeit, die aus der bunten Außenwelt Einkehr hält in der eignen Innenwelt, ein reicher entfaltetes, Gott suchendes und schauendes Ideenleben. Aber die wenigen Anlaute, die wir in dieser Art vom Dichter besitzen, sind verheißungsvoll genug. Hier hätte ein lyrischer Fortschritt gelegen, ein Fortschritt des Lebens abgebildet im Liede. Ein anderer ist dadurch angezeigt, daß Strachwitz schon frühe auch nach epischen Stoffen suchte und ein offenbares Geschick zur Romanzenform besaß. Das Nordland, wie oben berichtet, liefert ihm die meisten Stoffe.

„Ich fasse gern mit einem kühnen Griffe
Ein ernstes Heldenbild vergangner Tage;
Es kennt mein Lied viel perlenreiche Riffe
Im unerschöpften Meeresgrund der Sage;
Ins starke Nordland führt es Euch zu Schiffe,
Damit es Euch uralte Schlachten schlage,
In Eures Himmels jammervoller Leere,
Da zeigt es Euch den Stern gewes'ner Ehre.“

Einzelne seiner Romanzen haben bleibenden Werth, wenn sie auch im ganzen zu aphoristisch-springend gehalten sind. Es fehlt die wohlthuende epische Ausbreitung der Uhlandschen Dichtung, die sich Zeit nimmt und keine Zwischenglieder überspringt.

Ihm sind diese zeitlichen Entwicklungen erspart worden durch das Scheiden von aller Zeit, und jedes Vermuthen ist hier zuletzt müßiger Versuch. — Ein kleiner Denkstein sollen meine Worte sein. — Der Gang aber von ihnen zu dem Dichter selbst wird niemanden gereuen.

*) Schluß von „Hoch und Tief“.

Ein Hochzeitsfest im Serail des Vicekönigs von Egypten.

Aus den Erlebnissen einer deutschen Frau.

„Wer einmal vom Wasser des Nil getrunken, den dürstet immer danach,“ sagt das arabische Sprichwort, und ich verstehe den geheimnißvollen Sinn. Durch meine Träume ziehen die feenhaften Bilder des Orients in stets frischer Farbenpracht, wecken immer wieder von neuem das Entzücken und Verlangen und heben den Schleier, den die Zeit und die Gewohnheit des kalten, klugen Nordens über die Vergangenheit werfen wollen.

Ich wandle durch die dunklen Alleen der Esbekieh, jenes herrlichen Gartens von Cairo, den Mehmed Ali aus einem traurigen Morast erschuf. Die mächtigen Akazien lassen unbeweglich die großen, weißen Trauben niederhängen, und überall umdrängen den Pfad die blühenden, buschigen Myrthenhecken. Die Luft wallt heiß über dem wirren Häuserknäuel der Türkenstadt; doch von den glühenden Zinnen der schlanken Minarets zittert des Muezims Ruf zum Gebet melancholisch durch die stille Abendluft und verhallt am Rande der schweigenden Wüste. Erfrischende Kühle haucht von den Kanälen des Nil herüber — aber dieses liebliche Wehen ist gefährlich und verderbenbringend. Zur Ruh, zur Ruh! wenn du zu schlummern vermagst in Erwartung der Märchenwelt, die du morgen schauen sollst. Denn morgen sollen sich dir die Pforten öffnen, die noch keines Mannes Fuß betrat. Morgen sollst du die geheimnißvolle Pracht mit Augen sehen, in die noch keines europäischen Touristen Späherblick gedrungen ist. Morgen sollst du schauen, was „Tausend und eine Nacht“ erzählt, ein Bild, vor dessen Ausmalung die kühnste Phantasie rathlos niedersinkt, nämlich: eine Hochzeit im Serail des Herrschers von Egypten. — —

Aus dem englischen Gesandtschaftshotel schreitet eine große Gesellschaft von Herren und Damen durch die Straßen von Cairo. Wir schließen uns an unter der freundlichen Begleitung des Dr. Fl., dessen Bemühungen uns die Einladung zum Hochzeitsfeste erwirkt haben, das heute die greise Fürstin zwei Lieblingssklavinnen im Harem ausrichtet. Vor uns her schreitet mit silbernem Stabe der Cavaß durch das wachsende Gedränge. Mit Müh und Noth gelangen wir endlich durch verworrene Gassen an ein hohes, düsteres Haus, vor dem eine große Volksmenge versammelt ist. Gaukler zeigen ihre Künste; Märchenerzähler sitzen im engen Kreise ihrer Zuhörer; Kaffee und Scherbet wird hin- und hergereicht.

Der schwarze Thürsteher streckt abwehrend den Stab aus, aber der Consul kennt das Zauberwort, ihn zu entwaffnen. Die Pforten thun sich auf. Noch einen Blick zurück auf das grelle Licht des Tages,

auf die seufzend umkehrenden, männlichen Begleiter, und wir treten in die tiefe, kühle Dämmerung eines steingepflasterten Ganges. Das Auge braucht einige Zeit, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Plötzlich wallen schwere, seidene Vorhänge zu beiden Seiten auseinander und wir schauen in das schattige, schweigende Dämmergrün eines im höchsten Schmuck tropischer Vegetation prangenden Gartens.

Zierliche, buntgepflasterte Pfade schlängeln sich vor uns her und verlaufen in köstlich blühende Wildnisse von Rosen, Myrthen, Oleander und Jasmin. Ueber das Laub der mit prächtigen Blüten und goldenen Früchten gezierten Orangen strecken sich Lorbeer und Cypressen empor und stehen in ernstem Schweigen, während im kaum bemerklichen Luftzug die Banane ihre Riesenblätter schaukelt und die Mimose zitternd ihre zarten Zweige regt.

Ein unbeschreiblicher Zauber liegt auf solchen Haremsgärten, die abgeschlossen von der Welt in der strengsten Hut des Geheimnisses und jedem unbefugten Blick entzogen, im süßen Reiz der Einsamkeit ruhen, von einem ewigen Frühling bewohnt. Ich habe oftmals lächeln müssen, wenn die Touristen des Orients in ihren Büchern von den langweiligen und staubigen, türkischen Gärten erzählten; sie haben nie einen H a r e m s garten gesehen, den die schwelgerische Fülle der Natur und die höchste Kunst und Sorgfalt zum irdischen Paradiese machen. Da stört kein Ton die süße Stille, als das Flöten der Nachtigall und das einschläfernde Plätschern der Springbrunnen.

Mit leisen Tritten und unser Schweigen kaum durch ein geflüstertes Wort unterbrechend, wandeln wir über das Mosaikpflaster der schmalen Gänge dahin, das kein trockenes Blatt, kein Stäubchen verunziert. O, wie schön müßte es sein, dort auf jener weißen Bank zu ruhen und sich vom rauschenden Brunnen einwiegen zu lassen in blühende Träume! Wie lieblich hinter den dunklen Vorhängen jenes goldschimmernden Kiosks im Rosenwäldchen auf dem seidenen Divan einzuschlummern beim Lied der Nachtigall! Träumend ging ich in der Schar der andern, da drang aus der Ferne ein leises Klingen und Summen an unser Ohr von Instrumenten und Stimmen. Sind es die Geister des Ortes? — Wäre Oberons Zauberhorn jetzt erklungen, wären bei den Tönen einer feenhaften Musik, wie sie Weber erlauscht und uns verrathen hat, Genien und Elfen aus den blühenden Gebüschen hervorgeschwebt, ich hätte es in meiner damaligen Stimmung natürlich gefunden; jedenfalls wäre mein Staunen nicht größer gewesen, als bei dem Anblick, der sich uns plötzlich bot, als wir aus dunkelm Laubengange auf einen großen, freien Platz gelangten.

Im blendenden Sonnenschein lag vor uns ein riesiger Palast mit weit offner Säulenhalle und breiter Freitreppe — alles von glänzend weißem Marmor. Und unter den Pfeilern, auf den Stufen und soweit man von hier den offnen Garten übersah, herrschte ein so buntes, fremdartiges und berückendes Weben und Treiben, daß wir alle plötzlich still standen, mit weit offenen Augen in das zauberische Gewühl und dann wieder einander fragend anblickten, ob dieses Bild wirklich Wahrheit und nicht vielmehr das Spiel erregter Sinne sei. Nein, es blieb! Aus und ein über die schimmernden Stufen wogten die märchenhaften bunten Gestalten.

Munter plaudernd wandelt eine Gruppe brauner, arabischer Frauen unter dem Säulengange auf und nieder, und bei jeder Bewegung rasseln und klingen die Ketten, Schaustücke und Münzen, womit sie überladen sind. Majestätisch steigt eine fürstliche Matrone zum Garten nieder, und die mächtige, goldgestickte Sammtschleppe fegt den Estrich. Junge Mädchen in durchsichtigen Florgewändern hüpfen aus dem Dunkel des Gartens herbei, machen bei unserm Anblick plötzlich Halt, richten die braunen, mandelförmigen Augen einen Augenblick fragend auf uns und fliegen dann scheu und flüchtig, wie Gazellen, von dannen. Schwarze Sklavinnen mit großen, goldenen Ohrringen und juwelenblitzenden Spangen um Arm und Knöchel schreiten hin und her, und das Gesicht tritt wie Ebenholz aus dem schneeigen Weiß des Turbans hervor. Mit langsamer, ernster Würde gehen stattliche Türkinnen vorüber, und der perlengestickte Brokat schleift neben dem Purpursammt über den Weg. Nicht weit von uns lehnt an einer schlanken Dattelpalme eine schneeweiße Circassierin. Der weite Mantel von himmelblauem Sammt liegt lang am Boden, und der kleine Safranstiefel mit Perlenschloß tritt gleichgültig darauf. Die großen, schwarzen Augen starren schmachtend in die Luft. Die Rose von Schiras blüht nun einsam am fernen Nil und sehnt sich vergeblich nach den Bergen, wo ihres Stammes schwarze Zelte stehen.

Noch hatten wir uns von dem überwältigenden Staunen nicht erholt, mit dem der erste Blick in diese Wunderwelt uns erfüllt, da schritten schon junge Mädchen vor uns her, goldene und silberne Rauchgefäße schwingend, denen ein lieblicher Wohlgeruch entstieg. Ihnen folgten andere, welche auf allerlei seltsam geformten Instrumenten eine fremdartige, aber nicht unmelodische Musik hervorbrachten. Wir erreichten den Palast, schritten die Marmortreppe empor und gelangten durch eine Säulenhalle in das Innere des Fürstenhauses. Saal schloß sich an Saal in der üppigsten Pracht des Orients. Schwere rothe Damasttapeten decken die Wände des einen; Vorhänge von derselben Farbe fallen von der Decke in reichen Falten bis auf die Erde herab; Divans aus gleichem Stoff ziehen sich an den Wänden entlang. Breite Spiegel mit kostbaren Goldrahmen schmücken die Pfeiler; Kronleuchter schweben in schwerer Vergoldung vom prächtig gemalten Plafond hernieder, und persische Teppiche in glühenden Farben sind auf dem kunstvollen Mosaikfußboden ausgebreitet. Der nächste Saal ist in gleicher Weise eingerichtet; nur bieten Tapeten, Divans und Vorhänge statt des tiefen Scharlach ein sanftes Atlasblau. Wieder einer strahlt und glänzt mit Spiegelwänden und Krystallkronleuchtern. Ein vierter ist ganz und gar mit polirtem Marmor getäfelt und aus kunstvoll gehauenem Bassin steigt silberklar ein Strahl empor. Wir schreiten weiter durch die Prunkgemächer; aber überall die gleiche Pracht und außer dem imposanten Reichthum an Marmor, Gold und edlen Stoffen wenig Merkwürdiges und gar keine Abwechselung. In einigen Sälen erscheinen allerdings schon schwache Spuren europäischen Luxus — eine Reihe Polsterstühle, Tische an den Wänden und dergl. Was diesem Glanz aber vornehmlich alles Wohlthuende und Erfreuliche raubt, ist das Fehlen jeder Spur geistigen Lebens. Wie todt und öde schauen uns diese Kostbarkeiten an, wenn wir unserer heimischen, bescheidenen Salons gedenken, in denen Bilder, Statuetten, Pianoforte, Bücher, zierliche Handarbeiten und unzählige kleine Luxusartikel Zeugniß geben von dem Geiste, der darin wohnt, — ganz zu geschweigen der Hinweisung auf das Uebersinnliche und Ewige! Man fühlt sich in diesen Räumen Jahrtausende weit zurückversetzt in eine von Cultur und Offenbarung gleich unberührte und unerweckte Zeit.

Wir wurden genöthigt, uns auf einem der Divans niederzulassen, und bald erschien eine Schar junger Sklavinnen, uns in reich mit Gold und Brillanten verzierten kleinen Kaffeetassen, Fingals, köstlichen, nach egyptischer Weise bereiteten Kaffee zu bieten. Die Bohnen werden hier nämlich zum feinsten Staube zerstampft, das Pulver mit kaltem Wasser einmal aufgekocht und dann der duftige Trank sehr stark mit Zucker versüßt — natürlich ohne Sahne — gereicht. Darauf folgten andere, die uns nicht minder kostbare Schibucks präsentirten. Dazu stellten sie schwere silberne Untersätze hin, worauf die Pfeife ruhen mußte. Sobald die Kohlen auf unsern Pfeifen verglommen waren, legten sie mit silbernen Zangen frische darauf. Die türkischen Damen rauchen sämmtlich, aber nicht die Wasserpfeife (Hukah) mit dem langen seidengesponnenen Schlauch, wie man es irrthümlich auf Bildern sieht, sondern den an sechs Fuß langen Schibuck aus Bambusrohr mit ganz kleinem Kopf und großem Bernsteinmundstück, das man nur an die Lippen hält, nicht in den Mund nimmt. Die lieblichen Gestalten der jungen Mädchen umschwebten uns mit leichter Grazie. Aus dem mit großer Kunst weiß und roth geschminkten Gesichtern strahlten die dunkeln Augen mit feurigem Blick hervor, dem die mit Ammonium gefärbten Wimpern etwas eigenthümlich Schmachtendes gaben. Das natürliche Haar hatten die meisten, wahrscheinlich, weil es ihnen bei der großen Hitze lästig wird, kurz abgeschnitten.

Dagegen hingen aus falschem Haar zwei dicke oder auch wohl zwanzig bis dreißig ganz schmale Zöpfe über ihren Rücken hernieder, mit Gold durchflochten und mit Münzen, Perlen und Juwelen beschwert. Mit solchem Schmuck, wie ihn ähnlich jetzt auch die thörichte Mode des Abendlandes liebt, wird im Orient ein aus Unsinnige grenzender Luxus getrieben. Die Klage darüber ist nicht neu, denn im Orient steht alles still, ein Commentar zur Geschichte vergangener Zeiten, vor allem zur heiligen Schrift, die mir auf diesem Boden anfing, Fleisch und Blut zu gewinnen und aus Gestalten und Orten laut zu mir sprach. Wie standen die eitlen Töchter Zions vor mir, die Jesaias schilt, „wenn sie gehen mit aufgerichtetem Halse, geschminkten Angesichtern ꝛc.“ . . . und droht, daß sie anstatt

des künstlichen Haarputzes kahl werden sollen. Auf dem Haupte dieser Mädchen ruhte ein mit der Farbe ihres Anzuges übereinstimmender Fez, zusammengehalten durch ein Diadem von Brillanten. Auch trugen sie kostbare Geschmeide am Gürtel ihres Gewandes, oder auch wohl an jeder Seite desselben eine große, goldene, mit Brillanten besetzte Uhr. Desgleichen waren ihre Arme fast im Uebermaße mit Spangen bedeckt.

So saßen wir eine Weile in behaglicher Ruhe und schauten dem Treiben zu, das uns umgab. Manch reizendes Gesicht, manche herrliche Gestalt begegnete unsern Blicken bei den jungen Frauen. Aber wo die erste Jugend erblichen, traf man auf eine entsetzliche Körperfülle, ausdruckslose Schlaffheit und Ersterbenheit der Haltung; — kein Glanz inneren Lebens, keine Spur geistiger Frische in den schläfrigen Augen und welken Gesichtern. Im Orient ist die Frau mit dreißig Jahren alt. — Einige der Damen versuchten, ein Gespräch mit uns anzufangen. Sie betasteten unsere Kleider und Shawls, wie schwer sie seien, und bedeuteten uns, die Hüte abzunehmen, damit sie unsere Gesichter deutlich erkennen und unsere Haartracht untersuchen könnten. Vergeblich bestrebten sie sich indessen, uns die Annehmlichkeit ihres Sitzens mit untergeschlagenen Beinen anzupreisen. Sie fanden bei uns so wenig wie bei den englischen Damen Gehör.

Nach Verlauf einer Stunde, die im Fluge verging, wurden wir eine breite Marmortreppe hinauf in einen andern Saal geführt. Hier thront auf hohem Sessel mit vergoldeten Lehnen die alte Fürstin. Ihr zur Rechten sitzen in goldgestickten, weißen Atlas gekleidet und fast erdrückt von der Last des Goldes, der Ketten, Ohrringe, Armbänder und Juwelen, die beiden Bräute, daneben die vornehmsten Damen des Reiches. Mehrere Reihen Polsterstühle mit goldenen Lehnen stehen den Saal entlang. Sie sind für uns bestimmt, und man macht uns begreiflich, darauf Platz zu nehmen. Jetzt begann mit gewaltigem Pompe eine morgenländische Cour. Eine vornehme Türkin nach der andern rauscht in den Saal, geht mit langsamen Schritten auf die Fürstin zu, wirft sich vor ihr nieder, küßt den Saum des Gewandes und setzt sich dann an ihre Seite. Ist die Prinzessin besonders gnädig, so streckt sie die Hand zum Kusse dar. Diese Ceremonie dauerte länger, als eine Stunde. Während dessen sitzt in einer Ecke des Saales eine Reihe Araberinnen mit Instrumenten, die mit nicht sehr melodischen Stimmen ein berühmtes arabisches Lied singen. Die Feierlichkeit ist beendet. In weitem Kreise sitzt der gesammte Hofstaat, die Musik verstummt. Da erhebt sich die Fürstin und winkt mit gebietender Geberde. Mit gekreuzten Armen neigen sich eine Reihe Sklavinnen und fliegen aus dem Saal, während sie mit Würde wieder Platz nimmt. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese morgenländische Fürstin schalten und walten zu sehen. Ich gedachte unwillkürlich jener königlichen Gestalten, die uns das Buch Esther vorführt: „Und die Königin Basthi machte auch ein Mahl für die Weiber im königlichen Hause." Da plötzlich — welch ein Sprung der Vorstellungen bei dem Contrast! — erscheinen acht kaum erwachsene Mädchen in europäischem Ballkostüm mit Guirlanden von gemachten Blumen in den Händen, und führen eine Art Contretanz auf, der mich lebhaft an die Tage der ersten „Tanzstunden ohne Herren" erinnert, und daher keineswegs so imposant wirkt, wie die triumphirend und erwartungsvoll auf uns gerichteten Blicke unserer Gastfreunde zu erwarten scheinen. Eine feiste alte Türkin nickte uns mit großer Genugthuung zu und sagte, wie uns verdolmetscht wurde: „Bei uns ist es besser, als bei euch. Wir lassen andere für uns tanzen, ihr aber müßt selbst tanzen." Es wäre für die stattliche Dame wohl ein saures Stück Arbeit gewesen, unsere europäischen Mädchenfreuden zu theilen. — Ein anderes Schauspiel bietet sich jetzt dar. Zwei gelbbraune, arabische Tänzerinnen treten auf, ihre Künste zu zeigen. Aber ein europäisches Auge konnte keine Freude finden an den zwar höchst gelenkigen und gewandten, jedoch wenig anmuthigen Bewegungen, die sie meist mit der Hüfte und dem Oberkörper ausführten, wozu sie mit einer Art Castagnetten ein unmelodisches, betäubendes Geklapper ertönen ließen. Mir wurde fast schwindlig bei dem ruhelosen Gebahren. Die Cour war vorüber; die Damen vertheilten sich in die verschiedenen Säle. Auch wir begaben uns wieder in das untere Stockwerk.

Die Zeit des Sonnenunterganges nahte heran. Unzählige Kerzen wurden angezündet und im Marmorsaal traf man Anstalten zum Festmahl. Eine große Anzahl niedriger, bronzener Dreifüße wurde auf den Boden gestellt. Sodann erschienen schwarze Eunuchen, in bunte Stoffe gekleidet und mächtige Turbans um den Kopf, und stellten massive silberne Präsentirbretter, groß wie Tischplatten, darauf, so daß fünf bis sechs Personen darum sitzen konnten. Vor jedem Platz lag ein arabisches Brot und ein silberner Eßlöffel, außerdem setzte man gleich einige kleine, silberne Teller mit Salat und Confitüren auf das Brett. Speisegerüche erfüllten die Räume und Schüsseln mit gebratenen Puthühnern; Hammelkeulen mit Pillaf wurden vorübergetragen. Gern hätten wir zugesehen, wie die fürstlichen und vornehmen Frauen auf Kissen ruhend, speisten, aber man führte uns mit höflicher Bestimmtheit in die oberen Gemächer, wo die beiden unglücklichen Bräute, still, bleich und regungslos noch auf derselben Stelle saßen, wie bei unserer Ankunft — in jeder Hinsicht beklagenswerthe Opfer des Tages. Einige junge Mädchen, welche die Stelle unserer Brautjungfern zu vertreten schienen, waren um sie versammelt, um ihnen durch Erzählen und allerlei Kunststücke die Zeit zu vertreiben. Eine derselben hatte sich als Mann verkleidet und suchte sich ihnen werbend zu nähern, was von den andern mit nachgeahmter Entrüstung verhindert wurde. Die Kerzen brannten und flackerten blendend; das Gemurmel von so vielen Stimmen in einer fremden Sprache drang einförmig an unser Ohr; die Hitze wurde drückend, die Luft beengt; Müdigkeit und Abspannung stellten sich ein. Da erschallen laute gebietende Worte. Die Fürstin tritt in den Kreis der europäischen Damen, zwei Sklavinnen tragen silberne Armleuchter mit vielen Kerzen vor ihr her, zwei andere folgen, ihre Schleppe tragend. Sie nimmt auf dem Thronsessel Platz, gibt kurze Befehle, mustert die Gesellschaft einige Minuten und zieht sich dann ebenso majestätisch wie sie gekommen ist, wieder in ihre Gemächer zurück. Sie hatte befohlen, daß man unser Souper herrichte und zu unserer Unterhaltung die Frauen und Töchter der europäischen Consuln aus der Stadt einlade. Immer noch der uralte Gebrauch der plötzlichen und unverzüglichen Ladung! Ich dachte an den Ruf des Königs, der seinem Sohne Hochzeit machte und die Boten aussandte, die Gäste zu holen: „Kommt, es ist alles bereit!" Es dauerte dann auch nicht viel länger, als eine halbe Stunde, da erschienen jene schon in voller Toilette, und neben der schwerfälligen, orientalischen Pracht entfaltete sich der reichste Glanz des europäischen Luxus. Auf ein gegebenes Zeichen wurden wir in einen der kleinen Salons geführt, wo in gleicher Weise, wie vorher für die Türkinnen, außer daß man statt der Dreifüße und Divans eine Menge Tischchen und Stühle gesetzt hatte, unsere Mahlzeit bereitet war. Eine mächtige Hammelkeule auf silberner Schüssel stand in der Mitte jedes Präsentirbrettes, um dieselbe her kleine Krystallteller mit Käse, Oliven, Eingemachtem und Confitüren. Vor jedem Platz befand sich ein arabisches Brot, ein Glas mit einem bräunlichen Getränk gefüllt, ein Paar silberne Messer und Gabeln und ein silberner Eßlöffel. An jedem Tische führte eine Türkin den Vorsitz. Eine schöne Frau in schwere, damascirte gelbe Seide gekleidet, präsidirt an dem unsrigen. Wir lassen uns nieder. Sklavinnen breiten golddurchwirkte Servietten von einem luftigen, baumwollenen Gewebe auf unserem Schoß aus. Die Türkin in gelber Seide erhebt sich und reißt geschickt mit zweien ihrer schönen, weißen Finger die Haut von der Hammelkeule, zertheilt das Fleisch auf ähnliche Art und legt für jeden Gast ein Stück auf den schmalen Rand der Schüssel. — Was aber nun weiter beginnen?

Messer und Gabel hatten wir allerdings, aber was konnten uns diese nützen ohne Teller? Vergeblich versuchten wir, das zähe, arabische Brot als solche zu benützen, es war unmöglich. Wir mußten uns entschließen, ein Stück Brot abzubrechen, die ganze Portion Braten darauf zu legen und aus der Hand zu verzehren. Während dieser Zeit standen hinter unsern Stühlen die sämmtlichen Fürstinnen und vornehmsten Damen des Hofes, zuschauend und über unsre Ungeschicklichkeit herzlich lachend. Das zweite Gericht, eine Art Sandtorte, ließ sich ohne große Schwierigkeit genießen. Nicht so leicht schien dies bei einem höchst schmackhaften Fricassee. Unsere Wirthin fuhr indessen mit ihren glänzenden Händchen kühn in die Sauce, fischte einen Kloß nach dem andern heraus und gab einem jeden von uns ihr Theil in die Hand. So ging es weiter, indem immer auf eine kräftige eine süße Speise folgte. Es gab noch süßen Haferschleim mit Mandeln und Rosinen, ein sehr schön zubereitetes Fischgericht, ein unsern Pfannkuchen ähnliches Gebäck, Puterbraten und Pillaf (von Reis und Hühnern). Nachdem der Hunger gestillt war,

regte sich der Durst. Voll Erwartung wie die — doch jedenfalls köstliche! — braune Limonade schmecken würde, griffen wir nach unsern Gläsern. Aber erschrocken setzten wir sie nieder und sahen uns bedenklich an. Was wir für einen herrlichen Trank angesehen hatten, war nichts als ungeklärtes Nilwasser, das man in den Hotels immer durchgeseiet zu geben pflegt, wodurch es erst klar und durchsichtig wird. Nach beendeter Mahlzeit erhoben wir uns. Sklavinnen traten hinzu mit silbernen Kannen und Becken. Wir hielten die Hände hinein, sie gossen Wasser darüber und reichten uns golddurchwirkte Servietten zum Abtrocknen. In dem Marmorsaal wurde abermals Kaffee und Schibuck servirt, und neugestärkt lassen wir unsere Augen über das bunte Treiben schweifen. Plötzlich dringt von außen her ein lautes Jubelgeschrei bis in das Innere des Palastes, und es heißt, die alte Fürstin habe für 300 Beutel (der Beutel — 500 Piaster) Brod an die Armen vertheilen lassen.

Um für einen Augenblick der drückenden Schwüle, die in den Sälen herrschte, zu entgehen, begaben wir uns in eins der entfernteren Gemächer und traten an das geöffnete Fenster. Da liegt vor unsern trunkenen Blicken in stiller Mondespracht der blühende Garten und sendet seine Düfte empor. Kein Ton des lauten Festgewühles dringt in diese tiefe Stille, nur die Nachtigall klagt durch die laue Nacht. Eine Türkin ging einsam und sinnend hinter uns durch den Saal und trat, als sie uns gewahrte, langsam näher. Sie schlug die großen Augen auf, und der Mond glänzte in ihrem sanften Blicke, sie schlug sie nieder auf die flüsternden, blühenden Büsche und lauschte auf das ferne Rauschen der Brunnen und den Gesang der Nachtigall. Dann sah sie uns an und langsam den Finger erhebend, deutete sie hinaus und sprach: „Faib, Faib“ (Schön). Mir that das Herz weh. Diese Frau hatte dasselbe Gefühl für das Schöne, dieselbe Empfänglichkeit für Gutes und Edles, und dasselbe Bedürfniß glücklich zu sein, und — wie weit, wie unermeßlich fern stand sie dem, was allein das Herz stillen und befriedigen kann!

Schnell verging die Zeit, es war ungefähr 1/2 11 Uhr. Da begab sich in feierlichem Zuge eine Reihe junger Mädchen, große, bunt bemalte Wachskerzen in den Händen, zu den Bräuten, um diese in die Kammern zu führen, wo ihnen die Trauringe angesteckt werden sollten. Einige Sklavinnen eröffneten den Zug, dann kamen die Bräute, jede von zwei Mädchen begleitet, von denen eine die vom Haupte bis zur Erde herabhängenden Goldketten, die andere die Schleppe trug. Ihnen folgte die übrige Schar. Jetzt erst durften die bedauernswerthen Bräute, die den ganzen Tag ohne Nahrung regungslos auf einer Stelle hatten sitzen müssen, sich an Speise und Trank erquicken. Die jungen Mädchen, die sie in ihre Gemächer geleitet hatten, blieben vor den Thüren, wo sie sich die Zeit durch allerlei Tändeleien und Possen vertrieben. Bald führten sie Tänze auf, bald sangen sie ein Lied, dessen Refrain ein schallendes Gelächter war. Dann wieder suchte die als Mann verkleidete Tänzerin in die Zimmer der Bräute einzudringen, was von den andern mit lautem Geschrei verhindert wurde. Endlich schlägt die mitternächtige Stunde. Die Bräute gehen aus ihren Kammern, und ein feierlicher Zug ordnet sich. Voran schreitet die vermummte Türkin, ihr folgen die arabischen Tänzerinnen, die fast unter der Last der ihnen geschenkten Shawls und Tücher zusammenbrechen; dann kommen die Bräute, welchen sich die Schar Kerzen tragender Mädchen wiederum anschließt. Der Zug durchschreitet die Säle, Vorhallen und Höfe des Palastes und begibt sich in den großen Marmorsaal. Hier werden, Angesichts der Fürstinnen und vornehmsten Damen, den Bräuten die Hochzeitsgeschenke überreicht. Kostbare Caschmirshawls von allen Farben breitet man zu ihren Füßen aus, während laut der Name der Geberin ausgerufen wird. Brillantdiademe in allen Formen, beim Glanz der Kerzen in des Regenbogens Farben spielend, werden an ihre Gewänder geheftet, sammt Spangen, Uhren, kostbare Kleinodien — es scheint der Reichthum einer Welt, während sie schweigend dabei stehn.

Hiermit ist der glänzendste Theil der Feier vorüber. Müdigkeit und Erschöpfung malt sich auf vielen Gesichtern. Auf den Divans ist das Gespräch verstummt. Hier und da ruhen malerische Gruppen junger Mädchen, träumend Arm in Arm. Dort sitzt eine Mutter über dem schlummernden Kinde und horcht auf seine regelmäßigen Athemzüge und weht ihm Kühlung zu. Auch wir sind von den Anstrengungen des Tages ermattet und brechen auf.

Wir schreiten durch den herrlichen Garten, über mondbeschienene Flächen und durch dichte Laubgänge, wo bunte Lampen ein magisches Licht ergießen. Die Blumen und Büsche neigen sich wie grüßend, und wir nicken ihnen ein Lebewohl zu für immer. Auf jedem schönen, stillen Platz möchten wir noch verweilen, immer noch einmal wenden wir uns um, bis der Palast hinter uns versunken und der letzte Ton des Festes verklungen ist, bis der Vorhang hinter uns zusammenschlägt. Wir stehen wieder vor dem hohen, düsteren Hause auf der Straße. Ein falber Streifen färbt den Morgenhimmel, und eine kühle Frische durchschauert uns. Vorbei — zerronnen — ein schöner Traum, aber unauslöschlich, unvergeßlich der Erinnerung eingegraben!

J. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im December 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 9.**

Mercedes.

Nach dem Tagebuche eines Heimgekehrten von dem Verfasser des „Spanischen Schmugglerlebens“.

I.

Man hatte mir in Albacete gesagt, daß wenn ich, statt über Murcia und Lorca zu reisen, den Weg über Caravaca einschlüge, ich gute zwei Tage früher in Granada eintreffen würde. Ich befolgte diesen Rath und machte mich sofort auf den Weg. Der Leser weiß wahrscheinlich, daß man in Spanien mit Ausnahme der großen Landstraßen, auf denen die Diligencen fahren, meist zu Pferde oder zu Maulesel reist, und da wohl niemand daran denkt, diese Thiere für eine Reise zu kaufen, so miethet man sich in irgend einer Stadt so viele als man gerade braucht, um sich, seine Familie und sein Gepäck nach dem Bestimmungsort in so und so viel Tagen zu transportiren. Der Besitzer der Thiere, oder einer seiner Knechte — gewöhnlich aber ersterer — macht die Reise mit, indem er zu Fuß neben den Thieren hergeht und sie leitet, oder auch, wenn er müde ist, auf dasjenige, welches das Gepäck trägt, hinaufklettert.

In Caravaca hatte Antonio, der Besitzer der beiden Maulesel, mir gesagt, daß wir am nächsten Tage einen sehr ermüdenden Marsch haben würden, daß Velez el Rubio, unser nächstes Nachtquartier, neun starke Meilen entfernt läge, und daß auf der ganzen Route wir weder Stadt, noch Dorf, noch Gehöfte, noch sonstige menschliche Bewohnungen antreffen würden.

Ich habe selten einen langweiligeren Tag erlebt als den zweiten meiner Reise. Die ungeheure Strecke Landes, durch die wir ritten, war gänzlich mit Gesträuch und Haidekraut bewachsen und nur hier und da boten einige mächtige Aloepflanzen oder eine einsame Palme dem ermüdeten Auge einen Ruhepunkt dar. Glücklicherweise war der Himmel bewölkt, und so hatten wir nicht auf dieser öden Haide von den Strahlen der brennenden Augustsonne zu leiden und konnten ununterbrochen unsern Weg fortsetzen. Gegen fünf Uhr Nachmittags wurden wir von unsrer Pein erlöst und verließen den Haideweg, der eine halbe Stunde vor Velez el Rubio in die große Landstraße — el Camino real —, die nach Granada führt, mündet. Unsere Aufgabe war gelöst und wir hatten, wie man uns in Albacete gesagt, um etwa fünfzehn Meilen unsre Reise verkürzt. Bald sahen wir das Städtchen vor uns liegen, und da ich mich auf dem langen Ritte halb krumm gesessen hatte, stieg ich von meinem Maulthiere und ging neben Antonio einher.

Je näher wir dem Städtchen kamen, desto mehr fühlte ich, daß der Ritt durch die Haide mich ungewöhnlich angegriffen hatte, die Glieder waren mir wie gelähmt und ein stechender Schmerz im Hinterkopfe zwang mich oft zum Stillestehen. Das erste Haus, welches ich auf der Landstraße, vielleicht tausend Schritte von dem Städtchen entfernt, bemerkte, war ein graues, viereckiges, casernenartiges Gebäude; Antonio sagte mir, daß es früher ein Hospital, dann ein Kloster gewesen sei, seit einigen Jahren aber gänzlich leer stehe.

Als wir näher kamen, bemerkte ich eine weiße Marmortafel, die über dem großen Thor des Gebäudes eingemauert war, und las mit einiger Mühe folgende Inschrift, welche mich ganz eigenthümlich bewegte:

Es estado fundo do ese Hospedal del muy piedoso y poderoso Caballero Sennor Don Alvaro de Toledo duque de Alba, marques de los Velez.*)

Die Tafel war unten zerbrochen und sowohl die Jahreszahl der Gründung als auch die wahrscheinliche Aufzählung sämmtlicher Titel des düsteren Würgengels der Niederlande waren verschwunden. Ich holte mein Notizbuch hervor, schrieb diese Inschrift ab und wollte dann Antonio folgen, welcher schon einige Schritte mir voraus war, als sich plötzlich ein schwarzer Schleier vor meine Augen legte und der Schmerz im Kopfe dermaßen heftig wurde, daß ich laut aufschrie und, nachdem ich noch einen letzten Versuch gemacht, vorwärts zu gehen, ohnmächtig zu Boden sank.

Als ich die Augen wieder aufschlug, befand ich mich in einem elenden Zimmer, welches ich sogleich als das einer Posada, d. h. des Gasthofes einer kleinen Stadt, erkannte; denn die Zimmer in ihrer primitiven Ausstattung sehen sich in allen diesen Häusern ähnlich. Ich war sehr matt, und die Binden, welche ich an beiden Armen

*) Dieses Hospital ist gegründet worden von dem sehr frommen und sehr mächtigen Herren ꝛc.

trug, ließen mich schließen, daß man mir zur Ader gelassen hatte, was mich nicht im geringsten wunderte, da ich wohl wußte, daß man in Spanien die Heilung einer jeglichen Krankheit, ja sogar oft eines einfachen Unwohlseins, mit einem oder mehreren Aderlässen beginnt. Die Thüre öffnete sich bald nachher und ich sah einen mir völlig unbekannten Herren hereintreten, welcher auf mein Bett zuschritt und meine Hand ergriff.

„Vivo Dios!" rief er, als er meine geöffneten Augen sah und an dem Ausdruck meines Blickes zu erkennen schien, daß mir die Vernunft wiedergekehrt sei, „jetzt wird der Caballero bald mich nicht mehr brauchen ... und wenn nichts Neues vorfällt, kann er in vierzehn Tagen oder drei Wochen schon seine Reise fortsetzen! Verstehen Sie mich, Sennor?" fragte er, als ich ihn erstaunt ansah.

„Ich höre und verstehe wohl, was Sie sagen," erwiederte ich; „aber ich begreife den Sinn Ihrer Worte nicht, — wo bin ich? wer sind Sie?"

„Ja so!" erwiederte der andere. „Ich muß Ihnen dies alles erklären. Sie befinden sich in der posada del buen viage in Velez el Rubio und ich bin der Dr. Pablo Ejea — para servir à usted (Ihnen zu dienen) — welcher Sie seit neun Tagen behandelt."

„Neun Tage?" sagte ich fast außer mir vor Staunen.

„Ja, ja!" antwortete der Arzt, „Sie hatten eins der schönsten Haidenfieber, die ich gesehn!.. Wer aber in aller Welt hat Ihnen den guten Rath gegeben, an einem nebligen Tage von Caravaca hierher zu kommen? Wußten Sie denn nicht, daß die Fieber, welche man auf der Haide bekommt, oft tödtlich sind?"

Ich erklärte ihm meine völlige Unwissenheit und erzählte ihm, wie es zugegangen war, daß ich diesen Weg eingeschlagen hätte! Von ihm erfuhr ich auch, daß Antonio am folgenden Tage wieder abgereist sei, nachdem der Juez de primera instanza (Kreisrichter), dem man meine Papiere und meine Börse übergeben, ihn bezahlt hatte.

Meine Besserung ging sehr rasch vorwärts; nachdem die Krankheit durch häufiges Trinken einer gräulich schlecht schmeckenden Infusion von Olivenblättern besiegt war, erholte ich mich von Tag zu Tag mehr und konnte schon am fünfzehnten oder sechzehnten Tage aufstehen, und einige Tage später sogar, auf den Arm meines Arztes gestützt, einen kleinen Spaziergang unternehmen.

Ich wurde in Don Pablo Ejea sehr angenehm getäuscht; denn gewöhnlich sind die spanischen Aerzte nicht allein sehr unwissend in ihrem Fache, sondern sie besitzen auch überhaupt sehr wenig allgemeine Bildung. Hier fand ich das Gegentheil; ich hatte an mir selbst die schlagendsten Beweise seines medicinischen Wissens, und in den langen Unterhaltungen, die wir zusammen hatten, entdeckte ich in ihm eine so vielseitige Bildung und Belesenheit, wie man sie in Spanien sehr selten findet. Er schien mir aufrichtig zugethan und gestand mir, daß es schon längst sein Wunsch gewesen wäre, mit einem Deutschen in nähere Verbindung zu treten.

Als er erfuhr, daß ich Architect sei und die Reise nach Granada mache, um die Alhambra nicht allein zu sehen und zu bewundern, sondern um sie zu studiren, meinte er, daß dies wohl nie einem Franzosen eingefallen sein würde, welche alljährlich Dutzende von Beschreibungen des maurischen Königspalastes publicirten, aber nie ein wirklich wissenschaftliches Werk über die Architectur der Alhambra geschrieben hätten. — In einem Punkte täuschte sich jedoch mein braver Aesculap, nämlich in seiner Vorhersagung, daß ich in vierzehn Tagen meine unterbrochene Reise würde fortsetzen können. Ich war genesen, und machte täglich darin Fortschritte, aber ich war schwach und matt, und es schien mir, daß ich vielleicht noch lange nicht würde im Stande sein, einige Stunden zu Pferde zu sitzen.

„Wissen Sie, was Ihnen am nützlichsten wäre?" sagte Don Pablo eines Tages, als wir von einem Spaziergange zurückkehrten, „eine Luftveränderung!"

„Das glaube ich auch," erwiederte ich, „aber sehen Sie mich an, wie soll ich wohl jetzt eine Reise unternehmen?"

„Eine Reise braucht es auch nicht zu sein," antwortete er, „ich würde Ihnen vorschlagen, auf ein Paar Tage nach Velez el Blanco, welches ja nur eine halbe Meile von hier liegt, zu ziehen; es liegt höher als Velez el Rubio und die Luft ist dort schärfer und gesünder."

„Wie Sie wollen, Don Pablo," erwiederte ich, „ich bin in Ihren Händen!"

„Das Schlimmste ist nur, daß es gar keine bewohnbare Posada (Wirthshaus) in Velez el Blanco gibt, da dieses Städtchen dermaßen von der Landstraße entfernt liegt, daß nie ein Fremder dort durchkommt .... was thun?... Doch halt! da kommt mir eine kostbare Idee ... haben Sie Furcht, ein einsames Schloß zu bewohnen, dessen Mauern Ihnen Geschichten erzählen können, daß Sie eine andre Art von Fieber überfallen wird?"

„Sie scherzen, Don Pablo!"

„Wahrhaftig! das müssen wir ausführen, Sie bleiben vierzehn Tage im Schlosse von Velez el Blanco und ich will meinen Namen verlieren, wenn nicht die letzte Spur Ihres Haidenfiebers verfliegt; denn die Luft dort oben ist die gesündeste, die ich kenne, und der Herzog hätte gescheiter gethan, sein Hospital dort oben und sein Schloß hier unten zu bauen!"

„Wie?" rief ich, „das Schloß von Velez el Blanco ist vom Herzoge von Alba erbaut?"

„Gewiß, und gehört seinem rechtmäßigen Nachkommen, dem Grafen von Bellanda, der auch den Titel Marques de los Velez trägt."

„Aber der heutige Herzog von Alba?" fragte ich erstaunt.

„Bah," antwortete Don Pablo, „stammt nur ganz entfernt von dem großen Herzoge ab, obgleich er seinen Namen und Titel trägt. Er stammt vom Marschall von Berwick, dem natürlichen Sohne König Jacobs von England! Er führte einen langen Proceß mit dem Grafen von Bellanda, um den Besitz des Marquesats von Velez, zu dem das Schloß gehört, hat ihn aber verloren."

„Und bewohnt der Graf das Schloß?" fragte ich weiter.

„Der Graf hat seit länger denn fünfzehn Jahren Spanien verlassen und hat einen Schwur gethan, es nie wieder zu betreten! Also hab' ich Ihre Zustimmung, Caballero?"

„Nicht allein meine Zustimmung, Herr Doctor, sondern auch meine Bitte, mich sobald wie möglich nach Velez el Blanco zu schaffen und meinen besten Dank im voraus!"

An demselben Abend besuchte mich Don Pablo noch einmal und zu meinem nicht geringen Erstaunen sagte er mir, daß er schon in Velez el Blanco gewesen wäre und alles mit dem Intendanten des Grafen arrangirt hätte. Ich könne im Schlosse wohnen so lange es mir beliebe, der Castellan habe schon Befehl erhalten, mir ein Zimmer in Ordnung zu bringen, und er, Don Pablo, welcher das Schloß so gut wie der Castellan kenne, habe diesem das Zimmer angegeben, welches ich bewohnen sollte.

„A propos, Don Carlos" rief er im Abgehen (denn man hatte meinen guten deutschen Carl in einen wohlklingenden Don Carlos verwandelt, seitdem ich die Pyrenäen überschritten) „nehmen Sie sich nur in Acht, daß wenn die Luft von el Blanco Sie vom Haidenfieber heilt, Sie nicht von einem andern Fieber ergriffen werden, wogegen man mir in Salamanca kein Heilmittel angegeben hat."

„So, so!" erwiederte ich lachend. „Sie meinen das Furchtfieber, welches mich im Schlosse des blutgierigen Herzogs —"

„Nein! Nein!" sagte der Arzt, indem er mit dem Kopf schüttelte und halb ernst, halb traurig lächelnd fügte er hinzu: „Der Castellan des Schlosses Diego Perales hat eine Tochter, sie heißt Mercedes."

„Nun?" fragte ich, „was hat die Sennorita Mercedes Perales mit meinem Fieber zu thun?"

„Sie hat gar merkwürdige Augen," fuhr Don Pablo nach einigen Secunden Stillschweigens fort, „und wenn man einmal hineingeschaut hat, ist es fast unmöglich, seinen Blick wieder abzuwenden, sie hat eine wunderbare Stimme, und wenn man sie einmal gehört hat, dann lauscht man wachend und träumend und glaubt sie immer zu hören; es ist ein fremdartiges Mädchen, und wenn man sie einmal gesehen und sieht sie nicht wieder, dann vergeht man vor Traurigkeit. Hüten Sie Ihr Herz, Caballero; denn die Wunden, welche die Augen der Mercedes schlagen, heilen nie wieder auf Erden!

„Bis morgen!" fuhr er fort, indem er mir die Hand reichte, „ich werde Ihnen einen Maulesel verschaffen, auf dem Sie so bequem wie auf Ihrem Armstuhl sitzen. Gute Nacht, Caballero!"

Ich schlief wenig in der folgenden Nacht, mein Geist beschäftigte sich unaufhörlich mit diesem Abenteuer, welches mich zuerst bis an den Rand des Grabes brachte, und welches jetzt versprach, mich für lange Jahre geistiger Ruhe, die ich damals mit dem Namen „Prosa des Lebens" bezeichnete, reichlich zu entschädigen! Ich sagte mir, daß ich in den nächsten Nächten vielleicht in demselben Gemache ruhen würde, in welchem jener kalte Henker, den man uns in Deutschland schon als Knaben hassen lehrt, auf neue Unternehmen gesonnen;

ich entsann mich, das letzte Mal, als ich in Deutschland im Theater war, den Egmont von Goethe gesehen zu haben, ich dachte an Wilhelm von Oranien, mehrere Episoden der Schlacht bei St. Quentin kamen mir ins Gedächtniß zurück und, als ich endlich einschlief, träumte mir, ich wäre wieder im Theater und sähe den Don Carlos, und, worüber ich erstaunte, war, daß man die Königin nicht mehr Elisabeth, sondern Mercedes nannte, daß der verzweifelnde Prinz, welcher sich ihr zu Füßen warf, so bleich aussah, als wenn ein langes Fieber ihn gequält, und daß er einem Manne ähnlich sah, dessen abgemagerte Züge ich kurz zuvor im Spiegel betrachtet hatte.

II.

Am andern Nachmittage war ich im Schlosse von Velez el Blanco eingerichtet. Ich war wirklich noch sehr schwach, denn dieser langsame halbstündige Ritt auf einem Maulthiere hatte mich dermaßen angegriffen, daß, als das Thier den Hügel hinaufschritt, Don Pablo und sein Diener mich halten mußten. Auch mußte mich letzterer in mein Zimmer tragen, denn ich war unfähig die Treppen hinaufzusteigen.

Am folgenden Tage hatte ich mich schon so weit erholt, daß ich aufstehen und bis ans Fenster gehen konnte. Ein herrlicher Anblick bot sich mir dar. Am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß gebaut war, lag das Städtchen Velez el Blanco und von da zog sich der Abhang bis zu einer unabsehbaren Ebene, die, wie ich später erfuhr, sich bis nach Murcia hinerstreckt, und in der sich prangende Maisfelder zwischen Oliven-, Apfelsinen- und Citronenhainen hindurchwinden. Mitten in der Ebene, einige Meilen von Velez el Blanco, liegt die noch sehr gut erhaltene Ruine eines maurischen Schlosses, das Castel von Ziquena genannt, in dem jetzt zahlreiche Schwärme wilder Tauben nisten, die mehrere Male des Tages, wenn sie ein- und ausfliegen, einige Secundenlang über dem Schloß des Herzogs von Alba schweben und dann sich in die jenseitige Ebene verlieren!

Ich saß am Fenster meines Zimmers und schaute auf die herrliche Landschaft, als ich klopfen hörte, und da ich meinte, daß es die Magd wäre, die einzige lebendige Person, welche ich seit dem vorigen Tage im Schlosse gesehn, rief ich einfach: „adelante“ und drehte mich nicht einmal um, als die Thür auf und bald darauf wieder zugemacht wurde. Eine Männerstimme, welche einige Minuten später an mein Ohr klang, erschreckte mich fast, denn sie war furchtbar tief und hatte einen eigenthümlich ernsten Ton. Ich drehte mich schnell um und sah vielleicht die groteskeste Figur vor mir, die ich je in meinem Leben gesehen habe.

Er, denn es war ein Mann, obgleich kein einziges Haar in seinem Gesichte war, und er ein schwarzseidenes Taschentuch um den Kopf gewunden trug, er war wenigstens sechs Fuß groß, aber dabei dermaßen mager, daß er noch viel größer erschien. Sein Oberkörper war nach vorne gebeugt und seine langen Arme hielten einen Stock zwischen seinen knochigen Fingern, deren einer so lang erschien wie eine gewöhnliche Hand.

„Ew. Gnaden gehorsamster Diener, Diego Perales, Castellan des Schlosses,“ sagte er mit einer Stimme, welche aus einem Violoncell zu kommen schien.

Ich stand auf und sagte ihm einige verbindliche Worte über die Einrichtung meines Zimmers, welche er, wie ich dachte, besorgt hatte. — „Ist nicht meine Sache gewesen,“ antwortete er, „hat die Sennorita, Donna Mercedes Perales besorgt!“

Ich fand es komisch, daß er seine Tochter Sennorita (Fräulein) nannte, doch da dies beim hohen Adel fast immer geschieht, dachte ich, daß der Castellan sich als einen Theil der Familie seines Herrn betrachte und dessen Familiengebräuche copire, und mußte unwillkürlich lächeln. Der Castellan täuschte sich über die Bedeutung dieses Lächelns, denn er verzog seinen ungeheuern Mund zu einer Art von Grinsen und sagte: „Nicht wahr, die Sennorita hat viel Geschmack, gerade, als ob sie eine Gräfin oder Herzogin wäre und nicht die leibliche Tochter Ew. Gnaden gehorsamsten Dieners, Diego Perales, Castellan des Schlosses.“

Ich wußte nicht, was ich meinem langen Hüter antworten sollte, und wollte eben eine Frage über die Umgegend an ihn richten, als von neuem an die Thüre geklopft wurde, und auf mein Hereinrufen Don Pablo eintrat. Ich glaubte, daß dieser irgend einen Gruß an den Castellan richten würde, nachdem er mir die Hand gereicht und sich nach meinem Befinden erkundigt hatte; aber wie erstaunte ich, als er ihn barsch anfuhr und ihm befahl, das Zimmer zu verlassen.

„Ew. Gnaden gehorsamster Diener,“ brummte die lange Figur mit tiefer Grabesstimme, indem sie zur Thüre hinaushuschte.

„Werfen Sie den Menschen zur Thüre hinaus, wenn er Sie belästigt,“ sagte Don Pablo. „Er hat Befehl, nur auf Ihr Verlangen bei Ihnen zu erscheinen! Ich begreife nicht, wie er es gewagt hat, ungehorsam zu sein!“

Ich erzählte meinem Freunde in wenigen Worten, wie der Castellan erst seit wenigen Minuten da wäre und wie mich sein Eintritt fast erschreckt hätte. Don Pablo schien äußerst unwillig über diese Scene, furchte die Stirne und ergriff meinen Puls, indem er noch einen ziemlich derben Ausdruck, welcher dem Castellan galt, zwischen den Zähnen murmelte.

„Ich komme, mich auf ein Paar Tage von Ihnen zu verabschieden,“ sagte er zu mir, „ich muß heute Nacht nach Almeria, wohin man mich zum Marquis von Albaida ruft, denken Sie sich, was meine Herren Collegen in der Hauptstadt der Provinz sagen werden, wenn sie einen Dorfarzt am Krankenbette des Marquis sehen.“

„Aber was werde ich thun,“ sagte ich; „wenn mein Fieber wiederkommt?“ — „Ach! es wird nicht kommen!“

„Aber, wenn es doch käme? was soll ich thun? den hiesigen Doctor rufen lassen?“ — Don Pablo zuckte die Achseln.

„Wissen Sie,“ sagte er, indem er sich mir näherte, „aber sagen Sie es niemanden, daß ich Ihnen den Rath ertheilt habe, behalten Sie lieber Ihr Fieber und lassen Sie den hiesigen Arzt nicht rufen.“

Ich lachte. „Ich will hoffen,“ sagte ich, „daß mein Fieber ein für alle Male weg ist, und wenn es dennoch während Ihrer Abwesenheit wiederkömmt—“ „Dann lassen Sie die Sennorita Mercedes rufen,“ unterbrach mich Don Pablo, und sein Gesicht, auf das ich zufällig blickte, war mit einem Male ganz ernst geworden.

„Lassen Sie die Sennorita Mercedes rufen,“ sagte er, „sie kennt alle Kräuter des Gebirges, und hat auch so viele Haidenfieber beobachtet, daß sie Ihnen leicht einen Heiltrank machen kann!“

„Sie spannen wirklich meine Neugier, Doctor,“ sagte ich, „und ich wünsche sehnlich den Augenblick herbei, dieses Wunderfräulein zu sehen, welches die Herzen verwundet und Kräuter kennt, um das Fieber zu heilen.“

Ein Blitz schoß aus den Augen Don Pablos. „Man möchte schwören, daß Sie ein Franzose sind, Caballero,“ sagte er mit ziemlich schneidender Stimme; „Ihr Geist hat eine Tournüre, welche ganz zum Epigramme paßt!“

Ich begriff, daß ich ihm, ohne es zu wollen, weh gethan hatte, und machte die Sünde meiner Zunge durch einen herzlichen Händedruck wieder gut.

Wir plauderten noch eine Zeitlang, dann verabschiedete er sich, indem er mir den Rath gab, mich soviel wie möglich in der freien Luft zu bewegen, auch empfahl er mir noch den Besuch einer Terrasse, von wo ich die schönste Aussicht über die ganze Umgegend genießen und zu gleicher Zeit die frische Gebirgsluft einathmen konnte.

Hatte diese Luft wirklich die wohlthätige Kraft, von der Don Pablo sich so viel für meine Heilung versprach, oder hatte meine jugendlich kräftige Constitution das Uebel besiegt, ich weiß es nicht, aber am nächstfolgenden Tage gelang es mir schon, allein die Treppe hinunterzugehen und den Platz aufzusuchen, welchen mir der Arzt bezeichnet. Ich fand dort wirklich alles, was dieser mir gerühmt, herrliche Aussicht und frische erquickende Luft! Ich ließ mir daher von der Magd, die mich bediente, einen Armstuhl bringen, und da ich mein Album mitgenommen hatte, begann ich das Castell von Ziquena, welches ich ganz deutlich im Thale sah, zu zeichnen. Einige Stunden waren wohl verflossen, seitdem ich mein Zimmer verlassen, als ich mich dermaßen gestärkt fühlte, daß ich wünschte, mir das Schloß, welches ich bewohnte, genau von außen anzusehen. Ich stand daher auf und wollte eben die Terrasse hinuntersteigen, als ich das eigenthümliche Geräusch vernahm, welches die Seide hervorbringt, wenn sie im Vorbeistreifen einen harten Gegenstand berührt. Ich beschleunigte, so viel ich konnte, meine Schritte, und in dem Augenblick, als ich am Fuß der Treppe war, erblickte ich eine weibliche Gestalt, welche in den Garten, den man mit vieler Kunst und Ausdauer auf dem Felsen angelegt hatte, trat.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mich die Neugier jegliche Discretion vergessen ließ. Ich errieth, daß die so eben im

Garten verschwundene Gestalt Donna Mercedes; die Tochter des Castellans war, und Don Pablo Ejea hatte meine Erwartung auf eine solche Weise gespannt, daß ich — ihr in den Garten folgte!

Ich will nicht versuchen, die Gestalt, das Gesicht, die Haltung des jungen Mädchens, welches ich bald vor mir sah, zu beschreiben. Jeder weiß, daß die Spanierinnen nicht allzugroß sind, einen blassen Teint mit etwas gelblichem Anflug haben, und daß ihre Augen dunkel und feurig sind. Weiter könnte ich von Donna Mercedes auch nichts sagen, und doch war sie die schönste von allen Spanierinnen, die ich je gesehen! Ich mußte mich an die Wand lehnen, ich war wie geblendet; es schien mir, als ob das Fieber mich von neuem ergriffen und mir eine seiner phantastischen Erscheinungen vorgeführt hätte!

Endlich fand ich so viele Kraft wieder, mich ihr zu nähern und sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich sie hier aufgesucht habe, aber, fügte ich hinzu, meine Ungeduld ihr für ihre freundliche Aufmerksamkeit in der Ausschmückung meines Zimmers, zu danken, wäre so groß gewesen, daß ich die erste Gelegenheit, die sich mir dargeboten, benutzt hätte, um mich ihr vorzustellen. Sie antwortete mir in einfachen, doch höchst gewählten Ausdrücken; auch hier hatte Don Pablo mir recht berichtet, der Klang ihrer Stimme war wunderbar, und hierin machte sie eine Ausnahme von ihren Landsmänninnen, bei denen man sehr selten einen reinen Klang der Stimme vernimmt.

„Don Pablo hat mir den Rath gegeben, mir bei Ihnen Vorschrift zu holen, Sennorita,“ sagte ich, „wenn das Fieber mich wieder ergreift, wollten Sie die Kur vollenden, welche Ihr Freund angefangen?“

Später erst begriff ich, daß diese Frage außerordentlich dumm war, jedoch ich hätte damals in meinem betäubten Geiste nichts Gescheiteres finden können. Auch begriff ich nicht, warum Donna Mercedes mich so groß ansah und dann fast mitleidsvoll lächelte.

„Sehr gerne, Caballero,“ sagte sie, „wir haben hier eine ganze Hausapotheke von Gebirgskräutern, die in vielen Fällen besser wirken als alle Medicinen; sehr gern will ich Ihnen irgend einen Thee bereiten, der Ihnen gewiß nicht schädlich sein wird.“ Sie schwieg, und ich wußte nicht was ich sagen sollte! Die Lage war kritisch, denn ich sah es ganz gut, daß Donna Mercedes nichts sehnlicher wünschte, als von ihrem Gaste befreit zu sein und allein im Garten zu bleiben. Doch für mich war das der Tag der Unschicklichkeiten, ich blieb und nach und nach kam mir auch die Zunge wieder, ich fing an, ihr von diesem und jenem zu erzählen, von Madrid und von dem letzten Stiergefechte, dem ich beigewohnt, in dem der brave Montes, die erste espada (Degen) Spaniens nur mit Mühe sein Leben gerettet hatte, von der Königin, welche das lebhafteste Interesse für den Torreador bezeugt hatte, in einem Worte, von allem, was mir in den Sinn kam und was, wie ich deutlich sah, sie wenig interessirte.

„Denken Ew. Gnaden lange in Granada zu bleiben?“ fragte sie mich endlich.

„Fünf bis sechs Monate,“ antwortete ich, „dann will ich nach Malaga, Gibraltar und Cadix, im Vorbeireisen will ich mir die Galeere von Ceuta auf der afrikanischen Küste ansehen!“

„Ceuta!“ rief sie und eine glühende Röthe bedeckte plötzlich ihre bleichen Wangen, doch einen Augenblick darauf sah sie mich ruhig wieder an und fragte mich, was dort denn Sehenswerthes sei!

„O, gar wenig,“ erwiederte ich, endlich froh ein Thema gefunden zu haben, worüber ich doch sprechen konnte, „aber ich habe einer armen alten Frau in Burgos, bei der ich wohnte, versprechen, nach Ceuta zu reisen und ihr von da aus zu schreiben, und ich will es thun.“

„Dürfte ich Sie fragen, Caballero, welch ein Interesse Ihre Wirthin in Burgos hatte, daß Sie ihr gerade von Ceuta schreiben sollten!“

„Unglücklicherweise ein ihr sehr nah gehendes,“ erwiederte ich, „ihr Sohn ist Galeerensklave.“ Ich erwartete irgend einen Ausruf des Bedauerns von den schönen Lippen des jungen Mädchens, besonders da in den politischen Wirren der Neuzeit gar viele Familien eins ihrer Mitglieder auf der Galeere hatten — doch sie wandte sich ruhig um, pflückte ein Blatt und rollte es zwischen ihren Fingern.

„Es ist schrecklich,“ fuhr ich fort, „wie dieser Bürgerkrieg die Familien zersplittert hat. Meine Wirthin in Burgos war eine reiche und geachtete Dame, sie hatte drei Söhne und eine verheirathete Tochter, jetzt ist sie arm und steht allein in der Welt; ihr ältester Sohn fiel bei Luchana, ihr zweiter wurde füsilirt, der jüngste ist in Ceuta, und ihre Tochter hat sich mit ihrem Manne nach Frankreich geflüchtet, und das alles aus keinem andern Grunde, als weil diese Familie ihrem legitimen Fürsten treu bleiben wollte! Es ist wirklich erschrecklich, wenn man daran denkt!“ Donna Mercedes hob ihren Blick zu mir empor. „Sind Sie Carlist, Caballero?“ fragte sie mit etwas unruhiger Stimme.

„Mein Fräulein,“ erwiederte ich, „wenn man einige Monate lang die Wirthschaft in Madrid mit ansieht, und wenn man erfährt, daß das die Resultate der Freiheit sein sollen, so sehnt man sich nach einer andern Regierung, ich versichere es Ihnen, und wäre es auch die des Stammhalters Ihres Herren, des philanthropischen Herzogs von Alba!“

„Spotten Sie nicht, Caballero,“ sagte Donna Mercedes mit fester Stimme, „der Herzog kämpfte für seinen Glauben, kämpfte gegen Ketzer, und gegen Ketzer ist alles erlaubt!“

Ich schwieg und dachte an den Traum, den ich in der letzten Nacht gehabt hatte, die ich in Velez el Rubio zubrachte, Don Carlos mit der Königin, in einem Garten, sprechend von Medicinen und Politik!

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter des Wiesenthales.

Hab' mich wieder einmal im schönen Süden unseres Vaterlandes und zwar im Badischen Lande mit seinen fruchtbaren Ebenen und herrlichen Bergen wochenlang aufhalten und hin und her pilgern dürfen. Nun ich längst wieder daheim, klingt dieser und jener Ton der Reise mir noch nach, tritt das eine und andere Bild aus derselben mir wieder frisch und lebendig vor die Seele. Welch schönes Land, das schmale, langgestreckte Baden, das bedeutendste unserer deutschen Großherzogthümer, einem Königreiche gleich zu schätzen — ein Garten Gottes von einem Ende seiner Grenzen bis zum andern. Der Maßstab ist gar zu winzig, wenn mein Freund es im Humor „ein Ländel wie ein Bändel,“ oder gar wie ein „Strumpfbändel“ nennt, oder aber es ist dies nach dem Maße des „Halbstiefels Italien,“ dieses „Fußes Europas“ gemeint. Im Norden unseres Vaterlandes kennt man Baden wenig, wie es ist; die einen sehen es zu licht, manche zu dunkel. Mir aber, der es seit fast 20 Jahren durchstreift, seine Thäler besucht, in seinen Dörfern und Städten einkehrt und mit den Menschen anknüpft, und Auge und Sinn dafür hat, daß es nicht blos geographisch, sondern auch in der göttlichen Reichsgeschichte der vorgeschobenste Posten unsers Vaterlandes ist, wo daher Früchte zeitigen, die anderwärts noch auf sich warten lassen; mir ist das Land eine Herzensheimat geworden.

Doch ich will hier nicht von dem saftigen Grün der Schwarzwaldwiesen und den dunkeln Schatten seiner riesigen Tannen reden, wie sie meines Wissens kein anderes Gebirge aufzuweisen hat, sondern nur von einem Manne, der aus dem schlichten Volke hervorgegangen und emporgestiegen, mit seinem Herzen und Verständniß immer in diesem Volke daheim geblieben ist, und von dem mir an sehr verschiedenen Punkten Erinnerungen entgegentraten, von Johann Peter Hebel. Männer und Frauen sah ich, im Süden und Norden des Landes, die ihn gekannt und geliebt, auch wohl als Kinder vor ihm als ihrem Examinator auf der Schulbank gesessen hatten. Ich lausche gar zu gern solchen Zügen von bedeutenden Männern, wie sie noch in der Erinnerung leben; man lernt dadurch oft tiefer in ihr Herz und Wesen blicken, als durch breitspurige Biographien. Welch große Bedeutung aber Hebel hatte, ist von unserm Volk gebührend anerkannt worden.

Hebel war bekanntlich Badischer Prälat und als solcher oberster evangelischer Geistlicher des Landes und an der Spitze des gesammten Schulwesens desselben. Doch das ist es nicht, weshalb ihn jedes Kind kennt. Auch seine biblischen Geschichten sind nicht gerade das, was ihm ein besonderes dankbares Andenken hat sichern können, sondern es ist der unübertreffliche Volksdichter allemannischer Zunge, und „Rheinische Hausfreund“ mit seiner unvergleichlichen Naivetät, seinem Volkswitz und Humor, der uns in seiner sinnigen und frommen Weise immer lieber wird.

Es ist, als sollte uns das Behalten der wichtigen Tage berühmter Männer oft besonders leicht gemacht werden. Wie Luther, der Vater des deutschen Kirchenliedes am 10. Nov. seinen Geburts-



Der Rheinische Hausfreund im Wiesenthal.

tag, und Schiller am gleichen Tage den seinigen hat, so feierte man 1860 in den über den ganzen Erdboden zerstreuten Brüdergemeinden am 9. Mai den 100jährigen Todestag ihres Gründers, des innig zarten Sängers Zinzendorf, und Tags darauf, am 10. Mai, im Badischen Lande den 100jährigen Geburtstag Johann Peter Hebels. Gleich Luther ist er auf der Reise geboren, nämlich in der guten Stadt Basel, und wie jener auch auf der Reise gestorben, in Schwetzingen bei Mannheim, wo man ihm auch vor einigen Jahren ein Denkmal setzte. Aelter als dieses Denkmal ist Hebels Büste, die sich im Garten hinter dem Karlsruher Schlosse an einem Kreuzwege findet, mit der trefflichen Inschrift aus Hebels „Wegweiser:"

„Und wenn du amme Chrüzweg stöhsch,
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth."

Wie Hebel in der flachen Rheinebene seinen größten Wirkungskreis hatte und sein Ende fand, so ist sein Heimatsdorf Hausen einer der lieblichstgelegenen Orte der äußersten Schwarzwaldberge. Ganz im Cirkel umgibt ein Kranz von Bergen das heimliche Dorf mit seiner freundlichen Kirche. Hebels Elternhaus ist ein schlichtes, aber nettes altes Schwarzwaldgebäude, dem nach der Sitte des Landes das geschnitzte Holzwerk und eine heimliche Gallerie nicht fehlen. Der Großvater des gegenwärtigen Besitzers, Johann Georg Röther, kaufte es von Hebel oder dessen Mutter. Es trägt eine hölzerne Tafel mit der Inschrift:

„Hebels,
des allemannischen Sängers
Heimathaus."

Doch hat das Haus auch noch nach deutscher Sitte eine besondere alte Inschrift:

„Wonn Näd und Haß brent
Wie ein Feuer,
Wär Holz und Kohlen nicht zu theuer. 1763."

In der Nähe der Kirche auf schön bepflanztem und umgittertem

Raume steht ein Monument mit Hebels Büste. Es trägt folgende Inschrift:

Johann Peter Hebel,
Badens erster Prälat,
lieblicher, allemannischer Sänger
und gemüthlich heiterer Volks-Erzähler.

Gegründet zu seiner 100jährigen Geburtsfeier am 10. Mai 1860 von den Einwohnern seiner Heimatgemeinde und auswärtigen Verehrern.

O lueg wie 's flimmert
Wit und breit,
in Lieb und Freud
und Einigkeit.
's macht kinem andre
's Lebe schwer,
wenn 's doch doniede
au so wär!

Ne Freudestund isch nit verwehrt,
me g'nießt mit Dank,
was Gott beschert;
me trinkt e frische, frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder
's Schaffe guet.

Hierher in seine engste Heimat kehrte Hebel immer wieder bis in seine alten Tage zurück, in Hausen blieb er zu Hause; darum war's dann auch nicht ein flüchtiger Besuch, sondern wenn es sein konnte, ein Aufenthalt, gern auch in Begleitung anderer Herren und Freunde. Nicht weit davon hatte er auch noch eine andere Herzensheimat gehabt, die der Braut und Liebe seiner jüngern Jahre. Die bekannte Pfarrtochter Gustave lebte im Dorfe Weil an der Tüllinger Höhe, nahe bei Lörrach. Warum er sie nicht heirathete? — Er pflegte wohl später zu sagen: „Als ich heirathen wollte, konnte ich nicht; und als ich heirathen konnte, wollte ich nicht!" Vielleicht entsprach ihr Gemüth später doch nicht ganz dem, was das seinige in einer Frau bedurft hätte. Doch gehörte ihr auch später seine Achtung und Freundschaft und manche Beziehung in seinen Gedichten. In einem Pfarrhause am Schwarzwalde fand ich Hebels Schreibtisch; der jetzige Besitzer hat ihn einst in einer Auction ersteigert und den Namen des ursprünglichen Eigenthümers daran setzen lassen. Dies Andenken ist ihm um so lieber, als er mit der Familie der Gustave in näherer Beziehung stand, auch einst ein von ihren fleißigen Händen gesponnenes Stück Leinwand von ihr zum Geschenk erhalten hatte. Doch will er den Schreibtisch dem Hebel-Verein schenken, der des Dichters Familienhaus in Hausen zu erwerben und darin alle zu erlangenden Hebeliana aufzustellen gedenkt.

Eine alte würdige Dame, die mich von Schopfheim nach Hausen begleitete, erzählte mir in dem zwischen beiden Orten liegenden Dorfe an einem Gehöfte: „Die Frau dieses Hauses war eine nahe Freundin der Gustave. Hebel war schon oft dort eingekehrt. Einst kam er mit „Karlsruher Herren" hier durch und trat mit ihnen ein. „Ich will doch die Hausfrau begrüßen," sagte er; die Herren gingen mit ihm. Unten war das Haus offen und leer. Da rief er ihren Namen: — „Katharine!" Und von oben antwortete die Bäuerin; Hebel hatte aber die Stimme ihres Mannes, der auf dem Felde war, so täuschend nachgemacht, daß sie in der Meinung, diesem zu antworten, auf das wiederholte „Katharine!" hinunterrief: „Ja, ja, ich muß doch erst die Schnitz hier in die Schürze raffen; ich komme gleich!" Endlich nach wiederholtem Rufen kommt die Frau mit der gefüllten Schürze die Treppe hinunter und vor sich hinredend, ohne aufzublicken: „Wenn Du heimkommst, meinst Du, ich müßte immer gleich dastehen," sieht sie erst auf, als sie den Prälaten unmittelbar vor sich hat, dessen Begleitung nun auch aus ihrem Versteck hervortrat.

Schüler und Schülerinnen in Karlsruhe, jetzt theils schon ergraute Häupter, erinnern sich noch mit jugendlich frischer Freude der blanken neuen Kreuzerstücke, die Hebel, der ein so großer Kinderfreund war und doch für sich selbst der Häuslichkeit entbehrte, unter sie vertheilte, wenn er zur Schulprüfung kam.

Ein greiser Pfarrer, der damals noch auf der Schulbank einer Elementarklasse saß, erzählt, daß einst bei einer öffentlichen Prüfung auch gefragt wurde: „Was ist Gibraltar?" Einer seiner Mitschüler antwortete: „ein feuerspeiender Berg!" Prälat Hebel mußte lachen und bemerkte: „ist auch gut!"

Einst gingen ein Paar Predigtamtscandidaten von Durlach nach Karlsruhe, gewiß mit etwas schwerem Herzen, denn sie waren auf dem Wege zur Prüfung. Unterwegs begegnete ihnen ein kleiner verwachsener Jude, den damals Jedermann in und um Karlsruhe kannte und als freundlichen Menschen liebte. Es war zur Osterzeit, und der Israelit schenkte ihnen ein Paar Stücke jüdischen Osterfladen. Der eine Candidat steckte diese in seine Tasche, denn es war ihm gerade nicht zum Essen zu Muthe. „Ach," bemerkte er, „wenn ich nur durchs Hebräische ordentlich durchkomme, da fühle ich mich besonders schwach." — Jetzt stehen sie vor der Prüfungskommission, und derselbe geängstigte Candidat zieht während des Examens im Hebräischen, sei es aus Verlegenheit oder aus Bedürfniß, das Taschentuch heraus. Unglücklicher Weise fällt aber dabei der „Mazzen" mit heraus und zerbröckelt auf dem Boden. Prälat Hebel sieht die andern Examinatoren lachend an und sagt: „Der kann besser Hebräisch als wir."

Hebel war nicht reich. Einmal hatte er gern die Hand zum Freudemachen und Wohlthun offen, dann aber hatte er auch sein Erspartes durch das Falliment eines Karlsruher Bankiers eingebüßt. In einer Gesellschaft machte er einst diesen Verlust zum Gegenstande eines Räthsels. „Was ist das, meine Herren," sagte er,

„Das erste verschlingt mich nicht,
Das andere verschling' ich,
Das Ganze verschlingt mich — ?"

Gewiß, aufs Meer wäre er, der Sohn der Berge, nie gegangen, der fallirte Bankier aber hieß Meerwein.

Hebel war einst mit verschiedenen Freunden zusammen; jeder gab sich, wie er war; jeder hatte seine besondern Ansichten und Meinungen, sein System, etwa auch seinen philosophischen Heilsweg, den er vertheidigte. Da hob endlich Hebel in schlichter, schmucklosер Weise an: „Ihr Herren, ich will euch etwas sagen: wenn es aufs letzte kommt und zum Sterben geht, so halte ich es doch mit dem Blute Christi!"

Zum Schluß noch aus: „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem 100. Geburtstage," ein Stück aus einer poetischen Epistel, worin der Prälat und Dr. theol. seinen Freund Hitzig, der im Jahr 1787 als Vicar nach Lörrach kam, dem dortigen Vogt („Vetter Vogt") anempfahl; es ist darin manches, was man im Süden wie im Norden auch heute noch sehr brauchen kann und das etwas zu denken gibt:

Der neu Vicari vo Lörech.

Bringt i'ch [euch] mi Brifli, e brave Heer, und g'mei mit de Lüte.
Sust sind die junge Burst mengmol e wenig phantestig,
Meine, si heige ellei mit Löffln d' Glerjamkeit g'fresse.
Dreck hen si g'fresse, io well! (vor euer Ehre z' vermelde).
Schwetze uf der Chanzle vo weltliche Sache-n-us Büch're,
(S' fräs es ke Hund und ke Chaz) und ziehn i'ch ke gotfälig Sprüchli
Us der Bibel a, — sie wüße bi Gott nit, was drin stot!
B'haupte, Christis der Herr seig's Josephs libliche Suhn g'si,
Heig mit füris [für uns] glitte, seig nit vo de Todten erstande.
Hohl i'ch der Teufel denn au! Die dunderschließigi Läri!
Bringen is no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel.
Und wenn ein vor Chumer und Trübsal schier gar verschmochtet,
Oder wenn ein's Gwisse an sine Sünde-n-erin'ret,
Oder wemme vo hinnen im letzte Stündli soll scheide,
Stöhn sie wie Mulaffe do mit ihrer weltliche Wisheit,
Wüsse nit gix no gax und chönnen ein ebn nit tröste.
Aber der neu Vicari isch ken vo dene. Er predigt
Wie's si ghört no em Text und nit usem hunderst'n ins tausigst,
Het e tröstliche Zuspruch, und führt e christliche Wandel,
Git de Lüte Bscheid, und wenn er d' Bibel vom Schaft lengt,
Herexrisirt [exegesirt] er eim d' Sprüch, so dütlich aß es e Freud isch.
So e Heer muß men ehre. Sind [seid] ordeli, wenn er ins Dorf chunt [kommt],
Machet em ke Verdruß. I will i'ch en grehlumedirt [recommandirt] ha!
Gent [gebt] wohl Achtig uf d' Gmei, und grüßt's Bammarte [Bannwart = Feldhüter] Schwoger!

Hbl., Stbthr [Hebel, Stabhalter*)]

So wie der Zeichner, auch ein Sohn des Wiesenthals, den Rheinischen Hausfreund auf unserm Bilde dargestellt hat, so liebte er es, des Sonntagsmorgens in der Frühe sein schönes Heimatthal zu durchwandern. Und wo er ging, der allverehrte Greis, da grüßten ihn die Buben und Mädchen „Grüeß Gott", und wo er stand, da hatte er ein freundlich Wort für Alt und Jung.

Ich kann mir Hebel nicht schöner denken, als an einem Sonntagmorgen im Wiesenthal, über dem noch heute der volle Zauber allemannischer Poesie ausgebreitet liegt. Da klingen die Glocken von Lörrach und Schopfheim, da blitzen die Wiesen im Thaugeschmeide, da rieseln die unzähligen Wasseradern, da murmelt die Wiese selbst, des Feldbergs liebliche Tochter; eine Lerche schwirrt auf der jungen Sonne entgegen, und da schreitet der alte Herr, ein Nußbaumzweiglein in der Hand und sinnt über einem seiner Lieder, in denen er sein Thal mit allem was drin und dran ist, so herzinnig gefeiert hat.

M. G. W. Brandt.

*) Jeder der Freunde hat einen fingirten Namen. So ist Gäntert der Vogt, d. h. Schulze, (Bürgermeister), Hebel selbst der Stabhalter, was bei uns Schöppe oder Beigeordneter ist.

„Unser Leben währet siebenzig Jahre.“

Von Medicinal-Rath Dr. Wald.

Vor einiger Zeit hatte ein berühmter Naturforscher, Flourens in Paris, den Satz aufgestellt: daß die natürliche Lebensdauer des Menschen nicht weniger als hundert Jahre betrage, von denen die ersten fünfzig Jahre dem zunehmenden, die letzten dem abnehmenden Leben angehörten. Auf physiologische Thatsachen und auf die Entwickelung des Körpers gestützt, nimmt er an, daß die erste Kindheit bis zum zehnten, die zweite bis zum zwanzigsten Jahre dauere. Dann folge die erste Jugend bis zum dreißigsten, die zweite bis zum vierzigsten Jahre. Das erste *Mannesalter* dauere bis zum fünfundfünfzigsten, das zweite bis zum siebzigsten Lebensjahre. Nun erst soll das erste Greisenalter beginnen und zwar bis zum fünfundachtzigsten Jahre dauern, wo dann das zweite mit dem hundertsten Jahre den Schluß mache. — Aber schon *Moses* wußte das besser.

Das ist vollkommen richtig, daß zu dem Wesen jedes Geschöpfes ebenso eine bestimmte Lebensdauer, wie eine bestimmte, nur ihm zukommende Gestalt gehört. Aber während der Umlauf des Lebens der *niedern* Geschöpfe sich innerhalb sehr bestimmter Grenzen bewegt, verhält sich dies anders beim Menschen. Bei ihm scheint in Betreff seiner Lebensdauer die absoluteste Regellosigkeit zu walten. Die meisten sterben schon früher und die Krankheiten, die sie dahin raffen, sind unzählbar in ihrer Veranlassung; ja, es ist in die Willkür der einzelnen gelegt, ihrem Leben ein unnatürliches Ziel zu setzen. Sollte es möglich sein, in diesem Chaos stets wechselnder Zufälligkeiten die Herrschaft eines bestimmten Gesetzes zu entdecken? Es sind etwa 200 Jahre her, seitdem man die Kühnheit gehabt hat, dieser wichtigen Frage näher zu treten. Man erkannte bald, daß weit entfernt von einem blinden Zufalle, die Sterblichkeit des Menschengeschlechts geregelt ist durch eine *göttliche Ordnung*, wie der fromme Sinn der frühern Zeiten das nannte, was heut ein Naturgesetz heißt; daß Leben und Tod, auch dem *Zahlenverhältnisse* nach, sich in unwandelbaren Gesetzen folgen.

Es ist interessant, daß zur Entdeckung dieser Gesetze die *Speculation* geführt hat; nicht die philosophische, sondern die *kaufmännische*. Dies geschah auf folgende Weise. Die Klöster der wohlhabenden und weniger strengen Orden nämlich hatten außer andern Zwecken auch *den* sehr anständiger und sicherer Versorgungsanstalten. Reiche Leute, zaghaft auf das bewegte Leben blickend, erkauften gern ihre Aufnahme darin durch bedeutende Geschenke. Gerechnet wurde hierbei nicht genau, denn die *frommen* Anstalten waren auch *milde*, und das Gewicht des Beispiels, das Verdienstliche des Opfers, glichen das Zuviel oder das Zuwenig aus. Als nun nach der Reformation die Klöster verschwanden, ersetzten in Holland und England, später auch in der Schweiz und Frankreich, *Leibrenten* diesen Theil ihrer Bestimmung. Leibrenten haben zwar einen sichern Tilgungsfonds in der Sterblichkeit der Rentenempfänger; da aber diese eine möglichst hohe Rente haben, die Rentenanstalten aber möglichst genau wissen wollten, wie lange sie die Rente zu zahlen haben würden, so entstand das Bedürfniß nach einer sichern Kenntniß der Sterblichkeitsgesetze.

Sind nun diese selbst nicht aber wandelbar? Sollten die Menschen in frühern Zeiten nicht nur größer und stärker gewesen sein, sondern auch sich einer längeren Lebensdauer erfreut haben? Die Traditionen aller Völker begegnen sich in der Annahme der Heldenmäßigkeit der früheren Geschlechter, und wie oft stellt der alte Homer schon Betrachtungen an über den traurigen Verfall der Menschen „wie sie jetzt sind,“ im Vergleich zu der gewaltigen Größe und Stärke der Vorfahren! Indes, wenn dem so wäre und wenn wirklich die sich folgenden Geschlechter an Leibesstärke und Lebensdauer immer bergab gingen, so müßten wir Epigonen, unsern Vorfahren gegenüber, im Laufe der Jahrtausende in der That schon zu einem Nichts zusammengeschrumpft sein. Vielmehr wissen wir, daß seit dem Beginn der Geschichte, sich in den wesentlichen Lebensbedingungen auf unserem Planeten nichts geändert hat. Diese sind das Klima und die Wärmevertheilung. Schon zu Abrahams Zeiten beachte Canaan *Datteln* und gleichzeitig *Wein* hervor. Kein Land aber, welches heißer ist als Palästina, erzeugt noch Wein, und in keinem, das weniger warm ist, reifen noch Datteln; es trifft hier die Grenze der Dattel mit der des Weinstocks zusammen, und dies findet heute noch, wie vor 4000 Jahren, statt. Daß nun die Menschen damals nicht größer waren, als wir, sehen wir an den Mumien; und daß sie auch nicht *stärker* gewesen sind, an den uns aufbewahrten Waffenstücken untergegangener Nationen, die genau der gegenwärtigen Durchschnittsstärke entsprechen. — Aber auch ihre *Lebensdauer* war der unsrigen gleich. „Unser Leben dauert siebenzig, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre“, heißt es in dem Psalme, der überschrieben ist: ein Gebet Moses, des Mannes Gottes. — Und was damals vor fast viertausend Jahren galt, das ist heutzutage sogar aus dem Volksbewußtsein in die Gesetzbücher übergegangen, welche das Lebensalter eines Verschollenen auf siebzig Jahre setzen. Unveränderlich sind die Gesetze, nach denen die Erscheinungen des Lebens auf dieser Erde ablaufen.

Die Naturbetrachtung lehrt uns dasjenige Gesetz, welches die Lebensdauer der Geschöpfe *im allgemeinen* bestimmt. Je *einfacher* nämlich ein Geschöpf organisirt ist, um so weniger Beziehungen hat es zur Außenwelt, um so rascher erfüllt es den Begriff und Zweck seines Daseins, um so schneller also erfolgt sein Tod. Pflanzen, welche schon im ersten Sommer blühen und Früchte tragen, sterben schon im Herbste, wogegen Sträucher und Bäume, die erst ein gewisses Alter erreicht haben müssen, ehe sie blühen, auch viel länger leben. Dies lehrt uns, aus dem Verlauf der Entwickelung der Geschöpfe ihre Lebensdauer erkennen: *je schneller jene, desto kürzer diese*. Pilze und Schwämme, Infusionsthierchen, die wie im Nu entstehen, sterben auch sehr bald dahin Und bei den höhern Thieren hat die Beobachtung nicht nur ein ganz bestimmtes Verhältniß der Dauer des Fruchtalters, sondern sogar des Säuglingsalters zur ganzen Lebensdauer erkennen gelehrt. Es kommen nämlich auf jede Woche der Säuglingszeit etwa zwei Lebensjahre. Dies trifft auch beim Menschen zu, indem den fünfunddreißig bis vierzig Säuglingswochen siebzig bis achtzig Lebensjahre entsprechen. Sodann ist das *Massenverhältniß* des Leibes von großer Bedeutung für die Lebensdauer. Alle größern Pflanzen und Thiere leben länger als die kleinern Geschlechter, und dies gilt selbst von den Arten derselben Gattung, wie z. B. beim Hunde. Endlich ist auch das Verhältniß der Wachsthumsperiode zur Lebensdauer ein ganz bestimmtes. Was langsam wächst, lebt länger, als was rasch seine volle Größe erreicht. Beim Menschen, welcher länger im Zustande der Unreife verbleiben muß, um die Cultur seines und der frühern Zeitalter sich anzueignen, verhält sich die Zeit seiner Unreife zur ganzen Lebensdauer wie eins zu vier.

Um nun die Sterblichkeitsgesetze des Menschengeschlechts genauer zu erkennen, müssen wir die einzelnen Todesursachen ermitteln, und zusehen, ob diese mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten? Wenn wir nun hierbei unseren Blick auf die *einzelnen* richteten, so würde uns eine absolute Regellosigkeit verwirren; wogegen wir durch eine staunenswürdige Gesetzmäßigkeit frappirt werden, sobald wir den Blick auf die Gesammtheit einer größern Bevölkerung richten.

Alle Todesursachen zerfallen nämlich in vier große Gruppen. Es sind erstens die Altersschwäche, zweitens die Lebensschwäche nach der Geburt, drittens Krankheiten, viertens Selbstmord und zufällige Unglücksfälle.

Die *Altersschwäche*, als nothwendige Todesursache, kennt jeder. Müßte doch, wenn niemand anders stürbe, als bis er das natürliche Lebensziel erreicht, jährlich wenigstens der siebzigste Theil einer stationären Bevölkerung sterben. Aber äußerst merkwürdig ist es, daß von den in einem Jahre geborenen Kindern, vor Ablauf dieses Jahres, ein stets gleichbleibender Theil wieder abstirbt.

Schon vor hundertfünfzig Jahren hat nämlich Kerseboom gefunden, daß der fünfte Theil der Geborenen das Ende des ersten Lebensjahres nicht erlebt. Vor hundert Jahren sodann hat der berühmte Süßmilch die Untersuchungen hierüber wieder aufgenommen und *dasselbe* Resultat erhalten, und endlich ergeben die Massenbeobachtungen, welche man an den vielen Millionen seit 1816 in Preußen geborener Kinder angestellt hat, wiederum eben dasselbe. Machen wir einmal selbst die Probe. Im Potsdamer Regierungsbezirke sind in den drei Jahren von 1859 bis 1861 geboren worden: 108,178 Kinder. Davon starben innerhalb des ersten Lebensjahres 21,177, oder eines von fünf.

Ein ähnliches festes Verhältniß findet auch bei den *Todtge-*

burten statt. Für ganz Europa kommen im Durchschnitte zwei auf einundfünfzig Geburten überhaupt. Sowohl bei den Todtgeburten nun, als bei der Sterblichkeit der ersten Kindheit, stellt es sich heraus, daß die Knaben in merklicher Weise mehr dabei betheiligt sind, als die Mädchen. Dies hat seinen Grund darin, daß das Leben des männlichen Geschlechts so zu sagen spröder ist, als das des weiblichen. Da nun aber eine Minderzahl des männlichen Geschlechtes der natürlichen wie sittlichen Ordnung nicht genügen würde, so ist in wunderbarer Weise eine Verbesserung dieses, den Männern ungünstigen Verhältnisses dadurch vorgesehen worden, daß überall mehr Knaben geboren werden als Mädchen, nämlich durchschnittlich auf hundert Mädchen hundertfünf bis hundertacht Knaben. Und dieser Ueberschuß der Knaben genügt, um den Nachtheil ihrer größern Sterblichkeit zu decken. Auch dies wollen wir durch ein beliebig herausgegriffenes Beispiel anschaulich machen. Im Potsdamer Regierungsbezirke waren am Schluß des Jahres 1861 vorhanden 67,442 Knaben von null bis fünf Jahren, gegen nur 65,102 Mädchen dieses Alters; aber die Zahl der vierzehn- bis neunzehnjährigen Jünglinge betrug 46,275 gegen 46,305 gleichaltrige Mädchen, eine staunenswürdige Uebereinstimmung beider Zahlen!

Nachdem nun das verhängnißvolle erste Lebensjahr zurückgelegt ist, nimmt die Sterblichkeit zwar erheblich ab, ist aber bis zum fünften Jahre immer noch bedeutend. Mit der nun wachsenden Lebensenergie wird sie immer geringer und erreicht ihren niedrigsten Standpunkt zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre. Dann beginnt sie wieder zuzunehmen, zuerst sehr allmählich, bis sie vom fünfundfünfzigsten Lebensjahre wieder stärker wird, und je näher dem siebzigsten Jahre, um so rapider wächst. Aber die sogenannten Stufenjahre, denen man früher eine so große Bedeutung für das Leben beilegte, sind ohne Einfluß auf die Sterblichkeit; auch das weibliche Geschlecht hat sie nicht zu fürchten, welchem früher das siebenmal siebente Jahr so gefährlich geschildert wurde.

Von hoher Wichtigkeit für das Menschengeschlecht ist nun dasjenige Jahr, in welchem nur noch die Hälfte der in einem und demselben Jahre Geborenen am Leben ist. Nach vielfachen Beobachtungen ist dies durchschnittlich das dreißigste Lebensjahr. Es hat daher jeder bei der Geburt eben soviel Aussicht, dreißig Jahr alt zu werden, als früher zu sterben, und man nennt diesen Zeitraum, ziemlich unpassend, die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. Diese sogenannte wahrscheinliche Lebensdauer hat nun eine hochwichtige Bedeutung. Weil nämlich von den in gleichem Jahre Geborenen zu derjenigen Zeit, in welcher sie sich verheirathen, nur die Hälfte noch am Leben ist, so folgt hieraus: daß, wenn das Menschengeschlecht nicht aussterben soll, aus jeder Ehe mindestens vier Kinder entsprießen müssen. In diesem Falle würden nämlich dann, wenn sich dieselben verheirathen, schon zweie todt und nur zwei zur Bildung eines neuen Ehepaars übrig sein. Soll das Menschengeschlecht sich aber vermehren, so müssen bei der Durchschnittsrechnung etwas mehr als vier Kinder auf jede Ehe kommen, und dies trifft denn auch wirklich bei allen Nationen zu, welche im lebhaften Wachsthum begriffen sind. Umgekehrt gehen diejenigen Völker unrettbar unter, bei denen die eheliche Fruchtbarkeit abnimmt. Es ist eine bisher nicht genügend gewürdigte Thatsache, daß der Untergang des römischen Weltreiches seine nächste Ursache gehabt hat in der Entvölkerung seiner Provinzen, und diese entsprang zumeist aus der Abneigung gegen die Ehe und das Familienleben. Auch das griechische Volk ist untergegangen durch Menschenmangel. Von den zahlreichen Thatsachen, die dies beweisen, will ich nur einige anführen. Die Spartaner waren zur Zeit der Perserkriege noch 8000 waffenfähige Bürger stark; nach 108 Jahren zählten sie deren nur noch 1000, wie Aristoteles angibt. Hiermit stimmt genau Xenophons Angabe überein, die er über die Schlacht bei Leuktra macht. In dieser fochten im Sparterheere 700 Spartiaten, von denen 400 blieben. So konnte denn, wie Aristoteles sich ausdrückt, der Staat einen einzigen Schlag nicht verwinden und ging unter durch Menschenmangel. Zwar schufen die Machthaber aus Leibeigenen und Fremden ein neues Sparta; aber so furchtbar war die Verödung des Landes, daß 300 Jahre nach den Perserkriegen von seinen damaligen 100 Städten nur Sparta noch den Namen einer Stadt verdiente. Und diese Entvölkerung Griechenlands nahm zur Römerzeit so reißend zu, daß schon unter Kaiser Trajan ganz Griechenland nicht mehr volle 3000 Schwerbewaffnete stellen konnte, eine Zahl, die früher eine unbedeutende Provincialstadt, wie Sicyon, aufstellen konnte. Zu derselben Zeit war die früher dicht bebaute Insel Euböa eine herrenlose, romantische Wildniß, wie uns der Redner Dio Chrysostomus berichtet. Man glaubt sich bei seiner zierlichen Schilderung völlig in amerikanische Urwälder und Prärien versetzt. — Was diesen Untergang der antiken Welt verschuldete, das haben die Alten selbst erkannt. Die geringe Achtung, in der die Frauen standen, Abneigung gegen die Ehe und die Kindererziehung waren die folgenschweren Ursachen dieses Verfalls. Die Ehe wurde selbst von den hervorragendsten Geistern, Plato und Aristoteles, lediglich als eine Leistung für politische Zwecke angesehen, nicht als ein Mittel zur sittlichen Veredelung, zur Befriedigung des Gemüths; und so konnten denn auch die gesetzgeberischen Maßregeln, welche zur Beförderung der Eheschließungen erlassen wurden, nichts helfen.

Rührend klingt die Klage eines griechischen Geschichtsschreibers, Polybius: „Mit den Hellenen ist es vorbei," sagt er, „sie haben sich der Bequemlichkeit und Wollust ergeben; und selbst wenn sie in der Ehe leben, so wollen sie keine Kinder erziehen, höchstens eines oder zwei, um das Vermögen ungetheilt zu erhalten. Hiergegen gibt es keine Hilfe von den Göttern oder Orakeln: die Menschen selbst müßten anders werden!"

Aber die Geschichte hat noch nie ein kräftigeres Anwachsen gesehen, als das der germanischen Rasse, welche, mit Ausnahme des slavischen Ostens, das Blut sämmtlicher europäischer Nationen aufgefrischt hat, und jenseit des Oceans neue Welttheile bevölkert.

In unserem Jahrhundert findet die rascheste Volksvermehrung statt in Preußen und England. In beiden Ländern wächst die Volkszahl jährlich um 11 auf 1000, was eine Verdoppelung schon in 60 Jahren ergibt. Und so ist denn die Bevölkerung Englands von 1800 bis 1860 wirklich von 10 auf 20 Millionen, in Preußen seit 1815 von 10 auf 19 Millionen angewachsen; während sich die Volkszahl Frankreichs in derselben Zeit nur um ein Drittheil vermehrt hat.

Um nun zu erkennen, wie sich die Sterbefälle in die einzelnen Altersklassen einreihen, müssen wir eine möglichst große Anzahl Verstorbener, deren Alter uns bekannt ist, betrachten. Und da ergibt es sich,

> daß fast genau die Hälfte (49 von 100) der jährlich Sterbenden Kinder bis zum zehnten Jahre sind. Von diesen sind wieder mehr als $^3/_5$ Kinder unter einem Jahre,

ferner:

> daß von den übrigen 51 Procent nicht die volle Hälfte (nur $23^1/_2$ Procent) auf die 35 Jahre vom 10ten bis zum 45ten Lebensjahre fallen, während $5^1/_2$ Procent auf die 10 Jahre vom 46ten bis 55ten, und endlich 22 Procent auf die Jahre jenseits des 56ten Lebensjahres kommen.

Aber auch in Betreff derjenigen Todesursachen, die jeder Regel zu spotten scheinen, der Krankheiten, so wie endlich der gewaltsamen Todesarten, herrscht eine wunderbare Gesetzmäßigkeit. Diese tritt besonders dann frappant hervor, wenn wir räumlich getrennte Bevölkerungen vergleichen. So starben im Potsdamer Regierungsbezirke in den 5 Jahren 1856—1861 unter circa 130,000 Verstorbenen 26 Procent an inneren hitzigen Krankheiten, — im westphälischen Regierungsbezirk Minden gleichfalls $26^1/_{10}$ Procent! Ferner starben dort an äußern Schäden $1^5/_{10}$, hier $1^7/_{10}$ Procent; durch Selbstmord und zufällige Unglücksfälle kamen dort $2^2/_{10}$, hier $1^5/_{10}$ Procent ums Leben, während endlich an Altersschwäche dort $10^5/_{10}$, hier $11^3/_{10}$ Procent starben.

Wir wenden uns nun zur Lebensdauer der beiden Geschlechter. Hier lehrt nun die Erfahrung, daß die Frauen sich einer erheblich größern Lebensdauer erfreuen, als die Männer. Es zeigt sich dies bei allen Nationalitäten, auf dem platten Lande, wie in der Stadt. Ueberall ist daher die Zahl der übersechzigjährigen Frauen sehr viel größer, als die der gleichaltrigen Männer, ja unter den überachtzigjährigen befinden sich durchschnittlich sogar doppelt soviel Frauen als Männer. Dennoch stellt sich heraus, daß wieder die allerhöchsten Altersstufen, 100—150 Jahre, fast immer nur von Männern erreicht werden.

Auf eine Million Menschen erst kommt ein Ueberhundertjähriger: man hat daher bedeutend mehr Aussicht, beim Einsatz in die Lotterie, das große Loos zu gewinnen, als hundert Jahre alt zu werden. Dagegen kommen auf eine Million Menschen schon 130 Greise zwischen 90 und 100 Jahren.

Die außerordentliche Seltenheit eines über 120jährigen Alters bringt es mit sich, daß Fälle dieser Art niemals der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen. Die folgenden Fälle sind, als vollkommen constatirt, von den Physiologen anerkannt. Zunächst der Franzose Lahaye, der im 70. Jahre heirathete, noch fünf Kinder zeugte und 120 Jahr alt wurde. Bristo de Braa, der im 122. Jahre noch seine Geschäfte als Bedienter verrichtete; sodann John Effingham, Soldat und später Taglöhner. Dieser ist 144 Jahr alt geworden, und war noch 8 Tage vor seinem Tode drei Meilen weit gegangen. Dann der Däne Drakenburg, der noch in seinem 91. Jahre als Matrose diente, im 111. Jahre heirathete und 146 Jahre alt wurde. Ganz besonderes Interesse hat ferner Thomas Parre, ein armer Bauer in Suffolk erregt. Er heirathete zum zweiten Male im 120. Jahre, und war 152 Jahre alt, als König Jakob I. Stuart ihn an seinen Hof kommen ließ. Die ungewöhnlich köstliche und reichliche Mahlzeit, die ihm hier vorgesetzt wurde, verschuldete seinen wenige Tage darnach erfolgten Tod. Die Aerzte, die seinen Körper untersuchten, erklärten, daß all seine Organe so normal und gesund gewesen, daß er ohne diesen unglücklichen Umstand noch lange hätte leben können. — Sodann ein Mann in Plock, der im 93. Jahre zum dritten Male heirathete, noch Kinder zeugte, und 1796 im 163. Lebensjahre starb. Sein ältester Enkel war damals 95, sein jüngster Sohn 62 Jahre alt. — Johann Surrington in Norwegen, starb ebenfalls im 162. Lebensjahre, wo sein ältester Sohn 103, sein jüngster Enkel 9 Jahre alt war. Zu dieser ehrwürdigen Gesellschaft treten endlich noch hinzu die beiden berühmten Patriarchen: der Schotte Kintingern, genannt St. Mungo, und der Ungar Peter Czartow, von denen der erstere 180, der zweite 185 Jahre alt wurde. Der letztere war 1539 zu Temesvar von armen Aeltern geboren, lebte von seiner Hände Arbeit, sah drei Jahrhunderte und lebte unter 10 Kaisern (Karl V. bis Karl VI., Vater der Maria Theresia, unter welchem er 1724 starb). In seinem hohen Alter lebte er nur von Milch und einer Art Mohnkuchen. Besonders bemerkt wird von ihm, daß er bis zuletzt ein starker Tabaksraucher war. — Beispiele eines 200jährigen Alters sind noch nicht beobachtet. — Vielleicht fällt es auf, daß unter all diesen hochbejahrten Männern kein Russe sich befindet, während man so oft von überhundertjährigen Leuten dieses Volkes sprechen hört. Aber die obengenannten Fälle sind vollkommen beglaubigte, und deren gibt es unter den Russen nicht. Im Gegentheil wird uns berichtet, daß die russische Geistlichkeit die höheren Lebensalter gern noch höher angibt, indem sie darin nur eine Nachgiebigkeit, die niemand schade, gegen das Volksvorurtheil sieht, welches sich gern mit vielen Ueberhundertjährigen schmeichelt. Ja, die neuesten Sterbelisten der russischen Großstädte ergeben in dieser Hinsicht ein ganz auffallend ungünstiges Verhältniß. Unter 22,000 in einem Jahre in Petersburg Gestorbenen findet sich nämlich nur die verschwindend kleine Zahl von 521 Uebersechzigjährigen!

Von vorn herein läßt es sich erwarten, daß auch die verschiedenen Berufskreise und Beschäftigungen nicht ohne Einfluß auf die Lebensdauer sein können. Untersuchungen dieser Art sind umständlich und schwierig, dennoch ist man hierüber zu Resultaten gelangt, die nicht ohne Interesse sind. Fest steht es zunächst, daß unter allen Ständen die Geistlichen sich der längsten Lebensdauer erfreuen, sowohl die evangelischen wie die katholischen.

Es haben z. B. 794 Geistliche der Würzburger Erzdiöcese zusammen 55,814 Jahre durchlebt, so daß auf jeden im Durchschnitt 70½ Jahr kommen. — Auf die Geistlichen folgen die Militärs, namentlich die höheren Grade und die Forstbeamten. Sodann auf diese die höheren Verwaltungs- und Justizbeamten. Diese haben bis zum 60. Jahre eine sehr geringe Sterblichkeit, dann vermehrt sie sich stark bis zum 70., wo sie wieder in auffallender Weise abnimmt. Ihnen folgen die Kaufleute, dann die Advokaten, dann die Subalternbeamten. Die geringste durchschnittliche Lebensdauer haben die Aerzte. Die unregelmäßige Lebensweise, häufige Störungen der Nachtruhe, und vor allem die steten Aufregungen und Erschütterungen des Gemüths, die ihr Beruf mit sich bringt, erklären dies zur Genüge. Schon Voltaire wunderte sich, unter allen 90—100jährigen Greisen, von denen er sich Kunde verschaffte, nicht einen einzigen aus der medicinischen Fakultät gefunden zu haben, und erzählt, daß Ludwig XIV. nicht weniger als 40 seiner Leibärzte überlebt habe.

Mit größter Sicherheit endlich können wir den Einfluß des Wohlstandes auf die Lebensdauer erkennen. Von einer gleich großen Anzahl Armer und Reicher kommt auf die ersteren eine sehr viel kleinere Zahl zu durchlebender Jahre, als auf die letzteren. Man hat, um dies einmal recht klar zu zeigen, die Lebensdauer von 1000 fürstlichen und gräflichen Personen, die aus etwa 20 Jahrgängen des Gothaischen genealogischen Kalenders ermittelt wurde, mit der Lebensdauer von 2000 Familiengliedern aus der Klasse der Berliner Stadtarmen verglichen, und das auffallende Resultat gefunden, daß unter jenen Reichen, bei gleicher Anzahl der Geborenen, gerade doppelt so viele das 70. Lebensjahr erreichen als unter den Armen. Von der Summe der durchlebten Jahre kommen auf jeden der Fürsten und Grafen 50, auf jeden der Stadtarmen nur 32 Jahre! Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß — wie ein Statistiker mehr geistreich als treffend sich ausdrückte — der Umstand, der ein Kind auf dem Seidenpolster des Reichen geboren werden ließ, ihm zugleich ein Geschenk von 18 mehr zu durchlebenden Jahren mit auf den Weg gebe. Denn es sind eben fast nur die Kinder, die bei den Armen so auffallend zahlreicher dahinsterben, als bei den Reichen. In den spätern Lebensjahren gleicht sich dies völlig aus, und stellt sich im höchsten Lebensalter wieder entschieden zu Gunsten der Armen.

Bisher haben wir zu zeigen versucht, wie mitten in der scheinbar absoluten Regellosigkeit und Willkür eine wunderbare Ordnung waltet, und wie der Schöpfer, ungeachtet der Freiheit der einzelnen, denen sogar die Dauer ihres Lebens gewissermaßen in die Hand gelegt ist, dennoch das ganze Geschlecht in unwandelbaren Bahnen lenkt. Aber für jenes traurige Vorrecht des Menschen, welches ihm die eigenmächtige Verkürzung seines Lebens möglich macht, gibt es eine schönere Compensation, nämlich seine Fähigkeit, durch vernunft- und naturgemäße Lebensweise die Dauer seiner Lebenszeit zu verlängern. Hierüber wollen wir in unserm nächsten Aufsatze sprechen.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Das war ihm noch nicht eingefallen, daß sie an seiner Unschuld zweifle, daß sie des Schwures bedürfen würde ihm zu glauben.

„Du willst nicht schwören, kannst Du nicht?“ schrie sie fast auf.

„Nein, ich will es nicht,“ sagte er fest, „wozu uns beide zu einer so falschen Stellung gegen einander herabwürdigen? Die Richter dürfen kein Urtheil des Herzens sprechen, von der Welt verlange ich es nicht, aber Du, Du darfst kein anderes haben, oder Du gehörst mir nicht und hast mir nie in Liebe angehört.“

Sie stand erschrocken, beschämt vor ihm, seine Worte, in tiefer Bewegung, aber ohne alle Heftigkeit gesprochen, der edle Unwille in seinem Blick, die Würde seiner Haltung, das alles riß das ganze Gebäude künstlicher Reflexionen und trügerischer Schlüsse, durch Monate hindurch mühevoll aufgerichtet, in einem Augenblick nieder. Ihn so sehen, ihn hören und nicht glauben, unmöglich! Sie flog ihm in die Arme, sie bat ihn um Verzeihung, ihre Thränen flossen. Und dann strömten die Worte von ihren Lippen und sie erzählte ihm alles, was sie gedacht, gefürchtet, wie und wodurch es in ihr entstanden und wie entsetzlich sie dadurch gelitten hatte.

„Es war Deine Schuld, allein Deine Schuld,“ schloß sie ihre in leidenschaftlichem Eifer dem Geliebten abgelegte Beichte. „Daß die Umstände gegen Dich gesprochen, bewies mir wenig, aber Du selbst, ach, wie oft hattest Du gegen Dich gesprochen! Deine übergroße Toleranz gegen erwiesenes Unrecht, Dein Auslegen und Deuten allgemeingültiger Moral, Deine Gleichgültigkeit gegen menschliche Gesetze, Dein Auseinanderhalten menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit, Dein Mißtrauen in Dich selbst, Deine Furcht vor Versuchung. Dem Meineid hattest Du das Wort geredet, Du hattest mir nicht versprechen wollen, mir immer die Wahrheit zu sagen, mußte ich sie

mir da nicht selbst suchen? Still, still," sagte sie, Richard die Finger auf den Mund legend, als er sie unterbrechen wollte, „widersprich mir nicht, ich habe alles aus Deinem Munde. Ich habe nichts vergessen, was Du mir je gesagt. Ich liebe Dich so unbeschreiblich, jedes Wort von Dir steht in meiner Erinnerung wie auf erzner Tafel verzeichnet."

„Die den todten Buchstaben empfing, aber von dem lebendigen Geist nichts ahnt," murmelte er düster.

„Ich habe auch nicht vergessen, nicht vergessen können," fuhr sie mit sinkender Stimme fort, „wie Du an demselben Abend, als die unselige That geschah, hier an dieser Stelle selbst für den Diebstahl eine Entschuldigung fandest."

Ein Ruf der Entrüstung unterbrach sie, dann sank Richard auf einen Stuhl und sein Antlitz in beide Hände bergend, biß er die Zähne auf einander, als foltere ihn ein unsäglicher Schmerz.

„Ich war nicht so ungerecht wie Du denkst," fuhr sie fort, „ach, die That selbst verabscheute ich, aber ich versuchte sie mir durch die Motive zu erklären, Dein eigener Maßstab der Gerechtigkeit, Richard. Ich glaubte nicht, daß Habsucht Schuld daran sei. Du hattest die alte Verwandte zu unterstützen, Du hattest die Schuld des Vaters zu tilgen, Du wolltest mich glücklich machen — in der einen Wagschale eine Herzenspflicht, ein Herzensglück, in der andern nur einer Fürstin Schmuck, eins wog die andere nicht auf. Du entschiedest recht zwischen beiden, Du hattest nur kein Recht die Entscheidung herbeizuführen, darin lag's. Du siehst Richard, ich habe nirgends Dein edles Herz verkannt."

„Ein edles Herz und ein gemeiner Diebstahl," stöhnte er.

„Du drückst Dich so schroff aus," sagte sie, „Du verstandest doch sonst besser zu vermitteln. Ich sage Dir ja auch nur, was in mir vorging und wie ich dazu kam, jetzt weiß ich ja, daß Du unschuldig bist. Ich wollte Dir nur meinen Zweifel erklären, versteh mich doch nur!"

„Nein," sagte er aufstehend und sich die kalten Schweißtropfen von der Stirn wischend, „das werde ich nun und nimmer verstehen, ebenso wenig wie Du mich je verstanden hast. Wir wollen uns auch nicht erst weiter Mühe darum geben. Es macht die Trennung noch um vieles schwerer, daß es nun auch noch eine Trennung der Geister ist, daß wir nicht scheiden können wie ich es hoffte, in ungestörtem Vertrauen, in glaubensvoller Liebe, dem Schicksal unterworfen, in uns selber frei, nur äußerlich, nicht innerlich getrennt" —

„Weder äußerlich, noch innerlich," unterbrach sie ihn geängstigt durch sein festes Zurückweisen, zu leidenschaftlichem Ausbruch geneigt, aber durch seine Selbstbeherrschung noch niedergehalten, „wir trennen uns nicht. Noch einmal, ich wollte die Schande mit Dir theilen, meinst Du, die Liebe, die dazu ausreicht, vermöchte es nicht, Armuth, Entbehrung, ungerechte Verurtheilung zu ertragen, o dann, dann kennst Du den Edelmuth der Liebe nicht."

„Wir wollen das nicht weiter erörtern, wir wollen uns die letzten Stunden nicht verbittern, wollen in Frieden scheiden, ja scheiden," fuhr er mit erhobener Stimme fort, als er noch den Widerspruch auf ihren Lippen sah — „und zwar nicht nur, weil die Verhältnisse uns trennen, sondern weil wir nicht zu einander gehören. Du verstehst mich nicht und Dir fehlt der Glaube, das mangelnde Verständniß zu ersetzen. Von dem Augenblick an, wo meine Freisprechung mich nicht zugleich von dem unseligen Verdachte reinigte, stand es fest in mir, unerschütterlich fest, mein trauriges Loos allein zu tragen. Wie sehr aber noch die Hoffnung einer spätern Vereinigung, wenn es Gott gefallen sollte, meine Unschuld den Menschen zu beweisen, wie sehr diese Hoffnung mich erhob, das fühle ich jetzt erst, nun ich auch sie lassen muß. Das ist mir nie eingefallen, daß Du an mir zweifeln, daß Du mich einer solchen Handlung fähig halten könntest. Es handelt sich um Diebstahl, Johanna, und nicht um die verzweifelnde Noth, weswegen ich einem vereinzelten Fall einst das Wort redete. In meinem war's ein frecher Eingriff in das unbezweifelte Recht anderer, war's eine That gemeiner Selbstsucht. Einen Menschen, dem man auch nur einen Augenblick so etwas zutrauen kann, hat man nie geliebt oder die plötzliche Erkenntniß seiner eigentlichen Natur löscht die Liebe aus."

„Ich habe Dich geliebt und ich liebe Dich noch," behauptete Johanna. — „Was liebst Du denn an mir?" fragte er heftig erregt.

„Dich selber, nicht Deine Eigenschaften," antwortete sie rasch.

„Wie kannst Du die von mir trennen?" fuhr er fort, „sie machen den innern Menschen aus und selbst der äußere, was ist er anders als ein Spiegelbild des ihn beseelenden Geistes. Lassen wir aber das alles, ein Ausgleichen verschiedener Meinung führt Menschen nicht zusammen, zwischen denen der innere Zusammenhang, der unwillkürliche, der angeborne fehlt."

„Du bist sehr unversöhnlich Richard," schluchzte sie, „kannst Du mir nicht vergeben?"

„Nein," sagte er fest, „wenigstens jetzt, wo die Empörung darüber noch so neu ist, kann ich es nicht. Es ist ein Schlag ins Gesicht, er kommt von einem Weibe, rächen kann ich ihn nicht, aber ich lasse die Hand, die ihn führte, los für immer. Uns hat ein Irrthum zusammengeführt, laß uns charaktervoll genug sein, ihn zu erkennen und der Erkenntniß gemäß zu handeln."

„Charaktervoll," sagte sie, nicht im Stande ihr heftig erregtes Gefühl zu bekämpfen, „nennst Du den Eigensinn Charakter! O Richard, wenn Du fähig bist, so gegen mich zu handeln, mir so zu vergelten, mich so lieblos zu verlassen, dann hast Du kein edles Herz, dann kannst Du ja auch wohl gethan haben" — sie hielt inne, erschrocken über die Veränderung seiner Züge, über die Blässe die sein Gesicht überflog. Er verstand es jedoch besser, sich zu beherrschen.

„Lebe wohl Johanna," sagte er fest.

Sie wagte nicht mehr ihn zurückzuhalten, sie kämpfte zwischen Zorn und Schmerz, eine nochmalige Bitte um Verzeihung brannte auf ihrem Herzen, kam aber nicht über die Lippen; Zerknirschung und Stolz rangen um den Sieg, den nur wahre Demuth erkämpfen kann.

Er bot ihr die Hand, unwillkürlich in rascher Bewegung drückte sie ihre Lippen auf dieselbe, aber als schäme sie sich dieses demüthigen wertlosen Eingeständnisses, ließ sie die Hand augenblicklich wieder sinken und ein tiefes Roth überflog ihr Antlitz.

In dem Augenblick öffnete sich die Thür.

„Na Kinder, seid Ihr nun fertig?" rief der Regierungsrath im Eintreten, „ich denke, wir haben Euch Zeit gelassen, laßt uns nun auch" — er wollte sagen: „an der Freude Theil nehmen," aber das Wort erstarb ihm im Munde.

„Ich kam, um Lebewohl zu sagen," sagte Richard fest. „Sie werden mein Verfahren natürlich finden. Meine Unschuld ist nicht erwiesen, die Folgen einer solchen Freisprechung auf meine bürgerliche Stellung darf ich Ihnen nicht erst auseinandersetzen. Daß ich mein Schicksal allein tragen muß, versteht sich von selbst, obgleich Johanna bereit ist, es mit mir zu theilen."

„Und sie hat Recht, so zu fühlen, wenn Sie auch leider Recht haben, so zu handeln, wie Sie handeln wollen, aber es ist noch nicht aller Tage Abend und Ihr seid beide jung," sagte der Regierungsrath, „die abscheuliche Geschichte wird schon zu Tage kommen und für dies kleine Herz hier," er umfaßte Johanna, „verbürge ich mich, daß es Treue halten wird!"

Johanna verbarg das glühende Gesicht am Busen des Oheims. Sie zürnte Richard der Schonung wegen, die er ihr vor dem Onkel angedeihen ließ. — Auf einmal richtete sie sich heftig empor.

„Onkel," sagte sie gepreßt, „das ist wahr, daß ich sein Schicksal theilen wollte, und das ist auch wahr, daß ich ihm treu bleiben und keinen andern lieben werde, und eben so wahr ist es, daß er meine Liebe und Treue nicht will, weil ich in meiner Herzensangst und Verzweiflung seine Schuld für möglich gehalten habe. Aber auch das ist wahr und ist das Schlimmste von allem Schlimmen, daß Ihr Männer ein schauderhaft starres, unversöhnliches, kurzsichtiges und vorurtheilvolles Geschlecht seid und daß ich nicht weiß, warum der liebe Gott es so eingerichtet hat, daß man sein Herz an einen von Euch verlieren muß, da Ihr doch nichts anderes damit thun könnt, als es uns zerbrochen vor die Füße zu werfen! Lebewohl Richard, ich behalte Dich lieb, aber ich will in meinem Leben nichts mehr von Dir wissen, Du hast ein hartes, kaltes Herz, Du kannst nicht vergeben. Gott mache Dich glücklich!" — und sie stürzte aus dem Zimmer, ohne daß Richard einen Versuch machte, sie zurückzuhalten. So schieden die beiden, denn Richard blieb trotz aller begütigenden Worte des Regierungsrathes fest bei der Ansicht, daß zwei Menschen, die sich so wenig verstehen, so wenig einander zu ergänzen vermögen, nicht zusammen passen, daß Liebe ohne Glauben weder den, der sie gebe, noch den, der sie empfange, glücklich machen könne, daß wahre Liebe wohl viele Fehler zu übersehen, viel Unrecht auszulöschen vermöge, aber zurückbeben müsse vor jeder Gemeinheit der Seele.

„Mit der Liebe bin ich fertig, das Leben will ich neu beginnen

Ist Anfang und Ende nicht weit von einander, so ist mein bestes Hoffen erfüllt." Das war sein letztes Wort. Und so war das Band zerrissen und an dem Tage, der vor nicht zu langer Zeit zur Vereinigung für die Ewigkeit eingesetzt war, an demselben Tage schieden die beiden Wege, und die zusammen hatten gehen wollen, gingen nun, jeder einen einsamen Pfad, unbekanntem Ziele entgegen.

Sechstes Kapitel.

Es ist leicht ausgesprochen, daß man im Gefühl seiner Unschuld eine Welt voll Verleumdung unter die Füße zu treten vermag, aber was hilft's? Die Steinwürfe der Verleumdung treffen auch den auf einsamer Höhe, treffen ihn erst recht und er übersieht von dort nun alles: den Hochmuth, der ihm den Rücken wendet, die Verachtung, die mit den Fingern auf ihn weist, das Mißtrauen, das scheuen Blicks vorüberschleicht, die tugendhafte Entrüstung, die ihr Haupt verhüllt, das Mitleid, das schüchtern seine Bettlergabe bietet. Nein, auch der Unschuldigste kann das nicht auf sich nehmen. Es bleibt nichts übrig, als die Flucht; den Schauplatz fliehen, wo die Achterklärung ausgesprochen wurde, das geächtete Haupt im Dunkel verbergen, hingehn, wo das Gewühl am dichtesten ist und der einzelne am wenigsten gilt, am wenigsten bemerkt wird.

Auch Richard floh. Nur wenige Stunden brachte er in seiner Wohnung zu, nur die taube Wirthin und der Nachbar sahen ihn. Er hatte ihnen den Verkauf seiner Habseligkeiten anvertraut, ihnen die Adresse eines Gasthofes in der Hauptstadt angegeben, wohin sie ihm den Erlös nachschicken sollten, so weit war sein Weg zu verfolgen, nicht weiter. Ein Brief, den Aurelie ohne Johannas Wissen an ihn geschrieben, ein sehr rührender Brief, der der Schreiberin viel Thränen gekostet, kam an dieselbe zurück. Adressat war nicht mehr vorhanden, war schon längst abgereist.

Das runde, frische Antlitz Johannas veränderte sich sehr, man sah nun erst, wie fein geschnitten das Profil war, wie edel geformt der ganze Kopf, wie gedankenreich die Stirn und wie viel Willenskraft um die festgeschlossenen Lippen lag. Sie war schöner geworden, aber lange nicht mehr so hübsch, sie fesselte die Blicke wie ein schönes Bild, das, mag es so charaktervoll sein als es will, doch nie die Lust erweckt, ihm um den Hals zu fliegen. Sie war lange krank gewesen, mit ihrer Genesung trat die äußerliche Veränderung ein. Die kindlichen Formen und Züge waren fort wie das kindliche Glück und statt der Schmetterlinge wurden Grillen gefangen, recht schwermüthige, ernste, düstre, lichtscheue Grillen, die das Haus, die ganze Welt verfinsterten, obgleich im Hause dieselbe sorgende Liebe waltete und in der Welt Tag und Nacht, Stürme und Sonnenschein gerade so wechselten wie vordem. — Eines Tages kam der Postmeister.

„Willst Du mich begleiten, Johanna?" sagte er. „Ich verreise. Ich will in die Hauptstadt, unterwegs will ich Dir sagen, weshalb."

Ein Aufblitzen früherer Lebhaftigkeit flog über das marmorne Gesicht des Mädchens; schon in den nächsten Tagen rollte der Wagen, der die Geschwister anderen, fremdartigen Scenen, neuen Bildern des Lebens zuführen sollte, mit ihnen zum Thore hinaus.

War's doch, als wäre eine Sehnsucht in beider Herzen befriedigt, als bliebe hinter beiden ein finsterer Geist, ein beängstigender Spuk zurück, der ihnen den kleinen Heimatsort verleidet, denn, als die letzten Häuser der Stadt ihren Blicken entschwunden waren, reichten sie sich die Hand und athmeten wie erlöst auf.

„Fort, fort," sagte Johanna, „am liebsten auf Nimmerwiedersehn, ich kann das frühere Leben nicht mehr ertragen, kann unter den Menschen nicht mehr frei aufathmen."

„Auch mir geht es so," gestand er der Schwester, „mir ist das Städtchen vollständig verleidet, es mahnt mich alles an den traurigen Vorfall und der Einfluß, den er auf uns beide gehabt hat, ist nicht zu überwinden. Mir brennt der Boden unter den Füßen und die unvermeidlich uns dort entgegentretenden Erinnerungen haben mich ganz nervenkrank gemacht. Sieh, wie mir die Hand zittert und bei dem geringsten Geräusch fahre ich zusammen, das muß anders werden, das ist bei einem Mann ja eine vollständige Albernheit."

Johanna sah ihren Bruder forschend an.

„Es ist wahr," sagte sie, „Du siehst auch recht verändert aus. Mein Gott, bin ich denn im Traum gewesen, daß ich das gar nicht bemerkt habe! Dein Gesicht war sonst so glatt, so leidenschaftslos, jetzt zuckt es darüber hin wie Wolken vor dem Sturm und die Augen sehen so müde aus. Grämst Du Dich so um mich, lieber Fritz?"

„Ja, um Dich," antwortete er. „Es ist mir immer, als hätte ich das Unheil auf Dich herabbeschworen, mir war die Partie nie recht, ich wollte höher mit Dir hinaus, ich habe mich oft auf dem Wunsch ertappt, es möchte etwas dazwischen kommen, nun ist der Wunsch in so trauriger Weise erfüllt. Soll ich mir da nicht Vorwürfe machen? Und doch ist's ein Unrecht Wünsche zu hegen, weil wir die Art der Erfüllung so wenig zu berechnen vermögen!"

Johannas Gedanken irrten weit ab, sie hatte schon die letzten Worte nicht mehr gehört, er suchte ihre Aufmerksamkeit aufs neue zu fesseln. Er erzählte ihr, wie außer dem Wunsch, sie zu zerstreuen, er auch noch einen andern Zweck bei seiner Reise verfolge. Er habe sich schon schriftlich um eine Veränderung seiner Stellung, um eine Versetzung bemüht, gleichviel wohin. Das Glück scheine ihm aber günstig. Es eröffne sich ihm die Möglichkeit eines Tausches und damit die Aussicht, künftig in der Hauptstadt zu leben.

„Ich verdanke diese günstige Aenderung der Kränklichkeit eines Amtsgenossen," fuhr er fort, „er sucht gesündere Luft und geringere Thätigkeit, ich sehne mich gerade nach mehr Beschäftigung und scheue die drückende Atmosphäre der Hauptstadt nicht. Unter uns sind wir einig, es kommt auf die Bewilligung der betreffenden Behörde an, womit es jedoch keine Schwierigkeit haben wird. Ich hoffe, die Sache jetzt ins Reine zu bringen, dann miethen wir uns gleich eine Wohnung, denn Du kommst dann zu mir und wir leben künftig zusammen."

Johanna jubelte laut auf. Sie umschlang den Bruder innig und sah ihn mit glänzenden Augen an.

„Ich habe es so sehr gewünscht, in die Welt zu kommen," sagte sie, „nun geht dieser Wunsch so schnell in Erfüllung, vielleicht gewährt mir der liebe Gott nun auch den andern viel glühenderen!"

Fritz sah sie fragend an. Auf ihrem Antlitz wechselte die Farbe.

„Den, daß ich den Dieb entdecken möchte," sagte sie leidenschaftlich, „Rache für Richard, Strafe dem Buben, der so viel Unheil angerichtet hat! Ach, ich könnte noch glücklich werden, wenn mir das gelänge!" — „Bist Du so rachsüchtig?" fragte der Postmeister.

„Ja, in diesem Fall bin ich's," fuhr sie finster fort, „nicht weil mein ganzes Lebensglück unwiderruflich zerstört ist. Wenn ich mir aber denke, wie Richard durch die Schuld dieses Schurken um alles gebracht ist, was dem Leben des Mannes Zweck und Ziel gibt, wie er jedes Streben aufgeben, wie er in die Verborgenheit flüchten, wie er sich verstecken muß, als habe er ein böses Gewissen — Fritz — wie mag doch denen zu Muthe sein, die wirklich ein böses Gewissen haben!" — Er bebte unwillkürlich zusammen.

„Ist Dir kalt?" fragte sie. „Aber nein, Dir stehn ja die Schweißtropfen auf der Stirn, was ist Dir?"

„Ich sagte Dir schon, ich bin nervös und Deine Leidenschaftlichkeit erschreckt mich," entgegnete er.

„Ich bin doch nun einmal so, kann ich dafür?" meinte sie und warf den Kopf auf.

Eine lange Weile schwiegen beide. Johannas Blicke glitten über die Landschaft, die, ohne gerade reich an malerischer Schönheit zu sein, doch der lieblichen Bilder genug bot, eine unruhige Seele zu stillen. Es war ja Johannas erste Reise und ihr alles neu. Auch die Neugier erwachte. Sie schaute in jeden vorüberfahrenden Wagen hinein und phantasirte über die Darinsitzenden nach Mädchenart.

Ein offner Halbwagen, von vier Pferden Extrapost gezogen, jagte an ihnen vorbei. Eine Dame saß darin, zwei Diener auf dem Kutscherſitz, der Postillon fuhr vom Sattel.

Im Fluge hatte Johanna die Physiognomie des Ganzen erhascht und machte ihre Bemerkungen darüber. Auf einmal rief sie:

„Sieh doch, Fritz, da ist etwas passirt, sie halten, der Wagen liegt auf der Seite."

Der Staub, den das vorüberfliegende Fuhrwerk aufgerührt und der ihnen die Aussicht verdunkelt, hatte sich verzogen, Johannas Falkenblick hatte recht gesehn.

„Kutscher, fahr zu," rief der Postmeister, der Kutscher hatte schon von selbst die Pferde zu schnellerem Trabe angespornt, in wenigen Minuten hatten sie die Verunglückten erreicht und der Postmeister sowohl wie Johanna sprangen aus dem Wagen, um zu sehen was geschehen sei und ob man ihrer Hilfe bedürfen werde. Mit höchst bestürzter Miene stand der Postillon neben den Pferden. Durch seine Unvorsichtigkeit war das Unglück geschehen. Als der Postmeister und Johanna herantraten, sagte die Dame eben lächelnd zu einem der Diener, dessen grauer Kopf und runzliges Gesicht, sowie seine zugleich

treuherzige und ehrerbietige Miene eins jener Familienstücke zu verrathen schien, die leider immer mehr aussterben, um einem ganz abscheulich windigen unzuverlässigen Dienerpersonal Platz zu machen.

„Brummen Sie nicht, Lebrecht, und seien Sie auch nicht schadenfroh, weil der alte Wagen, den zur Reise zu nehmen Sie mir abriethen, den kleinen Stoß an dem Stein nicht einmal aushalten konnte. Sie wissen, ich hänge am Alten und habe erst jüngst ein Haar darin gefunden, aus Altem etwas Neues machen zu wollen."

Der Alte antwortete kein Wort, er stand vor der Dame den Hut in der Hand, als erwarte er ihre Befehle.

„Ich werde vorausgehen bis zur nächsten Station, Valentin kann mich begleiten, von dort Leute zur Hilfe zu schicken, wenn Sie nicht den Wagen so wie er ist, langsam nachbringen können."

Der Diener verneigte sich schweigend und die Dame wendete sich zum Gehen.

„Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten, gnädige Frau?" fragte der Postmeister, jetzt an die Dame herantretend. „Ich fahre denselben Weg, es ist heiß und die Straße staubig." Die Dame warf einen raschen Blick auf den Redenden, einen etwas längern auf Johanna, die vor dem durchdringenden prüfenden Auge ein wenig erröthete.

„Sie sind sehr freundlich," sagte sie dann, „ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an; Ihr könnt beide hier bleiben," wendete sie sich zu den Dienern, „der Herr wird für mich sorgen. Ich habe meine Begleitung vorausgeschickt," sagte sie zum Postmeister, während sie sich von dem Diener in dessen Wagen helfen ließ, „man gehört im Leben so vielen andern, daß man ungern die Augenblicke versäumt, in denen man sich ungestört selbst gehören darf."

Sie war eingestiegen und machte Johanna neben sich Platz, der Postmeister setzte sich auf den Rücksitz und der Wagen rollte fort.

Einige Minuten vergingen in Schweigen. Die Dame sah scheinbar in tiefen Gedanken über ihre Begleiter hinweg in die Landschaft, während dessen hafteten Johannas Blicke an dem charaktervollen Antlitz derselben. Geistreiche edle Züge zeichneten es aus, ein lebhaftes, durchdringendes Auge; der Jugendschmelz freilich fort von der hohen kräftigen Stirn, ebenso fehlte die sammtweiche Rundung der Wangen, die auch nur in die erste Jugend gehört, aber es lag so viel geistige Blüte in dem Gesicht, daß man kaum nach einer andern verlangte. Die Gestalt nicht über Mittelgröße, aber die Haltung so, als schaue der Kopf immer von einer Höhe herab auf die tief unten sich bewegende Welt, nicht in Ueberhebung, sondern im ruhigen Gefühl angeborner und durch nichts zu beirrender Würde.

„Wohin reisen Sie?" fragte sie auf einmal den Postmeister.

„Nach B. . . ." — „Zum Vergnügen?"

„Hauptsächlich in Geschäften, aber auch um meiner Schwester die Hauptstadt zu zeigen."

„Also Bruder und Schwester, ich glaubte schon ein Ehepaar," bemerkte sie freundlich, „aber der Unterschied der Jahre ist groß."

„Ich begann und sie schließt die Kette, in der alle Mittelglieder fehlen," sagte der Postmeister, „ich könnte wohl Vaterstelle an ihr vertreten und gedenke es auch zu thun!"

„Das junge Mädchen scheint nicht sehr Ihrer Ansicht," bemerkte die Dame lächelnd, „will sie Ihren Jahren ein Compliment machen, oder sträubt sie sich gegen Ihre Autorität? Das kleine trotzige Aufwerfen des Kopfes sieht fast so aus." Johanna erröthete.

„Ich bin gar nicht so sehr jung," sagte sie. „Ich werde bald neunzehn Jahr."

„Und ich bin über noch einmal so alt und gedenke noch recht lange jung zu sein," entgegnete die Dame, etwas spöttisch lächelnd.

„Ach, darüber mögen Sie auch leichter bestimmen können," sagte Johanna lebhaft.

„Wie so?" fragte die Dame. — Johanna zögerte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie ungenirt," sagte die Dame, „wenn ich kein gutes Buch habe, in dem ich lesen kann, was ich allemal für die beste Unterhaltung nächst dem Stillschweigen halte, so lese ich zur Abwechslung ganz gern in den lebendigen Geschichtsbüchern, in denen die Autoren ihre Quellenstudien treiben. Sprechen Sie also."

„Nein, nun nicht," erklärte Johanna, „wenn Ihnen die Geschichte nicht gefiele, würfen Sie mich am Ende fort, wie ein schlechtes Buch." Die Dame lächelte.

„Ein gutes Buch wird dadurch nicht schlechter, daß ein geschmackloser Mensch es fortwirft," meinte sie.

„Sie sind nicht geschmacklos, gnädige Frau," behauptete Johanna eifrig.

„So, woher wissen Sie das?" „Ich sehe es an dem grauen Sommerkleide und weißem Hut;" — „Das Verdienst meiner Kammerfrau vielleicht?"

„Nein, gnädige Frau, der Titel des Buchs, in dem ich mich zu lesen bemühe."

„Sie, Kind?" Die Dame machte ein Gesicht, als fände sie in dieser Aeußerung etwas Ungehöriges, aber nur einen Augenblick, dann wurde die Miene wieder freundlich und sie sagte nur lächelnd: „Lernen Sie erst das A. B. C."

„Das kann ich bis zum Z.," versicherte Johanna mit schwermüthigem Ernst.

„Auch in fremden Sprachen? Ich möchte am Ende eine für Sie sein."

„Ja, aber ich möchte sie lernen," sagte Johanna eifrig, „denn die schön geschwungenen kräftigen vornehmen Buchstaben sehen aus wie in einer andern Welt gedruckt. Fraktur ist's wenigstens."

„Verstehn Sie sich aufs Schmeicheln?" fragte die Dame etwas abweisend, „nein, nein, sein Sie nur nicht böse, sprechen Sie das nicht aus, was in diesem Augenblick auf Ihrem Gesicht steht, ich bin nicht gerade daran gewöhnt, solche Scheltworte zu hören und lese sie lieber selber." Johanna warf den Kopf auf. — „Gnädige Frau, Sie behandeln mich wirklich wie ein Buch, wie ein todtes."

„Nein, wie ein lebendiges," unterbrach sie die Dame, „und damit mache ich Ihnen gar kein schlechtes Compliment. Ich liebe Bücher, liebe sie sehr. Da haben Sie zugleich den Beweis, wie wenig empfänglich ich für Schmeichelei bin, denn uns wird selten in Büchern geschmeichelt."

Uns! Johanna wiederholte in Gedanken das Wort und abermals prüfte ihr Blick die Redende. Sie verstand das uns wohl, sie hatte vom ersten Augenblick an nicht gezweifelt, daß die Dame der hohen Aristokratie angehöre, eine Gräfin mindestens sei.

„Man erweist uns selten sogar nur Gerechtigkeit," fuhr die Dame fort, „manches Buch habe ich schon aus der Hand gelegt, weil ich in der Sphäre nicht athmen konnte, die irgend ein unverständiger, vorurtheilsvoller Autor aus dem eignen engen Empfinden, den eignen schlechten Gewohnheiten heraus, für die uns homogenen geschildert. Man freut sich aber doppelt, begegnet man einem verständnißvollen und vorurtheilslosen Geist, der wirklich in den Quell geschaut, aus dem er schöpft, oder ihn sich doch klaren Blicks zu vergegenwärtigen vermag, der Bilder mit Licht und Schatten gibt, aber nicht schlecht gezeichnete widerliche Karkaturen. Lesen Sie gern?" fragte sie plötzlich Johanna.

„Brennend gern," versicherte diese, „ich muß aber immer die letzte Seite zuerst lesen." Die Dame lächelte.

„Echt jugendlich," sagte sie. „Immer das Ende vorher wissen, wollen aber nie es vorher bedenken. Man würde sein Urtheil durch das Lesen vielmehr schärfen, lebte man in den Begebenheiten, aber nicht diesen voraus. Man hat eine eigenthümliche Freude, erräth man das Ende. Gleich wird uns der Dichter zum guten Bekannten, mit dem uns das Band innerer Sympathie verbindet."

„Man liest doch nur, um sich zu unterhalten," meinte Johanna.

„So, und leben Sie auch nur, um sich zu unterhalten?"

„Nein, ich lebe, weil mich der liebe Gott geschaffen hat," antwortete Johanna. Die Dame lächelte.

„Aber wozu meinen Sie, daß der liebe Gott Sie geschaffen hat?"

„Ja doch wahrscheinlich, weil es ihm Vergnügen gemacht hat, mir und andern macht es keine," sagte Johanna.

„Kind, Sie sind noch sehr jung," meinte die Dame, „Sie sind nur erst die Disposition zu einem Buch, da wird noch viel gestrichen, viel geändert, viel ausgefüllt werden müssen, ehe man Sie lesen kann, ohne auf jeder Seite Confusion, Inkosequenz und Unüberlegtheit zu finden." — Johanna mußte wider Willen lachen.

„Gnädige Frau," sagte sie, „Sie behandeln wirklich die Welt wie eine Bibliothek!"

„Sie ist auch eine," gab die Dame lächelnd zu, „aber mehr eine Leihbibliothek, sehr schlecht geordnet und der anfängliche Katalog nirgends mehr stimmend. Es gehört ein glücklicher Zufall oder Inspiration dazu, die guten Bücher herauszufinden, je mittelmäßiger eins ist, um so mehr wird es gelesen, denn es ist dem allgemeinen

Verstand am zugänglichsten, und hat es gar ein schönes Gewand, Velin und Goldschnitt und geht einer mit der großen Lärmglocke voran, dann ist ihm der Erfolg gewiß."

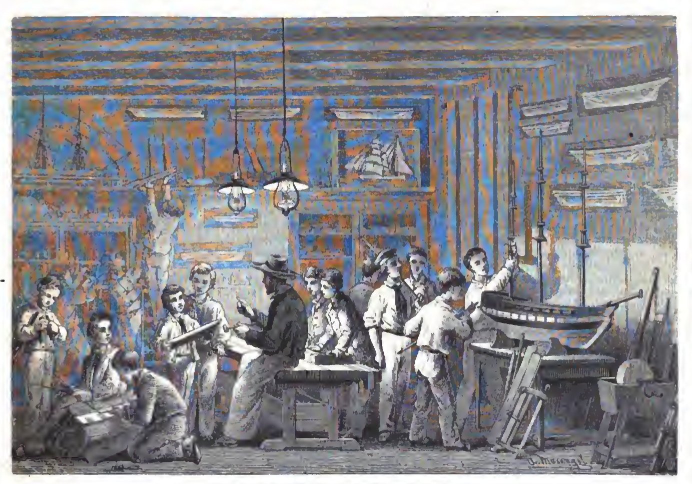
„Auch in Ihrer Welt, gnädige Frau?" fragte Johanna.

„Gewiß, gelärmt und geklingelt wird überall, nur mit mehr oder weniger Anstand," meinte die Dame, „aber was nennen Sie eigentlich meine Welt?"

„Das oberste Regal in der Bibliothek, gnädigste Frau," sagte Johanna mit feinem Lächeln. Die Dame warf ihr einen beifälligen Blick zu.

„Da gibt's auch gute und schlechte Bücher, klassische Werke, die über alle Zukunft hinaus fortleben, solche, die gar nicht das Lesen verdienen und andere die nur den Augenblick zu fesseln vermögen. Aber sie stehen da so gesondert. Sie sind alle in Fraktur gedruckt, wie Sie vorhin sagten, fällt nun einmal ein einfältiges oder schlechtes Buch vom Regal herunter in die Menge, die Bosheit der Neid und die Schadenfreude rufen es gleich aus und die Einfalt glaubt es, daß sie einander alle gleich sind. Und es sind doch nicht zwei Wassertropfen in der Welt einander gleich, jeder spiegelt ein anderes Bild wieder. Auch dieselben Buchstaben schreiben sehr verschiedene Worte und die Worte werden erst lebendig durch den Geist." Auf Johannas schönem Gesicht sprach sich das gespannteste Interesse aus. Es überkam sie auf einmal ein Gefühl von Sehnsucht nach der Welt, aus der heraus so frische, so den Stempel der Wahrheit tragende Worte zu ihr drangen, ein Echo in ihrem Geist weckend.

(Fortsetzung folgt.)



In der Modellkammer der deutschen Seemannsschule.
Nach der Natur von A. Rosengel.

Die deutsche Seemannsschule in Hamburg.

Noch vor zwanzig Jahren standen unsere Seeleute im Inlande in keinem besondern Rufe. Man stellte sie sich als ein wüstes rohes Volk vor, das nahe an Piraten streifte. Wenn bei dem ungerathenen Sohne einer Familie kein Mittel mehr fruchten wollte, ihn zu einem sogenannten anständigen Menschen zu machen, so wurde er zur See geschickt, weil man ein Schiff als ein Correctionshaus betrachtete.

In ersterer Beziehung hat man den Seeleuten großes Unrecht zugefügt und zu sehr nach dem Scheine geurtheilt; die letztere Ansicht hat jedoch eine gewisse Berechtigung. Wenn irgend etwas im Stande ist, einen unruhigen Geist in richtige Bahnen zu leiten, so ist es das Seeleben mit seiner Abgeschlossenheit von der alltäglichen Welt, seinen großartigen Umgebungen, seinen steten Kämpfen und seiner eisernen Disciplin. — Wir Seeleute können es uns daher immer gefallen lassen, wenn man uns einräumt, daß wir es verstehen, Individuen, bei denen am Lande Hopfen und Malz verloren scheint, zu brauchbaren und tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Solche Resultate können uns und unsern Stand nur ehren.

Wenn wir auch zugeben müssen, daß vor einigen Jahrzehnten die innere und äußere Bildung der Seeleute manches zu wünschen übrig ließ, so können wir dagegen für die Gegenwart diesen Vorwurf mit gutem Gewissen ablehnen. Es ist seitdem eine große Wandlung in unsern maritimen Verhältnissen eingetreten, und auch im Inlande bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß der sonst so gering geschätzte Seemannsstand ein höchst ehrenwerther ist und mit Recht auf die allgemeine Achtung des deutschen Volkes Anspruch machen darf. Schon seit langer Zeit recrutiren unsere Schiffe ihre Besatzungen nicht mehr aus der Küstenbevölkerung. Das dazu vom Binnenlande gestellte Contingent wächst von Jahr zu Jahr und zählt bereits nach tausenden, die keineswegs wie oft früher aus sogenannten Taugenichtsen bestehen, sondern tüchtige, gebildete Jünglinge und Männer sind und ehrenhaften Familien angehören.

Ein Resultat dieser Wandlung in den Anschauungen des deutschen Volkes ist die seit einigen Jahren gegründete deutsche Seemannsschule in Hamburg, deren Eleven fast ausschließlich den besseren

Ständen des Inlandes angehören und deren Frequenz unsere oben angeführten Ansichten rechtfertigt.

Das Institut wurde vor drei Jahren auf Anregung zweier ehemaliger Officiere der deutschen Marine und Schiffscapitäne, der Herren Schuirman und Thaulow, durch die bereitwillige Unterstützung der Hamburger Kaufmannschaft, an der sich namentlich bedeutendere Rheder, wie die Herren Vidal, Sloman, Godeffroy, Laeisz, Dill und Troege betheiligten, in das Leben gerufen und hat seitdem schon 115 Zöglinge gehabt, von denen sich gegenwärtig noch 48 in der Anstalt befinden, während die übrigen auf deutschen Schiffen zweckentsprechend untergebracht sind.

Der Zweck der Schule ist sowohl theoretische als praktische Vorbildung der sich dem Seemannsstande widmenden jungen Leute; ihre allmähliche Gewöhnung an die von ihrer bisherigen Lebensweise so ganz abweichenden Verhältnisse an Bord eines Schiffes, und die Absicht, den Knaben die ihnen bevorstehenden schweren Lehrjahre zu erleichtern und zu kürzen. Zu diesem Behufe befindet sich die Anstalt auf der dem Hamburger Hafen gegenüberliegenden Elbinsel Steinwärder, unmittelbar am Ufer des Stromes selbst gelegen und inmitten jener großartigen Werkstätten und Bauwerften, aus denen die Muster unserer deutschen Schiffe hervorgehen. Eine günstigere Wahl des Ortes konnte wohl kaum getroffen werden, weil die jungen Leute auf diese Weise gleich eine belehrende und bildende Anschauung aller in ihr Fach schlagenden Gegenstände erhalten und der theoretische Unterricht dadurch auf das zweckmäßigste unterstützt wird.

Die Zöglinge, welche bei der zu Michaelis und Ostern stattfindenden Aufnahme nicht unter 12 und nicht über 15 Jahre alt sein dürfen und sittlich unbescholten sein müssen, sind je nach ihrer Bildungsstufe in drei Klassen getheilt und erhalten abwechselnd theoretischen und praktischen Unterricht. Ersterer erstreckt sich hauptsächlich auf Navigation mit ihren mathematischen Hilfswissenschaften, englisch, französisch und Geographie, letztere umfaßt alle die Kenntnisse, Handgriffe und Uebungen, welche der Seemann zur Ausübung seines Berufes bedarf und soweit sich dieselben am Lande erlernen lassen.

Zu diesem Zwecke ist ein vollständiges dreimastiges Schiff auf dem Schulhofe erbaut, während Segel- und Ruderboote verschiedener Größe in eisernen Krähnen an dem Bollwerk vor der Anstalt hängen, und ist in der Anstalt ein Takelboden eingerichtet, der bei schlechtem Wetter zum Unterricht der Zöglinge in Verarbeitung des Tauwerks, (Splissen, Knoten rc.) benutzt wird.

Auf dem Schulschiff erlernen die Knaben die Handhabung der Segel, das Umgehen mit der Takelage und jene Sicherheit der Bewegung in der Bemastung, die für den Seemann so wesentlich ist und von der so oft sein Leben abhängt.

Dieser planmäßige Unterricht verschafft den jungen Leuten in kurzer Zeit alle diejenigen Kenntnisse in dieser Branche, zu deren Aneignung sie sonst an Bord vieler Jahre bedürfen.

Disciplin und striktester Gehorsam sind die Grundzüge des Seedienstes. Mit ihrer Hilfe allein vermag der Capitän als Sieger aus den schweren Kämpfen hervorzugehen, die sein Schiff so oft mit den Elementen zu bestehen hat, und es ist daher auch eine Hauptaufgabe der Anstalt, die Zöglinge nach dieser Richtung hin zu erziehen. Das Commando ist annähernd kriegsschiffsmäßig, der Bootsmann ist ein auf der Kriegsmarine geschulter Mann, die übrigen Unterofficiere und praktischen Lehrer langgediente, befahrene Seeleute, und wenn das Institut auch hauptsächlich als Pflanzschule für die Handelsmarine angelegt ist, so wird doch gleichzeitig auch dahin gestrebt, die Zöglinge, im Falle der Gründung einer deutschen Marine, zu Seecadetten vorzubereiten.

Die ganze Lebensweise ist dem Seemannsberufe entsprechend eingerichtet. Die Knaben schlafen in Hängematten, sie tragen gleiche seemännische Kleidung, die sie selbst zu waschen und in Ordnung zu halten haben, und ihre ganze Erziehung ist auf die Erhaltung und Erzielung einer kräftigen Körperconstitution gerichtet. Die Speisen sind nahrhaft und gut. Die Freistunden werden mit Turnen, Rudern, Schwimmen u. s. w. zweckmäßig ausgefüllt. Diejenigen, welche musikalisch sind, haben zu ihrer Fortbildung ein Fortepiano zur Disposition, und beständige Beaufsichtigung nimmt das physische und moralische Wohl der jungen Leute in Acht.

Eine vorzügliche Einrichtung der Anstalt ist die Modellkammer, von der wir eine getreue Abbildung geben. In derselben befinden sich eine Menge der verschiedenartigsten Schiffsmodelle und die erforderlichen Tischler- und Zimmergeräthschaften, mit deren Hilfe ein Theil der sogenannten Bootsmannsklasse (die den praktischen Unterricht genießende Klasse) unter der Leitung eines geschickten Schiffszimmermanns kleine Schiffe bauen und größere Schiffsmodelle auftakeln muß.

Es ist ein Vergnügen, diese frischen Jungen aus allen deutschen Gauen da hantieren zu sehen. Im Eifer der Arbeit glühen ihre fröhlichen Gesichter: da tönen die Laute des schwäbischen Meeres und der Ostsee, des Baiernlandes und der rothen Erde; und, mit dem Modell eines Fahrzeuges in der Hand, mag die jungen Köpfe manch stolzer Traum von weiter Fahrt und kühner Schlacht, von Ehren und Siegen durchfahren.

Die Schüler erlangen durch diesen ihnen in den Winterabendstunden ertheilten Unterricht eine gründliche Kenntniß der Theile und der Construction des Schiffskörpers, so wie der Takelage und lernen außerdem dadurch, in ihren Mußestunden in nützlicher und angenehmer Weise sich zu beschäftigen.

Der Cursus dauert zwei Jahre. Nach Absolvirung desselben werden die Zöglinge durch das Institut in passender Stellung auf einem guten Seeschiffe untergebracht, dessen Capitän sie im Sinne der Schule weiter bildet und sie werden auf diese Weise in ihre eigentliche Carriere aufs beste eingeführt.

Besonders ausgezeichnete Zöglinge erhalten schon kurz vor Beendigung des Cursus die Erlaubniß, auf einem der Hamburger Lootsenfahrzeuge, welche beständig in der Nordsee kreuzen, eine zweimonatliche Uebungsfahrt mitzumachen, wodurch ihnen nicht allein die Gelegenheit geboten wird, seefest zu werden, sondern auch den für ihren Beruf wichtigsten Theil unseres deutschen Meeres, die Nordsee und die Strommündungen gründlich kennen zu lernen.

Als wir neulich die deutsche Seemannsschule besuchten, deren Details und innere Einrichtung uns mit großer Bereitwilligkeit dargelegt wurden, hat dieselbe einen sehr günstigen Eindruck auf uns gemacht. Die überall herrschende Regelmäßigkeit, Ordnung und Reinlichkeit, das blühende und gesunde Aussehen der Knaben, ihre körperliche Gewandtheit und ihr seemännisches Geschick, sowie der strenge und dabei doch väterliche Geist, der in dem Institute herrscht, scheint uns eine Garantie dafür zu sein, daß letzteres in zweckentsprechender und bester Weise geleitet wird.

Wir wünschen daher der deutschen Seemannsschule von ganzem Herzen ferneres Gedeihen, da sie nur dazu beitragen kann, unser deutsches Seewesen, einen so überaus wichtigen Theil unserer Nationalöconomie und eine der Hauptquellen des Volkswohlstandes zu fördern und zu heben.

R. Werner.

Am Familientische.

Aus den Erinnerungen eines alten Leipzigers.

Heinroth und Herrmann.

Wir hatten in unserer Universitätszeit besonders zwei Docenten, deren Collegien wir nicht nur des Inhalts wegen fleißig zu besuchen pflegten, sondern auch der in jeder Hinsicht vollendeten Form halber. Man konnte sich kaum etwas Eleganteres und Geschmackvolleres denken, als Heinroths psychologische und Herrmanns philologische Vorlesungen; Heinroth war ein vollendeter Meister des deutschen, wie Herrmann des lateinischen Styls. Heinroth war ein kleiner unansehnlicher Mann, aber wenn er zu reden anfing, fesselte er unwiderstehlich; er hatte eine ganz besondere Gabe, über jeden Punkt, auch den delikatesten, in einer so gewählten Sprache zu reden, daß er auch den leisesten Anstoß vermied, selbst wo es schwer war zwischen Scylla und Charybdis hindurchzuschiffen. Zu seiner Psychologie war ein solcher Zudrang, daß es schwer fiel, ein Plätzchen zum Nachschreiben zu erhaschen; aber der Glanzpunkt waren zwei oder drei Vorlesungen über die Liebe, dann war nicht nur das Auditorium zum Erdrücken voll, sondern die Zuhörer standen massenweise noch vor den Thüren, auf dem Corridor und selbst auf dem Hofe des Paulinums, wo sie den Professor durch die geöffneten Fenster hören konnten. Allsommerlich ging es wie ein Lauffeuer durch die ganze Studentenschaft: morgen bei Heinroth über die Liebe. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran und sorgte durch eine Ankündigung in der vorhergehenden Vorlesung dafür, daß es bekannt ward, daß die Stunde nahte, in welcher er die Fülle seiner Beredtsamkeit und den Strom seiner anmuthigen Suade zu ergießen pflegte. Auch

Herrmann sah selten in seinen Vorlesungen einen leeren Platz; es war in der That ein Genuß ihn lateinisch reden zu hören, ein Genuß, den die Jetztwelt wohl schon nicht mehr kennt.

Diese beiden Muster ächter Humanität und attischen Witzes, kamen in der Zeit, da Eins. studirte, mit studentischer Ungezwungenheit in einen Conflikt, der sie in ihrem ganzen Glanze zeigte. Es war nämlich die Unsitte eingerissen, in den Auditorien die Röcke auszuziehen und in Hemdärmeln nachzuschreiben, so wie die noch größere, während der Vorlesungen Cigarren zu rauchen, ja selbst lange brennende Pfeifen mitzubringen. Die meisten Docenten ließen es sich ruhig gefallen, einzelne beliebtere brachten es durch Bitten und Vorstellungen dahin, daß es in ihren Vorlesungen unterblieb, ja einzelne hatten solchen Respekt, daß bei ihnen der Versuch gar nicht gewagt ward. In den gefüllteren Auditorien schwebte häufig eine Dampfwolke über den Köpfen der Lehrenden wie der Lernenden. In Heinroths Psychologie war es zuweilen kaum zum Ertragen; er suchte durch scherzhafte Bemerkungen dem Unwesen ein Ende zu machen, aber vergeblich. Es war eben die Zeit, in welcher die Cholera ihren ersten tödtlichen Rundgang durch Europa machte, und er verbreitete sich eines Tages ziemlich weitläufig über die Frage, ob Tabakrauchen wohl ein Präservativ gegen die gefährliche Krankheit sei. Seine Abhandlung schloß er mit den Worten: „Wenn Sie meinen, meine Herren, durch Rauchen sich vor dieser Seuche sicher zu stellen, so gebe ich Ihnen mein ärztliches Ehrenwort, daß Sie sich täuschen. Eher könnten Sie durch Erkältung sich einen Anfall derselben zuziehen, wenn Sie in Hemdärmeln bei offnem Fenster sitzen." Jeder errieth natürlich, was der feinen Rede Sinn war, aber es verhallte ohne Wirkung, und da Heinroth merkte, daß er mit Feinheit nichts dagegen vermöchte, ließ er den Kampf lieber fallen, und sich die Hemdärmel und qualmenden Cigarren gefallen, bis ein Befehl vom Senate dem Uebel ein Ende machte.

Nicht so fein, aber schärfer und gesalzener ging Herrmann der Unsitte zu Leibe. Es war eben ein neuer Cultusminister in Dresden ans Ruder gekommen, dieser hatte der Universität seinen ersten Besuch gemacht und hospitirte der Reihe nach bei allen bedeutenderen Professoren. Zu unserem Erstaunen war Herrmann schon dreimal hintereinander in feierlichem Ornat, d. h. im Frack mit seinen Orden im Collegium erschienen, weil er seinen Besuch erwartete, und in derselben Erwartung hatte sich die Zuhörerschaft des Rockausziehens enthalten. Herrmann war nämlich leidenschaftlicher Reiter, und gerade vor seiner Vorlesung (er las um 11 Uhr Morgens Iphigenie in Aulis) pflegte er sich eine Stunde mit seinem Rosse auf dem Roßplatze umherzutummeln. Dann ritt er bis an die Thür des Universitätsgebäudes, wo ihm sein Diener das Pferd abnahm, und schritt, wie er sich aus dem Sattel schwang, mit klirrenden Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und in gelbem Reitrock mit Reithosen und Stulpenstiefeln auf sein Katheder, wo er aus der Brusttasche seines Rockes eine Handausgabe zog und nun ohne Heft in fließender Rede die Auslegung begann. Dreimal war er schon seiner Sitte untreu geworden, als am vierten Tage einige der Commilitonen die Nachricht brachten: nun kommt der Minister nicht mehr, Herrmann reitet wieder auf dem Platze und wird gleich im Reithabit kommen. Diese Worte waren das Zeichen, auf welches hin alsbald reihenweise die Hemdärmel zum Vorschein kamen. Der Minister war aber schon da; am Katheder saß er, uns unbekannt, denn daß ältere Herren hospitirten, kam bei Herrmann fast täglich vor. Bald erschien dieser, erkannte den Minister und begrüßte sich mit ihm im Reitrocke, ohne die geringste Befangenheit, worauf er das Katheder bestieg. Mit mißbilligendem Blicke überlief er die Reihen der rocklos Dasitzenden und sprach: „Meine Herren, es ist heute sehr heiß, und ich steige eben ziemlich warm vom Pferde; ich würde es mir ohne Zweifel bequem machen und meinen Rock ausziehen, wenn ich nicht zu viel Achtung vor Ihnen hätte!" Wie schnell flogen auf das treffende Wort die Röcke vom Nagel an den Leib!

Auch bei ihm hatte sich das Tabakrauchen eingeschlichen, und einige Tage ließ er es ohne Bemerkung hingehen, wahrscheinlich dem gesunden Sinne der Studierenden vertrauend, daß sie es selbst abstellen würden. Als es aber immer mehr einriß, begann er eines Tages seine Vorlesung mit den Worten: „Meine Herren, ich rauche selbst sehr gern (in der That ließ er die Pfeife nicht viel ausgehen); aber ich stehe nicht an, das Rauchen hier in den Auditorien für eine Ungezogenheit zu erklären. Wenn Sie ins Theater gehen, so rauchen Sie nicht; ich dächte, dieselbe Achtung könnten Sie Ihren Hörsälen angedeihen lassen!" Diese scharfen Worte hatten das studentische Ehrgefühl doch zu sehr angegriffen, bereits ließ sich ein dumpfes Murren vernehmen und die Füße setzten sich in Bewegung zum Hinaustrommeln; denn so geliebt und geachtet Herrmann war, so wollte man sich den Vorwurf der Ungezogenheit doch nicht von ihm bieten lassen. Er sah den drohenden Sturm, blieb aber ruhig und unbewegt, langte in seine Brusttasche, nahm seine Handausgabe heraus und öffnete sie mit den drastischen Worten: Sed nunc a barbaris ad Graecos. (Aber jetzt von den Barbaren zu den Griechen.) Dieses kurze Wort beschwichtigte nicht nur den drohenden Sturm, sondern das ganze Auditorium brach in ein ungestümes Beifallsklatschen aus, vor dem die wenigen, die noch zürnen wollten, beschämt verstummen mußten.

Vogelsprache.

Ich halte seit vorigem Sommer einen männlichen Kreuzschnabel und ein Zeisigweibchen in einem recht großem Käfige. Ich hatte die armen Thiere einem hausirenden Händler aus Mitleid mit ihnen abgekauft, da sie offenbar in den kleinen engen Holzkäfigen litten. An Mohnfutter gewöhnt, erhielten sie täglich mehrere Hanfkörner als Delikatesse, einige davon zerquetschte ich für den Zeisig, der sie mit seinem schwachen Schnabel nicht zerbeißen kann. Eines Tags hatte ich das Zerquetschen vergessen und war, durch den eigenthümlichen Ton, mit welchem junge Vögel oder auch brütende Weibchen nach Futter verlangen, aufmerksam gemacht, — der Käfig hängt neben meinem Arbeitstische — nicht wenig überrascht, den Zeisig in allen Tonarten und mit allen Geberden lebhaften Bittens vor dem Kreuzschnabel sitzen zu sehen. Noch mehr aber stieg meine Ueberraschung, als ich den gutmüthigen Kreuzschnabel die Hanfkörner ernsthaft zerbeißen und dem Zeisig hinreichen sah, der sie ihnen unter zärtlichem Gewisper und der bekannten zitternden Bewegung der Flügel rc., aus dem Schnabel nahm. Ich habe seit dieser Zeit beinahe 3 Wochen den Hanf unzerquetscht in das Futternäpfchen gethan, und habe, so oft ich am Arbeitstische saß, diesen Beweis von beiderseitiger Klugheit und der rührenden Gutmüthigkeit der lieben Vögel vor Augen gehabt. Freilich wird es dem mit so außerordentlich kräftigen Kieferbändern und Muskeln begabten Kreuzschnabel nicht schwer, ein Dutzend Hanfkörner zu knacken: indes ist immerhin seine Gutmüthigkeit, freilich aber noch mehr die Klugheit beider Vögel, des Zeisigs, daß er die Ueberlegenheit des Schnabels seines Freundes und den ihm daraus erwachsenden Vortheil; des Kreuzschnabels, daß er die Sprache des Schwächern begriff — wahrhaft bewundernswerth.

Baldamus.

Spiele der Makololokinder.

Dr. Livingstone, Südafrikas Erforscher und Missionar erzählt in seinem so eben aus der Presse hervorgehenden Werke: „Neue Missionsreisen in Süd-Afrika," auf die wir demnächst noch eingehender zurückzukommen gedenken, folgendes aus der afrikanischen Kinderwelt:

„Die Kinder haben fröhliche Zeiten, besonders an den kühlen Abenden. Eines ihrer Spiele besteht darin, daß ein kleines Mädchen auf den Schultern zweier anderen getragen wird. Während sie mit ihr umhergehen, sitzt sie mit ausgestreckten Armen, und alle übrigen klatschen in die Hände. Vor jeder Hütte bleiben sie stehen und singen hübsche Lieder, wobei manche auf ihren kleinen Schürzchen von Kuhfell den Takt dazu schlagen, andere zwischen den Gesängen einen seltsamen summenden Ton hervorbringen. Außer diesem Spiel und dem Strickspringen besteht der Zeitvertreib der Mädchen in der Nachahmung der ernsten Arbeit ihrer Mütter; sie bauen kleine Hütten, verfertigen kleine Töpfe und kochen, stoßen Getreide in kleinen Mörserchen, oder hacken und jäten winzige Gärtchen. Die Knaben spielen mit Speeren von Rohr, die mit hölzernen Spitzen versehen sind, und kleinen Schilden, oder mit Bogen und Pfeilen; oder sie vertreiben sich die Zeit damit, daß sie kleine Viehhürden verfertigen oder Vieh in Thon nachbilden; sie zeigen großen Scharfsinn in der Nachahmung mannichfaltig gestalteter Hörner. Manche sollen auch Schlingen benutzen; aber sobald sie die Ziegen oder Kälber hüten können, werden sie aufs Feld geschickt. Wir sahen viele Knaben, die auf den Kälbern ritten, welche sie unter ihrer Aufsicht hatten; aber das ist etwas Neues und erst aufgekommen, seitdem die Engländer mit ihren Pferden hingekommen sind. Als Tselane, eine der Damen, bemerkte, daß ich Beobachtungen am nassen und trockenen Kugelthermometer aufzeichnete, dachte sie, ich wäre auch im Spielen begriffen; denn als sie auf ihre Frage, die, da die Sprache der Eingeborenen keine wissenschaftlichen Ausdrücke hat, etwas schwer zu beantworten war, keine Erwiderung erhielt, sagte sie mit schalkhafter Freude: „Armes Ding, Du spielst wie ein kleines Kind!"

Kampf zwischen einem Fischadler und einem Hechte auf der Müritz *) in Mecklenburg-Schwerin.

Am 3. August 1830 Nachmittags gegen 7 Uhr fuhren die Fischer des Ritterguts Ludorf von ihrer Hütte hinter dem Steinhorn, einem Bergebirge an der Müritz, ab, um die Nacht über ihre Netze auszuwerfen. Der Tag war heiß gewesen und die Luft noch schwül; ein Gewitter schien im Anzuge zu sein. Kein Luftzug regte sich und die Oberfläche der Müritz war spiegelglatt. Kaum waren die Fischer vom Ufer abgestoßen, als sie in einer Entfernung von fast $\frac{1}{4}$ Meile in einer Höhe von 2—300 Fuß über der Müritz einen ziemlich großen Adler schweben sahen. Plötzlich stürzte der Adler aus seiner Höhe herab auf das Wasser und tauchte unter, kam dann bald wieder hervor, ohne sich über das Wasser zu erheben, schlug aber heftig mit den Flügeln und wurde wohl 20—30 Fuß auf der Oberfläche des Sees fortgezogen. Der Adler tauchte wieder unter, kam aber nach kurzer Zeit zum zweiten Male hervor, ward wieder einige 20 Fuß fortgerissen, flatterte matter und matter, tauchte noch einmal unter und kam hervor, bis er endlich mit ausgebreiteten Flügeln auf der Oberfläche schwamm, sich leiser und leiser rührend und langsam von der Stelle sich fort bewegend. Die Fischer, welche diesem Schauspiele fortwährend zugesehen und nach der Stelle, wo sich dasselbe zugetragen hatte, hingefahren waren, fanden, daß der Adler seine Krallen in die Seiten eines Hechtes von 32 Pfund Schwere so tief eingeschlagen hatte, daß er dieselben nicht wieder lösen konnte. Den Hecht zu heben, war dem Adler unmöglich gewesen. Der Fisch hatte ihn vielmehr öfter in die Tiefe gezogen und so ertränkt. Auch der Hecht, der mit seinem Blute das Wasser gefärbt hatte, war dem Tode nahe, denn die Wunden waren zu tief. Der Adler maß mit ausgebreiteten Flügeln fast 7 Fuß.

— w.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Ist es möglich zu erfahren und authentisch festzustellen, ob der General der Cavallerie von Nostiz, ehemaliger Adjutant des Fürsten Blücher von Wahlstatt, denselben wirklich und persönlich nach seinem Sturz bei Ligny unter dem Pferde hervorzog, resp. rettete?

In einer ziemlich großen Versammlung in Dresden, dem Wohnort Ihres Abonnenten und eifrigen Lesers, hat ein Herr von B., ehemaliger Officier derselben Armee, diesen Fall als „eine von den historischen Lügen charakterisirt, die sich am Ende Geltung verschafft haben"; die Rettung des Fürsten sei von einem andern preußischen Officier bewirkt worden, dessen Namen ihm

*) Die Müritz — der Name kommt von dem slavischen Stammworte morize, das ist Meer, — ist der größte Landsee, nicht blos in Mecklenburg-Schwerin, sondern in ganz Deutschland. Er hat eine Länge von $3\frac{3}{4}$ und eine Breite von $1\frac{3}{4}$ Meilen und einen Flächeninhalt von $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, ist also bedeutend größer als der Chiemsee in Baiern.

entfallen, aus dessen eignem Munde der Herr v. P. jedoch die Sache besser wisse. Da der Herr von P. nun Ihrem Leser als ein achtungswerther Mann bekannt ist, so kann es wohl auf Täuschung beruhen, jedenfalls wäre es aber interessant, der Sache auf den Grund zu kommen.

Antwort: Auf die obenstehende Anfrage diene zur Erwiderung, daß Herr v. P. vollständig getäuscht worden ist. Abgesehen davon, daß über einen so wichtigen und interessanten Vorfall, der unzählige Male durch Wort, Bild und Schrift verherrlicht worden ist, sicherlich im Laufe der Jahre Aufklärung erfolgt wäre, falls derselbe noch einer solchen bedurft hätte, sind die Facta so klar vorliegend, daß sie gar keinem Zweifel Raum lassen. Die Annahme und Behauptung, ein andrer Officier als Nostiz habe den greisen Feldmarschall gerettet, ist offenbar unrichtig. Anders verhält es sich, wenn gefragt wird: Zog Nostiz allein den Fürsten unter dem Pferde hervor, oder waren noch andere dabei thätig? Hierauf die Antwort, daß noch der Ulanenunterofficier Friedrich Schneider und sechs Cavalleristen dabei thätig waren. Als Nostiz, der allein bei dem Gestürzten ausgehalten hatte, die wieder angreifenden und verfolgenden Preußen herankommen sah, rief er die ersten Reiter um Hilfe an. Der erste, welcher den Ruf vernahm, war der Ulanenunterofficier Friedrich Schneider. Er sprang sofort aus dem Sattel und schickte sich mit Nostiz vereint dazu an, den Feldmarschall unter dem Pferde hervorzuziehen. Es gelang beiden nicht. Unterdessen waren einzelne Cavalleristen herbeigekommen, sie säumten keinen Augenblick, dem General und seinen Helfern beizuspringen. Zum Aufheben des Pferdes waren sechs Mann erforderlich. Blücher, noch ganz betäubt, ward auf Schneiders Pferd gehoben und so glücklich mit dem allgemeinen Strom der aufs neue zurückgeworfenen Preußen, fortgerissen. Schneider erhielt am folgenden Tage sein Pferd und zwanzig Friedrichsd'or, nebst kurzem Briefe vom „Alten". Als nach der Beendigung des Feldzuges das Pferd, ein Brauner, ausrangirt werden sollte, kaufte es Blücher und gab ihm auf dem Gute Kriblowitz das Gnadenbrot.

Höchstwahrscheinlich hat der Gewährsmann des Herrn v. P. den Unterofficier Schneider zum Offizier avanciren lassen und ihn als denjenigen hingestellt, der die Rettung des Fürsten bewerkstelligte. Die Geistesgegenwart des Adjutanten, sein kaltblütiges Handeln und besonders das Erfassen des richtigen Augenblickes zur Entfernung des todten und zur Herbeischaffung des frischen Pferdes, das sind und bleiben die eigentlichen Ursachen der Rettung Blüchers. Allein unter dem Pferde hervorgezogen hat ihn Nostiz freilich nicht. War der Gewährsmann des Herrn v. P. selbst Blüchers Retter, so that er Unrecht, seinen Namen dem Vaterlande so lange zu verschweigen und der von Förster verfaßten Broschüre: „Blüchers Leben," welche den wörtlichen Bericht Nostiz' über die Rettung bei Ligny enthält, nicht entgegenzutreten.

Frage: Ich habe vor einigen Tagen die Lectüre eines anonymen vierbändigen Romans „Altenberg" beendigt, der mir eine ganz ungewöhnliche Erscheinung zu sein scheint. Es kann ihn nur ein Mann von reicher, geläuterter Lebenserfahrung, wie großer poetischer Produktionskraft, geschrieben haben, und fast will es mir scheinen, als fände ich in ihm die sichere Feder wieder, die ich schon in den im Daheim erschienenen Novellen eines Ihrer bedeutendsten Mitarbeiter, bewundert habe. Kann mir das Daheim sagen, ob ich mich auf der richtigen Fährte befinde, oder, wenn das nicht der Fall ist, mir etwa den Namen des Verfassers nennen? Kreisrichter K. in Ch.

Antwort: Wir sind wirklich im Stande, Ihnen Auskunft geben und Ihre Ahnung bestätigen zu können. Der „Altenberg" ist von Victor von Strauß, dem Verfasser des Tuvia Panti, der Erbtochter und des Untergegangenen. Die Anonymität hat den Verfasser nicht geschützt: eine Schilderung und ein Stil wie der seinige, bleiben dem Kenner keinen Augenblick verborgen.

Zwei Räthsel.

I.

Ein seltsam, unerfaßbar Ding
Von wunderbarer Macht
Hat Mann und Weib, Hoch und Gering,
Zur Folgsamkeit gebracht.
Wer keinem sonst gehorchen will,
Fügt dieser Herrschaft doch sich still.

Ein Zeichen mehr — da wenden sich
Die Sinne schaudernd ab;
Es hängt sich leis' und fürchterlich
An Alter, Tod und Grab.
Und ach, früh oder spät verfällt,
Ihm alle Herrlichkeit der Welt.

Und noch ein Zeichen — frisch und jung
Erscheint es weit und breit,
Macht Anspruch auf Bewunderung
Und schilt die alte Zeit.
Doch wie es aus dem ersten kömmt,
Ist schnell sein Reiz hinweggeschwemmt.

Und stehn nicht über kurz und lang
Die dreie im Zusammenhang?

II.

Du findest es, wohin Du blickest,
Das Leben ist es und der Tod,
Die Lieb, in der Du Dich erquickest,
Der Haß, der Dich zu tödten droht.

Das Mißgeschick ist's und der Segen,
Ich bin es Dir, mir bist es Du;
Es geht wie wir auf allen Wegen
Der endlichen Auflösung zu.

Nun hab' ich Dir es vorgetragen,
Dir es gelegt erstaunlich nah,
Doch wirst Du mir das Wörtlein sagen,
So ist es plötzlich nicht mehr da.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen ferner ein:

C. R., E. J. & H. R. in Uetersen (Holstein) 3 Loose der Lotterie für den protest. Kirchenbau in Salzburg. — Von einer Seemannsmutter Thlr. 1. — Carl Voigt Thlr. 10. — B. v. L. in K. l. Thlr. 10. — Pf. Schmidt in Hueckeborn Sgr. 27½. — L. in P. fl. 2. = Thlr. 1. 4 Sgr. — Von einem Deutschen in Liverpool Thlr. 3. — S. P. F. in Kaiserswerth, halbjährlicher Beitrag 20 Sgr. — A. M. in Werben bei Cottbus Thlr. 1. — Von Tr. in Ratzeburg Thlr. 5. — Betrag unsrer vorigen Quittung Thlr. 1792. 16½ Gr. In Summa: **Thlr. 1825. 8 Gr.**

Herr Bürgermeister **Karl Saffenhagen** in Leba, Chef der Rettungsstation „Daheim," schreibt uns, daß das Boot am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig in Leba angelangt ist und bereits öfters auf seinem Elemente geschwommen hat.

„Gleich einem glücklich vom Stapel laufenden Schiffe," schreibt derselbe, „rollte das Boot mit completer Bedienungsmannschaft besetzt — ein jeder auf seinem Posten — vom Wagen in die See und schoß hin, von kräftigen Ruderern getrieben, einem Pfeil gleich durch die salzige Flut. Hell glänzte das „Daheim" im Sonnenschein, gleich einer grünen, weißbordirten Möve flog es von Welle zu Welle und gewährte einen prächtigen Anblick."

Wir bitten den Herrn Stationschef, uns davon in Kenntniß zu setzen, wenn das Boot Gelegenheit haben sollte, sich in der Stunde der Gefahr zu bewähren, und werden nicht verfehlen, unsern Lesern davon in geeigneter Weise Mittheilung zu machen.

Briefkasten.

Herrn **F. Bieler in Bützow bei Jankow in der Neumark.** Das Packet an Sie (enthaltend die bestellte Decke) wird von der Post nicht angenommen, da der Ort nicht aufzufinden ist. Wir bitten daher um genauere Angabe.

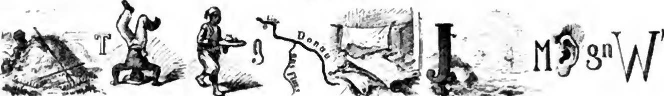
Herrn **G. C. T. in St. Petersburg.** Der Rehkopf von Guido Hammer in Nro 27 ist nicht apart zu haben, weil ein einzelner Abzug zu kostspielig sein würde. Allerdings wäre das schöne Blatt wohl werth, auf feinerem Papier apart gedruckt zu werden.

Herrn **A. N. in Berlin.** — Besten Dank für Uebersendung der Nachdrucksnummern.

Wiederholt bitten wir unsre Leser freundlichst, uns ihnen zu Gesicht kommende Nachdrucksfälle, durch Bezeichnung, oder am besten durch Uebersendung der betreffenden Nummern, mittheilen zu wollen. Jeder Leser erwirbt sich dadurch ein Verdienst um die Wohlanständigkeit der Presse und um die Sicherheit des Eigenthums.

C. Z. in Mülhausen. — Ihr Manuscript war uns sehr willkommen; es wird demnächst zur Aufnahme kommen.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im December 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 10.**

Mercedes.

Nach dem Tagebuche eines Heimgekehrten von dem Verfasser des „Spanischen Schmugglerlebens“.

(Fortsetzung.)

Auch dieses Thema schien erschöpft, und es blieb mir jetzt weiter nichts übrig, als mein Album zu öffnen und ihr das Bild zu zeigen, die ich vor weniger Zeit vollendet, und hiermit schien ich wirklich ihr Interesse im höchsten Grade erregt zu haben, denn sie freute sich wie ein Kind, die ihr so bekannte Gegend auf dem Papiere vor sich zu sehen. Ich schnitt das Blatt aus, überreichte es ihr und versprach ihr, nächstens einen guten Punkt in der Umgegend aufzusuchen, von dem aus ich die Ansicht des von ihr bewohnten Schlosses aufnehmen könne! Sie dankte mir und erhob sich, um in das Schloß zurückzukehren. Ich folgte ihr bald; denn ich fühlte mich etwas ermüdet. Es ging mir, als ich mich allein befand, wie gewöhnlich, wenn man irgend etwas Außerordentliches erwartet hat und sich, nachdem man es gesehen, nicht befriedigt fühlt. Die Schönheit der Tochter des Castellans hatte all meine Erwartungen übertroffen, jedoch wir Deutschen verlangen von einer Frau, die im „Herzen unheilbare Wunden schlägt,“ wie Don Pablo mir gesagt hatte, noch etwas mehr, etwas anderes als Schönheit und wäre es auch die unvergleichlichste, die der Donna Mercedes Perales! Noch war ich in meinen Betrachtungen hierüber versunken, als ich durch die Thüre, welche ich offen gelassen hatte, sich einen langen Schatten winden sah. Die riesige Gestalt des Castellans stand vor mir. Er hatte ein Bouquet in der Hand, welches er schweigend auf den Tisch legte, und indem er sich verbeugte, ging er wieder auf die Thüre zu und wollte das Zimmer verlassen, als ich ihm für das Bouquet dankte.

„Nicht mir,“ sagte er mit der hohlen Stimme, welche jedesmal, wenn ich sie wieder hörte, mich von neuem erschreckte, „nicht mir, sondern der Sennorita Mercedes Perales, Ew. Gnaden gehorsamsten Dieners Tochter, die sich bei Ew. Gnaden für die Zeichnung bedankt. Sie schickt dem Caballero dies Bouquet, und wünscht ihm einen vergnügten Abend!“

Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich von diesem Original halten sollte. Don Pablo sagte, er wäre verrückt und er schien es wirklich zu sein, doch schon am vorhergehenden Tage hatte ich einen äußerst wehmüthigen Zug um seine Lippen zu bemerken geglaubt und heute sah ich ganz deutlich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

„Setzt Euch ein wenig, Don Diego,“ sagte ich, und rauchte eine von meinen Papelitos. Die Zeit wird mir lang und ich möchte gerne ein wenig mit Euch plaudern.“

Ein plötzlicher Ausdruck von Freude lagerte sich auf dem hageren Gesicht des Castellans, doch einen Augenblick darauf folgte eine tiefe Traurigkeit derselben.

„Ist verboten!“ sagte er mit dumpfer Stimme, „ist verboten.“

„Von wem?“ fragte ich.

„Von Sennor Intendante, von Dr. Don Pablo und von der Sennorita Donna Mercedes Perales, Ew. Gnaden gehorsamsten Dieners Tochter.“

Und müßt Ihr denn diesen drei gehorchen, ich begreife das von dem Intendanten Eurem Vorgesetzten ....“

Die Figur des Castellans reckte sich plötzlich in ihrer ganzen Länge und ich glaubte wirklich, daß sein Kopf die Decke des Zimmers berühren werde.

„Der Herr Graf von Bellanda, mein edler Herr und Gebieter, hat mich zum Castellan in diesem Schlosse eingesetzt und ich brauche weder dem Intendanten, noch dem Rentenmeister zu gehorchen,“ sagte er mit heftiger Stimme.

„Nun, dem Arzte noch weniger, dächte ich!“

Der Castellan versuchte zu lachen, brachte jedoch nur das bewußte Grinsen hervor. „Nein,“ sagte er, „nicht einmal, wenn ich krank bin, gehorche ich dem Dr. Don Pablo Ejea; denn er ist unwissender als der Hufschmied von Crevillente, der den Ruf hat, das dümmste Geschöpf der ganzen Provinz zu sein.“

Und er lachte, als ob er der glücklichste Mensch von ganz Spanien wäre, jedoch mit einer so furchtbaren Stimme, daß mir angst und bange dabei wurde und ich mir die Ohren zuhielt.

„Sennor padre!“ ertönte plötzlich im untern Stocke die Stimme der Donna Mercedes, „Sennor padre!“

Eine merkwürdige und augenblickliche Metamorphose fand jetzt in Diego Perales statt. Seine Gestalt beugte sich, wie wenn man ein Taschenmesser halb zuklappt, sein Gesicht nahm wiederum den früheren wehmüthig furchtsamen Ausdruck an, und mit dumpfer

Stimme sagte er: „die Sennorita meine Tochter ruft, verzeihn Sie, Caballero!"

Ich drückte ihm ein Päckchen Cigaretten in die Hand, er dankte mir mit einem Anfang seines grausenhaften Lächelns, war aber schnell zur Thür hinaus, als zum dritten Male die Stimme seiner Tochter ertönte, welche „Sennor padre", und diesmal mit einem weit ausdrücklichern Tone, als die ersten beiden Male, rief.

Ich setzte mich ans offne Fenster und sah ihn bald den Berg hinuntersteigen, er rauchte wahrscheinlich eine meiner Cigaretten; denn als er mich am Fenster sah, hielt er sie in die Höhe und nickte mit dem Kopfe!

III.

Wahrhaftig, die Luft im Schlosse that Wunder, und die erste Wirkung dieser Wunder war, daß ich einen Appetit bekam, wie ich mich nicht entsinne, je gehabt zu haben. Am dritten Tage schien mir die Tasse Chocolade, welche mir die Magd brachte, so klein, daß ich beschloß ins Städtchen hinunterzugehen, um zu sehen, ob es mir nicht möglich wäre, irgend eine Conditorei oder ein Kaffeehaus zu finden, in welchem man mir eine zweite Auflage meiner mikroscopischen Portion bereiten könnte. Auf demselben Wege wollte ich auch dem Intendanten des Grafen meine Visite abstatten und ihm für die Erlaubniß, das Schloß einige Tage bewohnen zu dürfen, danken. Ein Knabe, den ich nach der Wohnung des Sennor Don Gines Ballesteros fragte, erwiderte mir, daß er vorgestern Abend nach Almeria gereist sei und erst morgen oder übermorgen wiederkommen würde; er wüßte es genau, denn Don Gines wäre sein Onkel! Es fiel mir ein, daß der Intendant vielleicht nach Almeria gegangen wäre, weil Don Pablo dorthin berufen sei, aber ich gab nicht weiter darauf Acht und verfolgte meine Wanderung durch die engen Straßen des Städtchens, um meinem Magen die Befriedigung zu verschaffen, welche derselbe anfing mit Ungestüm zu verlangen.

Endlich gelang es mir auf eine Art von Platz zu kommen, und auf einem schwarzen Schilde über einem Laden, in welchem man Seife, Brot, Gläser, Messer, Cattun, Besen, Töpfe, Seidenzeug, Zwiebeln, Hüte und hundert andere Gegenstände verkaufte, las ich in großen weißen Buchstaben Café del Duque!

Nachdem ich mir einen mühsamen Weg durch den Laden gebahnt hatte, gelangte ich in die Hinterstube, welche mir die Verkäuferin als das „Gastzimmer" bezeichnet hatte, und setzte mich, um die bestellte Chocolade zu erwarten!

Drei andere Gäste befanden sich schon im Zimmer und saßen, rauchend und Chocolade trinkend, um einen Tisch. Der eine war ein Geistlicher, man erkannte es an seiner Kleidung, der andere schien ein wohlhabender Landbesitzer zu sein, den dritten jedoch war mir unmöglich zu classificiren. Er hatte eine eigenthümliche Aussprache, welche keiner der spanischen Provinzen, die ich kannte, eigenthümlich war; seine Kleidung war ein so seltsames Gemisch des andalusischen Majos und des französirten Städtebewohners, daß es fast grotesk aussah. Auch sein Gesicht, obgleich von stark ausgeprägtem südlichem Typus, hatte für mich etwas so Bekanntes, daß ich mich einige Augenblicke vergebens fragte, wo ich diesen Mann schon gesehen hätte. Er schien wohlhabend, sogar reich zu sein; denn er sprach nicht allein von seinen Maulthieren und Pferden, sondern auch von seinem Wagen, und ein Wagen in Andalusien bedeutet beinahe dasselbe, als bei uns ein Haus. Ich saß eine Zeit lang ruhig an meinem Tisch und sah in den Garten ohne auf die Unterhaltung der drei Gäste, die mich bei meinem Eintritt kaum beobachtet hatten, Acht zu geben, bis der Name des Don Gines Ballesteros, welcher von einem der drei ausgesprochen wurde, meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ja!" sagte der, welchen ich für einen Gutsbesitzer hielt, „wenn man je die Wahrheit von Don Gines erfahren könnte, würde man merkwürdige Geschichten hören, aber wir werden wohl alle uns ins Grab legen, ohne den Schlüssel dieses Räthsels zu erhalten."

„Und darum ist es besser, Don Antonio," sagte der Geistliche, „daß man die ganze Sache ruhen läßt; Diego ist alt, und eines Morgens wird es in Velez el Blanco heißen: Betet für die Seele des Diego Perales, ohne daß jemand daran gedacht hätte, daß er so schnell sterben könne. Wißt ihr, wie alt er ist? Nein, ihr werdet's nie errathen! Diego Perales ist 76 Jahre alt! Hättet ihr's geglaubt?"

„Wahrhaftig nicht," antworteten die andern beiden.

„Nun darum sollte man die alten Geschichten, die doch zu nichts führen, ruhen lassen," fuhr der Geistliche fort, „und da er keinem von uns zu nahe kömmt, so könnten wir ihn auch in Frieden lassen."

Man kann sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit ich zuhörte, als ich bemerkte, daß es sich um meinen langen Castellan handelte!

„Das ist alles wahr, ehrwürdiger Vater," sagte der dritte, „aber das Fräulein, die Sennorita Mercedes, könnte eigentlich doch den Kopf ein wenig niedriger tragen!"

„Und warum das, Don Salvador Lobo?" fragte der Geistliche mit ernster Stimme.

„Sprechen wir von etwas anderem," sagte plötzlich Don Antonio, indem er einen Seitenblick auf mich warf, „man sollte meinen, daß wir alte Weiber wären, welche am Brunnen klatschen!"

Und sogleich begannen sie von der Olivenernte und von einem Morde, welcher vor kurzem begangen worden war, zu sprechen.

Ich war recht ärgerlich auf den Sennor Don Antonio, welcher Salvador Lobo verhindert hatte, mir einige Aufklärung über meine schöne Wirthin zu geben! Salvador Lobo? der Name war mir völlig unbekannt, und doch, doch, ich mußte den, der ihn trug, schon irgendwo gesehen haben.

„Habt ihr von dem neuen Gaste auf dem Schlosse gehört, Don Salvador?" fragte der Geistliche.

„Ja," antwortete dieser, „wer weiß, wer das sein mag, wiederum irgend jemand, der eines Tages kömmt, man weiß nicht von wo und wieder fortgeht, man weiß nicht wohin?"

„Aber, gelobt sei die heilige Jungfrau! Hat denn der Intendant des Grafen die Verpflichtung, der ganzen Stadt die Lebensgeschichte jedes seiner Bekannten, die im Schlosse wohnen, zu erzählen?"

„In einer Zeit wie heute muß alles klar sein," rief Don Salvador, indem er eine große Brieftasche und aus derselben ein übergroßes Blatt Papier hervorzog. „Seht, Caballeros, ihr wißt, daß ich einen großen Theil des Jahres auf Reisen bin und immer trage ich dieses Schriftstück bei mir, unterzeichnet von dem Excellentisimo Sennor Don Pedro Quiros, Marques de Campo-Sagrado, Gouverneur der Provinz von Almeria, welcher dem Sennor Don Salvador Lobo, erstem Zahnarzt Seiner Majestät, des Kaisers von Rußland, König von Polen 2c. 2c., die Freiheit gibt, seine Kunst in der ganzen Provinz zu üben und dann ...."

Der Sennor Salvador Lobo konnte nicht weiter fortfahren; denn ein schallendes Gelächter, welches ich nicht mehr im Stande war zurückzuhalten, unterbrach ihn inmitten seiner Rede. Die drei Gäste drehten sich erstaunt um, und der erste Zahnarzt Sr. Majestät des Kaisers von Rußland sah mich mit gefurchter Stirn an, als ich aufstand, auf ihn zuging und ihm auf die Schultern klopfte.

„Entschuldigen Sie," sagte ich zu ihm auf deutsch, „daß ich Sie nicht früher erkannt habe, aber wer in aller Welt hätte je gedacht, daß der Brillenhändler Salomon Wolf aus Königsberg ein Don Salvador Lobo aus Velez el Blanco werden könnte. Die Uebersetzung ist meisterhaft, wahrhaftig!"

Er sah mich einige Secunden lang an, dann stand er auf und sagte ebenfalls in deutscher Sprache, aber mit einem stark polnisch-jüdischen Accente: „Kann ich mich doch nicht entsinnen, Sie je gesehen zu haben."

„Wohl möglich," erwiderte ich, „auch ich kenne Sie nur, wie alle Königsberger Studenten, denen Sie oft in den Bierstuben neue Gläser in die Brillen setzten."

„Und wie kommen Sie hierher?" fragte er etwas kleinlaut.

„Ich bin der Gast des Schlosses, welchen Sie eben diesen Herrn verdächtig zu machen suchten!"

Mit einer Geistesgegenwart, die zu bewundern war, ergriff Herr Salomon Wolf, oder vielmehr Don Salvador Lobo, meine Hand, schüttelte sie, und indem er sich an seine Freunde wandte, sagte er:

„Vaya! Caballeros, das kann man einen Zufall nennen! Der Herr hier ist der Gast des Schlosses, mein Landsmann und ein alter Bekannter!" — Ich grüßte; Don Salvador aber nahm sein Glas und schritt meinem Tische zu.

„Nennt es nicht Zufall, Don Salvador," sagte der Geistliche, fein lächelnd, „nennt es eine Lehre für die Zukunft!"

Er setzte sich an meinen Tisch und ich freute mich über mein gutes Gedächtniß, welches mich den früheren Hausirer unter dem glänzenden Aeußeren Don Salvador Lobos hatte erkennen lassen, denn nun hoffte ich doch einigen Aufschluß über die Bewohner des Schlosses zu erhalten.

„Was thun Sie hier?" fragte Lobo. Sind Sie auch ein carlistischer Agent, daß Sie im Schlosse logiren?"

Ich erzählte ihm, wie ich dazu gekommen war, die Gastfreundschaft des Intendanten in Anspruch zu nehmen; aber es schien mir, als hätte ich nicht das Talent, ihn von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, denn er schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und sagte in dem singenden Tone der polnischen Juden, der ihm eigen war, sobald er deutsch sprach: „Sie können mir die Wahrheit sagen; ich bin auch nicht so schlimm! Wenn Sie einen Auftrag haben vom Prinzen oder vom General Cabrera —"

„Aber Mensch!" unterbrach ich ihn, „ich habe das Fieber und frage nichts nach Prinzen und Generalen, und wenn ihr's nicht glauben wollt, seht mir ins Gesicht, da steht es deutlich genug geschrieben."

Lobo sah mich wirklich an und meine abgemagerten Züge mußten ihm etwas mehr Zutrauen einflößen, denn er sagte: „Nun, warum soll es nicht möglich sein? Das Fieber kann man ganz gut auf der Haide bekommen und die Luft oben ist ausgezeichnet, aber wenn ich bedenke!"

„Wißt ihr was, Wolf," sagte ich, „wenn ihr mir nicht glauben wollt, geht nach Velez el Rubio und erkundigt euch in der Posada del buen viage, ob ich nicht 9 Tage das Delirium gehabt habe!"

„So!" rief er plötzlich. „Sind Sie das gewesen, sagte man doch, 's wär' ein Engländer, und ich mag nichts haben zu thun mit den Engländern, sonst wäre ich sicherlich gekommen nach Velez el Rubio, um Ihnen meine Dienste anzutragen, und hätte Ihnen gesagt: Herr Landsmann, ich werde Ihnen suchen ein Haus, ich werde Ihnen geben meine Stube und mein Bett, aber ziehen Sie nicht aufs Schloß."

„Aber warum Wolf? Gebt mir einen Grund an, und ich werde euch dankbar sein."

„Grund, Grund!" sagte Wolf, „wollen Sie wissen einen Grund? ich weiß keinen; aber haben Sie gesehen den alten Diego?"

„Ja!"

„Und haben Sie gesehen die verwunschne Prinzessin, die Sennorita Mercedes?" — „Ja, gewiß."

„Nun was brauchen Sie mehr Gründe? Und wenn Sie noch nicht Gründe genug haben, sehen Sie sich beide noch einmal an und noch zwei Mal, und noch zehn Mal und Sie werden finden Gründe genug, um zu ziehen aus so schnell wie möglich."

Ich lachte über den Pseudo-Lobo.

„Lachen Sie nicht," sagte er, „man soll nicht lachen am Freitag, damit man nicht weine am Sonntag! Verstehen Sie? Seien Sie lieber vorsichtig am Freitag, dann können Sie lachen am Sonntag."

„Wollt ihr mir sagen, Wolf, was ich im Schloß zu befürchten habe?" fragte ich. „Ihr müßt gewisse Details kennen, die ich zu wissen begierig bin, wenigstens schloß ich so aus euren Worten von vorher, und da ihr wünscht, mir nützlich zu sein, so bitte ich euch darum."

„Sehen Sie, Herr Landsmann," sagte jener, „wir sind hier nicht in Deutschland, wo es Polizei und Gensdarmen und Gerichte gibt; hier, wie Sie schon werden haben gesehen, thut jeder was ihm beliebt, und deshalb muß man sich vor jedem in Acht nehmen."

„Zur Sache Wolf, zur Sache!" rief ich ungeduldig, „sprecht mir von Diego und seiner Tochter Mercedes."

„Was, wissen Sie, ob es ist seine Tochter?" fragte Wolf. „Ich weiß es nicht, aber so viel wissen die Leut, daß vor ungefähr 20 Jahren Diego eines Morgens mit seiner Frau, welche soll gewesen sein häßlich wie die Nacht, aus dem Schlosse verschwunden war, und daß er nach drei Jahren eines Morgens wieder da war, ohne daß man gewußt hat, wohin er gegangen, wo er gewesen und von wo er gekommen; gesagt hat er, er wär gewesen auf Reisen, seine Frau wär' gestorben und hätt' ihm eine Tochter geboren, die er mitgebracht. Als aber die Tochter ist geworden groß und ist geworden schön wie ein Engel im Himmel, haben die Leut', die Diego und seine Frau gekannt haben, angefangen die Köpfe zu schütteln, und als sie gesehen haben, daß er sie hat gebracht zum Erziehen nach Valencia und hat bezahlt dafür monatlich eine Unze Gold, haben die Leut' nicht mehr gewußt, was sie davon halten sollten, und später, als sie ist geworden groß und man hat gesehen, wie sie ist geworden stolz und hochmüthig und hat ausgeschlagen die besten Partien in der ganzen Stadt, ist man gekommen auf den Gedanken, daß sie gar nicht sei die Tochter des halbverrückten Castellans."

„Aber wessen Tochter soll sie denn sein?" fragte ich äußerst gespannt.

„Weiß ich auch nicht," erwiderte Wolf, „aber sehen Sie, jener Pfaff, der dort sitzt, hat mir einmal gesagt, daß droben im Schlosse, im großen Saale ein Bild hängt aus dem vorigen Jahrhundert, und soll sein dasselbe Gesicht als das der Mercedes."

Ich ward nachdenkend; die Andeutungen Lobos, weit entfernt mir irgend etwas aufzuklären, machten mich immer confuser, doch Mercedes gewann in meinem Geiste an Interesse.

„Das alles sagt mir nicht, Wolf, warum ich mich im Schlosse zu hüten habe," sagte ich.

„Habe ich Ihnen doch gesagt, daß ich nicht weiß Gründe," erwiderte er, „aber ich weiß, daß alle Augenblicke erscheinen neue Gestalten im Schloß und verschwinden, und kommen wieder andere und verschwinden gleichfalls. Nur einen positiven Fall kann ich Ihnen erzählen, von dem Sie werden können schließen auf alles andre. Es mag sein her sechs Monate, hat man mich gerufen aufs Schloß und hat mir gesagt, ob ich wolle ausziehen einen Zahn an einem Herrn, welcher ist ein Maler und ist gekommen zu zeichnen Gegenden und wohnt oben im Schloß! Geschichtchens! Doch was hab' ich davon? Ich ging hinauf und fand den Maler, und von allem, was man mir sagte, glaubte ich einzig und alleine, daß er Zahnschmerzen habe, denn ich sah, daß der Zahn hohl war, sonst hätt' ich es auch nicht geglaubt. Ich zog den Zahn aus und entfernte mich so schnell wie möglich aus dem Schlosse; denn ich mag nicht gern oben sein. Es ist gut! Drei Monate später geh' ich nach Almeria, wo ich hab' gehabt Geschäfte, und als ich gehe spazieren am Strande und seh' mir an eine Fregatte, die da liegt, hör' ich mit einem Male Geräusch und als ich mich umdrehe, seh' ich eine lange Reihe von gefesselten Galeerensclaven, die man bringt auf die Fregatte, um sie nach Africa zu führen, und denken Sie sich meinen Schreck, mein lieber Herr Landsmann, als ich unter ihnen in der ersten Reihe den vergeblichen Maler erkenne, obgleich er jetzt nicht mehr einen Pariser Ueberzieher trug, sondern eine graue Jacke und Ketten an Hände und Füße. Ich möchte schwören, daß ich bin geworden so weiß wie mein Sacktuch! Und er hat mich auch erkannt und hat mir zugeplinkert mit den Augen und mir gezeigt seine Zähne; ich sage Ihnen, ich bin gewesen mehr todt als lebendig."

„Und habt ihr nicht erfahren, warum jener Fremde auf die Galeeren geführt wurde?" fragte ich, indem ich unwillkürlich an die Röthe dachte, welche das Gesicht des jungen Mädchens mit einem Male überzogen hatte, als ich ihr sagte, daß ich nach Ceuta wolle.

„Gehütet hätte ich mich!" antwortete mir Wolf, „nur zu sagen, daß ich den Menschen je gesehn hatte. Sie wissen wohl nicht, daß wir in Spanien sind, Herr Landsmann und daß, wie hat gesagt ein großer französischer Zeitungsschreiber, ich weiß nicht wer, Afrika bei den Pyrenäen anfängt. Man hätte mich, Gott soll mich bewahren! arretirt, und Monate wären vergangen, ehe man mir nur eine Frage gestellt hätte und denn hätte es, meine Freiheit zu erlangen, mehr Geld gekostet, als ich hab' mir erspart in den acht Jahren, daß ich bin hier!"

Ich hörte kaum den Worten Wolfs zu! Eine ganze Welt von Gedanken tobte in meinem Gehirne und diese Gedanken waren so verwirrt, daß ich anfing mich zu fragen, ob das Fieber wieder im Anzuge wäre. Wo z. B. kam mir die Idee her, daß jener Maler, oder wer es sonst sein mochte, der Tochter des Castellans näher stand, als Wolf es vermuthete, und weshalb fühlte ich bei diesem Gedanken eine geheime Schadenfreude, deren ich mich einen Augenblick später schämte? Ich wußte es selbst nicht! Ich schlürfte während dessen meine Chocolade ein und starrte, wie man das gewöhnlich thut, wenn eine fixe Idee unsern Geist beherscht, unbeweglich den Boden an.

Wolf beobachtete mich, ich sah es zu spät ein, und alle seine früheren argwöhnischen Vermuthungen tauchten wahrscheinlich wieder in seinem Geiste auf, denn er änderte mit einem Male das Thema der Unterhaltung, und, ohne daß ich ihn darum befragt, fing er an mir zu erzählen, wie er Deutschland verlassen hätte, um nach England zu gehen, wie soviele seiner Glaubensgenossen, welche oft dort ohne einen Pfennig ankommen und in einigen Jahren reiche und angesehne Leute werden, wie er mit einem kleinen Capital angefangen, dieses bald verloren habe und wie er endlich auf den glücklichen Gedanken gekommen sei, nach Spanien zu gehen, sich als Zahnarzt, dessen Kunst er als junger Mann gelernt, zu etabliren,

und wie er in ein Paar Jahren, hierdurch und durch einige Spekulationen, sich ein kleines Capital erworben, womit er sich in Velez ein Haus gekauft und, wie er hoffte, sich nach und nach soviel Land dazu zu kaufen, um ein ziemlich wohlhabender Grundbesitzer zu werden, und endlich als reicher Mann nach Deutschland zurückzukehren!

Alles dieses erzählte er mir, aber er konnte mich nicht von dem Gedanken an Mercedes und den Galeerensklaven abbringen.

„Spracht ihr nicht vorher von carlistischen Agenten, die das Schloß besuchen?" fragte ich endlich.

„Ich?" erwiederte er vorsichtig, „ich habe nicht daran gedacht, was gehen mich die Carlisten und die Christinos und ihre Agenten an? ich ziehe Zähne aus, und setze Zähne ein, und wenn sich mir ein gutes Geschäft präsentirt, mach' ich's, aber mit Politik und sonstigem Schwindel laß' ich mich wahrhaftig nicht ein!"

„Ihr wollt kein Vertrauen zu mir fassen, Wolf, ich sehe es wohl," sagte ich, „sonst würdet ihr mir alles sagen, was ihr auf dem Herzen habt." — „Ich weiß wahrhaftig nichts."

„Nun, so thut mir den Gefallen," sagte ich, indem ich aufstand, „und zeigt mir den nächsten Weg bis zum Schlosse; denn ich möchte bald oben sein, da es anfängt kühl zu werden."

„Ich werde Sie begleiten, Herr Landsmann," erwiderte er, „mein Haus liegt beinahe am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß steht."

Ich bezahlte, und nachdem ich den Geistlichen und den andern Herrn gegrüßt, verließ ich das Gastzimmer des Café del Duque. Wolf ließ mich einige Augenblicke warten, er schien noch etwas mit seinen beiden Freunden zu besprechen zu haben. Als er hinauskam, bat ich ihn um seinen Arm, denn ich war ermüdet, und mich auf denselben stützend, erstieg ich einige kleine Gäßchen, welche mir den Weg zum Schloße verkürzen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Humorist.

Es ist in unserem Vaterlande schon so mancher Dichter aufgetreten, den die Zeitgenossen und nach ihnen die Literaturhistoriker mit dem Namen eines **Humoristen** geehrt haben, und wer wollte leugnen, daß Männer wie Fischart und Sebastian Brant in älterer, Lichtenberg, Hippel, Jean Paul in neuerer Zeit denselben verdienten? Aber wer liest ihre Schriften noch heute? Wird nicht selbst der sprudelnde Humor des Immermannschen Münchhausens von Jahr zu Jahr unverständlicher wegen seiner zahllosen tendenziös-ephemeren Beziehungen und Anspielungen? Sind sie nicht alle fast vergessen von unserem Volke? Und wären sie es, wenn sie je recht in ihm Wurzel gefaßt hätten? So wird es — das ist unsere Ueberzeugung — dem Manne nicht ergehen, dessen Lebensbild wir heute unsern Lesern vorführen und den wir in hervorragendem Sinne **Deutschlands Humoristen** zu nennen nicht anstehen, obgleich er nur in **plattdeutscher** Rede gedichtet hat und noch dichtet. Mit Recht ist **Fritz Reuter** binnen wenigen Jahren — und nicht nur unter den neun Millionen, die plattdeutsch reden, sondern weit darüber hinaus — ein Liebling unseres Volkes geworden; denn aus dem Herzen und Leben desselben schreibt er für dasselbe, zum Ergötzen für Gelehrte und Ungelehrte, für Alt und Jung. Seine Erzählungen sind Alltagsgeschichten, aber bis auf den kleinsten Zug lebensgetreu, seine Menschen haben Fleisch und Blut und in allen finden wir alte, liebe Bekannte wieder — keine philosophischen Excurse, keine Tendenz irgend welcher Art macht sich darin breit — behäbig und gemächlich gehen die Bilder und Scenen vor uns auf, aber durchweg köstlich belebt und erfrischt durch den lange versiegten Born des **Humors**, der ja auch eine Gottesgabe ist.

Unsere Zeit fühlt, was ihr Noth ist. Sie fühlt, daß, wie wir mit allem Denken und Treiben, mit aller Liebe unseres Strebens und Schaffens zunächst der Scholle anhängen, die uns die nächste und zugleich die nächst angewiesene Stätte deutschen gesunden Lebens ist, so auch unsere Poesie wieder zurückkehren muß auf einen begrenzten Boden. Darin vor allem ist es begründet, daß ein Dichter wie **Fritz Reuter**, der Mecklenburger, in so kurzer Frist einen so weitausgebreiteten Ruhm und in so entschiedener Weise die Vorliebe der ganzen Nation erwarb. Aber darin liegt, wohlverstanden, nur der entferntere Grund seines Erfolgs. Tausend und Abertausenden ist dasselbe geboten, aber nicht alle sind befähigt, dichterisch zu erfassen, was ihnen geboten ist. Man muß ein so ächter und treuer Sohn seines engeren Vaterlandes sein, — ein so verkörperter Ausdruck desselben, wie es unser Reuter ist, in den tiefsten Gründen des Gemüths, wie in der herzigen Form des Wortes, um das Gelingen eines einheitlichen künstlerischen Schaffens zu erreichen.

Wir werden zunächst sehen, in welcher Weise Reuter seine künstlerischen Fähigkeiten in einem eigenthümlichen Bildungsgange gewissermaßen erst entdeckte und deren Ausbildung in kürzester Frist erreichte, und wenn auch die äußere Geschichte seiner Lebensgestaltung einen wenig sichtbaren Antheil daran hat, so dürfen wir die einfachen Thatsachen seines Lebens doch unsern Lesern nicht vorenthalten, in denen wir das Interesse für des Dichters Person auch in dieser Richtung befriedigen möchten. Er selbst gibt dieselben dahin an:

Ich bin am 7. November 1810 in Stavenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren, woselbst mein Vater Johann Georg Reuter, Bürgermeister und Stadtrichter war. Meine Mutter, Johanna, geb. Oelpke, war die jüngste Tochter des Bürgermeisters Oelpke, zu Triebsees im vormaligen Schwedisch-Pommern. Bis zum vierzehnten Jahre im älterlichen Hause erzogen, erhielt ich zuerst meinen Unterricht bald von diesem, bald von jenem (siehe: Schurr-Murr, „meine Vaterstadt Stavenhagen"), darauf in den letzten vier Jahren durch Hauslehrer. Michaelis 1824 bezog ich das Gymnasium zu Friedland (Mecklenburg-Strelitz) und blieb dort bis Ostern 1828, wo ich dies Gymnasium mit dem neu restaurirten in Parchim vertauschte, theils weil mein Vater dadurch mich von meinem Wunsche, Maler zu werden, abzubringen hoffte, theils weil zwei der besten Lehrer Friedlands schon vor mir nach Parchim übergesiedelt waren. In Parchim blieb ich bis Michaelis 1831 und ging dann nach Rostock, um nach dem Wunsche meines Vaters Jura zu studiren. Ostern 1832 ging ich nach Jena und trat dort in die allgemeine Burschenschaft, später in die Fraction Germania. In Folge von Studentenunruhen rief mich Ostern 1833 mein Vater nach Hause. Dort verweilte ich bis Michaelis 1833, wo ich dann auf einer Durchreise durch Berlin wegen demagogischer Umtriebe eingezogen und bis zum November 1834 in enger Untersuchungshaft war. Von hier wurde ich nach **Silberberg** geschickt, woselbst mir nach dreijähriger Haft das Todesurtheil gesprochen wurde. Von dort kam ich nach Glogau, Magdeburg, Graudenz und später auf persönliche Verwendung des Großherzogs **Paul Friedrich**, Vater des jetzt regierenden Großherzog **Friedrich Franz**, bei dem Könige Friedrich Wilhelm III., nach Dömitz. Von hier in Folge der Amnestie 1840 entlassen, ging ich nach Stavenhagen, mußte jedoch schon im Spätherbst auf den dringenden Wunsch meines Vaters nach **Heidelberg** gehen, zur Fortsetzung der juristischen Studien. Wegen entschiedener Abneigung gegen diese Wissenschaft kehrte ich aber schon nach einem halben Jahre zurück und wurde Landmann. Dies blieb ich bis zum Jahre 1850, theils auf größeren Gütern, theils in der bedeutenden Oekonomie meines Vaters, theils auch ohne andere Beschäftigung als das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften. Mein Vater war 1845 gestorben, und mein Erbtheil war nicht groß genug zur Gründung irgend eines ökonomischen Unternehmens. Ich entschloß mich daher 1850, in Treptow an der Tollense (Vorpommern) Privatunterricht zu geben. 1851, nachdem ich Preuße geworden, heirathete ich meine Frau, Louise geb. Kuntze, Tochter eines Predigers in Mecklenburg-Schwerin. 1853 im November erschien der erste Band meiner „Läuschen un Rimels." 1854 folgten Polterabendgedichte („Julklapp!") und der Anfang der „**Reis' nah Belligen.**" 1855 übernahm ich die Redaction eines Localblattes (Unterhaltungsblatt für Mecklenburg und Pommern) bis 1856, auch gab ich den Schluß der „**Reis' nah Belligen**" heraus. Ostern 1856 fand meine Uebersiedelung nach Neubrandenburg (Mecklenburg-Strelitz) statt und versuchte ich mich in einigen kleinen Lustspielen, wozu es mir aber wegen Mangels an Bühnenkenntniß entschieden an Begabung fehlt. 1857 erschien „**Kein Hüsung,**" 1858 der zweite Theil der „Läuschen un Rimels," 1859 der erste Band der „**ollen Kamellen,**" 1860



Fritz Reuter.

„Hanne Nüte," 1861 „Schurr-Murr," 1862 „Olle Kamellen" II. und „Olle Kamellen" III. 1863 zog ich nach Eisenach und es erschien: „Olle Kamellen" IV., 1864 „Olle Kamellen" V.

Wir fügen dem noch hinzu, daß Reuter im Jahr 1854 von der Universität seines engeren Vaterlandes Rostock zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt wurde und daß er dem Großherzog Friedrich Franz als Kanzler der Universität seinen Dank in einem höchst originellen plattdeutschen Anschreiben ausdrückte.

Uebrigens bemerken wir zu diesen authentischen Lebensnachrichten, daß der größere Theil der Reuterschen Dichtungen unmittelbar aus dem Leben des Dichters hervorgegangen ist. Obwohl aus ihnen nur der allgemeine Geist und Charakter seiner Umgebungen und Erlebnisse zu entnehmen sein wird und niemand jemals entwirren möchte, was von diesen romanhaften Memoiren — hier keine widersprüchliche Beziehung — Wahrheit und was Dichtung ist, werden diese Werke doch eben darum als der lauterste Quell seiner Lebensmittheilungen gelten müssen. „Schurr-Murr" gab 1861 zuversichtlich die treuesten Erinnerungen seiner Kindheit in dem umfänglichsten Theil dieses Werkes, „meine Vaterstadt Stavenhagen" überschrieben. Dieser ergötzliche Aufsatz ist in hochdeutscher Sprache abgefaßt und nur hier und dort mit Plattdeutsch untermischt, namentlich, wo Personen redend eingeführt werden. Den gediegensten Schatz seiner Kindeserinnerungen, — obwohl dieselben zum großen Theil

aus dem Gedächtniß dritter Personen geflossen oder durch sie ergänzt sein müssen — gibt der erste Theil der „Ollen Kamellen“: „Ut de Franzosentid,“ — uns bei weitem die abgeschlossenste Dichtung, die aus Reuters Feder geflossen ist, ein kleiner Zeitroman, der in allen Charakteren, auch in den untergeordnetsten, mit voller Meisterschaft geschrieben und namentlich auch in seinem humoristischen Element mit unendlichem Reichthum der Laune ausgestattet ist. Ueber die Zeit seiner politischen Kerkerhaft, die auf das starke Gemüth des Dichters so bewundernswürdig geringen Einfluß übte, gibt der zweite Theil der „Ollen Kamellen“: „Ut mine Festungstid“ Auskunft, während die drei folgenden Bände der „Ollen Kamellen“ in dem umfassendsten Werk: „Ut mine Stromtid,“ Mittheilungen aus der Zeit seines Lebens als Landmann („Strom“ = Wirthschafter auf dem Lande) enthalten. Umfließt jene Erzählungen der Glanz dichterischer Erinnerung, so stammen doch diese aus dem eigentlichen Lebenselement unseres Dichters. Der Mecklenburgische Landmann, für das gesammte Land die charakteristischste Type, ist das eigentliche Urbild Reuterscher Dichtung. Aus der Zeit endlich, wo dieser Roman spielt, werden wir im Lebenslauf des Dichters dann auf den ersten Theil der „Ollen Kamellen“ wieder zurückgeführt, der außer dem Roman: „Ut de Franzosentid“ noch eine kleine Novelle enthält, die eine wahre Perle Reuterscher Dichtung ist. Dieselbe ist betitelt: „Woans ick tau 'ne Fru kamm“ und ist also nach der obigen Skizze seines Lebens leicht chronologisch einzureihen. Diese Novelle ist ein Muster greifbaren Lebens, voll der lebendigsten Gestaltung und steht unter den Lebensschilderungen des Dichters mit oben an. Hier begegnen wir unter anderem auch wiederum der charakteristischen Persönlichkeit des Unkel Matthies (Matthias), der in dem kleinen Werkchen „Von' Pierd up'n Esel“ (Schurr-Murr S. 135) eine so dominirende Rolle spielt.

Nur so weit reichen wohl die unmittelbareren Aufzeichnungen des Dichters aus seinem Leben. Die gesammten Reuterschen Dichtungen tragen freilich überall den Stempel des Erlebten, des Gesehenen, der treuesten Copie des Lebens, und er bewährt hier die glänzende künstlerische Anlage eines Malers, aber es muß dahin gestellt bleiben, wie weit hier die typische Fortbildung der Erlebnisse reicht. Es wird in dieser Rücksicht von Wichtigkeit für die Charakteristik der Reuterschen Muse auf die Art und Weise seiner dichterischen Entwickelung näher einzugehen.

Der erste Band der „Läuschen un Rimels“ kam während seines Treptower Aufenthalts, wenn wir nicht irren, im Selbstverlage des Dichters heraus. Diese „plattdeutschen Gedichte heiteren Inhalts in Mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart“ gab Reuter mit einigem Mißtrauen gegen sich selbst in die Oeffentlichkeit, da er sie ursprünglich nur zur Mittheilung im Kreise seiner Freunde bestimmt hatte. In der hübschen und treffenden Vorrede möchte er sich entschuldigen wegen „der Unbedeutendheit seines Stoffes, wegen der Mangelhaftigkeit der Form und selbst wegen der Unbeholfenheit der Sprache.“ Doch diese Vorwürfe, die der Dichter sich selbst macht, sind nur zum geringen Theil und zwar soweit, als er sie demnächst selbst überwunden hat, berechtigt und er weiß sich im guten Bewußtsein seiner Stärke zu trösten, wenn er ihre Schar „gesunden Gassenjungen“ vergleicht, deren Schauplatz der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens ist, die sich dort umhertreiben, jagen und haschen, umherstolzirenden Leuten auf die Zehen treten, den heimwärts ziehenden Bauern ein Scherzwort zurufen, den Büttel verspotten, dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul ziehen und selbst vor dem Pastor die Mütze zu ziehen vergessen. Kurzum, sie betreten mit der dem Humor so sehr wünschenswerthen Harmlosigkeit den Schauplatz des wogenden Volkslebens und erproben die gesunde Laune, die das Leben treu copirt und ihre Lächerlichkeiten in den Kauf nimmt, neben aller Fertigkeit ungezwungener Erzählung aber auch das große Talent komischer Charakterzeichnung, das den späteren glänzenden Humoristen verräth. In nichts aber erweisen sich die Selbstvorwürfe des Dichters unbegründeter als darin, daß er sich, — wir sehen von der sonstigen Form ab, — der Unbeholfenheit der Sprache zeiht. Denn darin eben liegt seine Stärke, — eben darin copirt er mit so großer Treue das Leben der ihm zugänglichen Sphäre, daß er jedem das rechte, der Wirklichkeit abgelauschte Wort in den Mund zu geben weiß, als stände man mitten auf dem Markt dieses Volkslebens. Weniger noch das Erzählungstalent, das sich in der Wiedergabe gegebener Anekdoten gefällt, als die Anläufe reicher und treffender Charakterschilderung verrathen den späteren Meister. „Wer hebt de Fisch stahlen“ gibt einen Zug aus dem Leben des später in der „Franzosentid“ mit unübertrefflicher Meisterhand geschilderten „Amtshauptmann Weber,“ „Moy inricht“ charakterisirt den in „de Reise na Belligen“ ausführlich gezeichneten „Köster Suhr;“ „de Werr“ ist eins der in den Volksmund übergegangenen Gedichte, das in umfassenderer Situation eine Anekdote einzukleiden weiß, und in dieselbe Kategorie gehören die Gedichte „das Söžlingsmetz“ als unvergleichliche Genremalerei und die drastisch wahre Erzählung aus dem Leben des volksthümlichen Mecklenburgischen Helden Blücher, nämlich sein Empfang in Teterow, dem Mecklenburgischen Schöppenstedt. Einen merklichen Fortschritt weist in dieser Richtung der allerdings viel später erschienene 2. Theil der „Läuschen un Rimels“ auf, der, um nur eine dieser berühmten Erzählungen aufzuführen, „den niegen Paleto“ mit seiner wahrhaft ergötzlichen Einleitung enthält.

Zwischen den beiden Theilen liegt ein Werk: „Kein Hüsung“, das Otto Glagau in seinem so eben erschienenen, vortrefflichen Buche: „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ mit Recht bezeichnet als ein „schwaches, verfehltes Produkt,“ „ein wüstes und abgeschmacktes Nachtstück, in welchem Sünde und Verbrechen, Elend und Schande, Flüche und Verzweiflung gleich düsterrothen, qualmigen Feuern emporflackern und die Atmosphäre mit Rauch und Gestank erfüllen.“ Glücklicherweise war dies nur eine vorübergehende Verirrung, die er durch seine folgenden Werke bald wieder in Vergessenheit gebracht hat. Uebrigens wollen wir bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, hervorzuheben, daß es schon ein Zeichen von Reuters hoher Bedeutung ist, ein so ausgezeichnetes Buch, wie das Glagausche, hervorgerufen zu haben, das zugleich des Verfassers wohlwollende, pietätvolle Sinnesart als seine klare vernünftige Kritik documentirt.

Die unerschöpfliche Menge treu bewahrter Erinnerungen ächt volksthümlicher Züge und Anekdoten wuchs dem Dichter zu einer wahren Flut an und er konnte diesen vorhandenen Reichthum nicht mehr in der Wiedergabe einzelner Züge bemeistern, um so weniger, als sein umfassendes humoristisches Talent ihm nachgerade selbst klar geworden sein mußte. Es ist charakteristisch für unsern Reuter, daß sein Feld nicht so sehr der zuschlagende und treffende Witz ist, — sein Witz ist meist ein entlehnter und vorhandener Stoff, der sein höheres Talent angemessen ergänzt: sein Bereich ist das größere des Humors, der das Gesammtleben umfassende, und mit Wohlwollen alle Verhältnisse des Lebens im tiefsten Reflex eines schönen Ernstes, einer poetischen Wahrheit umleuchtende Humor.

Der erste Theil seiner „Ollen Kamellen“ ist ein Beleg dafür. Selbst die „Reise nah Belligen,“ die in der Ausführung des schon genannten „Köster Suhr“ sehr ergötzlich ist, reicht nicht an die umfassende Lebensschilderung des „Ut de Franzosentid“ und der gedachten Novelle aus dem Leben des Dichters. „Woans ick tau 'ne Fru kamm.“ Ohnehin ist: „Ut de Franzosentid“ ein sehr werthvoller Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit. „Ut mine Festungstid“ gibt einen reichen Fluß interessanter Episoden, die mehr, als dies bei den sonstigen Werken des Dichters der Fall ist, — jedoch mit scharfer und höchst ergötzlicher Charakterzeichnung der dabei betheiligten Personen, — memoirenhaft an einander gereiht sind und nur durch den fest begränzten Abschnitt der geschilderten Lebensepoche zusammengehalten werden. Dabei thut es wahrhaft wohl, zu beobachten, wie der unbesiegliche, alles versöhnende Humor des Dichters und seine wohlwollende Gesinnung, die dabei eine gleiche Stärke bewährt, durch kein Maß seiner Leiden und Entbehrungen gebrochen werden konnte. Es ist schwer an Reuter gesündigt worden, darum wird es ihm immer ein ehrendes Denkmal sein, daß kein Zug verbissenen Grolls, bitterer Stimmung durch die „Festungstid“ klingt. Nur einmal erhebt er sich zu einer erschütternden Anklage, zu einer Citation vor den Thron Gottes, aber da gilt es der dem Vater widerfahrenen Unbill. Es ist das die Stelle, wo er gegen den Criminalrath Dembach sich also ausläßt: „ik will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anreken, ebenso as ik äwer sine annern Quälereien, de hei in den Unnersäukungsarrest gegen mi utäuwt hett, ok einen dicken Strich maken will; awer in eine Hinsicht sall hei mi Red' stahn — hei is all dod, up dese Ird kann hei't nich mihr — äwer up Jensid sall hei sik verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw för sinen einzigsten Sähn nah Berlin

kamen was, üm wat för sin Frikamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängniß nicht wis't hett, dat de Sähn doch an Vaders Bost sik mal utweinen künn. — Dorvör sallst Du mi Red' stahn!" — Die letzten in Dömitz spielenden Kapitel sind in der Richtung ernster Poesie entschieden das Beste, was er geschrieben hat. Dieser Ernst ist ein völlig wahrer, er hatte nur zu wahr in das Leben des Dichters eingeschnitten. Ergötzlich ist es, zu bemerken, mit welchem Umschwung der Laune der Dichter auf das Feld seiner Poesie, auf den Mecklenburgisch vaterländischen Boden, in dem letzten Kapitel der „Festungstid" zurückkehrt.

Das umfassendste Werk unseres Reuter ist der in den drei letzten Theilen der „Ollen Kamellen" enthaltene Roman: „Ut mine Stromtid." Statt mit dem Dichter über die ästhetische Rubricirung dieses Werkes zu rechten oder den vielleicht richtigen Satz zu vertheidigen, daß dieses Werk, das durch die Abänderung und Umgestaltung der Verhältnisse und des gegebenen Stoffes auf eine Romancomposition Anspruch macht, solchen Anspruch nicht hinreichend erfüllt habe, genügt es uns, die wir nicht recensiren, sondern uns des Genius erfreuen wollen, dem dichterischen Bildungsgang unseres Reuter gemäß, uns des Gelingens der Situation, der Charakterschilderung und des unglaublichen Reichthums der Episode und ihrer genievollen Ausführung zu erfreuen. Wir werden einzelne Kapitel, die für das Ganze bezeichnend sind, auswählen, die durch Ludwig Pietschs Illustrationen noch jüngst einen neuen Reiz erhalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

„Es ist doch ein Vorzug oben zu stehn," sagte sie auf einmal, „hat man ein gutes Auge, wie weit kann man um sich schauen."

„Man sieht eben auch über vieles hinweg," bemerkte die Dame, „denn wie wenige haben Muth und Lust, sich von der abgeschlossenen Höhe aus in das Gewühl zu wagen, der ärgsten aller Grenzsperren, der Etikette zum Trotz. Mich wandelt zuweilen die Lust dazu an, und bin ich auf Reisen, gebe ich ihr auch meist nach, wie heut zum Beispiel. Es ist ein eigen Ding um die Elemente des Lebens. Der Fisch gehört ins Wasser, der Vogel in die Luft, der Wurm in den Staub. In unserer Welt wird auch nur glücklich sein, wer drin geboren ist, so weit wie er überhaupt die Fähigkeit dazu in sich hat, denn Leid und Trübsal ist überall, und auf der Höhe ist man dem Himmel nicht näher wie im tiefen Thal."

„Ich glaube auch," sagte Johanna, „der Himmel ist auf Erden allen gleich weit."

„Oder gleich nah," verbesserte die Dame, „und damit haben Sie zugleich das gefunden, was die Menschen trotz aller Unterschiede einander gleich macht."

Johanna war äußerst interessirt durch die originelle Unterhaltung der Dame. Ihr leicht erregter Enthusiasmus erwachte, dennoch fühlte sie ein Schranke, die derselbe nicht zu übersteigen wagte. Nur ihre Augen drückten ihn lebhaft aus.

Die Dame unterhielt sich jetzt eine Weile mit dem Postmeister, die Unterhaltung an äußere Dinge anknüpfend, als fühle sie mit feinem Takt heraus, daß ihr bei ihm von innen nur ein hohler Ton entgegenklingen würde.

Als sie der Höflichkeit, der Herzenssitte, die keinen unberücksichtigt läßt, genug gethan, lehnte sie sich in die Ecke des Wagens zurück und verfiel in ein Schweigen, das Johanna gar gern unterbrochen hätte, sich aber ganz unwillkürlich der Autorität unterwarf, die auf die größere Anzahl der Jahre, auf die Ueberlegenheit des Geistes und auch auf eine höhere Lebensstellung begründet, als eine dreifach wirkende Macht sich geltend machte, und zwar noch rebellische Gedanken, aber nicht das Wort, das sie ausdrücken sollten, hervorrief.

Sie hatten die nächste Station erreicht und fuhren vor dem Postgebäude vor. Als der Wagen hielt, sagte die Dame lächelnd:

„Ja so, nun bin ich in einer recht ungewohnten Situation, ich habe noch nie ein Passagierzimmer betreten, habe doch mindestens immer einen Diener bei mir gehabt."

„Ich hoffe Sie betrachten mich als einen solchen," sagte der Postmeister.

„Nein, mein Herr, das werde ich nicht," sagte sie entschieden, „es muß jeder das sein, was er ist, nicht mehr oder weniger."

„So erlauben Sie mir, Ihnen durch mein Hierbleiben bis zur Ankunft Ihres Wagens einen Freundesdienst zu erweisen!" drang der Postmeister etwas ungeschickt seine fernere Gesellschaft auf.

Es wurde ihm aber nur eine ablehnende Kopfneigung zu Theil, die ziemlich bestimmt die Distance angab, welche die Dame festgehalten zu haben wünschte. Sie war während dieses kurzen Gespräches mit Hilfe des Postmeisters ausgestiegen, auch Johanna hatte den Wagen verlassen.

„Ich bitte, mir den Postmeister zu rufen," sagte die Dame zu einem der Beamten, „wo ist das Passagierzimmer? Ich möchte die Beruhigung haben, Sie weiter fahren zu sehen, ehe ich mich in das Haus begebe," wendete sie sich zum Postmeister, der sich eigentlich ärgerte, so abgewiesen zu werden, „nochmals ich danke Ihnen!" Johanna gab sie die Hand.

„Leben Sie wohl, mein Kind, lesen Sie gute Bücher. Es sind viel gesunde Kräfte im Chaos, es muß aber Licht hinein kommen, ehe es eine Schöpfung wird. Machen Sie dem Schöpfer Ehre!" Sie sah das Mädchen recht-ernsthaft an; um Johannas Lippen zuckte es halb wie Widerspruch, halb wie ein plötzlich erwachtes Gefühl des Ehrgeizes.

„Wie heißen Sie?" fragte die Dame, „Ihr Vorname, bitte, weiter ist nichts nöthig." — „Johanna," sagte das Mädchen.

„Johanna," wiederholte die Dame, „gut, ich werde ihn mir in meinem Kalender verzeichnen. Ich kehre mich wenig an die Justinen, Agrippinen und Christinen des Kalenders und taufe die Tage, von denen freilich viele ungetauft bleiben, in meiner Weise. Nun steigen Sie ein! Gott mit Ihnen, mein Kind."

Johanna gehorchte, ihr Bruder folgte ihr in den Wagen und dieser rasselte davon, während die Dame ins Haus ging. Johanna war begeistert. Sie hatte einen Eindruck empfangen, der ihr bisher im Leben fremd gewesen, es hatte ihr jemand imponirt und sie wußte doch eigentlich nicht wodurch. Halb und halb traf sie die Wahrheit, als sie auf einmal sagte: „Sie ist so sehr sicher, ich weiß doch auch, was ich will und was ich von allem denke, sie macht mich aber in jedem Augenblick irre."

Der Postmeister freute sich, daß Johannas ganze Seele von einem neuen Bilde erfüllt schien, daß ihr lebendiger Redeeifer wieder erwacht schien und daß das begeisterte Lob, das von ihren Lippen strömte, ganz den Stempel frühern übersprudelnden Empfindens an sich trug.

Die Dame und nur die Dame war Gegenstand des Gesprächs, das nur einmal von der eingeschlagenen Bahn ablenkte, als zwei am Rande des Chausseegrabens sitzende Kinder aufsprangen, dem vorüberfahrenden Wagen nachliefen und die auf dem Felde gesammelten Blumen der schönen Dame, dem allerbesten Fräulein Gräfin zum Verkauf boten. Der Handel war schnell geschlossen, die Kinder musterten die empfangnen Kupferstücke und dachten an den Bäckerladen der nächsten Stadt, Johanna musterte die lieblichen Kinder des Feldes und dachte an die stolze imponirende Schönheit der Dame und wieviel Blumen wohl ungesehn verblühen, während eine solche Erscheinung die Blicke an sich fessle, die Seele nachziehe auf der Bahn, die sie durchmesse, Bewunderung, Sehnsucht, Liebe erwecke, Opfer fordere und erhalte und sei es auch nur das der kleinen Blumen über das ihr Fuß todtbringend hinwegschreite.

Sie waren übrigens kaum eine Stunde gefahren, als auf's neue eine Extrapost sie überholte. Eine einfache Postkutsche, aber vier Pferde davor, die beiden Diener auf dem Bock und die Fremde darin. Sie winkte im Vorüberfahren grüßend mit der Hand und Johanna warf ihr die Blumen in den Wagen. In einer Sekunde war dieser vorübergerasselt. Der Postmeister schüttelte sich.

„Du gibst ihr Blumen, sie Dir Staub," sagte er, „das ist die Wechselwirkung mit der vornehmen Welt."

„So," sagte sie ärgerlich, „und die kleinen Mädchen, denen ich

die Blumen abkaufte, bekamen sie nicht auch den Staub, den unser Fuhrwerk aufrührte?"

Siebentes Capitel.

In der Hauptstadt verschwamm das neue Bild unter den neuern, jedoch nur soweit, um jeden Augenblick siegreich aus dem Nebel hervorzubrechen. Durch eins der schönsten Thore einfahrend, waren die Reisenden gleich mitten darin in dem lebendig strömenden Leben der Hauptstadt. Schöne palastähnliche Häuser, offne Läden und Schaufenster gleich den ganzen Luxus gesteigerter Lebensansprüche verrathend; elegante Equipagen, Reiter in Civil und Uniformen, eine geschäftig auf- und abwogende Menge boten in jedem Augenblick andere bunte Bilder. Johanna sah nicht nur mit den Augen, und ihr Bruder amüsirte sich über die charakteristischen Bemerkungen des Mädchens, das im schnellen Ueberblick all die kleinen und großen Contraste zu erfassen verstand, die nirgends in so scharfen Umrissen gezeichnet sind und doch nirgends so im Chaos verschiedenartiger Bilder verschwinden, wie in dem großen Weltbuch, das seine mannichfaltigen Blätter vor den Augen des nur an den kleinen Verkehr einer kleinen Stadt gewöhnten Mädchens umschlug. Er amüsirte sich darüber, wenn er ihre Art des geistigen Erfassens auch nicht immer verstand oder zu zerstreut war, um tiefer darauf einzugehen.

Sie strich ihm auf einmal mit der Hand über die Stirn.

„Ist das Dein Gesicht für die Hauptstadt?" sagte sie. „Wirst Du hier immer nur hm ja, oder hm nein zu mir sagen, dann sage ich es Dir voraus, dann bleibe ich nicht bei Dir. Ich kann jetzt nichts so schwer ertragen, als Theilnahmlosigkeit und Langeweile."

Er raffte sich aus seinen Träumereien empor und aus Liebe zu seiner Schwester und in Rücksicht auf ihre letzten Worte, änderte er seinen Vorsatz, ein ganz bescheidenes Unterkommen zu suchen, und gebot dem Kutscher in ein Hotel zweiten Ranges in einem der belebteren Theile der Stadt vorzufahren. Es war noch nicht spät am Tage, Johanna wollte jedoch nicht mehr ausgehen, sie erklärte, am Fenster sitzend, keiner weitern Unterhaltung zu bedürfen. Der Postmeister jedoch ging noch aus, nachdem ihm auf Verlangen ein Adreßbuch gebracht worden war, und er eifrig in demselben geblättert hatte.

Sein Weg führte ihn in ziemlich obscure Theile der Stadt und in noch obscurere Häuser, über finstere Höfe und hochstiegige Hintertreppen hinauf in niedrige schmutzige Wohnungen. Er blieb längere und kürzere Zeit in denselben, sein Blick war scheu und seine Haltung gedrückt, wenn er aus denselben herauskam, und er sah sich auf der Straße ängstlich um, als ob er fürchte, er könne unwillkommenen Bekannten begegnen. Aber es kannte ihn keiner, und was er auch vorhaben mochte, wer kümmerte sich in der großen Stadt um ihn und sein Treiben! Endlich schien er die bedrückenden Geschäfte erledigt zu haben. Aus einem baufälligen Hause kommend, dessen Klingelschild den Namen Abraham Levi trug, athmete er erleichtert auf.

„Wenn Se wieder haben ähnliche Geschäfte, beehren Se mich gefälligst," rief der ihn begleitende Herr des Hauses ihm noch nach.

„Nie, nie wieder," murmelte der Postmeister vor sich hin, und Rock und Brusttasche befühlend, als wolle er sich überzeugen, daß sie ihres Inhalts noch nicht entledigt seien, ging er eilenden Schrittes zur nächsten Droschke und ließ sich zum Thor hinausfahren, als müsse er fürs erste nur frische Luft schöpfen, nur erst wieder frische Luft!

Ziemlich spät kam er ins Gasthaus zu seiner Schwester zurück. Er war nicht allein; ein Mann in den besten Jahren, vielleicht einige Jahre älter als er selbst, begleitete ihn und er stellte ihn ihr als seinen Freund, Hofrath Braun vor. Sie erröthete bis unter die Schläfe.

„Hofrath Braun!" wiederholte sie zögernd.

„Leider derselbe, dessen Namen in einer für Sie so schmerzlichen Angelegenheit genannt worden ist," sagte der Fremde mit einem Ton, in dem so viel zarte Theilnahme lag, daß Johanna sich geneigt fühlte ihm die Kenntniß ihrer unglücklichen Geschichte zu vergeben.

„Wir sind in der Kindheit Kameraden in einer und derselben Pension, in der Jugend Freunde gewesen," erzählte er dann dem ihm aufmerksam zuhörenden Mädchen, „dann trennte uns das Leben und wir wußten nichts von einander, bis uns gegenseitig der bekannte Name aus den Zeitungen entgegentönte. Wie Fritz mir erzählt, dachte er augenblicklich an mich, wie ich natürlich an ihn, aber man ist oft zu bequem, oft zu zaghaft, eine alte Freundschaft zu erneuern. Das Schicksal will uns jedoch zusammenbringen und so trafen wir einander auf der Straße und er nahm mich mit hierher." Er richtete während dieser letzten Worte seine Augen auf den Postmeister, die Freude des Wiedersehns leuchtete in denselben. Johanna fand den Bruder sehr kühl, und um seine Zurückhaltung gut zu machen, war sie viel freundlicher, als es sonst in ihrer Gewohnheit lag.

Auch gefiel ihr der Hofrath. Er schien ein sehr guter Mensch zu sein und ihren Bruder sehr lieb zu haben. Er erging sich in Erinnerungen aus der Jugendzeit, er erzählte kleine gemeinschaftlich verübte Streiche, er zog den Freund damit in gutmüthigster Weise auf und ließ sich durch zurückweisende Antworten um so weniger abschrecken, als der Postmeister immer gleich seine Verdrießlichkeit zu bereuen schien und dann auf die Scherze des Hofraths einging, aber doch mehr wie ein Kind, das ein freundliches Gesicht machen soll und dem aller Widerspruch und Trotz durch die befohlne Grimasse hindurchleuchtet.

Johanna und der Hofrath trugen die Kosten der Unterhaltung fast allein. Es war nicht schwer, Johanna reden zu machen und der Hofrath schlug die richtigen Saiten an. Sie erzählte von ihrer Reise, sie schilderte aufs lebhafteste die empfangnen Eindrücke, ihre Augen leuchteten und ein sanftes Roth flog über ihr jetzt meist so blasses Gesicht. Natürlich blieb auch das erlebte Abenteuer, das Zusammentreffen mit der fremden Dame nicht unerwähnt. Der Hofrath horchte hoch auf bei der Schilderung.

„Wissen Sie, von wem ich spreche, kennen Sie die Dame?" fragte Johanna gespannt.

Der Hofrath sah aus, als schwebe ein Ja auf seinen Lippen, aber machte ihm die Gewohnheit, auf dem Glatteis höfischen Lebens zu wandern, Vorsicht zur andern Natur, oder lag es in seinem Charakter, immer mit verdeckten Karten zu spielen, genug, er besann sich eines andern und verneinte die Frage.

„Vielleicht gelingt es mir noch, das Original zu Ihrem Portrait zu finden." Johanna sprang auf.

„Ach, wenn das wäre!" rief sie lebhaft aus. „Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich thäte, Ihnen zu danken!"

Der Postmeister sah sie mißbilligend an, auf des Hofraths Antlitz spiegelte sich der entgegengesetzte Ausdruck, und als Johanna einen Augenblick ins Nebenzimmer ging, sagte er ganz begeistert:

„Das ist ja ein reizendes Mädchen, Deine Schwester, höre, es ist gut, daß sie den obscuren Bräutigam los ist, da könnten doch andere eher Ansprüche erheben."

„Sie denkt an keinen Ersatz, und wird an keinen denken," unterbrach ihn der Postmeister finster, „ihr Glück ist zerstört für immer, und wer ist daran Schuld, wer?"

„Niemand, das Schicksal allein," entgegnete der Hofrath ruhig; „unberechnet und unberechenbar kommen die Ereignisse, sollen wir müßig die Hände in den Schoß legen, um nur um Gotteswillen nicht von ungefähr an irgend einen Faden zu rühren, der einen andern in Bewegung setzt und dieser einen dritten, so daß irgendwo eine Maschinerie losgeht und ein Unheil anrichtet, an das keiner gedacht? Für das, was ein jeder will, ist er verantwortlich, nicht für mehr." — „Und ist das für uns beide nicht genug?" fragte der Postmeister.

„Ach, ich übernehme noch mehr," sagte der Hofrath leichtsinnig, „und Du, wenn Du kein Schwächling bist, machst Du Dir wenigstens nicht noch unnütze Vorwürfe. Sieh Dir Deine Schwester an. Sieht ein Mädchen dessen Glück auf ewig zerstört ist, so aus, benimmt es sich so? Hier, wie immer, hilft die Natur. Es ist ein Mädchen wie jedes andere, nur Schönheit und Häßlichkeit macht den Unterschied, sonst nichts. Heißblütige, für den Augenblick lebende Geschöpfe, schwärmen sie so lange für Freundschaft, bis der erste Liebhaber kommt, und ist's mit dem nichts, so muß für's erste irgend ein Gegenstand, der kein Liebhaber ist, die Lücke ausfüllen, ein älterer Freund, eine Gönnerin, irgend etwas, was ihr Vertrauen an sich zieht, ihre Bewunderung erweckt, ihre Phantasie ausfüllt. Denn schwärmen, schwärmen muß der kleine Kopf und Gelübde der Ewigkeit austauschen. Ach die Ewigkeit! Was ist sie anders, als die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, man bewegt sich in dem Ringe und kommt immer wieder dahin, wo man schon gewesen ist."

„Ich weiß nicht, was Du mit dieser Abhandlung willst," sagte der Postmeister verdrießlich.

„Nichts weiter als den Gang Deiner Schwester innerhalb des Schlangenringes voraussagen. Sie ist jetzt im Stadium der Bewunderung. Sie ist Ekstase durch und durch für die große Unbe-

kannte von der Landstraße. Wenn ich ihr nur dazu verhelfen könnte, daß sie eine Bekannte würde, dann wäre die letzte Stufenfolge durchgemacht, denn Ekstase hält nicht vor, und ein neuer Liebhaber hätte die beste Chance."

Der Postmeister sah ihn ängstlich an:

„Ich bitte Dich, nicht Du, nicht Du," beschwor er ihn.

Der Hofrath lachte.

„Stell Du Dich doch in die Lücke!" sagte er. „Du bist der erste, der nächste, locke die Ekstase auf Dich. Für eine Zeitlang kann sogar ein liebenswürdiger, aufopfernder Bruder Gegenstand der Schwärmerei werden, aber Du nüchterner, zaghafter, schwächlicher Mensch! Nein, Du bist nicht der Mann dazu, eines Mädchens erregbare Phantasie zu beschäftigen. Nicht wahr," wendete er sich an Johanna, die eben ins Zimmer trat, „Ihr Bruder ist nicht nur ein vortrefflicher, durch und durch ehrenhafter Mensch, er ist auch in seiner geistigen Frische, seiner selbstbewußten Kraft, seiner poetisch angeregten Natur so recht ein Mann, die Schwärmerei eines Mädchens zu erregen! Ich sagte es ihm eben und er will es nicht wahr haben."

„Ich weiß nicht," sagte Johanna, „Geschwister mögen wohl zu sehr an einander gewöhnt sein, um durch solche Züge frappirt zu werden, ich verstehe mich überhaupt nicht auf das Schwärmen," brach sie rasch ab. Der Hofrath empfahl sich. Es war spät und Fritz zeigte so deutliche Spuren von Müdigkeit, daß es fast aufdringlich gewesen wäre, länger zu bleiben.

„Kommen Sie recht oft," sagte Johanna, „wir bleiben acht Tage hier, wie mir Fritz versprochen hat."

Als er fort war, sagte der Postmeister zu Johanna:

„Ich warne Dich vor ihm, sei nicht zu freundlich."

„Dann sei Du es mehr, denn sonst muß ich es mit für Dich sein," gab sie ihm zurück; „er ist Dein Jugendfreund und ich muß den ganzen Abend reden, um nur Dein Schweigen gut zu machen, mir wird das Reden wahrlich sauer."

Der Postmeister war nicht in der Stimmung, dieser Behauptung zu widersprechen, er wiederholte nur seine Warnung.

„Er ist ein leichtsinniger Junge gewesen, zu allen Streichen hat er mich verleitet."

„Pfui, schäme Dich Fritz," sagte sie, „jetzt begreife ich Dich nicht. Er trägt Dir sein ganzes Herz entgegen und Du schmähst ihn, so wie er den Rücken wendet. Du bist doch auch ein ehrenhafter Mann trotz der Kinderstreiche, warum soll er es nicht sein? Wovor warnst Du mich denn eigentlich? Er wird doch jetzt keine Aepfel mehr aus des Nachbars Garten stehlen oder häßliche, keifende alte Frauen mit Wasser begießen, wie ihr beide es gethan, und dazu würde er mich doch auch nicht verleiten wollen! Mein Gott, darf man denn gegen einen alten Mann nicht freundlich sein, weil er einmal ein unnützer Junge gewesen ist?"

„Er ist kein alter Mann, er ist kaum vierzig Jahre alt," gegenredete der Bruder, „und Du bist ein unerfahrenes, unreifes Kind, das sich von glatten Manieren täuschen läßt."

„So!" brauste sie auf, setzte aber dann ruhiger hinzu, „überlasse mir das nur, ich denke, ich kann meiner Menschenkenntniß so ziemlich vertrauen. Gewiß," bekräftigte sie ihren Ausspruch, „wenn ich nicht Menschenkenntniß hätte, könnte ich Dich jetzt für ungerecht, mißtrauisch, neidisch und alles mögliche halten, aber Deine rauhe Manier täuscht mich eben so wenig, als mich die glatte Deines alten Freundes bestechen soll. Verlange also doch kein künstliches Benehmen, laß mich unbefangen gegen ihn sein, wie ich es will."

Der Hofrath kam täglich. Er begleitete die Geschwister ins Theater, in die Museen, machte sie auf alles Sehenswürdige aufmerksam und machte überhaupt den Cicerone, überall viel Sachkenntniß und eben so viel richtigen Geschmack, als eine über dem Niveau des Gewöhnlichen sich erhebende Bildung verrathend. Er hatte hübsche gewandte Formen und so viel Selbstbeherrschung, seine täglich und stündlich wachsende Bewunderung für Johanna so zu verbergen, daß auch Fritz von seinen Besorgnissen nachließ und mehr und mehr in den vertraulichen Ton einstimmte, den jener von Anfang an angeschlagen. Der Postmeister war inzwischen auch ans Ziel gelangt, der Tausch war abgemacht, mit dem nächsten Quartal sollte er den neuen Posten in der Hauptstadt übernehmen. Die Wohnung war gemiethet und der Hofrath hatte sie ausfindig gemacht, obgleich auch er nur als Gast in der Stadt anwesend war, aber freilich, da seine Fürstin oft dorthin reiste und er, ihre rechte Hand, sie immer begleitete, war er bekannt genug in der Residenz, überall dem ziemlich unpraktischen und rathlosen Postmeister helfen und rathen zu können. Die Abreise nahte, vergebens bat der Hofrath um ein verlängertes Bleiben, vergebens unterstützte Johanna dessen Bitte in dringlichster Weise.

„Es ist bestimmt, wir fahren übermorgen," sagte Johanna zum Hofrath, als dieser kam, die Geschwister zu einer Ausfahrt abzuholen, den Postmeister aber noch nicht von einem Geschäftsgange zurückgekehrt fand. „Mein Bruder ist so eigensinnig, wie ich ihn nie gesehen habe. Ueberhaupt, er ist ganz anders wie sonst, verdrießlich, in sich gekehrt. Ich glaube, die dicke, ungesunde Luft ist daran Schuld. Bleibt er so, fürchte ich mich vor dem traurigen Zusammenleben."

„Ich fürchte mich schon lange in Ihrer Seele, Fräulein Johanna," sagte der Hofrath mit der sorgenden Wärme eines ältern Freundes, „es ist ein gewagtes Unternehmen, die gemeinsame Wirthschaft eines jungen Mädchens und eines alten Junggesellen. Das Leben, dem Sie entgegengehen, paßt nicht für Sie. Ganz fremd in der großen Stadt, nur auf Fritz angewiesen, der fast den ganzen Tag zu thun hat, wie einsam werden Sie sein, wie wird Sie der kleine Haushalt nur unzureichend beschäftigen, wie sehr werden Sie die gewohnte Aussprache und damit die geistige Anregung vermissen. Sie geben sich gern lebhaft jedem Eindruck hin, Sie werden sich immer vorkommen, als seien Ihnen die Flügel gebunden. Sie sind trotz Ihrer Jugend sehr unabhängigen Geistes und streben, Ihren eignen Weg zu gehen und er wird Ihnen immer seine Erfahrungen als Grenzpfahl vor die Füße stellen."

„Ach wissen Sie, das kümmert mich wenig," sagte Johanna, „da bin ich von Eisen; auf mich einzuwirken, ist nicht so sehr leicht."

„Auch Eisen schmiedet man, wenn man es gehörig erhitzt," sagte der Hofrath lächelnd.

„Versuchen Sie es," meinte Johanna, „ich bin keine kalte Natur, ich bin auch leicht leidenschaftlich. Sie sehen, ich kenne mich sehr gut, aber wenn ich sehe, daß man mich beeinflussen will, dann habe ich mich vollständig in der Gewalt, ich will nicht mehr viel vom Leben, aber das eine wenigstens will ich haben, meine Unabhängigkeit will ich behaupten." — „Was sagt Fritz zu dem Entschluß?"

„Ach, sonst nichts, aber hier ist er wie umgewandelt."

„Wenn er nun so bleibt?" fragte der Hofrath bedenklich.

„Nun dann werden wir uns sehr viel zanken und werden ein sehr ungemüthliches Leben führen," sagte Johanna resignirt.

Der Hofrath stand auf und schritt im Zimmer auf und ab, sie sah ihm befremdet nach. Auf einmal blieb er vor ihr stehen.

„Ich habe ein Projekt für Sie im Kopf, ich habe es keinem der sonst noch dabei Betheiligten gesagt, auch nicht Fritz, denn Ihnen gebührt die erste Entscheidung; sind Sie dafür, autorisiren Sie mich, so will ich gern die weiteren Schritte thun. Oder wollen Sie, daß ich erst mit Fritz darüber spreche, daß ich ihn frage, ob ich es Ihnen sagen darf?"

„Nein, bitte, wenn es mich betrifft, bin ich die erste, es zu hören." Der Hofrath nahm neben ihr Platz.

„Also kurz und bündig," sagte er. „Ich kenne die Dame, der Sie auf der Landstraße begegneten, sie ist eine vornehme, geistreiche, mit dem Hofe befreundete und auch hiesigen Orts angesehene Frau. Sie ist Witwe, ist häufig hier, lebt aber hauptsächlich auf ihrem Landsitz, nur mit einer kleinen, aber auserwählten Umgebung. Sie liebt es, junge Mädchen um sich zu haben, und augenblicklich ist die Stelle einer Vorleserin bei ihr erledigt."

Johanna hatte athemlos und mit flammenden Wangen zugehört, jetzt sprang sie auf, in dem Augenblick trat der Postmeister ein. Auf ihn zuspringen, ihn umfassen, ihn dreimal herumdrehen und jubelnd ausrufen: „Ich habe sie, ich habe sie und ich werde Vorleserin bei ihr werden!" war eins. Des Bruders erschrocknes Gesicht, seine kläglichen Mienen brachten sie zu sich. Dem Jubel folgte ein Ausbruch heftigen Weinens.

„Ach," sagte sie, sich die Thränen trocknend und mit gewaltsam verhaltenem Schluchzen, „mir war einen Augenblick wirklich zu Muth, als wäre ich glücklich. Ich kann's doch nie wieder werden; aber zu der Dame will ich; verzeih, Fritz, Du wirst mich nicht entbehren, ich bin ja nie bei Dir gewesen und ich bange mich vor den vielen einsamen Stunden."

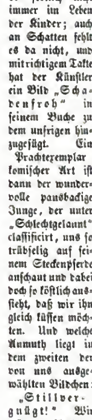
(Fortsetzung folgt.)

Kleines Volk.

Das war ein Jubel neulich — Leipzig feierte gerade etwas geräuschvoll den Tauchaer Jahrmarkt —, als ich Abends vom Büreau heimkehrte und von meinen drei Jungens begrüßt wurde. Der eine hatte sich aus einer Daheimnummer — ja, das ist das Loos des Schönen! — einen Federhut fabrizirt, der andere, noch respektloser, einen abgedankten Cylinder Papas sich keck aufgestülpt, der dritte ein weißes Puppenröckchen seiner Schwester sehr naiv über das lockige Haar gezogen. Dazu kam aber diesesmal noch anderer Schmuck: der älteste schwenkte eine lange Tabakspfeife mit der Rechten und drehte mit der Linken einen ziemlich solid befestigten Schnurrbart; mein wildester, gewöhnlich der Vagabund genannt, hatte sich aus Pappendeckel eine Brille gefertigt, aus der seine hellen, scharfen Augen schelmisch hervorblitzten; der jüngste rauchte — kalt an einem Stück Holz, das er wie eine Cigarre regelrecht im Munde hielt.

So treibt es das kleine Volk; so ahmt es frühe die Alten nach und lehrt sie, wohl darauf zu achten, welches Beispiel sie ihnen geben. Denn „das Kind ist der Vater des Mannes" und wie in seinem Leben sich das Leben der Erwachsenen abspiegelt, so bildet sich darin auch sein eigenes künftiges Leben vor. So ernst aber deshalb die uns Eltern von Gott anvertraute Aufgabe ist, so schwere und sorgenvolle Stunden sie uns manches Mal bereitet, so viel Freude und Erquickung bringt sie auch mit sich, so viel Trost und Stärkung bringt sie in das Haus.

Auch im Bilde thut es wohl, die kleine Schar zu erblicken, von der wir reden, namentlich wenn ein so feiner Beobachter, wie Oskar Pletsch sie uns vorführt. Zwanzig Blätter, von der Verlagshandlung mit großer Sorgfalt und Eleganz ausgestattet, hat er unter dem Titel: „Kleines Volk, 20 Charakterzeichnungen von Oskar Pletsch; in Holzschnitt ausgeführt von H. Bürkner" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung), für den diesmaligen Weihnachtstisch gerüstet, von denen wir heute unsern Lesern zwei vorzulegen die Freude haben. Es sind anmuthige Genrebilder aus dem Leben des kleinen Volkes, bald heiter, bald trüb, bald rührend, bald komisch, bald naiv, bald — ein wenig städtisch modern. Da sehen wir ein Mägdlein in der Ecke des Sophas vom Sandmann überrascht, während am warmen Ofen ein Junge mit verbundenem Gesichte dasitzt, auf den das Wort „pimplig" wie gemacht scheint. Und ist es nicht rührend, das Geschwisterpaar auf unserm Bilde zu sehen, das so zärtlich miteinander verkehrt? So ist es freilich nicht immer im Leben der Kinder; auch an Schatten fehlt es da nicht, und mit richtigem Takte hat der Künstler ein Bild „Schadenfroh" in seinem Buche zu dem unsrigen hinzugefügt. Ein Prachtexemplar komischer Art ist dann der wundervolle pausbackige Junge, der unter „Schlechtgelaunt" classificirt, uns so trübselig auf seinem Steckenpferde anschaut und dabei doch so köstlich aussieht, daß wir ihn gleich küssen möchten. Und welche Anmuth liegt in dem zweiten der von uns ausgewählten Bildchen: „Stillvergnügt!" Wir würden fürchten, seiner Wirkung durch ein hinzugefügtes Wort der Erläuterung Eintrag zu thun: blicke es nur selbst recht lange an, liebe Leserin, es wird Dir unter den Augen lebendig und Du siehst Dein eigenes Brüderchen, Söhnchen oder Pathchen vor Dir.





Zärtlich.

Doch wir wollen nichts weiter von dem Inhalt des reizenden Buches verrathen, das auf jeder Seite etwas Neues darbietet und für Eltern durchweg ebenso lehrreich, als für die Kinder selbst unterhaltend ist. Auch die zu den Bildern hinzugefügten Verse sind meist recht einfach und ansprechend; einige hätten wir freilich lieber fortgewünscht; solche Verse, wie „Zierlieschen" mögen wohl oft den Nagel auf den Kopf treffen, namentlich was die Kinder aus großen Städten angeht, die schon frühe manches hören, was ihnen nicht gerade zuträglich ist, aber sie werden schwerlich irgend einem Kinde von Nutzen sein.

R. K.

Am Familientische.

Ein Blick in das Literatenproletariat.

Die neue Gestaltung unserer Literaturverhältnisse hat eine neue Erscheinung im Gefolge, welche eine ziemliche Ausdehnung schon gewonnen hat und noch weit größere Dimensionen anzunehmen droht, ich meine das Literatenproletariat. Die Masse kleinerer und größerer Zeitblätter, welche die Lesewuth aller Klassen ins Dasein ruft, und die freilich häufig genug nur einen geringen Gewinn abwerfen und nur eine kurze Existenz haben, gibt einer Menge literarischer Tagelöhner ein kärgliches Brot, die höchstens Compilatorendienste thun können und zum Schriftsteller auch nicht den mindesten Beruf haben. Tritt eine Zeitschrift mit größeren Mitteln auf, die ein einiger[illegible]aßen anständiges Honorar bietet, so ist die nächste Folge eine solche Ueberf[illegible]ammung mit mittel-

mäßigen und völlig unbrauchbaren Beiträgen, daß die Bewältigung und Sichtung derselben für einen Redacteur wohl die allerschwierigste Aufgabe seines ohnehin nicht leichten Berufs ist.

Dergleichen abenteuernde, halb- oder ganz verkümmerte Talente kannte auch die frühere Zeit, man nannte sie, mit einem argen Mißbrauch des Wortes, liederliche „Genies", aber jetzt tauchen sie, nur meistens selbst des Talents völlig baar, massenhaft auf. Wer die Zucht des äußerlichen und innerlichen Lebens scheut, wer in einem andern Berufe es zu nichts gebracht hat, der meint sich doch noch berufen, zur Förderung der deutschen Literatur und zur geistigen Hebung und Erleuchtung des Volkes beitragen zu können. Schreiber dieses hat die erste Zeit dieses werdenden Literatenproletariats in nächster Nähe miterlebt; die Zeit seiner Studien fiel in eine Reihe von Jahren, da die Universitätsstadt, in der er lebt, von s. g. Literaten wimmelte, und ein mit diesen befreundeter Studiengenosse führte ihn in deren Kreis ein, wo es oft nicht ohne Witz und anregendes Gespräch, oft aber auch sehr trivial und ledern zuging. Es war ein zahlreicher Kreis; wenige Glieder desselben sind später durch wirkliche Leistungen auf literarischem Gebiete bekannt geworden; aber selbst von diesen haben manche, denen man nicht unbedeutende Gaben zuerkennen mußte, lebenslang mit Hunger und Kummer zu ringen gehabt. Die große Menge aber war zu den Handlangerdiensten verurtheilt, mußte Excerpte machen und die Feuilletons der Journale füllen, und wurde für diese Mühe so jammervoll belohnt, daß sie in Schulden und Kümmernissen erstickte. Aus der Zahl dieser Jammerexistenzen, die Anspruch machten, deutsche Schriftsteller zu sein und dabei verhungerten, sind mir besonders zwei erinnerlich, die ich in späterer Zeit, als ich schon im Berufe stand, zufällig wieder traf. Aber wie? Der eine war ein bekannter Mann, nicht ohne Talent; er hatte als Student ein Paar Gedichte veröffentlicht, die durch ihre Keckheit und Formgewandtheit Aufsehen erregten, und dem Autor eine rasche Berühmtheit zuzogen. Sonst war er ein gutmüthiger Mensch, aber ein eher beschränkter als geistreicher Kopf. Er gab das Studium auf und wurde Literat von Fach. Sein Name verschaffte seinen ersten Geisteserzeugnissen, die poetischer Art waren, einigen Eingang; er erhielt ein paarmal gute Honorare; bald aber versiegte die dichterische Ader und er warf sich auf prosaische Journalartikel und Schriften. Er hatte sich bald auch hier ausgeschrieben; es ist auch nichts Geringes, fortwährend schöpferisch thätig sein und immer Neues bringen zu sollen, und doch ist dies das Loos derer, die auf dem literarischen Markte ihre Waare so verwerthen wollen, daß sie dadurch das Leben fristen. Von der Höhe selbstständigen Schaffens sank er bald zur Tagelöhnerarbeit des Excerpirens, und die Bezahlung fiel immer kärglicher aus. Zur Zeit seiner kurzen Blüte war er von dem und jenem Mäcenaten zu Gastmählern und Soireen gebeten gewesen, auch waren die literarischen Kreise selbst nur zu gewohnt, dem Bachus und Gambrinus Opfer zu bringen. Die Folge davon war eine Gewöhnung an geistige Getränke, die endlich in völligen Trunk ausartete. Als ich die Universität verließ, stand er eben in der ersten Zeit abnehmender Herrlichkeit, und als ich von ihm Abschied nahm, war er noch eine stattliche Erscheinung. Nur vier bis fünf Jahre später traf ich ihn auf einer Reise in einer süddeutschen Residenz völlig zerlumpt und in einem Zustande totaler Betrunkenheit. Ich konnte ihm noch seine Lage ein wenig erleichtern, und als ich von ihm auf der Straße mich verabschiedete, drückte er mir mit Heftigkeit die Hand und sprach: „Es ist ein Elend ohne Gleichen, Sklave der Buchhändler zu sein und ums Brot zu schreiben. Wollte Gott, ich wär' bei meinem Studium geblieben!" Kurz darauf hörte ich, er sei im Lazareth besagter Stadt jämmerlich gestorben. Er fiel mir in diesen Tagen wieder ein, da in einer vielgelesenen Zeitschrift der Versuch gemacht war, ihn zu einem bedeutenden Schriftsteller und zum Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung zu stempeln. Solche Versuche mögen wohl die blenden, auf welche sie berechnet sind, die leichtgläubige Menge, die ihr Urtheil durch Phrasen bestechen läßt; dem aber, der den Personen und Verhältnissen etwas näher gestanden hat, nöthigen sie ein unwillkürliches Lächeln ab. Auf dieselbe Weise ging ein Studiengenosse des Schreibers zu Grunde, der vermöge seiner Gaben wirklich eine Zierde der deutschen Literatur hätte sein können; das Wenige was er hat drucken lassen, zeigt von einem bedeutenden Talente, er war zu stolz, die niedern Arbeiten des Berufs zum Lebensunterhalt zu verrichten und dachte sich lieber zu Tode, indem er seine innere Zerrissenheit durch starke Getränke zu dämpfen suchte, und sich dadurch das Delirium tremens zuzog.

Lebhaft im Gedächtniß steht mir noch ein anderes Erlebniß, das einen solchen Bekannten der Universitätszeit unvermuthet mir vors Auge führte; er ist jetzt meines Wissens auch bereits gestorben. Es war ein durchaus mittelmäßiger Kopf; er bekleidete an einer sehr bekannten Schulanstalt eine Lehrerstelle der Mathematik, war bei den Schülern beliebt und hatte sein gutes Auskommen. Sein Unstern wollte es, daß er einige unbedeutende Beiträge zu einem Journal lieferte, die gefielen und ihm ein leidliches Honorar, nebst der Aufforderung zu weiterm Mitarbeiten, eintrugen. Darauf hin glaubte er sich zur Schriftstellerei berufen und wurde von einigen unverständigen Freunden in diesem Wahn bestärkt. Er gab seine Stelle auf und ging nach L., um von seiner literarischen Arbeit zu leben. Da er wirklich nur höchst mittelmäßig begabt war, brachte er es zu gar keiner Blütezeit, und schleppte sich mit der Tagelöhnerarbeit mühselig hin, arbeitete sich auch so darein ein, daß er Routine bekam und sich nothdürftig erhielt, freilich nur mit Hilfe großer Pumpfertigkeit, durch welche er berühmt war. Einige Zeit später reiste ich durch L. und mußte mich ein Paar Stunden in der Postrestauration aufhalten, um eine Gelegenheit abzuwarten. Ich blätterte in einer Zeitung und sah beim Aufblicken ein bekanntes Gesicht an mir vorüberstreichen, einen jungen Mann, der sich eben von der Mittagstafel erhoben hatte. Wie ein Blitz ging mir die Erinnerung an ihn auf. „War dies nicht Dr. N. N.?" fragte ich den Restaurateur. „Ja wohl," war die Antwort, „kennen Sie ihn?" „Oberflächlich; aber wenn er hier speist, muß es ihm doch wohl gehen?" „Ach nein," sagte der Wirth, „es ist mir mit dem eine eigene Geschichte passirt. Er war einige Monate mein Tischgast, konnte aber nicht bezahlen, und ich faßte endlich den Entschluß, ihm zwar seine Schuld zu schenken, da ich wußte, daß ich so nichts bekommen würde, aber mir seine ferneren Besuche zu verbitten. Ich habe mein Geld auch nöthig und bin nicht in der Lage, viel zu verschenken; zudem war ich aber auch dem Männchen selbst nicht hold, weil er am allerlautesten und zudringlichsten in seinen Ansprüchen und Forderungen war, und die übrigen Tischgäste durch sein anmaßendes Wesen beleidigte. Ich theilte ihm dann dies beschlossener Maßen dort in dem Comtoir mit; so hochtrabend er bisher gewesen war, so kriechend und zudringlich bat er jetzt um weitere Geduld, er wisse sonst nicht, wo und wie er leben solle, und müsse geradezu hungern. Da ich mich nicht erweichen ließ, ging er nach langem Parlamentiren seiner Wege. Hier, wo Sie sitzen, saß ein wohlhabender Rittergutsbesitzer, der auf die nächste Post nach D. wartete. Er rief mich und fragte mich, ob dies nicht Dr. N. N. sei? Ich bejahte es; ob er nicht früher Lehrer an der Erziehungsanstalt zu S. gewesen sei? Auch dies konnte ich ihm bejahen. Was hatten Sie mit ihm? Es ist ein Gast, der nichts einträgt, erwiederte ich, seit sechs Monaten hat er den Mittagstisch bei mir und noch nichts bezahlt. Ich habe lange mit ihm Geduld gehabt und wollte sie wohl noch

Stillvergnügt.

länger haben, so unangenehm er ist, dauert er mich doch; aber ich bin nicht reich genug, so viel zu verschenken. Herr Wirth, sagte der Mann zu mir, ich bin diesem Manne einigen Dank schuldig; er hat in S. zwei meiner Knaben unterrichtet und die hängen sehr an ihm. Was ist er Ihnen denn schuldig? Ich nannte die Summe und er zahlte mir diese, so wie eine gleiche als Abonnement für den Dr. N. N. auf weitere vier Monate aus."

„Den andern Morgen machte ich mich auf, dem Betreffenden die frohe Nachricht mitzutheilen. Sehen Sie, ich konnte den Mann seines anmaßenden Wesens wegen nicht leiden, aber da wurde ich ihm ordentlich gut, so ging mir's zu Herzen. Ich traf ihn auf einer elenden Mansardenstube 5 Treppen hoch; ein Bett, ein Stuhl und ein defecter Tisch waren die einzigen Möbel; so kalt es draußen war, in seinem Ofen brannte kein Feuer. Als ich eintrat, rief er mir ganz erregt entgegen: Herr G., Sie kommen gewiß mich zu mahnen; ich kann Sie nicht bezahlen, so wahr Gott lebt, ich habe nichts! Er ergriff mich bei der Hand, führte mich an den Tisch, zog den Tischkasten aus, und zeigte mir eine vertrocknete Brotrinde. Das, sagte er, ist das einzige was ich noch habe; es ist kaum mehr zu beißen! Nein, Herr Dr., sagte ich, ich will Sie nicht mahnen; ein Freund von Ihnen hat mich bezahlt, und auf vier Monate für Sie pränumerirt. Sie können wieder kommen und bei mir essen. Da stand er eine ganze Weile mit weitaufgerissenen Augen, als ob er die Wirklichkeit nicht begreifen könnte, dann aber, und das kann ich nicht vergessen, kniete er mit einem lauten Dankgebet mitten in die Stube hin, daß mir's durch die Seele ging. Sehen Sie, bei Tische, da war er ein Spötter über Gott und alle Welt, und besonders über alles was Religion und Christenthum heißt, daß ich mich oft über ihn geärgert habe, und jetzt betete er, daß man dachte, er könnte ein Eiferer werden. Ich glaube, wenn die vier Monate um sind, an denen er jetzt noch zehrt, ich kann es nicht übers Herz bringen, ihn wieder fortzuweisen. Auch ist er seitdem viel bescheidener und ruhiger."

Das war wieder ein alter Bekannter aus dem Literatenkreise der Universitätsstadt. Es mochten etwa dreißig bis vierzig sein, mit denen ich fast täglich zusammenkam; sie brachten meist den ganzen Nachmittag in einer Restauration zu; Kaffeetrinken und Dominospiel beschäftigte die Mehrzahl einige Stunden; dann wurde gelesen und excerpirt, und Abends hatten sie meist Einladungen zu Gesellschaften (besonders eine alte reiche Dame war die Beschützerin der Literaten, und ihr Haus ihnen gastlich offen) oder kamen in den Bierlokalen zusammen. Von dieser Zahl haben etwa fünf bis sechs eine Bedeutung in der Literatur und eine Stellung im Leben erworben; eben so viele etwa fristen ein kärgliches Dasein mit den schon bezeichneten Tagelöhnerarbeiten oder der Redaction jämmerlicher Lokalblätter, die übrigen sind verschollen und verkommen. Und daß es an Nachwuchs nicht fehlt, beweist die große Anzahl derer, die auf ihren Schriftstellernamen hin betteln gehn. Das Literatenproletariat wird bald ein nicht zu übersehender Bruchtheil der Elendsmasse werden, die in unsern Tagen sociale Hilfe erheischt.

Eine Hundebewahranstalt.

Es hat von jeher Menschen gegeben, deren Humanität sich vornehmlich in der Liebe zu den Thieren äußerte. Als eines Tages die bekümmerte Gattin eines zum Tode verurtheilten Royalisten bei Robespierre Fürbitte einlegte, fertigte er sie kurz ab; unglücklicherweise trat sie beim Herausgehen seinem kleinen Lieblingshunde ein wenig auf den Schwanz, da fuhr er sie barsch an: „Madame," rief er ihr wüthend zu, „wenn Sie einen Funken von Menschlichkeit in Ihrer Brust hätten, würden Sie niemals ein armes, harmloses, stummes Geschöpf mit Füßen treten können." Und die Czarina Catharina II, die mit ziemlich kühlem Blute der Türkei den Krieg erklärte, vergoß bittere Thränen über den Tod ihres geliebten Schoßhundes, ja sie ließ ihn mit allem Prunk begraben und schrieb die folgenden pathetischen Zeilen auf seinen Grabstein:

Ci gît La Duchesse Anderson
Qui mordit Monsieur Rogerson.
(Hier liegt die Herzogin A. die Herrn R. biß.)

La Duchesse Anderson war nämlich des Lieblings Name und Rogerson der Name des Zahnarztes der Königin, an dessen Bein sich das kleine Geschöpf vergriffen hatte, augenscheinlich zum großen Ergötzen seiner hohen Herrin.

An dem weiblichen Geschlecht haben die Hunde überhaupt immer ihre treuesten Freunde gehabt; denselben verdanken sie denn auch die neueste Anstalt treuer Fürsorge in London, die übrigens ihre sehr nützliche Seite hat.

Wenn man die Hollingsworthstraße von Norden nach Süden hinuntergeht, erblickt man auf der rechten Seite ein breites Thor mit zwei Flügeln, dunkelgrün angestrichen, auf welchem in weißen, durch das Alter und den Staub etwas ergrauten Buchstaben zu lesen ist: „Temporary Home for Lost and Starving Dogs" (Provisorisches Heim für verirrte und verhungernde Hunde). Eingetreten, befinden wir uns in einem geräumigen Hofe, der theilweise mit grobem Sande bedeckt, theilweise gepflastert, aber zum größten Theile noch ein Grasplatz ist. Der Rasen ist durch ein Gitter von dem übrigen Theile abgegrenzt, und hier laufen die aufgelesenen Hunde nach Belieben in friedlicher Gemeinschaft umher. Es scheint, daß sie die ihnen erwiesene Wohlthat gebührend anerkennen und ihr Almosenbrot mit dankbarem Herzen genießen. Welch eine mannigfaltige Gesellschaft begegnet hier unsern Blicken! Auf einem vollkommenen Fuße der Gleichheit und Brüderlichkeit sehen wir große und kleine Hunde, vornehm erzogene und ungebildete, Hunde edler und gemeiner Abkunft, Schweißhunde und Fuchsjagdhunde, Windhunde und Dachshunde, Bullenbeißer und Stäuber, Pudel und Möpse, Hunde von Neufundland und Australien, von Sibirien und Grönland, in diesem modernen Arcadien in ungetrübter Harmonie vereinigt. Für die seltenen Fälle widerspenstigen Auftretens sind Maulkörbe vorhanden, die jedoch kaum zur Anwendung kommen.

Diese wohlthätige Anstalt wurde vor fünf Jahren von einer Dame gestiftet, die schon oft ein menschlich Rühren beim Anblicke der zahlreichen herren-, hilf- und heimatlosen Hunde, die lebensmüde in den Straßen Londons umherlaufen, empfunden hatte. Da läuft so ein armes Geschöpf; Du kannst seine Rippen durch die dünne Bekleidung von Haaren und Haut zählen, womit es von Natur versehen ist. Er trabt umher, von einem dunkeln Drange vorwärts getrieben, bald steckt er seine hungrige Schnauze in einen Rinnstein, bald in einen Kehrichthaufen, und schnüffelt nach einem alten Knochen oder einer verschimmelten Brotkruste. Armes Wesen! Was soll aus dir werden? Mit der Polizei und den Straßenjungen in fortwährendem Kampfe, führst du ein entsetzlich geplagtes Leben! War es nicht eine prächtige Idee, für dich ein *provisorisches* Heim zu gründen? Es ist wohl zu beachten, die Anstalt will nur einen *provisorischen* Aufenthalt gewähren, sie will kein permanentes Asyl für alte und ausgelebte Thiere sein, ebenso wenig als eine Hundeklinik, sie ist einfach, was ihr Name besagt, eine Stätte, wohin mitleidige Leute verlaufene und dem Verhungern nahe Hunde schicken können. Sie hat einen dreifachen Zweck: 1) die Hunde ihren Eigentümern, wenn sie solche haben, zurückzugeben; 2) die nicht Reklamirten womöglich mit neuen Herren zu versehen; und 3) sie nöthigenfalls über Seite zu bringen.

Ist das nicht eine wirklich nützliche und wohlthätige Anstalt? Sie war in der That ein Bedürfniß. Seit ihrer Stiftung sind ihr über 10,000 Hunde anvertraut worden; davon sind weniger als die Hälfte reklamirt; viele sind von Liebhabern gekauft worden; die übrigen, nachdem sie eine Zeitlang dort verweilt hatten, sind in harmloser Weise aus ihrem eigenen und anderer Leute Wege geschafft. Denn nicht wenige kommen in einem so entsetzlichen Zustande dort an, daß es wirklich eine Wohlthat für sie ist, wenn sie sogleich getödtet werden, andere kommen nie zu Kräften und ihrem allmählichen Dahinsiechen ein Ende zu machen, ist gewiß nicht grausam. Alle die einen Hund der Anstalt zuführen, verlieren alles Eigenthumsrecht an denselben; verlaufene Hunde, wenn nicht innerhalb vierzehn Tagen reklamirt, werden zum Besten der Anstalt verkauft. Uebrigens können auch Personen, die auf Reisen gehen, ihre Hunde der Anstalt als Pensionäre anvertrauen, wo sie gegen ein mäßiges Kostgeld vortrefflich gepflegt und genährt werden. Ein jährlicher Bazar, von schönen Händen reichlich versorgt, bringt die Kosten der Anstalt auf, die übrigens mit der Zeit wohl sich selbst wird erhalten können.

R. K.

Briefkasten.

„**Jungfrau im Methusalemsalter von zwanzig Jahren**":

Leises Rauschen in den Wipfeln,
Leicht gebeugt die hohen Gipfeln?
Stärken muß er seine Kräfte
Zu des Tages neu Geschäfte?

Verehetestes Fräulein, das geht beim besten Willen nicht. Auch bei den Räthseln und Rebussen ist Ihre Ahnung vom Papierkorb leider eingetroffen.

E. L. Sehr verbunden, aber Ihr Räthsel „Daheim" ist bereits das einundzwanzigste und so schmeichelhaft, daß wir es nicht drucken können.

F. T. in E. Wenn Sie dem Daheim Räthsel schicken, so müssen Sie warten können und uns nicht täglich mit Briefen bestürmen. Wenn jeder Einsender gleich Ihnen nach sechs Tagen telegraphisch anfragte und Rückantwort bezahlte, so müßten wir einen eignen Boten zwischen der Redaktion und dem Telegraphenbüreau unterhalten.

A. K. in B.

Ach! die Noth ist groß!
Die ich rief, die Räthsel
Werd' ich nun nicht los!

Frl. J. K. Es freut uns, daß Ihnen unser Aufsatz über Miß Faithfull gefallen und Sie zu einer Einsendung ermuthigt hat; leider sind aber nicht alle weiblichen Befähigungen gleich; gar manche hat Anlagen zum *Setzen*, aber *wenige* nur zum *Schriftstellern*.

Die geehrten Einsender werden begreifen, daß wir Räthsel und Rebusse, die nicht zur Aufnahme gelangen, zurückzusenden außer Stande sind. Die angenommenen kommen nach und nach zur Verwendung, ohne daß wir bei jedem einzelnen uns im voraus darüber erklären können.

Dr. H. S. in U. Die uns gütigst übersandte Reliquie von dem „Haus- und Wirthschaftsdichter" Schiller ist leider schon zu bekannt, um von uns aufs neue mitgetheilt werden zu können. Weniger bekannte Raritäten werden wir mit Dank entgegennehmen.

Frl. Maria M. in G. Tuvia Panti hat Sie zu Versen begeistert, die ganz zierlich sind, aber doch etwas matt gegen die Prosadichtung klingen. Es ist besser, Sie verwahren dieselben in Ihrem Album, sie vertragen noch nicht die Luft des großen Publikums. Auch Ihre andern Sachen bedürfen noch des Ausreifens.

Einbanddecken.

Unser Vorrath von Einbanddecken ist so rasch vergriffen worden, daß ein großer Theil der Bestellungen nicht erledigt werden konnte. Wir bitten noch um 8 Tage Geduld, bis dahin wird die Buchbinderei im Stande sein, neben den jetzt ungewöhnlich gehäuften Weihnachtsarbeiten, die zweite Partie Decken zu beschaffen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im December 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 11.**

Mercedes.

Nach dem Tagebuche eines Heimgekehrten von dem Verfasser des „Spanischen Schmugglerlebens".

(Fortsetzung.)

„Wissen Sie, was mir hat gesagt Don Ramon Cueva, der Geistliche, den Sie haben gesehn mit mir, ein gescheuter und ehrlicher Mann, wie es gibt wenige hier zu Lande," fragte Wolf.

„Nun, was hat er euch gesagt?"

„Daß ich soll Ihnen sagen, dieweil Sie sind mein Landsmann, daß wenn Sie irgend können, sollen Sie sich nehmen einen Vorwand und verlassen das Schloß, sobald es mag sein Ihnen nur irgend möglich!"

„Aber warum in aller Welt denn?" rief ich, indem ich stehen blieb.

„Hat er mir nicht gesagt," erwiderte Wolf kalt, „aber wenn Sie haben gehört unsre Unterhaltung von vorher, werden Sie haben gehört, daß Don Ramon hat vertheidigt den alten verrückten Diego, und die Sennorita Gott sei bei uns!"

„Ihr scheint etwas Persönliches gegen Mercedes zu haben," sagte ich.

„Ich? wahrhaftig nicht," erwiderte er, „ich möchte sie sehen weit aus Velez el Blanco und daß man hätte Ruhe vor ihr, das möchte ich!" — „Aber was hat sie euch denn gethan?"

„Mir nichts! aber wenn ich bedenke, daß ich vor drei Jahre hab' gekannt hier und in der Umgegend mehr als sechs junge, anständige, vermögende Leute, die haben angehalten um die Hand von Donna Mercedes und haben bekommen einen Korb, wie man bei uns sagt, und nachdem sie haben bekommen einen Korb, sind sie geworden traurig, und wie soll ich sagen? tiefsinnig und mit einem Male sind sie verschwunden und wie man sagt hier, sie sind gegangen alle unter die Bande von José Gomez, dem carlistischen Guerillero, und einige von ihnen sind todt, andre auf die Galeere! Und ich hab' mir gesagt, daß wenn sie nicht hätten gewollt geliebt sein von dem Schloßfräulein, ich bin überzeugt, daß sie nicht wären gegangen in die Guerilla von José Gomez, und darum kann ich nicht anders, als die Mercedes nicht gerne sehen!

Wir waren am Fuße des Hügels angekommen, auf dem das Schloß lag, und Wolf stand still. Ich reichte ihm die Hand.

„Obgleich ich überzeugt bin, daß ihr mir immer noch vieles verschweiget," sagte ich, „so danke ich euch doch für das, was ihr mir gesagt habt, denn ich glaube, daß ihr mir wohl wollt!"

Wolf zögerte einen Augenblick, sah sich überall um, dann sagte er leise: „Herr Landsmann, hören Sie mir zu, so wahr mir Gott helfen und mir die Gnade erweisen soll, daß ich noch 'mal soll sehen das Städtchen, wo ich geboren und wo noch lebt meine alte Mutter, ich weiß nichts, aber ich weiß, daß in diesen Tagen, vielleicht heute, vielleicht morgen, wird passiren etwas Außerordentliches im Schloß, was? weiß ich nicht! denn ich bin gewesen in Murcia und als ich hab' eingesetzt einen Zahn dem Jefe Politico, habe ich in die Büreaus was munkeln hören von Velez el Blanco und dies und jenes, daß mir ist geworden ganz unheimlich und statt zu fahren nach Cartagena, wo ich habe gehabt was zu thun, bin ich gekommen so schnell wie möglich nach Hause."

„Aber was soll vorfallen? ich begreife eure Besorgniß nicht im geringsten."

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Vaya! wenn ich's wüßte, würde ich Ihnen sagen, thun Sie dies und jenes, aber eben weil ich's nicht weiß, ist mir so bange! Aber hören Sie mir zu: Bei Tage passirt selten hier etwas, bei Nacht werden alle solche politische Geschäfte gemacht, sehen Sie, dort steht mein Haus, sehen Sie's?"

„Ja, wenn ihr das meint, wo die zwei großen Glascylinder mit farbigen Wasser am Fenster stehen."

„Ganz recht, Herr Landsmann, das ist mein Hausschild, wie ich's hab' gesehen in England bei Apotheker und Aerzte, nun folgen Sie meinem Rath, stehen Sie des Nachts mal auf, wenn Sie hören irgend ein verdächtiges Geräusch und sehen Sie zum Fenster hinaus, und wenn Sie sehen werden ein Licht an meinem Fenster, dann ist etwas los, und wenn das Licht steht hinter dem grünen Cylinder, dann sind's die Carlisten, hinter dem rothen, sind's die Christinos! Dann denken Sie an Ihre Sachen, fragen S i e sich, mit wem Sie es halten, was geht das mich an? und sehen Sie vor allen Dingen zu, daß man Sie nicht bekommt."

In diesem Augenblicke hörten wir einen Menschen den Weg

hinaufkommen. Wolf schien nicht zu wünschen, daß man uns zusammensähe; denn er trat rasch einige Schritte zurück und sagte zu mir auf spanisch und mit lauter Stimme: „Dies ist der Weg, der zum Schlosse führt, Dios guarda a usted, Caballero! (Gott behüte Sie, Herr!)“ und entfernte sich.

Ich begann den Berg mit einiger Schwierigkeit zu erklimmen und mußte mich von Zeit zu Zeit ausruhen.

Während dessen war der Mann, dessen Schritte wir gehört hatten, immer näher herangekommen und bald erkannte ich, und ich muß gestehen nicht ohne Freude, daß es Don Diego war. „Holla, Don Diego?“ rief ich, wollt ihr mir euren Arm geben?“

Der Castellan stand wie angezaubert, als wenn er aus einem Traum erwache, dann trat er zu mir heran und sagte: „Ew. Gnaden unterthänigster Diener! es ist kühl, wollen Ew. Gnaden nicht ins Schloß kommen? Die Sennorita Donna Mercedes, meine Tochter, hat mich hinuntergesandt um zu sehen, ob Ew. Gnaden vielleicht etwas zugestoßen wäre, da Sie so lange ausblieben!“

Ich schüttelte den Kopf, indem ich seinen Arm nahm und vorwärtsging, ich glaubte nicht so viel Interesse der Sennorita, seiner Tochter, einzuflößen. Plötzlich kam mir eine gute Idee, wie es mir schien. „Ich habe Zahnschmerzen, Diego,“ sagte ich, „gibt es einen Zahnarzt in Velez el Blanco?“ — „Ja!“ erwiederte er kurz.

„Was ist es für ein Mensch?“ fragte ich.

„Ein schlechter Mensch! die Sennorita haßt ihn!“

„So!“ sagte ich, mich zum Lachen zwingend, „er hat ihr wohl wehgethan beim Zahnausziehen.“ — Diego richtete sich in die Höhe.

„Der Sennorita fehlt kein Zahn,“ sagte er mit fast feierlicher Stimme, aber die Sennorita, Donna Mercedes Perales, meine Tochter, ist eine gute und getreue Unterthanin Ihrer Majestät der Königin Isabella Segunda, Gott erhalte sie! und sie will nicht in Berührung mit einem Agenten der Prätendenten kommen und Don Salvador Lobo ist ein Spion der Carlisten.“

Man kann sich leicht vorstellen, was in mir vorging, als ich diese Worte hörte, denn der Leser wird begreifen, daß das Gegentheil mir bisher viel wahrscheinlicher erschienen war!

IV.

Ich muß, um dem Leser die merkwürdigen Ereignisse der kommenden Tage etwas verständlicher zu machen, ihm ein wenig von mir selbst erzählen. Ich war damals dreiunddreißig Jahre alt, und, ich glaube mich nicht zu irren, einer der unabhängigsten Menschen der ganzen Welt, hatte jedoch, um dahin zu gelangen, meiner Vernunft gar schmerzliche Opfer bringen müssen! In wenigen Worten ist meine Geschichte folgende. Seit meinen ersten Jahren eine Waise, mit einem ziemlich ansehnlichen Vermögen, wurde ich im Hause meines Vormundes, des Geheimenrathes von F. in B., eines der innigsten Freunde meines verstorbenen Vaters, erzogen. Mein Lieblingswunsch, das Baufach zu studieren, wurde mir von meinem Vormunde gewährt; am Tage meines Abganges vom Gymnasium verließ ich das Haus, in welchem ich länger als sechszehn Jahre glücklich und zufrieden gelebt, und begann ein unabhängiges Leben auf den verschiedenen Universitäten, welche ich besuchte. Nachdem mein Cursus auf den deutschen Universitäten beendet war, erlaubte mir mein Vormund, eine mehrjährige Reise zu machen, die mich durch England, Frankreich und Italien, und ungefähr zur Zeit meiner Majorität wieder in das Haus des alten biedern Herren, welcher meinem Vater die Freundschaft so treu übers Grab hinweg bewahrt hatte, zurückführte. Ich fand bei ihm ein junges Mädchen, das ich als Kind verlassen, und das ich nun prangend im ganzen Reize ihrer jungfräulichen Schönheit wiedersah. Hulda, meines Vormundes einzige Tochter, war neunzehn Jahre alt, als ich von meiner Reise zurückkehrte, und als ich sie fragte: „Wie geht es Ihnen, mein Fräulein?“ und sie mir geantwortet: „Ich danke, mein Herr!“ sahen wir uns beide einen Augenblick an, und fingen dann recht herzlich über uns selbst an zu lachen; noch einen Augenblick und das Fräulein und der Herr war verschwunden, und es hieß wieder „liebe Hulda“ und „lieber Carl,“ und vor Tisch dutzten wir uns auch schon aufs neue.

Hat der Leser nicht schon errathen, was bald drauf geschah? oder soll ich ihm jenen uralten Roman, welcher, seitdem es Vormünder gibt, die Töchter und Mündel haben, täglich sich erneuert, noch einmal erzählen? Ich liebte Hulda, Hulda liebte mich, und mein Vormund freute sich so darüber, seine beiden Kinder vereint zu sehen, daß er fast der ungeduldigste von uns dreien war. Leider sollte sich der Wunsch des guten alten Herren nie erfüllen; denn als man eines Morgens, etwa vierzehn Tage nach unsrer Verlobung, in sein Zimmer trat, fand man ihn, ein ruhiges Lächeln auf den Lippen, im Armstuhle todt liegend. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein so plötzliches Ende gemacht. Alle unsre Zukunftsträume waren daher vertagt. Hulda zog zu einer Verwandten aufs Land und ich benutzte diese Zeit, welche mich von meinem ersehnten Glücke noch trennte, um eine wissenschaftliche Reise durch Flandern, welches ich bisher nur oberflächlich gesehn hatte, zu unternehmen.

Auf dieser Reise, während welcher ich mich in Trauer um meinen unvergeßlichen Vormund befand, beschäftigte mich das Studium meines Faches so ausschließlich, daß ich mir eine jegliche Zerstreuung versagte, und entweder in Kirchen und Rathhäusern zeichnend oder auf meiner Stube an Hulda schreibend, meine Zeit verlebte. Wie erstaunte ich daher, als ihre Briefe zuerst leise Anspielungen auf meine Zerstreuungssucht machten, dann kälter und kälter wurden und endlich gänzlich ausblieben. Eine Zeitlang geduldete ich mich, dann schrieb ich häufiger, dann alle Tage, und als ich immer keine Antwort erhielt, beschloß ich meine Reise rasch abzubrechen und nach Hause zu eilen. Der seit so vielen Wochen sehnlichst erwartete Brief meiner Braut traf mich unglücklicherweise am Morgen meiner Abreise von Antwerpen. Es war ein kaltes, aber desto höflicheres Schreiben, in welchem sie mir sagte, sie sähe wohl, daß sie nicht fähig wäre, mein Glück zu gründen und bäte mich deshalb, unsre projectirte Verbindung als aufgehoben zu betrachten. Ich weiß nicht, wie mir geschah, als ich diesen herzlosen Brief las, ich kann nicht sagen, daß ich im ersten Augenblick irgend schmerzlich berührt war; ich ließ ruhig mein Gepäck wieder auf mein Zimmer tragen und noch am selbigen Morgen antwortete ich ihr in eben so höflichen aber auch eben so kalten Worten, daß ihr Wunsch gleich erfüllt werden sollte, und daß sie sich nach dem Empfange meines Briefes eben so frei betrachten möge, als ich es nach dem Empfange des ihrigen gethan. Ich sagte vorhin, daß ihr Brief mich unglücklicher Weise traf, und ich wiederhole es, denn wäre ich abgereist, ohne ihn erhalten zu haben, hätte ich sie gesehn und gesprochen, so hätten fünf Minuten genügt, um uns zu verständigen und Hulda wäre heute meine glückliche Gattin. Oder hätte ich auch nur einen Augenblick nachgedacht, als ich ihren Brief empfing! — aber ich habe seit jeher eine instinktive Abneigung gegen alle sogenannte Emancipation der Frauen gehabt und der Styl ihres Briefes war so cavaliermäßig, so unweiblich, daß ich schnell meinen Entschluß faßte und handelte, wie ich es so eben erzählt habe.

Dem Leser will ich gestehen, daß, nachdem das erste Aufbrausen der beleidigten Eigenliebe verflogen war, ich entsetzlich gelitten habe. Hulda war meine erste Liebe gewesen, ich hatte ihr mein ganzes Herz geweiht und die Art und Weise, wie sie meine Liebe von sich stieß, mußte meinem Herzen eine tiefe Wunde schlagen. Ich habe gegen niemand mich beklagt, nie die Treulose verflucht, nie mich mit Selbstmordgedanken herumgetrieben, wie es die moderne Literatur vielleicht verlangt hätte, aber ich habe oft zu Gott gebetet, er möge mir mehr und mehr Energie und Ausdauer zu meinen Studien und Arbeiten geben, damit ich die Unglückliche vergessen könne. Ich unternahm gleich darauf eine lange Reise durch Egypten, Syrien und Griechenland und vier Jahre lang hörte ich nichts von meiner früheren Braut, noch von den Freunden, welche ich in B. gelassen. Endlich zwangen mich meine Vermögensangelegenheiten, nach meiner Vaterstadt zurückzukehren, indes wollte ich dort so kurz als irgend möglich verweilen und dann nach Italien übersiedeln, wo ich beschlossen hatte, meinen dauernden Aufenthalt zu nehmen!

In wenigen Worten soll der Leser erfahren, was, wenn ich es in einem Romane gelesen hätte, mir so unwahrscheinlich erschienen wäre, daß ich das Buch sicherlich bei Seite gelegt hätte.

Hulda war, seit beinahe drei Jahren, die Gattin meines intimen Freundes, des Lieutenants Hugo von Sternberg, den ich mir vorgenommen hatte zu allererst nach meiner Rückkunft zu besuchen! Doch dies war noch nichts! Zufälliger Weise kam ich mit dem Verwandten in Berührung, zu dem Hulda sich zurückgezogen, als ihr Vater gestorben war, und ohne es zu wollen, gesprächsweise, erfuhr ich von ihm die ganze schaudervolle Wahrheit.

Das Ziel der vorhin erwähnten Reise, die ich gleich nach Beendigung meiner Universitätsstudien unternahm, war ebenfalls Flandern gewesen. Ich gestehe, daß ich damals ein ziemlich lockerer Gesell

war und nicht allein jedes Vergnügen meines Alters für erlaubt hielt, sondern auch meine Abenteuer in einer fast täglichen Correspondenz meinen Freunden detaillirte und, wie gesagt, unter meinen Freunden war Hugo von Sternberg der intimste!

Sollte man es aber wohl für möglich halten, daß ein Mensch den Entschluß hätte fassen und zur Ausführung bringen können, einem Freunde das Herz seiner Braut zu entfremden und für sich zu gewinnen, und das, indem er an Briefen, die vor Jahren geschrieben waren, ganz einfach das Datum änderte und sie ihr geschickterweise in die Hände spielen ließ? Hulda hatte meine ganze Correspondenz aus Flandern gelesen und hatte sie auf die ersten Wochen nach dem Tode ihres, unsres Vaters bezogen, und das hatte sie, und mit völligem Rechte, empört. Einer solchen Schurkerei war also mein Lebensglück zum Opfer gefallen.

Weiter erfuhr ich noch, daß Hugo nicht einmal aus Liebe so gehandelt habe, sondern nur, um mit dem ziemlich bedeutenden Vermögen Huldas seine Schulden zu decken, und daß er sie auch jetzt nicht so glücklich mache, wie die Arme es wohl gehofft haben mochte.

Was sollte ich thun? Wer hätte mir hier einen guten Rath geben können? Hulda die Wahrheit sagen? damit sie den Vater ihrer Kinder verachten lerne? von ihm eine Genugthuung fordern? seine Handlungsweise öffentlich mittheilen? aber wäre das Resultat nicht auch so auf Hulda zurückgefallen? und Hulda war die Tochter jenes Mannes, der mir, dem verwaisten Knaben und Jünglinge, ein guter, liebender, aufopfernder Vater gewesen war und der ihm noch einige Wochen vor seinem Tode die Zukunft seiner Tochter anvertraut hatte!

Ich glaubte nur meine Pflicht gethan zu haben, indem ich sofort wieder aus B. abreiste, und gegen Jedermann über das Vorgefallene schwieg, damit die Tochter meines zweiten Vaters nie erfahre, daß sie die Gattin eines Schurken sei!

Ich realisirte mein ganzes Vermögen, sagte Deutschland auf immer Lebewohl und siedelte nach Italien über.

Jahre sind vergangen, ich habe keinen Schwur gethan, daß nie eine Frau mein Herz, dessen Wunden, glaube ich, vernarbt sind, wieder gewinnen solle; aber es ist noch keiner gelungen, das holde Bild der Gespielin meiner Kindheit in meinem Herzen zu verlöschen!

V.

Ich fahre in meiner Erzählung fort.

In den folgenden zwei Tagen ereignete sich nicht das Geringste in meinem äußeren Leben im Schlosse von Velez el Blanco. Meine Gesundheit nahm von Stunde zu Stunde, möchte ich sagen, zu, und jedesmal wenn ich mich im Spiegel sah, hatte ich das Vergnügen, mich wohler aussehend zu finden. Nach der Stadt war ich auch nicht mehr heruntergegangen; denn ich gestehe es, ich fürchtete mich vor einer Begegnung mit Wolf, der mir, je mehr ich über ihn nachdachte, immer verdächtiger vorkam. Jedoch konnte ich nicht umhin, zuweilen des Nachts aufzustehn und einen Blick durch mein Fenster nach jener Gegend hinzurichten, wo das Haus meines Königsberger Bekannten stand; ich sah indes nichts, das mich hätte bewegen können, das Schloß zu verlassen, und wenn ich auch etwas gesehn hätte, so wäre es auch noch jetzt fraglich gewesen, ob mich die Furcht vor Carlisten und Christinos bewogen hätte, das Schloß zu verlassen; denn wenn ich vorhin sagte, es wäre keine Veränderung in meinem ä u ß e r e n Leben vorgegangen, so mochte es doch sein, daß mein i n n e r l i c h e s Leben einer desto tieferen Veränderung entgegenging!

Ich muß es gestehen; Don Pablo Ejea hatte Recht, es war gefährlich, zu lange in die Augen von Donna Mercedes Perales zu schauen, es war gefährlich, zu lange den Klang ihrer Stimme zu hören und in der Nähe dieses wunderbaren Mädchens zu verweilen. Die Betrachtungen, welche ich nach meiner ersten Unterhaltung mit ihr angestellt und die nicht zu günstig für sie waren, hatten sich in diesen zwei Tagen fast gänzlich verändert, denn in diesen zwei Tagen hatte ich oft ganze Stunden mit ihr im Garten oder auf der Terrasse zugebracht, oder ich war mit ihr nach einem kleinen Olivenhain hinter dem Schlosse gegangen, wo wir unsere Chocolade gemeinsam tranken. So hatte ich reichlich Muße gehabt, dieses herrliche Wesen kennen zu lernen, hatte in ihr eine Bildung gefunden, welche wenige Spanierinnen besitzen, hatte auch ihr Herz geprüft und auch dieses hatte immer einen reinen Klang wiedergegeben. In einem Wort, lieber Leser, Don Pablos Befürchtungen schienen eingetroffen zu sein. Das Fieber hatte nur seinen Namen verändert. Obgleich seit so vielen Jahren Cosmopolit, hat mein Charakter und meine Denkungsart dennoch seine echt deutsche Basis sich erhalten, und von dem Augenblick an, wo ich zu fühlen glaubte, daß Mercedes Perales in meinem Herzen die verlorne Hulda ersetzen könne, beschloß ich, ihr es zu sagen.

Ich hatte dazu den Nachmittag des letzten Tages der Abwesenheit Don Pablos gewählt, ich hatte mir vorgenommen, ihr unverhehlt nicht allein meine Liebe zu gestehn, sondern ihr auch all den Argwohn, den man mir über ihre Person einzuflößen versucht hatte, mitzutheilen.

Wir saßen wie gewöhnlich auf der Terrasse, und ich hatte so eben noch einmal das Castel de Jiquena in einer andern Dimension vollendet und es ihr überreicht, sie hielt mein Album in der Hand und blätterte darin!

„Donna Mercedes," sagte ich, „wie ist Ihre Stimmung heute? Sind Sie heiter wie gestern oder schwermüthig wie vorgestern?"

„Sie sind mitleidslos, Don Carlos," antwortete sie lächelnd, „schon gestern warfen Sie mir meine Heiterkeit vor unter dem Vorwande, daß ich vorgestern mißgestimmt gewesen war? Sind denn die Damen in Ihrem Vaterlande stets in ein und derselben Stimmung?"

„Nein, Sennorita, die Damen meines Vaterlandes sind oft sehr launenhaft und geben darin den Spanierinnen nichts nach!"

„Sind die Damen in Deutschland schön?" fragte sie.

„Ja und nein," erwiderte ich; „wie überall."

„Sind sie eben so schön wie die dänischen Damen?" fuhr sie fort. — Ich sah sie erstaunt an.

„Wie kommen Sie darauf, Sennorita?"

„Ach, nur eine einfache Frage, ich weiß selbst nicht," erwiderte sie, indem sich ihr blasses Gesicht mit einer dunklen Röthe überzog. „Doch, fragten Sie nicht, wie meine Stimmung heute wäre? ruhig, Don Carlos, ruhig und zufrieden mit allem, was mich umgibt."

„Nun so will ich ernst zu Ihnen sprechen, Donna Mercedes, und wenn Sie mir einen großen Beweis der Theilnahme, die Sie für mich zu hegen behaupten, geben wollen, so bitte ich Sie, mir ernst zuzuhören."

Sie hob ihre großen, seelenvollen Augen zu mir empor und sah mich mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst an.

„Ich verstehe Sie nicht," stammelte sie.

„Sennorita," sagte ich, „ich spreche zu Ihnen frei und offen wie ein Ehrenmann! Ich glaube in meinem Herzen ein Gefühl für Sie entdeckt zu haben, welches" —

„Halten Sie ein, Caballero!" rief plötzlich das junge Mädchen, indem sie aufsprang und mir einen fast grimmigen Blick zuwarf, „mit welchem Rechte beleidigen Sie ein . . . eine Dame, die allein dasteht, die niemand hat, der sie vertheidigt."

„Ich Sie beleidigen?" rief ich außer mir, indem ich gleichfalls aufsprang, „wenn ich Sie fragen will, ob Sie die Gefährtin meines Lebens werden wollen?"

„Ihre Gefährtin?" erwiderte sie, indem sich der Ausdruck des Zornes in ihrem Blicke in den einer kalten beißenden Ironie verwandelte. — „Sie sind zu gütig, Sennor, jedoch ich muß von vorn herein für die Ehre, welche Sie mir erweisen wollen, danken!"

Und langsamen Schrittes, mit jener Majestät und Grandezza der Bewegungen, die einem jeden Spanier angeboren zu sein scheint, verließ sie die Terrasse.

Ich muß gestehen, daß ich, unfähig ein einziges Wort zu finden, ihr fast gedankenlos nachstarrte.

Am Ende der Terrasse, im Augenblick, als sie den Fuß auf die Treppe setzen wollte, schien sie erst zu bemerken, daß sie immer noch mein Album in der Hand hielt. Sie legte es auf die Ballustrade und wollte ihren Weg fortsetzen, als das Album zur Erde fiel, schnell bückte sie sich, hob es auf und wollte es wieder hinlegen, als ich sie plötzlich wie angewurzelt still stehen und ihren Blick unbeweglich auf eine Seite, welche sich zufällig geöffnet hatte, heften sah.

Länger als eine Minute stand sie so, dann wandte sie sich plötzlich um, schritt wieder auf mich zu und mit einer Stimme, aus der eine tiefe innere Bewegung wider ihren Willen hervorzudringen schien, sagte sie, indem sie mit dem Finger auf eine Zeichnung deutete: „Wer ist diese Dame, Caballero? woher kennen Sie sie?"

Ich sah auf die Zeichnung — man denke sich mein Erstaunen! — es war das Porträt Huldas, von mir vor länger als acht Jahren gezeichnet! Ich hatte mir vorgenommen, einige architektonische Details

des Schlosses mit denen eines Lusthauses, das der Marquis von Alcantara bei Mecheln in Belgien besitzt und welches wahrscheinlich zur selben Zeit erbaut wurde, zu vergleichen und hatte diesen Morgen ein altes Album aus meinem Koffer herausgeholt, das von meiner verhängnißvollen Reise als Bräutigam in Flandern datirte, und in dem fast auf jeder Seite zwischen dem Kapital einer Säule oder einer Arabeske, die Züge derjenigen, welche mein ganzes Herz erfüllte, sich wiederfanden.

Ohne fähig zu sein, ihr eine Antwort zu geben, starrte ich sie erstaunt an.

„Caballero!" rief sie nach einigen Augenblicken mit noch dringenderer Stimme, „wer ist diese Dame? ich muß, ich will es wissen!"

Endlich fand ich meine Geistesgegenwart wieder; ich ging auf die Tochter des Castellans zu, nahm ihr das Album aus der Hand und antwortete so ruhig wie es mir möglich war: „Es kann Sie nicht interessiren, Sennorita, es ist dies eine Dame meines Vaterlandes, welche ich vor Jahren gekannt."

Mercedes sah mich an, als ob ihre Augen bis ins Innerste meines Herzens dringen wollten.

„Und sagen Sie mir, Caballero, ist diese Dame verheirathet?" sagte sie mit fast bebender Stimme. — „Ja," erwiderte ich.

Ein Stein schien ihr vom Herzen gefallen zu sein, sie sah mich fast freundlich wieder an.

„Sie ist sehr schön, diese Dame," sagte sie, indem sie noch einen letzten Blick auf das Album, welches ich auf den Tisch gelegt hatte, heftete. Dann wandte sie sich von neuem um und schritt der Treppe zu, doch ehe sie den Fuß auf dieselbe setzte, sah sie mich noch einmal an und sagte: „Lieben Sie jene Dame, deren Bild ich in Ihrem Album gesehn?"

Ich weiß nicht, warum ich ihr nach dem Vorhergegangenen noch eine Antwort gab, jedoch ich that's. „Nein!" sagte ich.

Donna Mercedes ließ den Kopf sinken, lächelte als ob irgend ein glücklicher Gedanke ihren Geist beschäftigte und schon schlich sich wiederum neue Hoffnung in mein Herz, als sie zu mir mit sanfter Stimme sagte: „Schade, Caballero! recht schade, daß Sie diese Dame nicht lieben oder geliebt haben!" und mich leicht grüßend, verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Vogelstube.

Wenn der freundliche Leser mir den Gefallen thun will, mein Vogelparadies einige Augenblicke genau in seinen Einzelheiten zu betrachten, so wird er, wenn er nur im entferntesten ein Freund unsrer geflügelten Lieblinge ist, mich verstehen, wenn ich versichere, daß ich darin Stunden des unvergleichlichsten Genusses, der nachhaltigsten Freuden verlebt und Blicke in das innere Familien- und Seelenleben unserer gewöhnlichsten Vögel gethan habe, die ich nicht für möglich gehalten hätte.

In Nachstehendem will ich Freunde der Vogelwelt, die sich von meinem Bilde angezogen fühlen sollten, zur praktischen Nachahmung anregen, vielleicht gelingt es mir, meinen Lieblingen dazu noch neue zu erwerben.

Meine Vogelstube war eine geräumige, weißgetünchte Bodenkammer, durch deren Fenster hinreichendes Licht hineinfiel. Das Fenster war mit dünnem Drahtgeflecht verwahrt, um nach Bedürfniß geöffnet und geschlossen werden zu können. Nachdem ich vorerst an geeigneten Plätzen die nöthigen Sitzstöcke und oben an den Deckbalken hinreichend Nester angebracht hatte, (jedes durch ein Brettchen von dem andern getrennt, damit sich die brütenden Thiere nicht gegenseitig stören könnten), war es bei Beginn des Frühjahrs meine erste Arbeit für hinreichende Vegetation zu sorgen, denn Sonne, Wasser und Vegetation gehören unbedingt zum Wohlsein jedes Vogels. Ich schaffte zu diesem Zwecke große Kisten mit Gartenerde hinauf, die ich an die hintere Wand stellte und pflanzte dahinein so dicht als möglich kräftige Johannis- und Stachelbeerbüsche, die leicht ausschlagen, unverwüstlich sind und ein besonders dichtes, angenehmes Laub geben. An geeigneten Plätzen, wie das Bild zeigt, wurde reichlich Epheu angebracht, in größeren Kübeln standen hochstämmige Rosen bereit, in kleineren Töpfen dichte Wachholderbüsche (worin später die Kanarienvögel mit Vorliebe nisteten), und als Hauptzierde eine große, lebendige Tanne. So waren die Ecken und Wände des Raumes in ein Dickicht der verschiedensten Sträuche verwandelt und meinem Geschmack stand es frei, noch alle möglichen Zierden hinzuzuthun.

Nun galt es für Wasser zu sorgen. Ich schüttete auf eine Unterlage von platten Steinen einen großen Erdhaufen auf, ließ in diesen hinein eine runde, seichte, lakirte Blechschale, durch deren Mitte die zugespitzte Bleiröhre ging, welche von da durch den Erdhaufen, über den Fußboden weg, durch die Wand bis draußen in das erhöht aufgehängte Reservoir lief. Der Erdhaufen wurde angemessen gewölbt, mit hübschem Tuffstein verziert und befestigt, mit Grassamen besät und der Springbrunnen war fertig. Das Reservoir wurde täglich einmal gefüllt, ein Krahn regulirte den Wasserstrahl und das Abzugsrohr ging in die Dachrinne.

So war alles vorbereitet und nach einigen warmen Wochen wucherte das Gras, und waren alle Sträucher ausgeschlagen. Um dem Abfressen der Vegetation vorzubeugen, hatte ich erstens so reichlich für Gewächse gesorgt, dann aber auch lange Holzkisten mit Kresse und Lattich besät hingesetzt, deren zarte Blätter von allen Vögeln vorgezogen werden. Fast hätte mich dies jedoch nicht vor dem gänzlichen Ruin aller Anpflanzungen geschützt, denn kaum hatte ich voreilig das Dompfaffenpaar eingesetzt, so fand ich nach einem Tage den Boden bedeckt mit abgefressenen Blattknospen und die äußeren Enden der Zweige trostlos zerkaut und zersplittert in die Luft starrend. Natürlich diente mir das zur Lehre, meine Ungeduld zu zügeln und die Vegetation soweit vorschreiten zu lassen, daß die hinreichend entwickelten Blätter keine schmackhafte Speise mehr boten.

Endlich kam der Tag des Einzugs. An einem sonnigen Morgen setzte ich zuerst das schwächere Volk der Kanarienvögel ein, einen Hahn und 6 Weibchen. Das war eine Freude nach staubiger, dunstiger Winterszeit, in diesem grünen Waldrevier; nach einer Stunde war jede Gelegenheit ausgekundschaftet und alles fühlte sich heimisch. Der Tag darauf brachte das Dompfaffenpaar hinzu. Wundervoll machte sich das stattliche Paar; er mit der breiten, rothen Brust, dem glänzenden klugen Auge, dem dicken Schnabel und dem sammetschwarzen Käppchen auf dem würdigen Haupte; sie einfacher, unscheinbarer, wie es den Weibern geziemt. Jeder Zoll an ihnen war würdevoll, nie fingen sie Streit mit den andern an und setzten muthwilligen Neckereien imposante Ruhe entgegen. Nun kamen meine Zeisigarten heran. Das erste Paar Birkenzeisige, allerliebste kleine Vögel, das Männchen mit scharlachrothem Käppchen und Brustlatz, spitzem Schnäbelchen und ungeheurem Appetit, fiel, als ich es aus der Hand ließ, schwer und unbehilflich wie ein Klumpen Blei auf den Boden. Ich nahm sie auf: eine 2 Linien dicke Fettschicht überlagerte den ganzen Körper, so hatten sie sich den Winter über gemästet; nach drei Tagen gab ihnen der Hunger und die Bewegung ihre volle Elasticität wieder. Besondere Freude hatten die vier schmucken, schlanken Stieglitze; in eleganten Wellenlinien, mit freudigem Gezwitscher durchmaßen sie den Raum und setzten sich dann vornehm, vielleicht auch vorsichtig, auf die obersten Spitzen der Stachelbeerbüsche. Ein Paar Tannenfinken, wilde, zanksüchtige Burschen rannten wie unsinnig gegen die Scheiben, merkten sich aber die Sache und waren nach einer Viertelstunde bereits Herren des Freßgeschirrs. Die beiden verschiedenen Kreuzschnabelarten, 3 Paare, nahmen sofort Besitz von der Tanne; es waren ruhige Thiere, aber mürrisch und es hatte keiner von den andern gern mit ihnen zu thun. Es folgten weiter paarweise der derbe Grünling, der edle Fink, der zierliche Zeisig, der Zaunkönig und viele andere, die ich später vorstellen werde.

So entspann sich denn bald ein reiches Leben in dem Vogelparadies. Es dauerte nicht lange, so trugen sämmtliche Kanarienweibchen zu Nest, ohne im mindesten von den übrigen gestört zu werden. Nur der Dompfaff setzte sich ab und zu auf den Rand des Nestes zur brütenden Kanarienhenne und schaute sie ruhig, wohlwollend, unverwandt an, bis es ihr zu lang wurde und sie sich mit einem Biß des Gastes entledigte. Auch sein Weibchen trug zu Nest, aber es blieb bei Versuchen, wie ich denn überhaupt von keinem



meiner Paare, außer den Kanarienvögeln, Junge erzielt habe; es möchte wohl zu viel Zerstreuung und Vergnügen auf der Vogelstube sein. Dafür brachten es jene in 3 Bruten auf 61 Stück lauter ausnehmend kräftige, schlanke, schöne Junge, wie sie nur in einem so weiten Raume erzogen werden können. Das war dann ein Gekrabbel von jungen Kanarienvögeln! Aus den Nestern in Rosensträuchern, Stachelbeerbüschen, von der Decke und überall her krochen und flatterten sie, keiner der übrigen Vögel war vor den zudringlichen Tölpeln sicher; immer wollten sie gefüttert sein und wirklich nahm sich auch die Heckenbraunelle und einige andere der Hungrigen mütterlich an. Der Dompfaff wandte sich indignirt von dieser Uebervölkerung ab.

Am interessantesten und lebhaftesten ging es früh Morgens bei der Fütterung zu. Als Freßgeschirre hatte ich flache Holzkästchen ma-

chen lassen, 1 Fuß lang, $^1/_4$ Fuß breit; quer darüber, so weit, daß der Vogel bequem den Kopf hindurchstecken und so eng, daß kein Futter verstreut werden konnte, waren Holzleistchen geschlagen. Aus diesen Kästen fütterte ich Rüb-, Mohn-, Kanarien- und Hanfsamen. Für die Kanarienweibchen und die Jungen gab es täglich drei harte Eier und alte, geweichte, ausgepreßte Semmel, Delikatessen, denen so eifrig von Unberufenen zugesprochen wurde, daß die schwächeren Kanarienvögel nur so lange davon profitirten, als ich zugegen war. Drehte ich den Rücken, so stritten sich sofort Tannenfink, Edelfink und Grünling um die Beute. Trat ich morgens früh ein und öffnete die Futterkiste, so konnte ich kaum der hungrigen Menge wehren. Ich füllte die vier Kästchen mit den Sämereien und hielt sie nun in einer Hand. So lange ich die Cigarre im Munde hatte, kam gewiß niemand, kaum legte ich sie aber weg, so kam zuerst das Zeisigpaar, das zahmste der ganzen Gesellschaft, angeschossen. Die kecken, lustigen Thierchen mit ihrer immer glatten, knappen Montur machten nicht die geringsten Umstände; dreist saßen sie mitten im Futter, die Köpfchen tief in den Mohnsamen versenkt; denn diesen zogen sie unbedingt vor, wenn sie auch mit ihrem scharfen, spitzigen Schnäbelchen den dickeren Hanfsamen gut zu knacken verstehen. Es ist ein allerliebstes Thier der Zeisig. Alles an ihm ist glatt und adrett, vom tief gegabelten kurzen Schwänzchen an bis auf die zierlichen Füße. Trotz aller Zutraulichkeit blinzelt er mit den klugen, schwarzen Aeuglein doch stets nach der freien Hand des Herrn und kommt diese zu nahe, huscht er im Nu fort, um gleich darauf wiederzukehren. Wenn ich die Futternäpfe fortstellte und ihnen auf dem genäßten Finger die Mohnkörner hinhielt, zögerten sie gleich ihrem schöner gefärbten Vetter, dem Birkenzeisig, keinen Augenblick, sich zierlich auf die erhobene Fingerspitze niederzulassen.

Der **Birkenzeisig** ist von derselben zierlichen Gestalt wie der grüne Zeisig, das Männchen hat jedoch einen prächtig karmoisinrothen Scheitel, eine etwas blasse karminrothe Gurgel und Oberbrust, die ihm ein prächtiges Aussehen verleiht. Er und seine Vettern haben den unverwüstlichsten Appetit und sind die ersten und letzten am Futter; von der Hand sind sie, einmal gewöhnt, kaum zu verscheuchen. Das **Dompfaffenpaar**, unstreitig das stattlichste der ganzen Gesellschaft und bei weitem nicht so dumm als man gewöhnlich meint, zieht den Hanfsamen vor. Er und sie knacken gravitätisch, mich groß und fest ansehend, Korn für Korn. Sind sie satt, so geht's gleich allen andern an das Bassin des Springbrunnens, wo des Spritzens, Badens und Wälzens kein Ende ist. Die Kanarienvögel kommen und gehen; sie müssen sich aber mit dem Rübsamen begnügen, (den eigentlich kein Vogel gern frißt), denn so lange die andern noch Appetit haben, werden sie nicht zu den leckereren Sorten zugelassen. So könnte ich stundenlang meine Kästen in der Hand halten, wenn der Arm nicht ermüdete. Doch da entschließen sich auch meine vier **Stieglitze** zu kommen, die bis jetzt etwas mißtrauisch und vorsichtig fern geblieben sind. Jetzt sitzen sie, meine Stutzer, bei ihrem Leibgericht, dem Kanariensamen und ich weide mich an ihrer reizenden Gestalt. Einen prächtigeren Vogel als ihn gibt es nicht, kein noch so bunter Ausländer kommt gegen ihn an. Wie schwarzrothgoldne Feuerfunken haben sie mich einigemal umkreist und jetzt betrachte ich sie, einen Fuß von meinem Auge, wie sie sich zierlich drehen und wenden, sich anschreien „räräräräa", (denn sie sind sehr zänkisch), und sich flatternd gegen einander erheben wie Miniatur-Fälkchen. Ihr buntscheckiges Kleid: das sammtschwarze Köpfchen, der feurige Ring um den Schnabel, die schneeweißen Schläfen, die schönbraunen Schultern und der brennendgelbe Strich quer über die Flügel, — alles sitzt wie angegossen, man kann nicht genug die reizenden kleinen Petitmaitres studiren. Doch es würde zu weit führen, wollte ich bei jedem meiner Thiere verweilen; genug, so sind sie in meiner Gegenwart. Weit interessantere Beobachtungen aber lassen sich unbemerkt von draußen durch das Loch in der Thür machen, das ich eigens in solcher Höhe gebohrt habe, um stundenlang davor **sitzen** zu können. In einer solchen Stunde habe ich unser Bild getreu nach der Natur entworfen, das der Künstler mit so bewundernswerther Feinheit und Genauigkeit übertragen hat, daß selbst in dieser Kleinheit die einzelnen Thiere genau zu erkennen sind. Wollen wir zusammen ein Viertelstündchen an unserm Guckloch verbringen, ich glaube, es wird uns nicht gereuen.

Dort wo des „Springquells flüssige Säule" melodisch herabfällt, scheint ein unfriedliches Paar zu zanken. Allerdings, es sind Todtfeindinnen: die **Bachstelze** links, Herrin des Wassers, die auf den kleinen Steinen des Bassins graziös umhertänzelt, und das **Blaukehlchen** rechts. Die Bachstelze wurde mir von der Straße, (denn der Ruf eines Vogelnarren verbreitet sich rasch auf den Gassen), halbtodt mit zerschmettertem Flügel gebracht. Ich amputirte den Flügel am ersten Gelenk, eigentlich an jeder Rettung noch zweifelnd, denn das Thier war außerdem am Verhungern, strich auf den Stumpf Collodium, legte es mit kunstgerechtem Verband in ein Bauer und setzte ihm ein weiches Ei vor, in welches ich Ameiseneier gemengt hatte. Nach einer Viertelstunde riß sich das energische Thier nicht allein den Verband ab, sondern pickte und hackte von dem blutenden Flügelstumpf die schützende Haut, die sich zu bilden anfing, ab, fiel über das Ei mit einer Gier her, daß es beinahe den ganzen Kopf hineinsteckte, setzte sich dann zum Schlafen und war andern Tags frisch und gesund. Er hielt sich mit seinem einen Flügel, den ganzen Winter hindurch, fing Fliegen die Menge und zankt sich jetzt mit aller Welt auf der Vogelstube. Ein Glück, daß er nicht fliegen kann, sonst würde er sofort das prächtige Blaukehlchen, den Staat der Vogelstube, todtbeißen. So kann ihm dieses aber zu rechter Zeit ausweichen und es bleibt bei erbittertem Knacken mit dem Schnabel und leichten Hieben. Diese beiden Insektenfresser und das **Zaunkönigpaar** bringen Leben in die Massen. Rechts im Vordergrunde unsres Bildes hat jenes seinen Unterschlupf, von wo aus es seine Streifzüge unternimmt, in welchen es sich rechtzeitig zurückzieht, wo es überhaupt vor allen Feinden gesichert ist. So zart die Zaunkönige sonst sind, hier halten sie sich vortrefflich. Ihre pfeilschnellen Bewegungen, ihre possirliche Gestalt, kugelrund mit keck in die Höhe stehendem Schwänzchen, ihr lustiges Gezwitscher machen sie zu den Komikern der Vogelstube; ich kann sie stundenlang beobachten. Links im Vordergrunde schwingt sich so eben von ihrem Zweige die ewig bewegliche **Blaumeise** herab. Sie will wahrscheinlich auf die Zaunkönige zu, die in erbitterter Feindschaft mit ihr leben. Wenn sich diese zusammen jagen, so geht es auf Leben und Tod und wäre der Raum nicht so groß, sie hätten sich längst einander todt gebissen. Ueberhaupt hängt das Leben aller dieser Insektenfresser auf der Vogelstube lediglich an dem fehlenden Flügel der Bachstelze, so bitter ist ihre Feindschaft. Deshalb habe ich auch an vier verschiedenen versteckten Orten Freßgeschirre mit Insektenfutter (Ameiseneier, geriebene Möhren und Semmel) aufgestellt, nur damit sie sich nicht in die Quere kommen mögen und wenn ich Mehlwürmer füttere, so werfe ich in jede Ecke einen und doch fallen alle über ein und denselben Mehlwurm her, wobei natürlich ein erbitterter Kampf entsteht, in dem das pfiffige Zaunkönigpaar stets das beste Theil erwischt; für die Meise werfe ich dann und wann ein Stück Talg hin. Was mögen die beiden Thierchen ganz unten im Vordergrunde, von denen das eine mit den Flügeln schlägt, mit einander haben? Es ist ein verwittweter **Hänfling** und eine altjüngferliche **Heckenbraunelle**, die jede freundliche Annäherung des höflichen Hänflings mit spitzem Schnabel und schneidendem Zischen zurückweist.

Ueber diesem sonderbaren Paare sitzen die **Dompfaffen**. Sie haben gefressen und gebadet, jetzt sind sie satt und er schaut im Bilde gerade so klug aus seinem großen schwarzen Auge wie er in Wirklichkeit thut. Das ungeschlachte Paar, das sich links daneben um den Freßnapf zankt, sind die **Tannenfinken**. Es sind unliebenswürdige Thiere, die nichts haben als eine schöne Gestalt, deshalb wollen wir sie rasch übergehen. Dahinter sitzt schüchtern zusehend mein Liebling, der **Birkenzeisig**; er und seine Vettern links hinter den Tannenfinken, die grünen Zeisige müssen warten, bis die Raubritter fertig sind. Vor diesen sitzt der edle **Fink** mit seiner Gattin, ein eleganter, ritterlicher Herr, der ab und zu seinen schmetternden Schlag ertönen läßt, aber wenn ich komme, so ungeberdig thut, wie am ersten Tage. Noch weiter links, ganz im Vordergrunde, lungern zwei Proletarier umher, die **Grünlinge**. Aber wer ist der dicke, große Bursche hinter dem sich putzenden Vogel? Der dümmste meiner Gesellschaft, der **Kernbeißer**. Der sitzt langweilig Tag für Tag auf einem Fleck, läßt die neugierigen Kanarienvögel dicht an sich herankommen, sperrt dann den dicken Schnabel auf und klappt ihn zusammen, daß sie vor dem unliebenswürdigen Burschen erschreckt zurückprallen. Einen hat er mir todtgebißen und da ich ihn im Verdacht habe, überhaupt die Jungen zu rupfen, so werde ich ein Ende machen. Oeffne ich die Thür, so kann ich sicher sein, daß er mit seinem dicken Schädel wuchtig gegen das Fenster prallt, obgleich er stets einen blutrünstigen Kopf hat! deshalb lasse ich ihn eines schönen Tages fliegen, wobei er mir noch mit seinen gewaltigen Kiefern den Finger bis auf die Knochen durchbeißt. Meinen **Stieglitzen** habe ich, um sie in ihrer vollen Eleganz zu zeigen, ein

ganz besonderes Vergnügen mit einer großen Fackeldiestel gemacht. Da sieht man sie nun in den wunderlichsten Stellungen herumkriechen, schweben, flattern, bald von oben, bald von unten angreifen und mit unnachahmlicher Grazie einen Kopf nach dem andern verspeisen. — Das übrige Volk, was da fleucht und kreucht, sind Canarienvögel, einer schöner wie der andere und kräftig wie freigeborene Thiere.

Aber auch heroische Züge habe ich beobachtet. So sah ich einmal die vier Stieglitze im erbittertsten Kampfe mit einer Maus an dem Futterkästchen. Die Maus schoß hin und her, zuckte in die Höhe und sprang nach den Stieglitzen, die von hier und dorther angriffen, von oben und unten herangeschossen kamen wie Pfeile; es war ein Piepen und Kreischen, Federn flogen und Haare, bis mir's Angst und bange wurde um meine tapfern Kämpfer und ich das wirklich prächtige Schauspiel unterbrach. Die vier bluteten aus verschiedenen Wunden. Ein anderes Mal fand ich eine todte, mit Wunden bedeckte Maus; wer von den Vögeln sie übermocht hatte, weiß ich nicht.

Natürlich geht nicht immer alles so glatt ab auf der Vogelstube. Ab und zu ertrinkt ein Vogel im Wasser, oder man findet ein Kanarienweibchen, das zu stark gelegt hat, todt auf dem Boden, oder ein bösartiges Mitglied treibt allerhand Unfug. Der schlimmste Gast ist der Spatz. Einmal hatte ich einen frischgefangenen Abends hineingesetzt, anderen Morgens hatte er das ganze Gelege sämmtlicher Nester, 25 Eier, zerbrochen und ausgefressen und er selbst lag auf dem Boden; er hatte sich in seiner Unbändigkeit zu Tode gewüthet.

Doch ich glaube, wir haben lange genug beobachtet.

Es soll mich freuen, wenn ich manchen, schon durch Baldamus und Schlegels treffliche Beiträge angeregten und empfänglich gemachten Daheimleser durch die Schilderung meiner Laienfreuden zu einem praktischen Versuche aufgemuntert habe und er wird mich zu weiterer Auskunft im Briefkasten gern bereit finden. Manche gefühlvolle Leserin jedoch sagt am Ende: „aber die armen Thiere in der Gefangenschaft!" Darauf antworte ich, daß ich noch nie einen wirklich warmen Freund der Vögel gefunden habe, dem die Liebe zu ihnen für solch' sentimentale Betrachtung Raum gelassen hätte. Man kann die Vögel nicht lieb haben, ohne sie zu kennen und sie nicht kennen, ohne sie zu halten; ergo: wer keine Vögel hält, hat sie nicht wirklich lieb!

O. K.

Ein Mann nach dem Herzen Gottes.

Es war an einem Maitage des Jahres 1852. Mein Weg führte mich von dem reizenden Gernsbach im Murgthale nach Baden-Baden, wo ich noch einige Stunden verweilen wollte vor der Rückkehr in die Heimat. In fröhliche Erinnerungen an eine köstliche Ferienreise vertieft, wanderte ich durch dichtbewachsene Waldwege dem alten Schloß Baden zu. An einem der schönsten Punkte bot mir ein Fels den willkommenen Ruhesitz dar, um die letzten Abschiedsblicke auf die entzückende Fernsicht, welche sich vor mir ausdehnte, zu werfen. Eine Gruppe Reisender, die von der andern Seite den Berg heraufstieg, riß mich aus meinen Betrachtungen. Einige von ihnen waren mir aus der Vaterstadt wohl bekannt, doch zog vor allen ein Fremder, dem Jedermann mit besondrer Ehrfurcht begegnete, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er stieg, auf seinen Stock gebeugt, mühsam den steilen Pfad bergan, augenscheinlich war es ein Geistlicher, wenn nicht alle Zeichen täuschten.

Seine Züge trugen das Gepräge tiefen, beinahe traurigen Ernstes; die Stirne, von dichtem, schwarzen Haar beschattet, lag in schweren Falten über seinen dunkeln Augen; das Gesicht mochte eher unschön als anziehend sein, mit seiner braunen Hautfarbe und dem feingeschlossenen Mund, der sich nie zu einem Lächeln bewegen zu können schien. Und dennoch kam es mir beim ersten Blicke vor, als hätte ich nie einen solchen Ausdruck vollkommenen Seelenfriedens und unendlicher Güte in einem Angesicht gesehn, gepaart mit dem unverkennbaren Stempel hervorragender, geistiger Begabung. Wenige Schritte von mir entfernt, ließ sich die Gesellschaft auf dem Rasen nieder. Wer mochte der Mann sein, der nun eine Bibel aus der Tasche zog und seinen aufmerksamen Begleitern in reinstem Französisch die ersten Verse des 104. Psalmes vorlas? So hatte ich nie vorher und habe seitdem nie wieder verlesen hören; ich hatte nicht geahnt, daß die französische Sprache solchen Wohllaut besitze! In tiefstem Schweigen saßen alle um ihn her, im Angesicht der lieblichsten Gegend, leuchtend im Glanze der Maiensonne, und lauschten der Stimme, die mit so unbeschreiblichem Ausdruck die Worte sprach: „Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich! Licht ist Dein Kleid, das Du anhast!"

Wer mag dieser fremde Pastor sein? Mit dieser Frage lebhaft beschäftigt verließ ich unbemerkt meinen Sitz, und wenige Stunden später war ich daheim in Straßburg, hinter meinen Büchern. Ich erfuhr durch einen Freund, daß auf den folgenden Tag ein Vortrag in der Aula angesagt sei, gehalten von dem bedeutenden Kanzelredner Adolph Monod, der seit kurzem in unsern Mauern weilte. Mit großer Spannung sahen wir alle dem Auftreten des Mannes entgegen, der uns längst aus seinen Schriften als ein Muster der vollendeten Beredsamkeit bekannt war.

Er kam — und ich erkannte in ihm augenblicklich den Fremden wieder, dessen Erscheinung mir Tags zuvor einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, dessen Stimme, tönend durch das Waldesrauschen, immer noch in meiner Seele nachhallte.

Er hielt in sehr einfacher Weise einen Vortrag über die hohe Bedeutung des geistlichen Amtes. Langsam und mit beinahe klangloser Stimme fing er an, aber zu welcher Höhe schwang sich der fließenden Rede Kraft, als er nach wenig Sätzen die ganze Fülle seiner Beredsamkeit enthüllte. Seine zuerst gebeugte Gestalt hob sich zusehends, sein Auge sprühete Licht und Feuer, und über sein Angesicht verbreitete sich eine Verklärung, welche ihm eine eigenthümliche Schönheit verlieh. Weß sein Herz voll war, deß ging auch sein Mund über, die königliche Herrlichkeit des Predigerberufes zu beschreiben, von dem er, ein im Leben vollendetes Bild, vor unsern Augen dastand. „Wer ihn je gehört hat, zittert noch davon", sagt einmal von Monods Predigten Michelet, der doch gewiß auf anderm Boden steht, und dieses Wort ist nicht übertrieben. In einer Reihe von Vorträgen, die Monod damals in Straßburg hielt, haben es die Zuhörer alle erfahren können, welch einen Propheten Gott dem französischen Volke in der Person jenes Mannes geschenkt hat, dessen Stimme seit bald zehn Jahren unter ihm verstummt ist.

Er erschien uns allen wie ein Bußprediger aus der Wüste, der dem gegenwärtigen Geschlecht die Donner des Gerichtes ankündigte, um es zagend und bebend zu den Füßen des Erlösers zu werfen. „Man sah," wie einer seiner Freunde (Edmond von Pressensé) sagt, „an dem blassen Angesichte, daß wenn er seine Zuhörer erbeben machte, er zuvor für sie gebebt hatte, im Gedanken an die Strafgerichte Gottes, wie auch das milde Leuchten seines Auges den tiefen Frieden seiner Seele bekundete, so oft er von Gottes unendlichem Erbarmen sprach." Monod besaß im schönsten Ebenmaaß alle Eigenschaften, die den großen Redner bilden. Seinen Gegenstand wußte er klar, bestimmt und völlig zu erfassen, in der Beweisführung entwickelte er eine ungewöhnliche Kraft der Ueberzeugung; eine reiche Phantasie und ein mit vielen Kenntnissen ausgestattetes Gedächtniß standen ihm zu Gebot. Sein Styl war an den Vorbildern der edelsten Zeit seiner Nationalliteratur geschult, und stets wußte er die größte Klippe der französischen Beredsamkeit zu vermeiden, die nur zu oft, einer glänzenden Form zu lieb, die Gediegenheit des Inhaltes preisgibt: nichts war ihm ferner als falsches Pathos, sowohl in seinem Vortrag, als in der Rede selbst.

Zu dem großen Vorzug, einen solchen Mann gehört zu haben, kam für mich und einige meiner Commilitonen das Glück, ihn bei einem einfachen Mahl, das wir ihm zu Ehren veranstalteten, in seiner edeln und liebenswürdigen Persönlichkeit kennen zu lernen. Er gab sich ganz als Freund dem ungezwungenen Umgang mit jüngern Freunden hin; dabei aber waltete stets über ihm der heilige Ernst, der ihm eine so besondre Macht über die Geister verlieh und der jeden ahnen ließ, wie die tiefe Ruhe seines Wesens die Frucht langer heißer Kämpfe sein müsse. Er ließ uns einige Blicke in seine Lebensführung thun, die wir in kurzen Umrissen unsern Lesern wohl vorführen dürfen.

Adolph Monod war das sechste Kind aus einer reich gesegneten Ehe. Sein Vater, Jean Monod, von Geburt ein Schweizer, war in der Revolutionszeit am Schluße des vorigen Jahrhunderts nach Dänemark gereist, und hatte sich dort durch seine Rednergaben so viel Anerkennung erworben, daß er zum Pastor der französischen Gemeinde

in Kopenhagen ernannt wurde. Er heirathete eine Tochter aus den vornehmsten Ständen, Louise von Coninck, die ihre zwölf Kinder mit seltener Treue und Weisheit erzog.

Noch in Kopenhagen wurden die meisten Kinder, unter ihnen auch Adolph (1802) geboren; erzogen aber wurde er in Paris, wohin sein Vater 1808 als Pastor der reformirten Kirche berufen wurde. Es war ein reiches Familienleben, in dem der Jüngling heranwuchs; wenige Häuser sind im Geistlichen und Leiblichen so gesegnet worden, wie das Pfarrhaus des ehrwürdigen Jean Monod. Vier seiner Söhne widmeten sich der Theologie, und jeder von ihnen hat in seiner Stellung Ausgezeichnetes geleistet; was aber noch viel mehr ist, alle zwölf Geschwister sind in ihren verschiedenen Lebensführungen stets in einem Geist und in innigster Bruderliebe verbunden geblieben.

Nachdem Adolph Monod seine Studien 1824 in Genf vollendet hatte, begann er sein geistliches Amt in Neapel, wo er als Gesandschaftsprediger der Preuß. Kapelle zwei Jahre lang verweilte.

Von dort wurde er nach Lyon berufen, wo zwar seine Beredsamkeit Jedermann gefiel, aber die Entschiedenheit seiner Ueberzeugungen bald einen Bruch zwischen ihm und seinem Consistorium herbeiführte. Dieses letztere ruhete nicht, bis es ihm gelang den eifrigen jungen Pastor, um seines Glaubens willen, seines Amtes entsetzen zu lassen. Er wich aber nicht von Lyon, denn „wenn es galt die evangelische Wahrheit zu vertheidigen, hatte er das Herz eines Löwen," sagt von ihm einer seiner Amtsbrüder.

Er gründete eine freie Kapelle, die jetzt nach dreißig Jahren noch besteht, und welche der Ausgangspunkt eines bedeutenden Werkes der innern Mission für Südfrankreich geworden ist.

Von Lyon führte ein Ruf, der an ihn erging, Adolph Monod, nach Montauban, wo er elf Jahre lang als Professor der Homiletik und Exegese, an der theologischen Fakultät daselbst mit großem Erfolge wirkte. Sein Einfluß auf die jungen Leute ist jederzeit ein ungewöhnlicher gewesen, er stand ihnen nicht blos als Lehrer gegenüber, sondern auch als Freund und Seelsorger zur Seite; und was seine Vorlesungen im Laufe der Woche von der Herrlichkeit des Wortes Gottes offenbarten, das stellte er jeden Sonntag in seinen Predigten lebensvoll dar. Die Ferienzeit aber benutzte er dazu, die Berge und Thäler der Sevennen zu durchwandern, um den zerstreuten Protestanten daselbst das Evangelium zu verkündigen.

Das Geheimniß von Adolph Monods Kraft war neben der ungewöhnlichen Rednergabe das ora et labora, das er uns auch in seiner Rede und im vertraulichen Gespräch als das Fundament seines ganzen Lebens bezeichnete. Mehr als es gewöhnlich bei den französischen Geistlichen der Fall ist, hat Monod Theologie getrieben: die deutsche Wissenschaft insbesondere war ihm theuer geworden, in sie hatte er sich eingelebt, und namentlich in den Schriften Neanders Anregung, Belehrung und Befestigung in seinem Glauben gefunden. Im Homiletischen hat Adolph Monod mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, die man selten findet. — „In den ersten Jahren meines öffentlichen Auftretens," sagte er uns, „schrieb ich alle meine Predigten nicht blos buchstäblich nieder, sondern verwendete oft auf eine einzige Predigt drei bis vier Wochen Zeit, ja selbst Monate lang nahm mich die Ausarbeitung eines einzelnen Textes in Anspruch. Ich schrieb oft einige Bücher Papier voll Gedanken über ein Schriftwort nieder, und erst aus dieser Fülle schöpfte ich dann, mit Hinweglassung des Nebensächlichen, um die geordnete Rede zur Vollendung zu bringen." — E. v. Pressensé erzählt, daß er ein solches Predigtconcept gesehn hat, wo am Rande, mit zitternden Zügen, mitten im Fluß der Rede geschrieben steht: „Mein Gott, hilf mir weiter durch die Kraft Deines Blutes!" — Später sprach Monod oft ganz frei, und mehrere seiner gedruckten Reden sind erst nach dem Halten derselben aufgezeichnet worden. Daß das „ora" in diesem Leben nicht gefehlt hat, ist wohl allen bekannt! Durch das Gebet hat sich Adolph Monod einst aus einer der Verzweiflung nahen Schwermuth zum freudigen Glauben durchgerungen.

Der Rationalismus, worin er in Genf war unterrichtet worden, hatte seiner Seele, die nach Frieden dürstete, keinen Trost geben können. In Neapel war's, wo sein bisheriges, blos äußerliches Festhalten an der Ehrfurcht vor der Schrift zu einer fröhlichen Gewißheit wurde, als Antwort auf die inbrünstigen Gebete, die er zu seinem Gott sandte. Und an diesem ora et labora hat er sein ganzes Leben hindurch festgehalten, und dasselbe in seinem Familien- und Amtsleben durchgeführt, ja bis in den Tod noch mitten in furchtbarem Leiden verwirklicht, wie vielleicht selten ein Mensch es gethan hat.

Der Ruf seiner Beredsamkeit drang von Montauban weit über die Grenzen der nächsten Nachbarschaft hinaus und ließ Jedermann wünschen, Adolph Monod einmal Paris mit dem hinreißenden Feuer und der überzeugenden Kraft seiner Rede erfüllen zu sehen. Im Jahre 1847 wurde er denn auch als Hilfsprediger in die Hauptstadt Frankreichs berufen, bald wurde er zum Pastor ernannt, und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode.

Tausende schaarten sich allsonntäglich um seine Kanzel; lange ehe die Stunde der Predigt schlug, war die Kirche schon dicht gedrängt voll, und oft gelang es dem Prediger nur mit größter Mühe sich den Weg zur Kanzel durchzubahnen. Er verstand es in ganz besonderer Weise, die dem Evangelium ferne Stehenden herbeizubringen, die schlummernden Bedürfnisse nach Frieden und Heil in den Herzen ganz weltlicher Menschen zu wecken, und unergriffen konnten gewiß nur wenige aus seinen Predigten gehen. Wie groß die Macht seiner Rede gewesen, kann man daraus ermessen, daß Lacordaire, der bei weitem ausgezeichnetste Redner der katholischen Kirche, als er einst Monod gehört, mit dem Wort aus der Kirche ging: „In ihm habe ich meinen Meister gefunden!" — Neben seinen Predigten gab sich Adolph Monod mit eifrigster Treue der Pflege seiner Gemeinde und dem Unterricht der Jugend hin; seine Katechumenen versammelte er jeden Sonntag Morgen, und Abends um acht Uhr hielt er noch eine Bibelstunde, die von vielen Gemeindegliedern besucht wurde und in welchem er noch mehr als in seinen Predigten die große Schrift- und Menschenkenntniß entwickelte, die ihn auszeichnete.

Nur sieben Jahre lang ward es diesem Manne vergönnt, in Paris zu wirken. Schon als ich ihn in Straßburg sah, war er leidend, und bald darauf bildete sich in seinem Körper eine der schmerzlichsten Krankheiten, die es gibt, ein Nierenkrebs, der lange verborgen, endlich alle Kräfte seines Organismus aufzehrte. Im Jahre 1854 mußte er zum erstenmal seine Predigten einstellen. Eine Ruhezeit von sechs Monaten gab ihm auf ein halbes Jahr wieder theilweise seine frühere Kraft. Im Sommer 1855, da viele Christen aller Länder, die zur Weltausstellung nach Paris eilten, sich so gefreut hatten, Frankreichs ersten Redner zu hören, war ihm durch einen Rückfall der Krankheit völliges Stillschweigen geboten, und von der Zeit an that er öffentlich seinen Mund nicht mehr auf.

Darf ich dich nun, lieber Leser, in das stille Pfarrhaus, Rue de la Tour d' Auvergne führen, in welchem Adolph Monod seine letzten Lebensmonate auf seinem Schmerzenslager zubrachte?

Da sehen wir am sechsten Oktober 1855 (es ist Samstag früh) ein eigenthümliches Regen und Bewegen. Im Schlafzimmer liegt der kranke Hausvater mit dem bleichen Angesicht und den großen schwarzen Augen, über welche ein tiefer Leidenszug seinen dunklen Schatten breitet. Um das Bette haben sich seine sieben Brüder und seine vier Schwestern versammelt; in der Mitte des Zimmers stehen auf dem Tische die Abendmahlsgefäße bereit, und wie alle niederknieen, beginnt der Aelteste unter ihnen den 133. Psalm zu beten. Wenn je eine Geschwisterschar diese Worte von der brüderlichen Eintracht verwirklicht hat, so sind es die zwölf Kinder des alten Jean Monod und seiner Louise! Auch bricht sich die Stimme mit der Fréderic Monod den Dank dafür gegen Gott ausspricht, in seinen Thränen, und das Lied, das sie vereint anstimmen, klingt nur leise und oft von Schluchzen unterbrochen. Zum ersten Mal seit drei und dreißig Jahren sind alle Geschwister wieder beisammen. Damals, im J. 1822, bei der Hochzeit der ältesten Tochter, waren sie um ihre Eltern geschart, die mit Wonne auf ihren heranblühenden Stamm blickten. Von dort zog ein jeder seinen Weg, seinem Berufe nach: den Kaufleuten hat der Herr ihren Handel wunderbar gesegnet; der Arzt wurde bald einer der ersten der Hauptstadt; die Theologen haben in den verschiedenen Kirchengemeinschaften Frankreichs Großes geleistet, und dabei sind alle Eins geblieben im Glauben, Eins in der Liebe untereinander, und stellen so in ihrem Familienleben ein schönes Bild der höheren Einheit wahrer Christen dar. Vater und Mutter sind seitdem entschlafen, reich an Jahren und gesegnet von tausenden, ohne daß sie je Einem der Ihrigen hätten nachweinen müssen, und nun, nach so langer Zeit zum ersten Mal sind ihre Kinder alle vereint . . . wo finden sie sich wieder? — Am Krankenbette des Geliebtesten unter ihnen, dessen, der dem Namen Monod seinen Glanz verliehen, so daß

er weit hinaus strahlet in der Kirche Gottes auf Erden, und das erste Opfer, das von ihrem Bruderbunde gefordert wird, ist sein theures Leben! Sie wissen, daß keine Hoffnung mehr bleibt, ihn wieder aufgerichtet zu sehn, und deshalb sind sie von nah und fern mit ihren Kindern herbeigeeilt, um Angesichts seines Todes ihren Liebesbund zu erneuern auf alle Ewigkeit. Zwei Tage bringen sie so, Hand in Hand, beisammen zu: in jenen Stunden ertönen Worte, deren Weihe und Tiefe wohl selten erreicht worden ist! Ein Echo davon drang in das ferne Pfarrhaus im Lager von Sewastopol, wo Henry Babut, auch ein Enkelsohn Jean Monods, mit mir sein Leid, seine Freuden theilte; unsres Amtes und der Gefahren, mit denen wir umringt, gedachte der Scheidende ganz besonders in einer jener Reden, und die Liebe, mit welcher er von dem Neffen sprach, klang als mächtige Ermuthigung über das weite Meer zu uns herüber. Ein priesterliches Gebet, in welchem Adolph aller Geschwister und ihrer Familien mit Namen gedachte, beschloß diesen Familientag: als Erinnerung daran wurde jedem der zwölf Kinder Jean Monods eine Bibel, und jedem seiner sechs und vierzig Enkel ein Neues Testament übergeben, worin die bei jener Gelegenheit gesprochenen Worte sich aufgezeichnet finden. Trotz der körperlichen Leiden, die Adolph Monod peinigten, war es ihm doch möglich gewesen, unter seinen Geschwistern mehrmals das Wort zu führen; so entstand in ihm der Gedanke, von nun an jeden Sonntag eine Vereinigung in seinem Zimmer zu veranstalten, und zur selben Stunde, wo er früher in der Kirche predigte, etlichen Freunden noch mit seiner Gabe zu dienen, und sich in Gemeinschaft mit ihnen durch Gebet und Abendmahl zu stärken zu seinem letzten Leidenskampf. Und der Gedanke ward zur That; vom Oktober 1855 an bis zum dreißigsten März 1856, verging kein Sonntag, an welchem nicht die engen Räume in Monods Wohnung gedrängt voll gewesen wären, mit seinen zahlreichen Freunden, die der Reihe nach noch zu diesen Gottesdiensten so eigener Art zugelassen wurden. Es war ein Heldengedanke, wohl werth unter die größten Thaten der Märtyrer der Kirche gezählt zu werden: denn jede Bewegung verursachte dem Kranken unsägliche Schmerzen, und er mußte die Wonne, Gottes Wort am Sonntag zu verkündigen, mit einem doppelten Maaße seiner schrecklichen Leiden erkaufen, also daß er oft laut aufschreien mußte; aber mit Freuden brachte er dieses Opfer Gott und der Gemeinde dar. Die Reden, die Adolph Monod auf seinem Krankenlager gehalten, wurden alle von seinen Kindern aufgeschrieben, und bilden einen Band: „Les adieux d'Adolphe Monod à ses amis et à l'église“ (Abschiedsworte Adolph Monods an seine Freunde und an die Kirche). Dies Buch, gleichsam mit Herzblut und unter Thränen geschrieben, ist eines der ergreifendsten, das man lesen kann; denn wenn in seinen übrigen Predigten besonders die Großartigkeit der Anschauung, die Fülle der Gedanken und die Kunst der Rede es ist, die jeden fesseln muß, so ist diesem Buche das einzigartige Siegel aufgeprägt, daß jedes Wort herausgeboren worden aus einem Schmelztiegel der Leiden und des Gebets, der alle menschlichen Schlacken verzehrt hat, um allein Geist und Leben hervorsprühen zu lassen in wunderbarer Fülle.

Es war stets Monods Wunsch gewesen, daß sein Amt erst mit seinem Leben, und sein Leben mit seinem Amte erlöschen möge: dieser Wunsch wurde erhört. Am dreißigsten März noch zeugte er von der Liebe Gottes in seiner ihm eigenen, unnachahmlichen Weise. „Meine Kraft ist hin,“ sprach er, „ich kann nur noch mich in Gottes Liebe senken! Gott hat uns geliebet, das ist die ganze Dogmatik des Evangeliums: laßt uns Ihn lieben, das ist seine ganze Moral!“ Von dem Tage an nahmen seine Kräfte sichtlich ab; als der Sonntag herannahte, fragten sich die Seinigen, ob sie die nächste Versammlung nicht aussetzen sollten? — Es war nicht mehr nöthig, denn zu derselben Mittagsstunde des Sonntags Misericordias Domini, 6. April 1856, wo in allen Kirchen Frankreichs für den sterbenden Pastor gebetet wurde, brach seine irdische Hülle, und der Mund, der so herrlich gezeugt hatte von Gottes Allmacht und Allbarmherzigkeit, schloß sich im Tode.

Ehe noch die gesammte evangelische Kirche von Paris dem gefeierten Redner, dem geliebten Seelsorger das Geleit gegeben hatte zu seiner Ruhestätte, hatte sich in der fernen Krim das einsame Grab schon geschlossen über den Jüngling aus seinem Hause, dessen er so oft auf seinem Schmerzenslager gedacht, und dessen letztes Gebet auf Erden den Namen seines sterbenden Oheims vor dem Herrn gebracht hatte, und keiner aus seiner Freundschaft hatte ihn trösten dürfen in seiner Todesnoth, und ihm das Abschiedswort für diese Erde zurufen! — Aber also hat es Gott gefügt, daß an dem Sterbebette Henry Babuts zwei junge Männer standen, die ihn wie einen Bruder liebten, jener Sergeant Coutelier, der durch Adolph Monods Begegnung ein Christ geworden war, und jener Fourier Marschall, der in Monods Gemeinde zu Lyon das Licht gefunden hatte. (Vergl. S. 54). So wunderbar sind Gottes Friedensgedanken über den Seinen!

Wenige Wochen später, als ich mit dem Vermächtnisse des theuren Freundes aus dem Orient heimkehrte, ward es mir vergönnt, die Räume zu betreten, über denen noch die ganze Weihe der lebendigsten Erinnerung schwebte an den segensvollen Schmerzenswinter, der darin verflossen war. Und nach einander lernte ich alle Kinder jenes reich begabten Jean Monod kennen, dessen edle männliche Gesinnung in allem fortlebt, sowohl in Marseille als in Nimes, im Havre wie in Paris, und begriff es, mit welchem Dank gegen Gott ihre Mutter einst jene Worte schreiben konnte, die ich im Fremdenbuch, am Fuße des großen Leuchtthurms vom Havre fand:

„Diesen Leuchtthurm bestieg Louise Monod de Coninck, 75 Jahre alt, als Mutter von zwölf Kindern, und Großmutter von vier und vierzig Enkeln: Soli Deo Gloria!“ Max Reichard.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Der Hofrath benutzte die erste Pause, dem Postmeister, der noch immer nicht wußte, was eigentlich los sei, die Angelegenheit zu erklären. Er hob alle Vortheile der vorgeschlagenen Stellung aufs äußerste hervor, schilderte den Umgang der Dame als sehr bildend und angenehm, ihren Landsitz als einen der schönsten, sowohl in Beziehung auf landschaftliche Reize als auch des ausgesuchten Geschmackes und Comfortes wegen, mit dem das Schloß eingerichtet war. Der Postmeister war fast ebenso benommen wie Johanna, die während der Schilderung mit halb beschwörender, halb herausfordernder Miene an seinen Blicken hing. Dennoch sagte er: „Du gibst so viel auf Unabhängigkeit, eine solche Stellung ist Sklaverei.“

„Ist es so, dann gehe ich wieder, jedenfalls will ich's versuchen.“

Plötzlich schien ein mißtrauischer Gedanke den Postmeister zu ergreifen, er sah den Hofrath forschend an. „Wer ist die Dame, wie heißt sie? Darauf kommt alles an,“ sagte er.

Jener überhörte es und sagte in Beziehung auf Johannas letzte Worte zu dieser gewendet:

„Sie werden bleiben; soviel ich weiß, hat noch nie einer aus der Umgebung der Gräfin sie freiwillig verlassen.“

„Gräfin,“ murmelte der Postmeister vor sich hin, „es ist nicht, was ich fürchtete.“

„Ich war ermächtigt, mich nach einer geeigneten Persönlichkeit für die Stelle zu erkundigen, darf ich der Dame jetzt meine Vorschläge machen?“ wendete sich der Hofrath fragend an Johanna. Statt aller Antwort holte diese ihm Hut und Stock.

„Sie sind auch im Schweigen beredt,“ sagte er lachend, nahm die ihm dargereichten Gegenstände aus ihrer Hand, die er mit verbindlicher Verbeugung küßte, und eilte zur Thüre hinaus.

„Den Namen, den Namen!“ rief sie ihm noch nach, aber er war schon die Treppe herunter, und die Frage blieb unbeantwortet.

Nach einer Stunde, während welcher in Johannas erregter Phantasie eine Combination die andere verdrängt, hielt ein Wagen vor der Thür, auf dem Bock neben dem Kutscher saß der den Geschwistern von der Begegnung auf der Straße her wohlbekannte Bediente.

„Es ist dieselbe Dame,“ rief Johanna in höchster Erregung.

Der Kellner brachte ein Billet. Es war von Braun an Johanna und enthielt die Bitte, sich des Wagens zu bedienen, die Dame wünsche mit ihr selber zu sprechen und erwarte sie in ihrem Hotel. In zwei Minuten war Johanna zur Fahrt bereit, umarmte den Bruder und eilte fort, gespannte Erwartung, neu erwachte Lebenshoffnung in jedem Zuge ihres Gesichts.

Es wird mir schwer, sie zu lassen, dachte der Postmeister ihr

nachsehend, aber darf ich sie halten? Muß ich nicht froh sein, wenn ihr nur irgendwo ein Ersatz wird? Ihr Anblick ist mir auch ein fortwährender Vorwurf — besser, ich habe ihn nicht zu erleiden. — In wenig Minuten hielt der Wagen, der Johanna von dannen führte, vor einem der schönen palastähnlichen Häuser, die ihr bei der Einfahrt in die Stadt ins Auge gefallen waren. Der Diener öffnete den Wagenschlag und reichte Johanna die Hand, ihr herauszuhelfen.

„Das kann ich allein," sagte sie und übersprang die letzten drei Stufen des heruntergelassenen Trittes, der Alte sah ihr lächelnd nach, sie ging wie auf Sprungfedern. Im Korridor erwartete sie Braun. Er führte sie die mit Teppichen belegte Treppe hinauf über einen mit Marmorstatuen geschmückten Korridor, durch eine Reihe prachtvoller Zimmer in ein kleines, behaglich eingerichtetes Kabinet.

„Wollen Sie gefälligst die Frau Fürstin hier erwarten?" sagte Braun mit einer Förmlichkeit, über die Johanna vielleicht gelacht hätte, wenn nicht ihr Erstaunen größer gewesen wäre, als die lustige oder spöttische Regung.

„Ja," sagte er, „wir befinden uns im Hotel meiner gnädigen Gebieterin, der Frau Fürstin Rhoden Gilsenheim, Gräfin zu Plattenberg." — Johanna war wie aus den Wolken gefallen.

„Unmöglich," stammelte sie, „wohin haben Sie mich gebracht? was soll ich hier, — gerade bei dieser Fürstin, Sie wissen ja doch" —

„Ich weiß alles, aber die Fürstin kennt die Geschichte, nur so weit diese sie selbst betrifft. Daß der Schmuck fort und der Dieb entweder nicht entdeckt oder nicht überführt ist, oder daß der Angeklagte auch ein Unschuldiger war, das weiß sie, nach etwas anderem haben Höchstdieselben nicht gefragt und von den näheren Verhältnissen des armen jungen Mannes ist nichts zu ihren Ohren gedrungen. O leben Sie nur eine Weile in höfischen Verbindungen und Verhältnissen und Sie werden das schon begreifen. Wir sind die Nullen in der Schöpfung und nur die Zahlen gelten." — Johannas Augen glühten.

„Weshalb haben Sie mich hierhergebracht, weshalb sagten Sie mir nicht, wohin Sie mich führten?" sagte sie heftig.

„Still, die Fürstin kann jeden Augenblick kommen. Warum ich Sie hierhergebracht, warum ich es Ihnen nicht gesagt? Einfach, weil Sie dann vielleicht nicht gekommen wären, und das hätte mir um Ihret-, um der Fürstin- und um meinetwillen leid gethan. Die Fürstin hat sich für Sie passionirt, das merkte ich, als sie mir von Ihrer Begegnung erzählte, ich konnte für mich der Versuchung nicht widerstehen, ein so frisches Element in unsern abgeschlossenen, häuslichen Kreis zu bringen. Aber auch um Ihretwillen wagte ich den Schritt, denn Sie bedürfen eines andern Schauplatzes der Entwicklung, als die enge, einsame Häuslichkeit des Bruders. Sie müssen im Stillleben verkommen. Sie würden sich aber nicht überwunden haben, Ihren Erinnerungen zu trotzen, darum stelle ich Sie der Situation gegenüber, denn jetzt werden Sie entscheiden nach dem Eindruck des Augenblicks."

Er hatte sehr rasch und eindringlich gesprochen, es blieb jedoch Johanna keine Zeit mehr, weder zur Antwort, noch zu weiterer Ueberlegung, denn ein trotz der Teppiche vernehmbarer Schritt, das Rauschen eines seidenen Gewandes ließ sich hören, die Fürstin trat ein, und der Hofrath zog sich mit tiefer Verbeugung zurück.

„Willkommen, herzlich willkommen!" sagte die Fürstin leutselig und reichte Johanna die Hand.

Diese hielt sie überlegend einen Augenblick in der ihrigen, ein Blick der Fürstin, ein lachender fragender Blick, und sie bückte sich plötzlich auf die Hand und küßte sie, wie von ihrer eigentlichen Empfindung übermannt, warm und herzlich.

„Wir wollen uns setzen, kommen Sie her zu mir," — sie zog Johanna neben sich aufs Sopha, „Sie wollen mir also die Zeit vertreiben helfen, wollen meine Lieblingsbeschäftigung theilen, Sie sind nur so sehr jung, ich fürchte, ich werde mich sehr geniren und die Lektüre einer ungewohnten Kontrolle unterwerfen müssen. Meine frühere Vorleserin war schon über die fünfzig, da hatte ich solche Fürsorge nicht nöthig."

„Lesen Ew. Durchlaucht denn schlechte Bücher?" fragte Johanna erstaunt.

„Von schlechten Büchern spreche ich nicht, aber von solchen, die ein alter Mensch versteht, ein junger entweder gar nicht oder verkehrt, und also auch einer verkehrten Wirkung ausgesetzt ist. Meine Lieblingsdichter werde ich noch gar nicht mit Ihnen lesen können, an Shakespeare, an Goethe ist nicht zu denken."

„Ist Goethe schädlicher als Schiller?" fragte Johanna.

„Schiller schädlich?" lachte die Fürstin, „dieser reine, schwärmende, nach den Idealen strebende Geist, wer hat Ihnen gesagt, daß Schiller schädlich sei?"

„Ich habe es gedacht," sagte Johanna, „er redet dem Straßenraub das Wort, die Räuber" —

„Brrr, die Räuber!" lachte die Fürstin und schüttelte sich. „Sie haben sich wohl seitdem nach einem Karl Moor in der Welt umgesehn. Die Räuber sind die Ausgeburt eines jugendlich schwärmenden und himmelstürmenden Geistes. Es ist Kraft und Genie darin, aber die rohe Kraft, die zerstört und das wilde Genie, das seine Flügel durch Abgründe von Abscheulichkeiten schleppt. Sie haben aber doch ihre Schwungkraft bewiesen und den strebenden Geist hinauf in den reinen Aether getragen. — Sie haben wohl hauptsächlich Romane gelesen?" — Johanna bejahte.

„Von welchen Autoren?" — „Hauptsächlich Walter Scott."

„Das ist gut, das beweist den guten Geschmack derer, die Ihre Lektüre geleitet haben." — „Die habe ich selbst geleitet," sagte Johanna.

Die Fürstin lächelte. — „So lange Sie bei mir sind, werde ich es thun." — Ueber Johannas Gesicht flog ein Schatten.

„Ist Ihnen das nicht recht?" fragte die Fürstin.

Johanna kämpfte sichtlich, dann sagte sie auf einmal:

„Ich bin an große Selbstständigkeit gewöhnt, Ew. Durchlaucht."

„So," sagte die Fürstin, „ich setze voraus, daß es eine falsche Selbstständigkeit war und werde versuchen, Sie an die richtige zu gewöhnen." — „Weshalb eine falsche?" fragte Johanna.

„Fühlen Sie ihr einmal selbst an den Puls, untersuchen Sie selbst, ob die Lebensader gesund ist. Richtiges Selbstbewußtsein, die eigentliche Quelle der Selbstständigkeit ist ein ungemein ruhiges Gefühl, der Pulsschlag kräftig aber gleichmäßig, von Fieber und Besinnungslosigkeit keine Spur, kein lautes, verworrenes Phantasiren statt der innerlichen klaren Gedankenfolge, die nicht der Worte bedarf, ihre Logik zu beweisen, am wenigsten des letzten Wortes, in dem selten Logik liegt."

„Ew. Durchlaucht kennen mich sehr wenig und beurtheilen mich falsch," sagte Johanna, „ich bin nur selbstständig, weil ich mich eigentlich selbst erzogen habe, ich überschätze mich nicht, aber ich halte mich auch nicht für eine Null in der Schöpfung und wenn Ew. Durchl. mich dafür halten, so fürchte ich, nicht hierher zu passen."

„Vielleicht gerade recht," sagte die Fürstin, „denn ich bin eine Zahl, und die Wechselwirkung wäre somit hergestellt. Ich kann jeder Null einen Werth verleihen, die sich auf die rechte Seite zu mir stellt, aber ich kann es nicht, ohne daß sie nicht auch den meinigen erhöht. Nun halte ich Sie aber für keine Null, meine Kleine," fuhr sie freundlich fort, „sondern für eine Zahl, wenn ich auch noch nicht weiß, wie viel Sie zählen. In meinem Hause war ich bisher unbestritten die Eins, und ich denke, dabei bleibt es." Johanna schämte sich, aber vielleicht empfing sie zum ersten Male in ihrem Leben eine Rüge ohne der, die sie ihr gab, zu zürnen.

Sie seufzte, dann sagte sie mit kindlicher Offenheit:

„Ach Gott, ich werde wohl den Ton nicht treffen, der hier nöthig ist. Ich denke soviel laut, spreche so viel ungefragt, das mag sich wohl hier nicht schicken." — „Hier?" fragte die Fürstin.

„Durchlaucht meinen, das schickt sich überall nicht; warum hat man mich nicht besser erzogen?"

„Vor fünf Minuten priesen Sie Ihre Erziehung als Ihr eigenes Werk. Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt, daß man in Ihrem Geistesbuch nicht ein Blatt umschlagen kann, ohne auf Confusion und Inconsequenz zu treffen?"

„Dann ist der liebe Gott daran Schuld —"

„Halt da," sagte die Fürstin ernst, „nicht so keck mit dem lieben Gott angebunden. Er könnte das vorlaute Mündchen leicht zum Verstummen bringen. Er ist doch die unbestrittene Eins in der Schöpfung und wir gegen ihn, einer wie der andere, nichts als Nullen. Er ist die einzige Eins, gegen die wir uns nie so stellen können, daß wir ihren Werth erhöhen, während der Abglanz des seinigen uns überall zu Theil wird. Respektiren wir ihn nicht, wie sollen wir uns unter einander respektiren?"

„Für meine Gedanken kann ich nichts," sagte Johanna, „was ich denke, muß ich auch sagen dürfen." Die Fürstin lächelte spöttisch und mit einer Handbewegung, die zu dem Ton, in dem sie sprach, paßte, sagte sie: „Das letzte Wort! Ich cedire es Ihrer Weisheit."

Abermals kämpfte Johanna mit einem Gefühl tiefer Beschämung, die diesmal denn doch so überwiegend war, daß sie die Lippen auf einander preßte und schwieg. Die Fürstin betrachtete sie eine Weile gleichfalls schweigend. Sie prüfte sichtlich das schöne, charaktervolle Gesicht des Mädchens, vielleicht im stillen abwägend, ob es wirklich der Mühe lohne, Cultur in diese wilde üppige Natur zu bringen oder ob das wuchernde Unkraut vielleicht schon zu sehr den guten Boden verdorben habe. Dem strengen forschenden Blick der Fürstin folgte jedoch einer des Wohlwollens und sie sagte sehr freundlich:

„Wollen Sie eigentlich gern bei mir bleiben?“

„Als Hofrath Braun mir den Vorschlag machte, war ich glückselig in dem Gedanken daran,“ sagte Johanna, „ich wünsche es noch, aber mir wird doch ein bischen kalt und heiß abwechselnd.“ Die Fürstin lachte.

„Aha, Sie fühlen den Druck meiner Autorität im voraus.“

„Es heißt immer, mit den Großen ist nicht gut Kirschen essen,“ bemerkte Johanna.

„Wenn man die besten für sich behalten will,“ lautete die Erwiderung, „dann muß man hübsch allein essen, denn man wird immer jemand haben, dem man sich gedrungen fühlt, die besten zu geben: ob aus Respekt, in Folge guter Erziehung, ob aus Uneigennützigkeit, aus Liebe, gleichviel aus welchen Gründen, es ist nur schwer für den, der ein Opfer darin sieht und nicht eine Freude.“ Wieder trat eine kleine Pause ein.

„Wird sie mich immer schlagen, muß sie immer das letzte Wort haben, und wenn ich es habe, wird es immer wie Trotz, wie Unbescheidenheit herauskommen?“ dachte Johanna.

„Sie bereiten sich vor, kampffertig ein neues Feld des Lebens zu betreten,“ sagte die Fürstin, dem Mädchen die Gedanken von der Stirne lesend, „ich will Ihnen nur ungefähr sagen, wie es darauf aussieht, damit Sie sich weder Illusionen machen, noch mit unsicherm Zagen demselben nahen. Ich lebe den größten Theil des Jahres auf dem Lande. Ich empfange wenig Besuche und fahre gar nicht aus. Bücher sind meine hauptsächlichste Gesellschaft, außer diesen die zu meiner Umgebung gehörenden Personen. Diese habe ich nach meinem Geschmack und meiner Neigung gewählt und ich mache unter ihnen nicht den mindesten Unterschied. In meinem häuslichen Leben gibt es keine andere Etikette als solche, die aus dem natürlichen Gefühl für Schicklichkeit und Anstand entspringt und sich ganz von selbst versteht. Lebe ich in der Welt, so trage ich den dort üblichen Ansprüchen eben so gut Rechnung, als ich verlange, daß es von meiner Umgebung geschieht. Aus der Form einen Kultus machen und jeder Form trotzen ist eines lächerlich, das andere roh, aber Lächerlichkeit ist leichter zu ertragen als Roheit. Feine Manieren sind nicht maßgebend für das Herz, aber für den Grad der Bildung und erhöhen eben so den Reiz des Umgangs, als der eines schönen Gedankens durch eine reine Aussprache und passend gewählte Worte erhöht wird. In meinem kleinen leicht zu übersehenden Reich herrscht eine strenge Grenzsperre gegen Vorurtheile. Das Urtheil passirt ungehindert, wenn es sich als solches legitimirt, gegen vorschnelle Aussprüche zieht der Scherz zu Felde und hilft der nichts, steht es dem Spotte frei, das vorlaute Wort zu Tode zu geißeln. Langeweile wird nicht statuirt, wer sie empfindet, erregt Mißtrauen gegen seinen Verstand, ebenso verpönt ist Langweiligkeit. Für nervöse Anfälle und üble Laune wird eine Abgabe in meine Armenkasse gezahlt, damit es doch zu irgend etwas in der Welt nützt. Sonst wird keine besondere Justiz ausgeübt und jeder lobt und straft durch sein Benehmen sich selbst.“ Die Fürstin schwieg.

Tausend Regungen in Johannas Geist kämpften gegen die eine, die sie zur Fürstin hinzog. In all den Zwang sollte sie sich fügen! nimmermehr! Und doch konnte sie den geheimen Zug nicht unterdrücken, der sich diesem Machtspruch widersetzte. Gedanken sind schnell, in Johannas Kopf jagten sie sich. Sie dachte an das Leben, das ihr bevorstand, an die Einsamkeit, die Alltäglichkeit, das Einerlei desselben, ihr schauderte. Ach was, ich werde mit den Leuten auch schon fertig werden, schloß sie ihre Gedankenkette, Prätension gegen Prätension, Ursprünglichkeit gegen den vornehmen Anstrich, — nur Selbstvertrauen, weiter ist nichts nöthig. Die Fürstin nahm ein Buch vom Tisch und reichte es ihr.

„Da Sie meine Vorleserin zu werden wünschen,“ sagte sie, „so thut es doch vor allem Noth, daß ich weiß, ob Sie lesen können, hier, lesen Sie ein Paar Seiten.“

Wieder ein unerwarteter Druck. Eben halte sie sich entschlossen, einzuwilligen und nun kehrte ein Wort das Verhältniß wieder um, und die Entscheidung war ihr wieder aus den Händen gerungen. Sie nahm mit einem eigenthümlichen Lächeln das Buch in die Hand und las. Die Prüfung kam ihr sehr unnütz vor. Ein paarmal sah sie zwischen dem Lesen die Fürstin an, ob sie wohl aufhören solle, diese winkte jedoch fortzufahren, dann fing die Geschichte an, sie zu amüsiren und sie dachte nicht mehr an das Aufhören.

„Jetzt ist's gut,“ sagte die Fürstin, als sie eine gute halbe Stunde gelesen hatte.

„Ach, nun wird es gerade so interessant,“ rief Johanna, „nein, nun muß ich weiter lesen, ich sterbe, wenn ich nicht weiß, wie das hier endet.“

„So lesen Sie das Capitel aus,“ sagte die Fürstin freundlich. Als es zu Ende, wiederholte sich die Scene, aber die Fürstin nahm dem Mädchen lachend das Buch aus der Hand.

„Ach grade bei der spannenden Stelle,“ rief Johanna, „wie soll ich die Ungewißheit ertragen!“

„Haben Sie nie eine ärgere ertragen, preise ich Sie glücklich,“ bemerkte die Fürstin. Die Worte trafen Johanna ins Herz. Die Vergangenheit stand wieder vor ihr auf, das monatelange Harren und Hoffen, ach und alles so vergeblich. Gegen das Warten, gegen diese Ungewißheit war es freilich kinderleicht, auf den Schluß eines hübschen Buches zu warten.

„Sie haben Anlage, Sie lesen ganz leidlich;“ unterbrach die Fürstin Johannas Gedankengang. Sie lesen nur zu sehr in Ihrem Charakter, nicht genug in dem des Buchs. Doch das wird sich finden, jemehr Sie lernen von sich selbst zu abstrahiren, jemehr Sie Ihren Geist gewöhnen werden zu erkennen, anstatt zu reflektiren.“

„Ach Gott, was soll ich alles lernen, so viele Dinge, von denen ich längst geglaubt, ich könnte sie,“ seufzte Johanna mit komischer Verzweiflung, „aber,“ fuhr sie mit der blitzschnellen Lebhaftigkeit, die sie schnell von einem Gegenstand zum andern überspringen ließ, fort, „was befassen sich Ew. Durchlaucht eigentlich mit mir, warum sagen Sie nicht, ich kann Sie nicht brauchen, da ich doch nichts, auch gar nichts recht machen kann, wenn ich es auch gern möchte.“

„Warum?“ sagte die Fürstin, und sah ihr mit jenem offnen warmen Blick ins Auge, der um so hinreißender wirkte, als sein gewöhnlicher Ausdruck mehr ernstes Denken als rückhaltloses Empfinden verrieth. „Sie interessiren mich, meine Kleine, und deshalb frage ich nicht weiter so sehr darnach, ob ich Sie brauchen kann, sondern mehr, ob Sie meiner bedürfen, und das glaube ich.“ Es klang so frisch, so wahr, so Zutrauen erweckend, wie die Fürstin das sagte. Johanna ergriff ihre Hand, und diese mehr zu sich emporreißend, als sich auf dieselbe niederbückend, küßte sie sie mit der feurigsten Innigkeit und sagte mit einem derselben entsprechenden Ton:

„Durchlaucht, verzeihen Sie, ich dachte, Sie wären sehr hochmüthig und streng, aber Sie sind gut, sehr gut, und ich liebe Sie!“

„Halt, halt, Sie reißen mir ja den Arm fast vor Zärtlichkeit aus und waren doch heute schon ein paarmal nahe daran, mich zu hassen,“ bemerkte die Fürstin mit gutmüthigem Lachen. „Was werden Sie einmal leidenschaftlich in der Liebe und maßlos in Anschauung des Geliebten sein! Heut' ein Engel, morgen ein Ungeheuer. Gott führe Sie nicht zu früh in Versuchung, damit Sie erst den sterblichen Menschen von den Gebilden Ihrer Phantasie unterscheiden lernen.“

Ach, er hat mich schon in Versuchung geführt und ich bin ihm erlegen, dachte Johanna, in dem Punkt war ich schwach, schwächer als ich dachte.“ — „Ich werde nie lieben und nie heirathen, Durchlaucht!“ versicherte Johanna feierlich.

„Gut, schreiben Sie das auf!“ sagte die Fürstin und reichte ihr ein Notizbuch. Johanna stutzte. „Ich sammle hierin alle ähnlichen Gelübde, und es ist unser alljährlicher Sylvesterscherz, sie mit einander durchzulesen und uns an der Erfüllung und Consequenz derselben zu erfreuen, schreiben Sie, schreiben Sie, Kleine.“

„Das kann ich,“ sagte Johanna und unterschrieb mit der größten Zuversicht. Es blieb nun nur noch übrig, die zu einem künftigen Zusammenleben nöthigen Schritte festzusetzen. Es wurde verabredet, daß Johanna vorläufig mit ihrem Bruder in die Heimat zurückreisen, daß ein Schreiben der Fürstin an ihren Vormund sie begleiten sollte, und daß, sowie dieser seine Einwilligung gegeben, die Fürstin das Nöthige über die Reise verfügen und für einen passenden Schutz auf derselben sorgen würde.

Im ganzen doch sehr mit dem Erfolg der Audienz zufrieden,

verabschiedete sie sich, als die Fürstin sich erhob und ihr in freundlicher Weise das Zeichen dazu gab. Im Vorzimmer empfing sie der alte Diener und führte sie zu dem ihrer harrenden Wagen. Als Johanna in ihr Hotel zurückkam, flog sie die Treppe hinauf und aller Erzählungseifer der Jugend bei einem persönlichen Erlebniß sprach aus jedem Zuge ihres Gesichts, als sie schon im Eintreten zu ihrem Bruder sagte: „Weißt Du, bei wem ich Vorleserin geworden bin? Bei der Fürstin Rhoden Gilfenheim, Gräfin zu Plattenberg."

„Verwünscht," sagte der Postmeister, „er hat sie im Garn!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Humorist.

(Fortsetzung.)

Wir wählen zunächst gleich das erste Kapitel des ersten Bandes, um den Helden unseres Romans näher kennen zu lernen. Es ist der Pächter Hawermann, der an der Peene zwischen Anklam und Demmin ein Gut gepachtet hat und es in den bedrängten zwanziger Jahren nicht halten kann trotz der redlichsten Bemühungen. Die Situation ist ergreifend. Es ist Auktion, sein Hab und Gut ist unter dem Hammer und seine Frau, seine innig geliebte Frau, ist ein Opfer ihrer wirthschaftlichen Anstrengungen geworden, — sie liegt im Sarge in den ausgeräumten, verödeten Räumen, die einst ihr ganzes Glück umfaßten. Hawermann sitzt in tiefer Trauer in der Eschenlaube des verwilderten Gartens. Den nun folgenden Moment hat uns Ludwig Pietsch in der neuen, prächtig ausgestatteten Ausgabe von „Ut mine Stromtid" (Wismar, Rostock und Ludwigslust, Hinstorffsche Hofbuchh.) mit innigem Verständnisse dargestellt. Es ist die erste der von uns heute mitgetheilten Zeichnungen.



Hawermann un sin lütt Dirning.

„Hei satt vör sinen Herrgott dor, un sine Hän'n wiren folgt (gefaltet), un sine braven blagen Ogen keken nah baben, un in ehr spegelte sik noch en schönern Schin, as von Gottes Sünn. — Dunn kamm en lüttes Dirning an em 'ranne un läd en Marikenbläuming in sinen Schot, un sin beiden (betenden) Hän'n deden sik utenanner un slogen sik üm dat Kind — dat was sin Kind — un hei stunn up von de Bänk un namm sin Kind up den Arm, un ut sine Ogen föll Thran up Thran, un dat Marikenbläuming hadd hei in de Hand, un gung mit sin Kind den Stig entlang, den Goren hendal.

„Hei kamm an en jungen Bom, den hadd hei sülwst plant't dat Strohseil, womit de an sine Stütt bunnen was, hadd loslaten, un de junge Bom let sin Kron dalwarts sacken. Hei richt'te em in En'n un bünn em fast, ahn sik wider wat derbi tau denken, denn sine Gedanken wiren wid weg, un Sorgen un Helpen lag in sine Natur. —

„Hei gung den Goren up un dal, un sin Og sach, wat üm em was, un sine Gedanken führten wedder up Irden in, un doch, wenn sei as swarte un düstere Wolken an den Hewen von sine Taukunft ruppe treckten, ein lütt Stück blagen Hewen kunnen sei em nich verdüstern, dat was sin lütt Dirning, de hei up den Arm drog, un de mit ehre weike Kinnerhand in sin Hor spelte. Hei hadd sine Lag' äwerdacht; fast un irnsthaft hadd hei de düstere Wulken in't Og' fat't, hei müßt sorgen, dat em un sin Kind dat Weder nich unnerkreg."

Ergreifender wird die Situation noch, da er am Abend dieses stürmischen Tages mit seinem Kinde in seine verödete Wohnung zurückkehrt, um dort am Sarge der Frau die letzte Nacht zu verbringen. Er entläßt die Wärterin von der Leiche und sieht in die dunkle Nacht hinaus. Als sein Blick sich ins Zimmer zurückwendet, sieht er sein Kind am Sarge stehn, wie es die Hand ausstreckt, als wollte es das stille Gesicht der Mutter streicheln. Er hebt das Kind höher, daß es ankommen könne, und das kleine Kind streichelte und liebkoste mit den warmen Händen und den warmen Liebesworten an ihrem kalten Mütterchen und an dem kalten Tod herum und sah dann den Vater mit ihren großen Augen an, als wollte sie nach etwas Unbegreiflichem fragen und sagte: „Mutting huh!" „Ja," sagte Hawermann, „Mutting friert" und die Thränen stürzten ihm aus den Augen und er setzte sich auf eine alte Kiste und nahm sein Töchterchen auf den Schoß und weinte bitterlich. Und die Kleine fing auch an zu weinen und weinte sich sanft in den Schlaf; er legte sie weich an sich und schlug den Rock warm um sie und so saß er die Nacht hindurch und hielt treue Leichenwacht bei seiner Frau und seinem Glück.

Aber trotz alledem müssen wir die Ausführung dieser ergreifenden Scene, ohne uns an ihr zu versündigen, für durchaus hochdeutsch erklären, — selbst im Ausdruck des Einzelnen. Mehr als die „düstern Wolken" und „verdüstern" u. dgl. ist es hier der ganze Ton der Darstellung, der eine hochdeutsche Denkweise bekundet. Fügen wir dem noch unsere Bedenken gegen den ganzen Helden Hawermann hinzu, dessen durchaus fleckenlose und leidende Haltung ihn seiner Thatenlosigkeit gegenüber wenig geeignet erscheinen läßt, unser volles Interesse zu erfüllen, — denn die Erweckung bloßen Mitleids ist immer eine bedenkliche Sache; er wird im Rahmen eines komischen Romans durch Bräsig bei weitem überholt, — so ist das auch alles, was wir gegen des Dichters Kunst der Charakteristik einzuwenden haben. Er zeigt sonst gerade in dieser Richtung eine ganz besondere Begabung und einen wahren Reichthum der lebendigsten und vielseitigsten Gestaltung.

Wie ganz entgegengesetzt dieser Scene ist die übermüthig tolle Laune, die das 12. Kapitel dieses Bandes der „Stromtid" durchzieht. Aber diese Ausgelassenheit ist wahrhaft entzückend. Triddelfitz ist im Grunde nur eine Nebenfigur des Romans, — aber wie wahr, wie ergötzlich, — wie wahrhaft erschöpfend ist dieser ländliche dumme Junge geschildert! Wir sind in der Zeit ziemlich vorgerückt. Das kleine Mädchen, mit welchem Hawermann von der Pachtung abzog, ist nun bei der Schwester, der kleinen Pasterin in Gürlitz, erzogen und ihr Schwestersohn, Fritz Triddelfitz lernt bei Hawermann, der jetzt Inspektor auf dem benachbarten Gute Pümpelhagen ist, die Wirthschaft. Sein Unglück in der ersten Liebe mit der Wirthschafterin Marie Möllers hat ihn mit Haß gegen die Frauenwelt

erfüllt, wie ihm das in seiner Verdrehtheit durch schlechte Romane gelehrt war. Er glaubte ein Recht darauf zu haben und hielt sich in der Zurückgezogenheit, so daß seine Tante schon glaubte, er wäre recht vernünftig und gesetzt geworden und nicht im mindesten ahnte, daß ihrer kleinen Louise von der Seite dieses „unbedarwten Jungen" Nachstellungen bereitet werden könnten. Louise war nicht der Ansicht. Sie kannte Fritz „as en Wittenslicht." „Denn dat müßt einer den ollen Jungen laten, wenn hei sik verstellen wull, denn let em dat as en Esel, de up de Zitter spelt, un wenn hei sik mäuhsam in en Versaat rinne arbeit't hadd, de em frömd was, as taum Bispill hüt mit den Frugenshaß, denn wohrte dat nich lang, dat em de ganze Up- un Anputz runnesacken ded un hei tauletzt ganz splinter-faden-nakt as Fritz Triddelfitz wedder taum Vörschin kamm, dat sik en jeder vör em schaniren müßt, vör allen sin leiwlich Tanten." Bald faßte er dann, — da er den Frauenhaß rasch über Bord geworfen — „eine junge, aufkeimende Liebe zu Louisen" und empört die Tante durch sein Betragen. In einer köstlichen Scene macht sie ihm seinen Standpunkt klar, indem sie den „Hanswurst, Eulenspiegel, dummen Jungen," wie seine Ehrentitel in ihrem Munde lauten, in die Speisekammer nöthigt, ihm ein grobes Butterbrot mit Käse in die Hand steckt, ihm eine Flasche Bier für Hawermann mitgibt und ihn aus dem Hause hinauscomplimentirt. Unter Spott und Hohn schließt sie die Thür vor ihm und er findet statt all der Liebesträume ein Butterbrot in seiner Hand. Er gibt aber doch seine Pläne nicht auf. Er macht seinem Lehrherrn Hawermann Andeutungen über seine Absichten, ein Gut zu kaufen, — wie es seine Frau dereinst bei ihm haben solle — wie er sich gegen deren Familie und namentlich gegen seinen Schwiegervater liberal bezeigen werde, — der Alte versteht ihn kaum. Um den Fritz recht komisch zu zeichnen, mußte er auch Eifersucht empfinden. Er merkte, daß sein Mitlehrling Franz v. Rambow bei Louise reussirt. „En richtig verleiwten jungen Minsch möt sik up Iwer sük inlaten, denn de hürt tau't Geschäft, un en Minsch, de in Leiw sitt un hett keinen Gegenbuhler, kümmt mi ümmer so vör, as min Nawer Hamann, wenn hei tau Pird sitt un hett man einen Spurn an." Auf dem Felde weiß er Louise ein höchst lächerliches Liebesgedicht zuzustecken, Franz findet die zerrissenen Stücke und ahnt den Inhalt, da er die Handschrift erkennt. Fritz schreibt die unsinnigsten Briefe an Louise und versteckt sie im Garten. Sie kommen alle in die Hände der Pastorin, welche von Bräsig überredet wird, unter seinem Schutz in der Kleidung Louisens selbst ein Rendezvous mit dem dummen Jungen abzuhalten, um ihn zu züchtigen. Als „Regina" in diesem Aufzug zur bestimmten Stunde in den Garten geht, schüttelt ihr Pastor am Fenster bedenklich mit dem Kopf — Rambow beobachtet Triddelfitz von der andern Seite, und beide werden von Hawermann bewacht. Als sie an Ort und Stelle sind beim Wassergraben, sagt die Pastorin: „Bräsig, leggen 'S sik hir achter den Durnbusch, dicht bi mi, dat Sei mi glik tau Hülp kamen känen." — „„Worum das nich?"" säd Bräsig; „„aber Frau Pasturin, Sie müssen sich en Stichwort ausdenken, auf welchem ich losbrechen soll."" — „Je so! — Ja, dat's nödig — äwer wat? — Täuwen S'! Wenn ik raup: „Philister über Dir!" denn springen Sei up em los." — „„Schön, Frau Pasturin!"" — „Gott im Himmel!" säd sei tau sik sülwst, „ich komme mir wirklich wie eine Delila vor. Des Abends um halb neun zum Rendezvous bestellt. In meinen Jahren! Ach, was ich als junges Mädchen verabscheut haben würde, das muß ich nun in meinen alten Tagen thun! — Bräsig! Schnuben S' doch nich so schauderhaften, dat kann Einer jo en Virtelwegs hüren. — Und das alles um den sackrementschen Jungen! Lieber Gott, wenn dies mein Paster wüßte! — Bräsig, wat lachen Sei? Dat dumme Lachen verbidd ik mi!" — „„Ich lach ja nicht, Frau Pasturin!"" — „Ja, Sie lachen; ich hab Sie deutlich lachen gehört!" — „„Ich habe blos aus Langeweil gehujahnt, Frau Pasturin. — — Frau Pasturin, recken Sie sich so lang aus as Lewerenzen sin Kind un machen Sie sich ganz

„Bräsig föll rügglings in en Durnbusch."



„Schwarze Tinte, weißes Laken! und die Kasören sind da!"

hünn im Leibe und nehmen Sie 'ne liebliche verschämte Miene an, denn da kummt er über den Berg, ich seh ihn gegen den Abendhewen.“" — Un in de lütt Pastern puckerte dat Hart, un de Brimm steg in ehr up gegen den Jungen, un de Schimp äwer ehre Lag' äwergot sei gläugnig heil, un nu wir sei säker weglopen, wenn Bräsig nich wedder lacht hadd, un dat verdröt ehr, un sei wull doch wisen, dat sei de Sak irnst nem. — Ditmal hadd Bräsig nu äwer würklich lacht, denn achter de irste swarte Gestalt, de äwer den Barg kamm, kamm 'ne tweite, un achter de wedder 'ne drüdde, un hei gnuckerte achter sinen Turnbusch heimlich vör sik hen: „„So! Nu 's Korl Hawermann auch da, nu 's de ganze Pümpelhäger Entspekschon in die Beine un wollen sich mäglicher Wis' mal ansehn, woans die Erbsen des Abends in 'n Düstern kassen. — Na, dies wird aber 'ne Kemedi.“" — Fru Pastern sach de annern nich, sei sach blot ehren leiwen Swestersähn, de driwens up ehr tau kamm. Nu lep hei äwer de Brügg, nu lep hei de Grabenburt entlang, un sprung hei en por Faut runne un fot sine leiwe Tanten rundting üm: „Geliebter Engel!“ — „„Warte, Du Bengel!“" — rep sei em taurügg, un mit den Griff, den ehr Bräsig lihrt hadd, kreg sei em, wenn ok nich an de Görbel (Gurgel), doch baben in den Reckkragen, un rep mit helle Stimm: „Philister über Dir!“ un de Bräsig-Philister rappelte sik tau Höcht — Gotts ein Dunner, sin Faut was inslapen! — äwer dat hülp nich! Hei humpte up den einen Bein de Burt entlang un wull nu up Fritzen, de halwe Grabenburt runne, lossspringen, ded't ok; äwer de ein Bein säd vör de hunnert achtzig Pund, de hei in 'n Swung dragen süll, Kasten; Bräsig föll rügglings in en Turnbusch, äwerslog sik, un schot as en Klumpen Unglück in de annerthallen Faut Grabenwater.“

Der Einzug des neuvermählten Lieutenant Axel von Rambow in Pümpelhagen, seiner Begüterung, gibt zu einer großen Feier aller Gutsangehörigen Anlaß. Bei den Vorbereitungen betheiligt sich vor allen auch **Bräsig**, diese Prachtfigur der **Reuterschen** Dichtungen. Zwar ist derselbe an sich eine Person, die schwerlich je in diesen Conturen im Leben zu finden sein wird, aber er theilt das Schicksal der classischsten Characteristiken, selbst eines **Shakespeare**, wie vielmehr eines **Boz**. Man kommt leicht auf den Vergleich mit Sir **John Fallstaff**: der ganze Kerl ist übertrieben und unmöglich, — aber er ist aus lauter richtigen und der Wirklichkeit abgelauschten Zügen so richtig und ergötzlich zusammengefügt, daß er nur um so mehr ein kolossales Bild der Wahrheit abgibt. Von den gedachten Vorbereitungen handelt das 14. Capitel des Romans, das erste des zweiten Bandes; es sei uns gestattet, die ergötzliche Scene unserer bildlichen Darstellung hieherzusetzen.

„Un so was't. — Ja, in Pümpelhagen würden Kränz' bunnen, un 'ne Ihrenpurt was upricht't, un as Hawermann den annern Morgen de Anstalten äwersach, un Marie Möllers noch hir un da en beten Gräuns un en beten Blaumenwarks henstoppen ded, un Fritz Triddelfitz, ganz as Volongtöhr erster Klasse mit sinen gräunen Jagdsnipel un witte ledderne Hosen un gele Stulpstäweln un en blaudrodes Halsdauk mang de Hawjungs un Daglöhners herümmer stolzirte, kamm denn ok Unkel Bräsig an, ganz in Wichs: hellblage, enge Sommerhosen un en brunen Torfsteker (scherzhafter Ausdruck für einen Leibrock) von anno so un so vel, de em hinnenwarts gaud nang bet up de Waden deckte, äwer von vören let, as hadd de Blitz mal in em slagen un em de brune Bork (Rinde) afreten, un't kamm nu dat gele Holt der in en breiden Stripen taum Vörschin, denn hei dreg dorunner 'ne schöne gele Pikeh West. — Up den Kopp natürlich en dreivirtel Ehl hogen sidenen Haut. „Gun Morrn, Korl! — Na, wo steht's? — Haha! Da steht ja schon die ganze Appanage! — Schön, Korl! — Die Ehrenpforte hätt aber was höher müssen, un rechtsch un linksch hätte sie as mit en paar Thürme verpesamentirt werden müssen; ich hab das mal so zu den ollen Friedrich Franzen seine Zeit (Friedrich Franz I., Urgroßvater des jetzt regierenden Großherzogs Friedrich Franz II.) zu Güstrow gesehn, als er dahinein triumphirte. — Aber wo habt ihr denn die Fahn?“ — „„Ne Fahn?“" frog Hawermann, „„De hewwen wi nich.“" „Korl, besinn dir! Wo könnt ihr ohne Fahn assistiren? Der Herr Leutnant is ja bei's Militär gewesen, er muß ja doch 'ne Fahn haben. — Möllern,“ rep hei, ahn sik an wider wat tau kihren, „holen Sie mich mal zwei Leute-Bettlaken un nähen Sie sie mal in die Längde zusammen; Krischan Päsel, hol mich mal einen rechten glatten schiren Bohnenschacht, un Sie, Triddelfitz, holen Sie mich mal den Pinsel, wo die Säcke mit gezeichnet werden, un en Tintfaß!“ — „„Aewer, mein Gott, Zacharies, wat makst du nu noch för Geschichten!“" säd Hawermann un schüddelte mit den Kopp. — „Korl,“ säd Bräsig, „es ist 'ne Gnad' von Gott, daß er bei die Preußen gestanden hat, hätt er bei die Mecklenbürger gestanden, wir hätten di Kalören nich raus gekriegt; aber bei die Preußen? Schwarze Tinte, weißes Laken! und die Kalören sind da!“ — Hawermann wull irst Insprak dauhn; äwer hei dacht: na, lat em! de jung' Herr ward woll rute säuhlen, dat allens gaud meint is.

Un Bräsig makte sik nu doräwer her un malte mit den Pinsel en grotes: „Vivat!!!“ — „Halt't stramm!“ — rep hei Marie Möllers un Fritz Triddelsitzen tau, de em dorbi helpen müßten, „daß der Herr Leutnant und die Frau Leutnanten richtig rauf kommen auf die Fahn!“ — denn hei hadd sik achter dat Vivat för „Herr Leutnant“ un „Fru Leutnanten“ entscheidt; indem dat hei irst an „A. v. Rambow“ un „F. v. Satrop“ dacht hadd; äwer dat wiren blot en por Eddelmannsnamen, un mit de hadd hei sin Lew'lang tau dauhn hatt, un höll't nich för wat Besonders; äwer mit Leutnants hadd hei nich recht wat tau dauhn hatt, un dorüm höll hei dat för en sihr hogen Titel.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Eine Hinrichtung auf See.

Im Jahre 1847 während des mexicanischen Krieges lag ein amerikanisches Geschwader vor Vera Cruz, mit dessen Einnahme die Amerikaner den kostspieligen Krieg zu beendigen hofften. Zu dem Geschwader gehörte auch die Fregatte „Constitution,“ auf der ein junger Hamburger diente, mit dem ich später eine Seereise machte. Er erzählte mir die nachstehende tragische Begebenheit, deren Schauplatz die Fregatte zu jener Zeit wurde.

Unter der Besatzung des Schiffes, die wie auf den meisten amerikanischen Schiffen aus allen möglichen Nationen zusammengewürfelt war, befand sich ein Matrose, Namens Tom Kitt, ein Irländer von Geburt. Sein angenehmes Wesen, sowie sein ruhiger, ordentlicher Charakter, wodurch er sich vor vielen seiner Landsleute ehrenvoll auszeichnete, machten ihn sowohl bei der Mannschaft als bei den Officieren beliebt, und außerdem galt er für einen der tüchtigsten Seeleute an Bord.

Nur ein Lieutenant, Mr. Johns, schien die allgemeine Meinung über Tom nicht zu theilen, sondern im Gegentheil eine persönliche Abneigung gegen ihn zu hegen. Worauf sich diese gründete, war sowohl Tom als der gesammten Mannschaft ein Räthsel. Bei der geringsten Veranlassung überhäufte der Lieutenant den Matrosen mit Schmähungen und harten Vorwürfen, ohne daß letzterer sich dagegen auflehnte, obwohl er nach den amerikanischen Gesetzen das Recht zum Klagen hatte. Als er jedoch eines Tages wiederum wegen eines geringen Versehens von seinem Verfolger mit einem you Irish dog (du irischer Hund) geschimpft wurde, da schwoll ihm das Herz von beleidigtem Stolze, und mit Thränen verhaltener Wuth schwor er vor seinen Kameraden, Rache zu nehmen an demjenigen, der es je wieder wagen würde, ihn wegen seines Geburtslandes zu verhöhnen.

Auch Lieutenant Johns kam dieser Schwur zu Ohren. Anstatt jedoch gewarnt zu werden, suchte er erst recht Gelegenheit, den armen Tom zu quälen. Sie fand sich leider bald.

An Bord eines Kriegsschiffes, wo die größte Reinlichkeit oberstes Gesetz ist, darf niemand auf das Deck spucken, und um die Ausführung dieses Gebotes zu erleichtern, befindet sich bei jeder Kanone ein Spucknapf. Tom saß einige Tage später mittschiffs auf dem Deck bei einer Arbeit, während Lieutenant Johns die Wache hatte. Er kaute Tabak, verschluckte sich und war gezwungen auf das Deck zu spucken, ehe er die nächste Kanone zu erreichen vermochte. Unglücklicher Weise sah dies Johns und, ohne auf die Entschuldigungen des Matrosen zu achten, belegte er ihn mit den ärgsten Schmähungen, die abermals mit einem you Irish dog beschlossen wurden.

Bis dahin hatte Tom ruhig gestanden, kaum war jedoch das letzte Wort dem Munde des Lieutenants entschlüpft, als ein furchtbarer Wechsel in seinem Gesichte vorging. Die frische blühende Farbe schwand von den Wangen und machte einer Leichenblässe Platz; seine schönen dunklen Augen funkelten in unheimlicher Glut; die sonst so ruhigen Züge verzerrten sich krampfhaft und der schreckende Ausdruck des Mienenspiels verrieth, daß die Vernunft der Leidenschaft gewichen war. Mechanisch hob er die Hand gegen seinen Peiniger und im selben Augenblicke lag der Lieutenant durch einen Schlag in das Gesicht zu Boden geschmettert auf dem Verdecke.

Tom hatte seinen Schwur gehalten, er hatte sich gerächt.

Bewegungslos blieb er stehen; allmählich kehrte das Blut auf seine Wan

gen zurück und die gewohnte Ruhe sprach sich wieder im Gesichte aus. Willig, ohne ein Wort zu äußern, ließ er sich vom Profoß die Handschellen anlegen und hinunterführen, auf das schmerzlichste bedauert von allen Kameraden, die sein Loos voraussahen. Auf dem thätlichen Angriffe gegen einen Vorgesetzten steht der Tod; am Morgen desselben Tages waren die Kriegsartikel verlesen worden.

Vergebens suchten die Mitofficiere des Lieutenant Johns — es sei ihnen zur Ehre gesagt — diesen zu bewegen, die Sache nicht vor ein Kriegsgericht zu bringen; vergebens legte die gesammte Mannschaft die dringendste Fürbitte für ihren unglücklichen Kameraden ein. Das Herz des Lieutenants ließ sich nicht erweichen; er hätte seinen Abschied nehmen müssen und lieber opferte er ein Menschenleben.

Die Untersuchung begann. Sie bot keinerlei Verwickelungen und war bald reif zum Spruche. Das Urtheil lautete auf Tod durch den Strang, wie es an Bord üblich ist.

Tom hörte dasselbe mit vollkommener Ruhe verlesen, nur eine Todtenblässe deckte seine Züge. Am andern Mittage sollte das Urtheil vollstreckt werden.

Der verhängnißvolle Morgen brach an. Ein düsteres Schweigen herrschte an Bord der Constitution und kaum hörte man ein leises Geflüster. Ueber der Kanone, welche sich an Backbord gerade unter der Fockraa befindet, wurde vom Zimmermann eine hölzerne Plattform angebracht, zu der einige Stufen hinaufführten, und das Geschütz selbst geladen. Ein Tau, an dessen einem Ende vier 68pfündige Kugeln befestigt waren, wurde über Rollen in der Mitte und am Ende der Raa und wieder nach dem Deck geleitet. Man holte es dann soweit durch, bis die Kugeln vor die Rolle in der Mitte der Raa kamen, machte eine Schlinge hinein und befestigte es mit einem dünnen Tau, welches quer über die Mündung der Kanone fuhr.

Das waren die Vorbereitungen zu dem Trauerspiele, das um Mittag vor sich gehen sollte.

Immer höher stieg die Sonne am Himmel, immer näher rückte die Stunde der Execution. Der schrillende Ton der Bootsmannspfeifen und das Commando: „Alle Mann zur Execution" rief die Besatzung auf das Verdeck. Lautlos stellten sich die einzelnen Divisionen an Steuerbordseite auf. Auch die Officiere versammelten sich, aber scheu wichen alle vor Lieutenant Johns zurück. Er stand allein, um sein Opfer sterben zu sehen.

Noch fünf Minuten fehlten an Mittag; der Delinquent wurde an Deck gebracht und bestieg die Platform. Ein peinlicher Augenblick begann. Tom bat darum, einige Worte reden zu dürfen und es wurde ihm gewährt.

„Kameraden," sprach er, „ich habe den Tod verdient nach der Strenge des Gesetzes. Ich sage Euch meinen innigen Dank für die Liebe, mit der Ihr Euch für mich verwandt habt. Ich scheide ungern von der Welt, ich hatte nicht geglaubt, sie auf diese Weise verlassen zu müssen. Doch ich mußte meinen Schwur halten. Lebt wohl, Kameraden, und erfüllt die letzte Bitte eines Sterbenden, erbarmt Euch meiner alten Mutter!

„Auch Sie, meine Herren Officiere, nehmen Sie meinen Dank für das mir bewiesene Wohlwollen und für Ihr Bestreben, mich vor diesem schimpflichen Ende zu bewahren. Der Himmel wolle dafür seinen Segen auf Sie herabsenden!

„Aber Dich," und hiermit richteten sich seine dunklen Augen durchbohrend auf seinen Peiniger, „aber Dich, Lieutenant Johns, treffe mein Fluch. Du entehrst einen braven Seemann, Du mordest einen Sohn seiner hilflosen Mutter. Möge das Bild meiner Leiche Dich ewig verfolgen und jede Stunde Deines Lebens vergiften, bis Der dort oben Dich zur Verantwortung ruft!"

Der Lieutenant stand unbewegt, aber eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, als der Fluch über ihn ausgesprochen wurde.

In diesem Augenblicke hallten vom Commodoreschiffe die Töne der Mittagsglocke herüber. Eine blutrothe Flagge, das Zeichen der Execution, entfaltete sich am Vortop der Constitution.

Dem Delinquenten wurde vom Profoß eine weiße Mütze über den Kopf gezogen und die Schlinge ihm um den Nacken gelegt.

Grabesstille herrschte auf dem Deck; der Geschützcommandeur stand fertig mit der Schloßleine in der Hand und in fieberhafter Spannung waren aller Augen auf den Mund des Capitäns gerichtet, der das entscheidende Commando „Feuer" aussprechen sollte.

Noch zögerte der edle Mann — bis jetzt hatte er gehofft, vom Commodoreschiffe ein Signal zur Begnadigung des armen Tom zu erhalten, aber er täuschte sich. Man befand sich im Kriege, Angesichts des Feindes und das Gesetz mußte seinen Lauf haben.

Als der Zeiger der Wachtuhr fünf Minuten über 12 Uhr zeigte, winkte der Capitän dem Kanonier und donnernd rollte der Schuß über die Wogen dahin. Das die Schlinge haltende Tau wurde von der Kugel durchschnitten, die 68 pfündigen Kugeln sausten hernieder und die Leiche des unglücklichen Matrosen hing unter der Raa. Eine Viertelstunde später war Tom in die dunkle Tiefe versenkt und damit jede Spur der jüngsten Vergangenheit verwischt.

Nur die Erinnerung an ihn und an seine letzte Bitte erlosch nicht; sie blieb lebendig im Herzen der Kameraden und seine alte Mutter ist durch die braven Matrosen vor aller Noth geschützt.

Im Jahre 1850 berührte eine andere amerikanische Fregatte auf einer Kreuztour auch einen deutschen Hafen. Mein Freund, der Erzähler dieser Begebenheit und ich, befanden uns damals in jenem Hafen und machten einen Besuch auf dem Schiffe.

Als wir das Deck betraten und vom wachehabenden Officier empfangen wurden, zuckte mein Begleiter heftig zusammen. Wir standen dem Lieutenant Johns gegenüber.

Er war in der Marine geblieben, doch auf der Constitution hatte es ihn nicht lange gelitten. Von allen gemieden, war er einsam mit sich und seinem Gewissen. Er ließ sich versetzen, doch das Gerücht seiner That war ihm vorausgeeilt und an Bord des neuen Schiffes fand er keine bessere Behandlung, als auf der Constitution.

Als wir ihn sahen, war er fast tiefsinnig geworden.

Seine abgezehrte Gestalt, das unstete scheue Auge verkündeten, daß Toms Fluch ihn ereilt hatte.

R. W.

Ein Glanzpunkt im Leben des alten Fritz.

In seinem durch gediegen populäre Darstellung sich auszeichnenden, höchst empfehlenswerthen Werke: Friedrich der Große (Berlin, Wilhelm Hertz) schließt Dr. Ludwig Hahn seinen Bericht über die Schlacht bei Leuthen in folgender Weise:

„Der Sieg bei Leuthen ist eine der glorreichsten Kriegsthaten, von welchen die Weltgeschichte erzählt: ein Sieg des überlegenen Scharfsinns, der begeisterten Hingebung und musterhaften Taktik über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Die schräge Schlachtordnung, welcher Friedrich den Sieg verdankte, war in der Art, wie er sie anwandte, seine eigene Erfindung. Napoleon sagt von der Schlacht bei Leuthen: „sie ist ein Meisterwerk der Bewegungen, der Manövers und der Entschlossenheit; sie allein würde hinreichen, Friedrich unsterblich zu machen und ihm eine Stelle unter den größten Feldherrn anzuweisen." Die Ausführung seines Planes konnte jedoch nur mit einem Heere gelingen, dessen Führer und Soldaten durch das gründlichste Exercitium zu allen unvorhergesehenen Wendungen geschickt gemacht waren. Hier bewährte sich auf dem Schlachtfeld in glänzendster Weise, was die preußischen Soldaten unter Friedrich Wilhelm I und unter Friedrich auf dem Exercierplatz gelernt hatten, denn nimmer hätte die größte Bravour allein hingereicht, das auszuführen, was ihr im Verein mit der musterhaften Schulung und Disciplin bei Leuthen gelang.

Doch, so groß das Verdienst des Königs und seiner Truppen war, dies Mal fühlte ein jeder, daß doch das Gelingen vor allem von oben gekommen war. Die brave Armee gab diesem Bewußtsein in erhebender Weise lauten Ausdruck und übertrug die Ehre und den Dank des großen Tages auf den Höchsten. Am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlachtfeldes das Lied an: „Nun danket alle Gott", und sogleich fiel die ganze Umgebung und bald darauf die ganze Armee in den schönen Lobgesang ein, und unter Begleitung der gesammten Feldmusik erscholl es von vielen tausend Zungen, wie aus einem Munde:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden.

Ein wahrhaft erhebender Augenblick, bei dunkler Nacht und unter tausenden von Leichen! Ein Augenzeuge, von Retzow, schreibt darüber: „Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihren Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt die durch so viele Anstrengung erschlafften Krieger und ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde."

Auch der König, in dessen Gemüth in solchen großen Stunden das Gottesbewußtsein mit größerer Lebendigkeit zu erwachen pflegte, schrieb den errungenen Sieg der Fügung Gottes zu. Er sagte in einem Brief an den Feldmarschall Keith: „Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das „Herr Gott, dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit ..... der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist." — Als ihm ein alter General seine Glückwünsche abstattete, erwiderte er: „das hat ein Höherer gethan." — „Ja," sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen, na — es kommt wohl eins zum andern."

Echte Wissenschaft.

Als der große Newton durch die complicirtesten Rechnungen seine unsterbliche Entdeckung der Gesetze der Schwere machte, hatte er auf einige Thatsachen seine Schlüsse gebaut, die nach dem damaligen Stande der Wissenschaft für ausgemachte Wahrheiten galten. Es zeigte sich, nach jener langen Riesenarbeit, als er das Facit zog, daß der von ihm gemuthmaßte Grundsatz mit dem Ergebniß seiner Calculationen im Widerspruch stand. Der Grundsatz selbst stand ihm fest, das Ergebniß ließ sich nicht ändern. Tausende an seiner Stelle würden versucht haben, die Lücke durch allerhand Vermuthungen auszufüllen; nicht so der große Mann echter Wissenschaft, der ein wissenschaftliches Gewissen hatte. Sein Herz blutete, er wurde vor innerer Bewegung fast krank, aber er gab seine Entdeckung lieber auf und schlug sich Jahre lang die Sache aus dem Sinne. Mit Recht haben seine Biographen auf diesen großen Sieg über sich selbst, als das echte Heldenthum des Wahrheitsstrebens, ein solches Gewicht gelegt, daß sie ihn als eine der heroischsten Thaten bezeichnen, welche die Geschichte der menschlichen Cultur aufzuweisen habe. Aber sein edler Muth der Selbstverleugnung wurde glänzend belohnt. Die Thatsachen, welche seinen Calcül unsicher gemacht hatten, erwiesen sich bei eingehenderer Forschung als falsch; und als er auf Grund dieser neuen Forschungsresultate seine Berechnung aufs neue prüfte, stimmten Grundsatz und Thatsachen aufs vollständigste. Er war so aufgeregt vor Freude, als Glied für Glied sich zur unzerreißbaren Beweiskette fügte, daß er die Berechnung nicht selbst vollenden konnte, sondern die letzte Hand von einem gelehrten Freunde daran mußte legen lassen.

Das ist das Verfahren echter Wissenschaft und ihrer Vertreter zu aller Zeit.

Aus einem Trappistenkloster.

(Die Wahrheit dieses Zuges wird uns verbürgt.)

Ein junger Mann in einem österreichischen Lande, aus guter Familie stammend, hatte sich dem Studium der Wissenschaften gewidmet. Doch sein

mehr zur stillen, religiösen Betrachtung hinneigendes Gemüth fand in der Beschäftigung mit Rechtsbüchern und Gesetzen keine Befriedigung, und die Sorge um das Heil seiner Seele trieb ihn endlich in das Kloster und zwar in den Orden der Franziskaner. Seine bejahrten Eltern waren mit diesem Schritt einverstanden, so aber nicht sein Bruder, welcher als Officier im kaiserlichen Heere diente und ein lustiges Leben führte. Derselbe war nicht wenig aufgebracht, als er hörte, daß sein Bruder „geistlich“ geworden war, und schrieb über ihn an die greisen Eltern: „er hätte wohl auch etwas Besseres thun können, als in der Franziskaner Bettelorden einzutreten.“ Mit dem Mönch selbst brach aber der Erzürnte allen Verkehr ab.

Der Franziskaner hörte nun von seinem Bruder blos noch durch die Eltern, und als diese schnell hintereinander wegstarben, blieb er ganz ohne Nachrichten über ihn. Doch wahre Ruhe für seine Seele fand unser Freund mittlerweile im Franziskanerorden noch nicht; die Regeln desselben waren ihm noch nicht streng genug, er strebte nach einem vollkommneren Leben und trat daher in den Orden der Trappisten.

Unter den Brüdern, welche er im Trappistenkloster fand, war aber einer, dessen Erscheinung unsern Freund ganz eigenthümlich berührte und ihm wunderbar auffiel: die gebräunten Züge des Gesichtes, das Licht der Augen, die Stimme, die im Gesang und in dem leise gemurmelten Gruße „memento mori“ sich hören ließ, das alles berührte sein Herz wie eine Erinnerung aus früheren Tagen; dazu die fragenden Blicke, welche auch jener auf ihn zu richten schien, wie wunderlich war doch das alles! Und doch, die Deutung, welche das Herz unsers Freundes der Erscheinung jenes Ordensbruders so gern gegeben hätte, seinem Verstande war sie so unmöglich und unglaublich, daß er sie immer und immer wieder zurückdrängte. Nach den Bestimmungen des Ordens hätte er leicht Dispens erhalten können zu Fragen*) über jenen Klosterbruder oder auch zu einem Gespräche mit ihm selbst; er brauchte nur vor den Prior zu treten, die Zeigefinger beider Hände kreuzweis über einander gelegt (denn dies ist das Zeichen für die Bitte um Dispens von dem gelobten Schweigen) und seine Bitte wäre ihm gewährt worden. Doch warum sollte er nun einer leicht möglichen Täuschung willen die ganze Strenge des abgelegten Gelübdes aus den Augen setzen, da er doch nach der höchsten klösterlichen Vollkommenheit strebte, und vor den Oberen und Vorgesetzten noch den Schein und den Vorwurf einer ungehörigen Neugier auf sich laden! So schloß er lieber alle die quälenden und fragenden Gedanken seines Herzens in die stille Brust ein, und Jahre lang ging er an dem für ihn so räthselhaften Ordensgenossen schweigend vorüber, nur mit stummen Blicken ihn prüfend, bald hoffend, bald zweifelnd.

Da wurde er einst in Angelegenheiten des Ordens von seinen Oberen auf Reisen gesandt. Während seiner Abwesenheit starb im Kloster einer der Mönche; er ward begraben, und in einem Convent nannte der Prior, der Sitte gemäß, den versammelten Brüdern den Namen des Verstorbenen, den sie bisher nur nach seinem Klosternamen gekannt hatten. Als darauf unser ehemaliger Franziskaner von seiner Ordensreise in das Kloster zurückkehrte, fand er jenen Bruder, dessen Erscheinung so wunderbar zu seinem Herzen gesprochen hatte, nicht mehr, sein Platz war leer. Aber auf dem Kirchhofe des Klosters fand er ein frisch aufgeworfenes Grab, es war das Grab jenes Bruders; darauf stand ein Kreuz mit dem wirklichen Namen des Verstorbenen; er las — seine Ahnung hatte ihn doch nicht getäuscht; es war sein leiblicher Bruder gewesen, der ehemalige Officier! Ohnmächtig sank er am Grabe nieder.

Was aber, möchten wir fragen, hatte den lustigen Officier, den bittern Feind des Klosterlebens zum ernsten Trappisten gemacht und noch früher als seinen Bruder, den Franziskaner? Welche Wandlung war in seinem Innern vorgegangen? Oder hatte ein äußeres Ereigniß erschütternd auf seine Seele gewirkt und ihn aus dem Geräusche der Welt in die Stille des Klosters getrieben? Er hat die Antwort auf diese Fragen als ungelöstes Geheimniß mit in sein Grab genommen!

*) Bekanntlich gehört es zu den Ordensgelübden der Trappisten, daß sie ewiges Schweigen geloben; doch können sie vom Prior auch Dispens von diesem Gelübde erhalten für Stunden, Tage, bei Reisen in Ordenssachen auf Wochen.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Gibt es unter den Taubstummen mehr Männer als Frauen? Und wie groß ist annäherungsweise die Zahl dieser Unglücklichen in Europa?

Antwort: Es gibt beträchtlich mehr männliche, als weibliche Taubstumme, und die Gesammtzahl der Taubstummen in Europa wird auf 250,000 geschätzt. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist es, daß sie in Ackerbaudistrikten zahlreicher sind, als in den großen Städten, und daß die Schweiz eines der Länder ist, in welchem man sie am häufigsten trifft. Wenn man in Europa 1 auf 1593 Seelen rechnet, kommt in einzelnen Schweizerkantonen 1 auf 206. Auf 10,000 Personen zählt man in Frankreich 6, in den Hochalpen 23, in Bern 28, in Irland 11. Die Wohlthätigkeit hat reichlich für ihre Erziehung gesorgt, es existiren im ganzen 194 Taubstummenanstalten mit 443 Lehrern und ungefähr 7000 Schülern. Eine der tüchtigsten in Deutschland ist die mit dem Seminar von Weißenfels verbundene Schule unter Leitung des Inspektor Hill.

Frage: Auf welche Weise läßt sich die Brut der Fliegen, dieser jährlich im Sommer wiederkehrenden Plage der Menschheit, radical vertilgen?

Antwort: Zunächst nehmen wir an, daß Sie unter „Fliege“ die gemeine Stubenfliege (Musca domestica) verstehen und nicht eine der zahlreichen andern Arten, die ebenfalls in Zimmern vorkommen. Ein radikales Mittel (außer dem Todtschlagen) gibt es nicht, am schwierigsten würde man gerade der „Brut“ beikommen können, da die Fliegen ihre Eier in einem Sommer mehreremale in Düngerhaufen (besonders Pferdemist), angehendes Fleisch, Brot und andre Speisen, in unreinliche Spucklästen und dergleichen Orte und Stoffe legen, von denen selten sämmtliche in der Umgebung einer menschlichen Ansiedelung gänzlich fehlen. Je mehr obige Dinge sich beseitigen lassen, desto weniger wird sich Brut erzeugen können. Leider haben die Fliegen Flügel und ein gutes Spürvermögen und wissen oft genug Gazefenster und dergleichen noch zu umgehen. Gegen die bereits vorhandenen Fliegen mag man je nach persönlichem Geschmack an dieser freien Jagd: Fliegenklatsche, Leimruthe, Brotfalle über Branntweinglas, Fliegenpapier mit Kobaldlösung, Quassiaabkochung mit Zucker am Rande bestreut und dergleichen anwenden. Alle Mittel gelten, keins aber heilt gründlich, selbst wenn man anlockende Dinge: Obst, Milch, Speisen aller Art unter Verschluß hält und Taback raucht. (Selbst die Alten übergaben deshalb die Fliegen dem — Gottseibeiuns und nannten ihn danach Beelzebub, d. i. Gott des Ungeziefers.)

Drei Räthsel.

I.

Das Ganze, das das dritte der zwei ersten sang,
Erfuhr von den zwei ersten das dritte zum Dank.
Und weil das Ganze den ersten das Ganze gezollt,
Trugen das Ganze zu Grabe die ersten minnig hold.
Da begab sich, was unerhört zu sagen:
Daß die ersten ihr eignes drittes zu Grabe getragen.

II.

In meine beiden ersten fällst du gern,
Doch schlimm ist's, fällst du aus den letzten zweien;
Die beiden letzten sollen ihren Herrn
Zur Förderung der ersten zwei gedeihen.

III.

Das tollste Wort, das je die Sprache ausgeboren:
Es garantirt dir das, was es nicht kann beschützen,
Und wenn du das, was dir's verbürgt, verloren,
Erst dann beginnt's nicht dir, nein anderen zu nützen.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute ferner ein:

Aus Erfurt von R. und Consorten Thlr. 7. — Bei dem Ausschuß der patriotischen Vereinigung zu Berlin eingegangen: Oberst von Ohlen & Adlerskron Thlr. 5. — Ad. Becker Thlr. 2. — Wirkl. Geh.-Rath von Olfers Thlr. 3. — W. Treslow Thlr. 2. — Assessor Dr. Geßner Thlr. 1. — H. Reimann Thlr. 3. — Legationsrath von Bülow Thlr. 1. — Hoflieferant Joh. Hoff Thlr. 25; sämmtlich in Berlin. — Kreisgerichtsrath Meltzbach in Wartenburg Thlr. 1. — Von L. in S. von einem Brautpaar bei seiner Hochzeitsfeier gesammelt Thlr. 4. — Fr. J. in Bonn Thlr. 2. — N. N. in Bielefeld Thlr 1. — Im Handwerkerbildungsverein zu Croppenstedt Thlr. 5. — Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1825. 8 Gr. In Summa: **Thlr. 1887. 8 Gr.**

Wie unsere Leser wohl bereits aus den politischen Tagesblättern ersehen haben werden, hat das Rettungsboot „Daheim“ seine erste Probe auf rühmliche Weise bestanden. Am 12. Nov., 1 Uhr Morgens strandete nämlich in der Nähe von Leba die Hannoversche Kuff „Frau Jantje“, die unter Leitung des Capitän Heyenga mit 235 Fässern Petroleum von Bremen nach Danzig segelte. Aus West stürmte es stark, die See ging hoch, Hagel und Regen erfüllten die Luft. Unser Boot ging sofort von dem Lebastrom aus in See, wurde sodann bis zum Strandungsorte getreidelt und fuhr nach dem Schiff, wo es den Capitän rettete — zwei junge Matrosen von der Besatzung hatten sich vorher schon selbst in Sicherheit gebracht —, die Equipage und die werthvollsten Schiffsutensilien aufnahm und nach der Strommündung zurückgetreidelt wurde. Nun ging es den Strom hinauf und dann auf den Wagen. Mit großer Präcision wurde das ganze Manöver von der trefflichen Mannschaft des Bootes geleitet.

Die Station Leba erfordert noch viel Geld und sämmtliche weitere, jetzt hoffentlich doppelt reichlich fließende Eingänge werden zunächst ihr zu Gute kommen. Die Mannschaft läßt uns versichern, sie werde so leicht kein Schiff und Menschenleben im Stich lassen und auch fernerhin ihre Schuldigkeit thun,

Briefkasten.

M. R. in Fr. bei W. Besten Dank für den vortrefflichen Beitrag.

Dem **Freunde am Familientische in Lübeck.** — Ihr Räthsel ist allerliebst und soll unseren Familientisch schon in nächster Nummer zieren.

Auflösung der Räthsel in Nr. 9:

I. Mode, Moder, modern. II. Räthsel.

Auflösung des Rebus:

Heute Regen, morgen Sonne,
Heute Jammer, morgen Wonne.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im December 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 12.**

Mercedes.

Nach dem Tagebuche eines Heimgekehrten von dem Verfasser des „Spanischen Schmugglerlebens".

(Fortsetzung.)

VI.

Wie mir der Rest des Tages verging, kann sich der Leser leicht denken, er wird das entmuthigende Gefühl vielleicht kennen, welches sich eines Menschen bemächtigt, der in einer Sekunde das Gerüst, welches das Glück seines ganzen Lebens tragen sollte, unter sich zusammenbrechen sieht! Denn ohne es mir eingestehn zu wollen, mußte ich die Bemerkung machen, daß das Gefühl, welches eben so schnöde zurückgestoßen war, tiefere Wurzeln in meinem Herzen geschlagen hatte, als es mir anfangs schien.

Auch erregte die Episode mit dem Porträt Huldas eine Zeit lang meine Neugier, doch konnte dies ja nichts anders als eine Verwechslung sein und irgend eine entfernte Aehnlichkeit mußte sie getäuscht haben. Aber warum hatte sie gesagt, daß es schade wäre, daß ich diese Dame nicht liebe?

Ich sah wohl ein, daß ich die Beantwortung dieser Frage eben so wenig wie die Erklärung alles dessen, was mich seit meiner Ankunft im Schlosse oft in Erstaunen gesetzt, finden würde, und ich faßte den Entschluß, welchen der Leser vielleicht nicht billigen wird, einen Strich unter die Rechnung zu machen, das ganze Abenteuer aufzugeben, und, das Schloß am nächsten Morgen schon zu verlassen! Ich wollte vielleicht noch 24 Stunden in Velez el Rubio verweilen und die Rückkunft Don Pablo Ejeas daselbst abwarten; sollte diese jedoch länger dauern, als ich vermuthete, so war ich entschlossen, eine entsprechende Summe Geldes für seine Behandlung seinem Diener zu übergeben und gleich nach Granada weiter zu reisen.

Merkwürdiger Weise kamen mir den ganzen Nachmittag über die Warnungen Wolfs unaufhörlich in den Sinn, und gegen Abend war ich nahe daran, ins Städtchen hinunterzugehen und ihn aufzusuchen, doch ich schämte mich vor mir selber, und unwillig packte ich meinen Koffer. Auch mit meinem Wohlsein ging es nicht so recht an diesem Tage, denn als die Magd mir mein frugales Abendbrot brachte, welches nach den Anordnungen Don Pablos nur aus zwei weich gesottenen Eiern und einem Glase Wein bestehen durfte, schlürfte ich zwar die Eier hinunter, jedoch der Theergeschmack*) des Weines, an den ich mich seit meiner Anwesenheit in Spanien schon gewöhnt hatte, war mir an diesem Abende so unerträglich, daß ich kaum einen Schluck trank und den Inhalt des Glases zum Fenster hinausschüttete.

Gegen zehn Uhr begab ich mich zur Ruhe; alle meine Sachen waren in Ordnung und am nächsten Morgen konnte ich mir den ersten besten Mauleseltreiber aus der Stadt herausbestellen und ihm mich und mein Gepäck bis Velez el Rubio übergeben.

Obgleich mein Kopf ungewöhnlich schwer war, so wollten mir meine überreizten Nerven doch keinen Augenblick Schlaf gestatten, ich warf mich auf meinem Lager hin und her, ich machte all die mannigfaltigen Versuche, welche der Leser kennt, um den rebellischen Schlaf herbeizurufen, und als alles mißlang, stand ich auf, Mitternacht mochte eben vorüber sein, setzte mich ans offne Fenster und rauchte eine Papelito.

Seit ungefähr zehn Minuten saß ich so und starrte in die Nacht, da schien es mir, als ob die Pforte des Schlosses sich leise öffnete und einige Personen hinausschritten, auch war es mir, als ob ich durch die Stille der Nacht ein leises Geflüster vernähme. Aufmerksam spähte ich, indem ich mich etwas vom Fenster zurückzog, doch es gelang mir weiter nichts zu entdecken, als daß zwei Schatten, der eine ungewöhnlich lang, der andere sehr kurz, dem Dunkel der Mauer sich entzogen, und einige Schritte weiter, wo mehrere größere Steine lagen, sich verkürzten, was mich schließen ließ, daß die Inhaber dieser

*) Der schlechten Wege halber wird der Wein in Spanien nur in zusammengenähten Bockshäuten, welche stark betheert sind, transportirt und auch ausgeschenkt. Einem Fremden verleidet dieser Geruch nicht allein im Anfange den Geschmack an diesen herrlichen Weinsorten, sondern erregt sogar seinen Ekel, wenn er sieht, wie man ihm in den Ventas seinen Wein aus einem alten, schmuzigen Bocksfelle ins Glas laufen läßt. Doch man gewöhnt sich an alles und später gesteht man gerne ein, wenn man sich selbst davon zu überzeugen gewußt hat, daß das Transportiren und Aufbewahren des Weines in Bockshäuten viel vortheilhafter ist, als in Fässern, ja sogar als in Flaschen; denn sobald man Wein der Bockshaut entzieht, schrumpft dieselbe zusammen und läßt keinen leeren Raum, in dem sich die Luft sammeln kann.

beiden Schatten sich auf einen jener Steine gesetzt hatten. Daß Don Diego einer jener Schatten war, unterlag keinem Zweifel für mich, denn nur ein Riese wie er, konnte einen solchen baumlangen Schatten schlagen, aber wer war der andere?

Länger als eine Stunde blieben die beiden unbeweglich auf derselben Stelle; mein Auge hatte sich nach und nach an die Nacht gewöhnt, und obgleich der Mond immer noch von Wolken verhüllt war, sah ich doch ganz deutlich die zwei Figuren auf dem Steinblocke sitzen. Wie gesagt, es war mir unmöglich, diese Nacht die Augen zu schließen und da ich hier vielleicht einen Aufschluß erhalten konnte über alles was mir bisher räthselhaft geblieben, so beschloß ich auf gutes Glück auf Entdeckungen auszugehen. Ich zog mich geschwinde an, steckte meinen Revolver zu mir, und da ich meine Brieftasche auf dem Tische liegen sah, steckte ich auch sie zu mir, öffnete leise die Thüre und stieg behutsam die Treppe hinunter!

Mein Plan war ganz einfach folgender: Ich wollte bis in den Garten gehen, dort auf einer Leiter, die ich gesehen, die Schloßmauer erklettern, welche gute drei Fuß Breite hatte, und auf der Mauer mich so behutsam wie möglich bis zum Schloßthore schleichen, von wo aus ich nicht allein sehr gut sehen, sondern auch hören konnte, was unter mir verging. So unbedachtsam dieser Plan auch ausgesonnen war, denn das geringste Geräusch hätte mich den unten Sitzenden verrathen können, so gelang er doch vollständig. Fünf Minuten später lag ich langgestreckt auf der Mauer, nahe dem Thorwege, und trieb das sehr wenig ehrenwerthe Geschäft eines Lauschers.

Schon im ersten Augenblicke hatte ich die beiden Personen erkannt, welche unter mir saßen; ihre ersten Worte hatten sie verrathen und meine Aufmerksamkeit aufs äußerste gespannt.

„Diego, ich habe Furcht," sagte Mercedes, „seit halb zwölf könnten sie hier sein."

„Ruhig, Sennora, ruhig, Ew. Gnaden Unruhe beschleunigt ihre Ankunft nicht!"

„Ich fürchte alles, jener Mensch kann erwachen und dann?"

„Seien Sie ohne Furcht, Sennora: Ew. Gnaden sagten mir, ich solle nur vierzig Tropfen in den Wein gießen, ich habe fünfzig hineingetröpfelt und er wird bestimmt erst erwachen, wenn alles in Ordnung ist."

Eine Pause folgte. Von wem sprachen sie denn? und warum nannte der Castellan seine Tochter Sennora? wen erwarteten sie? Meine Begriffe fingen an sich zu verwirren.

„Ist auch oben in der Cueva alles besorgt?" fragte Mercedes.

„Gewiß Sennora, er wird dort wie ein Fürst einige Tage lang wohnen, er hat eine Aussicht, wie er sie nur wünschen kann, und Platz hat er auch, haha! zur Franzosenzeit verbargen sich mehr als zweihundert Personen dort!"

„Habt Ihr auch für seine Bequemlichkeiten gesorgt?"

„Gewiß Sennora! Wein, Cigarren und Bücher, und da er das Zeichnen so sehr liebt, hab' ich ihm auch Papier und Bleifedern hinaufgebracht."

Ich fing an zu begreifen, daß von mir die Rede war, und meine Aufmerksamkeit verdoppelte sich.

„Hat das Herrchen Ew. Gnaden nicht von Liebe gesprochen?" fragte Diego und ich hörte wiederum sein widerwärtiges Grinsen."

„Das bekümmert euch nicht," erwiderte Mercedes trocken.

„Ich meine nur, Sennora, ich meine nur," sagte Diego und seine Stimme hatte einen fast demüthigen Ton angenommen.

„Glücklicherweise haben sich seine Zahnschmerzen von neulich gelegt, denn ich wäre vor Angst vergangen, wenn ich ihn nur einige Augenblicke mit diesem Lobo allein gewußt hätte!"

„O, ich hatte schon meine Maßregeln getroffen, Sennora, ihm hatte ich gesagt, daß Lobo ein Spion der Carlisten wäre und dem Sennor Don Salvador Lobo sagte ich, daß wir einen Gast hätten, welcher ...."

„Nun, was sagtet Ihr ihm?" Diego grinste.

„Welcher ein Spion der Carlisten wäre," sagte er, „und da Ew. Gnaden die Furcht des Zahnarztes kennt, sich mit irgend einer Partei zu compromittiren, so hätte er dem Caballero dreist einen Zahn ausziehen können, ohne ihm auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen!"

Ich hatte die größte Lust dem langen Halunken den Schädel vermittelst meines Revolvers zu plombiren. Doch ich blieb regungslos liegen, bat jedoch in meinem Inneren meinen Königsberger Freund um Verzeihung für meine Zweifel an seiner Loyalität.

„Hören Sie Sennora?" schrie plötzlich Diego, „hören Sie die Schritte? man nähert sich."

„Lauft, lauft, Diego!" rief Mercedes mit bebender Stimme, „lauft, sagt ihm, daß ich hier bin und daß mein Herz vor Ungewißheit zerspringt."

Ich sah wie Diego den Hügel hinuntereilte; Mercedes fiel fast ohnmächtig auf den Stein zurück.

„Heilige Jungfrau Maria!" murmelte sie, „gib mir nur noch einige Minuten Leben, damit ich ihn sehen, ihn in meine Arme schließen, ihm sagen kann, wie unendlich ich ihn liebe!"

Ja, nun begriff ich, warum mein Antrag mit solcher Verachtung zurückgewiesen worden war! La place était prise, die Festung war schon besetzt, und man sah mich nur für einen fremden Eindringling an. Ich begriff es gar wohl und dennoch empfand ich ein unnennbares Gefühl, welches vielleicht ein jeder kennt, aber wofür man keinen Namen hat. Es war ein unterdrückter Zorn, als wenn Mercedes hätte auf mich warten müssen; nicht ihr Herz verschenken, ehe ich käme! Und wiederum stellte meine ganze Lage sich mir vor Augen. Was wollte man mit mir machen? Man hatte die Idee gehabt, mich schlafend nach einer Gebirgshöhle zu bringen, doch warum? aus welchem Grunde? Und wie konnte ich mich der Gefahr jetzt entziehen, da ich ihr so wunderbar einmal entgangen war, indem ich das Glas Wein zum Fenster hinausschüttete? Diese und hundert andere Gedanken beschäftigten mich eine Zeit lang und ich hatte aufgehört, meine Aufmerksamkeit auf den Weg zu richten, welcher vom Städtchen den Hügel hinaufführte, hatte nicht gesehen, daß am Fuße desselben sich einige Männer zeigten, daß einer von ihnen seine Gefährten verlassen und in hastigem Lauf den Berg hinaufeilte, und daß sobald Mercedes dies wahrgenommen, sie sich erhoben hatte und den Weg hinuntergestürzt war. Doch der Fremde war schon nahe bei ihr und ich sah ganz gut, daß er die Arme öffnete und daß Mercedes sich an seine Brust warf.

„Sehen Sie, Sennora, daß ich mein Versprechen halte," sagte plötzlich eine Stimme, welche ich mit dem höchsten Erstaunen als die Don Pablo Ojeas erkannte! „Hier ist er, und wenn alles so geschehen ist, wie ich es angeordnet habe, so können Sie versichert sein, daß er vollkommen in Sicherheit hier ist."

„Gott und die heilige Jungfrau vergelte es Ihnen, Don Pablo," sagte Mercedes, „Sie haben ein armes Frauenherz von unendlicher Pein errettet. O! Bernardo, wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe!"

„Theure Seele," ertönte eine wohlklingende Mannesstimme, „nur der Gedanke an Dich hat mich das Leben ertragen lassen! Wenn die Sonne sich am Morgen erhob und die infamen Ketten der Galeerensclaven beschien, dachte ich daran, daß dieselbe Sonne das holde Antlitz meiner Mercedes beleuchtete und in diesem Gedanken fand ich neue Energie, meine Leiden mit Geduld zu ertragen."

„Vamos! Vamos!" rief eine mir noch unbekannte Stimme, „wir müssen ans Werk gehen, um nicht überrumpelt zu werden, wie weit sind wir mit dem Fremden?" — „Er schläft," antwortete Diego.

„Nun gut," sagte der andere, „geht in seine Stube, bindet ihm Hände und Füße und bringt ihn hierher; wir werden von hier aus euch helfen ihn bergab zu tragen, wo meine Leute ihn auf den Maulesel binden und nach der Cueva führen werden; aber schnell! schnell! er muß oben sein, ehe der Morgen graut."

Diego entfernte sich — und ich begriff, daß die Catastrophe herannahe.

„Wie gelang's Dir, mein Bernardo, den Wächtern zu entkommen?" fragte Mercedes.

„Du weißt, meine Liebe," erwiderte dieser, „daß durch Mittel, die Don Pablo ins Spiel gesetzt, ich als Zeuge zur Audiencia (Gerichtshof) von Almeria gerufen, von Ceuta dorthin gesandt wurde! Nun wohl, vorgestern kam ich an — Don Pablo und Don Gines hatten alles vorbereitet, ich fand Scheidewasser und eine Feile in meinem Brote und in der Kirche gab mir ein Mönch eine Navaja. Noch während der Messe gelang es mir, meine Ketten an Füßen und Händen durchzufeilen, und beim Hinausgehen aus der Kirche zu entwischen und in ein Haus zu flüchten, in dem unsre Freunde mich mit allem versahen."

„Wie gelang es Dir aber, aus dem Gefängniß zu entkommen?" fragte Mercedes weiter; „die Wächter, die Aufseher —"

„Ich sagte Dir ja, daß der Mönch mir eine Navaja (Messer) gegeben hätte," erwiderte der andre einfach.

Eine Pause trat ein. — „Wie viele?" fragte Mercedes kleinlaut.

„Drei gewiß!“ erwiderte ihr Geliebter, „die andern sind, glaube ich, nur verwundet!“

Mercedes seufzte. „Du mußt so schnell wie möglich Spanien verlassen,“ sagte sie, „o ich möchte, Du wärest schon in Sicherheit.“

„Der General Gomez rückt morgen mit seiner Guerilla hier ein,“ sagte Don Pablo, „und er wird bestimmen, was der Baron zu thun hat; vorläufig ist er frei, und mit den Papieren des Don Carlos, den ich expreß hierher gebracht habe, um uns zu dienen, kann der Baron ungehindert bis nach Cartagena kommen und sich dort einschiffen.“

Ich begriff endlich, man wollte mich meiner Papiere berauben, um damit einem entwichnen Galeerensclaven den Ausgang aus Spanien zu erleichtern! Und mein Freund Don Pablo Ejea war es, welcher diesen schlauen Plan ersonnen.

„Der arme Teufel wird sich droben in der Cueva langweilen,“ meinte der Geliebte der Sennorita Mercedes, „konnte man denn gar nicht anders mit ihm verfahren?“

„Nein,“ erwiderte Don Pablo, „oder man mußte ihm die Wahrheit sagen, wozu ich fast Lust gehabt hätte, da Sie doch beinahe Landsleute sind, Baron, Sie ein Däne und er ein Deutscher!“

Eilige Schritte ertönten im Hofe des Schlosses, die lange Figur Diegos erschien plötzlich außer Athem.

„Caballeros,“ sagte er mit aufgeregter Stimme, „vielleicht ist alles verloren, das Zimmer ist leer, Don Carlos ist verschwunden.“

Drei Flüche und ein Schrei waren die Antwort auf diese wenigen Worte, welche einen so mühsam ausgesonnenen Plan in einem Augenblicke vereitelten.

VII.

Fast alles war mir erklärt, und da alles sich so gar einfach erklärte, fing die ganze Sache mich beinahe an zu langweilen. Ich hatte dieselbe Geschichte, in der man irgend einen Angeklagten bewog, einen Galeerensclaven als Zeugen zur Verhandlung zu citiren, dessen Entweichen seine Freunde während seines Transportes auf den Gebirgswegen veranstalteten, ich hatte diese Geschichte schon gar oft und, von viel interessanteren Umständen begleitet, gehört. Die Idee, mich meiner Papiere zu berauben und vielleicht sie mir wieder zu erstatten, nachdem der Flüchtling über die Grenze war, schien mir ziemlich originell, es wäre aber bei weitem einfacher und vielleicht auch rathsamer gewesen, wenn Don Pablo, dem ich doch nichts abschlagen konnte, mir ganz einfach die Wahrheit gesagt und mich gebeten hätte, den Geliebten der Donna Mercedes zu retten. Dieser Herr hatte sich durch die wenigen Worte, welche ich von ihm gehört, nicht im geringsten meine Sympathie erworben, denn die cynische Ruhe, mit welcher er erzählte, wie er die Navaja des Mönchs gebraucht, hatte mich gegen ihn aufgebracht, — freilich der spanische Bürgerkrieg war keine Schule der Humanität, und auf den Galeeren treibt man keine Philantropie. Ich hatte einen Augenblick Lust, mich ganz einfach diesen Herren zu zeigen und mit ihnen zu berathen, wie man den Baron erretten könne, doch gab ich weislich diesem Impuls keine Folge.

Während ich all diese Betrachtungen anstellte, wurde unter mir gar eifrig berathen. Ejea war der erste gewesen, welcher den Kopf wiedergefunden hatte und der der Meinung war, daß bis jetzt noch nicht alles verloren wäre, im Gegentheil eine Möglichkeit vorhanden sei, noch alles zu retten. Ohne weiter darüber zu grübeln, warum der Schlaftrunk nicht gewirkt und ich das Schloß ungesehen und ungehört am Abende schon verlassen (denn das war ihre Meinung), befahl er, daß sein Begleiter, welcher, wie ich erfuhr, der Intendant war, gleich nach Hause zurückkehren solle. Diego solle den Baron nach der Cueva begleiten, wo dieser sich ruhig zu verhalten habe, bis der carlistische General Gomez, welcher am nächsten Morgen das Städtchen überrumpeln sollte, seine Befehle gegeben hätte, und er, Don Pablo, wolle noch einige Zeit im Schlosse verweilen und dann überall in Velez el Blanco herumsuchen, um mich zu finden.

Mercedes und der Baron widersprachen zuerst den Anordnungen Ejeas, der sie schon wieder trennte, doch endlich ergaben sie sich, als sowohl Diego als auch Don Gines ihnen einstimmig versicherten, daß dies das Vernünftigste sei.

Bald entfernten sich Diego, der Baron und Don Gines, letzterer auf dem Wege, der zum Städtchen führte, erstere auf einem Seitenpfade; Don Pablo kehrte mit Mercedes ins Schloß zurück, und ich begann mich ernstlich zu fragen, was nun zu thun sei.

Vor allen Dingen stand ich auf, denn von dem langen unbeweglichen Liegen schmerzten mich alle Glieder, und schlich die Mauer entlang bis zu dem Punkte, wo ich die Leiter angelegt hatte, und wollte eben hinabsteigen, als ich unwillkürlich meinen Blick über das in Nacht und Dunkel gehüllte Städtchen schweifen ließ und fast einen Schrei des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, als ich Licht an Wolfs Fenster gewahrte.

Wie er es mir gesagt, stand ein Licht hinter einem seiner mit farbigem Wasser angefüllten Cylinder und ich konnte nicht begreifen, wie auch er schon die Kunde des Anrückens der Carlisten habe bekommen können, als es mir plötzlich kalt über den Rücken lief; denn jetzt, wo ich es genauer betrachtete, sah ich, daß das Licht hinter dem rothen Cylinder stand, und roth hieß ja unsrer Verabredung gemäß: Christinos!!!

Und nun? Das Abenteuer, welches mir vor einigen Augenblicken so gar einfach erschienen war, nahm jetzt die Form eines Ereignisses an; denn in wenigen Stunden mußte der tapfere Guerillaführer eintreffen und, anstatt von seinen Parteigängern empfangen zu werden, warteten seiner und der durch einen Nachtmarsch in den Gebirgen abgematteten Guerillas, frische, ausgeruhte Truppen, welche, mit allem versehen, gewiß den Verzweifelten wieder ins Gebirge zurückwerfen würden. Dieses Städtchen, welches so ruhig zu meinen Füßen lag, sollte in einigen Stunden der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes werden, in welchem hunderte und hunderte von Unglücklichen ihr Leben einbüßen mußten. Denn je mehr ich darüber nachdachte, je weniger konnte ich mich überzeugen, daß der Zufall die Christinos gerade in der Nacht vor der Ankunft der Carlisten nach Velez el Blanco geführt habe. Gewiß war dies ein von ihren Führern ausgesonnener Hauptstreich, um die Guerilla zu vernichten. Gomez hatte sich mit einer Kühnheit ohne Gleichen von Castilien durch die Mancha bis nach Süden durchgeschlagen; einige sagten, um einen Aufstand in Andalusien hervorzurufen, andre meinten, daß er den verzweifelten Entschluß, bis ans Meer zu gelangen, nur auszuführen suchte, da ihm der Weg nach Frankreich und Catalonien abgeschnitten sei, und brachten mit dieser Vermuthung die Nachricht in Verbindung, daß in den kleineren Häfen der Küste seit einiger Zeit sich eine große Zahl von englischen und neapolitanischen Schiffen ohne bestimmten Zweck aufhalte.

Was sollte ich thun? ich, dem der Schlüssel dieses Geheimnisses so merkwürdig in die Hände gegeben war? Von meinem Handeln oder Nichthandeln hing das Leben hunderter von Menschen ab. Die Verantwortlichkeit, die auf mir ruhte, erschreckte mich. Einige Augenblicke blieb ich unschlüssig, — dann war mein Entschluß gefaßt!

Ich mußte verhindern, daß Menschenblut ohne Zweck flösse. Gomez mußte benachrichtigt werden, daß in Velez el Blanco Verrath seiner harre; er mit seinem kühnen Führergeiste würde dann wohl schon die Mittel finden, das Gestade des mittelländischen Meeres zu erreichen.

Aber durch wen ihn benachrichtigen lassen? Ich sann einen Augenblick nach. Durch den Baron! So konnte sich auch dieser retten, oder wenigstens, wenn dieses nicht gelänge, an der Seite seines Generals einen ehrlichen Soldatentod sterben.

In einem Nu war ich die Leiter hinunter und stürzte in das Schloß. Ich fand Don Pablo und Mercedes in meinem Zimmer. Sie wollten die Comödie weiter spielen, aber ich ließ ihnen keine Zeit dazu, denn ich bewies ihnen durch meine Worte, daß ich alles wußte.

„Gomez muß erfahren, daß er nicht herkommen darf, und niemand kann besser die Nachricht ihm überbringen, als Ihr Geliebter, Donna Mercedes,“ schloß ich meine Rede.

Sie hob ihr bleiches Haupt mit Stolz und Würde in die Höhe.

„Don Bernardo ist mein Gemahl, Caballero,“ sagte sie.

Ich schwieg, vieles wurde mir klar, und jeglicher Funken Groll, den ich noch der schönen Spanierin nachtrug, verschwand. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie mit Ehrerbietung.

„Verzeihen Sie mir, Sennora,“ sagte ich.

„Aber auch mich müssen Sie hören, Don Carlos,“ rief Ejea, „damit Sie nicht glauben, daß ich ein trügerisch Spiel ohne triftige Gründe mit Ihnen gespielt. Hören Sie mir zu! Ich kann es offen bekennen, denn Don Bernardo hat es von meinen Lippen erfahren. Ich habe Donna Mercedes geliebt, geliebt wie ein Wahnsinniger. Dank sei es ihrem Edelmuthe! sie hat mich nicht mit falschen Hoffnungen getäuscht, sie hat mir frei und offen gestanden, daß sie mich nicht liebe, und als ich mich zurückzog, verbitterte kein Gefühl von Groll und Haß mein krankes Herz, sondern mein männlicher Wille war, es zu

heilen, und der, welcher ich nicht der Begleiter ihres Lebens sein konnte, doch ein treuer, der treuste ihrer Freunde zu sein! Meine Aufgabe sollte bald beginnen, ich sah einige Zeit nachher Donna Mercedes leiden und dahinwelken, und da ich als Arzt keine Mittel gegen ihr Uebel fand, war es der Freund, der in sie drang und so lange und so unaufhörlich, daß sie nicht anders konnte, als ihm ihr Vertrauen zu schenken. Sie liebte, — ein dänischer Baron, welcher den Dienst seines Vaterlandes verlassen, um seinen Degen der gerechten Sache des rechtmäßigen Königs dieses Landes zu weihen, hatte sie im Namen ihres Vaters besucht und ihr — doch Sie sehen mich erstaunt an — ich begreife."

Don Pablo wechselte einen Blick mit Mercedes.

„Sagen Sie dem Caballero alles," sagte diese, „durch Vertrauen werden wir uns seine Freundschaft und seinen Beistand erwerben." — Ich nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Donna Mercedes ist nicht die Tochter des Castellans Diego Perales," fuhr Ejea fort, „sie ist ein Kind des besten Edelmanns Spaniens, des Grafen von Bellanda."

Ich wich vor Erstaunen einige Schritte zurück, die Urenkelin des Herzogs von Alba!

„Fragen Sie nicht, weshalb sie von ihrem Vater entfernt erzogen, weshalb sie als Kind des Castellans gilt, der Grund dieser Verleugnung seines Blutes ist ein Geheimniß, welches niemand erfahren darf. Gott hat Gerichte für alle! Doch ich fahre fort. Donna Mercedes vertraute mir, daß der Baron ihr schon in den ersten Tagen Liebe eingeflößt, daß auch er sie geliebt hätte und daß, als sie im vergangenen Jahre in Valencia war, er gleichfalls dahin gekommen und ein Priester sie heimlich vermählt hätte! Der einzige Grund ihres Leidens war die Trennung von ihrem Gemahl und das Bewußtsein, daß ihr Vater diese Verbindung wahrscheinlich nicht billigen würde. Ich versuchte sie zu trösten, bot ihr meine Hilfe an und es gelang mir, den Grafen mit dem Geschehenen und Nichtzuändernden auszusöhnen. Auch der Baron, welcher sich mit seinem Generale Gomez nicht gut stand, war schnell hierher geeilt, als ich ihm von der Krankheit seiner Frau Nachricht gegeben hatte. Einige Monate verweilte er im Schlosse unter einem falschen Namen, sich für einen Maler ausgebend, welcher hier Landschaften zeichnen wollte, und erwartete nur die Ankunft seiner Papiere, welche zu seiner öffentlichen Vermählung nothwendig waren, um diese hier zu vollziehen. Unglücklicher Weise wagte er sich nach Murcia, wurde erkannt, verhaftet, und Sie wissen, daß seitdem England und Frankreich die beiden kriegführenden Parteien gezwungen haben, ihre gegenseitigen Gefangenen nicht mehr zu erschießen, die Regierung die Gnade ausübt, sie als Galeerensclaven nach Ceuta zu schicken. Sie wissen wie ich meinen Schwur gehalten habe, der treuste Freund derer zu sein, die meine Liebe verschmäht hatte, ich habe ihr ihren Gatten wiedergegeben: und wenn ich, um zu diesem Resultate zu gelangen, Sie zu meinem unfreiwilligen Mithelfer bestimmt hatte, so hoffe ich, Sie werden es mir verzeihen, Don Carlos, zumal, da ich errathen zu haben glaube, daß auch Ihnen unsre Freundin ein lebhaftes Interesse einflößt."

Ich ergriff und drückte die Hand, welche er mir darreichte.

„Unter der Bedingung," sagte ich, „daß Sie bei allem, was Sie zu Gunsten der Sennora unternehmen, mich als Ihren Mithelfer betrachten wollen!"

Auch Mercedes vereinte ihre Hand mit den unsern und indem ihr die Thränen über die Wangen rollten, sagte sie uns Worte des Dankes, wie sie nur ein liebendes Herz zu finden fähig ist.

Wir beschlossen, die Rückkunft Diegos abzuwarten und ihn dann gleich wieder nach der Cueva zurückzusenden, mit einem Briefe, den Don Pablo in demselben Augenblicke zu schreiben begann und in dem er dem Baron das Geschehene auseinandersetzte und ihm die Mittel angab, sich mit Gomez in Verbindung zu setzen, da die Cueva nicht sicher genug wäre, wenn die Soldaten der Regierung nach Velez el Blanco kämen. Während Don Pablo schrieb, sprach ich mit Donna Mercedes und sie erzählte mir, daß ihr einziger Wunsch der wäre, Spanien mit ihrem Gemahle zu verlassen, nach Italien zu reisen und dort in nicht zu großer Entfernung von ihrem Vater zu leben. Zufälliger Weise fiel während des Gespräches mein Blick auf mein Album, welches ich vergessen hatte zu verpacken.

„A propos, Sennora," sagte ich, „jetzt wo kein Geheimniß mehr zwischen uns beiden existirt, dürfte ich Sie bitten, mir zu sagen, warum der Anblick des Frauenporträts in meinem Album Sie gestern so sehr bewegt hat?" Mercedes erröthete leicht.

„Sie erinnern mich an eine meiner Schwächen, Caballero," sagte sie, „ich bin sehr eifersüchtig, eines Tages fand ich das Bild dieser Dame in einer Brieftasche meines Gemahls."

„Dieser Dame?" fragte ich erstaunt, „täuscht Sie auch eine entfernte Aehnlichkeit nicht, Sennora?"

„Heißt diese Dame nicht Donna Hulda?" fragte sie.

„Gewiß, ich sehe, es ist so," stammelte ich verwirrt, „aber dürfte ich Sie fragen, wie der Herr Baron zu diesem Bilde gekommen?"

„Er hat mir alles gestanden," erwiderte Mercedes, „er hat diese Dame einst geliebt; doch sie täuschte ihn und verheirathete sich mit einem andern. Er hat sie nie wiedergesehen, doch hat er sich nie von diesem Porträt trennen wollen."

Wie sehr ich erstaunt war, mehr als erstaunt, verwirrt, mag sich der Leser vorstellen. Ich hatte nicht allein Hulda in meinem Herzen verziehen, sondern ich hatte auch immer versucht, sie sogar zu entschuldigen, und jetzt, hunderte von Meilen von der Heimat entfernt, in einem im Gebirge verlornen Städtchen Spaniens, sollte ich nach Jahren erfahren, daß, o es war schrecklich, daß eine Kokette mich und andre am Narrenseil herumgeführt hatte! Ich hätte, wer weiß was darum gegeben, nähere Details aus dem Munde des Barons über sein Verhältniß mit meiner Braut und über die Zeit desselben zu hören, und der Gedanke durchkreuzte pfeilschnell meinen Geist, daß ich ihn wohl nie mehr wiedersehen würde, wenn er jetzt sich entferne.

„Don Pablo," rief ich, „wissen Sie, daß es äußerst unvorsichtig ist, einen Brief dem Baron zu schicken; wenn dieser Brief durch irgend einen Zufall in die Hände der Christinos fällt, sind Sie verloren und der Baron nicht gerettet."

„Sie haben Recht," rief Ejea, „aber was thun?"

„Bringen wir selbst dem Baron die Botschaft," erwiderte ich, „verlieren wir keinen Augenblick, ich gehe mit Ihnen und werde ihm noch einige Papiere übergeben, die ihm nützlich sein können."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Don Carlos," rief Ejea, indem er aufstand und den angefangenen Brief zerriß, „man muß bei solchen Sachen nie schreiben."

In einem Augenblicke waren wir bereit; Ejea ergriff meine Carabine, warf sie sich über die Schulter und reichte Mercedes die Hand.

„Muth, Sennora!" sagte er, „es wäre doch seltsam, wenn zwei Männer, wie Don Carlos und ich, es nicht dahin brächten, Sie glücklich zu machen."

Mercedes fiel auf die Knie, hob ihren Blick gen Himmel und betete still für sich.

Ich war tief bewegt. Mercedes erhob sich. „Fort, Fort," schrie nun Ejea. „Muth, Donna Mercedes, Diego wird wohl bald zurück sein, bewachen Sie seine Zunge, wenn während unsrer Abwesenheit etwas Bedenkliches vorfällt."

Wir stürzten zum Zimmer hinaus.

(Schluß folgt.)

Ein Bild deutschen Lebens in Petersburg.

Ein interessanter Beitrag zur Kunde deutschen Volkslebens würde es sein, eine vergleichende Zusammenstellung dessen zu machen, was aus den Deutschen in der Fremde wird; welchen Eigenschaften sie unverwüstlich treu bleiben, wie sich andrerseits die Fremde mit ihrem Einflusse geltend macht. Ein mannichfaltiges Bild würde aus einer solchen Zusammenstellung entstehen. So weit ich von eignem Augenschein urtheilen kann, wird ein andrer der Deutsche in Stockholm, ein andrer in London, ein andrer in Paris und Rom und Constantinopel; gemeinsame Züge lassen sich wohl entdecken, aber in besondren Schattirungen hat sie die Fremde nur allzuoft unkenntlich entstellt, theilweise sind Zwittergestalten entstanden, in die sich die Mutter nicht finden wird, die auch die neue Heimat nicht eben bereit ist, als ihre Adoptivkinder anzusehen.

Ein im ganzen erfreuliches Bild fiele dem zu entwerfen zu, der seinen Beitrag zu solcher Zusammenstellung aus Petersburg lieferte. Nicht erst seit Peter dem Großen, wohl aber seit ihm in klar

bewußter Absicht ging das Streben grade der bedeutendsten Czaren dahin, der deutschen Einwanderung allen möglichen Vorschub zu leisten. Denn das hatte das geniale Falkenauge des großen Kaisers erkannt, daß in dem deutschen Volke Eigenschaften sind, die es vorzugsweise befähigen, wüste Ländereien der Cultur entgegenzuführen und den Erwerb geistiger Cultur, aus der Heimat mitgebracht, nicht untergehen zu lassen, sondern in treuem Fleiße zu bewahren. Die mit unendlichen Opfern von Seiten der Regierung unter Katharina II. und Alexander I. zu Stande gebrachten Einwanderungen haben sich bewährt. Ein Stück deutscher Sitte, deutscher Sprache, deutschen Lebens mitten in dem unermeßlichen Reiche: wie Oasen tauchen in der Steppe an der Wolga und am schwarzen Meere diese deutsche Ansiedlungen auf; an den lachenden Ufern des schönen Wolgastromes die deutschen Dörfer mit ca. 170,000 Colonisten und nicht weniger in den weiten Steppen von Bessarabien und Cherson und der Krim. Wer dort einen langen Tag in heißer Sonnenglut gefahren, kein Baum kein Strauch, ab und zu nur eine einsame, schmutzige Judenschenke, wer da des Abends, wenn die Sonnenscheibe glutroth im fernen Westen untertaucht und die unendliche Steppe mit ihrem hehren Sternenhimmel so lautlos, feierlich daliegt, der dann ins schmucke, deutsche Colonistendorf einfährt, im Bauernhaus die traute Muttersprache im biedern Pfälzer- oder Württemberger Dialekt hört, die heimatlichen Gebräuche, die heimatliche Sitte bemerkt, wer dann Zeuge ist, wie der gastfreie Wirth des Abends all sein Gesinde in der Stube versammelt und wie ein Patriarch unter den Seinen die Abendandacht nach der Väter Weise verrichtet: der empfängt so weit, weit ab vom Vaterlande einen Heimatgruß, der unvergeßlich bleibt. So heimatlich ist es nun freilich nicht bei den vielen tausend Deutschen, die vereinzelt da und dort zerstreut im unermeßlichen Reiche leben. Ein klägliches Bild bieten diese von der Eiche weggewehten, vertrockneten Blätter dar! Kein Saft vom Mutterstamme erreicht sie mehr und wahre Lebenskraft sind sie unvermögend aus dem andren Baume zu ziehen. Das gediegene Deutsche haben sie oft selbst mit der Muttersprache eingebüßt, und was das russische Volk auszeichnet, und dessen ist viel, haben sie nicht gelernt. Von ihnen zu reden, lohnt nicht die Mühe; weder der Russe noch der Deutsche haben dazu Lust.



Die neue deutsch-reformirte Kirche in Petersburg.

In Petersburg bilden die Deutschen keinen geringen Bruchtheil der Bevölkerung; wenn man sie zählt, ein Zehntel, gewogen aber nach ihrem geistigen Einfluß ein Bedeutendes mehr. Von Gründung der Stadt an, deren Namen deutsch ist, bis zur Stunde war dem Deutschen hier eine Heimstätte geöffnet; mit treuer Liebe schloß er sich an das Kaiserhaus an; er fühlte ihm ab, daß in den Adern der Czaren auch deutsches Blut floß und damit ein Verständniß seines Wesens gegeben war. Hier in der andern Umgebung, im Vergleich der Unterschiede und auch im Heimatgefühl traten ihm Eigenschaften ins Bewußtsein, die er im Vaterlande selbst vielleicht übersehen hatte; jetzt lernte er sie schätzen, pflegen. Er bemerkte, wie die Cultur seines Volkes eine andre war, als die des russischen, sein Glaube auf andres Werth legte, als hier geschah, in beidem wollte er sich nicht assimiliren, nicht sein Erbe gegen den neuen Besitz eintauschen, im Gegentheil, das Erbe stieg ihm je länger, je mehr im Werthe. Aus dem frischen Strom geistiger Entwicklung des Heimatlandes sind die Deutschen in Petersburg zwar gerückt, man möchte sogar sagen, die Mutter hat die ferne Tochter aus den Augen verloren. Aber diese nicht die Mutter. Sie wartet geduldig, bis die immer weiter sich ausdehnenden Ringe geistiger Erregung auch sie erreichen und nimmt freudig auf, was bis zu ihr vordringt. Ureignes Leben, eignes Wirken, das Scherflein des Beitrages an der geistigen Entwicklung der Heimat vermissen wir, aber willig werden die in der Heimat gereiften Früchte fast ungeprüft angenommen; die Zeitströmung des Vaterlandes spiegelt sich ab, wenn auch ihre Bilder erst nach einiger Zeit hier auftauchen und ihre ursprüngliche Frische und Naturwüchsigkeit eingebüßt haben.

Mit besondrer Hut und Pflege werden die Heiligthümer des Glaubens festgehalten. Ein ehrendes Denkmal hat sich das russische Kaiserhaus in der Toleranz errichtet, mit der es die Evangelischen in Petersburg innerhalb bestimmter Grenzen gewähren läßt. Das Kirchen- und Schulwesen der einzelnen Gemeinden ist im ganzen ein wohlgeordnetes zu nennen. Treues Festhalten am Glauben der Väter und frommer Sinn bekundet sich in gar mancher schöner Sitte, die noch festgewurzelt ist. In der Kirche, in der Gemeinde besitzen viele den erwünschten Herd, um den sie sich als evangelische Deutsche

sammeln, an dem ein frisches Gemeindebewußtsein, Gemeindeleben sich erwärmt und wach erhalten wird. Man ist im großen und ganzen bereit, verhältnißmäßig auch sehr bedeutende Opfer zu leisten und in der That lobenswerth und erfreulich ist der Anfschwung, den dieser Sinn in den letzten Jahren genommen. Viel zur Hebung desselben trägt die Freiheit und Selbstständigkeit bei, mit der die Gemeinden sich selbst überlassen sind; man weiß, daß man für Kirche, Schule und Armenwesen gerade nur so viel hat, als man selbst in freiwilligem Opfer dafür darbringt; ein solches Opfer ist aber der festeste Cement für die Liebe. Fast jede Gemeinde besitzt neben Kirche nnd Pastorat ihre eigene Kirchenschule; einige von diesen nehmen die Stufe von Gymnasien ein, so daß sie ihre Schüler mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen können. Jede Gemeinde sorgt für ihre Armen; einzelne derselben besitzen große eigene Armen- und Waisenhäuser, deren Unterhalt allein jährlich tausende von Thalern erheischt. Neben diesen Gemeindeanstalten sind in den letzten Jahren noch weitere, allgemeine Werke der innern Mission getreten, so eine evangelische Magdalenenanstalt, eine Gesellenherberge, eine evangelische Bibliothek mit über 30000 Bänden, Bibelgesellschaft u. s. w.

Der diesjährige Reformationssonntag hat der Reihe solcher Werke deutschen Gemeinsinnes am fernen Newastrand ein weiteres, würdiges Glied eingereiht, indem an diesem Tage die deutsch-reformirte Gemeinde ihre neue Kirche einweihte. Beim Hinblick auf das Bild wird es manchem gehen, wie jenem Russen, der als er dasselbe bei dem Photographen sah und nach der Stadt fragte, die eine so eigenthümliche und schöne Kirche besitze, nicht ahnte, daß es ein Bild der russischen Hauptstadt sei und den Scherz des Photographen, es sei eine Ansicht aus Nürnberg, für Wahrheit hielt und ausrief: „wie sind doch die deutschen Städte schön!“ Der Plan der Kirche ist von dem bekannten Harald von Bosse, der sich jetzt nach Dresden zurückgezogen, ausgeführt und vollendet wurde der Bau von dem Professor Grimm. Die Kirche ist im romanischen Style aufgeführt, unbeworfen, in eigens gebrannten Ziegelsteinen (2,300,000 Stück gingen darauf) das Dach mit Schiefer gedeckt, die erste und nun auch schon bewährte Anwendung des Schiefers (aus England) in diesem Breitengrad. Die Höhe des Thurmes beträgt 200 engl. Fuß, die Länge der Kirche 170, ihre Breite 64 Fuß. Der schöne, würdevolle romanische Styl, der an die Glanzzeit deutscher Geschichte erinnert, ist streng durchgeführt, mit Ausnahme des inneren Daches der Kirche. Auch alle Einzelheiten im Innern tragen denselben Charakter. Die Kanzel, die Bänke, selbst die Abendmahlsgefäße sind in dem gleichen Geiste gedacht und ausgeführt; die Portalüberschriften, die Trostsprüche in der Todtenkapelle zeigen in Farben und Gestalt die alten, wohlbekannten Schriftzüge. Ihrer Bestimmung als reformirter Kirche entsprechend ist jeder Schmuck, jeder Luxus vermieden; die ganze Wirkung geht nur von den mächtigen Linien des Baues und den würdevollen, harmonisch wirkenden Farben der Wände aus. In der ganzen Kirche bemerkt das Auge keinen einzigen Goldstreif; überall der Stempel solider Einfachheit nnd Gediegenheit; alle Holzarbeit ist aus ungestrichenem Eichenholz, einzelne Gegenstände können geradezu als Kunstwerke angesehen werden, so die Kanzel, der Abendmahlstisch, die Gaskandelaber.

Die Kirche selbst mag als ein Beleg des oben aufgestellten Satzes gelten, daß die Opferbereitwilligkeit der Gemeinden hier eine große sei. Die deutsch-reformirte Gemeinde zählt kaum 3000 Seelen und doch wagte sie im Vertrauen auf Gott ohne vorhandene Mittel den großen Bau, dessen Kosten sich auf über 200,000 Thlr. belaufen. Ohne Unterbrechung, obgleich in finanziell sehr gedrückten Zeiten konnte sie in nur drei Jahren den Bau beginnen und vollenden und hat die Mittel dafür unter sich aufgebracht. Ueber 80,000 Thlr. wurden geschenkt und zwar, was das Schönste ist, in lauter verhältnißmäßig kleinen Posten, der übrige Theil wurde in Darlehen zusammengebracht, die theils verzinslich, theils unverzinslich in bestimmter Frist zurückbezahlt sein müssen.

So steht die Kirche im Mittelpunkt der Stadt auch in dieser Beziehung als eine Predigt der Steine da. Ein russischer einfacher Zimmermann, der bei dem Bau beschäftigt war, trat eines Tages an den Baumeister mit dem Wunsche heran: deutsch zu lernen. Auf die Frage, weshalb? erwiderte er: er habe erfahren, daß diese große Kirche nur aus freiwilligen Beiträgen zu Stande komme. Da möchte er denn nun gern einmal einem deutschen Gottesdienst beiwohnen, um zu erfahren, worin die Kraft desselben liege, die so opferbereit mache. Er empfinde diesen Trieb nie in seiner Kirche.

Ein rechter Festtag war die Einweihung für die Gemeinde. Obgleich der 5. November, schien doch noch vom blauen Himmel herab eine warme Sonne auf das schöne Gotteshaus, vor dem schon um 9 Uhr Gruppen von Leuten standen, auf Einlaß um 1 Uhr wartend. Zum ersten Male wurde der Gottesdienst mit drei Glocken, deren eine der König von Preußen geschenkt, eingeläutet, und zwar in anheimelnder deutscher Weise, nicht wie es hier, durch Anschlagen der Glocke, geschieht. 30—35 evangelische Prediger nahmen an der Feier Theil, ebenso die Spitzen der betreffenden Behörden, sowie der Preuß. Gesandte. Die Festpredigt am Morgen hielt der Prediger der Gemeinde Pastor Dalton, die des Abends Pastor Iken aus Riga. Bei dem Abendgottesdienst in der durch Gas hell erleuchteten Kirche brachten fünf reformirte Prediger des Landes die Grüße der Schwestergemeinden. Einer von ihnen war eigens zu der Feier von der Küste des schwarzen Meeres herbeigeeilt; 13 Tage und Nächte hatte er gebraucht, um rechtzeitig hier einzutreffen.

Die Kirche ist an einem der Kanäle (Moika) erbaut, die fast ringartig die Stadt auf dem linken Newaufer umgeben. Das große Gebäude links ist ein Theil der umfangreichen Postgebäude; die Straße dazwischen, an der die Kirche liegt, eine der Hauptstraßen der Stadt, die große Morskoi, die nach dem Newski Prospekt führt und wie ein Boulevard in Paris Lieblingsspaziergang der feinen Welt ist.

D.

Ein Wurm, mit dem man Seide spinnen kann — im Sumpfe.

Das gute alte Sprichwort, daß noch immer das Geld auf der Straße liege, wenn es auch nicht jeder zu sehen und aufzunehmen vermöge, hat auch heute noch nichts von seiner Wahrheit verloren, wie wohl es freilich zu einer Zeit entstanden sein mag, als Gewerbe und Industrie noch in ihren Kinderschuhen gingen und der menschliche Erfindungsgeist mit Dampfkraft, Elektromagnetismus und chemischer Analyse sich nicht allzuviel zu schaffen machte. Man braucht nicht gerade an den Hahn zu denken, der aus dem Düngerhaufen einen Edelstein herausscharrte, oder an Hoff und Daubitz, an Guano- und Poudrette-Fabriken, um zu wissen, daß es mancherlei unter der Sonne gibt, aus dem ein erklecklicher Gewinn gezogen werden kann, sobald man das Ding nur am rechten Ende anzufassen versteht. Zu irgend etwas muß jedes gut sein, was erschaffen wurde; wenn auch der alte Fritz die Sperlinge anfangs nur dazu gut hielt, um den Bäumen die Kirschen wegzufressen, so mußte er sie doch später als Raupenvertilger kennen lernen, und ließ ihnen, anstatt ihre Köpfe einzufordern, seinen königlichen Schutz angedeihen.

In unserer norddeutschen Tiefebene hat wohl fast ein jeder Grundbesitzer ein Stück Land gehabt, das nicht den leichtesten Sommerhafer ernähren mochte, und das er für völlig ertraglos hielt, bis die Lupine es mit ihrer goldgelben Blütenhülle bedeckte, und für andere Culturen vorbereitete. Seltsamerweise wechseln aber oft genug diese dürren Sandflächen mit Moorbrüchen und grundlosen Sümpfen ab, aus denen der Grundbesitzer absolut keinen Ertrag erzielen kann, es sei denn, daß er einen Handel mit eingepökelten Froschkeulen anlegen wollte. In der That gibt es Sümpfe, die allen Versuchen, sie auszutrocknen, widerstehen, Moorbrüche, die zum Torfstich sich nicht eignen und die man einfach in ihrem Naturzustande liegen läßt, weil das Capital, das darauf verwendet werden müßte, um sie urbar zu machen, in anderen Anlagen um vieles vortheilhafter sich verwerthen läßt. Nun, auch diese Sümpfe und Brüche enthielten früher noch anderes Leben, als das der Frösche und Wasserkäfer, und kaum fünfzig Jahre mögen es her sein, daß es in ihnen von Würmern wimmelte, die heute theurer bezahlt werden, als Seidenwürmer, und für die man im übrigen, um sie wieder einheimisch zu machen, keine kostspieligen Einrichtungen, wie Maulbeerplantagen, herzustellen braucht. Mit diesen Würmern kann jeder Grundbesitzer, der das Terrain dazu hat, mit ganz geringen Auslagen — Seide spinnen.

Dieser wunderbare Wurm, früher für werthlos geachtet, und wegen seiner Raubgier überall gehaßt und verfolgt, jetzt nachdem man seine

eigenthümlichen Eigenschaften zu benutzen gelernt, unendlich geschätzt, ist der medicinische Blutegel. Seine äußere Erscheinung ist wohl jedem bekannt, sein innerer Bau ist ein äußerst wunderbarer.

Sein Körper bildet einen cylinderförmigen Schlauch, der aus einer Reihe von zahlreichen (gegen 100) Ringen zusammengesetzt wird. Am Hintertheil ist der Endring breiter und stärker als die übrigen und dient gleichsam als Fuß zum Festhalten und Fortbewegen. Am Vordertheile, welches zugespitzter erscheint als das Hintertheil, befinden sich zwei getrennte feine Lippen, die, aneinandergelegt, auch wiederum einen geschlossenen Ring bilden.

Auf dem Rücken verlaufen über die ganze Länge des Körpers, mehrere Reihen gerader Längsstreifen, während der Bauch heller gefärbt und mit mehr oder weniger großen unregelmäßigen dunkeln Flecken bedeckt ist.

Der Blutegel besitzt eine solche Elasticität des Körpers, daß er sich oft über einen Fuß lang ausdehnen und alsdann wieder zu einer ganz kurzen, festen Olive zusammenziehen kann.

Innerhalb der oben genannten Lippen liegen im Hintergrunde drei starke Schleimhautwulste, die mit einer kleinen hornartigen Masse bedeckt sind und die, da letztere mehrere Reihen mikroskopischer Zähnchen tragen, als Kiefern angesehen werden müssen. Zwischen den Kiefern mündet der sehr enge Schlund, welcher durch einen Quermuskel willkürlich festgeschlossen und geöffnet werden kann.

Durch diese Zusammenstellung der beweglichen Lippen, des engen Schlundes und der mit Zähnchen besetzten Kiefern, wird das Thier für den Menschen so wichtig, indem es dadurch in den Stand gesetzt wird, die Haut zu durchbrechen und Blut aus ihr zu saugen; und zwar ist der dabei statthabende Mechanismus folgender.

Indem nämlich die Lippen des Egels sich im Kreise auf der Haut luftdicht anschließen, werden die Kiefern an letztere fest angedrückt und die sägeförmig aufgestellten Zähnchen in die Oberhaut eingedrückt. Nachdem der Schlund nun fest angeschlossen worden, erhebt sich der Kopf des Thieres in etwas und die Lippen erhalten dadurch die Form eines kleinen luftleeren Schröpfkopfes, welcher in seinem Innern durch die fest an der Haut anliegenden Kiefern in drei bestimmt getrennte Abtheilungen zerlegt wird. In diese drei Abtheilungen des Schröpfkopfes wird die menschliche Haut gewaltsam hineingesogen bis sie zerreißt, und da sich in jeder solchen Abtheilung je ein Riß bildet, so entstehen drei kleine, den Räumen zwischen den drei Kiefern entsprechende Hautrisse, die mit ihren innern Enden in einander übergehn und dadurch eine größere, jedes Mal dreilappige Wunde bilden. An behaarten Theilen des Körpers, wo es unmöglich ist, einen Schröpfkopf luftdicht aufzusetzen, ist der Egel deshalb auch nicht im Stande zu saugen. Wenn nun durch das Platzen der Haut der von den Lippen gebildete Schröpfkopf mit Blut gefüllt worden, so wird der Schlund geöffnet und das Blut durch die saugenden Bewegungen des Körpers in den Magen hineingetrieben und der von den Lippen gebildete Schröpfkopf von neuem mit Blut gefüllt. Der enge lange Magen ist durch 26, in zwei Reihen stehende, eigenthümlich geformte Taschen oder Klappen in den Stand gesetzt, außerordentliche Mengen von Blut zurückzuhalten, ohne daß dasselbe durch die große Elasticität der eignen Muskelthätigkeit wiederum zurückgetrieben würde, während durch eine Stichwunde in den Körper des Egels, am hintern Ende des Magens, unter Umständen das ganze ausgesogene Blut abfließen kann.

Wegen des engen Schlundes kann der Blutegel keine festen Nahrungsstoffe zu sich nehmen. Seine gewöhnlichste Nahrung sind animalische und pflanzenartige Infusorien, die er wie der Walfisch die Heringe in großen Massen verschluckt. Während aber der Walfisch das verschluckte Wasser durch die Nasenöffnungen von sich gibt und nur die Heringe im Magen behält; schwitzt der Blutegel das überflüssige Wasser durch eigenthümliche Drüsenapparate seiner Oberhaut aus und behält dann die Infusorien im Magen zurück. Er säuft aber auch sehr gern das Blut von kalt und warmblütigen Thieren, füllt sich aber namentlich mit letzteren stets so gierig an, daß ihm die Verdauung unmöglich wird und er sehr leicht darnach stirbt.

Die Patriarchen unter unseren Grundbesitzern werden sich noch erinnern, daß der Blutegel wegen seiner großen Fruchtbarkeit in ihren Sümpfen zu Millionen umherwimmelte, daß sie ihn für ein völlig werthloses, ja für ein lästiges und schädliches Geschöpf hielten und daß sie den herumziehenden Händlern, anfangs umsonst, später vielleicht für eine Kleinigkeit gern gestatteten, ihre Sümpfe bis auf den letzten dieser Mohicaner auszufischen. Endlich waren sie auch die Würmer los; die Händler hatten die guten Egel mit ungeheurem Profit verkauft und Millionen über Millionen waren in überseeischem Transport von Hamburg aus nach Amerika und sonst wohin ausgeführt, wo man der Egel, dieses kostbaren und unersetzlichen medicinischen Blutentziehungsapparats bedürftig war und im eigenen Lande hatte man deren nicht mehr. Denn der brauchbare Blutegel kommt eben nicht in aller Herren Länder vor und beschränkt seinen Aufenthalt auf das mittlere Europa, Kleinasien und einen kleinen Theil der Nordküste Afrikas. In diesen verhältnißmäßig beschränkten Gebieten, von denen überdies ein großer Theil, wie Norddeutschland, die Egel vollständig hat ausrotten lassen, soll nun ein Bedarf bestritten werden, der derartig ist, daß Frankreich und Deutschland z. B. je 30 Millionen verbrauchen und daß von Hamburg allein jährlich 30 Millionen überseeisch ausgeführt werden. Was Wunder, daß der durch so massenhaften Bedarf enorm steigende Preis der Egel sie zu einem sehr vortheilhaften Handelsartikel gemacht hat und daß die Grundbesitzer es lebhaft zu bereuen anfangen, diese kostbaren Geschöpfe der völligen Ausrottung preisgegeben zu haben.

Nun wird mancher fragen: Wenn die Blutegel früher in Norddeutschland zu Millionen angetroffen wurden, so können sie ja wohl von neuem mit leichter Mühe hier gezüchtet werden? Braucht's denn mehr als einiger tausend Mutteregel, die in unsere Sümpfe gesetzt und dort ruhig gelassen werden, um dieselben alsbald mit junger Brut zu bevölkern? Gewiß, an die Blutegelzucht hat schon mancher gedacht, seitdem der Egel ein so lucrativer Handelsartikel geworden ist, aber leider ist auch der Egel ein Geschöpf, dessen Natur man studiren muß, wenn er gedeihen soll und den man anfangs gegen die durch seine lange Abwesenheit enorm vermehrten Feinde schützen muß. Die Mutteregel, die in Teiche gesetzt werden, legen natürlich ihren Cocon ab, aus dem die junge Brut, wenn sie dazu reif ist, hervorkriecht, aber diese junge Brut bedarf, um groß zu werden, außer des Schutzes auch noch der natürlichen Nahrung und siecht dahin, wenn sie diese nicht vorfindet und auf künstliche Weise genährt wird. Der Egel findet die Bedingungen seines Gedeihens und seiner Entwickelung nicht in künstlichen Teichen, wie die Versuche zeigen, welche z. B. in den 40er Jahren die Herren von Bredow, Graf Cynar, Gutsbesitzer Schwarz, Apotheker Reich, Geheime Rath Wöhde und viele andere gemacht haben; seine Brut wird nie bis zur Gebrauchsfähigkeit heranreifen, sondern die Mutteregel werden allmählich verkommen und die Kapitalien, die auf solche Anlagen verwendet werden, sind einfach Geld, das buchstäblich einmal ins Wasser geworfen wird, wenn auch in Gestalt von Mutteregeln. Sind doch selbst Versuche mit der Blutegelzucht gescheitert, die um vieles rationeller in einem Naturteiche zu Wilmersdorf bei Berlin angestellt wurden, wo der Egel schon mehr die natürlichen Bedingungen seines Lebens und seiner Ernährung antreffen mußte. Indessen ist der Egel ein Geschöpf, das wie gesagt, nicht in aller Herren Länder zu finden ist, und das zu seinem Gedeihen ein ihm zusagendes Klima beansprucht. Es war also nicht damit gethan, daß man Egel aus Ungarn, Bessarabien oder der Wallachei in einen norddeutschen Sumpf setzte, es gehörte zu einer erfolgreichen Zucht, daß man sie akklimatisirte und dies wollte dem Egelhändler, Herrn L. Guse, der vor 20 Jahren zu Wilmersdorf die betreffenden Versuche machte, schlechterdings nicht glücken, so zweckmäßig auch sonst seine Anlagen eingerichtet sein mochten.

Nach so vielen gescheiterten Versuchen sollte es endlich erst der Neuzeit und einem sorgfältigen Studium der Natur und Lebensweise des Blutegels vorbehalten bleiben, die Züchtungsversuche des Egels mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Ueber die desfallsigen Erfahrungen und Erfolge des praktischen Arztes Dr. Stanelli in Potsdam und über die von ihm als Direktor der Aktiengesellschaft Hirudinea geleiteten Blutegelzuchtanlagen werden wir in einem zweiten Artikel berichten.

Ob nun aber, wenn die Egelzucht im großen erfolgreich betrieben wird, die Erzielung eines erklecklichen Gewinns möglich ist, das kann auch jetzt schon leicht aus einigen Beispielen ersehen werden, welche die Frage mit wirklich absoluter Bestimmtheit zu bejahen gestatten. Die Gebrüder Béchade hatten die großen Sümpfe des Baron Pichon bei Bordeaux für einen Zins von 300 Francs zur Grasnutzung gepachtet und konnten diese Pacht nach Aufschonung der Sümpfe mit Egeln allmählich bis auf 25,000 Francs gesteigert sehen, ohne sich überbürdet zu fühlen, und nach ihrem Vorgange gestaltete

sich seit dem Jahre 1835 die Blutegelzucht bei Bordeaux überhaupt zu einer so großartigen Erwerbsquelle, daß sie Anlagen von 5000 Hektaren Flächenraum umfaßt, viele Arbeiter beschäftigt und ein Kapital von 40 Millionen Franken repräsentirt. Auch in Mecklenburg erzielt ein größerer Gutsbesitzer, dem ein Theil der Pacht in Blutegeln geleistet wird, daraus eine Einnahme von nicht weniger als 6000 Thalern und in Frorings Notizen findet sich die Mittheilung, daß im Jahre 1827 der Wundarzt Mehrer aus Lienzingen in Würtemberg einen zehn Morgen großen Sumpf mit Blutegeln bevölkerte und deren Zucht so großartig betreiben konnte, daß er die Egel centnerweise absetzte. Was aber in Frankreich künstlich erzielt worden, warum sollte dies in unserem Vaterlande, der eigentlichen Heimat des guten Blutegels, nicht zu erreichen sein?

Der Beweis, daß die Egelzucht sich besser interessirt als die meisten andern Culturen, zu denen dem Landwirth sich Gelegenheit bietet, ist damit beigebracht und der Gewinn muß außerdem um so viel höher angeschlagen werden, als er aus einem Terrain gezogen wird, das sonst absolut ertraglos ist. Ueberdies mag es auch wohl den patriotischen Sinn der Grundbesitzer reizen, hunderttausende von Thalern, die zum Ankauf von Gebrauchsegeln alljährlich ins Ausland wandern, dem Vaterlande zu erhalten und dadurch nutzbar zu machen, daß sie dieses Kapital, welches in ihre eigenen Kassen fließt, zur Verbesserung ihres Wirthschaftsbetriebes, oder zu anderen productiven Unternehmungen verwenden. Mag ein Land so reich sein, als es wolle, es ist nie reich genug an baarem Capital und sollte keinen Thaler in die Fremde schicken, der dort nicht arbeitet und mit Gewinn wiederkehrt. Nun aber ist der Export Norddeutschlands nach Ungarn und der Wallachei äußerst untergeordneter Natur und besonders der Export der ländlichen Productive gleich Null; der Thaler, der über die Leitha ging, ist ein Auswanderer, der als verschollen betrachtet werden muß. Besser ist's, daß man den Thaler in Gestalt von Blutegeln in den Sumpf wirft; da kommt er nach drei Jahren als doppelter Friedrichsd'or wieder zum Vorschein.

A. Berghaus.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

„Friedericus Rex, unser König und Herr,
Rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr!"

so tönte es lustig aus jugendlichen Soldatenkehlen.

Wachtfeuer brannten, Zelte waren errichtet, Feldküchen aufgeschlagen; die blanke Erde oder alte Soldatenmäntel und Pferdedecken über eine Schütte Stroh gebreitet, dienten zum Lager, Trommeln, umgestülpte Kessel und andere ähnliche Geräthschaften zum Tisch.

Gelächter, Gesang, Gespräch überall. Von Müdigkeit keine Rede, trotz des anstrengenden Manövers am Tage. Der Herbstabend war mild, die zahllosen Feuer spotteten der hereinbrechenden Dunkelheit, die mit mattem Licht erst vereinzelt sich hervorwagenden Sterne blinzelten neugierig auf das bunte, lebendige Gemälde des Bivouaks hernieder. Dazu noch Scharen von Besuchern aus der naheliegenden großen Stadt, die eben so neugierig waren wie die Sterne, aber viel waghalsiger, denn sie gingen mitten hinein in das bunte Gewühl. Sogar Damen, sich für das Kriegsspiel im Frieden interessirend, waren unter den Besuchenden. Mancher junge Officier machte galant und dienstbeflissen, mancher ältere, mit etwas griesgrämiger Miene, den Führer durch das Lager.

Es summte und schwirrte wie in einem Bienenschwarm. Signale zerrissen die Luft, Trompeter bliesen lustige Stückchen, von allen Seiten tönten und brausten Lieder durcheinander.

„Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd!"

Kaum verhallte der letzte Ton, da brüllte es dort aus heiserer Kehle:

Der Blücher war so lahm und wund,
Daß kaum im Bett er liegen kunnt',
Doch stand er auf, rief nach dem Pferd
Und schnallte um sein schartig Schwert!

„Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!"

rasselten an anderer Stelle die frischen, kecken Stimmen durcheinander.

„Herr Churfürst Friedrich Wilhelm,
Der große Kriegesheld,
Seht wie er auf dem Schimmel
Vor den Geschützen hält"

stimmte hier der Vorsänger einer am Boden lagernden Soldatengruppe an.

Weit von dieser entfernt sangen sie:

„Joachim Hans von Ziethen,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er so manches Mal"

und nur wenn der erste Chor schwieg, trug der Wind verhallende Töne des zweiten zu diesem herüber.

Es war eine Freude, all die Lustigkeit zu hören und daraus auf die Stimmung zu schließen, mit der's künftig zu Felde gehen würde, wenn's dermaleinst Ernst werden sollte und das Spiel, das mancher mit Nasenrümpfen betrachtet, dann seine recht gründliche Nützlichkeit zu beweisen haben würde.

Der Kommandirende schritt durch die Reihen.

„Guten Abend, Kinder!"

„Guten Abend, Excellenz, guten Abend, guten Abend!"

Er war sehr gnädig gewesen und hatte nichts zu tadeln gehabt an den Leistungen des Tages. Das war viel, denn er sah jeden falsch angenähten Hosenknopf und jedes Federchen, das sich zwischen den Augenwimpern verbarg.

„Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so himmlisch amüsirt wie heut', Herr Obrist," sagte eine alte Dame, die mit einer Gesellschaft Herren und Damen durch die engen Zeltgassen schritt.

„Ich weiß nicht, man fühlt sich so jung inmitten dieses concentrirten Lebens, dieser concentrirten Lebensfröhlichkeit und Frische. Man fühlt sich so leicht, so gehoben. Sehen Sie doch einmal nach meinen Schultern," wendete sie sich zu einem Paar hinter ihr gehender junger Mädchen, „sehen Sie doch, ob mir die Flügel wachsen, mich juckt's dort so, am Ende wird aus dem häßlichen Entlein noch ein Schwan." — Die jungen Mädchen lachten.

„Wenn Fräulein Garonzy dabei ist, gibt es immer etwas zu lachen," sagte die eine und drängte sich neben die alte Dame.

„Wahrhaftig, ich begreife die Passion des Königs," fuhr die alte Dame fort, während ein heitres, joviales Lächeln das wenig hübsche und trotz des italienischen Namens gar nicht italienische Gesicht überflog. Die Augen freilich waren schwarz und der Teint dunkel, aber damit hörte auch jede nationale Eigenthümlichkeit auf, auch war die Dame vollständig naturalisirt, sprach ganz geläufig deutsch und schien mit ihren feuersprühenden Landsleuten gar nichts gemein zu haben.

„Wenn ich König wäre," fuhr sie fort, „ich hielte mir auch so viele Soldaten. Das sind lustige Leute, sind nicht müde, nicht kaput zu machen. Singen von früh bis spät."

„Daß der Gesang Sie anspricht, wundert mich," bemerkte der Obrist, „er ist doch sehr kunstlos."

„Opernsänger würden sich hier schlecht machen," meinte das alte Fräulein, „aber dieser frische, kecke Gesang, vortrefflich. Und hören Sie nur, es sind hübsche Stimmen darunter."

„Morgenroth, Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod!"

„Still, still," winkte das Fräulein ihren Begleitern zu. Sie blieben stehen. Das Feuer beleuchtete eine malerische Gruppe.

In allen möglichen Stellungen hatten sich die Sänger um dasselbe gelagert und das flackernde Licht verlieh der Scene ein eigenthümliches Leben. Ein junger Soldat, lang an der Erde liegend, den Ellenbogen aufgestützt und den Kopf mit dem aufwärtsgekehrten Gesicht in der Hand ruhend, fesselte am meisten die Aufmerksamkeit. Er lag so recht in der vollen Beleuchtung, die ihm eine fast gespenstische Blässe verlieh. Seine Augen, stille, ernste Augen, starrten ins Feuer,

während er sang, seine Stimme, ein voller schöner Tenor, klang weich und kräftig hindurch durch alle die ungeschulten Kehlen.

„Morgenroth! Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod,
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht,
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab."

War es der Zauber in des jungen Soldaten Stimme, war es der einfache und doch tief ins Herz gehende Ausdruck, mit dem er sang, der überwältigend selbst auf seine Mitsänger wirkte? Die beiden ersten Verse hatten sie mitgesungen, beim dritten hörte einer nach dem andern auf, den vierten sang er ganz allein.

„Darum still, darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will,
Nun so will ich wacker streiten
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann!"

Ein donnerndes Bravo lohnte den Sänger. Ein dichter Zuhörerkreis hatte sich um die Gruppe versammelt, Officiere, Soldaten, Damen, eine Menge Leute aus dem Publikum.

„Es ist mein Regimentsschreiber, ein wirklich gebildeter junger Mann," sagte der Obrist, „er singt wie ein Daus."

„Wie ein Daus! Wie mag das sein?" wiederholte das Fräulein und drängte sich vor, so daß sie in die Nähe des Sängers, dicht neben ihm zu stehen kam. Sie legte die Hand auf seine Schulter.

„Lieber Freund, singen Sie noch ein Lied, aber ganz allein, nicht wahr, ihr laßt ihn allein singen?" wendete sie sich bittend zu den andern Soldaten. „Ich will keinen beleidigen, aber einer kann's doch besser als die andern." Die Soldaten stimmten lachend bei, einer sagte: „Wir Krähen wollen nicht dazwischen krächzen, wenn unsere Lerche singt."

„Heißen Sie Lerche?" sagte das Fräulein zum Sänger.

Er verneinte lächelnd. — „Nicht? Nun, es ist auch egal, wenn man nur singt wie eine Lerche. Singen Sie nur, sie werden schon stille werden, wenn Sie erst anfangen, singen Sie, Herr Lerche, bitte, bitte!" so drang die Alte in den jungen Soldaten, der schon bei ihrer Anrede aufgesprungen, noch vor ihr stand und dessen anfänglich etwas befremdete Miene jetzt dem Ausdruck des Zutrauens gewichen war, mit dem er in das gutmüthige harmlose Gesicht der alten Dame sah.

„Ich habe auch einmal gesungen," fühlte sich diese jetzt bewogen, ihren Eifer zu erklären. „Ich war Sängerin und man nannte mich die Nachtigall. Jetzt bin ich kaum noch eine Wachtel, eigentlich nur eine alte Schachtel. Es ist alles vergänglich, darum muß der Augenblick ausgenutzt werden. Singen Sie, lieber Herr Daus!"

Der junge Soldat gab den Bitten nach, er wollte wieder seine frühere Stellung einnehmen.

„Stehend, stehend!" bat das Fräulein, „daß der Ton voll aus der Brust heraus kann."

Der Sänger willfahrte ihr. Er trat ein Paar Schritte zurück und sich mit dem Rücken an eine Zeltwand lehnend, sang er: „Ich hatt' einen Kameraden 2c." Als er zum dritten Verse kam:

„Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'"

brüllte eine Stimme „Feuer!" dazwischen.

„Die Alte brennt!" eine andere; und ehe das Wort verhallt, war der Sänger hinzugesprungen und hatte mit einem Paar kräftigen Griffen das hell auffladernde Gewand der Dame halb heruntergerissen, halb zusammengedrückt, so daß die Flamme rasch verlöschte.

Fräulein Garonzy, im Eifer des Zuhörens alles vergessend, theils auch vorwärts gedrängt durch den sich immer mehr um den Sänger schließenden Kreis, war dem flackernden Feuer so nah gekommen, daß ein Luftzug genügte, ihr Kleid von dünnem sommerlichen Stoff demselben so nah' zu bringen, daß es Feuer faßte.

Der Schade war nicht groß, nur der Rock des Oberkleides und der darüber geworfene leichte Mantel hingen in versengtem, zerfetztem Zustand um die Dame herum. Sie selbst war wenig erschrocken und noch weniger verlegen. Sie sah sich lachend um.

„Der Sänger schlug die Leier,
Die Lauschende fing Feuer!"

spottete sie gutmüthig über sich selbst. Schade, daß ich nicht ein junges Mädchen bin, es wäre romantischer gewesen, mich zu retten. Schönsten Dank, lieber Freund," wendete sie sich an den Soldaten. „Sie haben sich doch nichts gethan?" — Der Soldat verneinte.

„Gottlob, das wäre das alte Kleid nicht werth gewesen, nochmals vielen Dank und hören Sie, nehmen Sie Ihre Stimme in Acht. Legen Sie sich nicht so auf den feuchten Fußboden. Das Metall wird rostig von der Feuchtigkeit."

Damit mischte sie sich wieder unter ihre Gesellschaft. Die jungen Mädchen umringten sie lachend.

„Wie die Spatzen um eine Vogelscheuche," sagte sie. „Schreckt Euch der Popanz nicht, ihr Kinder, fort mit euch!" und sie schwenkte den zerlumpten Mantel wie eine Fahne.

Da nahm ihn ihr eine der jungen Damen ab, ehe sie sich dessen versah, und hing ihr den eignen an dessen Stelle um, die Fetzen des verbrannten Kleides sorgfältig damit verhüllend.

„So," sagte das Mädchen, „nun sehen Sie wieder anständig aus, wenn wir Sie nun so umgeben, daß Sie möglichst gedeckt sind, —"

„Wenn ich unsichtbar bin, sehe ich am besten aus, meinen Sie, Spottvogel," zürnte das Fräulein scherzend.

Von ihrer jugendlichen Eskorte begleitet, folgte sie dann dem voranschreitenden Obristen nach dem am Ausgang des Lagers haltenden Wagen, und fuhr in die Stadt zurück.

Das Fräulein hatte eine hübsche kleine Wohnung im Mittelpunkt derselben. Einen Saal, in dem sie Unterricht gab, eine Wohn- und eine Schlafstube und ein Kabinet für ihre Dienerin, die etwa um zehn Jahr älter sein mochte als sie und mit der sie nun schon eine geraume Zeit, von ihrer Jugend an, ihren kleinen Haushalt führte oder die es vielmehr für sie that.

„Na nun, was ist nun los?" brummte die Alte, als Fräulein Garonzy den geborgten Mantel abgelegt, ihr die Bruchstücke des ihrigen zugeworfen hatte und sich nun vor sie hinstellte, zwar nicht ein Ritter, aber eine Dame von der traurigen Gestalt.

Fräulein Garonzy erzählte.

„Gott steh' mir bei, Sie werden doch nie vernünftig. So nah ans Feuer zu laufen, ich werde Sie nicht mehr allein ausgehen lassen!"

„Na, alte Jakobe, sei nicht böse! Das Kleid und der Mantel sind nicht so viel werth," sagte das Fräulein begütigend.

„Nicht so viel werth, wie viel denn? Gar nichts sind sie werth," brummte Jakobe, „im Gegentheil, es ist gut, daß sie verbrannt sind, nun wird doch endlich einmal ein neues Stück angeschafft werden und die verwünschte Musikschule kriegt etwas weniger."

Es war ein fortlaufender Gegenstand des Streites, diese musikalische Akademie, die Fräulein Garonzy in ihrer Vaterstadt von ihrem Nachlaß stiften wollte und zwar fern von jedem ehrgeizigen, eitlen Gedanken, sich selbst damit ein Denkmal zu errichten, sondern in reiner Begeisterung für die Kunst und in dankbarer Erinnerung an die Zeit, wo sie, durch die Wohlthat musikalischer Gönner unterstützt, in einem solchen Institut den Grundstein zu ihrer ferneren Laufbahn legte. Jakobe, eine Antagonistin aller Musik, denn sie sagte: „was man so viel hat, geht einem über und wenn man das Geübe mit angehört, mag man schon nichts mehr davon wissen, wenn's fertig ist." Jakobe bebrummte und bekrittelte dem Fräulein bei jeder Gelegenheit den Lieblingsplan. Was that's? Fräulein Garonzy hatte immer dieselbe Antwort.

„Sei ruhig, Alte, Du kommst deshalb nicht zu kurz," worauf jene dann böse wurde und sich ereiferte, daß sie erstens nicht eigennützig sei und zweitens wohl eher sterben würde, als das Fräulein, das gegen sie nur ein „Kiek in die Welt" sei, weiter nichts.

Heut fehlte diese letzte Replik. Jakobe war noch mit allen Gedanken bei dem Feuer und der Gefahr, in der ihre Herrin geschwebt.

„Fährt da mit einer ganzen Sippschaft von Obristen und Generalen und was weiß ich, fort und keiner sieht auf sie."

Fräulein Garonzy lachte, daß ihr die Thränen herunterliefen.

„Es sollte mich wohl einer ans Gängelband nehmen? Die Kleine, die erst sechzig Jahr alt ist, kann noch nicht laufen!"

„Hat's vielleicht wieder verlernt," meinte Jakobe. „Na, es thut Noth, daß man die Augen immer auf hat, sonst wird lauter Unsinn gemacht. Ja lachen Sie nur, das können die Backfische auch, die einem hier alle Tage was vorquieken, daß einem himmelangst wird.

Sie hatte viel zu brummen und zu tadeln in nächster Zeit, die gute Jakobe. Ihre Herrin wurde zerstreut, gedankenvoll, nahm allerhand seltsame Gewohnheiten an, fing an das Wetter zu beobachten, über Regen, Wind und Kälte zu klagen und über Dinge zu räsonniren, die sie gar nichts angingen. So zum Beispiel über das Manöver, daß es so lange dauerte, daß es nun nicht mehr in der Nähe

der Stadt war, daß Wochen vergehen würden, ehe man die Truppen zurückerwarten könne.

„Wenn die schöne Stimme Schaden leidet!“ seufzte sie.

„Richtig,“ sagte Jakobe, „hab' ich's nicht gedacht! Die alte Tollheit! Fräulein, was geht Sie dem jungen Soldaten seine Stimme an? Wollen Sie wieder einen Sänger ausbilden oder ausbilden lassen? Der eine, dem Sie zu seinem Ruhm verholfen, mit dem Sie geackert hatten früh und spät, ehe aus dem Bierbaß eine menschliche Stimme wurde, ich denke noch mit Schrecken daran, der kam hier durch und fragte auch nicht einmal nach Ihnen; der andere, den Sie in die Akademie nach Paris schicken wollten, vertrank und verspielte sein Reisegeld; der dritte — —“

„Genug, genug!“ fiel das Fräulein ein.

„Halt, da fällt mir ein,“ fuhr Jakobe fort, „der Theaterdirektor war vorher hier, dem Sie geholfen haben, die Oper einzustudiren. Er wollte Sie gern sprechen. Da das Militär fort ist, reist die Truppe ab. Er hat hier das für Sie zurückgelassen.“

Sie überreichte dem Fräulein einen Brief und ein kleines Etui. Als dieses letzteres öffnete, fiel ein Ring heraus, den Jacobe aufhob, während das Fräulein halblaut las:

Selten haftet Glück an Steinen,	Weil sich uns des Goldes Minen
Sie sind hart und kalt ist Gold,	Aufgethan auf Deinen Wink,
Doch sind diese erst die deinen,	Güt'ge Fee, so möge dienen
Stehn sie in Fortunas Sold.	Dir der Reif als Zauberring.

Das Fräulein lachte, Jakobe reichte ihr mit spöttischer Miene den etwas altmodisch gefaßten Ring.

„Katzengold, Theaterplunder!“ sagte sie verächtlich.

„Um so besser, wenn er keinen Werth hat. Der Mann will dankbar sein, das ist genug.“ Sie legte den Ring in sein Etui zurück und verschloß ihn in ihrem Schreibtisch.

Neuntes Capitel.

Das Manöver war aus. Die Truppen in die Stadt zu ihrem gewöhnlichen Dienst zurückgekehrt, führten wieder das alte Garnisonleben, da ließ der Obrist eines Tages den Regimentsschreiber rufen.

„Ich habe einen Auftrag von einer Dame an Sie, lieber Werner,“ sagte er, „von einer alten Dame, die es gut mit Ihnen meint. Vorläufig eine Bitte, sie zu besuchen, es ist dieselbe, die Sie im Bivouak von Feuersgefahr befreiten.“

„Der Dienst, den ich der Dame leistete, war sehr gering und sie hat mir bereits gedankt,“ sagte der Schreiber in bescheiden ablehnendem Ton. Der Obrist ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann sagte er, vor dem jungen Mann stehen bleibend.

„Da Sie mir Ihre traurige Geschichte erzählt, gaben Sie mir einen Beweis von Vertrauen und damit gewissermaßen das Recht, Ihnen mit Rath und That beizustehen. Ich habe Sie kennen gelernt und deshalb kommt der Rath aus freundschaftlichem Herzen und an der That sollte es auch nicht fehlen. Da Sie Ihre Fähigkeiten und Kenntnisse nicht in dem Grade benutzen und erweitern wollen, das Officierexamen zu machen, da allzu empfindliche Bedenklichkeiten Sie davon zurückhalten, so sehe ich Sie ungern an dieser Stelle. „Die alte Dame hat Pläne mit Ihnen, Vorschläge für Sie, denen ich vollständig beipflichte. Mit der Dankbarkeit für den ihr geleisteten Dienst, hängt es gar nicht zusammen, sie ist eine vernünftige und, einen Punkt ausgenommen, eine ganz nüchterne Person. Wie ist's, werden Sie hingehen?“

„Aufrichtig gesagt, sehr große Lust habe ich nicht, Herr Obrist,“ antwortete der junge Mann bescheiden. „Ich scheue jedes Hervortreten, weil es nicht geschehen kann, ohne an der Vergangenheit zu rühren. Was kann die Dame von mir wollen, wer ist sie?

„Sie ist eine ehemalige Sängerin, Fräulein Garonzy. Sie sind zu jung, um sie selbst gehört zu haben, aber Sie werden von ihr gehört haben. Sie lebt hier, und da sie nicht vom Gesang lassen kann, gibt sie nun wenigstens Singstunden. Sie ist eine harmlose alte Person. Meine Töchter haben bei ihr Unterricht und sie ist eigentlich allen den Häusern, in denen sie Unterricht gibt, befreundet. Sie hat eine wahre Passion für schöne Stimmen und Sie nehmen ihr die Ruhe, wenn Sie ihr nicht Gelegenheit geben, die Ihrige zu prüfen. Gehen Sie hin und vertrauen Sie ihr. Ich versichere Sie, mir kam anfänglich ihre Idee ganz romantisch vor, aber sie leuchtet mir mehr und mehr ein. Wenn es wahr ist, was sie von Ihrer Stimme sagt, wenn diese sich so bildungsfähig erweist, so könnten Sie ja darauf hin Ihre Carriere in der Welt machen.“

Der junge Mensch zuckte die Achseln, aber dennoch ergriff ihn der Gedanke sichtlich.

„Ich denke, Sie haben manches, was zu subtil, was fast krankhaft subtil in Ihrer Anschauung war, überwunden,“ sagte der Obrist freundlich, „wenigstens, wenn ich von Ihrem Aeußern auf Ihre Stimmung schließen darf. Sie sehen viel frischer aus.“

„Was lebt, muß in die Höhe,“ entgegnete der junge Mann.

„Das freut mich,“ sagte der Obrist, „und nun gehen Sie zur Sängerin, thun Sie ihr den Gefallen und singen Sie ihr vor, was sie will und wenn sie es Ihnen zu beweisen vermag, daß in Ihrer Stimme ein Kapital liegt und wenn Sie meiner bedürfen, es flüssig zu machen, zählen Sie auf mich. Auf Wiedersehen, lieber Werner.“

Noch an demselben Tage ging Richard zu der Sängerin. Die alte Jakobe empfing ihn mit scheeler, das Fräulein selbst mit sehr vergnügter Miene und nach den ersten einleitenden Worten eilte sie zum Flügel und öffnete ihn. — „Sie werden nicht viel Freude an mir haben, ich bin nur ein Natursänger,“ versicherte Richard.

„Sie sind wahrscheinlich nicht daran gewöhnt, mit Begleitung zu singen,“ meinte das Fräulein, „ich will auch nur Ihre Stimme prüfen, nachher singen Sie mir dann ein Paar Lieder. Ich bin doch neugierig, ob man sich so durch eine malerische Scenerie kann täuschen lassen, eine mittelmäßige für eine schöne Stimme zu halten.“

Sie setzte sich ans Instrument, sie spielte die Skala, er sang die angegebenen Töne, sanft einsetzend, sie allmählich anschwellen und wieder verklingen lassend, rein und sicher nach.

Sie sah ihn erstaunt von der Seite an und spielte einige leichte Uebungen, auch diese sang er geläufig und mit sicherem Brustton.

„Natursänger, bei wem haben Sie Unterricht gehabt?“ fragte sie. Es lag etwas so Drolliges in ihrem Ton und Blick, daß er unwillkürlich lachen mußte.

„Bei meinem seligen Vater,“ sagte er dann, „einem Dorfschullehrer: Von ihm habe ich die Stimme geerbt und das bischen Ausbildung empfangen.“

„Gottlob, daß es nicht mehr ist!“ ereiferte sich Fräulein Garonzy, „sondern nur gerade so viel, alles daraus zu machen. Es ist viel leichter, eine ganz rohe Stimme zu bilden, als einer verbildeten die schlechten Angewohnheiten abzugewöhnen. Ihr Vater muß ein sehr verständiger Musiker gewesen sein.“

„Schulmeister war er, nicht Musiker,“ berichtigte Richard.

„Das machen Sie mir nicht weiß, Musiker war er von Gottes Gnaden, wie ich es bin und wie Sie es sind. Warum wurden Sie Soldat?“ — „Weil Aussicht auf Krieg war.“

„Sind Sie lebensmüde?“ — „Ich war es.“

„Und warum sind Sie es jetzt nicht mehr?“

„Weil man bei einem Beruf, der männliche Eigenschaften vor allem andern fordert, aufhört, unmännliche Wünsche zu hegen.“

„Ach Gott,“ sagte sie seufzend, „hier habe ich es wohl mit einem enragirten Soldaten zu thun. Wie werde ich den vom Kamaschendienst loskriegen! Haben Sie denn so sehr brillante Aussichten in Ihrem Stande?“ fragte sie wieder.

„Ich habe gar keine Aussichten,“ sagte er schwermüthig, „ich bleibe was ich bin.“ — Das alte Fräulein sah ihn zutraulich an.

„Sie können wohl das Officierexamen nicht machen?“ sagte sie freundlich, „ein Schulmeistersohn, wahrscheinlich arm, Sie haben nicht genug gelernt? Schämen Sie sich nicht, es mir zu sagen, mir ist es lieb und ich habe auch nichts gelernt.“ — Er lächelte.

„Damit ist's nicht so schlimm, das könnte ich nachholen,“ meinte er, „ich könnte Officier werden, ich will es aber nicht.“

„Wie so, mißachten Sie die Officiere?“ fragte sie erstaunt. „Sind die schlimmer als die Soldaten?“

„O nein,“ sagte er, „ein höherer Rang macht keinen Menschen schlechter. Ein Regiment ist ja ein zusammenhängender Körper, wie können da die einzelnen Glieder einander mißachten?“

„Dahinter steckt etwas, was ich nicht verstehe,“ meinte Fräulein Garonzy, „aber wenn Ihr militärischer Ehrgeiz nicht weiter geht, als bis zum Regimentsschreiber, wird es nicht so schwer sein, ihn von seinem Ziel abzubringen. Lassen Sie den Soldaten fahren, werden Sie Sänger!“ — Er schüttelte den Kopf.

„Dazu ist weder meine Stimme ausreichend, noch habe ich Schule genug!“

„Ach was, Schule!“ sagte sie. „Das holt sich nach. Wie alt sind Sie?“ — „Vierundzwanzig Jahr.“

„Ein wahres Kind!" sagte sie. „Was kann man da noch alles lernen!" — „Ich habe nicht die Mittel," wandte er ein.

„Wenn sie nun ein anderer hat," meinte sie.

„Ich habe noch nie Unterstützung in Anspruch genommen."

„Das brauchen Sie auch jetzt nicht. Was denken Sie denn? Man reißt sich um schöne Stimmen. Es hat sie nicht jeder Straßenjunge, wenigstens hier in unserm Norden nicht. Sie sind Sänger von Natur, es wäre Sünde, nicht zu werden, wozu Gott Sie bestimmt. Unsinn für Sie, Soldat zu sein, sich jeder Anstrengung, jedem Witterungswechsel auszusetzen, sich die goldenen Töne in Staub einhüllen zu lassen, das Gottesgeschenk zu verhunzen, geradezu zu verhunzen. Sie können es vor Gott nicht verantworten. Ich habe früher manchen Sänger ausgebildet, ich würde es auch mit Ihnen unternehmen, aber ich denke, es könnte Besseres geschehen und das Gute ist nie gut genug, wenn es etwas Besseres gibt.

„Hören Sie mich an. Ich habe einen alten Freund und Gönner. Er ist Intendant des Großherzogl. W.'schen Hoftheaters, er hat schon manches Genie zur Geltung gebracht, er dankt es mir, wenn ich ihm Gelegenheit dazu gebe. Ich bin nebenbei so eine Art Spürhund von ihm, wo ich eine Stimme entdecke, führe ich ihn auf die Spur. Es ist sein Ehrgeiz, die besten Sänger an seiner Bühne zu haben. Ich schreibe ihm und frage, was er für Sie thun will. Soll ich Ihnen die Antwort sagen? Ich weiß sie voraus. Er setzt Sie in liberalster Weise in den Stand, Ihre Stimme von den ersten Künstlern ausbilden zu lassen; es ist gar keine Wohlthat dabei, denn er thut es für sein Theater, gerade so wie ich es um meiner Passion willen thue, daß ich Sie flehentlich bitte, Sänger zu werden. Sie brauchen niemand, Sie brauchen nur dem lieben Gott dafür zu danken."

„O, vor dem Dank scheue ich mich nicht," sagte Richard gerührt.

„Ich denke auch, es ist eigentlich mehr eine Freude, jemandem dankbar sein zu können," fuhr das Fräulein fort. „Mir hat es immer das Herz erwärmt, dachte ich an den Wohlthäter meiner Jugend. Jetzt ist er lange todt, der vortreffliche Mann, der mich, die arme Logenschließertochter, in meinem dunkeln Winkel aufspürte, um mich zur Primadonna und noch dazu zu einer italienischen zu machen."

Sie lachte. Richard sah sie erstaunt an.

„Wissen Sie nicht?" fragte sie. „Ach, ich dachte eigentlich, die ganze Welt wüßte es und jetzt ist auch nichts mehr daran gelegen, ich bin gar keine Italienerin, meines Vaters guter ehrlicher Name ist Grunzig. Nun denken Sie, eine Primadonna, die Grunzig heißt! Ich hätte wie ein Engel singen können, man hätte es doch nur grunzen genannt. Das fühlte mein Wohlthäter, und mein Vater hatte den Verstand, es einzusehen und mich fragte man weiter nicht, aber als Julchen Grunzig ging ich aus der Heimat fort und als Signora Giuletta Garonzy kehrte ich wieder. Erst als ich vom Theater abging, kam es heraus, ich habe nie darnach gefragt, durch wen, und es war nun auch gleich. Im Gegentheil, ich gönnte es den Leuten, daß sie sich darüber amüsiren konnten, da ich sie durch meinen Gesang nicht mehr heiter stimmen konnte. Heiterkeit ist das halbe Leben!"

„Mitunter auch nur das Leben eines Tages und alle übrigen sind ernst und finster," sagte Richard.

Sie sah ihn wohlwollend an.

„Werden Sie nur erst Sänger, Sie werden anders empfinden. Die Töne steigen nach oben, die Seele mit. Darf ich an den Intendanten schreiben, wollen Sie den Abschied nehmen, wenn seine Offerten Ihnen genügen?"

Richard antwortete nicht gleich. In entgegengesetzter Weise wie bei Johanna den Vorschlägen der Fürstin gegenüber, riefen in ihm tausend Stimmen Ja und nur eine setzte ihr Nein gegenüber, aber die eine wirkte noch mächtiger als die Sehnsucht, das Streben nach einem andern befriedigenderen Lebensziel als seine jetzige Stellung ihm gewähren konnte.

Es kam etwas über ihn wie Weihe des Künstlers, sein Geist schwebte auf den goldenen Tonwellen — sollten sie zur Lethe werden, in dem sein Leid versank? Ihm war, als würden sie es schon, aber er zögerte dennoch, den Fuß in den Nachen zu setzen, der sich am Ufer schaukelte. Der dunkle Schatten lag noch dazwischen, der sich überall zwischen ihn und das Licht, zwischen ihn und das Glück drängte, der Schatten, der als Argwohn auf seiner Ehre lag.

„Es geht nicht," sagte er auf einmal.

„Es geht, es geht, ich verbürge mich dafür," unterbrach ihn das Fräulein eifrig, „ich verstehe mich auf musikalisches Talent, ich bin Ihres Erfolges sicher, noch einmal, ich verbürge mich bei dem Intendanten." — In Richard begann der Kampf aufs neue.

„Es hat eine eigene Bewandtniß mit mir," sagte er nach einigem Zögern. „Wo man mir auch die Hand reicht und wie willig es auch geschieht, immer zage ich, sie zu ergreifen, weil ich den Augenblick fürchte, wo man bereuen könnte, sie mir gegeben zu haben und doch kann ich in Wahrheit versichern, daß ich des in Güte und Wohlwollen gegebenen Händedruckes nicht unwerth bin. Ich habe keine Schuld auf meinem Gewissen!"

„Aber Sie werden eine auf sich laden, wenn Sie nicht Sänger werden, sonst glaube ich wohl, daß Sie nichts Schlimmes thun können, noch gethan haben — auch darin will ich mich verbürgen, nur auf Ihr gutes, ehrliches Gesicht hin," ereiferte sich Fräulein Garonzy.

„Das können Sie nicht, denn Sie wissen nichts von mir und ich kann Ihnen nichts erzählen. Um Ihre Bürgschaft anzunehmen, müßte ich Ihnen wenigstens die Möglichkeit geben, zu wissen, was Sie thun. Es widersteht mir beides; darum lassen Sie mich."

Er wollte aufstehen, sie zog ihn auf seinen Stuhl zurück.

„Halt da!" rief sie aus. „Nicht so jugendlich ungestüm, wir sind noch nicht fertig. Wenn Sie so geheimnißvoll thun, interessiren Sie mich auch für Ihre Person, nicht nur für Ihre Stimme, jetzt lasse ich Sie erst recht nicht los. Was haben Sie denn gethan? Ist Ihre Geschichte sehr schrecklich, so singen Sie sie mir vor!"

Er mußte unwillkürlich lächeln; sie benützte diese günstigere Stimmung und ihn so recht treuherzig ansehend, sagte sie:

„Ich habe allerdings schon lange nichts mehr von der Nachtigall als die Neugierde, aber ich bin ebenso wenig eine Elster, ich habe noch nie jemandes Vertrauen verrathen."

Es lag etwas unbeschreiblich Vertrauenerweckendes in den einfachen Worten der Sängerin, in dem wohlwollenden Ausdruck ihres Gesichtes, in der mütterlichen Weise, mit der sie dem jungen Soldaten dazu die Hand auf die Schulter legte.

Erst einmal, seit der sein ganzes Glück erschütternde Vorfall ihn in das Leben hinaustrieb, hatte er es über sich gewonnen, darüber zu sprechen und zwar auch nur aus einem Gefühl strenger Gewissenhaftigkeit. Richard hatte es für Pflicht gehalten, sich dem Obristen anzuvertrauen. Der Obrist nahm keinen Anstand, den jungen Mann in sein Regiment aufzunehmen. Werners Geschichte war ihm schon vorher bekannt gewesen und er hatte sie in einer für denselben günstigen Weise erfahren. Als er ihn näher kennen lernte und ihn, so schnell es ging, beförderte und ihm eine seiner Bildung angemessene Stellung gab, hatte er ihm mehr als einmal ernstlich zugeredet, sich zum Officierexamen vorzubereiten, er hatte ihm Urlaub angeboten, hatte ihm Unterstützung, seine hilfreiche Verwendung in jeder Beziehung zugesichert, denn ihm that der junge Mann, von dem er die beste Meinung hatte, aufrichtig leid. Er hätte ihn gern vorwärts gebracht, aber Richard erklärte fest, sich nie einem Officiercorps anschließen zu wollen. Es sei ihm eben so schwer über die Sache zu sprechen, als unmöglich, sie da zu verschweigen, wo die Kenntniß des Vorfalles leicht Veranlassung sein könnte, daß man mit derselben Hand, mit der man bemüht gewesen sei ihn zu heben, ihn rücksichtslos zurückstoße. Dem wolle er sich nicht aussetzen.

Auch jetzt, als abermals Güte und Wohlwollen ihm entgegentraten, als sich abermals eine Hand ausstreckte, ihn aus seiner lichtscheuen Stellung emporzuziehen, auch da dieselben Bedenken, dasselbe Zögern.

„Erzählen Sie nichts, wenn es Ihnen schwer wird," sagte die Sängerin gutmüthig, „aber werden Sie auf Treu und Glauben Sänger, wie ich Sie auf Treu und Glauben meinem Gönner empfehlen will. Hören Sie? Auf Treu und Glauben! Mein Gott, halten Sie davon gar nichts?"

Die Beschwörung half. Ja, er wollte Treue und Glauben nicht versagen, nicht zurückweisen, weil man es ihm da verweigert, wo er felsenfest auf beides gebaut hatte.

Er besann sich nicht länger, er erzählte mit kurzen Worten. Der mütterlich gezollten Theilnahme seiner Zuhörerin gegenüber, ging ihm das ganze Herz auf, selbst Johannas Name kam über seine Lippen, aber er erwähnte nur der nothwendigen Trennung, nicht des Mißtrauens, das diese so bitter gemacht hatte.

Fräulein Garonzy gab im ganzen wenig auf Liebesleid, hielt es meist für Sentimentalität, für Uebertreibung, Phantasterei, aber hier war es so motivirt und der, der es ihr erzählte, trat mit keinem Anspruch auf Theilnahme an sie heran.

„Armer Mensch, armer Mensch!“ sagte sie mehr als einmal, und als er geendet, sahen ihre Augen beinahe so aus, als könnten sie ausnahmsweise auch einmal feucht werden.

„Und nun?“ sagte sie, als er schwieg, aber sie wartete die Antwort nicht ab. „Nun schreibe ich an den Intendanten. Ihres Abschieds habe ich mich schon versichert, den erwirkt Ihnen der Obrist und bis Sie ihn haben, habe ich die Antwort und bis die Antwort kommt, besuchen Sie mich täglich, und wenn der Intendant dann nicht sagt, daß Sie ein hoffnungsvoller Jünger der Muse sind, so will ich wieder Grunzig heißen, so wahr ich lebe und so wahr ich Sie für unschuldig und die für albern halte, die es bezweifeln!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Humorist.

(Schluß.)

Wir wenden uns jetzt zu dem letzten Capitel des 2. Bandes und finden die Scene sehr verändert. Axel hat die unsinnigste Wirthschaft geführt, Hawermann hat das selbstständige Experimentiren des eingebildeten Menschen nicht verhindern können, die Verhältnisse sind zerrüttet, die schöne junge Frau, die Hawermann aufs tiefste verehrt, wird mit ins Elend geführt. Dazu kommt ein unglücklicher Umstand. 2000 Thlr., die durch einen Boten verschickt wurden und verloren gingen, haben eine Criminaluntersuchung herbeigeführt, die zu keinem Resultate gelangt. Pomuchelskopf, derselbe Freund, der einst Hawermann eine Pacht überließ und ihn demnächst im Unglück abmeierte, hat Gürlitz gekauft und erregt in Herrn v. Rambow den gehässigen Verdacht, als hätte Hawermann mit dem Boten, durch den jenes Geld verloren, unter einer Decke gespielt. Hawermann hat gekündigt und ist im Begriff fortzugehen. Er soll Rechnung ablegen, das Wirthschaftsbuch, das er noch eben geordnet, ist plötzlich verschwunden, und der alte Herr ist in der heftigsten Bewegung, fast der Verzweiflung nahe, während der Leser weiß, daß Fritz Tribelfitz, der „unbedarwte dumme Jung“ durch seinen Leichtsinn und seine Unachtsamkeit die Veranlassung dazu gab, daß dies Buch versehentlich mit den Lesebüchern in die Leihbibliothek nach Rahnstädt geschickt wurde. Es gibt eine heftige Scene zwischen Herrn v. Rambow und Hawermann, der vom Herrn der Untreue verdächtigt, die harten Worte desselben in gleicher Weise erwidert; Axel greift zu seinem Gewehr, das Hawermann ihm entreißen will, — ein Schuß fällt, — Axel sinkt getroffen zusammen, — Frau v. Rambow eilt herbei, stürzt sich auf ihren Gatten, dem sich der Schuß in den Arm entladen hat, und sie, selbst sie, der Gegenstand der höchsten Verehrung für unsern Hawermann, nennt ihn: „Mörder!“



„De Haß flog äwer em mit sine düstern Flunken.“

Die Scene ist grausam und aller spätere Glanz der Rechtfertigung des rechtschaffenen Mannes kann die Schatten derselben nicht wieder tilgen, — eben weil die Situation tief ergreifend ist und im Zusammenhange nur dazu dienen soll und kann, mit an der Besserung Axels zu arbeiten, — eines Menschen, für den doch kein durchgreifendes Interesse erweckt wird. Hören wir die Schilderung der trostlosen Lage des leidenden alten Mannes, der erst gestern noch von Franz v. Rambow einen Brief an die Tochter, die er liebt, empfing, ein Brief, an den sich seine schönsten Hoffnungen knüpften.

Hei gung nah sine Stuw, „ein Betrüger, ein Dieb ist er,“ (so hatte Axel in der Heftigkeit ausgerufen) gung dat dörch sinen Kopp, hei stellte sik an dat Finster un kek nah den Hof herute, hei sach allens, wat der passiren ded, äwer allens was, as wir't en Drom, „ein Betrüger, ein Dieb ist er,“ dat allein verstunn hei, dat allein was Würklichkeit. Krischan Degel führte von den Hof, hei müßt recht gaud, hei süll den Dokter halen, hei ret dat Finster up, hei wull em tauraupen, hei süll jagen, all wat hei künn; äwer — „ein Betrüger, ein Dieb ist er,“ sprök dat ahn sinen Willen ut em rute; hei makte dat Finster tau. Aewer dat Bauk! Dat Bauk müßt sik finnen — dat Bauk! — Hei ret Kisten un Kasten up, de hei packt hadd, hei streute sin beten Habseligkeiten in de Stuw herüm, hei smet sik up sine ollen Knei — nich taum Beden, denn „ein Betrüger, ein Dieb ist er,“ hei fuscherte mit sinen Handstock unner sin Schapp rümmer, unner sine Komod, unner sin Bedd: dat Bauk müßt sik finnen, dat Bauk! — Aewer nicks! — „Ein Betrüger, ein Dieb ist er.“ — Hei stunn wedder ant Finster, hei kek wedder rute; äwer hei hadd jo sinen Handstock in de Hand, wat wull hei mit den Stock? wull hei utgahn? — Ja, hei wull utgahn, hei wull furt, furt von hir! furt! — Hei set'te sik den Haut up, hei gung ut de Dör un dat Dür. — Wohen? — 'T was jo egal! 't was ganz glik! äwer de olle Gewohnheit drew em nah Gürlitz tau. — Mit den ollen Weg kemen em olle Gedanken: „Min Kind! min Kind!“ rep hei, „min ihrlich Nam!“ — Hei grep nah sine Bosttasch — ja, hei hadd de Breiftasch insteken, hei hadd den Breif an sin Döchting. — Wat süll de nu? — Hei hadd dat Glück von sin Kind tau Schanden makt, dat was mit sinen ihrlichen Namen un mit den unseligen Schuß up ümmer tau Schanden! un de irsten bittern Thranen wrüngen sik von sine quälte Seel los, un mit ehr kamm dat gaude Gewissen äwer em, un sine weike Hand rümte in de beengte Seel up, dat sei Athen halen künn — äwer sin ihrlich Nam und dat Glück von sin einzigst Kind wiren för ümmer dorhen. — — — — Dunn föll sin Og up Gürlitz, up Pomuchelskoppen sin Herrnhus, un ut en Winkel in sinen Harten, den hei för ümmer fast verslaten glöwte, steg 'ne düstere Gestalt up un reckte ehre swarten Flüchten äwer em, dat de helle Wintersünn em nich mihr drop, dat was de Haß, de in em upbegehrte; de mitledige Thran, de hei üm sin Kind weint hadd, verdrögte in sin Og', un de Stimm, de ahn sinen Willen ut em redt hadd, rep wedder: „ein Betrüger, ein Dieb ist er,“ un de swarte Gestalt rögte de Flunken und fichelte Gedanken in em an, dat sei as en hellen Läuchen (Lohe) ut em rute flogen: „Un hei is Schuld doran, un wi maken't einmal wedder quit!“

Einen ganz besondern Werth erhält der hier besprochene Roman durch das 38. Kapitel, im 3. Bande. Die hier eingelegte Sitzung des Rahnstädter Reformvereins ist trotz aller Komik ein glänzendes Sittenbild der Zeit. So oder doch sehr ähnlich ging es in der 1848er Zeit in den kleinen Städten unseres Landes her. Das Auf-

bäumen der sogenannten Interessen gegen einander ist mit dem arglosesten Humor dargestellt. Selbst wo es sich um Politik geradezu handelt, wie hier, ist dieser Humor durchaus nicht verletzend und keine Partei kann sich getroffen fühlen, — höchstens die verkehrte Richtung und Haltung aller damaligen, jetzt in anderen Intentionen der Zeit verlorenen Parteien. Der mecklenburgische Fallstaff spielt in dieser Umgebung eine wahrhaft glänzende Rolle. Etwas absolut Komischeres ist undenkbar. Er hat vor allen Collegen ausländischer Literaturen den charakteristischen Herzensantheil seiner Art für sich und der ist es, der ihm so unverhoffte und unverstandene Siege auf dem Felde der Politik zuwendet. Aber welches arglose Kapitel steht außer der Wahl des Präsidenten Advokaten Rein und der Aufnahme des verhaßten Gutsbesitzers „Zamwell (Samuel) Pomuchelskopf“ auch auf der Tagesordnung dieser Sitzung? Es soll die Frage über die Grundursachen der Armuth discutirt werden, eine Frage, die Bräsig demnächst durch einen Hieb seines blitzenden Alexanderschwertes wie spielend löst. Als Bräsig eintrat in den Sitzungssaal, mußte ihm der grüßende Pomuchelskopf in den Weg treten, dessen dutzende Anrede er mit dem klassischen Wort zurückweist: „Herr Zamwell Pomuchelskopf, ich bin kein Du von Sie!“ — — „Un dunn dreihte hei sik üm un wis'te em sine Achtersid un wat för 'ne Achtersid! un gung an den Wahldisch un gaww sin Stimm af för den nigen Presendenten un rep lud dörch den Saal: „Ich wähle den Herrn Avkaten Rein, denn rein muß unsre Sache sein, un wenn hier ein Smutzlümmel in die Thür kommt, denn muß er rausgesmissen werden.“ Das verstand natürlich niemand, aber Bräsig ging „as en Bull, de stöten will“ durch die stutzende Menge. Und als der Präsident meint, gegen die Aufnahme des Rittergutsbesitzers Pomuchelskopf aus Gürlitz werde wohl niemand etwas einzuwenden haben, rief eine giftige Stimme hinter ihm: „So? wissen Sie das so prick (genau)?“ Er bittet ums Wort und hält aus dem „Kåuhlfatt,“ — ein Kühlfaß stellte die improvisirte Rednertribüne vor, — seine erste Philippika gegen Pomuchelskopf, die freilich nicht viel ver-



Unkel Bräsig in dat Kåuhlfatt.



„Bauts! schot hei los un värdi.“

ständlicher war, als die ersten gegen ihn durch den Saal gerufenen Worte und voraussetzte, was wir dem Leser anvertrauen wollen, daß Pomuchelskopf ihn hatte wegen unbefugten Betretens seiner Gutsgrenzen pfänden und ihm die Stiefel ausziehen lassen wollen: „Mitbürger, wo lang is das her, daß wir hier in Grammelinen seinen sonstigen Danzlekal Freiheit, Gleichheit un Brüderlichkeit beswooren haben? Von die Freiheit willich hier nichts nich sagen, obschonst ich mich in diesen verfluchten Kasten mit meinem natürlichen Leibe nich rögen kann; von die Gleichheit will ich auch nichts sagen, denn was unser neuer Herr Presendent is, gibt uns ein gutes Beispiel, indem daß er ümmer in einem grauen Rocke geht und nicht wie gewisse Leute in einem blauen Leibrock mit blanke Knöpfe; aber von die Brüderlichkeit will ich reden. — Mitbürger, ich frage Ihnen, is das Brüderlichkeit, wenn einer seinen Mitbruder die Stiebeln ausziehen lassen will? Und einer seinen Mitmenschen as 'ne Kreih (Krähe) in den Snee will rumhüppen lassen, oder wenn der Snee weg is, in der Maratz (Morast)? Und einer berühmt sich das allentwegen? und einer hängt einen einen Lack an? Ich frage Sie, ob das 'ne Brüderlichkeit is? und sage: der Herr Zamwell Pomuchelskopp is solche Brüderlichkeit. Un weiter wollte ich nichts nich sagen!“ — Der Schneider Wimmersdorf aber spricht sich für den Gutsbesitzer aus, weil es eine große Ehre wäre, einen Gutsbesitzer als Mitglied zu wissen, den einzigsten, denn Hr. von Zanzel sei nicht zu rechnen, — er kaufte nicht in Rahnstädt und ließe auch dort nichts machen. Dem stimmt denn alles bei, nur der Zimmerling Schulz steht „Bräsig“ während der Verhandlung kräftig zur Seite, indem er Pomuchelskopf für einen „Großmogul“ erklärt und bei seinem Ruf: „Rut, rut!“ verbleibt, während ihn, den Schulz, ein Schustergesell auf der Tribüne mit einer Schnecke in ihrem Hause vergleicht und dazwischen das alte Dönchen ruft:

„Snickernus, kumm herut!
Stick din virfacht Hürn herut!“

Aber der Notar Slusuhr und David, des alten, trefflich gezeichneten Moses moderner Sohn, reden Pomuchelskopf das Wort, — letzterer in einer vortrefflichen Rede und als Pomuchelskopf dennoch

aufgenommen wird, bleibt Bräsig nichts, als in die Worte auszubrechen: „Is mich ganz engal, aber mit die Brüderlichkeit bleib einer mich jetzt vom Leibe!“ — In der Armuthsfragr, welche der Präsident dahin präcisirt: „woans (wie) de Armaud tauirst in de Welt kamrn was, un werüm dat sei sik noch ümmer in de Welt uphollrn ded“ — glückte es unserm Bräsig besser. Als Pomuchelskopf nämlich die Lage der ländlichen Arbeiter den städtischen gegenüber als glänzend schildert, ermannt sich Bräsig zu seiner zweiten siegreichen Philippika, die wir hier hersetzen wollen: „Mitbürgrr! mein Nam is Entspekter Zacharias Bräsig! Der Herr Zamwell Pomuchelskopp hat euch gesagt, daß auf dem Lande keine Armuth zu finden sein thäte, indem daß er alle Elemente (Emolumente) aufregalirt (aufgerechnet) hat, die der Tagelöhner eigentlich habrn soll — bonus! wie unser geehrte Herr Prrsendent Rein sagt — abrr, Mitbürger, mit die Tagelöhner-Elemente is es grademang so, as mit Rindfleisch un Plummen: sie smecken sehr gut, aber wir kriegen sie man nich. — Zum Exempel und blos so präter propter, mit die Wohnung! — Gleich rechtschen in Gürlitz steht 'ue Art von Sweinstall, was 'ne Wohnung bedeuten soll, da wohnt Willgans drin — is Willgans hier?“ — Willgans was nich hir. — „Schadt ihm auch nich. — Das Dach is sörre (seit) drei Johr nicht dicht macht und oben läuft der Regen piplings hineiu und wrnn en ordentlichen Gewitterregen kommt, denn läuft den Mann die Stub' voll, daß seine kleinen Würmer, wildeß er mit der Frau in den Aust (Aust = August = Ernte) is, as die Poggen darin herumasrn, unt as er sich darüber brschwerte, sagte der Herr Pomuchelskopp: er heiße ja Willgans un sor Gäus (Gänse) wäre das Wasser ja angenehm. — — —

(„Rut, rut! Großmogul! — Ruhig, wider reden laten!“) — „Ja, Mitbürger, ich will weiter reden. — Mit das Holz und den Torf! — Der Torf is Muschtorf aus dem Bruch und gruf't auseuander und hat keine Hitz und das Holz sünd Dannrnquäst un Sammelholz, was die Kinder auf dem Puckel nach Hause tragen müssen; und dann das Kartoffel- und Lein-Land! Wo ist's? Im Außenacker, auf dem abtragen (abgetragenen) Slag. — Wer mist't's? — Der Vogel mist't's und wenn einer denn im Herbst das bischen Kartoffrln sieht, slägt er die Hän'n übern Kopp zusammen und sagt: Gott, du bewohre! Davon soll die Familie un das Swein den Winter über leben! Aber sie leben nich davon, sie stehlen. Bei den Herren Pomuchelskopp stehlen sie nich, denn das würd' sie slecht bekommen, sie stehlen in der Nachbarschaft, und was'ne Freundin von mir is, die Madam Nüßlern, hat Ordre ausgegrben, so drad (so bald) ein Gürlitzer Daglöhner bei ihre Kartoffel-Miethen attrappirt würd, sellt man ihn laufen lassen, denn er thät's aus Noth und es wär' ein Jammer! („Fru Nüßlern — hoch!“) Und nu das Lein!“ — redte Bräsig wider: „so lang!“ un wis'te ein Faut lang an sinen Arm, „daß schon srlbst der Herr Notarjus Sluf'uhr, was doch ein namentlicher Freund von den Herrn Pomuchelskopp sein will, in meiner Gegenwart den slechten Witz gemacht hat: derowegen trügen die Frauenslent in Gürlitz so kurze Hemden, indem das kurze Lein zu langen Hemden nich recktr (reichte). Mitbürger, ich will man sagen: die Wohnung, die Kuhweide und das Holz und Torf und das Kartoffel- und Lein-Land, das sünd vor den Tagelöhner auf dem Lande sein Rindfleisch un Plummen, sie smecken sehr gut, aber sie kriegen's man nich und daher stammt sich die Armuth auf dem Lande. — Aber woher stammt sie sich in der Stadt? — Mitbürger, ich will's Euch sagen, denn ich wohn' hier schon lange genug in der Stadt und regardir' „die Menschheit: die große Armuth in drr Stadt kommt von der großen Powerteh (pauvreté) her!“

Mit Hawermann war der gute Engel aus dem v. Ranbowschen Hause gewichen. Axel hatte sich völlig zu Grundr gewirthschaftet und auch die letzte Spur des Credits war dahin. Und während er auf riner Reise dir letzten Rettungsversuche macht, — ist zu Hause, auf Anlaß seiner endlich enttäuschten Frau, durch diejenigen Hilfe geschafft, die er in Leichtfertigkeit von sich gestoßen hattr. — Axel kehrt in der Nacht zurück und ohne die Gattin und srin Kind wieder zu sehn, faßt er einen entsetzlichen Entschluß. Er eilt mit dem Revolver zu einer verborgenen Stelle am Laubansee. Schon hat rr sich das Taschentuch über die Augen gedeckt, — daß ihn die Sonne nicht blendet, — schon ruft er: Es muß! Da — —

„„Schönen guten Morrn, Herr von Rambow!““ rep'ne fründliche Stimm neben em. Axel ret dat Dauk von dat Gesicht un deckte dat äwer den Rewolwer. — „„Schon so zeitig?““ frog Zacharias Bräsig, denn hei was't, und smet sik an Axeln sine Sid in dat Gras. „„Wollen Sie möglicher Weise auch angeln?““ Dormit läd hei sine Hand up dat Snuwdauk un up den Rewolwer: „Ah so! Sie wollen sich en bischen üben in dat Pistolrnschießen. Bün ich auch mal sehr bewandt drin gewesen, hab' mal Pik-As und Köhr-As ümmer so raus geschossen.““ Dormit stunn hei up, namm den Rewolwer in de Hand: „Sehn Sir mal den Schalm an der Tanne (eine von der Borke grlöstr Stelle) — Slang (der Förster) will jo woll hier hauen lassen — ich parire vier Groschen, denn höher parire ich mein Dag' nich““ — bautz! schot hei los un vörbi — bautz! noch en Mal, un so schot hei die söß Schüß af: „„Hätt ich nich gedacht! Alle vorbi! Hätt ich nicht gedacht! Hab ich doch verloren! Hier sünd die vier Groschen. — Das is jo'ne ollr Slätelbüß (Schlüsselbüchsr)!““ rep hei un smet den Rewolwer wid hen in den Laubansee, „„da können sich ja mal Kinder und junge Leute unvorsichtiger Weise mit dodschießen.““ — Axeln was sonderbar tan Sinn; mit einem Mal stunn tüschen sinen irnsthaftesten, fastesten Entschluß, den hei unner Kämpfen un Krämpfen ut sik rute rungen hadd, un tüschen de düstere Purt, dörch de hei't wagen wull dörchtaugahn, dat allergewöhnlichste, ja! in sinen Ogen dat allergemeinste Lewen, un dat so frech un so patzig, as de Bur up den Johrmark, dat let sik nich linksch un nich rechtsch schuppsen. Hei was upsprungen: „Herr ....! — „„Herrrrr ....!““ rep em Bräsig entgegen. — „Was wollen Sie hier?“ — „„Und was wollen Sir hier?““ frog Bräsig entgegen. — „Sir sind rin aufdringlicher Narr!“ rep Axel. — „„Und Sir sind der größtr Narr!““ rrp Unkel Bräsig, „„Sir wollen in einem unsinnigen Zustand die schanderösesfe That begehen und haben alles vergessen: Ihre Frau und Ihr Kind. — Hm! so'n kleinen Sprung machen! Denn sünd wir über alles weg! Nich wahr? Wer is nu der Narr?““ — Un Axel hadd sik an 'nr Dann lehnt, un de rin Hand drückte up sinen Harten, un de anner schützte dr Ogen vör de Sünn, un vör em stunn dat allergemeinste Minschenlewen mit en Angelschacht in dr Hand un hadd sik tüschen em un de düsterr Purt schaben — 't was äwer doch Lewen! — „„Sehn Sie!““ säd Unkel Bräsig wider, „„wenn Sie drei Minuten früher kommen as ich““ — dat wiren de drei Minuten, de hei up den Dörenfüll för sin Fru un Kind bedt hadd — „„denn lägen Sir da mit en Loch in den Kopf als ein abscheuliches Beispiel, und wenn Sie dann vor den Thron Gottes grkommen wären, dann hätte unser Herrgott zu Sie grsagt: Hans Narr, Du weißt nich, was in dieser Nacht Deine liebe gnädige Frau gethan hat, und der Herr Entspecter Hawermann und die Madam Nüßlern und die Frau Pastern und Moses und — und die Andern, (der bescheidene Bräsig nennt sich nicht) und wenn unser Herrgott Ihnen denn en Licht aufgesteckt hätte, wissen Sie, was Sie gehabt hätten? — Die Höllr hätten Sie gehabt!““ — Axel hadd dr Hand von dr Ogen fallen laten un starrte Bräsigen in de Ogen: „Was? was sagen Sie?“ — „„Daß for Sie in dirser Nacht 31000 Daler angrschafft sünd, und daß Moses sie schafft, und daß Ihr Vetter Franz angekommen ist, der möglicher Wrise noch mehr thut. — Aber Sie sünd ja en unbewußter Mensch, der sich von den Windhund, den Triddelsitz, Rewolwers anschaffen läßt, daß er auf die Tagelöhners schießen will, und nachher sich mit dir Rewolwers selbst aufs Leib geht.““

Es ist unmöglich, auf alle einzelnen Werke **Reuters** bei Gelrgenheit dieser Skizze auch nur oberflächlich einzugehen. Eins nur sei uns noch zu bemerken erlaubt. Schurr-Murr enthält zwei kürzere prosaische Erzählungen: „**Wat bi 'ur Arwerraschung rute kamen kann**“ und „**Von 't Pird up den Esel**,“ wrlche die Mitte halten zwischrn den mit umfänglicherer Charakteristik ausgestatteten Läuschens und einer **Novelle**, wie das mehrfach erwähnte: „**Woans ik tau ne Fru kamm**,“ und zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was wir von Reuter besitzen. Das ist ganz des Dichters Feld und selbst die belehrende Einkleidung des „Von 't Pird up den Esel“ ist wirksamer als das bekannte Chamissosche „Hans im Glück,“ das denselbrn Grundgedanken mit ihm gemein hat.

Der nächstzuerwartende Roman Reuters, der das Leben einer volksthümlichen fürstlichen Persönlichkeit seines engern Vaterlandes zum Gegenstand hat, führt den vortrefflichen Titel: „Dörchläuchting“ (Diminutiv von Durchlaucht.)

A. Hobein.

Am Familientische.

Des Weihnachtsmanns hauptsächlichste Werkstätten.

I.

Was wird mir der Weihnachtsmann bringen? Das ist jetzt der Gedanke, der tausende und abertausende von Kinderherzen bewegt, und je näher der Tag heranrückt, wo der gute Weihnachtsmann seine Gaben zu vertheilen hat, um so lauter und ungeduldiger pochen diese kleinen Herzen. „Wird mir der Weihnachtsmann die schöne Menagerie bringen, die ich so lange mir schon gewünscht oder jenen Dampfwagenzug, der durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt, stolz daherrollt auf den blechernen Schienen?" So denkt Fritzchen, wenn er Abends sich ermüdet in sein Bettchen legt, so denkt er, wenn er am andern Morgen in der Frühe Bücher und Tafel in das Ränzel packt, um sich zur Schule zu begeben und dieser Gedanke verfolgt ihn den ganzen Tag und läßt ihn nicht ruhn, bis abermals der süße Schlaf ihn umfängt. „Ach wenn ich nur wüßte, ob jene große Puppe, mit dem seidenen Kleide und den natürlichen Locken und die prächtige Puppenstube mit Pianino, mir vom lieben Weihnachtsmann beschert würden, denkt Luischen und auch ihr ganzes Wesen ist von diesem einen Gedanken jetzt erfüllt und selbst in ihren kindlichen Träumen erblickt sie nur die Puppenstube, die von Kronleuchter und strahlendem Kerzenlicht erleuchtet ist, und wo die reizende Puppe sich auf dem Divan niedergelassen hat.

Doch wo nimmt der gute Weihnachtsmann denn eigentlich seine Herrlichkeiten alle her, wo sind die großen Werkstätten, die ihm die Säckel füllen, so daß er die ganze Welt durchwandern und auskramen und verschenken kann, wo er es für gut und zweckdienlich hält? Das wollen wir dem Leser zeigen, indem wir ihn in die Werkstätten eines Industriezweiges führen, dessen Bedeutung vielfach unterschätzt wird, der seit Jahrhunderten vorzugsweise in unserem Vaterlande heimisch gewesen ist, wir meinen die Spielwaaren-Industrie. Ihre Erzeugnisse sind es ja hauptsächlich, an die sich der Weihnachtsmann halten muß, um die zahllosen Wünsche der Kinderwelt zu befriedigen. Seit geraumer Zeit bilden ihre hunderttausendfältigen Erzeugnisse den Gegenstand eines namhaften Handelsverkehrs, durch den sie gegenwärtig vorzugsweise von Deutschland aus über die ganze Welt verbreitet worden und, wenn man Nürnberg mit Gewißheit als die Wiege dieser Industrie bezeichnen kann, so läßt sich nicht verkennen, daß Nürnberg es auch verstanden hat, diese Industrie bis in neuester Zeit an sich zu fesseln, so daß es noch jetzt von den Spielwaaren-Fabrikationsplätzen der bedeutendste ist, wenngleich ihm im Laufe der Zeit eine Menge von Concurrenzen erwuchsen. Schon im 14. und 15. Jahrhundert, zur Zeit des Bundes der Hansa, waren von Nürnberg aus einzelne Spielwaaren als Handelsartikel verbreitet und nebst mancherlei andern, theils Luxus, theils Gebrauchs-Artikeln unter der gemeinsamen Benennung „Nürnberger Tand" gern gekauft. Heute werden in Nürnberg vorzugsweise Blech- und Zinnspielwaaren, optische und mechanische Spielwaaren, sowie zahllose Gattungen von Gesellschaftsspielen gefertigt und in ungeheuren Massen nach allen Theilen der Welt versendet. Mit wenigen Ausnahmen werden die Nürnberger Spielwaaren wie überhaupt alle Nürnberger Waaren von einzelnen Handwerkern und Arbeitern für deren eigene Rechnung verfertigt und an die dortigen En gros-Händler und Commissionäre abgeliefert. Jedoch gibt es einzelne wirkliche Fabriketablissements von Bedeutung in Nürnberg, namentlich Zinn- und Blech-Spielwaarenfabriken, welche eine große Zahl von Arbeitern beschäftigen. Die Spielwaarenfabrikation geht vielfach mit der Politik Hand in Hand, und so wie irgend ein Ereigniß von Bedeutung auf dem Welttheater vorgefallen, so werden in Nürnberg Zeichner und Formstecher in Bewegung gesetzt, um eine möglichst getreue Darstellung jenes Ereignisses durch Zinnfiguren zu bewerkstelligen. Kaum waren die Düppeler Schanzen von den preußischen Truppen erstürmt, und Prinz Friedrich Carl mit seiner Armee über den Alsensund gegangen, als auch schon die Fabrikanten in Nürnberg der Knabenwelt höchst gelungene Darstellungen dieser Heldenthaten durch treffliche Zinnfiguren lieferten. Außer den mannigfachen Fabrikaten des eigenen Platzes vertreiben die Nürnberger Spielwaarenhändler auch eine Menge an anderen Orten fabricirter Waaren, und daher kommt es, daß gewöhnlich viele Artikel für Nürnberger Erzeugnisse gehalten werden, die keineswegs dort entstanden sind.

Von Nürnberg aus hat sich die Spielwaaren-Industrie zunächst nach Thüringen fortgepflanzt, wo schon vor Jahrhunderten Nürnberger Speculanten, angezogen durch den großen Reichthum an Holz, der in jenen vorhanden war und selbst noch heute dort zu finden ist, anfingen, die Produkte des Thüringer Waldes auszubeuten, indem sie besonders mit Kienruß, Pech und Wetzsteinen Handel trieben und diese Artikel auf Messen und Märkte zum Verkauf brachten. Es dauerte nicht lange, so kam man auf die Anfertigung von Holzspielwaaren, da sich das weiche Tannen- und Kiefernholz leicht zu diesem Zweck bearbeiten ließ. Später, etwa zu Anfange unseres Jahrhunderts, fing man auch an, Papiermaché-Spielwaaren in Thüringen herzustellen. Das Städtchen Sonneberg wurde der Stapelplatz dieser verschiedenen Erzeugnisse und der Handel mit denselben stieg rasch an Bedeutung und erweiterte sich in neuerer Zeit seit der Gründung des Zollvereins und besonders durch den Exporthandel nach Amerika so wesentlich, daß bereits im Jahre 1853 aus Sonneberg nahe an 60,000 Ctr. Spielwaaren ausgeführt wurden. Außer Sonneberg nehmen noch zahlreiche andere thüringische Orte am Spielwaarenhandel und an der Fabrikation Theil, so namentlich Waltershausen, Rodach, Hildburghausen, Schmalkalden, Ohrdruff und viele andere. Die Fabrikate, welche von hier geliefert werden, bestehen meistens aus Papiermaché-, Holz- und Porzellan-Spielwaaren. Das Papiermaché ist eine Masse von geweichtem und zerstampftem Papier, aus welcher Figuren, Thiere, Puppenköpfe, Masken 2c. verfertigt werden. Gewöhnlich mischt man diese Masse mit Leim, preßt sie in Formen, die aus Holz oder Thon bestehen, trocknet sie in einem eigens dazu erbauten Ofen und dreht sie je nach Erforderniß auf der Drehbank ab, schleift sie mit Bimstein, polirt, lackirt, bemalt sie 2c. Zu geringen Gegenständen wird die Masse auch oft mit Gyps, Kalk, Mehl, Haaren 2c. vermischt. Von den Farben dürfen natürlich nur giftfreie genommen werden und es verdient besondere Anerkennung, daß die Farbenverwendung einer sorgfältigen Ueberwachung unterliegt; denn wenn dies nicht geschähe, würden, da die Waaren meist von einfachen Arbeitern hergestellt werden, gewiß oft schädliche Farben gewählt, um den Gegenständen ein glänzendes Aeußere zu geben. Die Former und Bossirer, welche die Modelle zu den Papiermaché-Waaren liefern, besitzen eine ganz besondere Geschicklichkeit und liefern oft wahre Kunstwerke. Mit Ausnahme der Porzellan- und einiger anderer Spielwaaren, welche in Fabrik-Etablissements gefertigt werden, werden die Thüringer Spielwaaren auf dem Wege der Hausindustrie erzeugt, wobei das Princip der Arbeitstheilung auf einer hohen Stufe der Ausbildung steht. Die Mitglieder einer Familie bilden gewissermaßen das Personal einer kleinen Fabrik, alt und jung ist beschäftigt und arbeitet einander in die Hände, wodurch es begreiflich wird, wie eine solche Familie bei den ausnehmend billigen Preisen ihrer Erzeugnisse bestehen kann. Die ordinären Artikel, welche Thüringen liefert, gehen namentlich nach Holland, England und Nordamerika, während die feineren Artikel nach Rußland und Südamerika Absatz finden. Im ganzen werden die Thüringer Spielwaaren leicht gearbeitet; wäre dieses nicht der Fall, so könnte schwerlich die blühende Fabrikation so thätig und billig fortbestehen.

Was ein süddeutscher Fabrikherr für seine Arbeiterinnen gethan.

Eine Viertelstunde von Freiburg im Breisgau, am Ufer des Freisam und am Fuße der Berge liegt die große Seidenfabrik des Herrn Mez, die seit fast 100 Jahren im Besitze seiner Familie ist. In früheren Jahren hatten es die Eigentümer unbequem gefunden, daß viele ihrer Arbeiterinnen, weit von dem Fabrikgebäude wohnten, da die Stadt und die nächste Umgegend nicht Arbeitskräfte genug lieferte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden Zweigfabriken im Schwarzwalde angelegt. Das genügte indes nicht mehr dem gegenwärtigen Besitzer. Gar viele der Arbeitsmädchen hatten trotzdem noch jeden Abend einen sehr weiten Weg zu ihrer elterlichen Behausung. Er traf deshalb Veranstaltungen, ihnen Kost und Wohnung in einem zur Fabrik gehörigen Gebäude zu verschaffen, überließ es ihnen aber, ob sie davon Gebrauch machen wollten oder nicht. Viele nahmen das Anerbieten an, und gegenwärtig werden etwa 80 dort logirt und beköstigt. Das Gebäude, in welchem sie wohnen, steht zur rechten Seite der Fabrik und besteht aus zwei Stockwerken. Das obere, ein großer, hoher, luftiger Raum dient als Schlafsaal, — jedes Mädchen hat ihr besonderes Bett. Einer ältlichen Frau und zwei ihr zugeordneten Gehilfinnen ist die Aufsicht über denselben anvertraut. Um 10 Uhr werden die Lichter ausgelöscht und alles Sprechen ist untersagt. Unter dem Schlafsaal ist der Eßsaal und neben demselben die Küche und ein großes Nähzimmer, in welchem auch eine Morgen- und Abendandacht gehalten wird.

Zum ersten Frühstück erhalten die Mädchen Mehlsuppe und Kartoffeln; um 10 Uhr Brot, um 12 ein gutes Mittagessen, um 4 Uhr wieder Brot, und wenn sie es wünschen, eine Portion Kaffee für einen Kreuzer extra. Die Arbeitsstunden dauern von 6 bis 12 und von 1 bis 7 Uhr, d. h. 12 Stunden täglich. Abends essen alle gemeinschaftlich. Die ganze Kost nebst Wohnung, den Nachmittagskaffee eingerechnet, wird ihnen mit 10 Kreuzer täglich berechnet. Nirgends können die Mädchen so billig leben. Die Mädchen welche hier keinen Raum finden und deren Freunde von der Fabrik entfernt wohnen, werden von Herrn Mez bei ordentlichen und ehrbaren Frauen eingemiethet, sie können aber auch ihr Mittagsessen mit den übrigen in der Fabrik einnehmen. 200 Personen setzen sich dort jeden Tag zu Tische.

Es war indes der Wunsch des Herrn Mez, nicht nur für das körperliche Wohlbefinden seiner Arbeiterinnen zu sorgen, sondern auch ihnen zu helfen, fleißige, geschickte Hausfrauen zu werden. Dazu war es nöthig, sie an alle Art Hausarbeit zu gewöhnen. Deshalb wird die keineswegs unbeträchtliche Arbeit im Logirhause alle 14 Tage unter die Mädchen vertheilt, und in jedem Zimmer hängt ein Zettel, welcher diejenigen bezeichnet, an denen die Reihe ist, die Stuben zu machen, zu kochen, zu waschen, 2c. In dem Nähzimmer erhalten die Mädchen, welche es wünschen, Unterricht im Nähen und Ausbessern. So ist es ihr eigener Fehler, wenn sie nicht gehörig zu künftigem Dienste oder zum Ehestande ausgerüstet werden.

Wo es nöthig ist, wird die Ordnung in der Fabrik durch verheirathete Aufseher und ältere, bewährte Arbeitsfrauen erhalten. Während der Arbeitstunden ist das Sprechen verboten, aber die Mädchen dürfen singen, so viel sie wollen, und thun es gerne.

In Verbindung mit der Fabrik steht eine Sparkasse, zu welcher alle Arbeiter und Arbeiterinnen wöchentlich wenigstens 6 — 12 Kreuzer beisteuern. Der Fabrikherr bezahlt 5% Zinsen auf die gemachten Einlagen, und jedes Jahr wird den Arbeitsleuten die Abrechnung vorgelegt und jeder empfängt eine neue Quittung über den Betrag der ganzen eingelegten Summe. Alle Arbeitsleute müssen auch zu einem Krankenfonds etwas beitragen, jeder bezahlt 18 Kr. halbjährlich; belaufen sich die Kosten einer Krankheit höher, so übernimmt sie Herr Mez selbst. Die verheiratheten Arbeitsleute erhalten ihren Lohn am Freitag, damit die Frauen am Samstag ihre Einkäufe machen können; die unverheiratheten erhalten den ihrigen am Samstag mit einer Karte, auf welcher der Betrag desselben, Abzüge für die Sparkasse u. s. w. und ein Zeugniß über das Verhalten in der Woche, eingetragen sind. Diese Karte muß den Eltern oder Vormündern vorgezeigt werden. Vergehungen gegen die Gesetze der Fabrik werden durch Geldstrafen, welche in den Krankenfonds gehen, geahndet. Alle Arbeiterinnen, welche während eines Jahres niemals bestraft worden sind, erhalten zu Weihnachten ein Geschenk. — So sorgt ein edler Fabrikherr für das leibliche und geistige Wohl seiner Arbeiterinnen. R. K.

Tyl Eulenspiegel.

Unser deutscher Schalksnarr Tyl Eulenspiegel ist weltbekannt geworden; nicht nur daheim im Vaterlande sind seine Stückchen und Thaten im Munde

von Alt und Jung, sondern auch draußen bei fremden Völkern ist sein Name gäng und gäbe geworden. Wenn der Tscheche in Böhmen einen schlauen, lustigen Menschen bezeichnen will, so nennt er ihn „Enschpigl", offenbar ein aus Eulenspiegel verdorbenes Wort und unser westlicher Nachbar jenseits des Rheins hat sich aus dem gut deutschen Eigennamen sein Espièglerie zurecht gemacht. So ist der Narr über die Erde bekannt, — aber wenigen dürfte es bekannt sein, daß Eulenspiegel in der That einst lebte, daß er eine historische Person ist, und daß Braunschweig die Ehre hat seine Heimat zu sein.

Oestlich von der alten Welfenstadt erhebt sich ein nicht sehr hohes aber ungemein freundliches Waldgebirge, der Elm; dort stehen Buchen so stolz und schön, wie sie nur noch selten in Deutschland gefunden werden, und an die sanften Hügelabhänge lehnt sich eine prächtige fruchtbare Landschaft an, aus der uns nette saubere Dörfer entgegenlachen, die von kräftigen, wohlhabenden Bauern bewohnt sind, welche das Plattdeutsche ihre Muttersprache nennen. Der niedersächsische Bauer singt nicht viel, aber in drastischen Sprichwörtern vererbt er ein gut Theil des Humors, der ihm eigen ist, auf Kind und Kindeskind. Er ist schlau und pfiffig von Natur und führt eher andre hinters Licht, als daß er sich hintergehen läßt. Das ist das Holz, aus dem ein Eulenspiegel geschnitzt werden mußte und in der That stand auch seine Wiege hier. Chronik und Sage, beide bezeichnen das Dorf Kneitlingen, das am südwestlichen Abhange des Elms — nicht allzufern von Schöppenstedt — liegt, als den Geburtsort. In meiner Jugend, als ich das Gymnasium in Wolfenbüttel besuchte, machten wir einst zu Pfingsten einen Ausflug nach dem Elm und berührten dabei auch Kneitlingen. Auf unsre Frage nach dem Geburtshause des einzigen berühmt gewordenen Mannes aus jenem Dorfe, erhob sich unter den anwesenden Bauern ein großes Geschrei; sie drohten handgreiflich zu werden, fühlten sich beleidigt und liefen hinter uns her, daß die langen weißen, rothgefütterten Schöße der Röcke im Winde flatterten und mancher den breitkrämpigen Dreimaster verlor.

Die älteste bekannte Ausgabe des Volksbuches vom Eulenspiegel erschien im Jahre 1519 und in ihr beginnt die erste Historie folgendermaßen: „Bei dem Walde, Melme genannt, in dem Land zu Sachsen, in dem Dorfe Knetlingen, da ward Ulnspiegel geboren und sein Vater hieß Klaus Ulnspiegel und seine Mutter Ann Wibcken. Und da sie des Kindes Ulenspiegels genaß, da schickten sie es gen Ampleven in das Dorf zu dem Tauf und ließen es heißen Thyl Ulnspiegel." Die Topographie stimmt hier genau: der Wald „Melm" ist der Elm, das Land Sachsen ist das alte Niedersachsen, Knetlingen heißt jetzt Kneitlingen und das Kirchdorf Ambleben liegt nicht weit davon. Auch der Name stimmt, denn die plattdeutsche Form für Eulenspiegel ist „Ulenspeigel" und wie nachgewiesen wurde, war eine Familie dieses Namens in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Braunschweig angesessen. Von unserm berühmten Schalksnarren jedoch, der 1350 zu Mölln starb, ist es bekannt, daß er einst zu Braunschweig im Weichbilde des Sacks wohnte. A.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Ein mir sehr theurer Myrthenstock, der den Sommer über gegrünt und geblüht, fängt jetzt, wo er ins Winterquartier gesetzt ist, an zu kränkeln, so daß ich sein Eingehen fürchte. Bitte, retten Sie mir die Myrthe, ihr Verlust würde mir sehr schmerzlich sein. Leserin A. R.

Antwort. Wenn Ihre geliebte Myrthe im Sommer im Freien dankbar geblüht hat und jetzt beim Eintritt der kalten Jahreszeit, nachdem sie ins Zimmer genommen worden ist, kränkelt und die Blätter verliert, so können zwar verschiedene Ursachen im Spiele sein, das Wahrscheinlichere möchte aber wohl doch der Temperaturunterschied sein. Beim Eintritt des Winters beginnt die Ruhezeit der Myrthe, sie verlangt dann kein geheiztes Zimmer, dessen Temperatur etwa 15—18° R. erreicht, sondern nur einen frostfreien Raum von etwa 4—6° R. Wärme, dabei darf man nur sehr wenig gießen, so daß die Erde eben nicht gerade trocken ist. Es ist dann wie bei allen Topfpflanzen darauf zu achten, daß keine Schildläuse sich ansiedeln; stellen sich dergleichen ein, sind sie mit einer kleinen scharfen Bürste zu entfernen; desgleichen muß darauf gesehen werden, daß das Abzugsloch im Topfe nicht verstopft ist.

Räthsel.

I.

Ob du das Zimmer hüten mußt
Ob du dich darfst ins Freie wagen,
Ob mit, ob ohne Regenschirm,
Mußt du die beiden ersten fragen.

Bei manchem wohlbekannten Thier
Kannst du die dritte Silbe schauen,
Und im Gebirge ragt sie kühn
Hoch zu dem Aether auf, dem blauen.

Und auch der Jugend lieber Freund,
Der Mann mit sagenreichem Munde,
Der es so treu und bieder meint,
Gibt dir von meiner dritten Kunde.

Doch in dem schönen Schweizerland
Ragt stolz das Ganze auf zum Himmel
Und thront in stets verjüngtem Glanz
Hoch über allem Weltgetümmel!

II.

Die erste Silbe.

Prächtig wall' ich dahin durch Welschlands blühende Auen,
Und manch herrliche Stadt grüß' ich geschwungenen Laufs.

Die beiden letzten Silben.

Harmlos wohn' ich und still in Käs'landes duftenden Höhlen,
Und in beschaulicher Ruh leb' ich und wimmel' und web';
Oder ich labe mich auch an der Fülle saftigen Fleisches,
Wie ein homerischer Held, schmausend bei Tag und bei Nacht.

Das Ganze.

Niemals predige ich; jedoch mein Wesen ist Salbung,
Und meiner Zaubergewalt beugt sich das störrigste Haupt.

III.

Willst du das Gegentheil von meiner stolzen vier?
Nimm dort am kleinen Haus die niedre Thür!
Allein wozu soll jetzt der stolze Name dienen?
Burg und Gehöft sind fast Ruinen,
Und drinnen seufzt ein kranker Mann,
Der kaum noch gehen kann.

Rebus.

Auflösung der Räthsel in Nr. 11.

I. Frauenlob. (Den Minnesänger Frauenlob trugen Frauen zu Grabe.) II. Schlummerrolle. III. Lebensversicherung.

Briefkasten.

„So viel Köpfe, so viel Wünsche!" möchten wir bei den täglich einlaufenden Briefen voll allerhand guter Rathschläge und Desiderien ausrufen. Da sendet uns unter andern ein lieber Freund als „Einer für viele" ein langes Familiengespräch ein, in welches er seines Herzens Begehren einkleidet. „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie" möchten wir Ihnen zurufen als Antwort auf Ihre Wünsche. In der Theorie stimmen wir Ihnen ganz bei, wenn Sie auf den Monatsheften eine Inhaltsanzeige und jede Novelle innerhalb eines Monats beendigt wünschen. Aber wenn nun die Anzeigen, die vielen Lesern sehr willkommen sind, sich so häufen, daß kein Raum übrig bleibt, was dann thun? Und die Novellen? Können und dürfen wir sie auf ein Prokrustesbett strecken, die kurzen ungebührlich ausdehnen, die langen auf Kosten alles übrigen Inhaltes zusammendrängen? Auch können wir doch nicht eine gediegene Novelle deshalb zurückweisen, weil sie zu lang ist. Sie werden auch kein illustrirtes Blatt finden, das nicht mindestens zuweilen die Novellen aus einem Monat in den andern hinübernimmt. Wie wäre es übrigens, wenn Sie „Onkel August" ganz sein Exemplar überließen und eines allein hielten? Für die Familie ist so ein vollständiger Jahrgang ein immer mit neuer Freude betrachtetes Bilderbuch und ein Bibliothekstück von dauerndem Werthe. So viel es in unserer Macht steht, soll es indes unser Anliegen sein, Ihren Wünschen nachzukommen.

Abonnent in Stötten (Württemberg). Bei den Anzeigen auf den Umschlägen der Monatshefte übernimmt die Redaction keine Verantwortlichkeit. Die Verlagshandlung sondert ihrerseits alles offenkundig Schlechte und Verwerfliche aus, im übrigen kann sie natürlich die inserirten Werke nicht vorher prüfen und muß es dem gesunden Sinn der Leser überlassen, selbst Kritik zu üben. Ueber den andern von Ihnen berührten Punkt ließe sich manches sagen; wir wollen es nicht von der Hand weisen, nur tritt das Bedürfniß nicht an uns heran, so lange noch so viele vortreffliche Sachen anderer Art auf Veröffentlichung warten.

Drei Leser in Frankfurt a. Main. Sie irren. Den allmählichen Uebergang zu dem gelblichen Ton des Papiers haben wir deshalb gewählt, weil sich die Holzschnitte bedeutend schöner davon abheben. Ueberhaupt ist das matte Gelb elegant und schwachen Augen wohlthuend. Wenn Sie genau vergleichen, werden Sie finden, daß das Papier gegen früher schwerer und feiner ist.

Berichtigung.

Bei einem Theil der Auflage muß es in dem Artikel „Aus meiner Vogelstube (S. 154. Sp. 2. Z. 5 v. o.) statt „Opodeldoc" heißen: „Collodium."

Mit der nächsten Nummer schließt das vorliegende Quartal des Daheim. Besonders die geehrten Abonnenten der Post bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements, da nur in diesem Fall unangenehme Unterbrechungen vermieden werden können.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im December 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 13.

Des armen Knaben Christbaum.

Was für ein fröhlich Thun und Treiben
Am Weihnachtsmarkt bis in die Nacht,
Wie funkelt durch erhellte Scheiben
Der schönen Waaren bunte Pracht!
Wer kaufen will, muß heut noch kaufen,
Daß er den Christbaum schmücken mag,
Wer feil hat, will noch heut verkaufen,
Denn morgen ist Bescherungstag.

Doch sieh, wie mit betrübten Mienen
Dort an der Ecke frosterstarrt,
Vom nahen Gaslicht hell beschienen
Ein Knabe noch des Käufers harrt.
Er hat den Christbaum selbst geschnitten,
Mit saurer Müh im Tannenwalde,
Sein schüchtern Auge scheint zu bitten:
„O kauft mir ab, die Nacht ist kalt!"

„Kauft ab, ihr könnt ja lustig lachen,
Ihr habt das Glück und ich die Noth!
Was soll ich mit dem Christbaum machen?
Die Mutter krank, der Vater todt!"
Doch niemand, der des bleichen Kleinen
Und seines Baums gewahren mag,
Vorbei rennt Jeder mit dem Seinen
Und heut ist schon der letzte Tag!

Doch schau, da kommt mit munterm Schritte
Im Sammetpelz und Federhut
Die schöne Mutter in der Mitte
Ein Kinderpaar schön wohlgemuth.
Den Korb gefüllt mit Weihnachtsgaben,
Trabt hinterher des Hauses Knecht. —
„O Mutter, sieh den Baum des Knaben
Der ist für uns noch eben recht!"

Die schöne Mutter zahlt in Eile
Dem Knaben sein [illegible],
Er dankt — und schaut noch eine Weile
Den Frohen nach mit trübem Blick:
Wie wird sein Christbaum morgen funkeln
Im fremden Haus, im Kerzenschein,
Und ach! im Kämmerlein, im dunkeln,
Wie still wird seine Weihnacht sein!

Dann [illegible] Grün bekränzt mit [illegible],
Euch eure Christbäume fröhlich [illegible],
Denkt, ob ihr nicht den kleinen Knaben
Und seine kranke Mutter kennt?
Und geht und trocknet [illegible]
Und lernet von dem [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Mercedes.

Nach dem Tagebuche eines Heimgekehrten von dem Verfasser des „Spanischen Schmugglerlebens".

(Schluß.)

VIII.

Kaum hatten wir das Schloß verlassen und den Pfad eingeschlagen, welcher zur Cueva führte, als wir einige tausend Schritt vor uns einen Mann erblickten, oder wenigstens zu erblicken glaubten, denn der Morgen war noch nicht angebrochen und der Mond oft durch Wolken verdunkelt, welcher es ebenso eilig zu haben schien, als wir, den Berg zu erklettern. Wir beschleunigten unsre Schritte so sehr wir konnten, jedoch er hatte einen zu großen Vorsprung, und es gelang uns nicht, ihn zu erreichen. Ejea war unruhig, er konnte nicht begreifen, wer dieser Mensch sein könnte. Mit einem Male trat der Mond aus den Wolken hervor und zeigte uns deutlich unsern Mann, welcher stehen geblieben war und aufmerksam nach uns hinschaute. Es schien, als läge ihm ebensoviel daran, uns zu erkennen, als uns daran lag, über ihn im Klaren zu sein. Auch er hatte eine Carabine in der Hand und schien zu allem bereit.

„Viva Dios!" schrie plötzlich Ejea, „ich will sterben, wenn dies nicht jener zweideutige Mensch, der Zahnarzt aus el Blanco ist."

„Lobo!" schrie ich aus voller Kehle.

„Don Salvador!" rief Ejea, so stark er konnte. Der Unbekannte drehte sich wieder um und setzte seinen Lauf fort.

„Sie haben sich getäuscht," sagte ich zu Ejea.

„Meinen Kopf zum Pfande, er ist es," antwortete dieser.

Ich blieb stehen, legte meine beiden Hände in Muschelform vor den Mund und mit aller Kraft meiner Lungen schrie ich:

„Wolf, Salomon Wolf!"

Der Unbekannte blieb wie angewurzelt stehen.

„Sie haben Recht, Don Pablo," sagte ich, „er ist es!" und dann rief ich auf deutsch: „Erwarten sie mich, Wolf, ich gehe mit Ihnen!"

Doch als wenn eine Natter ihn gestochen, drehte jener sich um, machte einen Sprung in die Luft und kam auf uns zugeeilt, immer mit vorgestreckter Carabine.

„Halten Sie Ihren Revolver bereit," rief Ejea, indem er den Hahn seiner Carabine spannte.

„Wolf, seid ihr es?" rief ich, „antwortet!"

„Gott sei gelobt und gedankt!" schrie endlich der Zahnarzt, der in gewaltigen Sprüngen uns immer näher kam. „Zurück! Herr Landsmann, zurück! oder Sie sind verloren!"

„Was sagt er?" fragte Ejea.

Ich übersetzte. Wir sahen uns stillschweigend an, Wolf kam immer näher.

„Zurück! Zurück!" rief er mit vor Angst und Erschöpfung fast unverständlicher Stimme, „er will Sie ermorden."

Noch einige Sekunden und er stand neben uns.

„Aber was wollt ihr? sprecht Wolf!" sagte ich.

„Zurück!" rief dieser noch einmal, „in einigen Minuten . . ."

„Um Gottes Willen! sprechen Sie spanisch!" rief Ejea, „ich werde verrückt, wenn ich zuhören muß ohne zu verstehen."

„Wer will mich ermorden?" fragte ich Wolf auf spanisch.

„Diego Perales, der Rasende," erwiderte er.

„Aber weshalb? erzählt!" Wolf athmete tief auf.

„Gott sei Dank, daß Sie hier sind," sagte er, „jetzt sind wir drei und bewaffnet, und wenn sich der Kerl nähert, schießen wir ihn zusammen!" „Erzählt! erzählt!" riefen wir beide.

„Nun, Sie haben wahrscheinlich mein Zeichen gesehn, verstanden, Herr Landsmann!" sagte Wolf vorsichtig, indem er einen Blick auf Ejea warf, „aber ich war ängstlich und dachte, es sei möglich, daß Sie mein Zeichen doch nicht gesehn hätten, und ich war unruhig und konnte es nicht im Hause aushalten und stand auf, nahm meine Carabine und schlich ums Schloß, um zu sehen, ob Sie würden reisen ab, und Sie zu fragen, ob Sie bedürfen, was weiß ich, man kann sich ja in Verlegenheit befinden, vielleicht bedürfen Sie Geld, oder sonst etwas."

„Schnell! Schnell!" unterbrach ich, indem ich ihm die Hand drückte, „zur Sache, zur Sache!"

„Ich hab' gesehn Licht in Ihrem Zimmer und Schatten, die sich bewegten und hab' gesagt: er reist ab, und hab' gewollt gehen, als ich gehört hab' Schritte und hab' mich versteckt und hab' gesehn Diego mit einem Mann, den ich nicht kannte, aber ich hatte gesehn, daß Diego war gekommen vom Gebirge und der Mann von der Stadt, und daß sie waren zusammengetroffen erst vor wenigen Minuten. Als sie kamen nicht weit vom Ort, wo ich war versteckt, blieben Sie stehen und der andre zog eine Laterne unter seiner Capa hervor, zündete sie an und sagte: Leset, Don Diego, und ihr werdet wissen, was der Herr von euch erwartet. Und ich sah, wie Diego einen Brief eröffnete und beim Schein der Laterne an zu lesen fing, und mit einem mal hab' ich gehört einen Schrei, wie ausstoßen die wilden Thiere in der Menagerie, wenn der Wärter sie züchtigt und ich hab' gehört, wie Diego schrie: Nichtswürdiger Hund von einem Deutschen, in zehn Minuten ist Deine Seele in der Hölle! und mit drei Sprüngen ist er gewesen zurück auf den Gebirgspfad und ich hab' gesehen seine offne Navaja in der Hand, ich hab' nicht gewußt, was das sollte bedeuten, mit einem Male jedoch ist mir eingefallen, daß Sie vielleicht nicht mehr im Schlosse wären, daß er Ihnen nachlaufe, und ich bin ihm nach, fest entschlossen, wenn ich ihn sehe, ihm eine Kugel nachzusenden, doch was können meine Beine in Vergleich mit den seinen? er ist schon weit mir voran, und ich hab' nur einige Mal seinen Schatten gesehn."

Ejea und ich, wir sahen uns an, wir begriffen kein Wort von der ganzen Erzählung. — „Was ist zu thun?" fragte ich.

„Auf jeden Fall ihm nach," sagte Ejea, „der Kerl ist verrückt; wer weiß, ob der Baron ihn zur Vernunft bringen wird."

„Was für ein Baron?" fragte Wolf.

„Kommt, kommt!" rief ich, indem ich Ejea folgte, „kommt, mir ahnt nichts Gutes!"

Wir liefen mehr, als wir gingen, den Berg hinauf, zehn lange Minuten dauerte es, dann befanden wir uns auf einer Art von Plateau, welches gerade zur Cueva führte. Kaum ruheten wir einen Augenblick, um Athem zu schöpfen, dann begann unser Lauf von neuem. Plötzlich, o es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, plötzlich ertönte durch die lautlose Nacht ein markdurchdringendes Geschrei. Wir standen wie angewurzelt.

Ein zweiter Schrei, schwächer wie der erste, und noch ein dritter wie ein verschallendes Echo, dann ward alles wieder stille!

„Heilige Jungfrau Maria," schrie Ejea außer sich, „das Geschrei kömmt von der Cueva. Der Wahnsinnige! Diego hat den Baron ermordet!"

Wer kann sagen, wie lange Zeit wir brauchten, um über das Plateau einen Hügel hinauf bis zur Cueva zu kommen. Ich weiß es nicht, wie von Furien verfolgt, stürzten wir vorwärts.

Endlich — da waren wir, dort lag die Cueva, — noch zehn Schritte, — noch fünf, — da sind wir.

Diego stand vor uns; seine Riesengestalt war etwas gebückt, er trug einen menschlichen Körper auf beiden Armen.

Als er uns sah, starrte er uns an, und seine hohle Grabesstimme rief: „Willkommen, Caballeros! Ihr kommt zur guten Stunde, Mercedes ist gerächt, der Hund ist verreckt!"

Und indem er die Arme öffnete, ließ er einen leblosen Körper zu unsern Füßen fallen.

Aber kaum hatte dieser die Erde berührt, als ein doppelter Knall das Echo erschütterte. Diego stieß einen Schrei an die Jungfrau aus und stürzte zusammen.

Don Pablo Ejea hatte die beiden Läufe seiner Carabine auf ihn abgefeuert, zwei Kugeln waren ihm durch die Brust gegangen.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Fünf Messerstiche," sagte Ejea, der die Wunden des Barons untersuchte, „sechs, sieben, o, das wilde Thier."

„Ist gar keine Hilfe mehr möglich?" fragte ich.

„Wenn ich nur sehen könnte," sagte Ejea.

„Ich glaube, ich hab' einen Wachsstock bei mir," meinte Wolf, „ja, ich werde Licht machen."

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es wirklich, er hielt

seinen Hut vor die Flamme und näherte sich Ejea, welcher den Kopf des Barons in die Höhe gehoben hatte. Auch ich näherte mich.

Plötzlich, plötzlich fingen die Gebirge vor mir an zu tanzen, der Himmel wurde blutroth vor meinen Augen, die Erde verschwand unter meinen Füßen, ich stieß ein Geschrei aus, das die Wolken durchdringen mußte.

O Herr im Himmel! ich hatte in dem vor mir liegenden Leichnam Hugo von Sternberg erkannt!

IX.

Daß mein kaum genesender Körper nicht fähig war, den physischen und geistigen Erschütterungen einer solchen Nacht zu widerstehen, wird dem Leser leicht begreiflich sein.

Die vielen Aerzte, die mich behandelten, haben der durch die furchtbare Geisteserschütterung hervorgerufenen Krankheit gar viele gelehrte Namen gegeben, aber ich glaube, daß wenn man während länger als zwei Monaten keine Idee von dem hat, was um einen vorgeht, man mit einigem Rechte sagen kann, man sei wahnsinnig gewesen!

Während eines starken Gewitters fand ich mit einem Male den mir entflohenen Verstand wieder. Salomon Wolf saß neben meinem Lehnstuhl und sah mich traurig an.

„Wo bin ich, Wolf?" fragte ich.

Ein Freudengeschrei war seine Antwort. Er sprang auf, lief zur Thür hinaus und kam einige Augenblicke später mit dem Priester, mit welchem ich ihn zum ersten Male getroffen, zurück.

„Er hat mich erkannt, Padre! er hat mich erkannt!" rief er.

Ich erkannte auch Don Ramon und sagte es ihm; gleich wurde nach dem Arzte geschickt, und als dieser, ein wildfremder Mensch, kam und mich untersucht hatte, meinte er, daß der Herr Professor sich wundern würde über die plötzliche Heilung.

Kaum waren wir allein, als ich anfing, Wolf zu befragen, doch dieser unterbrach mich beim ersten Worte schon.

„Liebster, bester Herr Landsmann," sagte er, „seien Sie ruhig, eine acht Tage nur, erholen Sie sich, alles wird gut werden, aber todtschlagen können Sie mich, werde ich ihnen auch nicht antworten."

„Sagt mir blos, wo Mercedes —"

„Wissen Sie, ich werde die Guitarre holen, ich hab' sie hier spielen gelernt, und werde Ihnen vorspielen deutsche Lieder."

„Und Ejea?"

„Und sie haben's nicht wollen glauben hier, daß bei uns die Studenten lateinische Lieder singen, und wie ich bin gewesen in Granada, habe ich mir lassen aufschreiben von einem deutschen Ingenieur das Gaudeamus igitur."

„Antwortet mir, Wolf, antwortet mir!"

„Ich muß noch zwei Zähne einem alten Fräulein ausziehen, sie hat nur noch drei und ein Paar Wurzeln."

Er war zur Thür hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Wochen hatte ich mich so weit erholt, daß Don Ramon glaubte, zu mir ohne Gefahr von der Vergangenheit sprechen zu können. Er war discret genug, von mir nicht den geringsten Aufschluß zu verlangen, sondern erzählte nur, daß am Tage nach meiner plötzlichen Erkrankung die Carlisten einen Einfall in den District gemacht hätten, aber von den Regierungstruppen, die sich in Velez befanden, zurückgeschlagen werden waren.

„Sie kennen die Grausamkeit der Guerillas," fuhr er ruhig fort, „wahrscheinlich hat der Castellan Diego Perales und ein früherer Officier der Carlistenarmee, welcher im Schlosse einige Zeit gewohnt, ihnen falsche Nachrichten über die Verhältnisse hier gegeben, und beide sind deshalb von ihnen bestraft werden, denn man fand beide einige Tage später ermordet in der Cueva de Juan Pastor im Gebirge."

Ich sah ihm ins Gesicht, er wandte den Blick zum Fenster hinaus. „So sagt man wenigstens," fuhr er fort, „niemand hat sich die Mühe gegeben, weitere Nachforschungen anzustellen."

„Und Donna Mercedes?" fragte ich.

„Armes Kind!" erwiderte der Priester, „sie ist durch den Tod Diegos, den sie Vater nannte, sehr erschüttert worden, sie war lange krank, jetzt ist sie in Italien wo sie Verwandte haben soll. Sie ist als Novize in einem Kloster aufgenommen; sie schrieb mir, daß die letzte Hoffnung, welche sie an die Welt hätte fesseln können, verloren sei und daß sie Nonne würde, ich verstand diese Phrase nicht recht."

Ich verstand sie gar wohl, und der zurückhaltende Don Ramon auch wohl. — „Und endlich mein Freund Ejea?" fragte ich.

„Ach schweigen Sie, Caballero, das ist traurig; denken Sie sich, er war furchtbar compromittirt bei der Invasion der Carlisten, der arme Mensch ist vors Kriegsgericht gestellt worden und schmachtet jetzt in Ceuta für, Gott weiß, wie viele Jahre!"

Ich schwieg, ich wollte nicht mehr fragen, da ich begriff, daß Don Ramon gerne fortfahren wollte, den Unwissenden zu spielen.

„Auf welche Weise könnte ich mich wohl dankbar gegen Don Salvador beweisen?" fragte ich, „denn ich schulde ihm viel."

Don Ramon sah mich scharf an.

„Sind Sie nicht sein Verwandter?" fragte er.

„Ich? nicht im entferntesten."

„Ich glaubte es," meinte er, „denn er hat Sie gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, täglich hätte er neue Aerzte herbeirufen mögen; wissen Sie, daß der Professor Perez Osorio aus Granada Sie besucht hat, und daß sein Besuch Don Salvador sechs Unzen Gold gekostet hat? wissen Sie, daß er Tag und Nacht an Ihrem Bette gewacht hat, und als man in den ersten Tagen trotz Ihres kranken Zustandes Sie arretiren wollte, er sein Haus und Pferd und Wagen und alles, was er besitzt, als Bürgschaft für Sie gegeben hat? Vaya, Caballero, Sie brauchen sich nicht zu verstellen, nicht wahr, Sie sind Verwandte?

Ich konnte ihm einige Augenblicke lang nicht antworten, Thränen erstickten meine Stimme.

„Sagen Sie mir, Don Ramon," erwiderte ich endlich, „war jener Verwundete, welcher hilflos auf der Straße von Jerusalem nach Jericho lag, der Verwandte jenes Samariters, welcher ihm seine Wunden verband, ihn auf sein Thier hob und ihn zur Herberge brachte?"

Don Antonio war einige Augenblicke ohne Antwort, dann reichte er mir die Hand, schüttelte sie herzlich und sagte: „Ihr Leute dort oben im Norden seid gar wunderliche Menschen, ich habe jetzt ein paar Dutzend gekannt, und, ich glaube fast, daß man euch einst im Himmel verzeihen wird, auf Erden Ketzer gewesen zu sein." —

X.

„Und nun, bester Herr Landsmann," sagte Wolf einige Tage später, will ich Ihnen erzählen, wie ich hab' behalten meinen Kopf auf der rechten Stelle in jener Nacht, nicht gedacht soll sie werden. Auf eine ganz einfache Weise hab' ich uns alle geholfen. Rathen Sie wie? Ich hab' genommen aus der Tasche von Diego den Brief, den ihm hat gegeben jener Unbekannte, hab' ihn gelesen und hab' ihn gesteckt in meine Tasche. Das ist gewesen die ganze Sache, à propos, wollen Sie ihn lesen? da haben Sie ihn."

Ich nahm das zerknitterte Papier und las die schrecklichen Zeilen:

„Diego, mein treuer Diener! Der Mann, welcher sich heimlich in Valencia mit der, welche Dich ihren Vater nennt, verheirathet hat, heißt nicht Don Bernardo Baron von Fensdahl, sondern Hugo von Sternberg, es ist ein Ketzer, ein Lutheraner, und, Diego, er ist verheirathet, in Deutschland, wo seine Frau mit zwei Kindern im größten Elende lebt. Diego, ich kann die Schmach am Blute meines großen Ahnen nicht rächen, wird sie nicht gerächt werden, Diego mein treuer Diener?

Dein Herr, der Dir vertraut,
Graf von Vellanda."

Jetzt begriff ich alles! und fiel in ein tiefes Nachdenken.

„Hat Don Pablo diesen Brief gelesen?" fragte ich. Wolf sah mich gutherzig an.

„Wie können Sie so etwas fragen?" sagte er, „soll ich dem armen Mann, der so schon hat ein schweres Herz, noch machen den Kummer ihm zu zeigen, daß Diego nicht hat verdient die beiden Kugeln?" — —

Noch einige Wochen, und ich war ganz wieder hergestellt und was der Leser vielleicht nicht begreifen wird, ich bekam mit einem Male Heimweh.

„Wolf," sagte ich zu meinem Wirthe, „was ihr an einem euch völlig Unbekannten gethan habt, all die Liebesdienste, die Ihr mir erwiesen habt, möge euch Der dort droben einst vergelten, ich, mein Freund, ich kann euch nur in ein jegliches meiner Gebete einschließen; denn alles, was ich für euch thun könnte, ist nicht den hundertsten Theil dessen werth, was ihr für mich gethan. Jedoch ich weiß, ihr habt bedeutende Auslagen für mich gemacht, und..."

„Hören Sie, Herr Landsmann," erwiderte Wolf. „Sie haben mich gebracht da in eine große Verlegenheit, da Sie haben erzählt dem

Den Namen eine Geschichte, wo steht geschrieben in der Bibel von den Christen, ich hab' nicht gewußt, was ich soll antworten, da ich die Geschicht' nicht hab' gekannt. Glücklicher Weise hab' ich gefunden Ihre deutsche Bibel dort auf die Commode und, wie Sie sind gewesen in den Garten, hab' ich so lange geblättert drin, bis ich hab' gefunden die Geschichte von dem Samariter und hab' sie gelesen und hab' sie gefunden sehr schön."

„Nun?" fragte ich, „da er nicht fortfuhr und doch noch etwas sagen zu wollen schien.

„Sie werden entschuldigen," meinte er, „aber ich hab' gelesen, daß der Samariter hat gegeben dem Wirth zwei Groschen, werden wohl sein gewesen zwei Goldstücke, um zu pflegen den Verwundeten; aber ich hab' nicht gefunden die Stelle, wo steht geschrieben, daß, als der Mann ist geworden gesund, er ist gegangen zu den Samariter, und hat ihm wollen geben wieder die zwei Groschen oder Goldstücke."

Ich weiß nicht, was unsre Bibelausleger hierauf geantwortet hätten; ich ging auf ihn zu und schloß ihn dankend in meine Arme.

„Kann ich denn gar nichts für euch thun, Wolf?" fragte ich einige Stunden, ehe ich ihn auf immer verließ, um nach Alicante zu reisen, wo ich vor meiner Abreise aus Spanien noch etwas zu thun hatte.

„Wenn Sie wollen thun mir einen großen Gefallen," sagte er, „und Sie sind bei uns zu Haus, machen Sie eine kleine Spatzierfahrt bis nach meine Stadt, und wenn Sie kommen hin, suchen Sie auf meine Mutter, und erzählen der alten blinden Frau etwas von ihrem Sohne. Wollen Sie?"

„Es soll mein erstes Geschäft in Deutschland sein," rief ich, „ich gebe euch mein Wort, Wolf."

„Und," fuhr er zögernd fort, „so gesprächsweise erkundigen Sie sich, ob ist schon verheirathet ein Mädchen, wo vor Jahren hat geheißen unter den Juden die schöne Dore, und wenn sie ist verheirathet, so ist's gut, so gehen Sie zu meine Mutter und sagen ihr, wie ich Sie gebeten habe; wenn das Mädchen aber ist nicht verheirathet, gehen Sie zu ihr und sagen ihr, daß der Salomo Wolf wird kommen das nächste Jahr aus Spanien, weiter nichts, und schreiben Sie mir, wollen Sie?"

Armes, braves Herz, er wollte recht diplomatisch fein erscheinen, aber die Stimme versagte ihm oft vor Rührung, wenn er an das Lustschloß dachte, welches er sich wahrscheinlich so oft erbaut. In seiner Heimat wohlhabend, geachtet, die schöne Dore als Weib und beide die letzten Jahre seiner blinden Mutter verschönernd.

XI.

Nach einigen Monaten kehrte ich in meine alte Vaterstadt zurück. Verschieden von allen andren Reisenden, die, wenn sie nach langen Jahren wieder nach Hause kommen, alles verändert finden, schien mir alles beim Alten, ich allein kam mir verändert vor.

Ich erfuhr von Freunden das traurige Schicksal Huldas, die von ihrem Manne verlassen, nachdem dieser ihr ganzes Vermögen vergeudet, Jahre lang im tiefsten Elende geschmachtet, bis sie vor einigen Monaten die Nachricht seines Todes erhalten hatte. Man erzählte mir, daß er sich wahrscheinlich bei der Armee des Don Carlos sehr gut gestanden haben müsse; denn ein Banquier in Alicante sandte, mit der Todesanzeige Hugos von Sternberg, seiner Wittwe auch die Ersparnisse, die dieser bei ihm niedergelegt hatte und die ihr einen ganz anständigen Lebensunterhalt sicherten.

Ich begegnete ihr einmal auf der Straße, o wie waren wir beide gealtert; obgleich noch nicht dreißig Jahre alt, ging sie welk und gebeugt dahin. Sie fand noch Energie genug in sich, um mir einen Blick voll eisiger Verachtung zuzuwerfen. Arme Frau!

Ich glaube nicht, daß ich in meiner Heimat bleiben werde. Merkwürdig, ich habe die halbe Welt gesehn, habe überall gute Freunde und Bekannte gelassen, und doch fühle ich mich *so allein* auf dieser Welt, *mutterseelenallein* sagen die Kinder, daß mir manchmal die Thränen in die Augen kommen, wenn ich daran denke.

O mein guter Vormund, mein Vater, warum bist du so früh gestorben?

Auch in Wolfs Heimatstadt war ich. — Wie unendlich glücklich war die blinde, alte Frau, als ich ihr erzählte, welch ein vortreffliches Herz in der Brust ihres Sohnes schlägt! — Ich habe ihr versprechen müssen, all meine Beredsamkeit anzuwenden, damit ihr Sohn sobald wie möglich nach Hause käme, und ich hab' es auch gethan!

Vielleicht wird es den Leser interessiren zu erfahren, daß die „*schöne Dore*" noch nicht verheirathet war.

Das Bärbele von Lichtenstein.

Als ich das nebenstehende Bild, ohne Unterschrift, zum erstenmal betrachtete, mußte ich mich einen Augenblick besinnen, wo ich es denn wohl schon gesehen. Das junge Mädchen aber, die mir über die Schulter schaute, rief überrascht und freudig: „das Bärbele von Lichtenstein!"

Nun ja, die war noch jung, die hatte noch vor nicht gar langer Zeit den Lichtenstein gelesen, *zum erstenmal*, (ach wie Schade, daß man manche Bücher nur einmal zum erstenmal lesen kann!) die war darin daheim und erkannte das niegesehene Pfeiferstöchterlein auf den ersten Blick..

Auch ich habe mich bald orientirt in der schlichten Stube, in dem lieblichen Köpfchen der Spinnerin, das so besorgt, so erwartungsvoll sich hinüberbeugt nach dem schlummernden Junker, der auf unsrem Bilde freilich fast allzutief im Schatten liegt, und mit der Bedeutung des Bildes sind mir die fröhlichen Mädchentage aufgewacht, wo auch ich den Lichtenstein *zum erstenmal* gelesen.

„Die Todten leben schnell," sagt ein Sprichwort; auch bei Büchern, die keineswegs zu den todten gehört haben, ist das manchmal der Fall; das Töchterlein spricht mitleidig wohlwollend von Büchern, die die Mutter dereinst zu Lächeln und Thränen bewegt haben, wir können nicht mehr glauben, daß „Siegwart eine Klostergeschichte", einst Herzen gebrochen hat, so wenig wir recht begreifen, wie der Großvater sich in die Großmutter verlieben konnte, wenn diese ein Spikelkleid ohne Falten und eine fingerlange Taille trug.

Welche Bücher diesem Loose frühen Vergehens anheimfallen werden, welche nicht, das ist für die Gegenwart wohl schwer zu bestimmen, auch die Kritik weiß gerade nicht alles und hat auf diesen Punkt schon manchmal falsch prophezeit; mögen sich die, denen bange ist um ihre literarische Unsterblichkeit, mit meinem alten Waidsprüchlein trösten:

> Und hast Du Einen guten Tag
> Den Herzen nur geschenket,
> So gräme Dich nicht um die Zeit,
> Wo niemand Dein mehr denket.

Zu den Vergessenen gehört Hauffs Lichtenstein keinesfalls, sogar die Wände der Prunkstuben unsrer Dorfschenken sind verziert mit Bildern, die in lebhaften Farben den grimmigen Kampf des Herzogs Ulrich mit dem Junker Georg darstellen, oder Ulrich den Verbannten, in höchst bunter und romantischer Kleidung, an die Felswand der Nebelhöhle gelehnt, auf die er zu besserem Verständniß überaus groß seinen Namen geschrieben, was von einem gehetzten Flüchtling etwas unvorsichtig ist, — aber ich weiß doch nicht, ob andern Orts der Lichtenstein noch so bekannt ist, wie in Schwaben, dem er zumeist eigen gehört, und darum will ich zur Fürsorge unser Bildchen mit ein Paar Worten erläutern.

Also: der junge, edle und sehr verliebte Junker Georg von *Sturmfeder* ist auf dem Zuge nach Schloß Lichtenstein, allwo sein Liebchen, das schöne Fräulein Marie haust, von Reitern des schwäbischen Bundes fälschlich für den verfolgten Herzog Ulrich von Würtemberg gehalten und schwer verwundet worden. Der Pfeifer von Hardt, ein schwäbischer Bauer, hat den Bewußtlosen in sein Häuschen gebracht und ihn der Hut und Pflege seines Weibes und seines Töchterleins, des schmucken Bärbele, überlassen. Es ist der achte Tag, seit der Kranke bewußtlos liegt, der heilkundige Pfeifer hat vorhergesagt, daß er vermuthlich an diesem Tage zum Bewußtsein erwachen werde. Bärbele, dem der „fürnehme," kranke, junge Herr gar erstaunlich wichtig ist, hat in Erwartung dieses Ereignisses ihren Sonntagsstaat, die zierliche Tracht der Albbäuerinnen angelegt, — ein Zug, in dem der junge Dichter eine feine Kenntniß der Winkel und Eckchen des Mädchenherzens verräth, — und spinnt eifrig, um



Bärbele am Lager Georgs von Sturmfeder.

Nach dem Gemälde von H. Weißbrod in München.*

* Das reizende Bild des talentvollen Künstlers, kurze Zeit in Leipzig ausgestellt, ging bald in Privatbesitz über; wir glauben den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir es hier weitern Kreisen zugänglich machen.

die gestrenge Mutter zu beruhigen, während sie sorgsam nach dem Kranken blickt. Ob man dazumal so hoher Kunkeln sich bedient, wie unser Bild sie zeigt, ist mir nicht bekannt, — das Spinnen daran muß etwas mühsam gewesen sein, — aber des bin ich gewiß, das Bärbele mit seinem frischen, unschuldigen Mädchenköpfchen, mit dem Ausdruck zarter Sorgfalt und kindlicher Neugier in dem jungen Gesichtchen, dahinter leise ein tieferes Gefühl für den kranken Gast dämmert, das hat sich der Dichter selbst nicht lieblicher denken können, als es der Künstler dargestellt.

Wie es weiter ergangen, als der kranke Gast wirklich erwacht, von dem naiven Geplauder in ächtem Schwäbisch des Bärbele mit seiner Mutter, sage ich nichts, auch nicht für solche, die den Lichtenstein noch nicht kennen, denn die alle werden es nicht bereuen, wenn sie ihn selbst lesen, und ich will ihnen keinen Genuß voraus wegnehmen, aber ich möchte gerne noch von der ersten Erscheinung des Buches selbst erzählen, wie es, eine frische Blüthe des Schwabenlandes, zum erstenmal die Herzen erfreut hat.

Wohl all unsre Leser wissen, daß der Lichtenstein, der den Namen zu Hauffs anmuthiger Geschichte gegeben, eine reizend gelegene Burg am Rande der Alb in Schwaben ist, von der die alte Sage nicht viel zu berichten weiß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zerfielen die letzten Reste der alten Burg und es wurde auf der Stirn des steilen Felsen ein Jägerhaus erbaut, das lange Jahre das Ziel viel fröhlicher Wallfahrer, namentlich aus der getreuen Musenstadt Tübingen war. Jetzt prangt dort statt des Häuschens ein schönes Schloß, von Graf Wilhelm von Würtemberg in mittelalterlichem Stil erbaut, ein Schmuck der schönen Gegend, mit zierlichen Thürmen und Wimpeln, wie aus dem Felsen hervorgewachsen.

Es war in den Jahren, wo der edle Schotte Walter Scott die deutsche Lesewelt entzückte, man liebte sehr den landschaftlichen und historischen Hintergrund seiner Erzählungen, man schwärmte für schottische und englische Gegenden und Namen, die man auf grausame Weise aussprach; daß es in der nächsten Umgebung, in der heimischen Vergangenheit Scenen und Stoff für Romane geben könne, daran dachte man nicht, am allerwenigsten in einem kleinen Ländchen wie Würtemberg; man wäre gar nicht so keck gewesen, das zu beanspruchen.

Da erschien zu namenlosem Vergnügen des Publikums im Morgenblatt eine Novelle, zwar mit fremdem Namen, die „Bettlerin vom Pont des Arts," aber diese Novelle begann in Stuttgart, unsrer eignen, leiblichen Residenz, der edle Spanier, der darin auftrat, logirte in dem wohlbekannten Gasthof zum König von England daselbst und spazierte in den Stuttgarter Anlagen herum, wahrscheinlich auf demselben breiten Weg, den noch jetzt an hellen Sonntagen die schöne und elegante Welt Stuttgarts nebst zahlreichen Kindern und Kindsmägden durchwandelt. Das war doch gar zu schön! wie war uns dadurch die Zauberwelt der Poesie so menschlich nahe gerückt!

Auch die Novelle „Jud Süß" weckte eine düstre und interessante Periode der Geschichte unsres kleinen Vaterlandes auf und machte dem Volk erst seine eigene Vergangenheit wichtig; wir Würtemberger bildeten uns ordentlich etwas darauf ein, daß bei uns so merkwürdige Sachen geschehen waren.

„Es ist zwischen Stuttgart und Ludwigsburg eine kleine, geheimnißvolle Brücke...." wie war allein diese Andeutung im Jud Süß Goldes werth! wir sind noch als Kinder nie mehr den sonst so ordinären Weg gefahren, ohne von Anfang bis zu Ende desselben nach dieser geheimnißvollen Brücke zu spähen und uns zu streiten, wer sie wirklich entdeckt habe.

Es war ein junger Theologe, ein eingebornes Stuttgarter Kind, Wilhelm Hauff, der seine Heimat so zu Ehren brachte:

„Ein junges, frisches, farbenhelles Leben,
Ein reicher Frühling, dem kein Herbst gegeben,"

wie Uhland an seinem frühen Grabe gesprochen hat.

Auch der Frühling von Hauffs Dichterglück hatte noch kein Blatt verloren, als er heimgerufen wurde.

Ich weiß nicht genau, war es vor oder nach diesen kürzeren Novellen, als Hauff im Lichtenstein ein bedeutenderes Blatt unserer Geschichte vergoldete und Nebelhöhle und Lichtenstein mit einem neuen Zauber umkleidete.

Als ich zum erstenmal in der glücklichen Backfischzeit den Lichtenstein lesen durfte, vereint mit dem gleichgestimmten Bäschen, da war das Buch schon zum Liebling der jungen und ältern Leserwelt geworden.

Achtet ein Buch, ein Gedicht, ja nicht gering, wenn es euch leichthin als „eine Lektüre für Backfische" bezeichnet wird. Was eine gute Lektüre für Backfische sein soll, das muß nicht nur rein sein und frisch, es muß von einem edlen Geiste durchhaucht sein, nicht berührt von der Kühle und dem Egoismus des Weltlebens, um die hochgespannten Gefühle junger Herzen nicht zu verletzen, es muß das Leben schildern wie es ist, um junge Seelen nicht irre zu leiten, aber es muß Welt und Menschen betrachten mit warmem, liebevollem Blick, nicht durch eine schwarze Brille. Ein solches Buch für Backfische wird wohl auch manch alten Menschenkindern noch wohl thun, und in diesem besten Sinn dürfen wir auch Hauffs Lichtenstein ein solches nennen.

Wie haben wir Mädchen gelebt mit dem Buch in jener ritterlichen Zeit, die uns doch in der lebensvollen Schilderung viel mehr menschlich nahe gerückt war, als die Fouquéschen Gestalten im Silberharnisch und blauem Stahl. Mit welchem Eifer haben wir in Ulm das alte Patrizierhaus gesucht, aus dessen Erker die holdselige Marie und die muntre Bertha herabgeblickt auf den stattlichen Ritterzug, wie ergötzlich war's einzukehren bei dem zierlichen Rathsherrn Dietrich Krafft, und wie mit tiefster Seele hing man an dem verbannten Herzog und an der tragischen Gestalt des treuen Pfeifers von Hardt. Wahrlich, es ist kein undankbares Geschäft, ein Dichter für Backfische zu sein, die Gestalten der Dichtung aus jungen Tagen sind uns eigen geworden wie liebe Freunde und begleiten uns unvergessen durchs Leben. Wir schauen sie nicht an mit dem kühlen, kritischen Blick späterer Jahre, wir nehmen sie und behalten sie lieb, so wie sie sind. So war mir auch die liebliche Gestalt des Bauernkindes, das mit seiner leisen, rührenden, unverstandenen Liebe, später den Genesenen begleitet, den es als Kranken so treu bewacht, auch eine liebe alte Bekannte, die ich mit Freuden im Bilde geschaut habe und ich möchte neben der freundlichen Zeichnung auch meinen Herzensdank niederlegen, als ein Blättchen zu dem Lorbeer des frühvollendeten Dichters.

Ottilie Wildermuth.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Die Arbeit im Schoß und tief in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, schien die Fürstin mehr ihren Gedanken nachzuhängen, als der Geschichte zu folgen, die Johanna ihr vorlas.

Sie saß in ihrem Arbeitszimmer, demselben, in dem Johanna vor drei Jahren ihr den für ihr Leben so entscheidenden Besuch gemacht. Seitdem hatte sich ein fast freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Damen hergestellt; denn obgleich die Fürstin jedes ihrer Vorrechte geltend zu machen wußte, so geschah dies doch nie in jener hochmüthigen, zurückstoßenden Weise, die höchstens Ehrerbietung und blöde Scheu, nie offenes Vertrauen aufkommen läßt.

Die gemeinschaftliche Lektüre, die sie im Augenblick trieben, schien nicht blos die Fürstin, sie schien auch Johanna nicht genügend zu fesseln. Ihre Blicke flogen alle Augenblicke über das Buch hinweg zu ihrer Gebieterin, und Faust und Gretchen unterhielten sich in ganz eigenthümlich ungeduldigem, reizbaren Ton. Auf einmal legte Johanna das Buch fort.

„Weiter," sagte die Fürstin, „warum hören Sie auf?"

„Durchlaucht hören gar nicht zu," entgegnete Johanna halb vorwurfsvoll, aber mehr mit dem Ton eines verwöhnten Kindes, als in dem, der sich über eine verletzte Prätension beklagt. „Soll ich blos Geräusch machen mit meinem Lesen?"

„Wenn Sie sähen, daß es mir wohl thäte, würde ich es für nicht zu freundlich halten," meinte die Fürstin.

Johanna erröthete und nahm augenblicklich das Buch wieder in die Hand.

„Nein, nein, lassen Sie es nur," sagte die Fürstin freundlich. „Wenn Sie es einsehen, daß Sie Unrecht haben, wird es mir immer schwer, thatsächlich auf meinem Recht zu bestehen. Also hören Sie auf, ich will Sie nicht quälen und ich kann in Wahrheit jetzt nicht aufmerksam zuhören."

Johanna stand auf, ging zur Fürstin hin, kniete vor derselben nieder und sich auf die müßig im Schoß ruhende Hand herabbückend, küßte sie diese mit warmer Innigkeit. Die Fürstin streichelte ihr sanft das schöne, glänzende Haar.

„Reisen wir nicht bald nach Hause zurück?" fragte Johanna, den Kopf emporhebend, aber sonst in ihrer zärtlich anschmiegenden Stellung verharrend.

„Warum? Sind Sie nicht gern hier?" fragte die Fürstin. „Sie haben hier doch mancherlei Genüsse, Sie haben noch dazu den Bruder am Ort."

„Meinen Bruder mag ich nicht mehr sehr gern," gestand Johanna, „das heißt, ich liebe ihn wohl sehr" —

„Aber mehr à distance!" unterbrach die Fürstin sie lachend.

Johanna nickte.

„Er ist so unliebenswürdig geworden," fuhr sie in ihrer vertraulichen Mittheilung fort, „immer mürrisch und mißvergnügt. Entweder drückt ihn etwas, oder vielleicht sind alte Junggesellen so, der Hofrath Braun freilich ist anders."

Die Miene der Fürstin verfinsterte sich unwillkürlich.

„Vielleicht ist auch das Leben in der großen Stadt daran schuld," fuhr sie fort, „ich glaube, ich könnte auch so werden, müßte ich immer in diesem Gewühl, diesem geräuschvollen Gefängniß leben, müßte die erstickende Luft athmen und bekäme nur ausnahmsweise einmal einen grünen Baum zu sehen und auch den mehr aschgrau von großstädtischem Staub als in seiner natürlichen Frische. Es ist um melancholisch zu werden und Durchlaucht sind es schon."

„Nicht deshalb," sagte diese.

Jeder Zug in Johannas Gesicht sprach eine theilnehmende Frage aus, aber sie unterdrückte das Wort, das so leicht neugierig und voreilig klingt.

„Ich habe wirklichen Kummer," fuhr die Fürstin fort, „ich fürchte, ich bin einer Untreue auf die Spur gekommen, gerade da, wo ich so unbedingt, so rückhaltlos vertraute."

Johanna sprach wieder nur mit ihren Mienen.

„Sie werden natürlich nicht davon sprechen und werden auch die Gründe verstehen, warum ich zu Ihnen, gerade nur zu Ihnen auch schon vor der Zeit von der Angelegenheit spreche," fuhr die Fürstin fort. „Sie betrifft den Hofrath Braun, der, wie ich fürchte, mein argloses Zutrauen stark gemißbraucht hat."

Johanna sprang auf, sie war dunkelroth geworden.

„Um Gotteswillen, Kind, Sie haben doch nicht schon etwas Thörichtes gethan, Sie haben doch nicht etwa seiner Bewerbung Gehör gegeben?"

„Nein," versicherte Johanna, „das werde ich auch nimmermehr thun, aber sonst möchte ich mich wohl für ihn verbürgen."

„Kennen Sie ihn denn so genau?" fragte die Fürstin.

„Ich denke, ja," entgegnete Johanna. „Er spricht so offen über seine Grundsätze, Durchlaucht glauben nicht, wie fest, wie aus einem Guß und wie streng beinah diese sind. Er kann es nicht einmal leiden, daß man ein wenig leichtsinnig spricht und darin," setzte sie, überwältigt von niederdrückender Rückerinnerung hinzu, „darin hat er Recht, denn solche Reden untergraben leicht das Vertrauen. Nein, nein, Durchlaucht, mißtrauen Sie ihm nicht! Er ist mir zuwider in seiner Bewerbung um mich, aber eben so konsequent wie er diese verfolgt, eben so konsequent ist er in seinem Denken und Thun. Ich werde ihn nie lieben, und wenn er nicht aufhört, mich zu lieben, werde ich ihn hassen, aber meine Hochachtung hat er, meine volle Hochachtung!"

„Trotz dieser sehr gültigen Bürgschaft," sagte die Fürstin mit leichtem Spott, „muß ich mich in diesem Punkt leider auf mich verlassen. Bisher hatte er auch meine Hochachtung. Ich bin nahe daran, meinen Irrthum einzusehen."

„Es thut einem nachher so sehr leid, wenn man jemandem Unrecht gethan hat, und es ist oft nicht wieder gut zu machen!" sagte Johanna mit bebender Lippe. „Ich möchte schon lieber immer vertrauen."

„Gewiß," bestätigte die Fürstin den Ausspruch, „aber mit Maß und an rechter Stelle. Durch ungerechtfertigtes Mißtrauen thun wir dem Einzelnen Unrecht, durch falsches Vertrauen setzen wir den Gegenstand desselben oft in den Stand, vielen ein Unrecht zuzufügen. Ich werde den, den ich bisher für meinen treuen Diener hielt, nicht anklagen, ehe ich nicht weiß, was ich leider sehr genügenden Grund habe zu vermuthen." — Wieder ein fragender Blick Johannas.

„Wenn er das gethan hat, was ich mehr als fürchte," sagte die Fürstin mit Nachdruck, „dann ist er ein gemeiner Betrüger und sein Lohn das Zuchthaus!"

„Pfui!" brauste Johanna auf. „Und von solchem Menschen muß man es sich gefallen lassen, daß er einen heirathen will!"

Die Fürstin lachte.

„Stellen Sie sich wieder in die erste Reihe mit Ihrem persönlichen Empfinden?" sagte sie dann mit freundlichem Vorwurf. „Ihre Theilnahme, Ihr Mitempfinden geht immer erst über die eigene Person zu einer andern. Bildete Ihre Warmherzigkeit nicht einigermaßen ein Gegengewicht, Sie würden eine arge Egoistin werden!"

In Johannas Zügen kämpfte der Widerspruch, aber sie beherrschte ihn.

„Demuth thut Ihnen Noth, wie das liebe Brot," fuhr die Fürstin zwischen Scherz und Ernst fort. „Zu einem Fortschritt, zum Schweigen habe ich Sie gebracht, aber zum Einsehn?"

„Was soll ich denn einsehen?" fragte Johanna.

„Daß Ihre Menschenkenntniß noch auf sehr unsicherem Boden steht, daß Sie kaum für sich selber, geschweige denn für andere, einstehen können!" — Johannas Augen flammten.

„Ich werde keinen betrügen," sagte sie unwillig.

„Nein, in dem Sinn, wie der Hofrath gewiß nicht, das glaube ich gern," sagte die Fürstin mit Nachdruck, „sonst im allgemeinen weiß keiner, wie weit er sich auf sich selbst verlassen kann, ehe er nicht geprüft ist und die demüthige Bitte zu Gott, uns zum Rechten zu helfen und uns das Unrecht zu vergeben, ist allemal die beste Stütze und Hilfe. Helfen Sie mir ihn bitten, daß er mich die Wahrheit erkennen läßt, ich darf das Verbrechen nicht schützen, aber Gott verhüte, daß ich einen Unschuldigen durch meine Anklage kränke."

Sie reichte Johanna die Hand, welche diese ehrfurchtsvoll küßte, und verließ das Zimmer.

Johanna war tief ergriffen von dem Ernst der Fürstin, hauptsächlich von ihren letzten Worten. Sie selber hatte ja einen Unschuldigen gekränkt, hatte es rücksichtslos gethan, aus eigener Entscheidung, nur mit sich selbst, nicht mit Gott zu Rath gehend.

Sie weinte wieder einmal schmerzliche Thränen darüber, wie immer, wenn die Vergangenheit vor ihrer Seele auftauchte.

Sie hatte Richard nicht vergessen, die Liebe zu ihm lebte unvergänglich in ihrem Herzen; kein anderer Eindruck, kein ihr dargebotenes Herz, keine verlockende weltliche Glücksgabe hatten vermocht, sie ihm einen Augenblick abtrünnig zu machen.

Der tiefe Schmerz um den Verlust des Geliebten hatte seinen bittersten Stachel verloren, denn die Liebe war ihr geblieben. Im übrigen half die Jugend, half das reiche Leben ihr über den Kummer fort.

Johanna hatte bald den Eindruck der vergangenen Stunde vergessen und fiel ihr beim Anblick Brauns der Fürstin Verdacht wieder ein, so war es nur, um den Gedanken in ihr zu bestärken, wie grundlos derselbe, wie völlig unmöglich es sei, daß ein Mann wie der Hofrath Braun eine so niedrige Handlung begangen haben könne. „Eben so gut könnte ich's von meinem Bruder, eben so gut von mir selber glauben," dachte sie, „ach! wäre ich früher auch so fest im Glauben gewesen!"

Der zur Heimreise bestimmte Tag rückte heran, Johanna ging zu ihrem Bruder, Abschied zu nehmen.

Sie fand den Bruder im Begriff auszugehen: Er bat sie, zu bleiben, er hoffe in einer Stunde seine Geschäfte erledigt zu haben, er würde sich möglichst beeilen.

„Braun hat mir auch seinen Besuch angesagt," schloß er, „empfange ihn, wenn er in meiner Abwesenheit kommen sollte."

Er ging. Sie holte sich alle Bücher, die sie auf seinem Tisch liegen fand, zusammen, setzte sich aufs Sopha und las. Sie war so recht innerlich froh gestimmt, hauptsächlich über die Abreise und in dieser Freude lag der beste Beweis für das heimatliche Gefühl, das die Fürstin ihr zu geben verstanden hatte.

In Wahrheit, seit der Tod ihr das Elternhaus verschlossen, hatte sie sich nirgends so zu Hause gefühlt, als in dem zauberisch schönen Plattenberg, auf dem Schloß der Fürstin.

Noch weniger beschlich sie ein heimatliches Gefühl im Zusammensein mit dem Bruder, da am allerwenigsten. Er war ihr so fremd wie seine ganze Umgebung. Nichts heimelte sie in derselben an, als sein alter Schreibsekretär, der vor ihm dem Vater gehört und das er in einem Gefühl von Pietät mitnahm, als seine übrige Einrichtung bei dem Umzug in die Residenz zum Trödler wanderte. Nie fiel ihr Blick auf dies altmodische Möbel, ohne daß sie ein Gefühl, fast der Ehrfurcht ähnlich, durchschauerte. So lange es her und so klein sie auch gewesen war, als sie zu Füßen des großen Lehnstuhles gespielt, der zu ihres Vaters Zeiten davor gestanden, so deutlich war die Erinnerung daran.

Sie sah das ganze Zimmer wieder, in dem er sonst gestanden, sah den Vater auf dem Lehnstuhl und die Dampfwolke, die ihn einhüllte, sah die Mutter am Fenster mit einem Korb voll Arbeit, der in ihrer Erinnerung zu einem riesigen Umfang anwuchs, sah ein kleines, rothbäckiges Mädchen zwischen beiden hin und her laufen, das war sie.

Wo war die Zeit hin, wo war das kleine freundliche Stübchen und die lieben Gestalten, die es bevölkerten? Alles war fort, auch das kleine glückliche Geschöpf, der Liebesbote zwischen Vater und Mutter, denn im Rückblick auf die Kindheit kommt es meist so, daß man auf sich selbst wie auf etwas Fremdes schaut. Man erkennt sich erst wieder, wenn der Blick so klar geworden ist, daß man alle Stadien der Entwicklung überschaut und so die Vermittlung findet zwischen Anfang und Ende, zwischen Werden und Gewordensein.

So weit war Johanna noch nicht, und das Kind, das in ihrer Erinnerung vor ihr auferstand, war deshalb nicht sie, es war fort mit dem Zimmer, mit den Eltern, nur der Schreibsekretär stand da als einziger Zeuge einer fernen Vergangenheit.

Sie ging mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu an denselben als ein Bote ihres Bruders ihr den Schlüssel brachte mit der schriftlichen Bitte, ihm ein Papier daraus augenblicklich zuzuschicken. Es war genau bezeichnet, ebenso der Platz, wo es lag.

„Den Schlüssel behalte da, ich komme gleich," schloß der Brief.

Trotz der genauen Bezeichnung, mußte sie eine Weile suchen und sie fand das Papier erst, als sie den betreffenden Schub, hinter den es gefallen war, herausgezogen hatte. Sie fertigte den Boten rasch ab und wollte nun erst wieder den Schub an seinen Platz schieben, als ihr ein Papierstreifen ins Auge fiel, der möglicherweise erst mit in die Höhe gekommen war, als sie das gesuchte Papier aus seiner eingezwängten Stellung befreit hatte. Es kostete ordentlich Mühe, auch diesen zweiten Gefangenen zu befreien, es gelang ihr erst, als sie eine Nadel genommen und es damit so weit hervorgeholt, um es mit den Fingern fassen zu können. Sie lachte, als sie den Schatz erobert, denn es war weiter nichts, als ein fein zusammengefalteter Fidibus, den sie in der Hand hielt.

Mehr unwillkürlich als aus einer bestimmten Absicht wickelte sie ihn auseinander.

„Ein Brief!" sagte sie überrascht. „Die Hand muß ich kennen — ach, jetzt weiß ich." — Sie betrachtete prüfend das beschriebene Blatt.

„Vom März 18 . .", sie strich sich mit der Hand über die Stirn. — Ein verhängnißvolles Jahr für sie, wenige Tage vor der entsetzlichen Nacht des Feuers, von der all ihr Unglück ausging — sie las das Billet zu Ende, las es wieder und wieder — sie wurde so blaß wie der Kalk an der Wand.

„Was bedeutet das?" fragte sie mit bebender Stimme.

In dem Augenblick trat ihr Bruder ein.

Mit dem offnen Zettel auf ihn zugehend, wiederholte sie die Frage, aber ohne das Blatt aus der Hand zu lassen.

Er sah befremdet die Schwester an, warf einen Blick auf das Billet und verfärbte sich.

Er rang nach Worten, es kam kein Ton über seine Lippen, so groß war sein Schreck, so überwältigend der Eindruck, den die Paar Zeilen auf dem kleinen Zettel auf ihn hervorgebracht. Er rang nur die Hände und schlug damit verzweiflungsvoll auf seine Stirn.

Auch auf ihre Wangen war die Farbe noch nicht zurückgekehrt, irgend ein entsetzlicher Eindruck schien ihre sonstige Heftigkeit vollständig gelähmt zu haben; mit einer fast starren Ruhe wies sie auf die zwei Buchstaben der Unterschrift des Briefes und fragte:

„Dies W. und B., was bedeutet es?"

„Wilibald Braun!" stieß der Postmeister hervor.

Johanna stöhnte laut.

„Also ihr beide," sagte sie, „Du und er, ihr thatet das, wofür der arme Richard jetzt wie ein Ausgestoßener in der Welt umherirrt. Deine und seine Hand haben mein Glück zerschmettert und er wagt es, mir die seine zu bieten, diese entehrte, durch schmutzigen Diebstahl geschändete Hand. Pfui, daß ihr das thun, daß ihr so niedrig, so gemein handeln, daß ihr der Nichtswürdigkeit die Krone aufsetzen und einen Unschuldigen für euch leiden lassen konntet!"

Wie die Nemesis stand sie vor dem Bruder, ihre Blicke, ihre Worte schleuderten ihn zu Boden. Er lag zu ihren Füßen und ihre Kniee umschlingend, schluchzte er wie ein Kind.

„Verzeih, verzeih!" stöhnte er endlich hervor. „Wüßtest Du, was ich gelitten, Du würdest verzeihen. Ich habe bereut, bitter bereut. Ruhe und Frieden und Glück, schon längst ist das alles für mich dahin, die Furcht jagt mich durch das Leben und gibt jedem Tage die Dauer von Jahren. Der Gedanke an Richard hat mich verfolgt von früh bis spät, Dein Anblick war mir ein steter Vorwurf. Bis ins tiefste Herz hinein hat es mich erschüttert, daß meine That von euch gebüßt wurde. Ich war in Noth und bin der Verführung erlegen. O, könnte ich Dir die Qual schildern, als ich des Verführers Bewerbung um Dich sah und meine Warnungen von Dir zurückgewiesen wurden."

„Und doch hättest Du es geschehen lassen, daß ich die Hand ergriff, Du armer, schwacher, haltloser Mensch, der nicht den Muth hat, thatsächlich zu bereuen," sagte sie. „Gottlob, vor der unreinen Hand hat mich meine reine Liebe geschützt. Mein Verstand, mein Urtheil nicht, denn Dir wie ihm, habe ich maßlos getraut. Pfui, wie kann man so betrogen werden!"

„Er ist daran schuld, da steht es, hast Du es nicht gelesen?" fuhr der Postmeister fort. „Ist der Verführte eben so schuldig wie der Verführer?"

„Wenn er kein Kind ist, gewiß," sagte Johanna, „wie konnte er es nur wagen, Dir eine solche That zuzutrauen, wenn Du nicht schon ähnliche verübt, wenn er nicht wußte, wem er es bieten konnte!" — „Bei Gott, gestohlen hatte ich nie!"

Johanna machte eine Geberde tiefster Indignation bei dieser Versicherung.

„Ich hätte für mich selber überhaupt nie derartiges gethan," stammelte der Postmeister, „aber" —

„Aber was?" drang sie in ihn. „Fritz, wenn Du nicht willst, daß ich Gottes Strafe auf Dein Haupt herabrufe, so sage mir wenigstens jetzt die Wahrheit, die volle Wahrheit! Mehr verachten wie jetzt schon kann ich Dich nicht, aber ich will und muß wissen, wie weit dieser Schurke hierbei betheiligt, wie weit er Deine Schwäche, Deine Grundsatzlosigkeit für sich ausgebeutet hat."

Der Postmeister war aufgesprungen.

„Sei mild, Johanna!" sagte er. „Wenn ich doch nichts erlange als Deine Verachtung, wozu soll ich reden! Meinst Du, ein armer Sünder würde seine Schuld vor Gott bekennen, wenn er nicht auf Verzeihung hoffte?"

Der Vorwurf traf. Johannas finstre Züge wurden weicher.

„Du mußt mir alles sagen, nicht Deinet- und meinetwegen, aber um der Wahrheit selbst willen," sagte sie.

„Nun, Du weißt, wir waren Schulgefährten," der Postmeister sprach in kurzen abgebrochenen Sätzen, „er bei allen Streichen der erste. — Damals waren es Kindereien — später nannten wir es gute Witze, wenn wir auf Kosten der Redlichkeit unsere Zwecke verfolgten. — Doch damals ging es noch nicht gegen das Gesetz.

„Ich hatte blindes Zutrauen zu ihm, er war mir so überlegen, und es gelang ihm mein Gewissen abzustumpfen.

„Ich hatte ein Talent — ich verstand es, fremde Handschriften nachzuahmen — damals benützte er es nur zu tollen Scherzen — wir hetzten gute Freunde aneinander — wir foppten angesehene Leute, — wir brachten Zank und Streit unter Liebesleute — das war Spaß! Ich hielt es auch für Spaß, als ich seiner Fürstin Namenszug unter leere Blätter setzen mußte. Ich that es aber auch weiter, als ich wußte, wozu. Er leitet die Geldgeschäfte der Fürstin, er pflegt die Anweisungen zu schreiben, denen sie ihre Namensunterschrift zufügt — es war das sicherste Verfahren, daß ich die leeren Blätter

unterschrieb, denen er dann eine Anweisung nach den Umständen in seinem Sinn hinzufügte, während die von der Fürstin unterschriebenen unterschlagen wurden.

„Als ich erfuhr, wozu er mich brauchte, wollte ich es nicht mehr thun, aber er lachte mich aus. — „Geschieht's für Dich?“ fragte er mich, „und kommt's auf einmal mehr oder weniger an?“

„Er versicherte mich, daß er bescheiden und vorsichtig sei, er gleiche nur die ungleiche Gunst des Schicksals etwas aus, die Fürstin entbehre nichts dadurch, wenn er ihre Ausgaben ein wenig vergrößere, er gewinne, ohne daß sie verliere, denn das sei kein reeller Verlust, den der Verlierende gar nicht einmal merke.

„Ich hatte Schulden, als ich meine Anstellung bekam, und ich machte neue dazu. Ich wendete mich an ihn und er vergalt mir nun meine Dienste.

„Bergan geht's langsam, bergab mit Blitzesschnelle. Ich ging bergab. Ich hoffte auf Deine Schönheit, konnte sie mir nicht einen reichen Schwager gewinnen, der mir half und dann schwor ich mir zu, die Verbindung mit Wilibald abzubrechen.

„Du verlobtest Dich mit Richard, ich konnte ihn deshalb nicht leiden und wünschte hundertmal, die Verbindung möchte sich lösen. Dazwischen hatte ich wieder Schulden gemacht — mir war um meinen Posten bange, ich wendete mich an Wilibald, er half mir, aber dann, dann kam's, daß ich ihm das Geld wiedergeben sollte und ich hatte es nicht und er wurde dringender, und dann kam der Brief und die Gelegenheit dazu, denn es machte sich so sehr leicht, daß ich während der Nachtstunde, in der niemand im Büreau war, in dasselbe hinunterging, da ich zufällig wußte, daß die Schlösser zu dem Büreau unten, so wie des Pultes, in dem die Briefe verschlossen wurden, von derselben Construktion waren, wie die meiner darüberliegenden Stubenthür, wie mein eignes Pult. Ich hatte es einmal probirt, als die Versuchung mir von einer Geldsendung ins Ohr flüsterte, die da unten der nächsten Post harrte, aber das Flüstern war nicht stark genug. Damals widerstand ich. Nun fügte es sich so unglücklich für Richard. Das hatte ich nicht gewollt, um den Preis wollte ich ihn nicht los werden. Was konnte ich aber thun?“

„Das fragt er noch!“ rief Johanna außer sich. „Er fragt, was er thun sollte, eines andern durch ihn beschmutzte Ehre zu retten!“

Sie stutzte mitten im Satz, denn in dem Augenblick trat Wilibald ein. Er sah verwundert den Postmeister, leichenblaß, mit verstörten Zügen im Lehnstuhl liegen, Johanna mitten im Zimmer stehen mit hoch erhobener Hand und mit vor Zorn glühendem Gesicht.

„Was ist los?“ fragte er lächelnd. „Was hat er gethan, den Löwenzorn zu reizen? Man möchte doch ein wenig an Ihrem Temperament verzweifeln,“ wendete er sich freundlich an Johanna, „wenn man sieht, wie wenig ein dreijähriges Hofleben vermocht hat, dasselbe zu dämpfen. Was haben Sie gehabt? Ein Streit? darf ich schlichten?“

„Ja,“ sagte Johanna, „lesen Sie, und wenn Sie erklären, daß Schreiber dieses ein Schurke ist, bin ich mit der Entscheidung zufrieden. Lesen Sie, aber lesen Sie laut!“

Er blickte in das Blatt, einen Augenblick flog es über sein Gesicht wie Schreck, aber er faßte sich gleich und las in unbefangenster Weise: „Mein Freund!

„Ich kann Dir nicht länger das Geld stunden, Du mußt mich bezahlen, denn auf Abrechnungen lasse ich mich nicht ein, es ist schon auf lange Zeit voraus abgerechnet. Es würde mir leid thun, kämst Du um meinetwillen um Amt und Brot, ich muß aber klagen, wenn Du mich nicht befriedigst. Hast Du nicht vielleicht einige Schmucksachen, die Du zu meinen und Deinen Gunsten verkaufen kannst? Abraham Levi in B.... Winkelstraße Nr. 3 befaßt sich mit dem Ankauf alter Schmuckgegenstände. Er steht nicht gerade in besonderem Renommee, aber er bezahlt gut und das ist für den Verkäufer die Hauptsache. Ja, wer solchen Schmuck hätte, wie ich ihn in einigen Tagen mit der Post nach B....., aber nicht an Abraham Levi, sondern an Herrn Felix zu expediren habe. Ich denke, am sechsten etwa wird er durch Deine oder durch die Hände Deiner Expedienten gehen. Es ist doch ein schönes Ding um die Rechtschaffenheit. Da wird nun ein so werthvoller Gegenstand auf Reisen geschickt, geht von Hand zu Hand und trägt mit der Wertherklärung den Stempel seiner Bedeutung gleichsam an der Stirn, aber er geht so sicher wie mit Eskorte, obgleich es vielleicht kinderleicht wäre, sich in ganz unverfänglicher Weise an ihm zu vergreifen. Doch ich phantasire. Nun, ein Ehrenmann kann auch einmal von solchen Dingen phantasiren — sie liegen Unsereinem sehr weit ab. Lebe wohl, Freund, und schaffe Rath. Dein W. B.“

„Den Brief habe ich geschrieben,“ sagte der Hofrath mit der unschuldigsten Miene von der Welt und wollte ihn in die Tasche stecken, doch Johanna stürzte wie eine Tigerin auf ihn zu und entriß ihm das Blatt. Er sah sie lächelnd an, auf einmal aber wurde sein Gesicht sehr mitleidig.

„Ach, jetzt verstehe ich,“ sagte er. „Wahrhaftig, ist es doch, als hätte man den Teufel an die Wand gemalt!“

Sie sah ihn mit unsäglicher Verachtung an.

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen, fügen Sie zu Betrug und Diebstahl nicht noch die Lüge hinzu. Ich weiß alles. Mein Bruder hat nicht ganz die Meisterschaft seines Lehrers, Scham und Furcht vermochten ihm ein Geständniß zu entpressen.“

Jetzt verfärbte sich auch der Hofrath.

Johanna fuhr fort:

„Als das Billet hier mir in die Hände fiel, traf mich die Ahnung seiner Bedeutung wie ein tödtender Blitzstrahl. Ich begriff den Zusammenhang nicht, aber ich hatte heut, vor kurzem erst, aus glaubwürdigem Munde Ihre Redlichkeit bezweifeln hören, das warf ein Licht auf das zweideutige Billet, das entweder hohles, unnützes Geschwätz war, oder eine tiefere Bedeutung dadurch maskiren wollte. Und nun das Zusammentreffen aller Umstände! Der nicht zu erklärende Diebstahl, meines Bruders verändertes Wesen, ich zitterte vor einer Schuld — mein Bruder hat sie eingestanden!“

„Wie, er hat den Schmuck gestohlen?“ rief der Hofrath entsetzt.

„Er, auf Veranlassung dessen, der ihn gelehrt, Namensunterschriften zu fälschen, um eine vertrauende Gebieterin zu berauben,“ sagte Johanna mit Nachdruck. „Ich brauche nicht zu sagen, wen ich meine, Sie werden es wohl zur Zeit von Gerichtswegen erfahren.“

„Sie haben also die Absicht, Ihren Bruder des Diebstahls anzuklagen und in das Zuchthaus zu bringen, ein sehr schwesterliches Beginnen, ein Heroismus der Tugend und Rechtschaffenheit!“ höhnte der Hofrath. — Johanna rang verzweiflungsvoll die Hände.

„O Gott, o Gott! Welche entsetzliche Entscheidung hast Du in meine Hände gelegt!“ ächzte sie, „was soll, was kann ich thun!“

Ein furchtbarer Seelenschmerz, ein alle Kräfte anspannender Kampf malte sich in ihren entstellten Zügen, der kalte Schweiß perlte in großen Tropfen auf ihrer Stirn.

Der Hofrath wollte sich ihr nähern, zu ihr sprechen, sie stieß ihn gewaltsam zurück, aber als ihr Bruder sanft sagte:

„Thu was Du willst, Johanna, klage mich an, wie es recht ist, ich habe alles verdient und mein Leben ist doch verspielt, so wie so,“ da sank sie, laut weinend, in seine Arme.

Sie schluchzte an seiner Brust, ihr ganzer Körper bebte.

Mit einem Gefühl kaum zu bekämpfender Ungeduld sah der Hofrath den Auftritt mit an, aber er wagte nicht den Kampf zu unterbrechen, dessen endliche Entscheidung so vielbedeutend auch für sein Schicksal sein mußte. — Endlich richtete sich Johanna empor.

„Gott verzeih' mir!“ sagte sie, „ich kann nicht anders. Ich habe geglaubt, es sei immer das Leichteste das zu thun, was recht ist. Ich habe darauf getrotzt und Gott versucht, jetzt erliege ich der Prüfung. Ich kann nicht den eignen Bruder als Dieb entlarven. Ich weiß, ich thue Unrecht, aber ich kann nicht anders, ich kann, ich kann nicht!“

Sie schrie die letzten Worte fast heraus, der Postmeister stürzte ihr zu Füßen. Wie er sich auch in alles ergeben zu haben schien, das Gefühl, irdischer Strafe entronnen zu sein, siegte in dem Schwächling und riß ihn hin, ihr für das erlösende Wort zu danken.

Sie wendete sich widerwillig ab. Ihr Blick fiel auf den Hofrath, der sie mit einem eigenthümlich lauernden Ausdruck ansah.

„Auf Sie hat das keinen Einfluß,“ sagte sie, glühend vor Zorn, „Gottlob, Sie sind nicht mein Bruder, ich habe in Ihnen nicht den ehrlichen Namen meines Vaters im Grabe noch vor Schmach zu bewahren, Sie sind vogelfrei in meinen Augen und so werde ich Sie behandeln und der Fürstin, die schon Verdacht auf Sie geworfen hat, den Verrath entdecken, den Sie an ihr verübt haben.“

Der Hofrath lächelte spöttisch.

„Hitzige Leute sollten nie mit kaltblütigen kämpfen,“ sagte er. „Sie sind zu rasch, zu unüberlegt und vergessen es, sich zu decken. Da Sie mir Ihren Entschluß mitgetheilt, kann ich ja Offenheit mit Offenheit vergelten. Ich sage Ihnen also, daß mit mir Ihr Bruder steht und fällt. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken

und ich werde ihm den Ruhm der Geschicklichkeit lassen, mit der er die Handschrift Ihro Durchlaucht nachzuahmen verstanden! Mitgefangen, mitgehangen. Ich sage Ihnen noch mehr. Hüten Sie sich, den Diebstahl des Schmuckes noch einmal der Untersuchung zu übergeben. Einmal ist der Postsekretär Werner aus Mangel an Beweisen freigesprochen, eine zweite Untersuchung könnte leicht die Beweise herbeischaffen. Wer sagt Ihnen, daß er nicht in Gemeinschaft mit uns gehandelt?" Es war eine erbärmliche Feigheit vom Postmeister, daß er zu dieser Anschuldigung schwieg, aber der aufs neue auf Richard gelenkte Verdacht schien ihm eine Sicherheit mehr für Johannas Schweigen.

Diese war empört.

„Sie lügen," sagte sie, „und mein Bruder denkt verächtlich genug, zu der Lüge zu schweigen. An Richard werden Sie mich nicht mehr irre machen! Pfui, in welchen Abgrund von Abscheulichkeit werde ich verwickelt! Mit offnen Augen soll ich also zusehen, wie meine Wohlthäterin verrathen wird, soll Betrug und Diebstahl dulden und nichts thun, beidem wenigstens eine Grenze zu stecken!"

„Ueber diesen letzten Punkt kann ich Sie beruhigen, meine schöne Feindin," sagte der Hofrath kaltblütig. „Dank der Warnung, die Sie mir vorhin gegeben haben, weiß ich ja, daß die Fürstin Verdacht auf mich hat und werde es nicht abwarten, bis er Gewißheit geworden ist. Nun sehe ich auch ein, wozu das hitzige Temperament gut ist, das zügeln zu sollen, Sie immer so unnütz fanden. Es thut mir nur eins leid, daß Sie nicht mein Weib sind, wie Sie es doch mit der Zeit geworden wären!"

„Wäre ich ein Mann," sagte Johanna „oder wäre ein Mann hier anwesend," ihr Blick streifte den Bruder mit unsäglicher Verachtung, „Sie sollten so freche Worte nicht ungestraft aussprechen dürfen. Aber zwischen einem Buben und einem Feigling stehend, was bleibt mir übrig, als zu dulden, was ich nicht ändern kann!

„Jetzt hören Sie aber, was ich von Ihnen will, denn so frech Sie sind und so sorglos Sie sich auch anstellen, ich sehe ja doch auch die Furcht, die sich hinter diese Keckheit geflüchtet, das böse Gewissen, das Ihnen das Blut von den Wangen gejagt und in Ihren Gliedern bebt, so scheinbar fest Sie auch dastehen.

„Ich verschweige also Ihr Verbrechen, Sie wissen weshalb, aber binnen acht Tagen haben Sie Ihr Amt niedergelegt und das Haus der Fürstin verlassen, sonst schweige ich nicht, mag daraus entstehen, was da wolle. Werden Sie thun, was ich verlange, werden Sie es binnen der gegebenen Frist thun?"

„Ich hoffe noch früher," sagte er gleichgültig. „Ihr Wunsch stimmt ganz mit meinen Absichten überein."

„Sie nehmen also Ihren Abschied?"

„Ja," sagte er mit eigenthümlichem Lächeln.

„Und Du," wendete sie sich an ihren Bruder, „wenn Du noch einen Funken von Ehrgefühl in Deinem Busen hast, wenn Du Dich noch aus der Kindheit her erinnerst, welch ein Schatz ein reines Gewissen ist, wenn es Dir im mindesten weh thut, daß ich nun auch den Schatz verloren, um Deinetwillen verloren habe, wenn noch eine gute Regung in Deiner Seele, ein Funken wahrer Reue in Dir ist, so änderst Du Dich, so machst Du gut, so viel Du gut machen kannst, so ersetzest Du den Schaden, den Du andern zugefügt.

„Sei ein Bettler, aber sei ehrlich und wahr! Und eins versprichst Du mir fest, mit dem da," sie deutete auf den Hofrath, „mit dem da hast Du keine Gemeinschaft mehr, schwöre es mir, so wahr Du auf Gottes Verzeihung hoffst!"

Er willfahrte ihrem Verlangen, sie reichte ihm die Hand zum Abschied. „Johanna, Dank für die Rettung," stammelte er, „o vergib, o vergib mir!"

„Richard hat mir auch nicht vergeben," sagte sie rauh. „Werde anders, damit Gott Dir vergibt; ich auch, ich will anders werden. Vor Gottes Vergebung schmilzt Menschenzorn dahin. Er möge uns beiden vergeben!" — Sie ging. Der Hofrath griff nach seinem Hut.

„Die Treppe hinunter gehen wir zusammen," sagte Johanna zu ihm, „ich will wissen, daß Sie hier fort sind."

Sie schritt zur Thür, er eilte ihr zuvor, diese zu öffnen und blieb dann stehen, sie durchzulassen.

Sie nahm ihr Kleid zusammen, als fürchte sie ihn damit zu streifen, und ging an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Er folgte, aber im Fortgehen wandte er sich um und sagte zum Postmeister: „Folge meinem Rath und salvire Dich, die Hexe ist zu allem fähig! Ein Narr, wer dem hitzköpfigen Geschöpf traut."

„Nicht ihr, nicht mir kann ich trauen," sagte der Postmeister als er allein war. „Kann mich etwas retten, kann ich noch glücklich werden, nur in einer Weise ist's noch möglich. Ich habe es oft gedacht und nicht gethan, jetzt schnell, ehe mich's wieder reut."

Er setzte sich rasch an den Schreibtisch und schrieb mit fliegender Hast ein Paar Zeilen, siegelte den Brief und denselben in die Brusttasche steckend, verließ er das Zimmer und eine Hintertreppe hinaufsteigend, gelangte er in den Bodenraum des Hauses.

Dort klopfte er an eine Thür, ein leises „Herein" und er trat in ein Mansardenstübchen ein. Die Einrichtung war ärmlich, aber Blumen standen am offenen Fenster und ein Strahl der untergehenden Sonne fiel auf den Stickrahmen, an dem ein Frauenzimmer eifrig arbeitend saß. Als er eintrat, blickte sie auf und das Gesicht, das sich ihm zukehrte, wurde hell.

Er setzte sich zu ihr, und während sie nach einem rasch gewechselten Händedruck eifrig fortarbeitete, sagte er:

„Ich habe Dir oft versprochen, Dich zu heirathen, Louise, jetzt will ich's thun, wenn Du noch willst!"

Eine helle Röthe flog über das blasse Gesicht, die Arbeit ruhte wieder einen Augenblick.

„Ich will, was Du willst," sagte sie und stickte eifrig fort.

„Ich will meinen Abschied nehmen," sagte er, „hier habe ich den Brief in der Tasche, in dem ich um denselben bitte, Du sollst ihn auf die Post tragen, ich traue mir nicht. Wenn ich den Abschied habe, will ich alle meine Sachen verkaufen und weit, weit von hier fortgehen, kommst Du mit?" — „Gewiß," sagte sie einfach.

„Ich spreche aber von Amerika!" fuhr er fort.

„Das ist nicht aus der Welt," entgegnete sie lächelnd.

„Dort müssen wir reich werden." Sie lachte. „Wozu?"

„Du mußt mir helfen dabei, Du mußt mich anspornen, wenn ich erlahme, mußt mich immer daran erinnern, daß ich in der Heimat eine Schuld zu bezahlen habe und nicht eher ruhen darf, bis sie getilgt ist. Ich weiß, auf Dich kann ich mich verlassen, Du wirst eine strenge Mahnerin sein."

„Ja," sagte sie, „nur nicht Schulden haben, lieber arbeiten, daß einem das Blut aus den Nägeln springt; meinen Vater haben sie um Ehre und Ansehen und ihn und meine Mutter in ein frühes Grab gebracht."

„Und nun liebst Du doch wieder einen, der Schulden hat, Du armes Ding!" sagte er mitleidig.

„Was hilft's!" sagte sie unbekümmert und arbeitete fort.

„Wie viel Schulden hast Du denn?" fragte sie auf einmal.

Er sann nach. Wie sollte er den Schmuck taxiren? Dann glaubte er ungefähr das Richtige gefunden zu haben, wenn er den ihm vom Juden gezahlten Preis als die Hälfte des Werthes annahm. Daß er außerdem mit Braun getheilt, zog er ebenfalls nicht in Betracht. Noch wirkte der Eindruck der letzten Stunden in ihm fort und unter dem Einfluß desselben spornte er sich zur äußersten Gewissenhaftigkeit an, stellte er sich gleichsam sicher vor der eigenen Schwäche, indem er einen schon lange in ihm arbeitenden Entschluß plötzlich zur Ausführung brachte und um sich vor neuem Wanken zu retten, das treue, redliche Herz des Mädchens zur Vertrauten, zum Wächter seiner Vorsätze machte.

Die Summe war groß, dem von seiner Hände Arbeit lebenden Mädchen mußte sie doppelt groß erscheinen, er zagte einen Augenblick sie zu nennen.

„Es ist wohl sehr viel, aber bitte, lüge mir nichts vor!" bat sie. „Kannst Du mir nicht alles sagen, so hättest Du lieber schweigen sollen, im Halbdunkeln fürchte ich mich, denn da wird jeder unbedeutende Gegenstand zum Gespenst. Durchs Finstere tappe ich mich ganz gut durch, aber am liebsten habe ich's hell."

Sie sagte das sehr einfach, aber es war ja nichts anderes, als was Johanna ihm im höchsten Affekt zugerufen hatte:

„Sei ein Bettler, aber sei ehrlich und wahr!"

Er schauderte vor sich selber. Welchen neuen Trug stand er im Begriff auszuüben!

Zu energielos, den Kampf mit dem Leben allein auf sich zu nehmen, sich fürchtend vor der eigenen Schwäche, die ihn zum Spielball der Verführung machte, wollte er sie, die ihm zu gering gewesen war, seine besseren Tage mit ihr zu theilen, doch zur Gefährtin seines unsichern Schicksals machen. Er, der Mann, suchte Hilfe beim Weibe

und sich fürchtend, sie in Wahrheit zu fordern, wollte er sie durch eine Lüge erkaufen.

Das Mädchen sah ihn an. Die stillen, tiefen Augen schienen in seine Seele dringen zu wollen.

„Sage doch, was Du hast, denn Schulden sind es nicht allein, die Dich hier fort und nach Amerika treiben. Ich soll Dir helfen, das verstehe ich wohl, aber warum, wozu? Es ist drollig," fuhr sie lächelnd fort, „Du bist doch ein gut Theil älter als ich, aber ich komme mir manchmal wie Deine Mutter vor. Ich bin so altklug, nun rede doch, mein Bursche!"

Wie schämte er sich, wie traf ihn der Scherz in die innerste Seele, wie sträubte er sich noch, die Wahrheit zu sagen und wie fühlte er durch all dies Sträuben hindurch, daß nirgends eine Rettung für ihn sei, würfe er sich nicht dem Schutzgeist in die Arme, der ihm aus des schlichten Mädchens treuen Augen entgegenblickte.

Er folgte der Regung, wie es ja immer nur Regungen waren, flüchtig aufwallende, vergängliche Regungen, die ihn rastlos vom Guten zum Schlimmen, von Vorsätzen zu Vorsätzen trieben, bis ein anderer ihn erfaßte und zur That zwang. Bis dahin Braun und das eigne Begehren, jetzt das Mädchen und die augenblickliche Angst und Reue.

Er beichtete ihr die Wahrheit, die volle Wahrheit, denn wo er noch Winkelzüge machen wollte, vor sich oder vor ihr, da wußte sie es augenblicklich und fragte so lange, bis sie alles erfahren. Dabei verwandte sie kein Auge von ihm und hielt fest seine Hand in der ihren.

Kein Ruf des Schreckes, der Verzweiflung, kein Vorwurf kam über ihre Lippen, nur Fragen, die zur Sache gehörten. Es war wie im Verhör, sie der Richter, er der Verklagte, aber ein Urtheil sprach sie nicht. Als er zu Ende, sagte sie nur:

„Nun ist's freilich dunkel, ganz dunkel, aber Du weißt, ich bin daran gewöhnt und fürchte mich nicht. Gib mir nur die Hand, wir wollen schon hindurch finden. Los lasse ich Dich nicht mehr, jetzt nicht, so wahr Gott mir helfe!"

(Fortsetzung folgt in Nr. 15.)

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Von Max Reichard.

V. Ein Winter und ein Weihnachtsfest in der Krim. *)

„O Winter, schlimmer Winter!" so hatten wir oft gesungen daheim im Vaterhaus, versammelt um ein loderndes Feuer, mit leichtem Herzen und fröhlichem Munde. Was es aber heißen will, habe ich mit meinem Gefährten recht gründlich erfahren in unserm hölzernen Pfarrhause, auf dem Boden der russischen Halbinsel Krim. Wie manches Mal hat der Nordwind, welcher ungehindert über die unermeßlichen Steppen sauste, uns durch Fenster- und Thürspalten eine feine Schneedecke aufs Bett geweht, die wie leichter, glänzender Flaum beim Erwachen uns überraschte! Koth und Regengüsse erstarrten bald zu Eis und Schnee, und die letzten Wochen des Jahres 1855 sind durch manchen schweren Jammertag in meinen Erinnerungen schwarz gezeichnet.

Am 14. November des vorigen Jahres hatte ein fürchterlicher Sturm den Winter von 54 eingeläutet, über die ganze Halbinsel hatte er gebraust, Hütten und Zelte umgekehrt und zerknickt, hunderte von Schiffen ins schwarze Meer versenkt, und vielen Menschen das Leben gekostet. Dieser Tag war nur das erste Glied einer Reihe von Heimsuchungen gewesen, die den Winter von 1854/55 zu einer Zeit der schwersten Noth machten, die je ein Heer im Felde ausgestanden hat.

Am Jahrestag dieses Ungewitters war es auf der Tauris so sommerlich schön, daß wir in den Fluten der Karenagebucht noch große Scharen von Soldaten die Erfrischung eines Bades suchen sahen. Aber am folgenden Tage schon sollte eine schreckliche Katastrophe die Grenze zwischen Sommer und Winter bezeichnen. Wohl kam sie nicht aus den düstern Wolken, die am 15. November den Himmel verschleierten, aber ihre Folgen ragten als dunkle Schatten bis ins Winterelend der Lazarethe hinein.

Auf der Hochebene von Inkermann stand eine russische Windmühle, deren gewaltige Flügel weit hinaus ragten. Die steinernen Gebäude derselben waren von den Engländern zum Aufbewahren ihres Pulvervorraths verwendet worden.

Der Mühle gegenüber, nur durch eine kleine Schlucht getrennt, lag ein französischer Artilleriepark, wohin kürzlich das in Sewastopol erbeutete Pulver, in bloßen Säcken, leicht mit Erde bedeckt, niedergelegt worden war, um es von da aus an einen sicheren Ort zu bringen.

Ringsumher lagen in dichten Reihen die Kantonnirungen des zweiten französischen Armeekorps und ein bedeutender Theil der englischen Truppen. Auch ein kleines Mercantidorf befand sich ganz in der Nähe des Parkes, und dicht am Fuße der Windmühle lagen zwei unserer Lazarethe, und ein drittes eine Viertelstunde weiter davon weg, dem Hauptquartiere zu. Wir waren eben, Babut und ich, mit unsern Krankenbesuchen in beiden ersteren fertig geworden und am dritten, das schon auf unserm Heimweg lag, abgestiegen, wo ich das erste Zelt betrat. Dort lagen einige Soldaten, denen ich heute besonders ermunternd zusprach, dabei die Zeltstange unwillkürlich mit der rechten Hand umfaßt haltend.

Plötzlich erdröhnt die Luft vom fürchterlichsten Knall, den ich je gehört; die Erde erbebt in ihren Grundfesten, die Zeltstange zersplittert in meiner Hand wie ein Strohhalm; dichte Finsterniß umhüllt den Horizont, der Knall dauert fort wie aus hunderttausend Kanonen und betäubt aller Sinnen. Aus dem Zelt stürzen, nach meinem Freunde rufen, ist mein einziger Gedanke; dies ist auch der seine, denn im selben Augenblick eilt auch er, bleich wie der Tod, aus der nächsten Baracke. Aber an ein Gehen oder Stehen ist nicht zu denken. Zahllose Kugeln fliegen mit schrecklichem Zischen umher, dicker Pulverdampf erfüllt die Luft und erschwert den Athem. Alle Zuschauer dieser entsetzlichen Scene werfen sich mit dem Angesicht zur Erde nieder, bis das Getöse sich vermindert, und der Kugelregen aufgehört hat. Ohne noch zu wissen, was für eine Gefahr uns bedroht, stürzt Babut in meine Arme, wir können in der ersten Bestürzung nur Ein Gefühl fassen, einen unaussprechlichen Dank für die Bewahrung in so naher Todesgefahr. Sobald der schwarze Qualm sich einigermaßen gelegt hat, sehen wir auch die Ursache dieser Katastrophe: vom französischen Artilleriepark steigt eine dunkle Rauchsäule gen Himmel auf, aus welcher sich eine Reihe von entsetzlichen Feuerwerken krachend entladet. Glühendrothe Leuchtkugeln, Funkengarben fliegen weit umher, Tod und Verderben streuend wohin sie fallen; es ist das russische Pulver, über 800 Centner, und unzählige Hohlgeschosse, die durch einen Funken entzündet, in die Luft gesprengt worden sind. Wir haben nur einen heißen Wunsch, zurückzueilen auf den Schauplatz des Unglückes, zu unsern armen Kranken, die wir vor einer Stunde erst verlassen haben, und deren Schicksal zu erfahren uns zunächst am Herzen liegt. — Wo sind unsre Pferde? Ein Soldat, der sie am Zügel hielt, als der Knall ertönte, war von den scheuen Thieren eine Strecke weit fortgeschleppt worden, so daß es ihm nur durch große Kraftanstrengung gelungen war, sie festzuhalten und uns zurückzubringen. Aber es sind tapfere, folgsame Thiere, die Stimme und Liebkosungen ihrer Herren haben sie bald vollkommen beruhigt, und im scharfen Trab reiten wir zurück, auf die Mühle zu. Welch' unvergeßlicher Ritt! Vor uns der unheimliche Qualm, aus welchem heraus es immerfort blitzt und donnert; drüben, vom russischen Lager her, ein verdoppeltes Kanonenfeuer, das die Gefahr vermehrt, rings um uns die unsäglichste Verwirrung, vom Schrecken betäubte Menschen, herrenlose Pferde rennen, Obdach suchend, umher, Kranke entfliehen unbekleidet aus den Zelten, Gesunde eilen ihnen zu Hilfe; Generäle, Intendanten, Aerzte fliegen im sausenden Galopp heran; alles ist in unbeschreiblicher Aufregung. Krankenwärter mit Sänften und Bahren kommen im Sturmschritt herbei, alle eilen dem schwergetroffenen Lazareth zu. Am Fuße der Windmühle aber erreicht erst die Verwirrung ihren Höhepunkt; ein ungeheurer Haufe von Fliehenden zu Fuß und zu Pferd hemmen unsre Schritte, fremde Hände fallen uns in die Zügel, reißen unsre Rosse herum, ein erstickender Rauch umnachtet die ganze Scene, und wir können in dem grausenerregenden Getöse nur den einen Ruf verstehen: „Sauve qui peut! Rette sich wer kann! Die Mühle springt!" — Der Strudel

*) Vgl. S. 54.

reißt uns mit sich fort, wir glauben jeden Augenblick den Tod bringenden Knall zu vernehmen, es währt eine Minute, zwei Minuten, eine halbe Viertelstunde; schon stehen wir wieder vor dem Lazareth, in dem wir die Explosion vernommen haben; es ist Gottlob nur ein falscher Schreck gewesen. Aber die Gefahr stand nahe, nahe! Die Gewalt des Luftdruckes hatte das Dach der Mühle abgedeckt; wäre ein einziger der Millionen Funken hineingefallen, so wären wir alle verloren gewesen. Aber schon sind die Engländer auf das Dach geklettert; mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit schließen sie die Oeffnung mittelst nasser Tücher, auf die sie ohne Aufhören noch Wasser nachgießen. Ein Kugelregen fliegt um ihre Köpfe, sie achten ihn, als wären's Hagelkörner; in unglaublich kurzer Frist ist das Pulvermagazin gedeckt und die größte Gefahr beseitigt, so daß alle Hilfsbeflissene, mit ihnen auch wir zurückkehren und auf die Mühle zu eilen. Von den zwei Lazarethen hatte eines nur wenig gelitten, aber sämmtliche Bewohner desselben beschwören uns, doch nicht bis zum andern vorzudringen, denn noch immer fliegen in der Nähe des Parkes die feurigen Kugeln umher. Wir aber steigen ab und setzen unsern Weg zu Fuß fort; indessen haben schwere Wetterwolken den ganzen Himmel umzogen, schon beginnt die Abenddämmerung, nur vor uns ist es noch helle — aber es ist das fahle Licht eines Brandes, den die Explosion entzündet hat, das unsern Weg beleuchtet.

Bald kommen uns die ersten Opfer dieses Tages entgegen: stillschweigend tragen die Krankenwärter auf ihren Bahren Todte und Sterbende, hinter ihnen her schleppen sich die Verwundeten, von theilnehmenden Kameraden unterstützt, bald ist die ganze Straße bedeckt mit diesem traurigen Zuge. In seinen Mantel gehüllt, schleicht ein junger Officier mit verbundenem Gesichte mühselig heran, ich eile ihm zu Hilfe und erkenne einen liebenswürdigen Officier aus dem Geniecorps, der mir längst theuer geworden war: der Schrecken hat seine Glieder gelähmt, heftiges Fieber schüttelt ihn von Kopf zu Fuß, in Strömen fließt das Blut über sein Gesicht; ich umfasse ihn, führe ihn ins nächste Lazareth zurück, wasche seine Wunden und sehe bald zu meiner großen Freude, daß er sich erholt. Die Wunden in seinem Gesichte rühren von einem zersplitterten Balken her, der ihn glücklicherweise nur leicht traf, aber das Entsetzen hat den tapfern jungen Krieger so zusammengeschlagen, daß Monate vergehen werden, ehe er vollkommen erstarkt ist. Er schauert immer aufs neue zusammen, während er mir erzählt, daß er ruhig in seiner Baracke saß, mit einer Zeichnung beschäftigt, als der Knall ertönte, die Hütte über seinem Kopf zusammenstürzte und um ihn her alles zerschlug, während er wunderbar behütet, nur die Splitter ins Gesicht erhielt. Ich verließ ihn erst, nachdem ich ihn völlig beruhigt den Händen eines sorgsamen Wärters übergeben hatte, und eilte weiter, andern Unglücklichen beizustehen. Dem einen war die Brust zerquetscht, dem andern ein Auge verletzt worden, mit Thränen zeigte mir ein dritter seinen zerschlagenen Arm. Wir brachten den ganzen Abend damit zu, die Verunglückten unter Obdach zu bringen und den Aerzten beim ersten Verband behilflich zu sein. Welch jammervollen Anblick bot das Lazareth, das zunächst beim Artilleriepark gestanden! Wie von Riesenhänden darniedergeschmettert, lagen die vielen Zelte und Hütten, die vierhundert Kranke geborgen hatten, gleich Kartenhäusern am Boden, und es hatte den Anschein, als müßte kein einziger der armen Getroffenen lebendig aus solcher Zerstörung hervorgegangen sein. Todtmüde kehrten wir bei finstrer Nacht heim, um in der Frühe des nächsten Morgens zu der Jammerstätte zurückzueilen.

Trotz der Kosaken ein Weihnachtsbaum!

Der Schaden war geringer gewesen als wir gefürchtet hatten; von den vielen Verwundeten starb nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl an den Verletzungen; mehr noch unterlagen dem furchtbaren Schreck. Einige wunderbare Bewahrungen wurden uns aus dankbarem Herzen mitgetheilt! So erzählte uns ein Glaubensgenosse, daß die Barracke, in welcher er gelegen, über ihn zusammenbrach und ihn unter den Trümmern begrub, ein schwerer Balken legte sich quer über seine Brust und schon meinte er hoffnungslos ersticken zu müssen, da flog eine Bombe herein und fiel auf eben den Balken, der ihm also zum rettenden Schilde wurde. Einem andern, der schwer am Typhus darnieder lag und bereits vom Arzte aufgegeben war, zerschlug ein Balken das Bein; zugleich aber wurde durch die gewaltsame Erschütterung das Fieber abgeschnitten und in kurzer Zeit genas der junge Mensch vollkommen. Dies eigenthümliche Arzneimittel gegen das Nervenfieber erregte großes Aufsehen und wurde lange noch angeführt unter der Bevölkerung jener Lazarethe.

Der Weihnachtsbaum im Feldlager.

Die schwarzen Wolken des 15. Novembers brachten über Nacht Sturm und Regenfluten, welche dem schönen Spätherbst ein unerwartet schnelles Ende machten.

Nach wenig Tagen schon fiel der erste Schnee, mit seinen Flocken die traurigen Gefilde bedeckend, und bald hatten wir die rauhe Bekanntschaft mit dem russischen Winter gemacht.

Es war kein grober, gutmüthiger Kamerad wie am Rhein, am lieben Rhein! wo ihm die Schuljugend zujauchzt, wenn er mit dem

ersten Schnee um sich wirft, und wo der Jubel erst recht angeht, wenn er seine Brücken über Bäche und Kanäle baut, eine Mühe, die er sich in manchem Jahr, den lustigen Schlittschuhläufern zu Leide, nicht einmal gibt. Die schauerlichen Regengüsse, die unser Pfarrhaus überströmten, verschonten die armen Kranken in den schlechten Hütten und Zelten eben so wenig als uns, und doch waren sie nur das Vorspiel unendlich schwererer Leiden. Am 18. Dezember weckte uns schon vor Tagesanbruch der Nordwind, der schneidend kalt durch unsre Zimmer zog; statt des Morgengrußes wurden wir durch das Jammergeschrei unsrer Bedienten bewillkommt, die sämmtlich hereinstürzten und erklärten, es sei in der Küche nicht auszuhalten, zum Beweis ihrer Behauptung brachten sie uns den ganzen Küchenvorrath ans Bett, Essig, Oel, Wein in zerborstenen Flaschen zu Eisklötzen verwandelt, unsre Kartoffeln hart wie Kieselsteine, ja sogar unsre Stiefeln, die sich nicht wollten biegen lassen, so daß sie erst am Ofen aufthauen mußten. Die armen Burschen dauerten uns, und wir überließen ihnen die Plätze am Ofen, bis sie gehörig durchwärmt waren; schließlich aber, als sie immer nicht aus der Stelle weichen wollten, zogen wir ihnen die Hände aus den Taschen, zankten sie tüchtig aus und schickten sie an ihre Arbeit mit dem Befehl, die Pferde zu satteln. „Herr Pfarrer, Sie erfrieren lebendig und die Thiere dazu! Kein Mensch kann hinaus bei diesem haushohen Schnee! Bleiben Sie doch nur heute daheim!“ — „Geht hinaus und gehorcht!“ war die militärische Antwort auf diese wohlgemeinten Vorstellungen.

Die längst an schleunigen Gehorsam gewöhnten Burschen sattelten kopfschüttelnd Schimmel und Rappen und wir ritten fort. Als wir aber um die Ecke bogen, kam uns ein solcher Nordwind entgegen, daß uns Hören und Sehen verging — ans Ausreiten wär allerdings nicht zu denken. Im Nu wurde umgelenkt und mit stillem Triumph empfingen uns die Bursche: „Hab' ich's nicht gesagt?“ stand deutlich auf jedem der vier Gesichter geschrieben.

Dieser Sieg war aber von kurzer Dauer, denn in unsre Mäntel gehüllt, machten wir uns zu Fuß auf den Weg und wateten durch den Schnee, der uns an die Kniee ging, den Lazarethen zu. Schneidend pfiff die eisige Luft uns um Gesicht und Ohren; Augen, Wangen und Nase brannten aufs schmerzlichste — aber bald war dies kleine Ungemach vergessen ob dem unbeschreiblich jammervollen Anblick, der unser harrte. In den Baracken war es noch erträglich, die kleinen Oefen, welche die Kranken sammt ihren Wärtern auf erlaubte und unerlaubte Weise zu heizen wußten, verbreiteten darin eine mäßige Wärme, aber in den Zelten, welche der Kälte ganz ausgesetzt standen, und in denen von keiner Feuerung die Rede war, wie sah es da aus! Da lagen die Aermsten, die Skorbut- und Fieberkranken, zwei Zoll hoch mit Reif bedeckt, ihre erfrorenen Glieder nur mühsam unter die dünne Decke bergend, auf den elenden Lagern. Thränen und Jammergeheul empfingen mich beim Eintritt in jedes dieser Zelte. „O Gott, Herr Pfarrer! sehen Sie meine erfrorenen Hände!“ „Herr Priester, meine Beine sind erfroren!“ „Beten Sie nur, aber zuerst erwärmen Sie mich, wenn Sie können.“ — So tönte es überall, vom Munde solcher, die im wildesten Schlachtgewühl nicht gebebt hatten, deren Muth aber vor der Größe solcher Leiden zusammenbrach. O wahrlich, die Thränen stürzten aus meinen eignen Augen beim Anblicke dieser Noth! Keine Wunden, keine Krankheit in ihrer schauderhaftesten Gestalt hatten mich je so ergriffen, als die Klagen dieser meist ganz jungen Leute, die hier von der Kälte so unerhört heimgesucht wurden!

Ich setzte mich zu den Unglücklichen auf ihre harte Strohmatte, die den nackten Boden kaum bedeckte, auf dem sie liegen mußten, nahm

Die Weihnachtskiste wird ausgepackt.

ihre kalten Hände in die meinen, suchte sie an meiner Brust zu beleben, und redete mit ihnen von der Heimat hinieden und von der noch viel bessern Heimat droben, wo kein Frost und keine Krankheit mehr unser harren, wo die Sonne ohne Aufhören scheint und der Allbarmherzige alle in seine Arme nimmt, die an ihn glauben. Und beinahe immer durfte ich sehen, wie die Thränen des Ingrimms und Murrens zu milder Wehmuth wurden, wie der Stachel aus den armen Herzen wich und wie sich viele in stiller Ergebung unter Gottes Willen niederlegten und ihre Seele klaglos aushauchten. Nur wenige von denen, die schwer krank in den Zelten lagen, überlebten diese entsetzlichen Decembertage, an welchen die Kälte über zwanzig Grad Reaumur stieg, — sie währte, Gott sei Dank, nicht lange in dieser Höhe.

So empfindlich uns selbst die Kälte war, hätten wir in diesen Tagen am allerwenigsten ein einziges Zelt in unsern Lazarethen undurchsucht lassen mögen. Wenn es nach vieler Mühe dem Eintretenden gelungen war, sich durch den Schnee hindurchzuarbeiten, und unter Anstrengung aller Kräfte die schweren Zeltschnallen zu lösen, erschien er gleich einem Engel Gottes an dieser Jammerstätte, wo die Schreckensbilder sich täglich wiederholten. — Heute begleite ich einen Chirurgen, der von einem Zelt zum andern die erstarrten Glieder untersucht und halte den Kranken das Haupt, während er ihnen die abgefrorenen Zehen loslöst, oder das Bein abnimmt, an dem schon der Brand nagt. Morgen finde ich die armen Operirten in einer Baracke wieder, wo ihre Lage erträglicher ist und sie mich dankbar anschauen, wenn ich neben ihnen knieend die Gebete spreche, die sie auf ihr baldiges Ende vorbereiten; oft ist es nur ein stummer Blick gen Himmel, oder das Zeichen des Kreuzes, das ihre leidensmüden Herzen erquickt, denn bei solchen Schmerzen erstirbt von selbst die Frage: ob lutherisch oder katholisch? auf den Lippen des Dieners Christi. Ein Wort beim Eintreten sagt allen, wer ich bin und warum ich komme, und an alle habe ich ja dieselbe Botschaft von dem Heilande, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft.

Doch mitten in diese Jammertage hinein fiel ein heller Freudenstrahl; nach der ernsten Adventszeit feierten wir ein liebliches Weihnachtsfest, das über die schweren Wintertage das Licht der großen Freude ausgoß, die von der Krippe zu Bethlehem über die ganze Erde ausging. Dieser Tag, „so freudenreich aller Kreatur“ sollte auch für die Soldaten im Winterlager und für ihre Feldprediger ein recht froher werden.

Längst schon hatten wir unsre kurzen Freistunden zu kleinen Zurüstungen angewandt, um im Pfarrhause von Sewastopol einen Weihnachtsbaum aufstellen zu können, der weit hinaus leuchten und allen, die ihn sehen, einen Freudenstrahl im Herzen entzünden sollte. Wir versilberten mit dem Bleipapier unsere Chocolade, Nüsse und Aepfel, um den Christbaum zu schmücken. Orangen, Citronen und Süßigkeiten hatten wir uns auch zu verschaffen gewußt, aber der Baum selbst, wo der herkommen sollte in einem Lande, in welchem auf viele Meilen im Umkreis kein Strauch, kein Halm mehr stand, das war die größte Frage.

Aber siehe da! Wenige Tage vor dem Feste rollte ein großer Artilleriewagen donnernd an unser Haus heran, und zu unsrer unbeschreiblichen Freude brachten die Soldaten, die ihn führten, zwei grüne Wachholderbäumchen herein, begleitet von einem beträchtlichen Vorrath von Brennholz, welches unsern magern Rationen von Kohlen und Holz sehr aufhalf! Waren wir doch oft gezwungen gewesen, Abends frühe zu Bette zu gehen, und Morgens im kalten Zimmer

zu frühstücken, weil unser letztes Stückchen Brennholz eben noch hinreichte, unser Küchenfeuer zu unterhalten!

Die Bescherung des Holzes und der Christbäume hatten wir der unermüdlichen Freundschaft des Obristen v. Berkheim zu verdanken. Einige Wochen zuvor waren wir bei ihm zu Tisch gewesen, hatten im Gespräche des herannahenden Christfestes gedacht, und dabei den Wunsch ausgesprochen, auch im Lager einen Christbaum zu schmücken. Den meisten gegenwärtigen Officieren war diese Sitte unbekannt; Herr v. Berkheim aber fand den Gedanken vortrefflich und erklärte umständlich den Anwesenden, was ein Christbaum sei und bedeute.

„Das muß sehr hübsch aussehn," meinte ein Gäste; „aber um hier einen Tannenbaum zu bekommen, müßte man ihn den Russen vor der Nase wegnehmen, denn die halten ihre Wälder unter scharfer Aufsicht."

Wir hatten längst dies Gespräch vergessen und die Hoffnung, einen Baum aufzutreiben, aufgegeben, als uns derselbe Hauptmann im Auftrag des Obristen diese höchst willkommene Ueberraschung zusandte. Seine Soldaten hatten, wie er sagte, in den Wäldern des Baiderthales, trotz der Kosaken die es besetzten, diese Beute gemacht. Die Freude der ehrlichen Artilleristen, welche uns diese muthig eroberten Bäume brachten, war eben so groß als die unsre beim Empfang derselben. Nun konnte das Weihnachtsfest einziehen in unsre Hütte; war uns doch das frische, lang entbehrte Grün der Sträucher ein Pfand, daß es auch bei uns glänzen und strahlen sollte wie daheim im Kreise unsrer Theuersten. Wir luden die freundlichen Geber sogleich ein, an unsrer Weihnachtsfeier theilzunehmen, und machten alle Vorbereitungen zu einem würdigen Begehen dieses Tages. In der Frühe des 24. Decembers machten wir uns beide auf den Weg, Babut nach Balaklava, ich nach Kamiesch, mit dem festen Entschluß, diese beiden Orte zur Verherrlichung unseres Festes auszubeuten. Wir fanden allerlei Nützliches zu Geschenken für unsre Freunde und Bedienten, aber die Hauptsache, die Kerzen, welche den Baum erleuchten sollten, waren lange nicht aufzutreiben, bis ich sie endlich in der letzten Bude bei einem ehrlichen Kaufmanne fand, der mir sehr freundlich ein ganzes Päckchen schenkte.

Wir waren eben damit beschäftigt, den Baum zu schmücken, als unsre Gäste eintraten. Nun wurde beschert; unsre Bedienten, ganz betroffen ob dem nie gesehenen Schauspiel, stellten sich stille im Hintergrunde des Zimmers auf, während zum Fenster viele neugierige Augen hereinschauten, um zu erspähen, was die ungewöhnliche Beleuchtung des Pfarrhauses bedeuten möge.

Daß unter dem Weihnachtsbaum ein leiser Zug von Sehnsucht nach dem trauten Familienkreis, der zu derselben Stunde dasselbe Fest beging, durch unsre Seelen klang, wer wird es uns verdenken?

Aber bei weitem überwog die große Freude, die am heiligen Abende jedes Christenherz erfüllt, und deren Bedeutung uns heute besonders tief bewegte; war es uns doch vergönnt, hier, umgeben vom Getümmel eines Krieges, mit theuren Glaubensgenossen unser Christfest ebenso ruhig zu feiern, als wären wir daheim im lieben Vaterlande!

Bei ihrem Abschiede gaben wir unsern Freunden einen Zweig unsres Christbaumes mit, den sie ihren Familien überbringen wollten, zum Zeichen, daß sie, mitten im kalten Winter Rußlands, einen fröhlichen Weihnachtsabend erlebt hatten.

Am Christtage hielten wir einen französischen Festgottesdienst, der trotz der furchtbaren Kälte von mehreren unsrer treuen Protestanten besucht wurde. — Unsre eigne Weihnachtsbescherung traf erst am Sylvesterabend ein, wo jeder von uns aus seiner Heimat eine schwerbefrachtete Kiste erhielt, deren Auspacken uns einen unbeschreiblich fröhlichen Abend bereitete. Zum Einräumen aller Schätze, die sie enthielten, leuchtete uns eine neugeschenkte Lampe, deren Schein ein höchst gemüthliches Licht auf unserem Schreibtisch verbreitete. Beim Schimmer dieser selben Krimlampe schreibe ich diese Zeilen und gedenke des Sylvesterabends von 1855: die Gegenwart schwindet, vor mir sehe ich meinen lieben Babut in seine blaue Kapote eingehüllt; auf seinen freundlichen Zügen liegt der Wiederschein meiner eigenen Freude beim Ueberzählen unsrer Reichthümer, an denen sich so viele Kranke reichlich erquicken sollen! Und die Bücher, wie werden uns diese die Winterabende erheitern! Willkommen in der Krim, ihr verehrten Lehrer meiner Jugend, Schaden und Hofmann! welch Glück ist's, nach langer Entbehrung wieder an der Quelle theologischer und philosophischer Wissenschaft schöpfen zu können! Willkommen ihr wohlbekannten Dichter, Uhland, Eichendorff, Geibel, nach deren frohen Klängen ich mich oft gesehnt habe, und die uns nun mit vielen andern neuern Werken zukommen, so daß unsre Bibliothek gewiß die reichste auf der Tauris geworden ist! Willkommen, ihr lieben Bilder aus der Heimat, welche uns so manchen treuen Freund lebendig vor die Seele bringen! Gott lohne die reiche Liebe euch allen tausendfältig!

Wir aber, nachdem längst die Mitternachtsstunde vorüber ist, suchen die Ruhe auf unsern Feldlagern. — In der stillen Winternacht zieht über die Ruinen Sewastopols das neue Jahr herauf; was wird es den Feldpredigern und ihrer Soldatengemeinde bringen?

Am Familientische.

Mein Stubenbursch.

Wir haben länger als ein Jahr zusammengewohnt, immer in Fried' und Einigkeit, und wenn wir uns ja einmal stritten, so war's im Scherz, und wir hatten uns dann gegenseitig um so lieber.

Mein Stieglitz, von dem ich rede, gehörte unstreitig zu den begabtesten seines Geschlechts. Ich hatte ihn nicht lange, so war er zahm und zutraulich, ich öffnete seinen Bauer und ließ ihn frei im Zimmer umherfliegen. Saß ich dann schreibend an meinem Pulte, so kam er geflogen, setzte sich zuweilen auf meinen Kopf, gewöhnlich aber sprang er mir auf dem Manuscript herum und zupfte so lange an meiner Feder, bis ich ihm eine andere gab, mit der er dann allerlei artige Kurzweil trieb. Fiel sie ihm auf den Boden, so machte er ein so verblüfftes und betrübtes Gesicht, als es ein Stieglitz eben machen kann, war aber sofort wieder lustig, wenn ich ihm sein Spielzeug wieder reichte. Eines Tages hatte er einen Rasirspiegel entdeckt, in welchem er sich erblickte. Seitdem brachte er mehr Zeit vor dem Spiegel zu, als ein putzsüchtiges Mädchen, betrachtete wohlgefällig sein Spiegelbild, drehte und wendete sich nach allen Seiten und verneigte sich vor seinem Gegenüber, wobei er sein „Stieglitz" fortwährend hören ließ. Es half nichts, daß ich dem eiteln Vogel sagte, was man sich von seinem bunten Kleide erzählt: wie er sich die Farben vom lieben Gott zusammengebettelt habe. Der Spiegel blieb nach wie vor seine liebste Unterhaltung. Aber mit einemmal änderte sich die Sache. Er glaubte in seinem Spiegelbilde plötzlich einen Nebenbuhler zu erblicken, schritt zornig auf diesen zu und forderte ihn mit ausgebreiteten Flügeln und geöffnetem Schnabel zum Zweikampf heraus. Der im Spiegel machte es eben so, und das steigerte seinen Zorn. Kam ich dann in seine Nähe, so wandte er sich gegen mich und hackte so energisch mit seinem Schnabel nach meiner Nase, daß ich gewöhnlich nach kurzem, unrühmlichen Kampfe ihm das Feld räumte, um mein gefährdetes Geruchsorgan in Sicherheit zu bringen. Nahm ich dann den Spiegel hinweg, so war der Stieglitz sofort wieder der gemüthliche, harmlose Kauz, der er von Natur war, und wir spielten zusammen Verstecken. Mehr als einmal glaubte ich ihn für immer verloren, wenn ich nach längerer Abwesenheit in mein Zimmer trat und ihn trotz aller Mühe nirgends finden konnte. Stundenlang ließ der Schelm mich suchen, bis ich ihn endlich in irgend einer dunklen Ecke oder hinter einem Haufen Bücher geduckt sitzen sah. Wußte er sich dann entdeckt, so flog er mit einem lustigen „Stieglitz!" auf und schüttelte sich, wie mir schien, vor innerem Vergnügen.

Neben seinen vielen liebenswürdigen Eigenschaften besaß er eigentlich nur eine Untugend. Ich weiß nicht, war es Wissenstrieb oder Aerger über das viele leere Stroh, das in den Zeitungen gedroschen wird, kurz, er beschäftigte sich sehr viel mit diesen auf eine mir nicht besonders angenehme Weise. Ich fand einmal, als ich in mein Zimmer trat, den Fußboden theilweise wie mit weißen Flocken bedeckt. Bald entdeckte ich die Ursache dieses sonderbaren Schneefalls. Mein Stieglitz stand auf einem Packet Zeitungen und war aufs eifrigste bemüht, kleine Stückchen vom Zeitungspapier mit seinem Schnabel loszureißen. Es war das vielleicht die einzige für ihn mögliche Art und Weise, sich das Verständniß des Inhalts zu vermitteln, oder eben sittliche Entrüstung über die Nichtsnutzigkeit mancher Correspondenten und Zeitungsredacteure — man nehme es, wie man will. Uebrigens schien er sich des Unangemessenen seines Thuns vollkommen bewußt zu sein, denn kaum ließ ich mich blicken, so flog er eilig auf einen hochgelegenen Ort, wo er seine kleine Person in Sicherheit wußte. Dies wiederholte sich, so oft ich Zeitungen auf dem Tische liegen ließ. Da weder gütliche noch ernstliche Vorstellungen bei ihm anschlugen, beschloß ich, ihn auf eine empfindlichere Art zu strafen. Ich verurtheilte ihn zu mehrtägiger Gefängnißhaft. Anfangs spielte er, als er merkte, daß sein Käfig nicht wie gewöhnlich geöffnet wurde, den Beleidigten, sang einen ganzen Tag nicht und wurde böse, so oft ich seinem Käfig nahe kam. Dann siegte seine bessere Natur; er war wieder liebenswürdig und ich begnadigte ihn. Aber bald darauf sehe ich wieder die verrätherischen Flocken. Das corpus delicti war diesmal der „Jubelkalender zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig," der unter den eingehenden Studien des Stieglitz sehr gelitten hatte. Ich war ernstlich böse und verdammte den Maleficanten zu erneuter, verschärfter Haft. Indes man hängt keinen, ehe man ihn hat, und mit dem „Haben" hatte es diesmal seine Schwierigkeit. Mein Stieglitz hatte ein besseres Gedächtniß, als ich geglaubt. Er ging des Abends nicht mehr in den Bauer, wie er sonst pflegte, sondern schlug sein Nachtquartier auf dem Dache des Käfigs oder einem andern, hochgelegenen Orte auf, der ihm die Möglichkeit bot, im Falle eines Ueberfalls zu entwischen. Am Tage ging er zwar oft in den Käfig, weil er dort sein Futter fand. Aber, so viel ich mir auch Mühe gab, es gelang mir nicht, ihn zu überlisten, und hatte ich mich einmal unbemerkt, wie ich glaubte, herangeschlichen und wollte den Bauer schließen, so saß er gewiß immer, wenn ich die Hand ausstreckte, in der Thür des Käfigs und blickte wie hohnlächelnd auf mich herab. Dabei war er so keck, daß er mir ziemlich nahe kam, sich sogar

unterstand, an meinen Noten zu zupfen, wenn ich Clavier spielte. Ich durfte ihm dann das Gesicht ganz nahe bringen, so nahe, daß er seine beliebten Nasenquarten ausführen konnte. Aber so bald ich die Hand nähern wollte — hast du nicht gesehen? — war er auf und davon. Kurz, er war klüger als ich, und ich sah mich schließlich genöthigt, ihm die Freiheit zu gönnen.

Ich hütete mich nun wohl, dem Burschen Zeitungen hinzulegen. Da er aber einmal Beschäftigung haben wollte, so hatte er bald einen ähnlichen Zeitvertreib gefunden. Er bemühte sich nämlich fortan mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, eine der Fenstergardinen von der Stange, an welcher sie durch Nägel befestigt war, abzulösen. Nach längerer Zeit war es ihm gelungen, ein Stück des weißen Stoffes abzutrennen, so daß dasselbe lose herabhing. Da mit einem Male schien er von Reue ergriffen zu werden über den Undank, den er damit bewies, daß er mir für meine Wohlthaten nur mit Schelmenstreichen lohnte, und er suchte es nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Eines Tages saß ich im Gespräche mit einem Freunde zusammen, da machte mich dieser auf das seltsame Gebahren meines Vogels aufmerksam. Derselbe saß auf der Gardinenstange, eifrig bemüht, den verursachten Schaden wieder auszubessern. Mit dem Schnabel zog er die losgetrennte Gardine an und hielt sie mit den Klauen fest, so daß schließlich von dem Defect nichts mehr sichtbar war. Dann flog er weg, wie um zu prüfen, ob die beabsichtigte Reparatur gelungen sei, und als er sich von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt zu haben schien, flog er wieder auf die Stange und wiederholte seine Bemühungen, die Gardine zu befestigen, freilich mit nicht besserem Erfolg, als zuvor.

Leider fand mein Stieglitz ein frühzeitiges, tragisches Ende. Ich fand ihn einst mit gebrochenem Flügel hinter einem Schranke und am andern Morgen lag er todt im Bauer. Ich begrub ihn unter einer grünen Hecke und weinte ihm eine stille Thräne nach. — Er war es werth, daß ich ihm in diesen Zeilen ein kleines Denkmal setzte.

Ochernal.

Die alte Excellenz und der Freund des Kölner Dombaus.

Einer der wärmsten Freunde und Förderer des Fortbaus des Kölner Domes im Anfange dieses Jahrhunderts war der edle Sulpiz Boisserée. Er hatte genaue Messungen und Zeichnungen des Domes vornehmen und die bildliche Darstellung der herrlichen Kirche in ihrer Vollendung vorbereiten lassen. Damit machte er sich im März 1810 auf die Wanderung, um Freunde für sein Unternehmen zu gewinnen. Er zeigte sie dem Fürsten-Primas in Frankfurt, Schelling in Stuttgart und betrieb mit dem Buchhändler Cotta und tüchtigen Künstlern ihre Herausgabe.

Nachdem er Schelling für die Domsache gewonnen, lag ihm viel daran, Goethe in die Sache zu ziehen, den Dichter, der noch immer eines königlichen Ansehns genoß, der als Jüngling über den Straßburger Münster jene Blätter von deutscher Art und Gesinnung geschrieben, der zwar vom Deutschen zum Antiken sich gewendet, aber den Gegenständen der Kunst fortwährend die angelegentlichste Theilnahme schenkte. Schon am 8. Mai 1810 hatte er ihm die Domzeichnungen mit einem ausführlichen, erläuternden Briefe geschickt. Goethe erwiderte freundlich und lud Boisserée nach Weimar ein. Erst im Frühling 1811 konnte der Besuch ausgeführt werden. „Ich komme eben von Goethe," schreibt er am 8. Mai an seinen Bruder Melchior, „der mich recht steif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße; recht schön, sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußeren Dinge. Ja, Ja, schön, hem, hem. Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit eben so vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst, als wir von der alten Malerei redeten, thaute er etwas auf." Zuletzt, nachdem noch mancherlei durchgesprochen war, zeigte sich der alte Herr freundlicher und lud den Gast für morgen zu Tisch ein. „Es kam ein anderer Besuch," so fährt der Bericht fort, „er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durchs Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarzgekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen, mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hineinwandeln, da wird er wohl seine Vornehmigkeit haben brauchen können! Ist es ein Wunder, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt, und von Klein und Groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm jemand gegenübersteht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eigenen Werth aber nicht alles vergiebt." Wenige Tage darauf berichtet Boisserée wieder: „Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich, bekam ich den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." Ehe Boisserée von Weimar schied, hatte er den Dichterkönig, indem er rein die Sache wirken ließ, ganz für sein Werk gewonnen. „Ich fühlte," so erzählt er, „die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war." Und als Boisserée seine Sache mit steigender Wärme vertrat, ward es auch Göthe warm ums Herz. „Der Alte," so fährt Boisserée fort, „wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen." Das war der Anfang einer Freundschaft, deren Denkmal wir in einem inhaltreichen Briefwechsel haben, die einundzwanzig Jahre ungetrübt bis zu Goethes Tode dauerte, in welcher die ganze, damals durch die Schwerfälligkeit des Alters und höfliche Förmlichkeit oft verdeckte Freundlichkeit Goethes sonnenwarm hervorschien, und in welcher wir Sulpiz Boisserée eben so sehr wegen seiner selbständigen Haltung dem großen Mann gegenüber, als wegen seiner kindlichen Hingabe zu bewundern haben.

(Vorst. Stelle haben wir dem neuesten Werke unsres Mitarbeiters Wilhelm Baur: „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen (2 Thle., Hamburg 1866, Agent. d. R. H.) entnommen, das innerhalb kaum eines Jahres eine zweite Auflage erlebt hat und das durch diese wohlverdiente Aufnahme sich auch wohl am besten unsern Lesern selbst empfiehlt.)

Des Weihnachtsmanns hauptsächlichste Werkstätten.

II.

Einen weiteren Hauptsitz der deutschen Spielwaaren-Industrie finden wir in dem sächsischen Erzgebirge, wo namentlich in den Orten Grünhainichen, Olbernhau, Waldkirchen ꝛc. seit mehr als 200 Jahren Holzwaaren gefertigt wurden, die in neuerer Zeit an Mannigfaltigkeit, Zierlichkeit der Ausführung, sowie an Absatz bedeutend zugenommen haben. Spielwaaren aller Art, namentlich die allbekannten und so beliebten Städte, Dörfer, Gärten, Viehweiden, Festungen, in Spahnschachteln verpackt sowie die ebenso bekannten Noahkasten, Frachtwagen, Trommeln, Gewehre, Baukasten ꝛc. gehen zu hunderttausenden in die Welt und werden besonders von Leipzig, Hamburg, Berlin, Nürnberg aus, sowie auch direkt bedeutend nach Rußland, dem Süden von Europa und nach Amerika versandt. Fabrik-Etablissements gibt es im sächsischen Erzgebirge nicht, sondern die Waaren werden auch hier mit wenigen Ausnahmen von kleinen Arbeitern gefertigt, doch geht hier die Arbeitstheilung fast noch weiter als in Thüringen, indem meistens die einzelnen Orte und selbst die einzelnen Familien ihren bestimmten Zweig der Fabrikation haben, der vom Vater auf den Sohn forterbt. Hierdurch wird es möglich, eine Wohlfeilheit der Waaren zu erzielen, die auf den ersten Blick ganz unglaublich erscheint. — In der Gegend von Grünhainichen fing man vor etwa 70—80 Jahren zuerst die Spielwaaren-Fabrikation im sächsischen Erzgebirge damit an, daß man Kästchen und Schächtelchen machte, die mit grellen, bunten Farben bemalt und mit Inschriften versehen wurden und die dann von Hausirern umhergetragen, besonders zu Weihnachtsgeschenken viel gekauft wurden. Später machte man Trommeln und Geigen, die allerdings mit den heutigen Erzeugnissen wenig Aehnlichkeit hatten. Eine solche Geige und ein bunt bemaltes Schubkästchen waren in jener Zeit der sehnlichste Wunsch vieler hunderter von Kinderherzen, und deshalb gewöhnlich der Kinder Christbescherung.

Eine Hauptrolle spielten sogenannte Teigfiguren, die in Schneeberg in großer Menge angefertigt wurden, auch Nadel- und Federbüchsen kamen in den Handel. Puppen mit Steifröcken von buntem Papier, Wickelkinder ohne Arme, auch bunt bemalte, kleine Kegel waren sehr beliebt. Es entstanden ferner Wiegen, Himmelbetten, Nähpulte mit Kissen, später einzelne Häuschen, aus denen im Laufe der Zeit ganze Dörfer und Städte wuchsen, die in Schachteln verpackt in unseren Tagen bis zu den entlegensten Gegenden der Welt versandt werden.

In neuerer Zeit hat die Spielwaaren-Fabrikation auch in Württemberg, namentlich in Stuttgart, Biebrach, Ellwangen ꝛc. eine Stätte gefunden und es werden dort eine Menge Waaren gefertigt, welche zu den beliebtesten und besten gehören, die überhaupt diese Industrie liefert und die ebenfalls in bedeutenden Partien in fernen Gegenden abgesetzt werden. Ebenso werden in Cassel und Marburg sehr geschmackvolle Spielwaaren gefertigt. Solingen, welches die Armeen fast aller civilisirten Staaten der Welt mit seinen vorzüglichen Hiebwaffen ausrüstet, versorgt auch die Knabenwelt mit Säbel, Hirschfänger und Degen und macht in diesen Kinderwaffen einen nicht unbedeutenden Umsatz. Wien liefert in mechanischen Artikeln, musikalischen Instrumenten, polirten Holzwaaren, wie Schach- und Damenbretern ꝛc. vorzüglich schöne Fabrikate. Der Tyroler Holz-Spielwaaren-Fabrikation ist durch die Fortschritte, welche die Fabrikation im sächsischen Erzgebirge und in Thüringen gemacht hat, bedeutende Concurrenz erwachsen.

Frankreich liefert auch mancherlei Spielwaaren, doch ist außer Paris kaum ein nennenswerther Ort in diesem Lande vorhanden, der sich mit der Spielwaaren-Fabrikation befaßte. Die französischen, oder man könnte auch sagen, die Pariser Spielwaaren sind im allgemeinen leichthin und nur für das Auge gearbeitet, wie es dem Charakter des französischen Volkes entspricht. Das Quantum, welches Paris an Spielwaaren hervorbringt und absetzt, ist kein unbedeutendes, doch steht es immerhin zurück hinter dem Quantum, welches Nürnberg oder Sonneberg erzeugen und ausführen. Besonders sind es schöne und geschmackvoll ausgestattete Puppen, welche Paris liefert und es ist in diesem Artikel nur von einigen deutschen Fabrikanten erreicht, von keinem aber bis jetzt übertroffen worden; außerdem liefert Paris sehr preiswerthe Spielwaaren von Blech und Zinn, sowie mechanische Gegenstände in mannichfachen Gattungen. Von weit geringerer Bedeutung als in Frankreich ist die Spielwaaren-Fabrikation in England, wo nur äußerst wenige Artikel angefertigt werden, die meist plump und schwerfällig, doch dabei derb und solid sind.

Nordamerika, früher der beste Abnehmer für unsere deutschen Spielwaaren, fängt in neuerer Zeit auch an zu fabriciren, indem die Erhöhung des Einfuhrzolles und der Stand der Valuta den Bezug vieler Artikel aus Europa fast zur Unmöglichkeit machte. Es werden namentlich Artikel, die sich für den Absatz in großen Massen eignen und durch Maschinen herzustellen sind, in den Vereinigten Staaten sehr viel angefertigt, z. B. Blechspielwaaren, kleine Locomotiven, Dampfschiffe, ganze Eisenbahnzüge, Uhrwerke zu mechanischen Sachen ꝛc. Die Qualität dieser Waaren ist meist vorzüglich gut.

So zahllos nun bereits die Gegenstände sind, welche die Spielwaaren-Fabrikation liefert, so entstehen doch fast täglich immer noch eine Menge neuer Artikel und man kann oft kaum begreifen, woher nur fortwährend die Ideen zu diesen neuen Gegenständen genommen werden. Aber die Fabrikation ist unerschöpflich im Erfinden und namentlich gebührt den Franzosen das Lob, daß sie seit Jahren am fruchtbarsten in der Hervorbringung ganz neuer Ideen zu Spielwaaren gewesen sind. Manche neue und schöne Idee ist jedoch aus weit entfernteren Ländern der Welt zu uns herübergekommen und es existirt eine nicht geringe Anzahl von Gegenständen, die theilweise seit vielen Jahren,

theilweise erst in neuerer Zeit im Spielwaarenhandel eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben und zuerst in China und Japan entstanden sind, welche Länder sich überhaupt schon lange mit der Anfertigung von Spielwaaren beschäftigt haben. Jene bekannten Figuren, welche, durch Quecksilber in Bewegung gesetzt, von einer Stufe einer Treppe nach der andern sich überschlagen, sind chinesischen Ursprungs, ebenso die bei der Jugend so beliebten bemalten Papierdrachen und bunten Papierlaternen. Die chinesischen Schattenspiele, Verlegenheitsspiele, chinesischen Farbenspiele u. s. w. sind auch allgemein bekannt. Alle diese Gegenstände sind besonders von Nürnberger Fabrikanten den Chinesen nachgemacht und namhafte Handelsartikel geworden.

Finden neue Ideen Anklang, so machen nicht selten die Erfinder damit bedeutenden Gewinn und sind oft schon in sehr kurzer Zeit von armen Arbeitern zu sehr vermögenden Leuten geworden. So hatte erst in neuester Zeit ein Amerikaner ein Spielzeug erfunden, was an und für sich ganz unbedeutend ist und in der Hauptsache aus einem kleinen hölzernen Neger besteht, der auf einem elastischen Brete tanzt. Diese Idee fand großen Beifall und in Zeit von 6 Monaten soll der Mann mit seinem tanzenden Neger 50000 Dollars verdient haben.

Die Fortschritte der Spielwaaren-Industrie in neuerer Zeit sind bedeutend. Namentlich ist ein großer Fortschritt in der Nachbildung lebender Wesen gemacht worden. Jene früher oft so plump und unförmlich dargestellten Thiere sind immer naturgetreuer geworden. Man hat sie mit hübschen natürlichen Fellen überzogen und während sie früher nur mit quiekenden häßlichen Stimmen hergestellt werden konnten, die ein unter oder in dem Körper des Thieres angebrachter Lederbalg hervorbrachte, ist es den Fabrikanten, besonders in Sonneberg in neuerer Zeit gelungen, die Stimmen vieler lebender Thiere mit überraschender Treue nachzuahmen, namentlich die Stimmen der Hausthiere wie: Ziege, Schaaf, Hahn und Henne, Pferd und Esel, Hund und Katze. Beim Niederbeugen des Kopfes oder Ziehen an einem Faden geben diese Thiere den entsprechenden Ton mit starken Stimmen von sich und das Meckern der Ziege, das Blöken des Schafes, das Wiehern des Pferdes, das Ja des Esels, das Kikeriki des Hahnes &c. bringen nicht allein die Kinderwelt in Staunen und Verwunderung, sondern können selbst Erwachsene in Heiterkeit versetzen.

Doch damit noch nicht zufrieden, wagte sich der Spielwaaren-Fabrikant nun auch an die Nachahmung der menschlichen Stimme, indem er sprechende Puppen herstellte. Es sind zwar nur die ersten kindlichen Laute, welche eine solche Puppe von sich zu geben vermag, aber dennoch muß man auch hier die Kunstfertigkeit der Arbeiterhand bewundern, wenn man sieht, wie die Puppe vom Schlaf erwachend, sanft die schönen Aeuglein öffnet und wenn man dann vernimmt, wie sie mit deutlicher Stimme nach Mama und Papa ruft. Ebenso sind im Gebiete der musikmachenden Spielwaaren große Fortschritte gemacht worden. Früher spielten die sogenannten klingenden Waaren, d. h. Gegenstände, wie tanzende Figuren &c., die auf einem Holzkästchen angebracht, nebst einigen Darmseiten, die vermittelst mehrerer in einer Holzwalze befestigter Blechstreifchen oder Stückchen von Federkielen beim Drehen der Walze zum Klingen und Tanzen gebracht wurden, eine große Rolle, ebenso lackirte Holztrompeten mit schrecklichen Tönen. Jetzt gibt es kleine Pianinos mit Glastönen und Claviatur, worauf man nach Noten spielen kann.

So ließen sich noch unzählige Dinge anführen, welche die Fortschritte, die die Spielwaaren-Industrie gemacht hat, recht deutlich beweisen, (vielleicht kommen wir später auf den Gegenstand noch einmal zurück) für jetzt wollen wir es bei dem Mitgetheilten bewenden lassen. — Jedenfalls wird der Leser mit uns der vaterländischen Spielwaaren-Industrie von Herzen ein immer weiteres Aufblühen wünschen.

Ludwig Gerhard.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Wie stimmt zu der Behauptung des „Daheim“ Nr. 9 Seite 129 rechts oben, „daß unter allen Ständen die Geistlichen des höchsten Lebensalters resp. der längsten Lebensdauer sich erfreuen,“ der Umstand, daß allein in der Stadt Halle a. S. mehr denn 300 Predigerwittwen wohnen? P. K. in L.

Antwort: Da wir in dem bezüglichen Aufsatze ausdrücklich erwähnt, daß die Frauen sich einer erheblich längeren Lebensdauer erfreuen, als die Männer, — die Zahl der übersechszigjährigen Frauen übertrifft die der gleichaltrigen Männer um 27 Procent — und da die Frauen der Geistlichen von dieser Regel keine Ausnahme machen, so erklärt es sich, daß es auch eine erhebliche Anzahl Predigerwittwen geben muß. Daß gerade in Halle a. S. deren eine so große Anzahl wohnhaft ist, beruht auf lokalen, mir nicht bekannten Verhältnissen, welche die betreffenden Wittwen zu der Wahl gerade dieses Wohnortes bestimmen. Ueberhaupt aber ist die erste Regel der Statistik: daß lokale und vereinzelte Thatsachen gegen ihre lediglich aus Massenerfahrungen gezogenen Resultate nicht geltend gemacht werden dürfen. W.

Räthsel.

I.

Wer nennt die Zahl des ersten mir?
Ich seh' sie täglich größer werden.
Das andre ist ein armes Thier,
Kein ärmres gibt es wohl auf Erden.
Das Ganze frißt manch dürres Blatt —
Es ist ein rechter Nimmersatt.

II.

Wenn an heißen Sommertagen
Um dich her die letzten tanzen,
Und mit innigem Behagen
Du vernimmst das Lied des Ganzen,
Magst du unter Baumes Schatten
Froh dich in der ersten strecken,
Wenn dich nicht die nimmersatten
Beiden letzten Silben necken.

III.

Wohl ihm, dem friedlich das erste lacht,
Dem es so leer von dem zweiten ist,
Daß ihm das Ganze schmerzlich erwacht
Alsobald, wenn er das erste vermißt.

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 12:

1. Wetterhorn. 2. Pomade. 3. Hohe Pforte. — Rebus: Mag der Mangel auch dem Fleißigen ins Fenster schauen, zur Thüre tritt er nicht herein.

Briefkasten.

„Die Post, die Post bringt keinen Brief für mich!“ und „auch nicht einmal der Briefkasten eine Notiz!“ so mag wohl mancher Freund und manche Freundin, die uns mit Zusendungen beehrt haben, ausrufen. Ach! wenn Sie nur wüßten, wie viel täglich einläuft, — es ist ja ganz natürlich, daß jeder von Ihnen nur an seinen Brief denkt. Und nun geht das Jahr zu Ende — vor Anfang December muß diese Nummer in die Presse, um unsern lieben Lesern noch zur rechten Zeit unsern Weihnachtsgruß entbieten zu können: da werden wir wohl manche Schuld mit ins neue Jahr oder auch nur in die nächste Nr. (die Ihnen noch vor Schluß des alten zugeht) hinübernehmen müssen. So viel als möglich wollen wir aber noch dies Mal erledigen.

Frau Dr. K. in L. wünscht eine hübsche, provisorische Aufbewahrungsmappe, um im Laufe des Jahres die einzelne Nrn. sauber und vollständig zu erhalten. Auch wir haben daran gedacht und werden eine solche nächstens anbieten.

Frau Prof. von M . . . g in H. Sie finden die illustrirte Prachtausgabe von Reuters „Ut mine Stromtid“ in allen Buchhandlungen, oder können sie wenigstens noch rechtzeitig kommen lassen. Ein schöneres Geschenk konnten Sie zu dem erwähnten Zwecke nicht wählen.

Frl. A. Z. in Paris. Uebersetzungen bringt das Daheim nicht, — Deutschland producirt Gottlob des Guten soviel, daß wir des Fremden entrathen können, — deshalb müssen wir Ihr Anerbieten, bestens dankend, ablehnen.

A. E. in P. Ihre Gedichte zum Advent und Weihnachten laufen gerade ein, als der zweite Bogen dieser Nr. umbrochen wird; also post festum, wenigstens nach unserer Festordnung.

An die dankbare pommersche Leserin des Daheim. — Verbindlichsten Dank für den fetten Rebus „Gans und gar“; solche Rebusse lassen wir uns gefallen, die wandern sicherlich nicht in den Papierkorb.

Hrn. Baron v. Z. zu E. bei M. Die von Ihnen angeregte Angelenheit liegt doch dem Plane unseres Bl. zu ferne; wir bedauern darauf verzichten zu müssen.

Mehreren Freunden Rückerts. — Allerdings ist der Nestor unserer lebenden Dichter am 16. Mai 1789 geb., er steht also erst im 77., nicht im 80. Jahre seines Lebens, wie es irrthümlich in unserm Artikel Nr. 6 hieß.

Unser Räthsel- und Rebusschatz ist zu einer ansehnlichen Fülle gediehen; die freundlichen Einsender müssen entschuldigen, daß wir ihre Wünsche nach einer jedesmaligen Benachrichtigung im Briefkasten nicht zu erfüllen vermögen. Die interessantesten kommen nach und nach zum Abdruck.

Den geehrten Postabonnenten noch die Notiz, daß wir uns von jetzt ab auch das Beilegen eines besonderen Abonnementszettels bei dem Quartalwechsel ersparen; wir hoffen, das Daheim ist ihnen lieb genug geworden, um es auch ohne diese Mahnung neu zu bestellen.

Alles Uebrige in Nr. 14. Möchten wir keines vermissen, wenn wir im neuen Jahre „die Häupter unserer Lieben“ zählen — ja möchte jeder unserer Leser noch Bekannte und Freunde mit sich bringen!

Nicht zu übersehen:

Mit der nächsten Nummer beginnt das 2. Quartal des II. Jahrgangs unsres Blattes, weshalb wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erinnern.

Wir haben gewichtige Gründe, für die Folge das Aufzählen des zu erwartenden Inhalts zu unterlassen, die Fülle des Stoffes und zuweilen augenblicklich eintretende Umstände machen es schwierig, das Versprochene stets in demselben Quartal zu bringen und binden der Redaction unnöthig die Hand. Wir können jedoch versichern, daß die folgenden Quartale den vorhergegangnen mindestens nicht nachstehen werden.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Januar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 14.

Wie man kaiserliche Manuscripte druckt.

Von einem Augenzeugen.

I.

Zwei Männer, fest in ihre Ueberzieher eingehüllt und einen Shawl um den Hals, gehen eilenden Schrittes die Quais entlang. Obgleich schneidendkalt, ist das Wetter doch schön, kein Lüftchen weht, der Himmel ist hell und klar. Es schlägt zehn Uhr auf der Bibliothèque Mazarine, jetzt Impériale, damals Nationale; denn wir sind noch zu Zeiten der zweiten französischen Republik, am 1. December 1851. Abends zehn Uhr!

„Schon zehn!“ sagt der eine, „schnell, Gausset, schnell! sonst werden wir in Strafe genommen, es ist schon eine Gunst, daß man uns erlaubt hat, erst um zehn Uhr zu kommen, während die Setzer, arme Teufel! doch schon um halb neun Uhr bestellt sind!“

„Als wenn es nicht schon ein Verstoß gegen alle Rücksichten wäre, den Menschen des Nachts arbeiten zu lassen,“ erwidert der andre. „Was mag's wieder sein? irgend ein Discours! ... Gott weiß was! Wahrhaftig! die Lorbeeren Soulouques lassen diesen Menschen nicht schlafen!“

„Ach was Discours! lange Listen von Ordensverleihungen und Avancements werden's sein,“ sagt jener, „wissen Sie denn nicht, welcher Heiliger morgen ist?“ ...

„Vielleicht der heilige Badinguet“ *) ... erwidert der andre lachend.

„Der zweite December ... wissen Sie denn nicht, was das für ein Jahrestag ist?“

„Nein, wahrhaftig nicht.“

„Nun, das nimmt mich Wunder ... der Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz.“

„Ach so, ja! .. wir wollen hoffen, daß wir morgen wie damals eine freundliche Sonne haben ... le soleil d'Austerlitz! ... hahaha! ... es sind doch rechte Charlatane diese Bonapartes, vom Onkel bis zum Neffen. . .“

„Ach dieser hat's nicht weit her! ... Du lieber Gott! der arme Mensch, wenn der nur seine Civilliste regelmäßig bezahlt bekömmt und sie verthun kann, dann ist alles gut.“

„Ja aber im nächsten Frühjahr hört das Schlaraffenleben auf, dann ist er nicht mehr Präsident, und dann? ...“

„Ach! das bekümmert mich nicht, er mag selbst sehen, wo er hin kömmt? apropos ... er soll ja so gut deutsch verstehn, vielleicht kann er eine Stelle bei uns als Corrector bekommen für deutsche Orthographie!“

Beide lachen! ... dieser Witz scheint ihnen köstlich; — denn beide sprechen von einem Menschen, den die Pariser, das geistreichste Volk der ganzen Welt, immer noch für die Personification der geistigen Unfähigkeit halten, am 1. December 1851, Abends zehn Uhr!

Während dieses Gespräches sind die beiden Correctoren der Nationaldruckerei (heute Imprimerie Impériale) schnell vorwärts gegangen, und fünf Minuten später klopfen sie an das große Portal dieses Etablissements, das vielleicht in seiner Art das erste der Welt ist.

Man läßt sie ein wenig warten, und da es kalt ist, schimpfen sie und wollen eine Unterhaltung mit der Schildwache, einem alten Graubart der Garde Municipale von Paris, anfangen; — doch dem scheinen die Worte in der Kehle erfroren zu sein, er geht, ohne zu antworten, auf und ab.

Endlich öffnet sich das Thor, die beiden Correctoren treten murrend ein und begeben sich durch lange Gänge in ihr Atelier! Hier werden sie mit geräuschvollem Lachen von einigen fünfzig Arbeitern empfangen, welche fast alle, die Hände im Schoß, dasitzen.

„Monsieur Gausset,“ sagt einer, „die Republik ist eine gute Mutter, sie nährt ihre Kinder mit Nichtsthun.“

„Aber warum setzt ihr nicht?“ fragt dieser.

„Weil wir kein Manuscript haben“, erwiedert jener, „die Listen der Ehrenkreuze sind noch nicht fertig, wahrscheinlich noch so viele Brüder und Vettern von Schauspielerinnen und Tänzerinnen müssen berücksichtigt werden.“

„Ruhe!“ gebietet die Stimme des Chef d'Atelier, „ich bitte, Bürger, bei der Arbeit nicht zu politisiren.“

*) Badinguet ist der Spitzname, welchen die Franzosen dem Präsidenten der Republik Louis Napoleon Bonaparte gaben.

„Wir arbeiten ja aber nicht."

„Hier ist Manuscript."

Alle Setzer erheben sich; ein eintretender Employé bringt die Arbeit und vertheilt sie.

Alle werfen einen neugierigen Blick auf die Manuscripte, aber man kann gleich sehen, daß sie in ihren Erwartungen getäuscht sind; man hat ihnen nur die Annalen des Kriegsdepartements, welche zu Neujahr erscheinen, zum Setzen gegeben. — Einige Augenblicke später herrscht Ruhe im Atelier der Nationaldruckerei. Die Setzer stehen vor ihren Fächern und man hört bald nichts, als das einförmige Geräusch der Hand, welche in den Buchstabenkasten fährt und die Typen zum Satz herausnimmt.

Die Correctoren haben sich in ihr Zimmer zurückgezogen und sich eine Pfeife angezündet. Sie sind alle eifrige Republikaner und einer von ihnen liest dem andern die Sitzung der Assemblée législative vom 29. November vor, in welcher der Advocat Baze aus Agen, Deputirter und Quästor der Kammer, für die Quästoren das Recht beansprucht, der Armee von Paris Befehle zu ertheilen. Die Correctoren begreifen nicht, wie die Kammer einen so vernünftigen Antrag nicht angenommen hat. Doch die Kammer!! — und nachdem man genug auf die Minister geschimpft hat, fährt man mit der Kammer fort, — was den Präsidenten betrifft, so erzählt man sich Schnurren von ihm.

O im nächsten Frühjahr, wie wird es da doch anders in Frankreich aussehen! — Neuer Präsident — ein echter Republikaner — neue Kammern — nur Republikaner! ... Das Frühjahr 1852 ist das erste Jahr der neuen Aera — der die alte Welt verjüngenden social-demokratischen Republik!

Es ist dreiviertel auf eilf des Nachts — am ersten December des Jahres 1851, des vierten Jahres der zweiten französischen Republik — une et indivisible!

Da wo die Avenue de l'Elisée vom Faubourg St. Honoré auslaufend, sich bis zu den Elysäischen Feldern hinzieht, hat heute der Allumeur public vergessen, das Gas anzuzünden!

Merkwürdig, daß gerade diese drei Laternen nicht brennen, welche die Gartenmauer des Palastes des Elysée National, das der Präsident der französischen Republik, der Bürger Louis Napoleon Bonaparte bewohnt, beleuchten sollen. Auf diese Weise bleibt auch eine kleine Thür, welche in dieser Mauer sich befindet, gänzlich im Dunkel verborgen und es könnte, wer da wollte, sich aus dem Palaste durch diese Thür entfernen, und wenn er sich dann plötzlich inmitten der Avenue befindet, wer kann dann behaupten, daß er nicht aus den Elysäischen Feldern kommt?

Der Mann, welcher gegen halb zwölf Uhr plötzlich um die Ecke biegt, den Damm des Faubourg St. Honoré überschreitet und die Straße in der Richtung der Rue de la Paix hinuntergeht, hat wirklich das Palais durch die bezeichnete Thür verlassen.

Es ist fast unerträglich kalt geworden, kein Wunder also, daß er das Gesicht in seinen Cachenez fast gänzlich verhüllt hat und sehr schnell geht. An der Ecke der Rue de la Paix begegnet ihm ein Haufen Patrioten, welche in den Nachtrestaurationen der Hallen (Märkte) das Wohl der Republik zu oft getrunken zu haben scheinen. Sie singen, die einen die Marseillaise — die andern Le chant des Girondins, was eine prachtvolle Harmonie gibt.

„Guten Abend, Bürger!" ruft einer dem Vorbeieilenden zu.

„Gute Nacht, Bürger!" erwiedert dieser, und als wenn irgend etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre, rufen sie alle mit donnernder Stimme den schon ziemlich Entfernten ein furchbar mißtönendes Vive la République démocratique sociale! nach.

O, wenn sie gewußt hätten, wer dieser Mann war! .. was in der Brieftasche enthalten ist, die er, obgleich sie mit einem Haken in seiner Seitentasche befestigt ist, noch mit der Hand festhält.

Dieser Fröstling, welcher schon dem Palais National jetzt nahe ist und, von der Kälte getrieben, so schnell als er kann, vorwärtsschreitet, ist der Schwadronschef Yvelin de Béville, einer der Ordonnanzofficiere des Bürgers Bonaparte, ohne Geist, ohne Talent und mit den andern beiden Ordonnanzofficieren, den Herren Fleury und Edgar Ney, ein würdiges oder vielmehr unwürdiges Trio bildend — so sagen die Pariser!

In seinem Portefeuille sind ungefähr zehn Seiten beschriebenes Briefpapier — weiter nichts.. und doch enthält diese Tasche die Zukunft Frankreichs — Europas — der Welt!!

In der Gegend der Hallen hält Herr von Béville eine leer vorüberfahrende Droschke an, steigt ein und sagt mit der gleichgültigsten Stimme von der Welt:

„Nach der Nationaldruckerei! etwas schnell, mich friert und ich sehne mich nach meinem Bette!"

„Ja, das ist eine Teufelsnacht!" erwidert der Kutscher, indem er den Schlag schließt.

Kaum ist der Wagen jedoch in Bewegung, als der frierende Herr von Béville das Fenster öffnet und eifrig hinausschaut. Einige Minuten später holt er aus seiner Tasche eine Blendlaterne mit rothem Glas, und es gelingt ihm, nach einigen vergeblichen Versuchen, sie anzuzünden!

Die Schildwache an der Nationaldruckerei geht zähneklappernd auf und ab und wünscht sich die Ablösungsstunde und die warme Wachtstube mit der größten Sehnsucht herbei .. jedoch hat es noch nicht zwölf geschlagen! ... da hört er plötzlich das Geräusch eines daherrollenden Wagens .. er lauscht, steht still und späht ... denn seine Consigne hat ihm präcise Instruktionen gegeben, auf die Droschken zu achten! Plötzlich, als der Wagen um die Ecke biegt, sieht er, daß in der Höhe des Schlages ein rothes Licht brennt, etwas tiefer und mehr nach außen, als das der Laterne der Droschke... In zwei Sprüngen ist er seinem Schilderhause nahe und zieht eine Klingel, welche bis in die Wachtstube geht, drei Mal, denn das rothe Licht ist das Zeichen, von dem die Consigne sprach.

Die große Pforte wird geöffnet, als wenn man von inwendig nur auf dies Signal gewartet hätte und als die Droschke still hält, fährt die Schildwache den Kutscher barsch an.

„Hinein!" ruft er, „hier darf nicht angehalten werden!"

Der Kutscher gehorcht, er fährt seinen Wagen auf den Hof der Druckerei; doch kaum befindet er sich in demselben, als sich die Pforte wieder schließt. Der Kutscher steigt vom Bock und will den Schlag öffnen, als er plötzlich von hinten ergriffen wird — er fühlt, daß man ihm ein Tuch um den Mund wickelt — er wird von der Erde gehoben — getragen — durch mehrere Räume in ein warmes Gemach. Ehe er noch zu sich gekommen ist, wird die Thür hinter ihm verschlossen — er reißt das Tuch vom Gesichte — er befindet sich in einem eleganten Zimmer; ein gedeckter Tisch steht vor ihm — ein kaltes Huhn, Brot, Käse, Aepfel und zwei Flaschen Wein auf demselben ...

Noch traut er seinen Augen nicht, als die Thür sich aufthut, sein Fahrgast eintritt und ein Zwanzigfrankenstück auf den Tisch wirft.

„Iß — trink — schlaf" — sagt er — „für Dein Pferd ist gesorgt, und morgen früh erhältst Du ein zweites Goldstück mit Deiner Freiheit!"

Der Kutscher steht wie ein Blödsinniger da, als jener von neuem das Zimmer verläßt, und er hört, daß er eingeschlossen wird.

Vielleicht hat er einmal Tausend und eine Nacht gelesen und denkt sich, daß der Calif Harun al Raschid nach Paris gekommen ist, und sich einen Spaß mit ihm machen will.

Was mag sich aber sein abgemagerter Klepper erst denken, als man ihn in den warmen Stall führt, in welchem die englischen und arabischen Pferde des Herrn von St. Georges, des Directors der Nationaldruckerei, stehn, und er eine Ration Hafer in der Krippe findet, welche durch seine Qualität und Quantität im Geiste eines Droschkengauls in das Reich der Fabel gehört?

Kein anderes Land als Frankreich kann einen Mann wie Herrn von St. Georges hervorbringen! Es ist dies ein ächt französischer Typus; sein Leichtsinn und seine Genialität laufen eine beständige Steeplechase, und kaum hat einer von beiden ein Ziel erreicht, als ihn der andere schon wieder daraus verjagt! Er ist die Personification des Lebemanns unserer Epoche und das Faß der Danaiden ist nur ein bescheidener Vergleich, den man mit seiner immer leeren Börse anstellen kann.

Seine Carriere? — Diplomat, glaube ich — oder Schriftsteller, oder Erfinder, Militär, Börsenspeculant oder Poet ... oder alles das zusammen — oder keins von allen — aber Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, im weitesten Sinne des Wortes und in jeder Lage seines Lebens!!

Der Präsident der Republik, um ihm die Unannehmlichkeiten einer Reise nach Clichy-Land*) zu ersparen, schickt ihn als Gesandten nach den Argentinischen Provinzen. — Man lacht! ... Herr von St. Georges Gesandter! ... man kann es sich nicht verstellen! ... Und als man einige Monate später erfährt, daß Herr von St. Georges der einzige Diplomat ist, welcher durch sein energisches Handeln und sein würdevolles Auftreten dem transatlantischen Tiberius, dem blutdürstigen Dietator Rosas imponirt, will man es nicht glauben und glaubt es nicht eher, als bis man den von ihm geschlossenen Vertrag mit jenem Gaucho-Häuptling sieht. Kaum ist er in Paris, als er wiederum die Neuigkeitskrämer durch seine Ernennung zum Director der Nationaldruckerei in Erstaunen setzt.

„Ich habe immer gewünscht einmal eine Druckerei zu sehen," soll er gesagt haben am Tage, als die Ernennung publicirt wurde, und diese von Mund zu Mund colportirte Phrase machte die Runde in der Pariser Gesellschaft. „St. Georges Direktor der Nationaldruckerei!! ... allons donc! — es ist zu lächerlich!!"

Die kaiserliche Druckerei verdankt Herrn von St. Georges eine gänzliche Umwandlung, und eine so glückliche Umwandlung, daß dieses Etablissement ohne Rivalin in der Welt dasteht!

Dieser Mensch, welcher im gewöhnlichen Leben, wie gesagt, die Personification der Leichtfertigkeit ist, erhebt sich in gewissen Augenblicken bis zu einer fabelhaften Thatkraft.

Die Verantwortlichkeit, welche heute auf ihm ruht, ist erschrecklich; denn im Augenblick, wo Herr von Béville in die Druckerei getreten ist, hat er, der Dandy, der Lion, der verschuldete Held so vieler Intriguen, das Schicksal Frankreichs in der Hand!

Ohne sich ein Wort zu sagen, drücken sich die beiden Männer die Hand und der Director führt den Officier in sein Cabinet. Hier zieht dieser sein Portefeuille und gibt ihm die besagten Papiere. — Herr von St. Georges nimmt einen rothen Stift und über jede 4 bis 5 Zeilen des Manuscriptes zeichnet er eine Ziffer, dann schneidet er es mit einer Scheere in eben soviele Theile wie Zahlen. — Nur ein einziges der Documente läßt er ganz! — es enthält auch nur einige Zeilen. — Dann steckt er in jede Rocktasche einen Revolver und befestigt um sein Handgelenk einen sogenannten Life-Preserver mit doppeltem Bleiknopfe und läßt ihn in den Aermel seines Rockes gleiten. Er steht auf — es ist ein feierlicher Augenblick — das Schicksal von sechs und dreißig Millionen Menschen ist der Discretion, der Umsicht, der Kaltblütigkeit und der Energie eines Mannes anvertraut, den seine Freunde und Bekannte keiner einzigen dieser Eigenschaften fähig halten. Beide verlassen das Cabinet des Directors; — auf dem Corridor erwartet sie der Officier, welcher die Wache befehligt. — Herr von Béville spricht einige Augenblicke mit ihm und der Director nickt schweigend seinen Beifall zu allem, was die beiden Officiere verhandeln! Einige Augenblicke nachher steigen die beiden Männer die Treppe hinauf, welche zu den Ateliers führt. Ehe sie in dieselben eintreten, drücken sie sich beide noch einmal die Hand. — Es ist ein feierlicher Augenblick, in welchem diese beide Lebemänner mit einer furchtbaren Mission, deren Tragweite ihnen vollständig bekannt ist, betraut, sich noch einen letzten Blick an der Thüre des ersten Ateliers zuwerfen.

„Que Dieu protège la France!" sagt Herr von St. Georges, indem er über die Schwelle tritt.

Die Werkführer und der Saalinspector begrüßen den Director, welcher einen raschen Blick auf alle geworfen hat.

„Wie viel Setzer?" fragt er.

„Fünfundvierzig!" antwortet der Inspector.

„Wie viel Pressen bereit?" — „Alle!"

Er holt die schmalen Streifen Papier hervor, welche er in seinem Cabinete aus dem ihm von Béville gegebenen Manuscripte geschnitten hat, übergibt sie dem Chef d'Atelier und läßt sie an die Setzer vertheilen, welche sogleich ihre Arbeit anfangen, und um in Gegenwart ihres Directors so schnell wie möglich zu arbeiten, sieht man die Hände mit Pfeilesschnelle in die Typenfächer hinein und hinaus fahren.

*) Clichy ist das Pariser Schuldgefängniß.

Manchmal furcht sich eine Stirn — ein scheuer Blick durchkreuzt das Atelier — irgend ein Setzer hat eine Phrase gelesen ... welche ... doch die Phrasen sind fast unverständlich, da die Streifen so klein geschnitten sind ... und anhalten, sich bei seinem Nachbar erkundigen, geht nicht, denn das feste kalte Auge des Direktors ruht mit einem so entschiedenen Ausdruck auf den Arbeitenden, daß keiner es wagt, nur einen Augenblick inne zu halten. Uebrigens ist das Ganze nur das Werk einiger Minuten, denn alles sind geübte Setzer und arbeiten sehr schnell. Sobald einer von ihnen seinen Theil fertig hat, trägt er ihn mit der Nummer, welche der Director auf seinen Streifen Manuscript geschrieben hat, an einen Tisch, an dem der Metteur-en-pages die verschiedenen Sätze zu einem Ganzen ordnet. Dann kehrt der Setzer wieder an seinen Platz zurück und beginnt seine Arbeit von neuem für eine andere Presse. Während dessen sind auch die Correctoren aus ihrem Cabinete gekommen und Gaußet nähert sich dem Metteur-en-pages, welcher so eben den ersten Satz zusammengestellt hat und sich anschickt, den ersten Fahnenabzug davon zu machen.

Herr von St. Georges hat es wohl bemerkt; leise hat er sich Herrn von Béville genähert ... „das Feuer ist an der Mine," sagt er ... „in fünf Secunden findet die Explosion statt."

Kaum hat er die letzte Silbe ausgesprochen, als seine Prophezeihung sich auch schon erfüllt. Gausset hat den Fahnenabzug dem Metteur-en-pages aus der Hand gerissen — bleich wie ein Todter ist er inmitten der Arbeiter gesprungen und mit bebender Stimme ruft er, indem er das Blatt in die Höhe hält:

„Verrath! Bürger — Verrath!! Der Staatsstreich für heute ... Bonaparte tödtet die Republik ... hört! ... hört!" ...

Und mit kaum vernehmbarer Stimme fängt er zu lesen an ... doch plötzlich wird ihm von hinten das Blatt aus der Hand gerissen und eine ernste, kalte, aber durchdringende Stimme — die des Herrn von St. Georges sagt:

„Sie lesen schlecht, Herr Gausset — ich werde Ihnen die Proclamation vorlesen, mit der der Prinz Louis Napoleon Frankreich rettet ... doch wir müssen mehr Gesellschaft haben" ... und auf ein Zeichen seiner Hand hat Béville die Thüre geöffnet, der den Posten commandirende Officier tritt ein und ihm folgt eine lange Reihe von Soldaten der Pariser Municipalgarde. Stillschweigend, als wenn jeder schon im voraus wüßte, was er zu thun hat, postiren sie sich an allen Ausgängen des Ateliers und nachdem der Officier eine schnelle Inspection gemacht und mehrere unbeobachtet gelassene Fenster hat besetzen lassen, commandirt er mit fester Stimme: „Chargez les armes!"

Die Arbeiter haben alle Muße zu sehen, wie die Gewehre scharf geladen werden; denn die Veteranen scheinen absichtlich recht langsam zu laden, und nachdem sie endlich beendet haben, gibt der Officier ihnen mit lauter Stimme die Consigne. Sie ist höchst einfach:

„Es ist verboten, sich den Fenstern oder Thüren zu nahen! Bei dem geringsten Widerstand wird von den Waffen Gebrauch gemacht!"

Diese ganze Scene hat höchstens einige Minuten gedauert und hat dermaßen den Druckern imponirt, daß sie sich immer noch nicht gesammelt haben und nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen. Immer noch stehen sie wie Statuen an ihren Setzkästen und immer noch hält Herr von St. Georges den Fahnenabzug in der Hand und steht unbeweglich vor Gausset, welcher begierig, die ganze Proclamation zu hören, ihn wie im Fieberwahn ansieht.

Der Officier nähert sich dem Director — er grüßt mit dem Degen.

Herr von St. Georges hält das Papier in die Höhe und mit starker männlicher Stimme, in der keine Spur von Bewegung widerhallt, fängt er an zu lesen:

„Franzosen ..."

Plötzlich hält er inne — die Uhr schlägt zwölf — der zweite December hat begonnen — der letzte Tag der französischen Republik!

(Schluß folgt.)

Aus dem deutschen Dichterwald.

Lebensbilder zeitgenössischer Poeten. Von Dr. Wilhelm Herbst.

III. Annette von Droste-Hülshoff.*)

Ich führe den Leser heute zu dem Leben und Dichten einer westfälischen Dichterin. Bei ihr am wenigsten ist die Heimat gleichgültig oder ohne Wirkung auf ihr Sein und Schaffen geblieben. Ihrem Westfalen, ihrem Münsterland vor allem galt ihre volle Liebe. Mochte sie im spätern Leben weilen wo immer — und Jahrelang hatte sie das Glück, der Wunderwelt der Alpen zu Füßen zu wohnen —, ihr Herz war im heimatlichen Tiefland. Ja sie ist eine echt westfälische Dichterin. Nicht in dem Sinne freilich, als sei ihr Interesse, die Wahl ihrer Dichtungsstoffe, ihr Dichterruhm gar auf die Grenzen der rothen Erde beschränkt geblieben. Die Gemeinde ihrer Anhänger, wenn auch nach der ganzen Art und Kunst der Dichterin nicht allzu zahlreich, ist doch durch das ganze Vaterland zerstreut und nimmt, wenn nicht alles trügt, von Jahr zu Jahr zu. Und die Liebe dieser Kreise, womit anders ist sie errungen, als eben dadurch, daß sich die Grundzüge der westfälischen Stammesnatur in ihr individualisirt, gesteigert, vergeistigt und verklärt wiederfinden? — Die rührende Treue gegen die Scholle, dies westfälisch sichre Gepräge bis zur schroffen Eigenart, mitten in einer nivellirten und nivellirenden Zeit eine ungewöhnliche Ursprünglichkeit, eine immer und gerade jetzt so seltene Einheit von Wort und Leben, ein angeborner Sinn für das Reale und ein Haß gegen alles Phrasenhafte und Scheinhafte. Nach ihrem Norden stand allezeit und allüberall ihr Sinn. So beredt ihr Wort, so gewandt ihr Griffel gerade in der Naturschilderei, in der poetischen Reproduction des Naturlebens ist, am liebsten greift sie in den heimischen Schatz, am besten gerathen ihr die Naturbilder der Heimat. Auch die Poesie der Haide und des Moors versteht sie, ja diese erst recht, und sie zieht jene stummen und für ein fremdes Auge nicht glänzenden Landstriche recht geflissentlich ans Licht. Wie oft geht Westfalens Lob in Prosa und Versen über ihre Lippen.

Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor allem dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut!
Mein Kleinod ist dein Name traut.
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werthe Saat,
Blieb' ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben.

Was sie hier**) aus treuem Herzen dem Lande zollt, gleiche Liebe, gleiches Lob spricht sie den Leuten, ihren Landsleuten zu.

Wir sind ein friedlich still Geschlecht
Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
Doch unsres Herdes heilig Recht
Das wissen kräftig wir zu wahren.

An der Schwelle ihrer Gedichte stehen diese Verse, in der poetischen Antwort auf den im wirklichen Leben oft gegen Westfalen gerichteten Zweifel, ob „Ungastlich oder nicht?"

Ungastlich hat man dich genannt,
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offnen Hand,
Mit deinem argwohnlosen Glauben.

In echt patriotischem Eifer ruft sie aus:

Wer unsers Landes Sitte ehrt,
Und auch dem seinen hält die Treue —
Hier ist der Sitz an unserm Herd!
Hier unsers Bruderkusses Weihe!
Wer fremden Volkes Herzen stellt
Gleich seinem in gerechter Wage —
Hier unsre Hand, daß er das Zelt
Sich auf bei unsern Zelten schlage.

Westfalen kann dankbar sein für solche Glorification aus solchem Munde. Sehen wir uns näher nach ihrer Geburtsstätte um.

Die Droste sind ein altmünsterländisches Geschlecht, tief verwebt in die Geschichte dieses einst durch die krampfhaften Zuckungen seiner politisch-kirchlichen Stürme, dann durch sein Stilleben so fesselnden Ländchens. Da liegt die Burg ihrer Ahnen, nicht, wie im Süden, auf stolzer Höhe, eine stattliche Wasserburg mit grauen Thürmen liegt sie da, von Gräben umschützt, inmitten eines ausgedehnten Besitzes, der schon fünfthalb Jahrhunderte in den Händen der Familie ist.

Auf meiner Heimat Grunde
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau.
An seines Fensters Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnetrunknen Weih.

Hier lebte die Dichterin die Tage der Jugend bis zum Tode des Vaters, wo ihre Mutter den alten Stammsitz Hülshoff mit dem bescheideneren Wittwensitz Rüschhaus bei Münster vertauschte. Land und Volk damals der stabilsten eines und scheinbar unbewegtesten im Vaterlande. Eine Gegend ohne Felsen, Gebirge, ohne raschfließende Ströme, aber voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor; Wiese und Wald überreich an Singvögeln, die Weidestrecken mit Haideblumen überkleidet, von Weihern belebt, ein stattlicher Eichenbestand, Westfalens Stolz. Von den Zweigen umschattet träumen die einzelliegenden Wohnungen mit ihrem tiefragenden Dach, nahe dabei Gruppen bunter Rinder ostfriesischer Race, mannshohe Wallhecken zum Schutz der „Kämpe". Das sind einige Striche zum Bilde des Landes. Der Menschenschlag ein ernstes, redliches, dem Alten anhängliches Volk, etwas furchtsam und langsam, aber von tiefem Rechtsgefühl und wohlthuender Sitteneinfalt. Neben dem Glauben der Väter, der dort eine Lebensmacht ist, phantastisch und mystisch jener geisterseherische Zug, der nirgends sonst das Volksleben so stark durchzieht wie im Münsterland, der zähe Glaube an die Gabe der „Vorkieker".

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Es ruht auf diesem Strich ein Geist eigenthümlicher Poesie. Wer ahnt, daß über dies Idyll voll patriarchalischen Friedens einst die Wetter der furchtbarsten Bewegung, die unsre Geschichte fast kennt, hinweggebraust sind? Die Dichterin führt das Idyll am besten selbst aus. „Seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studiren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen."

Treu gehegt von diesem sicheren Frieden der Landesart, der stillnährenden Familientradition, der mit Land und Volk so ganz verwachsenen katholischen Kirche wuchs Annette v. Droste auf. Wie sollte der Genius des Orts nicht in der jungen Seele eine Stätte gefunden haben? — Sie selbst sagt einmal von ihren Münsterländern: „Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie, die ihnen im Traume mehr von dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als die andern übersättigten Menschen mit ihren Händen davon ergreifen können."

Und doch — auch an jenen stillen Erdwinkel schlugen die Wellen einer neuen Zeit. Und wäre ohne solche Jugendeindrücke, ohne eine bewegtere Außenwelt, die fragend und streitend in die stille Welt ihrer Heimat trat, gerade eine solche Dichtererscheinung möglich gewesen und erklärbar? — Des Münsterlandes klassische Zeit lag im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo die Stadt den Minister von Fürstenberg in ihren Mauern sah, einen Staatsmann, der auf kleinem Raum die größten politischen und Cultur-Gedanken verwirklichte und das Münsterland zu einer Art Musterland erhob. Der unvergeßliche

*) Anna Elisabeth Franziska, Freifräulein von Droste-Hülshoff, geb. am 10. Januar 1797, gest. am 24. Mai 1848.
**) Aus der „Schlacht im Loener Bruch."



Annette von Droste-Hülshoff
den Gutskindern vom Rüschhaus Märchen erzählend.
Originalzeichnung von Th. von Oer.

Mauy hatte mit seiner Freundin, der Fürstin von *Gallitzin*, wohl der begabtesten deutschen Frau ihrer Zeit, immer weitere geistige Kreise um sich gezogen, in welche dauernd oder zeitweilig viele der ersten Geister des Volks, Hamann, Jacobi, Goethe, Claudius, Stolberg u. a., eintraten. Von dem verglimmenden Abendroth dieser unvergeßlichen Erhebung wird auch Annettens Jugend beschienen. Welche Perspectiven öffnen sich durch solche Persönlichkeiten für eine empfängliche junge Seele! Da ist *Geschichte in Person*, die ganz anders zu uns spricht, als die im Buch todt und kahl niedergelegte. Dann hatte im Anfang des Jahrhunderts Friedrich Leopold Graf Stolberg nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche im Münsterland ein Asyl gefunden. Die Eltern der Dichterin pflogen mit ihm vielfachen Verkehr, und diese selbst war in Stolbergs letzten Lebensjahren schon lange zur Jungfrau herangeblüht. Alles zwar katholische Kreise, aber wohlvertraut mit Wissenschaft und Poesie des protestantischen Deutschlands, trotz aller Zurückgezogenheit mitten im Strom des geistigen Weltverkehrs. Die preußische Besitzergreifung des Oberstifts Münster (1803) führte die späteren Hauptbekämpfer der napoleonischen Herrschaft, *Stein* und *Blücher*, auf längere Zeit dahin, auch in regen Verkehr mit dem Adel des Landes. Die Zwischenherrschaft des Königreichs Westfalen kam, aber auch die Befreiung. Welche weltgeschichtliche Vorgänge, aus nächster Nähe von der jugendlichen Dichterin gesehen, erlebt und mitempfunden! Da wird das Auge, wenn es irgend sehfähig ist, gewaltsam geöffnet für das Verständniß von Weltverhängnissen und Völkerschicksalen, für das ganze große Drama der Menschengeschichte.

Näher doch als diese Weite und Höhe stehen einer Mädchenseele Haus und Eltern. Das Nächste wirkt hier am tiefsten. Ihrem Vater hing sie mit vollster Liebe an. Auch in ihre Poesie dringt sein schönes Bild ein.

> Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
> Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

schließt das „Vierzehnjährige Herz". Sie selbst hat in einem überaus anziehenden Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande," in dem der Grundstoff der Erzählung, wenn auch als Wahrheit *und* Dichtung, dem Vaterhause entnommen ist, das leibliche und geistige Bild des geliebten Vaters gezeichnet oder durch den dort auftretenden Vetter aus der Lausitz zeichnen lassen. Es ist so sprechend, wie es nur die Tochter und die Dichterin zu entwerfen vermochte. „Denkt Euch," schreibt jener Vetter, „einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müß e, ihn zu betrügen und doch einem doppelten es fast unmöglich macht, gar adlich sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Muth für drei." — „Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen." — „Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt." — Nun werden seine geistigen Neigungen und Liebhabereien aufgeführt, in denen wir die Züge der Tochter schon vorgebildet lesen: seine sinnige Naturliebe unter Vögeln und Blum.n, seine musikalische Virtuosengabe (ein Bruder war bedeutender Componist), sein Geschichtsorgan, seine Geisterseherei, sein Glaube und sein Aberglaube — all das kehrt in der Tochter wieder, nur daß in ihr die schöpferische Gottesgabe der Poesie über allem schwebte. Wie große Männer so vielfach die Mutterzüge tragen, ist es bei bedeutenden Frauen umgekehrt? — Es war die glücklichste Ehe, aus der Annette als die zweite von vier Geschwistern stammte. Die Mutter, eine von Haxthausen, Schwester der mit den Romantikern eng verbundenen Freiherrn Werner und August von Haxthausen, eine Frau von großem Verstand, von Kraft und Würde, deren energischer Wille in das Leben der Tochter bestimmend eingriff. In späteren Jahren sinnt diese auf ein Lied für die Mutter:

> Die Gabe, die für andre immer wacht,
> Hätt' ich so gern geweckt zu Deinem Preise.
>
> Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
> Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
> Des Herzens Fluten wallten drüber her,
> Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

Aber die Seelenverwandtschaft mit dem Vater war doch größer. Aus solchem Hause mußte wohl ein lebendiger Familiensinn geboren werden. Bei allem Weltruhm blieb die Dichterin stets mit dem vollen Abhängigkeitsgefühl das Kind ihres Hauses. So ihre Umgebung.

Und sie selbst? Es sei ferne, daß ich ihr Wesen aus den geschilderten Factoren, aus ihrer Umgebung, aus Haus und Land und Zeit völlig *erklären* und ableiten wollte. Nein, es bleibt in dem Leben des Genius ein Arcanum, ein dem Gesetzescodex von Ursache und Wirkung spottendes Geheimniß. All jenes Gewebe von verborgenen und offenbaren Lebensfäden, die hier zusammenfließen, wirkte wesentlich *mit*, sie so und nicht anders zu gestalten, das punctum saliens aber auch ihres Seins war ein Neues und Eignes. Ihr dichterisches Wesen und Wirken als fertiges werden wir unten kennen lernen. Hier fragen wir nach ihrem *Werden*.

Man konnte sie wohl ein Wunderkind nennen. Mit allen Wunderkindern theilte sie die ungemeine leibliche Zartheit; fast nie ihr Lebelang hat sie das Vollgefühl der Gesundheit gehabt. Eine bis zur Unkörperlichkeit durchgeistigte elfenhafte Gestalt. Sie hat sich selbst in dem achtzehnjährigen Fräulein Sophie aus dem oben berührten Fragment geschildert. Der Lausitzer Vetter schreibt dort: „Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adliches und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück. Einen eignen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der, für gewöhnlich bleich bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel." — Ein für die zarte, kleine Gestalt fast zu schwerer Kopf, ein ungewöhnlich großes hellblaues, aber ganz kurzsichtiges Auge, die reichste Fülle hellblonden Haares gehören noch zu ihrer äußeren Charakteristik. In späteren Jahren wurde sie stärker, aber nicht kräftiger. Eine große Reizbarkeit und eine fast krankhaft gesteigerte und erregte Phantasie, die alle Wirklichkeit in eine Bilderwelt auflösen möchte und überall Gesichte sah, kennzeichnete schon das Kind. Mit der Bildung wurde es ernst genommen, ja diese griff über das Maß der weiblichen Sphäre weit hinaus. Auch hatte das junge Mädchen schon einen fast männlichen Zug zu skeptischer Grübelei. Zugleich mit dem jüngeren Bruder trieb sie Latein, auch etwas Griechisch. Lateinische Dichter las sie später mit Leichtigkeit und gründlichem Verständniß, vor allem Virgil und Tibull. Von neueren Sprachen waren ihr die englische, französische, holländische völlig geläufig, sie verstand die italienische. Vom größten Einfluß auf ihre Dichtungsweise ist, wie wir sehen werden, die *englische* Literatur geworden. Spuren ihrer genauen Naturkunde verrathen auf manchem Blatt ihre Gedichte. Auch in ihrem Sammeltrieb pflanzte sie sich praktisch fort. Mineralien und Muscheln umgaben sie in reichen Sammlungen. Auch sie blieben nicht unbelebt, sie wurden in ihre poetischen Zauberkreise gezogen und in dem „Sommernachtstraum" besungen. *Geschichte* umfaßte sie mit innerstem Antheil. Wie konnte es anders sein? Alles sprach sie ja geschichtlich an: die grauen Thürme des Vaterhauses mit der jahrhundertlangen Familiengeschichte, der ganze Boden, auf dem sie stand, die geschichtlich gestimmte Zeit in und nach den Befreiungskriegen. Nach Frauen- und Dichterart liebte sie eine ganz detaillirte Darstellung einzelner Partien, wo möglich aus den Quellen. Was hier im Wissen gesäet wurde, ging später als dichterische Frucht im Können auf.

Von den *Künsten* war die Musik das Element, in dem sie sich empfangend und schaffend am frühesten und kräftigsten regte.

Das Zeichnen, wiewohl geübt, trat dagegen zurück. Doch hatte sie auch für bildende Kunst einen sichern Geschmack und denselben Sammeleifer, wie für Naturalien. Sie war eine durch und durch musikalische Natur. Eine volle, biegsame, wenn auch nicht umfangreiche Stimme, ein so treues Gedächtniß besaß sie, daß sie ganze Opern und Oratorien alter und neuer Meister auswendig singen und auf dem

Flügel begleiten konnte, zahllose Volksmelodien waren ihr gegenwärtig, die sie höchst eigenthümlich vorzutragen wußte. Aber sie hatte auch Generalbaß studirt und componirte. Diese Liedercompositionen (meist von älteren Minneliedern und Balladen) waren einfach, tief gefühlt und durchaus originell. Bis zur Täuschung ahmte sie dabei den Ton alter Volksliedertexte nach. Musik und Poesie thaten ihr willig gegenseitige Handreichung, stützten und hoben sich.

Das ist freilich eine dürre Aufzählung dessen, was sie las und trieb. Wie sich diese Bildungselemente in dem genialen Kopf gestalten, bestreiten, suchen und fliehen, wie sie als Stoff von der innewohnenden und anerschaffenen Dichterkraft gelenkt und verwandt werden, das läßt sich nur an den Werken und Früchten erkennen. Denn wenngleich der musikalische Hang früher im ganzen vorwaltete, so regte sich doch auch der poetische Gestaltungstrieb schon in den Kinderjahren. Aber, echt weiblich, zuerst scheu (ihr erstes Kinderlied wurde, in Goldpapier gewickelt, oben unter der Wetterfahne „der Ewigkeit geweiht") und in den vier Wänden des Hauses, zu dessen Schmuck Gelegenheitsgedichte entstanden. Sie producirte übrigens zu allen Zeiten sehr rasch, doch war sie erbarmungslos im Vernichten, Bessern, Beschneiden. Eine so reiche Natur brauchte nicht zu kargen. Aber nicht bald stand sie auf eigenen Füßen. Auch hier, selbst bei einer so mächtig und markig angelegten Dichternatur die alte Erfahrung: anfangs und lange noch segelt sie unter fremder Flagge, und unter welcher! Gerade ihrem Wesen ganz heterogene Muster, wie Salis und Hölty, Ernst Schulze und Matthissen, mädchenhafte Vorbilder, waren ihre Leitsterne. Es waren Gestalten aus jener Zeit, von der sie später singt:

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben" schien,
Als man dem „milden Sterne"
Gesellte was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb!

Aber auch den originellsten Ingenien sind solche Lehrstationen nicht erspart, sie gehen eben in die Schule, um sich selbst kennen zu lernen und zu finden. Dann fällt mit einem Male die fremde Hülle und das eigne Bild steht fertig da.

In unsern übersatten Tagen vollends fällt es dem Dichter schwerer, originell zu sein. Das Eigne muß sich durch eine viel dichtere Schicht conventioneller Formen hindurcharbeiten. Annette von Droste aber fand sich, wenn auch erst, als die Tage der Jugend verflogen waren. So glich sich jene Frühreife aus durch eine um so spätere, wirkliche Reife. Die Knospe brach, als es Zeit war. Doch dazu gehört vor allem ein Leben, ja selbstgemachte Lebenserfahrungen, ein aus der Tiefe geschöpfter Lebensinhalt, erkämpft, erlitten. Solche Lebensschule ist auch die beste Dichterschule.

Suchen wir sie dort auf. Ihr Vater starb 1826, ihr Bruder folgte ihm; ihre Schwester vermählte sich 1834, das Haus war leer. Es war jetzt der schlichte Wittwensitz Rüschhaus, nordwestlich von Münster unter Gehölz, Wallhecken und Baumreihen gelegen, ein etwas veredeltes, altsächsisches Bauernhaus, von Garten umgeben, eine ganz abgeschiedene, still-beschauliche Welt. Da ist die Brutstätte ihrer ersten eigenthümlichen*) Poesien. Doch zuvor lernte sie auf mehrfachen Reisen an den Rhein auch andere Sitten und Menschen, ein lauter bewegtes Leben kennen. In Köln und Bonn lebten ihre nahen Verwandten, der geniale Werner von Haxthausen und der menschlich wie wissenschaftlich ausgezeichnete Rechtslehrer Clemens v. Droste, dessen Andenken sie eines ihrer innigsten Gelegenheitsgedichte gewidmet hat. In Wiesbaden, wo er (1832) gestorben, sitzt die Dichterin auf dem Friedhof an seinem Grabmal, unbemerkt von den Fremden, die sich über seine Verdienste auslassen. Der Gegensatz zwischen objektiver Würdigung des Mannes der Wissenschaft und der Herzenswärme einer liebenden Verwandten, die sein bestes Theil kannte, ist ethisch wie poetisch höchst ansprechend.

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,
Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub
Der Menschenherzen freundlichstes zerfallen.
Sie redeten von den zersprengten Kreisen,
Die all' er wie ein mächt'ger Reif geeint;
Ich dachte an die Wittwen und die Waisen,
Die seinem dunkeln Sarge nachgeweint.
Sie redeten von seines Geistes Walten,
Von seinem starken, ungebeugten Sinn,
Und wie er nun der Wissenschaft dahin,
Der Mann, an dem sich mancher Arm gehalten.
Ich hörte ihres Lobes Wogen schießen,
Es waren Worte, wohlgemeint und wahr,
Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

In Coblenz weilte sie im Hause des Generals v. Thielemann, mit dessen hochbegabter Frau sie von Münster her befreundet war. Nährte die Heimat die Beschaulichkeit, die Fremde stellt sie einmal ihren altheimischen Verhältnissen gegenüber freier und lehrt sie dieselben erst recht verstehen, dann aber bildete sich in diesen neuen Umgebungen, in einer durch Rang oder Geist gehobenen Geselligkeit, die in unserer Dichterin so eminente Gabe scharfer Menschenbeobachtung aus, dieser seelenkundige, ahnungsvolle Blick, der edlen Frauen überhaupt eigen, bei Annette von Droste schöpferisch auftritt, ja geradezu einer der Hauptfactoren ihrer Poesie geworden ist. Eine ganze Klasse ihrer Dichtungen empfängt, wie wir sehen werden, von da ihren Ursprung.

Durch Freundschaft und Welterfahrung bereichert, aber auch mit immer frischer Treue gegen ihre Heimat, kehrte sie jederzeit in ihr Rüschhaus zurück. Da zeigt sie uns des Künstlers Hand in Ausübung einer ihrer besten Gaben, des Geschichtenerzählens vor einem flachsköpfigen Bauernkinderpublikum in Holzschuhen, die ihr „Frölen, Frölen, vertellen!" zu ihr hinauf gerufen haben, aber zugleich von einer besonders ansprechenden Seite, der sich zum Volk und den Kleinen herablassenden Liebe, von welcher ihr Leben durchdrungen war. Sie liebte ihr Plattdeutsch und erzählte in dieser oder andern Mundarten mit Meisterschaft ihre heiteren oder auch Gespenstergeschichten.

*) An dem frühesten der Art dem „Hospiz auf dem großen St. Bernhard" arbeitete sie i. J. 1830. — Oeffentlich trat sie auf mit ihren Gedichten 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Luxus der Reichen — ein Nahrungsmittel der Armen.

Manchem mag es doch im „Munde wässern" bei Nennung der Auster, dieser „Palme", dieses „Ruhmes" der „Eßtafeln", wie schon Plinius sie nennt, dieser köstlichen, vielbegehrten Liebhaberei auch unserer Feinschmecker. Die Auster ist nicht nur ein delikates, leicht verdauliches Nahrungsmittel, sondern auch ein merkwürdiges Thier. Sie gehört zur Klasse der Weichthiere (Mollusca) und näher gehört sie der Unterklasse der kopflosen Weichthiere oder Muschelthiere und der Ordnung der Blattkiemer an. Das Austerthier besteht, wie alle Muschelthiere, aus einer fleischigen Körpersubstanz, deren in zwei platte Hälften zerfallender äußerer Theil, der sogenannte „Mantel", sich genau den Innenflächen beider Schalen anschmiegt, welche letztere das ganze Geschöpf als feste Hülle bedecken. Der Saum des Mantels ist mit drüsigen Organen versehen, aus denen die sich schichtweise absetzende, aus kohlensaurem Kalk bestehende Schalensubstanz in Form eines anfänglich weichen, späterhin erhärtenden Breies, abgesondert wird. Die beiden Austerschalen sind außen unregelmäßig gebuckelt, öfters wie gefaltet, sie sind ferner sehr blättrig und ungleichmäßig ausgebildet, die linke Schale ist nämlich gewölbter und größer, als die rechte. Eine jede derselben besitzt eine ihrem schmaleren Rande genäherte Erhöhung, Wirbel, in dessen Nähe innen das „Schloß" zum Aneinanderschließen der Schalen befindlich, eine mit schwachen Leisten begrenzte dreieckige Vertiefung. Hier ist nun auch das sehr elastische Schloßband befestigt, eine kleine Sehnenmasse, welche das Voneinanderweichen der Schalen zuläßt, deren Wirkung übrigens dem Willen des Thieres nicht unterworfen ist. Mittelst eines starken Muskels auf jeder Mantelhälfte ist das Austerthier mit seinen Schalen innig verbunden und vermag selbiges unter Hilfe dieses „Schließmuskels" die Schalen sehr fest gegeneinander zu drücken. Bei Erschlaffung der Muskeln, natürlich auch im Tode, öffnen sich dagegen die Schalen. Jeder Muskel ist an eine un-

regelmäßige Vertiefung, Muskeleindruck, der inneren Schalenfläche angeheftet. Will jemand eine Auster essen, so muß er zunächst unter Durchschneidung des Schloßbandes die Schalen eröffnen, alsdann müssen beide Schließmuskeln getrennt werden, um das Thier aus seinen Schalen lösen zu können.

Die Auster besitzt einen Mund und einen von Lebermasse umgebenen Darm. Dieser, sowie das Herz, liegen in einer zwischen beiden Mantelhälften befindlichen, fleischigen Masse, dem Eingeweidesack oder eigentlichen Körper des Thieres. Das Herz ist sehr einfach gebildet und sendet nur wenige größere Schlagadern aus, welche wiederum mit Haargefäßen und mit Blutadern in Verbindung stehen. Zum Athmen dienen jederseits zwei blattartige, zu beiden Seiten des Eingeweidesackes befindliche Kiemen, deren Oberflächen durch knorplige Längs- oder Querbalken ein zierlich gegittertes Aussehen erhalten. Diese Kiemen sind, sowie alle freien Flächen des Thieres, mit zahllosen Wimperchen besetzt, durch deren stetes Hin- und Herschwingen ein lebhaftes Hin- und Herströmen von Wasser erzeugt und wodurch auch die in mikroskopischen Thierchen und in Algen, sowie in sich zersetzender thierischer Materie bestehende Beute herbeigeschwemmt werden kann.

Die Auster besitzt ein ziemlich complicirtes Nervensystem, weshalb denn diesem sonst so stumpfen Muschelthiere leibliche Empfindung nicht abgesprochen werden darf. Ihre Sinneswerkzeuge dagegen sind nur höchst unvollkommen entwickelt. Als Tastorgane hat man die am Munde hervorragenden, sogenannten Palpen, dreieckige Lappen von ähnlichem Bau wie die Kiemen, zu deuten. Kleine gestielte, augenartige Organe, welche sich in der Vielzahl am äußern Mantelrande vorfinden, vermitteln die Lichtempfindung; bei dem so höchst einfachen Baue dieser Augen kann jedoch die Sehfähigkeit der Auster nur eine höchst schwache sein, sie wird sich wahrscheinlich nur auf Wahrnehmung des Lichtes beschränken. Die Gehörwerkzeuge dieses Geschöpfes bestehen in zwei mit Nerven verbundenen häutigen Bläschen, deren Innenwände mit lebhaft schwingenden Wimpern besetzt sind. In diesen Bläschen schwimmt in heller Flüssigkeit jederseits ein Kalksteinchen, Otolith- oder Hörstein genannt. Die Auster hört gleich andern Muschelthieren, sie schließt, wie Berichterstatter selbst beobachtet, bei Entstehung eines starken Geräusches ihre Schale. Uebrigens sind die Lebensäußerungen dieses Geschöpfes im allgemeinen nur sehr unvollkommen, dasselbe vermag sich nicht einmal um eines Zolles Weite von der Stelle zu bewegen.

Die Auster lebt nur im Meerwasser, sehr gut sagen ihr felsige Küsten zu. Diese Thiere ballen sich durch Verwachsung ihrer äußern Schalenflächen häufig unter sich oder mit Schalen von anderen Muschelthieren und mit denen von Seeschnecken zusammen. Auf Austerschalen sammeln sich Kolonien von Blumenthierchen, Meeresthierchen und die Kalkröhren gewisser Gliederwürmer, sogar Seeschwämme, manchmal eine wahre Fülle kleinen Lebens.

Bei diesen Thieren vereinigen sich männliches und weibliches Geschlecht in einem Individuum. Ein solches bringt im April gelbliche Eier hervor, deren Zahl für ein Individuum auf je zwei Millionen geschätzt werden kann. Aus diesen Eiern entwickeln sich nun winzige Junge, welche noch in der Schale des Mutterthieres auskommen, dann ausgestoßen und vom flutenden Meerwasser hier- und dorthin zerstreut werden. Die bewimperten Jungen erhalten einen fleischigen Lappen, den sie zwischen beiden Schalen hervorstrecken und mittelst dessen sie sich schwimmend bewegen können. Mit der Zeit wird dieser Lappen zurückgebildet, die junge Auster verliert damit ihre selbständige Beweglichkeit und verfällt nunmehr dem dumpfen „Austernleben", einem gewissen passiven Sein, wie es ja so vielen niedrig organisirten Thieren zu Theil wird.

Es gibt mehrere Arten und Varietäten der Auster. In Europa ist die gemeine Auster am häufigsten, in Frankreich verspeist man außer ihr noch noch die Pferdehufauster. Von den ersteren unterscheidet man in Frankreich hauptsächlich zweierlei Sorten als beste, nämlich die Auster von Rocher du Cancale bei St. Malo und die Kanalauster. Beliebt sind übrigens auch die Austern von Marennes, von der Seudre- und Charante-Mündung. In England sind die Austern von Poole, Hants, Dorset, Colchester, Bunham, Whitstable u. s. w. berühmt. In Deutschland liebt man die von der Westküste der Elbherzogthümer, z. B. von der Insel Sylt, stammenden sogen. Holsteinischen Austern. Im Mittelmeer sind angesehen die Austern der Riviera di Levante (Genua), diejenigen vom Fusaro-See und die venetianischen Arsenalaustern. In Alexandrien verkauft man eine kleine aber wohlschmeckende Auster. Uebrigens existiren im Mittelmeer noch andere eßbare Arten als die gemeine Auster, nämlich die gekielte Auster, die gefaltete Auster, die milchfarbene und die blättrige Auster. Auch in den fremden Meeren sind diese edlen Schalthiere vertreten. An manchen tropischen Küsten sammeln sich die Baumaustern an den im Schlamme wuchernden Mangle- oder Wurzelbäumen.

Die Austern haben unter den Thieren böse Feinde in gewissen Seeschwämmen, welche die Schalen mit verzweigten Gängen miniren, und angeblich auch in den Seesternen.

Schon die Alten haben der Austernzucht ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Nach Plinius hat zu Lucullus Zeit Sergius Orata im Golfe von Bajae „Austernbänke" angelegt und die Thiere des Lucriner Sees als sehr delicat gerühmt. In unsern Jahren betrieb man die Austernzucht besonders an verschiedenen Küstenpunkten der Nordsee, des Kanales, atlantischen Oceans und des Mittelmeeres. Schon im vergangenen Jahrhundert setzte man Austern mit gutem Erfolge an den portugiesischen und englischen Küsten aus. Zu St. Malo sammelte man in den Jahren 1825—1828 jährlich zwischen einigen 50 bis zu einigen 70 tausend Stück.

Neuerlich hatten, in Folge des ungeheuren Verbrauchs und der rücksichtslosen Ausbeutung, die französischen Austernbänke, namentlich zu La Rochelle, Marennes, Rochefort, an den Inseln Ré und Oleron, zu St. Brieuc und Brest, sehr verloren. Ein rühmlichst bekanntes, um das Fischereiwesen, die künstliche Fischzucht und die Entwicklungsgeschichte der Thiere verdientes Mitglied der französischen Akademie, Herr P. Coste, hat nun mit Unterstützung seiner Regierung diesen der französischen Nationalindustrie so nachtheiligen Zuständen mit voller Energie abzuhelfen gesucht. Coste hat nämlich zunächst auf den Austernbänken von St. Brieuc eine neue „Aussaat" von Austern vornehmen und daselbst Faschinen, Ziegelsteine, Topfscherben u. s. w. auslegen lassen, Gegenstände, an denen die jungen Thiere sich sammeln können. Zu diesem Zwecke haben sich Faschinen ganz besonders tauglich erwiesen. Sie hindern das Zerstreutwerden der Austern. Die ausgebildeten Thiere heften sich gerne an Holz, Steine 2c. Zu St. Brieuc hat dieses Verfahren gute Früchte getragen. Schon acht Monate nach vorgenommener Aussaat gewann man hier mit jedem nur einige Minuten dauernden Zuge eines Schleppnetzes mehr als 3000 Stück. Drei aufgefischte Faschinen enthielten etwa 20,000 Junge. Coste ließ ferner das Becken von Arrachon besäen, an welcher Stelle im Jahre 1863 schon 112 Kapitalisten mit 112 Seeleuten Bänke von 400 Hectaren Flächeninhalt ausbeuteten. Sehr großartig gestaltet sich zur Zeit die Austernzucht an der Insel Ré, woselbst ein Terrain von 630,000 Quadratmetern Flächeninhalt mit gegen 378 Millionen Austern zum Werthe von 6—8 Millionen Franken ausgesetzt worden. Auf Costes Betrieb hat man ferner die Rhede von Toulon und den Sumpf von Thau mit beinahe 500,000 Austern besäet. In Toulon soll der Erfolg ein besonders günstiger sein. An den Inseln Guernsey und Jersey im Kanal gewinnt man in einem Jahre gegen 1,600,000 Scheffel (bushel), deren Fang von 300 Fahrzeugen betrieben wird.

Etwas Sonderbares ist es um die Zucht grüner Austern in den sogenannten Parks, eine Zucht, die ebenfalls schon den alten Römern bekannt gewesen sein soll. Gegenwärtig übt man diese Zucht besonders in den Claires, d. h. auf sumpfigen Stellen, zu Marennes aus. Diese Claires werden von der gewöhnlichen Flut nicht überschwemmt. Hier wird eine Auster etwa binnen zwei Jahren zur gewünschten Vollkommenheit erzogen. Ein solches Thier zeigt eine grünliche Färbung, die besonders stark an den Kiemenblättern und an den Lippenpalpen hervortritt. Diese Färbung soll, nach Berthelots Analyse, von einer ganz besonderen thierischen Substanz, und nicht, wie andere glauben, von Infusorien, mikroskopischen Algen und derartigen niederen Seepflanzen, oder gar vom Gallenfarbstoff der Leber des Thieres selbst, herrühren. Diese Materie nun übt als fremdartiger Körper einen Reiz auf die Kiemen der Auster aus und macht das Thier krank. Aber gerade in solchem Zustande soll letzteres zarter und wohlschmeckender sein, als im normalen, nicht gefärbten Zustande.

Man fängt diese Thiere an den europäischen Küsten mittelst eines Schleppnetzes, welches am Seile über die Bänke geschleift wird, wobei die Austern von ihrer Unterlage abreißen und in das dem Eisenwerk des Apparates angefügte Netz fallen. Gegenwärtig beob-

achtet man ein weises Schonungssystem, indem man die Bänke nur von Zeit zu Zeit abkratzt und so die Wiederbevölkerung derselben ermöglicht. Die Monate Mai, Juni, Juli und August dienen in Frankreich zur Schonung. Der sehr verbreitete Glaube, daß die Auster nur in denjenigen Monaten gut sei, in deren Namen ein R vorkomme, beruht auf einem Vorurtheil, indem eine Auster, übrigens gesund, zweckmäßig verpackt und noch frisch verspeist, in jedem beliebigen Monat ein gutes Essen bildet.

Man trifft, Dank den Dampfschiffen und Eisenbahnen, Austern jetzt weit von ihren Fangplätzen, auch mitten im Binnenlande. Die Thiere halten in ihren festverschlossenen Schalen das nöthige Seewasser und können daher bei sorgfältiger Verpackung weithin versandt werden.

Nach Costes Vorschlage hat man in Frankreich jetzt auch amerikanische, namentlich virginische, Austern einzubürgern versucht; diese Versuche sind zuerst bei La Hogue St. Waast gemacht worden.

In den Vereinigten Staaten gilt die Austernzucht als bedeutender Zweig der Nationalindustrie. In der Chesapeake-Bay, in welcher sich Flüsse wie der Potomac, Rappahannock, Susquehannah u. s. w. ergießen, gedeihen die Thiere vortrefflich. Sehr ergiebige Bänke finden sich bei Newyork, Longisland, in Providencebay, zu New-Jersey, bei Boston, New-Haven u. s. w. Diese sind zur Ebbezeit nur mit 16—20 Fuß Wasser bedeckt. Man besäet diese Bänke während des März und April mittelst einer zwölfzackigen Werfharke. Ein etwa 200 bis 250 Stück enthaltender Bushel wird für einen Dollar — 1 Thlr. 10 Sgr. — dem Detailverkehr überlassen. In Paris galt vor 150 Jahren das Tausend Austern nur 1 Fr. 50 Cent., jetzt kostet dort dieselbe Menge 40 Fr. Im Jahre 1861 hat man, nach Moquin-Tandons Mittheilung, zu Paris 55,131,100 Austern, das Hundert zu durchschnittlich 4 Fr. 2 Cent., verkauft. In London sollen von 1848 auf 1849 an 13 Millionen Stück verhandelt worden sein.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Austernzucht, als ein hochwichtiger Factor der Nationalwohlfahrt eines Staates, überall, auch an den deutschen Küsten, noch mehr in Aufnahme käme, und daß dieselbe von den Behörden überall in gesetzliche Obhut genommen würde.

So lange sich allerdings der Preis selbst in den nahegelegenen nord- und mitteldeutschen Städten wie Leipzig, Berlin, Köln, auf durchschnittlich 15 Groschen pr. Dutzend stellt, ist dem Volke die Wohlthat dieser gesunden, zuträglichen, nahrhaften Speise versagt und ehe die Auster nicht dem weniger Bemittelten zugänglich ist, wird sich der Begriff des Luxuriösen und Schlemmerischen mit ihr verbinden; in England und Frankreich ist die Auster eine Speise des Volks, in Italien ein Nahrungsmittel des armen Mannes, in Venedig z. B. kann man sie mit urkräftigem Behagen in den Schlund des armen Barkenführers wandern sehen, — was mag der Grund sein, daß sie bei uns noch immer ein exclusiver Genuß ist? Wir haben die schönsten Austernbänke der Welt an den Küsten der Nordsee — es wäre eine Wohlthat, wenn sich die Speculation und Industrie darauf würfe, das Volk um ein N a h r u n g s m i t t e l zu bereichern. Vielleicht erleben wir noch die Zeit, wo der Arbeiter und der Handwerker, der Pfarrer und der Lehrer, der Beamte und der Dienstmann mit gutem Gewissen sein Dutzend Austern ißt.

Robert Hartmann.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

Land.

In unsern deutschen Seeromanen, die ihren Classennamen dem Umstande verdanken, daß nautisch technische Ausdrücke stets an verkehrten Stellen angebracht sind und einige Manöver beschrieben werden, die dem Seemanne eben so unverständlich bleiben, wie dem Landbewohner, habe ich fast immer gefunden, daß der Verfasser mit Vorliebe und besonderer Ausführlichkeit das Wonnegefühl schildert, das den Seemann bei dem Erblicken des Landes ergreift.

Ist das Schiff auch nur acht Tage in See gewesen, so „fallen sich die rauhen Seeleute laut weinend in die Arme und die Freude über den aus dem „Mastkorbe" tönenden Ruf: „Land" verklärt strahlend die sonnverbrannten Gesichter der ältesten Matrosen."

Lieber Leser, glaube kein Wort davon; der Verfasser schwatzt dir etwas vor, und er ist nie Seemann, sondern höchstens ein Badegast gewesen.

Im Gegentheil, der Seemann fühlt sich nur ruhig und behaglich, wenn er sich womöglich hundert Meilen von allem fern weiß, was irgend mit Land Aehnlichkeit hat und er auf 500 Faden mit dem Loth keinen Grund erreicht.

Es ist dies auch ganz natürlich. Kommt das Schiff in die Nähe von Land, so macht dies jedem an Bord, vom Capitän bis zum letzten Schiffsjungen, den Kopf warm. Der Capitän hat wegen der Klippen, Untiefen, Strömungen, Nebel rc. weder Tag noch Nacht Ruhe, und man kann sich daher lebhaft vorstellen, daß seine Laune keine rosige ist. Der erste Officier denkt an die kritischen Augen, welche das Schiff beim Einlaufen in den Hafen mustern, und findet natürlich die ganze Takelage liederlich und die Fregatte sowohl innen wie außen höchst schmutzig. Diese Ansicht bringt ebenso den Bootsmann „zumtal" zum Verzweifeln. Nicht allein die schwarze Liste, sondern die ganze Mannschaft wird zum Scheuern, Waschen und Putzen gepreßt und ihr dadurch das Land gehörig vergällt. Der wachehabende Officier hat merkwürdiger Weise heute sehr schwache Augen und wird bald vom Capitän daran erinnert, daß die Leute am Ruder schlecht steuern, bald vom ersten Officier darauf aufmerksam gemacht, daß ein Kabelgarn auf der Großbrasse hängt, so daß auch er die Nähe des Landes verwünscht; und die Kadetten — nun für die Kadetten hat das Land allerdings einen sehr großen Reiz, aber der unglückliche Bordarrest, der ihnen während der Reise zudictirt wurde, erhält ja leider jetzt erst seine Geltung und somit ist es nicht zu verwundern, daß auch ihnen die Nähe des Landes verleidet wird und sich „die rauhen Seeleute nicht mit Freudenthränen in die Arme fallen."

Freilich mit den Badegästen ist es etwas anderes; für sie ist das Leben an Bord gleichbedeutend mit Zwang; sie sind auf dem schwankenden Boden des Schiffes nicht einmal Herr ihrer eigenen körperlichen Bewegungen. Oper, Ballet, ungestörter Schlaf, Kaffee mit Sahne und eine gemüthliche Cigarre erscheinen ihnen nur als Traumbilder, und deshalb wirkt der Ruf: „Land" wie ein elektrischer Schlag auf sie.

Zwar sind sie schon seit acht Tagen fast jeden Morgen mit der ersten Dämmerung von diesem oder jenem Officier oder Kadetten, namentlich von Vogel, aus der Coje geholt, um sich einen blauen Wolkenstreifen als Teneriffa, oder die aufgehende Venus als den Leuchtthurm von Sta. Cruz zeigen zu lassen, allein trotzdem zieht es sie auch heute wieder mächtig zum Deck und wirklich — diesmal sind sie nicht getäuscht.

Hoch über den ihn umlagernden Wolkenschichten schimmert die Kuppe des berühmten Pico de Teyde. Die Strahlen der Morgensonne spiegeln sich auf seinem schnee- und eisbedeckten Gipfel, der in dem Aether wie ein überirdischer Diamant erglänzt. Die Strahlenbrechung erhebt ihn so hoch über dem Horizont, daß man sich ihm ganz nahe wähnt, und doch ist das Schiff noch 25 Meilen von ihm entfernt.

Was sind jedoch 25 Meilen für eine schnellfüßige Fregatte, wie der Seestern, noch dazu mit so günstigem Winde, der sie augenblicklich durch die Fluten treibt. Dr. Salomo, der den Ruf eines gewiegten Mathematikers beansprucht, ermittelt aus der Fahrt und dem Curse, daß der Seestern heute Abend genau um 6 Uhr 22 Minuten auf der Rhede von Sta. Cruz Anker werfen wird, wenn er auch nach Vogels Angaben lauter falsche Elemente in seine Rechnung eingeführt hat. Doch „Kombüsenbesteck ist falsches Besteck", sagen die Seeleute, was in das Badegastliche übersetzt etwa so viel heißt wie: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." So auch hier. Kaum ist das Frühstück eingenommen, als der frische Wind abstirbt und bald völlige Windstille eintritt. Willenlos schwankt das Schiff auf den krystallenen Wogen, der Windzeiger hängt schlaff an seiner Stange nieder und der Pik bleibt in gleicher Entfernung am Himmel gefesselt.

Die Heiterkeit macht einer allgemeinen Niedergeschlagenheit

Platz und sehnsüchtig schweifen die Blicke zu dem heißersehnten Ziele, dem man sich so nahe wähnte.

Mit dem steigenden Tagesgestirn wird die durch keinen Luftzug gemilderte Hitze unerträglich. Vergebens wird Schutz unter den Sonnensegeln gesucht; die Luft scheint zu glühen, sie beengt die Brust und doppelt wird jetzt der Wind vermißt. Noch immer strahlt der Gipfel des schneebedeckten Pik im Sonnenglanze, doch der Blick weilt jetzt gern auf ihm, da sein Widerschein ein illusorisches Gefühl der Kühlung auf die erhitzte Atmosphäre widerspiegelt.

Der Nachmittag vergeht, mit bleiernen Füßen langsam schleichend, die Sonne sinkt, doch nicht eine Katzenpfote läuft über das Wasser. Sie entsteigt am andern Morgen der kühlen Flut und noch liegt diese wie ein Spiegel.

Die Fregatte hat die Grenze der Passatwinde erreicht, die sich mit dem Wechsel der Jahreszeiten bald nördlicher, bald südlicher zieht und die Schiffe nicht selten wochenlang durch Windstille aufhält. Welche schreckliche Aussicht für die Badegäste!

Doch Aeolus meint es diesmal nicht so böse. Schon am Mittag öffnet er leise seinen Mund und ein östlicher Hauch kräuselt die Oberfläche des Meeres. Kaum merkbar zieht der Kiel seine Furche, aber mit dem Abend zeigen sich die Umrisse des Piks deutlicher und auch schon die Kegel der kleineren Vulkane tauchen aus dem Horizonte auf, die sich wie Zwerge zu den Füßen des Riesen lagern.

Es ist ein köstlicher Abend; einer jener Abende, die auf der Grenze der Tropen das Herz und den Geist erheben und erquicken und das Gemüth mit staunender Bewunderung erfüllen.

Die Sonne taucht ihre glühende Scheibe in das Meer und sendet ihre letzten Strahlen zum Zenith empor als Abschiedsgruß des scheidenden Tages. Der Himmel ist klar und durchsichtig, nur im Westen haben sich dunkle Schäferwölkchen geschart, die wie duftige Inseln im tiefblauen Aethermeere schwimmen und, goldig besäumt von der Sonne, neugierig den Scheidenden nachsehen. Allmählich färbt sich der Himmel mit anderen Tinten. Wie der Widerschein einer nächtigen Feuersbrunst strahlt eine glühende Krone in dunkelrothem Glanze am Horizont. An sie reihen sich in gleichen Intervallen bis zum Zenith hinauf gelbe, blaue und grüne Farbenzonen und die ganze westliche Sphäre des Himmelsgewölbes gleicht einem riesenhaften Regenbogen. Fächerförmig durchschneiden tiefblaue Strahlen das prachtvolle Colorit und vereinigen sich mit ihren Spitzen im Untergangspunkte des gesunkenen Tagesgestirns, während im dunkleren Osten die Planeten und tropischen Sternbilder im lichten Scheine aufflammen.

Leider ist es dem Auge nur kurze Zeit vergönnt, sich an der wunderbaren Erscheinung zu weiden. In der Nähe der Tropen fehlt das trauliche Zwielicht unserer heimischen Gegenden. Bald verschwimmen die köstlichen Farbentöne, sie erbleichen und ein gleichmäßiges Graublau, in dem sich jetzt wie durch Zauber die ganze Sternenpracht des Himmels entfaltet, tritt an ihre Stelle.

In schweigendes Schauen versunken vermag sich das Auge von dem wunderbaren Anblicke nicht zu trennen und die Seele sucht auch nach seinem Entschwinden das Bild noch zu fesseln. Wie so oft in der zürnenden Natur offenbart heute der Schöpfer seine Allmacht in lieblich blickender Weise. Lautlos stehen die Menschen, lautlos schaukelt sich die Fregatte auf den Wogen, als fürchte sie die heilige Ruhe der lauen Tropennacht zu stören. Es ist einer jener Augenblicke, die den Menschen der Erde entrücken, die wie ein Strahl aus der ewigen Welt in die dunkelsten Falten seines Herzens dringen und als nie vergessene Erinnerung sein irdisches Leben mit dem Abglanz des Jenseits vergolden.

Doch noch hat heute die Natur den Schatz ihrer Schönheiten nicht erschöpft. Ein anderes wunderbares Bild rollt sie auf, dessen Vorläufer das prachtvolle Gemälde des Abendhimmels war.

Kurz nach Eintritt der Dunkelheit scheint der Tag wieder zu grauen. Der Glanz der Gestirne erblaßt, ein unbestimmter Schein färbt den Horizont und breitet sich am Firmamente aus. Im Anfange kaum merklich, nimmt er schnell an Helligkeit zu; sie concentrirt sich, formt sich in gestaltenden Grenzen und plötzlich erscheint, in weißlichem Lichte strahlend, in Lanzenform das Zodiakallicht. In schräger Lage erstreckt es sich vom Horizonte bis zum Scheitelpunkte, seine Spitze verkürzt sich bald, bald schießt sie unbegrenzt hinaus in das unendliche All und ähnlich wie bei dem Nordlichte zucken einzelne Strahlen hoch empor, um eben so schnell wieder zu verschwinden.

Bald hat der Schein seinen Höhepunkt erreicht; allmählich erlischt er und nach einer halben Stunde hat die Nacht wieder ihren dunklen, sternbesäten Mantel über dem Meere ausgebreitet.

Vergebens hat die Wissenschaft nach einer Erklärung dieser Erscheinung gesucht, doch die Phantasie der Seeleute hat sie gefunden.

Tief unten auf dem Grunde des Oceans thront Alge, die Seekönigin, in ihrem Schlosse von Korallen mit Bernsteindach. Jeden Morgen sendet sie ihre Diener, die Sonnenfische aus, um die in die Tiefe dringenden Strahlen der Sonne zu sammeln, mit denen bei den Festen, die sie bei den Tag- und Nachtgleichen den Nymphen gibt, ihr Schloß erleuchtet wird. Allabendlich, wenn die Sonne geschieden, kehren die Diener mit ihrer Bürde zurück. Wenn dann der finstere Südwind, der Hüter des Palastes, die Thore des Behälters öffnet, strahlt der Schein der armen Gefangenen zum Himmel hinauf und bisweilen gelingt es einzelnen, zu entkommen. Dann zucken sie empor mit Blitzesschnelle in die Lüfte, der Sonne nachzueilen. Doch vergebens ist ihr Fliehen, zu weit schon ist jene entfernt und nicht mehr zu erreichen. Langsam erbleichend sterben sie und werden von der Nacht zu Grabe getragen.

Der andere Morgen findet alle Bewohner der Cajüte an Deck versammelt; in einer Stunde wird die Fregatte ankern. Die schöne Insel, die insula felix des Alterthums, liegt vor ihren Blicken. Aus den Waldungen und Gefilden, welche die Thäler und Abhänge der zahllosen Krater zieren, mit denen die Südseite Teneriffas bedeckt ist, tauchen hier und dort die weißen Häuser von Santa Cruz hervor. Ein hellgrüner Streifen durchsichtigen Wassers umsäumt das von schroffem Gestein starrende, gezackte Ufer. Seine dunkeln Felsen steigen jäh aus der Tiefe empor, und die weißschäumende Brandung brüllt ohnmächtig an den Riesen hinauf, die ihr seit Jahrtausenden trotzen. Ueppige Vegetation wuchert auf den Gipfeln und in den Schluchten und der über Land streifende Wind führt das duftige Aroma eines tropischen Blumenflors auf die Fregatte herüber.

Bald ist der Ankerplatz erreicht; die Bootsmannspfeifen geben schrillende Signale, die helltönende Commandostimme des ersten Officiers erschallt, wie durch Zauber schnüren sich die mächtigen Segel unter den Raaen zusammen, die Fregatte schießt in den Wind, ihr Lauf ist gehemmt und donnernd rasselt der Anker vom Bug in die Tiefe.

Der Capitän steht schmunzelnd auf dem Hinterdeck, Kurzspleiß lächelt und über das grimmige Gesicht des Bootsmanns fliegt etwas, das wie ein Freudenstrahl aussieht. Kein Wunder! Das Manöver war aber auch brillant. Das Schiff ist vier Wochen in Dienst, jedoch kein Schoot hat gehackt, keine widerspenstige Raa ist oben hängen geblieben, wie ein Dieb am Galgen, und keine Brasse ist unklar gekommen. Das passirt selten, lieber Leser, und wenn man eine frische Mannschaft an Bord hat, ist's fast ein Wunder zu nennen.

Die schwarze Liste freut sich und das Antlitz der Cadetten erhellt ein schwacher Hoffnungsschimmer. Es liegen mehrere fremde Kriegsschiffe auf der Rhede; sie alle haben das Manöver gesehen und bewundern müssen — da wäre es doch möglich, daß eine milde Regung das Herz der strengen Vorgesetzten bewegt und das Schuldbuch vernichtet wird.

Von dem spanischen Wachtschiffe kommt ein Boot zur üblichen Bewillkommnung an Bord. Lieutenant Bölting hat die Wache und empfängt den betreffenden Officier mit seiner elegantesten Verbeugung, wird aber von einer solchen Menge Redensarten auf o und io überflutet, daß er ganz bestürzt wird und in seiner Verlegenheit nichts weiter zu antworten weiß, als „ich danke Ihnen gehorsamst, Sie sind sehr freundlich." Endlich complimentirt er ihn zum Capitän hinunter; doch bisweilen hapert es auch bei den tüchtigsten Capitänen mit dem Spanischen, und es muß daher ein Dolmetscher gefunden werden. Vogel, der Vielgewandte, muß aushelfen; er gilt an Bord als gründlicher Kenner der spanischen Sprache — natürlich nur in Folge seiner eigenen Auslassungen — und der Capitän läßt ihn kommen. „Verstehen Sie Spanisch?" „Zu Befehl, Herr Capitän", antwortet der Cadett. „Dann übersetzen Sie, was der Herr sagt."

Vogel ist im Besitz von vier spanischen Phrasen. Er denkt „Frechheit stehe mir bei" und bringt alle vier glücklich an. Die Antworten des Spaniers übersetzt er außergewöhnlich frei, aber mit einer solchen Zungenfertigkeit, daß der Capitän über die unvermutheten Sprachkenntnisse seines Cadetten ganz erfreut ist. Vogels

Actien steigen, zuerst das glatte Manöver, jetzt das Dollmetschen — wenn nun der Verdarrest nicht geschenkt wird, hat der Capitän einen Stein statt des Herzens in der Brust.

Der Spanier nimmt Abschied und Bölting empfiehlt sich ihm auf das Liebenswürdigste, diesmal aber in Glacés, von denen er so eben das zweite Dutzend angebrochen.

Nachdem das Quarantaineboot an Bord gewesen und die spanische Flagge vom Seestern salutirt ist, hat dieser sich Bürgerrecht erworben und nach Tische gehen die Boote an Land. Wie geschwind diese heute fertig werden! Nicht ein Badegast läßt auf sich warten, was doch sonst fast regelmäßig geschieht. Freilich, welche Annehmlichkeiten knüpfen sich an die terra firma (festes Land), wenn man so lange keinen festen Boden unter den Füßen gehabt hat. Die Traumbilder nehmen allmählich eine festere Gestalt an. Theater, Eistorte, Spazierenreiten, Südfrüchte, — das alles sind Lichtpunkte, die bis zur Landung in dunkle Nebel gehüllt, jetzt im hellsten Glanze aufleuchten und zum lockenden Genusse einladen.

Mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen betreten die Badegäste die Insel. Verächtlich wird der Fregatte der Rücken gekehrt und im Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit eine Cigarre angezündet. Sprudelnd vor Heiterkeit und Lust wandert die Gesellschaft der Stadt zu; doch die glühende Hitze und das ungewohnte, aus kleinen spitzen Kieseln bestehende Straßenpflaster setzt schnell einen Dämpfer auf. Das Verlangen nach einem schattigen Ankerplatze wird laut und man sehnt sich nach dem geschützten Hafen einer Conditorei.

Doch jetzt taucht eine Schwierigkeit auf. Der berühmte Spanier Vogel ist an Bord geblieben, weil des Capitäns Herz wider Erwarten nicht so schnell weich geworden, und leider will keiner der begegnenden Insulaner das Wort conditoria verstehen, obwohl es mit der verschiedensten Accentuation ausgesprochen und von der geistvollsten Mimik begleitet wird.

Der Prediger holt sein bestes Latein aus der Tiefe des Gedächtnisses; Horaz hätte ihn drum beneidet, Zumpt wäre blaß geworden vor Aerger — nein, vor Neid wollte ich sagen, über die eleganten Constructionen, allein die Bewohner der insulae felicis (glücklichen Insel) stehen auf zu niedriger Culturstufe. Weder der Accusativ cum Infinitiv, noch der Ablativus absolutus beschleunigen das Verständniß, alles gleitet spurlos von den Köpfen der Guanchensprößlinge ab und selbst, daß der Doctor ut mit dem Indicativ construirt, hilft nichts.

Da erspähen die Herren endlich ein Schild, das den Namen Café français trägt. Sie sind aus aller Noth; hier ist endlich unter all den Larven eine fühlende Brust, denn im Französischen hat man es doch wenigstens bis zu den unregelmäßigen Zeitwörtern gebracht. Das Café wird schleunigst geentert, leider ist aber nichts darin französisch, als die Aufschrift des Schildes, aber es gibt doch wenigstens Fruchteis und das versöhnt bei 30 Grad Wärme selbst das ärgerlichste Gemüth.

Ich will nicht verrathen, wie viel Portionen vertilgt wurden, weil man mich sonst leicht für einen Verläumder halten könnte und ich will deshalb die Zahl nur mit dem algebraischen Zeichen ∞ andeuten. Aber fidel wurde die Gesellschaft außerordentlich, und als nun wirklich Vogel gegen Abend den Lohn für seine Dienste erhielt und auch einige der andern Cadetten erfuhren, daß der Capitän keinen Stein in der Brust trug, da war der Jubel groß und das Café français wurde förmlich auf den Kopf gestellt.

Nach Sonnenuntergang wird natürlich die Alameida aufgesucht, wo die ganze schöne Welt von Sta. Cruz lustwandelt. Ein Privilegium der Seeleute, besonders aber der Seeofficiere, ist die große Leichtigkeit, mit der sie die Schranken der Etiquette durchbrechen und sich an fremden Orten einbürgern. Ihre Uniform ist eine Empfehlung, die ihnen ohne weiteres Zutritt zu jeder Gesellschaft gestattet und Blödigkeit gehört nicht zu ihren Fehlern. Sie wissen, daß ihres Bleibens nicht lange, und müssen, wollen sie überhaupt vom Leben etwas haben, die Gelegenheit auf das beste benutzen. Sie schließen daher viel leichter Bekanntschaften, als andere Menschen und fühlen sich im Augenblicke heimisch. Ihr offenes gerades Wesen, das sich nicht hinter leeren Anstands- und Höflichkeitsphrasen versteckt, gewinnt; man kommt ihnen mit gleichen Gefühlen überall entgegen und so wird das Verhältniß bald ein so herzliches, als ob man sich Jahrelang gekannt hätte.

So auch hier; die überhaupt geselligen Inselbewohner, welche in ihrer Abgeschlossenheit jeden Besuch vom Festlande mit Freude begrüßen, nähern sich auf das freundlichste. Nach kurzer Zeit haben sich die verschiedenen Familien der einzelnen Herren bemächtigt, es wird in französisch und englisch geradebrecht und gestikulirt und Vogel bringt seine vier Phrasen überall geschickt an.

Nach dem Spaziergange werden die Gäste mit nach Hause genommen, man amüsirt sich köstlich, drückt sich beim Abschiede herzlich die Hände und mit den jungen Damen wird in der Geschwindigkeit verabredet, nächstens einen Ball an Bord der Fregatte zu haben.

Nun ist zwar ein Ball an Bord ganz etwas Absonderliches, Reizendes, Schönes und Originelles, namentlich im Auslande, wenn die Herren mit dem Lexicon unter dem Arm tanzen und vielleicht würden die jungen Leserinnen des „Daheim" es gern sehen, wenn sie ein Bild davon erhielten, allein leider kann ich ihrem Wunsche heute nicht nachkommen und zwar aus zwei sehr wichtigen Gründen. Erstens ist wohl die Verabredung getroffen, allein Kurzspleiß ist noch nicht dafür gewonnen und das ist sehr schlimm, denn der erste Officier ist **immer** ein erklärter Feind von solchen Festlichkeiten, die das ganze Schiff in Aufruhr bringen, namentlich also Kurzspleiß, und dann habe ich noch einen andern Gegner, der noch schlimmer ist. Der Redacteur des „Daheim" behauptet nämlich, ich sei heute schon sehr weitläuftig gewesen (worin er sehr Recht hat) und müsse nothwendig abbrechen. Nun vielleicht gestattet er mir später die Fortsetzung.

Der Fund eines Kleinodes auf dem Sinai.

Von Constantin Tischendorf.

Das heilige Land zu betreten, Jerusalem zu sehen mit seinen Gräbern, mit seinen Heiligthümern, das ist in unsern Tagen schon vielen geglückt.

Viel seltener, als Jerusalem, sieht der Sinai den Pilger aus Deutschland, aus Europa. Vereinsamt zwischen Wüste und Meer, liegt er ab von den vielbetretenen Wegen des Verkehrs wie von denen des Vergnügens und der Schaulust. Und doch hat die Reise nach dem Sinai einen ganz besonderen Reiz. Die größten und schönsten Städte Europas, auch die Landschaften der Schweiz und Italiens liegen in meiner Erinnerung, aber ich wüßte nichts, wovon mir ein so tiefer Eindruck geblieben wäre, wie vom Sinai und von der Wüste, die zu ihm führt. Und ist der Sinai nicht selbst auch ein Stück vom heiligen Lande? Fesselt uns das Leben des Erlösers an Jerusalem, an Bethlehem, an Nazareth, so ist's uns, als ob der Sinai, auf dem jener frühheste Vorläufer des Erlösers seine Offenbarung empfing, hinter diesen gefeierten christlichen Erinnerungsstätten, wie in einem dunklen heiligen Hintergrunde gelegen sei. Wie der Herr unter Donner und Blitz herabfuhr auf den Berg und das Volk voll Schrecken unten stand, das wird im zweiten Buch Mosis mit so lebendigen Farben geschildert, daß uns die Thatsache selber vor die eigenen Augen zu treten scheint. Und wer hätte das nicht schon in seinen Kinderjahren gelesen? Seit den Kinderjahren kennen wir den Sinai, er ist gleichsam mit unseren eigenen frühesten Erinnerungen verwachsen.

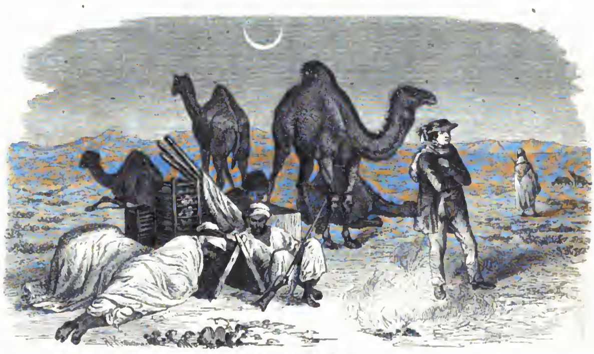
Wie viel Antheil eben dieser Erinnerungszauber an dem Genusse haben mag, den die Schau des heiligen Berges selbst gewährt, läßt sich nicht berechnen; nur mag er um so größer sein, je mehr der Sinai durch den Ernst und die Hoheit seiner Gestalt und seiner Umgebung mit den Eindrücken harmonirt, die der kindlichen Seele von der Mosaischen Darstellung geworden sind.

In einem Zeitraum von fünfzehn Jahren hatte ich das Glück, dreimal den Sinai zu bereisen. Sollte ich sagen, welche dieser Wanderungen den meisten Reiz für mich gehabt, so müßte ich der ersten den Vorzug geben. Wohl hatte ich im Jahre 1853 ein theures Freundespaar zur Seite: ein solches Geleit auf einer orientalischen Wüstenreise ist nicht gering anzuschlagen; und im Jahre 1859 geleitete mich ein kaiserlicher Auftrag, dem ich Vortheile und Bequemlichkeiten verdankte; aber im Jahre 1844 war es wie ein erstes Lieben. Zudem war damals in den ägyptischen Verhältnissen noch

manches naturwüchsiger als später, und eben dieses Naturwüchsige, im Gegensatze zu Pariser Abgeschliffenheit und europäischem Comfort, übte eine besondere Anziehungskraft.

Schon von Cairo, nicht erst von Suez, wie es jetzt in Folge des Schienenweges geschieht, zog ich mit meiner kleinen Caravane, drei Beduinen, einem arabischen Dragoman und vier Kameelen, hinaus in die weite leere Wüste. Alles, was zum leiblichen Unterhalt auf mehrere Wochen nöthig war, die ganze Küche, bis auf Wasser und Kohlen, trugen die Kameele auf ihrem Rücken; dazu auch das Wüstenzelt, das so lange Tag und Nacht das heimatliche Obdach zu ersetzen hatte. Es war im Monat Mai; die Temperatur, die selten unter 30 Grad Réaumur fiel, war nicht für Kinder des deutschen Nordens berechnet, aber sie gab der Wüste ihren vollen Charakter. Freilich wurde es dadurch auch nöthig, nur in den kühlern Tagesstunden, denen des frühen Morgens und des späten Abends, vorwärts zu ziehen. Ich ließ für die kurze Nachtzeit gewöhnlich nicht erst das Zelt aufschlagen und lag zwischen Beduinen und Kameelen unter freiem Himmel. Am zweiten Tage erwachte ich desselben, wie sie Moses geglückt, noch nicht erneuern ließ. Das Thal Elim mit den zwölf Wasserbrunnen und siebzig Palmbäumen ist ganz unverkennbar. Sechs Mal genoß ich dieses reizende Thal, umrauscht von seinen Palmen und Tamarisken, gelagert an seinen süßen Wassern. Auf die nackte Sandebene von Ayun Musa bis zu Marah folgt es wie ein heller Freudentag.

Und was soll ich vom Wadi Mokatteb und vom Wadi Feiran sagen, von denen der erstere das „beschriebene" Thal heißt von seinen in räthselhaften Schriftzügen beschriebenen Steinen, der andere aber mit seinem Palmenhaine und dem Serbal, dem majestätischen Granitberge, als das Paradies der Wüste gilt. Daß die beschriebenen Steine gleichfalls zu den Erinnerungen des israelitischen Wanderzuges zählen sollten, dazu bot die Unkenntniß der fremdartigen Schrift der frommen Phantasie christlicher Beschauer längst die Hand, und schon im sechsten Jahrhundert vertrat Cosmas, der berühmte Indienfahrer, diese Deutung. Zwei Leipziger Gelehrten, obschon beide keine Wandersleute, Beer und Tuch, blieb es vorbehalten, den Schlüssel des Geheimnisses zu finden. Können darnach auch keine Rückschlüsse auf die Muße-



Nachtlager in der Wüste.

um Mitternacht. Der Augenblick war dazu angethan, das volle Bewußtsein der Wüste zu geben. Die schauerliche Einöde wurde jetzt nur von ihren menschenfeindlichen Bewohnern, die ihre Beute suchten, durchwandelt. Neben meinen schlafenden Beduinen flatterten die Täubchen in ihrem Käfig, die Kameele durften mit zusammengebundenen Vorderfüßen in unserer Nähe Gräser und Disteln suchen. Der nächtliche Himmel war herrlich gestirnt; der Kanopus, der schöne Stern des Südens, blitzte mit seinem Feuerauge hernieder. Und hinter diesem Auge wachte noch ein anderes: mit dem Glauben daran schlief ich getrost wieder ein.

Was den Wanderungen durch diese Wüsten, die ägyptische vor Suez, wie die arabische nach Suez, ein besonderes, hohes Interesse verleiht, das habe ich dem Leser wohl nicht erst zu sagen. Es sind die Erinnerungen an den Zug der Kinder Israel nach dem Sinai. Diese Erinnerungen verherrlichen unsere eigenen Reisen dahin. Denn noch heute, nach mehr als dreitausend Jahren, ist es möglich, jenem großen, folgenschweren Wanderzug, den der Finger des Herrn so sichtlich gelenkt, vielfach nachzugehen. Selbst die Stätte des Durchzugs durchs rothe Meer hat wenig Zweifelhaftes; die sogenannten Mosisquellen bezeichnen gewiß den ersten Haltepunkt der aus der Feinde Gewalt und der Fluten Gefahr so wunderbar Geretteten, jenen Haltepunkt, wo der Dank- und Freudenpsalm über die herrliche That des rechten Kriegsmannes sich auf ihre Lippen drängte. Das Bitterwasser, das dem dürstenden Volke die erste mit Murren empfangene Labung bot, ist noch heute erkenntlich, wenn sich auch die Versüßung studien der Kinder Israel gemacht werden, wenn immerhin auch sie durch dieses Thal gezogen, so bleiben es doch uralte Wallfahrer, deren Namen und Gedenkworte hier in Stein von ihrer eigenen Hand verzeichnet stehen und jetzt den Fuß des Wanderers hemmen. Nabatäische Wallfahrer waren es, die zu ihrem alten heiligen Palmenhaine, dem sich unmittelbar an Wadi Mokatteb anschließenden Wadi Feiran, in den nächsten Jahrhunderten vor und nach Christus zusammenströmten, um daselbst den Gestirnen hohe Feste zu feiern.

Um das üppige Feiranthal, noch heute reich an Dattelgärten und mannichfaltigen Früchten des Südens, mag wohl Moses und sein Volk zu kämpfen gehabt haben; die Kämpfe mit Amalek fallen aller Vermuthung nach in diese Gegend. Nur wenig Stunden nach diesem Wadi stehen die Tamariskenbäume, von deren Zweigen noch immer honigsüßes Manna träufelt, eine Erinnerung an jene wunderbare Wüstenlabung Israels, die nachweisbar eben hier begonnen. Aber auch schon alte christliche Erinnerungen, erwachsen über den heidnischen Götterfesten und den jüdischen Wundererfahrungen, ruhen auf dem Feiranthale; das Immergrün seiner Palmen überwuchert Ruinen von einer merkwürdigen Bischofsstadt, die seit dem vierten Jahrhundert überraschender Weise hier im Herzen der Wüste geblüht und den verfolgten Christen Aegyptens ein freundliches Asyl geboten haben mag.

Doch wir eilen dem Sinai selber zu, den wir vom Feiranthale, vom Fuße des Serbal aus, in anderthalb Tagereisen erreichen. Ein doppelter Weg liegt vor uns; der eine führt uns durch den Wadi Schech, dessen Tamarisken oder Tarfabäume, wie schon angedeutet,

die Erinnerung an das einstmalige Himmelsbrot Israels bewahren, sowie durch mehrere natürliche, von urgebirglichen Granitmassen gebildete Felsenthore, deren Erscheinung großartig ist. Es ist unzweifelhaft derselbe Weg, den Moses gegangen. Der andere führt uns zunächst durch Wadi Selaf, der durch die reizende Mannigfaltigkeit seiner Felsenwände für das Auge des Wanderers des Anziehenden vieles hat. Haben wir den Wadi in seiner Ausdehnung von sechs Stunden zurückgelegt, so bleibt uns noch die Uebersteigung des Nakb el Hawwy, des berühmten Windpasses oder Windsattels, eine überaus beschwerliche Aufgabe. Zwischen herabgestürzten Felsen steigt unser Pfad in vielen kühnen Windungen steil in die Höhe, indem wir zur Linken den Abgrund einer Felsenspalte haben, zur Rechten trümmerhaft aufgeschichtete Granitklippen. Verweilen wir, wie ich es 1859 that, die Nacht inmitten dieser Klüfte, die regelmäßig Adlern und Geiern Nachtquartier zu bieten haben, so begrüßen wir in den Morgenstunden darauf den Sinai und sein Kloster. Am Ende des Windpasses öffnet sich plötzlich vor uns das Thal, und da ragen in naher Ferne vor unseren Blicken ins wolkenlose Blau des Himmels hinein jene majestätischen Granitberge, zu denen Jude, Christ und Mohamedaner in frommer Scheu Jahr aus Jahr ein pilgert, um das Gedächtniß der großen That Gottes an Moses und seinem Volk zu feiern. Bald stehen wir in der weiten Ebene Rahah, wo einst das Volk gelagert war, als es der Offenbarung entgegenharrte. In schroffster Gestalt erhebt sich aus dieser Ebene mehrere tausend Fuß hoch der nördliche nackte Fels des Sinaitischen Gebirges, gewöhnlich Horeb genannt. Zu seiner Linken zieht sich eine Thalschlucht hin, und aus ihr blickt uns eine Gruppe dunkelgrüner Cypressen entgegen. Es sind die schönen Cypressen des Klostergartens vom Sinai; sie bieten uns den ersten lieblichernsten Gruß des Katharinenklosters.



Ansicht des Sinai, nach einer photographischen Originalaufnahme.

Das Kloster ist festungsartig angelegt, hohe Mauern umschließen es sammt seinem Garten ringsum; dies erheischte die Sicherstellung vor den Beduinenhorden, die auf der Sinai-Halbinsel heimisch sind. Angelegt wurde es bekanntlich vom Kaiser Justinian in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, und zerstört ist es in dem langen Zeitraum seines Bestehens niemals worden. Wohl aber bestanden schon ein Paar Jahrhunderte vor der Anlegung des Klosters bescheidenere Baulichkeiten, ein vermeintlich über dem brennenden Busche, aus dem der Herr zu Moses gesprochen, erbautes Kirchlein und ein Thurm, der den „Heiligen vom Busche" zu besonderem Schutze dienen sollte. Aus dem Jahre 370 wird uns von einem Blutbad berichtet, das unter den frommen Einsiedlern am Sinai sarazenische Verfolger anrichteten. Die wohl ins dritte Jahrhundert hinaufreichende Eremitenansiedlung am Busche und auf dem Berge ist als das früheste der christlichen Zeugnisse für denjenigen Berg zu betrachten, dem als Schauplatz der Gesetzgebung, als dem Sinai der Mosaischen Urkunde, seit dem Justinianischen Klosterbau die allgemeine Verehrung geworden. Daß die alte Ueberlieferung neuerdings durch Zweifelsgründe angefochten worden ist, aber umsonst, das habe ich anderwärts darzulegen versucht.

Soll ich nun den Leser noch auf den heiligen Berg selbst hinaufführen, der unmittelbar hinter dem Kloster aufsteigt, obschon der thronende Gipfel vom Kloster aus nicht sichtbar ist? Eine Schilderung von diesen Oertlichkeiten zu geben, an denen die Erinnerung an den Propheten Elias haftet, der hierher vor dem Zorn der abgöttischen Isabel geflüchtet, und vor allen anderen von der einsamen Höhe, auf welcher christlicher und mohamedanischer Eifer eine Felsenkapelle zur Feier der großen Stunde der Gesetzesoffenbarung errichtet hat, das hätte für mich einen verführerischen Reiz. Wer könnte auch die Eindrücke vergessen, die hier in seine Seele kamen, auf der nackten Felsenkuppe des Sinai, von welcher der Blick nach Südosten, im fernen Hintergrunde vom blauen Schimmer des Meeres getroffen, in das Thal fällt, wo einst die andächtig erschütterte Menge vor ihrem Gott gestanden, während wir nach Westen über die erhabenste Felsenwildniß dahinschweifen. Hier starren uns zerklüftete, wildgezackte Granitmassen viele Meilen weit entgegen, bis sie die Wüste mit einem bleichen Sandstreifen einrahmt. Die Schroffheit, die Hoheit dieses

Bildes mildert kein Baum, kein grüner Strauch; da gibt's kein Blühen und Welken, das Jahr steht still, es ist, als ruhte das große Weltereigniß, das hier seinen Schauplatz gehabt, mit unerschütterlicher Gewalt noch immer auf dieser Stätte; der Werkeltag des Lebens, der vielgeschäftige, bauend und zerstörend, reicht nicht hinan.

Doch ich führe die Leser ins Kloster zurück, um ihnen dort eine andere ehrwürdige Reliquie, wenn auch nicht von dreitausendjähriger Glorie, vorzuführen; der Herr hatte sie hier, am Fuße des Mosisberges, in verschwiegener Klosterzelle, wie in einem heiligen Schreine, niedergelegt, um sie uns, um sie der Gegenwart als einen beredten Zeugen der christlichen Wahrheit zu schenken.

Als ich in den letzten dreißiger Jahren eine neue Bearbeitung des griechischen, also des Originaltextes des Neuen Testaments, in der Absicht ausgeführt hatte, diesen Text durch die Benutzung der alten Dokumente in reinerer Gestalt zu geben, schien es mir zu einer wahren Reform des im Gebrauch befindlichen Textes wichtig und wesentlich, die auf europäischen Bibliotheken vorhandenen ältesten Urkunden selbst von neuem zu untersuchen und besser zu bearbeiten, als es bis dahin geschehen war. Fast vier Jahre widmete ich diesem Unternehmen, das die königliche Regierung von Sachsen durch ihre besondere Gunst auszeichnete. Glückliche Erfolge, die demselben in Frankreich wie in England, in der Schweiz und in Italien geworden, machten den Wunsch in mir rege, auch dahin, woher die europäischen Bibliotheken ihre größten handschriftlichen Kleinode im Laufe der letzten Jahrhunderte gewonnen, selbst zu gehen. Ich wollte nachspüren, ob nicht noch in den Klosterwinkeln des Orients einige Blättchen, vom Schreibgriffel christlicher Mönche in frühester Zeit mit heiligem Texte belegt, übrig geblieben seien zur Vervollständigung des wenigen dieser Art, das unsere Bibliotheken schon besaßen. Das uralte griechische Kloster am Sinai mußte vor allem die Hoffnung auf solche Funde erregen. Und es täuschte sie nicht.

Als ich im Mai 1844 die aus Handschriften und gedruckten Büchern zusammengesetzte Bibliothek des St. Katharinenklosters durchsuchte, stand in ihrer Mitte ein großer Korb mit beiseite gelegten, nach dortiger Auffassung werthlosen Ueberbleibseln. Der Bibliothekar bemerkte mir, als er mich zur Durchsuchung des Korbes schreiten sah, daß schon zweimal der ganze Inhalt desselben ins Feuer geworfen worden sei. Um so größer war mein Erstaunen, als ich aus der vorliegenden dritten Füllung des Korbes, die glücklicher Weise noch nicht den Weg zum Backofen gefunden hatte, Fragmente einer Bibelhandschrift, über hundert Blätter des größten Formats, hervorzog, worin ich nach meinen paläographischen Erfahrungen sogleich eine der ältesten griechischen Handschriften, die es gibt, erkennen mußte. Zu meiner großen Freude wurde mir sogar der kleinere Theil dieser Blätter, die ja doch ihrer Vernichtung schon so nahe gekommen waren, abgetreten; die zurückbleibenden mußte ich mich begnügen zur sorgfältigsten Aufbewahrung anzuempfehlen. Der daran vorgefundene Rest eines alten Einbandes legte den Gedanken nahe, daß die Handschrift ursprünglich vom größten Umfange gewesen; ich lenkte deshalb auch auf etwa noch vorhandene andere Ueberreste die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, eines Mannes von größerer Einsicht und Erfahrung, als sie die orientalischen Klöster zu beherbergen pflegen.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Ein Besuch bei dem schwäbischen Humoristen.

Die interessanten Mittheilungen, die das Daheim über meinen alten Freund, den trefflichen Kerner, gebracht, haben mir einige Jugenderinnerungen ins Gedächtniß gerufen, die ich der Ergänzung halber hier anfügen möchte. Ich war lange in der Nähe Weinsbergs angestellt und hatte Gelegenheit, Kerner in seiner Häuslichkeit ziemlich genau kennen zu lernen, und öfter Tage lang in dem zauberischen Daheim, das er sich am Fuße der Weibertreue gegründet, zu verweilen. Sie haben Ihre Mittheilung über Fritz Reuter damit begonnen, ihn Deutschlands Humoristen zu nennen; ich meine diesen Namen kann der alte Justinus mit einigem Rechte auch für sich in Anspruch nehmen; der Humor, der die lachende Thräne im Auge hat, war recht sein eigentliches Feld, der Mann war Humor vom Scheitel zur Zehe; er wußte allem, bei dem tiefsten Ernste, eine heitere Seite abzugewinnen. Wer Kerners Reiseschatten gelesen, und die Persönlichkeiten und Localitäten kennt, die in ihnen unter erdichteten Namen figuriren, der wird darin eine nicht minder treffliche Schilderung der damaligen schwäbischen Zustände finden, als Fritz Reuter es verstanden hat, uns die mecklenburgischen drastisch vor das Auge zu führen. In Heilbronn lebte während meines dortigen Aufenthaltes, ein alter, gelehrter und geachteter, hochgestellter Jurist, der mir oft als Abbild eines Humanisten aus dem Mittelalter erschien; tüchtig in seinem Amte, den ganzen Tag über unablässig mit den verwickelten Aufgaben desselben beschäftigt, liebte er des Abends heitere Geselligkeit gleichgesinnter, classisch gebildeter Freunde, von denen sich oft ein größerer Kreis in seiner Studierstube (irre ich nicht, war er Junggeselle) in höchst ungezwungener Weise versammelte. Ich war in diesen Kreis eingeführt, und habe mehrere herrliche Abende da verlebt; Mitternacht war oft in traulichem, geistvollen Gespräche da, wir wußten nicht wie. Hier war auch Kerner zuweilen, und wenn er da war, war er die Seele der Gesellschaft; er sprühte dann von Witz und Laune, und sein Humor, der stets treffend, aber nie verletzend war, schonte außer dem Heiligen nichts (und daß er dieses schonte, war gewiß nicht der mindest edle Zug in ihm; wollte Gott, man könnte das von allen Humoristen sagen!); selbst das Feld, an dem sein ganzes Wesen hing, in dem er großentheils aufging, die Nachtseite der Natur, wurde von ihm oft in höchst humoristischer Weise besprochen. Er selbst war darin Mann der Empirie, alle Systemmacherei war ihm fremd; und die damals zu Tage tretenden Ausschweifungen seiner Mitforscher (wie sie in Eschenmayers bekanntem Buche: „Conflict zwischen Himmel und Hölle," ziemlich handgreiflich vorliegen), waren oft Gegenstand seines harmlosen aber scharfen Spottes. Er blieb auch auf diesem heikligen Gebiete stets der sinnige Poet, der die Grenzen des Schönen nie zu Gunsten des Pikanten überschritt.

Lebhaft steht mir noch mein erster Besuch bei ihm vor Augen, und ich will, so schwer sich solch lebendiges Bild in todte Worte fassen läßt, versuchen ihn zu schildern. Mein Weg nach dem lieblichen Weinsberg führte mich über einen waldgekrönten Bergrücken, auf welchem die den schwäbischen Dichtern und Geistersehern wohlbekannte Geisterschmiede, ein altes verfallenes Gebäude, mitten im dichten Walde stand. Hatte man diesen im Rücken, so öffnete sich der Blick auf das idyllische Paradies, darin Weinsberg liegt, überragt von der Weibertreue, von reizenden Rebenhügeln umgeben. Kerners Haus lag an der Stadtmauer, die eine Seite seines Gartens begrenzte, auf welcher er einen alten Befestigungsthurm in gothischem Geschmacke restaurirt hatte. Im ersten Stockwerk war ein kleiner gewölbter Saal mit bunten Glasfenstern, aus welchem man auf eine Platform stieg, die mit einem kleinen Zeltdache überdeckt war. Hier war Kerners Lieblingsplätzchen; man schaute von ihm das ganze herrliche Thal hinab bis zu den grauen Thürmen der alten ruinirten Löwensteiner Burg; links lag in nächster Nähe die von Kerner zugänglich gemachte und mit Parkanlagen geschmückte Weibertreue, das schönste Monument, das seinen Namen erhalten würde, auch wenn ihm daselbst nicht eine Statue errichtet worden wäre. Hier habe ich oft mit ihm in lauen Sommernächten bis Mitternacht gesessen, und von dem, was seine Seele bewegte, von Poesie und Geisterseherei gesprochen. Hier lasen wir uns gegenseitig unsere Gedichte vor; ich hatte gewöhnlich die Tasche mit Manuscripten gespickt, und was ihm gefiel, das kniff er ein, und ich mußte es ihm zum wiederholten Lesen dalassen. Unvergeßlich ist mir's, wie ich ihm einst ein unbedeutendes Frühlingsliedchen vorlas, das ich auf der Wanderung zu ihm gemacht; es lautet:

> Der Frühling naht, schon weht sein Hauch
> Mir freundlich grüßend um die Wangen;
> Schon hab' ich sichre Botschaft auch
> Von seinem Nahesein empfangen.
>
> In Blümlein weiß und roth geflammt
> Schrieb er den Brief mit glüh'nen Lettern;
> Die Lerche hat das Heroldsamt,
> Durch alle Himmel es zu schmettern.

Ich weiß nicht warum, dies kleine Lied electrisirte ihn so, daß er mir wiederholt versicherte, es sei das einzige, um das er mich beneide; und wenn ich später zu ihm kam, begrüßte er mich fast regelmäßig mit Declamation desselben. Ich habe es noch mit dem Zeichen seiner Hand versehen, und es ist mir um deswillen eine liebe Erinnerung.

Ich betrat das erste Mal seine Wohnung als ein völlig Unbekannter, ohne alle Empfehlung, lediglich darauf hin, was ich von seiner Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft gehört. Es war ein wunderschöner Sonntagsmorgen im frühen Sommer; Kerner befand sich in dem größeren Garten, den er seinem Hause gegenüber, nur durch einen schmalen Weg davon getrennt, besaß. Er ging in einem weiten Schlafrocke in den Gängen auf und ab, und wer nicht gewußt hätte, daß er ein Dichter war, der mußte es aus seinem herrlichen geistvollen Auge lesen, das leider in den letzten Jahren seines Lebens erblindete. Damals strahlte es noch in vollem Glanze sinniger Tiefe, heiteren Ernstes und unbeschreiblichen Wohlwollens. Dem unbedeutenden Jünglinge trat der in der Sonnenhöhe seines Ruhms stehende Mann so herzlich entgegen und nahe, daß man bald alle Schüchternheit verlor; er konnte seine fürstlichen Gäste und die literarischen Größen, die so oft in seinem Hause herbergten, nicht freundlicher und liebenswürdiger empfangen. Um ihn her wimmelte eine Colonie zahmer Thiere; damals hatte er, wenn mir mein Gedächtniß nicht untreu geworden ist (es sind über 30 Jahre seitdem vergangen), einen zahmen Raben, einen Storch, eine zahme Ratte, eine Ziege und ein Pferd, die frei in seinem Gehege herumliefen, und ihm auf Schritt und Tritt nachfolgten. In dem weiten Busen seines Schlafrockes barg sich ein kleiner, eifersüchtiger Köter, vor dem man auf seiner Hut sein mußte; denn wenn man mit der Hand seinem Herrn zu nahe kam, fuhr er aus seinem Schlupfwinkel kläffend hervor, und fuhr nach den frevelnden Fingern. Der Storch war auch ein böser Gesell, der außer seinem Herrn niemand an sich heran ließ; sogar dem Hausmann, der ihm das Futter brachte, hatte er mit seinem starken Schnabel empfindliche Wunden beigebracht. Er war überhaupt so giftig gegen Fremde, und gerieth bei ihrem Anblick in solche Wuth,

daß Kerner scherzweise behauptete, er sei von einem Dämon besessen, oder vielleicht gar eine Incarnation des bösen Princips. Eines schönen Sommerabends hatte sich das Stadtmusikcher, dessen Dirigent ein Freund Kerners war, bei ihm eingefunden, um dem musikliebenden Dichter einige schöne Stücke vorzuspielen. Kerner hatte den Musikern einen Platz auf seinem Mauerthurm hergerichtet, und sie saßen, ihre Instrumente stimmend, um den Tisch. Der Storch lustwandelte am Fuße des Thurmes, und hatte schon die Ankommenden etwas sauer begrüßt. Kaum aber hatten sie begonnen, die Instrumente zu stimmen, als derselbe in völlige Wuth gerieth; mit Zehen und Flügeln arbeitend kletterte er zu aller Erstaunen an der steilen Mauer hinauf, und fiel die Erschrockenen mit so kräftigen Schnabelhieben an, daß sie sich kaum vor seinem Grimme retten konnten; sie ließen Noten und Instrumente im Stich und stürzten die enge Treppe hinab, zu Kerners unaussprechlichem Ergötzen. Die Ziege und das Pferd waren aber so an einander, vom Stalle aus, den sie theilten, gewöhnt, daß das Roß dem Hörnerträger überall hin nachfolgte. Dies gab zu einer der eigenthümlichsten Scenen Veranlassung, die sich kaum beschreiben läßt, aber in ihrer drastischen Lebendigkeit mir noch vor Augen steht. Kerner hatte mich mit den guten und bösen Eigenschaften seiner Hausthiere des längeren vertraut gemacht, während wir im traulichen Gespräche im Garten lustwandelten, umgeben von den zwei- und vierbeinigen Begleitern. Nun, sagte er, geben Sie Acht, nun wollen wir uns einen Hauptspaß machen. Im Garten arbeitete ein alter Mann, ein halbblödsinniger, den Kerner in Behandlung hatte. In seiner Eigenschaft als Oberamtsarzt hatte er von dem Ministerium Auftrag erhalten, diesen Kranken zu pflegen und zu überwachen. Derselbe war als Katechumen wahnsinnig geworden; er hatte den brennenden Wunsch Schulmeister zu werden, und dieser war ihm nicht erfüllt worden. Das war ihm in den Kopf gestiegen, und darin als störendes Fluidum, wie Kerner sagte, hängen geblieben. Als Kerner ihn übernahm, war er tobsüchtig; er hatte ihn aber so weit wieder hergestellt, daß er ihn in seiner Wirthschaft zu allerhand kleinen Haus- und Gartendiensten gebrauchen konnte, und er war seiner außerordentlichen Stärke wegen sehr brauchbar, hatte auch eine so innige Liebe zu seinem Herrn, daß eine Rückkehr seiner Tobsucht zu fürchten war, wenn ihn Kerner verstoßen hätte. Er konnte fast das ganze würtembergische Gesangbuch auswendig, daneben ein Spottlied auf Napoleon, das ziemlich lang war; und seine größte Lust war, in seiner freien Zeit zu singen oder die Kirche zu besuchen. Kerner mußte über diesen Mann alljährlich einen Bericht an das Ministerium einliefern; einen dieser Berichte las er mir vor, und er war in der That ein Musterstück von Originalität. Es war die Zeit, da man in Würtemberg von oben her die Hegelsche Philosophie stark begünstigte, die Kerner aus tiefster Seele haßte. Der ganze Bericht war dazu benutzt, seiner Antipathie dagegen in den originellsten Wendungen Luft zu machen, und lief auf den Refrain hinaus, der Mann sei in seiner kindlichen, halbblödsinnigen Frömmigkeit eigentlich ganz vernünftig, jedenfalls viel vernünftiger, als die officiellen Hegelmagister (Kerners eigner Ausdruck), die das Blaue vom Himmel leugneten. Und das haben sie Ihnen ohne Nase hingehen lassen? frug ich. Was wollten sie thun, sie wissen doch, daß ich unverbesserlich bin; ich habe schon einen ganzen Kasten voll officieller Rügen wegen „respectwidriger Ausdrücke," und freue mich allemal, wenn ich eine neue dazu legen kann. Wenn ich schlechter Laune bin, nehme ich sie vor, um mich zu erheitern; ich muß mir's allemal so lebhaft denken, wie die kreuzernsten Zöpfe gewackelt haben mögen, wenn sie meine tollen Kreuz- und Quersprünge mitmachen mußten!

Diesen Halbblödsinnigen also rief Kerner herbei, und hob ihn auf die gutmüthige Rosinante; nun, Junge, sagte er, singe einmal dein Lied von Napoleon! Du weißt schon! Der Idiot hob gehorsam an mit lauter Stimme das Lied zu singen; da faßte Kerner die Ziege bei dem einen Horne und galoppirte mit ihr rings um den Garten; das Roß, seiner Gewohnheit gemäß, setzte in kurzen Sprüngen hinterdrein. Man denke sich die tolle Cavalcade, die etwas unbehilfliche Gestalt des jovialen Dichters lachend voraus, den kläffenden Hund im Schlafrock, dann die sich sträubende Ziege, nach ihr das Pferd mit dem herzbrechend singenden Manne, der je schneller es ging, immer lauter schrie; so ging's, wie die wilde Jagd, ein paarmal durch den Garten. Nun will ich aber auch einmal sehen, wie sich die Sache ausnimmt; nun nehmen Sie einmal die Ziege, und machen Sie mir's nach. Gesagt, gethan, ich faßte die Ziege beim Horn, und galoppirte mit ihr, so gut es eben gehen wollte, denn sie war gegen mich natürlich noch viel störriger, um den Garten herum; Kerner aber stellte sich in die Mitte auf einen kleinen Rasenplatz und wollte sich vor Lachen ausschütten.

Das war mein Willkommen in dem lieben, gastlichen Hause. Ich weiß nicht, ob Sie der anspruchslosen Erinnerung ein Plätzchen in Ihrem Daheim gönnen wollen. Daß ich in solchem Hause bald heimisch wurde, können Sie wohl denken. Das Beste an der Mittheilung ist, daß sie einfache, ungeschminkte Wahrheit enthält. Es ist die Frage, ob es einem der zahlreichen Freunde Kerners je geglückt ist, den Dichter so in seinem eigensten, ausgelassensten Humor zu belauschen, wie es mir an diesem unvergeßlichen Morgen vergönnt war.

Es hat nicht leicht eine Nachricht mich so tief im Innersten erschüttert, als die Kunde, daß das prächtige, gemüthliche Auge zuerst in Blindheit erlosch, und dann für immer für diese Welt sich schloß. B.

Der Gummibaum und seine Cultur im Zimmer.

Gummibaum nennt der Liebhaber einfach jene edle, schöne Gestalt des Pflanzenreichs mit den fußlangen, glänzenden, dunkelgrünen, elliptischen Blättern, welche bei jeder Verletzung einen weißen, harzigen Milchsaft ausfließen lassen. Der Milchsaft erhärtet allmählich, wird zähe und endlich zu Kautschuk. Somit ist der Name des Baumes gerechtfertigt für den Laien, der in der Regel nur diese eine Art der Gummibäume kennt; allein für den Botaniker genügt diese Bezeichnung nicht, denn ihm sind nahe an hundert Arten bekannt von diesem Pflanzengeschlechte, das er Ficus nennt und aus welchem er die Art, die wir in unseren Zimmern cultiviren, als Ficus elastica bezeichnet. D[illegible]s Vaterland unserer Zierpflanze, das sie mit vielen ihrer Verwandten th[illegible]ilt, ist Ostindien, die Heimat der Banane, des Bambusrohrs, des schwarzen Pfeffers und vieler anderer Nähr-, Gespinnst- und Gewürzpflanzen, die jetzt in den Tropengegenden aller Welttheile cultivirt werden.

Dee Gummibaum gedeiht bei uns am besten in einer Temperatur von 10—15 Grad R. unter Schutz von directem Sonnenlichte. Wir können ihn daher mit Vortheil in unseren Wohnzimmern cultiviren und haben nur darauf zu sehen, ihn vor schnellem Temperaturwechsel zu schützen.

Wenn wir im Herbst, wo die eigentliche Verkaufszeit der Gummibäume beginnt, einen solchen in unser Zimmer bringen, geben wir ihm einen Platz in der Nähe des Fensters, vermeiden jedoch möglicherweise das Fensterbrett selbst, weil bei dieser Stellung ein Theil der nach allen Seiten hin gerichteten Blätter an die Scheiben gedrückt wird und dadurch leidet.

Der beste Standort ist in der Nähe des Fensters auf einem Blumentische, wo sich die Blättee frei nach allen Seiten ausbreiten können; denn der Werth einer Pflanze liegt nicht in der Höhe derselben, sondern in der kräftigen, regelmäßigen Entwickelung des Stammes, dessen Blätter sämmtlich gleich groß und ohne Verletzung sein müssen. Fehlt ein Blatt, so ist die Pflanze nicht mehr vollkommen. Um nun eine vollkommene Pflanze in ihrer Schönheit zu erhalten, müssen wir vor allem auf eine kräftige Ernährung sehen; diese erhält unser Pflegling durch eine Mischung von Haide- und Lauberde mit etwas Sand und verwittertem Lehm. Wir würden aber Unrecht thun, im Herbst diese Mischung anzuwenden, weil während des Winters der Baum eine Ruheperiode hat und durchaus nicht durch Zuführung neuer Nahrung zur Vegetation angereizt werden darf, denn der Gärtner hat während des Sommers durch Bodenwärme im Treibkasten und durch sehr feuchte Luft den Gummibaum zu seiner höchsten Kraftentfaltung gezwungen und ihn ermüdet. Geben wir nun neue Erde, so treibt die Pflanze neue Blätter, aber dieselben bleiben klein und schwach und das untadelhafte Aussehen der Pflanze ist für immer dahin. In Rücksicht auf diese Ruheperiode empfiehlt sich auch eine Wärme von 8—10 Grad bis zum Monat Februar. Dann jedoch kann man das Leben wieder wecken und den Topf behutsam verpflanzen. Dies geschieht durch sorgfältiges Abheben des alten Gefäßes von der mit dem Kopf zu Boden gekehrten Pflanze, durch behutsames Auflockern der Wurzeln, ohne jedoch dieselben zu verletzen und durch Einbetten des ganzen Wurzelballens in die neue Erdmischung, die sanft am Rande des neuen Topfes festgedrückt und dann stark begossen wird. Gesiebte Erde ist zu verwerfen, weil sie den Zutritt der Luft zu sehr von den jungen Wurzeln abschließt, die Feuchtigkeit nicht gut durchläßt und leicht ein Faulen der Wurzelspitzen veranlaßt. Angedrückt muß die Erde deshalb werden, weil sie sonst zu schnell austrocknet, sich nicht dicht genug an die neuen Wurzeln anlegt und denselben daher wenig Nahrung zuführen kann. Stark begossen endlich muß der frisch verpflanzte Topf werden, damit die Erde von oben bis unten gleichmäßig feucht ist, denn nichts täuscht mehr und nichts führt häufigere Verluste herbei, als mangelhaftes Gießen. In der Meinung, der Pflanze nicht zu nahe zu treten, gießt der Liebhaber nur ein wenig und befeuchtet somit nur die oberen Bodenschichten, während die unteren trocken bleiben, keine Nährstoffe an die Pflanze abgeben können, die Wurzeln in Unthätigkeit lassen und bei fortgesetztem Wassermangel dieselben vertrocknen lassen. Nun wächst die Pflanze nur noch mit den wenigen Wurzeln der oberen Erdschichten, deren Nahrungsstoffe bald verbraucht sind, während die unteren, wie der Gärtner sagt, staubtrocken werden, d. h. gar kein Wasser mehr annehmen, selbst bei starkem Gießen, sondern dasselbe am Rande des Topfes herabfließen lassen. Die Pflanze fängt jetzt an, zu schmachten, die Triebe werden dünner, die Blätter klein. Der Liebhaber glaubt, durch öfteres Begießen mehr Nahrung zuzuführen und macht die magern obern Bodenschichten zu naß, so daß sich darin Säuren entwickeln und die Wurzeln zum Absterben bringen. Die Pflanze ist krank, wirft die Blätter und geht ohne energische Hilfe des Gärtners zu Grunde.

Solche energische Hilfsmittel sind in erster Reihe die Bodenwärme und die feuchte Luft, in der die Blätter erst ihre volle Schönheit und Größe entfalten. Die Bodenwärme läßt sich den Pflanzen im Zimmer nicht wohl geben, wohl aber die feuchte Luft. Keineswegs geschieht dies aber durch die bei Liebhabern so oft angewendete Manier, die Pflanzen in mit Wasser gefüllte Schalen zu setzen. Dadurch wird zwar dem oben erwähnten Schaden des Austrocknens der untern Bodenschichten eines Topfes vorgebeugt, denn das Wasser steigt zwischen den feinen Erdtheilchen in die Höhe; allein durch die beständige Feuchtigkeit, die auf diese Weise gegeben wird, verfaulen die unteren Wurzeln. Es empfiehlt sich deshalb folgendes einfache, allerdings nur bei Blumentischen mit Vortheil anwendbare Verfahren. Man setze die Pflanzen in sehr weite, mit Wasser angefüllte Untersätze (flache Schalen), jedoch so, daß dee Topf nicht unmittelbar das Wasser berührt, sondern auf Holz- oder Thonwürfeln ruht, die in der Schale liegen, aber das Wasser etwas überragen. Durch diese Einrichtung wird die directe Berührung des Wassers mit den Wurzeln vermieden; es verdunstet aber aus der weiten Schale eine bedeutende Menge Wasser, die eine den Pflanzen außerordentlich zusagende Atmosphäre bildet und die Zimmerluft im ganzen zwar abkühlt, aber auch bedeutend gesünder macht. Im Blumentische befindet sich in dee Regel ein Kasten aus Zink; diesen fülle man zum Theil mit Wasser, stelle die Pflanzen auf solche Thonsteine und man wird binnen kurzem den wesentlich günstigen Einfluß dieser Einrichtung bemerken.

Bei dieser Pflege wachsen die Pflanzen schnell und üppig und werden gleichmäßiger und schöner als in ihrem Vaterlande selbst. Freilich geben diese Culturpflanzen keinen Begriff von der Gestalt und dem Wachsthum des Gummibaumes in seiner Heimat. Dort verzweigt sich der mittelhohe Baum bald sehr reich und aus den fast wagerechten Aesten lockt die tropische feuchte Luft üppige, starke Luftwurzeln, die wie bei dem Götterfeigenbaum (Ficus religiosa) wiederum in den mütterlichen Boden hinabsteigen und eine Stütze bilden für den sich weiter ausbreitenden Ast. Wie bei dem indischen Götterfeigenbaum, bildet sich auch hier aus wenigen Bäumen ein weiter Wald, dessen dichtes Laubdach von zahllosen Luftwurzeln getragen wird. Und unter diesem Laubdache lauscht die Menge den bilderreichen Weisheitssprüchen des indischen Priesters und das einförmige Rauschen des starren Laubes in der kaum bewegten Luft wiegt die Hörer in andächtige Träumerei.

Paul Sorauer, Obergärtner.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Sind in Staßfurt, Provinz Sachsen, außer andern auch Fabriken eingerichtet, welche das in dem dort gewonnenen Abraumsalze reichhaltige Kali benutzen, um Salpeter zu fabriciren? Wenn diese Frage bejaht werden kann, woher, in welcher Form und in welcher Weise wird dann dem Kali der nöthige Stickstoff zugeführt? und wie verhalten sich die Preise des in Staßfurt dargestellten Kalisalpeters zu denen des rein gewonnenen Natrons oder Chilisalpeters?

Antwort. Die in und um Staßfurt befindlichen, zahlreichen chemischen Fabriken beschäftigen sich gegenwärtig hauptsächlich nur mit der Darstellung des Chlorkaliums, welches im Carnallit des Abraumsalzes mit Chlormagnesium verbunden, vorkommt. Sie verarbeiten das Chlorkalium nicht selbst auf Salpeter, liefern jedoch bedeutende Quantitäten davon in die rheinischen Salpeterfabriken, besonders nach Cöln, wo die Fabrikation von Salpeter aus dem Staßfurter Chlorkalium jetzt in großartigem Maßstabe betrieben wird und ganz einfach darauf beruht, daß man das Chlorkalium mit Chilisalpeter (salpetersaurem Natron) in Wechselwirkung bringt. Durch gegenseitigen Austausch der Bestandtheile bildet sich sehr reiner Kalisalpeter (salpetersaures Kali) und Chlornatrium, welches mit als Nebenproduct gewonnen wird. Durch die große Zufuhr von Chlorkalium ist zwar der Preis für den Kalisalpeter gegen früher sehr merklich gesunken, doch nicht unter den des Natronsalpeters, worüber die Berichte der großen Droguenhäuser (z. B. Gehe u. Comp. in Dresden) den genauesten Aufschluß geben. Wir bezweifeln, daß man sich in Staßfurt mit der Salpeterfabrikation befassen wird, da viel wichtigere Ziele, nämlich die Erzeugung von kohlensaurem Kali und schwefelsaurem Kali in neuester Zeit für die Staßfurter Kaliindustrie maßgebend geworden sind.

Drei Fragen.

I. Kennt man den Verfasser des Buches: „Eritus sicut Deus?"

II. Wie, wo und in welchem Alter starb der Sohn Napoleons I., der in der Geschichte mit dem Namen „König von Rom" bezeichnete?

III. Existirt wirklich auf dem St. Bernhardt eine Kapelle, wo die Leichen der im Schnee Verunglückten und Aufgefundenen, geschützt von jeglicher Verwesung, aufbewahrt werden? und wie ist dies möglich?

Einsender: Ein Abonnent des Daheim, dem die Beantwortung dieser Fragen sehr am Herzen liegt.

Antwort I. Es ist seit langer Zeit ein öffentliches Geheimniß, daß Eritis sicut Deus von keinem Verfasser, sondern von einer Verfasserin herstammt. Ihr Name wurde uns im vorigen Jahre in Württemberg authentisch als Wilhelmine Canz bezeichnet.

Antwort II. Der am 20. März 1811 geborene und stolz als „König von Rom" proclamirte Sohn Napoleons I. und seiner zweiten Frau Marie Louise von Oesterreich, François Charles Joseph, im J. 1818 von seinem Großvater zum Herzog von Reichstadt ernannt, wurde in der Blüte seines Lebens, 21 Jahre alt, von der Lungenschwindsucht hingerafft. Er starb in den Armen seiner Mutter am 22. Juli 1832 in dem Schlosse von Schönbrunn. An derselben Stelle, wo der kaum zum Manne gereifte Träger einst so großer und kühner Hoffnungen einen frühen Tod fand, hatte 23 Jahre früher, im Jahre 1809, sein Vater die denkwürdigen Decrete über das Schicksal Oesterreichs und des Kirchenstaates erlassen. In der Kaisergruft zu Wien ruhen die irdischen Reste des „Königs von Rom".

Antwort III. Es existirt allerdings in der Nähe des Hospizes eine Art Morgue, welche die Leichen der von den edlen barmherzigen Mönchen und ihren Hunden aufgefundenen Verunglückten aufnimmt und längere Zeit vor Verwesung schützt. Die Beschaffenheit der sehr trockenen, kalten, ausdörrenden Luft macht dies erklärlich. Im Winter sinkt die Temperatur bis unter 27 Grad und selbst im Hochsommer friert das Wasser Morgens und Abends fast regelmäßig. Die edle Hunderasse ist leider im Aussterben, da nur noch ein Paar existirt, von dem das Weibchen stets todte Hunde bringt. Man hofft sie durch geeignete Kreuzung mit Leonberger, Neufundländer und Walliser Schäferhündinnen zu erhalten.

Wir sehen uns mit spec. Bez. auf obige Fragen zu der Erklärung genöthigt, daß wir anonyme Fragen hinfort ganz unberücksichtigt lassen werden.

Räthsel.

I.

Das Höchste auf der ganzen Welt,
Darauf der Strahl der Sonne fällt,
Dem nichts zu schwer, zu furchtbar dünkt,
Das kühn die Elemente zwingt:
Das Mächtigste im Erdenrund,
Das thut euch meine erste kund.

Das Schreckenswort, du mußt's nicht nennen,
Das meine letzten Silben künden;
Der wird ins tiefste Elend rennen,
Der sich mit ihnen will verbinden.
Schwarz ist der Tod, schwarz ist die Nacht,
O, habe vor den letzten Acht.

Das Ganze räthst du ohne Mühe,
O, such es nicht am fremden Strand.
Willst du es finden, wohl so ziehe
Hinaus zum meerumschlungnen Land.

II.

Es ist ein unergründlich Sein, —
Doch ist es eigen dein und mein:
Es kommt und geht — man weiß nicht wie —
Erkannt sind seine Tiefen nie.

Es ist im Wurm, im Engel auch —
Ein wunderbarer Gotteshauch,
Durchwehend alle Kreatur,
Doch ganz in Gott zu finden nur.

Und liesest rückwärts du mein Wort,
So liegt es grau und dunkel dort,
Und hüllt das edle Vorwärts ein
In Zweifel und Verirrens Pein.

Das Vorwärts ringt und strebt nach Licht,
Das Rückwärts aber gönnt ihm's nicht.
Es macht ihm Luft und Athem schwer,
Doch plötzlich ist es selbst nicht mehr.

Dem ersten bleibt doch stets der Sieg,
Das Licht, das ew'ge, schließt den Krieg.
Wenn ganz das zweite sich verlor,
Schwingt sich das erste froh empor.

III.

Zwei Worte nenn' ich euch inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Sie drängen dich beide: Gib her! Gib her!
Der Beutel gibt davon Kunde.
Das erste fliegt gerne in hoher Luft,
Doch fliege's auch in staubigem Saale;
Das zweite ist doppelsinnig, und ruft:
Bezahle! Bezahle! Bezahle!
Das Ganze ist gar ein lustiges Ding,
Leichtfertig und bald zerronnen,
Und wenn sich darinnen dein Herz verfing,
So hast du nicht viel gewonnen.

Rebus.



Auflösung der Räthsel in Nr. 13.
I. Bücherwurm. II. Grasmücke. III. Heimweh.

Briefkasten.

Wir wollen Uhlands Wort:

Singe wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!

in keiner Weise bestreiten: aber ihn in unser Blatt aufzunehmen, diesen von allen Zweigen uns zuschallenden Gesang, ist uns doch leider unmöglich. Wir haben deshalb wieder ad acta legen müssen drei Gedichte von X. Y., ein Adventslied von J. in F., selbst das schöne und ernste Lied von C. in P., das wir mit voller Zustimmung gelesen haben. Die „Leserin," die „sich den Standpunkt klar machen lassen will" empfängt hiermit die gewünschte „Quittung über den Empfang ihres Kindes," dessen Schicksal leider das von ihr wohl erwartete sein wird. — Dem 73jährigen Freunde unseres Blattes vielen Dank für seine freundlichen Zeilen, wie für die Früchte seiner dichterischen Muße. Unsere Zeit ist auch eine „sturmbewegte," wenn auch in anderem Sinne als die von anno 92; darum liebe sie die Verse nicht, und wer ihrer zu viel darbietet, geräth in Gefahr — nicht gelesen zu werden.

Frl. E. H. in D. Ihre Gedichte sind recht gut ausgewählt und anmuthig ins Deutsche übertragen; aber wir sind bereits mit Originalgedichten überfluthet; was sollen wir noch mit ausländischen thun?

Dem freundlichen Einsender des Stubenburschen antworten wir, daß uns hübsche kleine Züge und Artikel aus allen Gebieten für den Familientisch stets willkommen sind. Nur müssen es, wie obiger, eigene, aus dem Leben herausgeschriebene, interessante Sachen sein, keine abgerissenen Anekdoten und Ausschnitte, wie wir sie oft bekommen. Gerade am Familientisch ist eine rege Theilnahme und Mitarbeit unsres Leserkreises uns sehr erwünscht.

Freundlicher Leser in Oppach. Sie haben in Nr. 13 gesehen, wir führen den Mann nicht im Lebensbilde, sondern als Dichter selbst vor, womit wir jedenfalls Ihre und der Leser Wünsche am besten erfüllen. Wir stehen übrigens nicht dafür ein, daß wir nicht einmal, früher oder später, einen unserer Mitarbeiter nach dem andern vornehmen und bei Leibes Leben biographiren. Ihren Wunsch rücksichtlich Glaubrechts, des trefflichen Volksschriftstellers, werden Sie eher erfüllt sehen, als Sie denken.

Herrn **Praepositus H. P.** Vielen Dank für Ihren Vorschlag; indes mit Ausnahme von zweien sind die Leutchen doch nicht bedeutend genug für jenen Zweck. Gegen den Nachdruck so kleiner Sachen mit Quellenangabe haben wir nichts einzuwenden.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Willig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Januar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№. 15.**

Wie man kaiserliche Manuscripte druckt.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

Man kennt jenen echt napoleonischen Proclamationsstil — man weiß wie er die Franzosen zur Begeisterung hinreißt. Je weiter Herr von St. Georges liest, je verblüffter werden die Gesichter der Arbeiter; was hatten sie sich denn eigentlich gedacht? was will denn der Präsident eigentlich? die dem Volke von den Kammern geraubte Freiheit demselben wieder geben, das allgemeine Stimmrecht, welches diese Kammern, „ein Herd von Verschwörungen“ wie die Proclamation sagt, aufgehoben, wiederherstellen, dann sich zurückziehen und „sein Schicksal dem französischen Volke überlassen!“ Weiter will also der Staatsstreich nicht gehen? keine Reaction, kein Kaiserthum? Mehr als ein finsteres Gesicht klärt sich auf.

Herr von St. Georges hat zu Ende gelesen und die Drucker stehen stumm, unentschlossen da, selbst der finstere Gausset weiß nicht, was er sagen soll. Der Director wechselt einen Blick mit Herrn von Béville und dieser Blick drückt die Befriedigung in beider Gemüth aus. Nun fährt er in seiner Lectüre fort. Die zweite Proclamation ist an die Armee gerichtet, und dies ist ein Feld, auf dem die napoleonische Beredsamkeit sich in ihrem vollen Glanz entwickelt. Die Proclamation, welche der Director liest, ist ein Meisterwerk seiner Art, die Worte leuchten wie Blitze und sind fähig, den trägen Enthusiasmus aus den Geistern, man möchte sagen, herauszupeitschen.

Der Eindruck, den diese Proclamation auf die Veteranen der Municipalgarde macht, ist ein erschütternder; je weiter der Director liest, je aufgeregter werden sie, sie können sich nicht mehr halten, nicht stille stehen, sie gebahren sich wie Unsinnige und kaum hat Herr von St. Georges das letzte Wort ausgesprochen, als ein donnernder, alles durchdringender Ruf die Nationaldruckerei durchtönt, ein Ruf, den man seit fünfunddreißig Jahren nicht mehr gehört, ein Ruf, der mit dem letzten gesprengten Carré bei Waterloo verhallt ist, ein Ruf der heute alle so fein gesponnenen Pläne verderben kann und der diese beiden Männer ohne Furcht und ohne politische Gewissensscrupel in bleiche Statuen des Schreckens verwandelt.

Von einem unnennbaren Enthusiasmus hingerissen, hat die Municipalgarde ein donnerndes „Vive l'Empereur“ ausgerufen.

Die Drucker fahren auf. „Ha! seht ihr?“ schreit Gausset, ein verworrenes Geräusch tönt durch das Atelier; Herr von Béville wirft verzweifelte Blicke durch die Fenster, von welchen einige auf die Straße gehen! Ein einziger Vorübergehender, welcher diesen Ruf gehört, dann lebt wohl alle Zukunftspläne!

Doch St. Georges hat den Kopf nicht verloren, er zieht das Blatt Papier hervor, welches er noch nicht zum Satz gegeben, und als die Arbeiter sehen, daß sie noch mehr „Prosa Bonapartes“, wie Gausset sagt, hören werden, beruhigen sie sich einen Augenblick, und dieser Augenblick rettet alles, denn der commandirende Officier hat durch strenge Worte die Soldaten zurechtgewiesen, ihnen die Gährung der Arbeiter gezeigt, und die erhitzten, entschiedenen Blicke, welche sie jetzt diesen zuwerfen, begleitet von den vorgestreckten blinkenden Bajonetten, beweisen jenen, daß sie auf alles vorbereitet, zu allem fähig sind.

Der Director liest das dritte Dokument; es ist das Decret, welches die Nationalversammlung auflöst, das allgemeine Stimmrecht wieder herstellt und die Wähler auf den zwanzigsten und einundzwanzigsten desselben Monats zusammenberuft.

Hier sind keine hochtönenden Phrasen, keine glänzenden Metaphern, ein trockner, fester Kanzleistil: „Le Président de la République décrète“. Aber desto größer ist der Effect, den dieses Document hervorbringt, er verwirrt die Köpfe der Drucker, die meisten von ihnen sind nicht Wähler und diese fünf Zeilen stempeln sie dazu und geben ihnen eben so viele politische Rechte, wie — wie Herrn von St. Georges, der ihnen dieses Document vorgelesen hat.

„Und jetzt an die Arbeit!“ ruft dieser, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, „in einer Stunde müssen diese Proclamationen fertig sein.“

Die Macht der Routine ist eine unbegreifliche Macht!

Die Chefs des Ateliers feuern die Arbeiter an, sie berechnen, wie lange der Satz für die verschiedenen Pressen, die Arbeit der Metteurs-en-page, die verschiedenen Correcturen und endlich der Druck dauern wird und sehen, daß ihnen die Zeit auf die Minute abgemessen ist,

sie haben vollständig vergessen, daß sie fast alle Republikaner sind, und daß diese Arbeit dazu bestimmt ist, die Republik vielleicht zu stürzen, sie haben aufgehört Republikaner, Franzosen zu sein, sie sind Arbeiter, die seit Jahren an eine Arbeit gewohnt sind, die sich mit dieser Arbeit verkörpert haben und denen man gesagt hat, daß in einer Stunde die Arbeit fertig sein muß. Von neuem hört man das Geklapper der Typen, die Inspectoren haben die Fahnenabzüge den Correctoren gegeben und diese, ja selbst Gauffet corrigirt.

Fünf Minuten später hört man das regelmäßige Klopfen der Presse, und ein Chef d'atelier bringt Herrn von St. Georges das erste Exemplar der Proclamationen des Staatsstreichs.

Bald ertönt das Klopfen von einer andern Seite, dann von einer dritten, vierten, ganze Palete von Proclamationen werden gebracht, eingeschnürt und auf einen Wink des Directors hinunter getragen.

Ein Inspector nähert sich dem Herrn von St. Georges und fragt, was die Arbeiter jetzt thun sollen, sie wünschen entlassen zu werden.

Herr von St. Georges lächelt, er befiehlt die Annalen des Kriegsministeriums weiter zu setzen und empfiehlt dem wachthabenden Officier an, die ganze Nacht hindurch dieselben strengen Maßregeln zu beobachten! Dann verläßt er mit Herrn von Béville das Atelier und begibt sich in sein Cabinet, nachdem er noch befohlen hat, die Ballen der gedruckten Proclamationen in die Droschke zu tragen, in welcher Herr von Béville gekommen.

Als beide sich allein sehen, reichen sie sich wiederum die Hand.

„Der erste Schritt ist geschehen und ist glücklich gelungen," sagt St. Georges, „möge für Frankreichs Heil alles so gut abgehen."

„Was hätten wir gethan, wenn diese Menschen nicht hätten arbeiten wollen," fragt Béville, „wenn sie nur einen Augenblick daran gedacht hätten, daß wir ganz und gar von ihrem guten Willen abhingen und sie nicht zwingen konnten, zu arbeiten, dann —"

„O, um des Himmelswillen keine Voraussetzungen, lieber Béville," unterbricht St. Georges, „wenn, wenn! nun dann wäre der Staatsstreich mißlungen und die Herren Socialisten hätten uns morgen an einen Laternenpfahl aufknüpfen lassen —"

„Uns, und —"

„Ja, uns und — lieber Béville! doch jetzt, wo der Rubicon überschritten ist, sollen sie sehen wie hell der Stern Caesars leuchten wird!"

Fünf Minuten später öffnet sich das Thor der Nationaldruckerei, und die Droschke, in welcher Herr von Béville kaum Platz gefunden hat, fährt hinaus, nur wird sie diesmal von einem der Pferde des Directors gezogen, da die Last verdreifacht ist, und ein Sergeant der Garde Municipale, welcher dem über seine zweite Flasche Macon eingeschlafenen Automedon Hut und Mantel abgenommen und sich damit bekleidet hat, führt sie der Rue de Jérusalem zu, wo Herr von Maupas, der Polizeipräfect, sie in Empfang nimmt und die Ballen heraustragen läßt.

Um halb drei ist Herr von Béville schon im Elysée zurück und will dem Verfasser des Manuscripts den Bericht abstatten, daß der Druck vollendet sei, doch er kann ihn nicht sprechen, man sagt ihm, daß er schlafe.

Er mußte ja in allem seinen großen Ahnen nachahmen, welcher vor 46 Jahren in der Nacht vom 1. zum 2. December gleichfalls auf einem Stuhl am Bivouacfeuer schlief, einige Stunden vor der großen Dreikaiserschlacht.

II.

Vierzehn Jahre sind verflossen und Clios Gedächtnißtafeln tragen fast in jeder Zeile den Namen jenes Mannes, welchen Herr von Béville in der Nacht vom 1. zum 2. December 1851 schlafend fand. Unverlöschbar ist sein Wirken und sein Thun von der Geschichte für ewige Zeiten aufgezeichnet und zukünftige Generationen werden ihn richten.

Wiederum befinden wir uns in der kaiserlichen Druckerei am 24. Februar 1865, siebenzehn Jahre nach dem Falle des Thrones des Bürgerkönigs. Ein Landau hält gegen 1 Uhr Nachmittags vor dem großen Portal; ein ältlicher Herr steigt langsam heraus und tritt mit ernstem, bedachtsamen, fast majestätischen Schritte in den Hof.

Wer kann dieser Herr wohl sein? ein Staatsrath? ein Akademiker? ein Diplomat? Es scheint, als wenn das Gewicht einer Welt auf seinen etwas gebeugten Schultern läge! Er schreitet so bedeutungsvoll daher, als wenn jeder seiner Schritte ein Ereigniß wäre, und seine ernst geschlossenen Lippen scheinen sich nur zu öffnen, um ein Orakel zu verkünden.

Wer dieser Mann ist? so wenig berühmt, und doch von solcher welthistorischen Bedeutung? Es ist Herr Plon, Buchhändler und Verleger, aber Verleger des „Moniteur", in welchem Caesar von Zeit zu Zeit seine Stimme erhebt, und wenn Du, lieber Leser, den Namen Napoleon in großen Buchstaben prangen siehst, hast Du Dir wohl niemals gedacht, daß auf der letzten Seite des Blattes in einer fast unsichtbaren Ecke ein Name steht, welcher „dem Gesetze gemäß" für alles verantwortlich ist, was in den Spalten der Zeitung gedruckt wird. Du wußtest wohl, daß Krieg und Frieden in Frankreich vom Kaiser erklärt werden, daß dieser aber unter Verantwortlichkeit des Herrn Plon handle, war Dir unbekannt. Aber er weiß es, er kennt ganz gut seine Bedeutung in diesem Jahrhundert, sieh ihn nur an, es steht in seinen Zügen zu lesen.

Jetzt ist eine neue Sorge auf sein Haupt gefallen, Augustus, welcher das aus Ziegelsteinen erbaute Rom in ein marmornes Rom verwandelt, Augustus, welcher der Welt Frieden gegeben, hat die Feder ergriffen und nachdem er sich als Staatsmann und Feldherr gezeigt, will er der Welt das Schauspiel eines kaiserlichen Literaten geben.

Napoleon III. veröffentlicht das „Leben Caesars" und Herr Plon ist sein Verleger.

Das ist eine Qual für den schon so sehr Gequälten! O warum schickt das Schicksal nicht allen Verlegern einmal in ihrem Leben einen gekrönten Schriftsteller! Nach einem solchen Experimente würden sie wissen, wie sie mit andern Schriftstellern umzugehen haben, welche nur eine Krone des Genies, des Talentes oder — des Eigendünkels tragen.

Was Herr Plon seit einiger Zeit leidet, ist unbeschreiblich. Erstens hat der Kaiser sich seine Arbeit dermaßen theuer bezahlen lassen (das Honorar war für die Armen bestimmt), daß Herr Plon ganz gut die Summe kennt, welche er bei den günstigsten Eventualitäten verlieren wird. Dann die Correcturen, welche seit länger als sechs Monaten schon im Gange sind; — dann die Capricen des Verfassers bezüglich der Ausstattung, welche augenblicklich befriedigt werden müssen, und welche sich manchmal in einem Tage dreimal widersprechen, — die Unmasse von Freiexemplaren, die verschiedenen Uebersetzungen, die Mittel, welche ergriffen werden müssen, um den Nachdruck zu verhindern, jene zahllosen Details der Veröffentlichung eines Werkes, welche ein Verleger allein kennt und die hier verhundertfacht sind — und endlich jene Ueberzeugung, die er auf allen Gesichtern liest, daß er bei diesem Verlage wenigstens zum Millionär werden wird, während er schon im voraus berechnet, wie viele Jahre Schweiß, Arbeit und Sorgen darauf gehen werden, um das Deficit, welches das Leben Caesars in seiner Casse verursacht hat, wieder zu ersetzen.

Herr Plon, obgleich verantwortlicher Herausgeber des „Moniteur" und als solcher eine historische Persönlichkeit, ist kein glücklicher Mensch, und es muß ihm gewiß Mühe kosten, nichts von seinen Sorgen auf seinem Gesichte zu zeigen.

Er schreitet über den Hof der Druckerei zu, als das Geräusch einer andern Equipage, welche vor dem Thore hält, seine Schritte hemmt. Er dreht den Kopf herum und ein zufriedenes Lächeln zeigt sich auf seinen Lippen.

Drei Herren haben den Wagen verlassen — der eine, ein Bekannter, ist der Flügel-Adjutant des Kaisers, Generallieutenant Baron Yvelin von Béville, die beiden andern sind Schriftsteller, — Collegen des Kaisers — der Novellist Prosper Merimée, der aber zugleich Senator ist, und der große Kritiker Herr von Ste. Beuve, welcher in einigen Wochen Senator werden wird. Herr Plon grüßt ehrerbietig den General und reicht den beiden Autoren die Hand, und alle vier richten ihre Schritte dem Gebäude zu, in dessen Thür sich jetzt ein würdevoll aussehender Herr in schwarzem Frack und weißer Cravatte befindet und die Ankommenden freundlich begrüßt.

Es ist dies Herr Anselme Petetin, Staatsrath und Director der kaiserlichen Druckerei.

Sollte einer unserer Leser behaupten wollen, daß wir uns täuschen, daß dieser Herr Anselme Petetin noch vor fünf Jahren ein gänzlich unbekannter Advokat in Chambéry war, und daß es unmöglich sei, daß er in so kurzer Zeit eine so glänzende Carriere gemacht habe, so müssen wir antworten, daß vor fünf Jahren Chambéry, die Hauptstadt von Savoyen, noch zu Piemont gehörte, daß Herr Petetin

das Talent gehabt hat, sich als Chef der Partei der Annexion an Frankreich zu erklären, thätig dafür zu wirken, und daß der Kaiser — ein sehr dankbarer Herr ist und kaiserlich belohnt!

Herr Petetin führt seine Gäste in das Hauptatelier, in welchem alle Setzer, Metteurs-en-pages, Correctoren, Drucker, Maschinisten rc., welche am Druck des kaiserlichen Werkes Theil genommen haben, versammelt sind. Auf einem Tische liegt in einem Umschlage von Vélin-Glacé ein Buch — das erste Exemplar des ersten Bandes des Leben Caesars.

Herr von Béville, welcher gekommen ist, um Herrn Plon abzuholen und ihn zum Kaiser zu führen, da jener sich die Ehre ausgebeten hat, dieses erste Exemplar persönlich dem Kaiser zu übergeben — mustert dieses Atelier ... es kömmt ihm vor, als ob ... er wirft einen Blick auf Herrn Petetin und unwillkürlich denkt er an seinen Freund, den chevaleresken St. Georges, welcher wiederum, um der Anziehung des Magnetes Clichy zu entgehen, seine Stelle hat niederlegen müssen und drei Oceane zwischen sich und Paris gesetzt hat, indem er zum Generalconsul in Sidney ernannt worden ist. Er denkt an jene Nacht ... doch Herr Plon läßt ihm keine Zeit zum Nachdenken — in einer Rede, aus welcher der zukünftige Provinzialrath schon heraussieht, dankt er dem gesammten Personal der Nationaldruckerei für die Umsicht, die Energie und die unermüdliche Ausdauer, mit welcher dieses typographische Meisterwerk endlich von ihnen vollendet ist und bittet den Herrn Director um die Erlaubniß, diesem Personal eine Gratification anbieten zu dürfen. Herr Petetin antwortet einige Phrasen, indem er diese Erlaubniß ertheilt, und als er geendet, tritt der Inspector hervor, um im Namen der Arbeiter zu danken. Dieser hält eine sehr schwülstige Rede — man merkt, daß er das Werk gelesen — und endet dieselbe mit einem dreimaligen Vive l'Empereur, in welches das ganze Personal aus voller Kehle einstimmt.

Dann überreicht Herr Petetin dem Verleger Plon das Exemplar und begleitet seine Gäste bis zur Thür.

Der General von Béville ist einige Schritte zurückgeblieben; ganz seinen Gedanken an jene andere Nacht, an jenes andere Vive l'Empereur der Municipalgarde nachgehend, hat er plötzlich den enthusiastischen Inspector ins Auge gefaßt und zu sich herangewinkt.

„Dürfte ich um Ihren Namen bitten, mein Herr", sagt er.

„Henri Gausset", erwiedert der Inspector, sich tief verbeugend.

Der General lächelt und folgt dem Director, während Gausset unwillkürlich einen Blick auf sein leeres Knopfloch wirft.

Aus dem deutschen Dichterwald.

Lebensbilder zeitgenössischer Poeten. Von Dr. **Wilhelm Herbst.**

Annette von Droste-Hülshoff.

(Fortsetzung.)

Oft, wenn ihre Mutter bei der älteren Tochter im Süden weilte, lebte die Dichterin ganz einsiedlerisch, im Winter vollends von der Welt abgeschieden, in der Klause zu Rüschhaus; nur ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen der ehrwürdige Professor Schlüter, die Dichter Levin Schücking, W. Junkmann u. a., drang durch Schnee und Sturm in ihre Einsamkeit.

Aber ein eigner Dualismus kam in ihr äußeres Leben, nachdem ihre einzige Schwester sich mit dem allen Nibelungenfreunden und Germanisten wohlbekannten Freiherrn Joseph von Laßberg vermählt hatte. Geschwisterliebe und Sorge um ihre Gesundheit führte die Dichterin seitdem häufig und auf lange an die Ufer des Schwäbischen Meeres, wo der ritterliche Burgherr unter seinen Bücher-, Handschriften- und Wissensschätzen auf der alten Meersburg hauste. Auch dies eine rechte Dichterherberge. Freilich der Gegensatz gegen die Heimat scharf genug. Gegenüber steigt der junge Rhein aus seinem Seebad, das alte Constanz breitet sich aus, ihr vielbesungener Säntis hebt sein Schneehaupt, und zu Füßen die klaren Fluten des Sees, um den so vieler Herren Länder werben. Da wohnte Annette von Droste Jahrelang in einem runden Thurmzimmer der Burg, um deren altersgraue Mauern Geschichte und Sage sich schlingen; da steht sie auch auf dem Bilde, vom Altan hinablugend auf den See.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen,
Zerflossne Perlen oder Wolkenthränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich;
Du mildes Licht, ich wartete auf dich.

Und in einem andern Liede singt sie vom See:

Mir ist er gar ein trauter Freund,
Der mit mir lächelt, mit mir weint,
Ist, wenn er grünlich golden ruht,
Mir eine sanfte Zauberflut.
Aus einem tiefen klaren Grund
Gestalten meines Lebens steigen,
Geliebte Augen, süßer Mund
Sich lächelnd tröstend zu mir neigen.

Wie hab' ich schon so manche Nacht
Des Mondes Wiederschein bewacht!
Die klare Bahn auf dunklem Grün,
Wo meiner Todten Schatten ziehn;
Wie manchen Tag den lichten Hang,
Bewegt von hüpfend leichten Schritten,
Auf dem mit leisem Geistergang
Meiner Lebendgen Bilder glitten.

Auch die Gegenwart klopfte in bedeutenden Vertretern an das alte Schloß. Die schwäbischen Dichter Uhland und Justinus Kerner, Wessenberg u. a. sprachen ein. Ein neues Band fesselte sie an diese Lande, als sie vom Ertrag ihrer gesammelten Gedichte sich dort ein kleines Eigenthum, Gartenhaus und Weinberg, gekauft hatte. Aber im Leben und Dichten durch Kränklichkeit gehemmt, lebte sie dort schwere Jahre. Ihrer blühenden Nichte, die sie als Kind gepflegt, die im Geiste als Jungfrau und Braut vor ihr steht, ruft sie zu:

Sie aber, die vor Lustren dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Flut sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, beide krank und alt!

Mit ihrem jungen Freunde Levin Schücking geht sie am Seestrand und schaut von einer schön gelegenen Schenke dem Wellenspiel zu.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schau'n gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kommt sie auf —
Und ich, ich denke, immer sinkt sie wieder!

Auch dieser großen Natur hat sie ihr poetisches Recht widerfahren lassen, aber zuhause wurde sie nimmer am Bodensee. Zum letztenmal betrat sie den Boden der Heimat im Sommer 1846. Ihr Ende sah und verkündete sie mit voller Sicherheit voraus. Unter den beginnenden Stürmen des Jahres 1848 nahm sie, die fünfzigjährige, lebensmüde, ein Herzschlag hinweg. Sie sollte nicht in der rothen Erde, dem Lande ihrer Wiege und Jugend, ruhen.

Meine Lieder durften leben,
Wenn ich längst entschwand:
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.

Ob ein andrer sie gegeben
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entschwand.

Geistl. Jahr. S. 56.

Wer möchte es wagen, diesem Lebensbild ein erschöpfendes Bild der Dichtungen an die Seite zu stellen. Ein solches kann nur die Quelle selbst für sehende Augen widerspiegeln. Ebendahin möchte mein Versuch auch nur orientirend die Wege weisen und einige Steine wegräumen, die auf dem Wege zum Verständniß liegen. Denn solche fehlen nicht; es sind inhaltliche wie formelle Hemmnisse.

Der die Gedichte im ganzen durchwehende Geist bildet einen starken Gegensatz gegen den Gemeingeist der Zeit, er weist mahnend auf verlorene und verachtete Güter hin, er ruft die Gegenbilder einer untergegangenen Welt oder ein Idealbild aus dem Duft der Phantasie und dem Heiligthum des Herzens wach. Wohl irrt auch dieser Geist und verirrt sich mannigfach; vieles Große und Echte sieht er nicht, was vor den Füßen liegt, zieht sich gern — ein noli me tangere — scheu und verstimmt zurück von der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit. Aber auch — wie oft durchschaut er mit herzens-

kundigem Prophetenblick die gleißende Außenseite und erschaut die tiefen Schäden, den inneren Nothstand der Gegenwart. Nicht auf breiter Fahrstraße ziehen ihre Lieder, vielmehr meist auf einsamen Wald- und steilen Felswegen, wo Liebe und Sympathie sie aufsuchen müssen. Diese Abgeschiedenheit und Fremdartigkeit, ja dieser oft schroffe Widerspruch gegen die Durchschnittsrichtung unserer Zeit ist der eine Stein des Anstoßes. Der andere liegt in der Form: in formellen Vorzügen und Gebrechen. Denn ein Vorzug ist ja doch dieser wunderbare Sprachreichthum, diese Sprachgewalt, dieses an die Dinge selbst mit glücklichstem Treffer sich anschmiegende Sprachgefühl. Das mit der Sache frisch und natürlich geborene Wort steht ihr, wie schwerlich einem zweiten Dichtergenius unserer Tage mit gleicher Ursprünglichkeit, zu Gebote.

Wir erkennen hierbei als mitthätig die Naturfrische des weiblichen Geistes, dem noch nicht in einseitigem Bücherleben der unverkümmerte Sprachinstinct abhanden gekommen; alles ist hier Leben aus erster Hand, nichts Abgegriffenes, Conventionelles, Landläufiges. Ja, es ist ein sprachbildender Genius voll markiger Schöne in ihr, eine Fülle sprechender Bilder, neuer oder neubelebter Ausdrücke und Wendungen. Sie sucht nicht nach dem Neuen und Ueberraschenden, gerade die naturwüchsige Originalität zieht uns an, mit der wie ungerufen das rechte Wort zur rechten Zeit kommt; die innere Wahrhaftigkeit, die nur Empfundenes und Erlebtes aussprechen und es gerade so aussprechen will, wie es empfunden worden. Aber schon die energische Kürze, mit der sie kein Wort zu viel sagen will, macht sie nicht selten schwer und dunkel. Ein größerer Formmangel liegt in der oft wiederkehrenden Willkür, mit welcher sie ohne Rücksicht auf das Verständniß des Lesenden, nur ihr Bedürfniß befragend, Mittelglieder des Gedankens, nothwendige Züge zu einem Bilde ausläßt und die Ergänzung dem Leser überläßt. Es hängt dies mit der Größe und mit einer Schwäche ihrer Dichtergabe zusammen. Eine wunderbare Phantasie, gewaltig, vielgestaltig, steht ihr zu Gebote. Die Welt wird ihr zum Gedicht, es lebt und webt, es singt und klingt ringsum. Mitunter erreicht das gesteigerte Phantasieleben eine krankhafte Erregtheit. Man fühlt und sieht, wie die Seligkeit des Schaffens fast zu einem Leiden, einem passiven und pathologischen Zustand werden kann. Nicht blos besitzend, nein auch besessen von der übermächtigen Gabe steht sie vor uns. Die formirende Kraft und künstlerische Klarheit, so groß im einzelnen Bild und für die bestimmte Situation, reicht mitunter nicht aus, ein größeres Ganzes zu umspannen, zu durchdringen und zu beherrschen. Die Geister kommen, sie sind entfesselt, aber die Dichterin weiß sie nicht immer zu bannen. — Populär kann sie bei so gearteten Gaben nimmer werden. Sondernaturen, die so eigne Wege gehen, läßt die Menge ruhig ziehen. Auch kennt sie sich selbst in diesem Punkte. Sie will allmählich genossen sein; nur durch immerwiederkehrende Versenkung kommt man ihr näher.

Ihren Dichterberuf faßt sie tief, fast mit religiöser Weihe. Sie hat ein starkes Gefühl von dem Segen und der Verantwortlichkeit, die sie mit der anvertrauten Gabe überkommen. Gerade weil sie ihn als eine Mission nimmt, ist ihr jede eitle Selbstbespiegelung, die nur sich weiß, sich will, ganz fremd. Auch hebt sie dieser heilige Ernst über den Zweifel hinweg, ob sie als Weib nicht unbefugt heraustrete aus den Schranken der Natur und Sitte, ob das Weilen auf dem Markte, statt in dem Stillleben des Hauses und dem Heiligthum des Herzens nicht ein Frevel sei. Ungewöhnlich lange hat sie mit Veröffentlichung ihrer Dichtungen gezögert; als Opfer empfindet sie es wohl, also aus sich und dem engeren Rahmen der weiblichen Lebensordnung herauszutreten, aber als ein gottgewolltes.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?“
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen im Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt wo hervor der todte Schein
Sich drängt am moderwollen Sumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain,
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebendge Seele!“

Die Strophen sind aus dem schönen Gedicht „Mein Beruf“, gleichsam dem poetischen Programm der Dichterin. Aus innerstem Herzenstriebe legt sie ähnliches Zeugniß ab in der Apostrophe „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich.“ Die verwaschene Sentimentalität deutscher Dichterinnen mit „Thränengründen, Mondscheinalleen und Gänseblümchen“ auf der einen, die französische Emancipationslüsternheit mit dem „Bachanal der Sinne“ und „den Kränzen der Hetäre“ auf der andern Seite, das sind die Ab- und Irrwege, die theils gar nicht, theils zerstörend wirken. An diesem Kreuzweg pflanzt sie ihr Panier auf und zeigt den Richtweg an.

Die Zeit hat jede Schranke aufgeschlossen,
An allen Wegen hauchen Naphtablüthen,
Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,
Und jeder mag die eignen Sinne hüten.
Das Leben stürmt auf abgehetzten Rossen,
Die noch zusammenbrechend haun und wüthen.
Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben,
Singt, aber zitternd, wie vorm Weih die Tauben.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
Ihr wart die Zeugen wildbewegter Zeiten,
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,
Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie weit die Schwingen tragen,
Stellt nicht das Ziel in ungemessne Weiten,
Der kecke Falk ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.

Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heilge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnißreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus diesen Wirren, Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knien.

Ueberall dieselbe Verkündigung: rein muß die Poesie, die Himmelstochter, gehalten werden, nicht herabgezogen in den Staub und zum Dienst des Gemeinen.

Poesie gleicht dem Pokale
Aus venedischem Kristall;
Gift hinein — und schwirrend singt er
Schwanenliedes Melodie,
Dann in tausend Trümmer klirrend,
Und hin ist die Poesie!

Zu ihrer allgemeinen Charakteristik gehört weiter, daß wir von rein subjectiver Lyrik bei ihr fast nichts finden. Und was wir davon finden, liegt gerade am Ende ihres Dichterganges, nicht, wie fast immer sonst, am Anfang.

Ja, auch diese Lyrik — ich meine die Lieder des „geistlichen Jahres“ — die spätgereifte Frucht eines erfahrungsreichen Lebens, sucht einen realen Boden, die Anlehnung nämlich an die objective Wahrheit der heiligen Schrift. Diese scheinbar verkehrte Welt in ihrer poetischen Bildungsgeschichte erklärt sich einmal, wie oben angedeutet, aus einem realistischen Zug ihres Volksstammes, aber auch aus dem Trieb hochbegabter Frauen, die Dinge in ihrer Wirklichkeit zu sehen, zu beobachten. Diesem äußeren Gesicht entspricht das innere, dem Schausinn die Phantasie. Und das ist eben ihre Dichterprärogative. Mit der Erzählung fängt sie daher als Dichterin an, die Erzählung ist, vom „geistlichen Jahr“ abgesehen, stets ihre Stärke geblieben. Bestärkt wurde sie in diesem sachlich objectiven Zug durch das Vorbild der englischen Literatur. Den Dingen muthig zu Leibe zu rücken, sie scharf zu sehen, derb anzufassen, sie aus sich und für sich reden zu lassen, diese Gabe haben Walter Scott, Lord Byron u. a. allerdings in ihr zeitigen helfen.

Außer in ihrem poetischen Testament, dem „Geistlichen Jahre,“ gibt sie ihr eigenstes Seelenleben, die Geheimnisse ihres Innern, nicht preis. Und ist das nicht auch echt weiblich? Diese Verschlossenheit und Verborgenheit? Gehört das nicht zur immerhin nothwendigen Resignation dichtender Frauen? Das Surrogat für jene subjective Lyrik, die das Herz auf der Lippe trägt, war ihr die Musik; auf der Tonleiter stieg ihr Stimmungsleben auf und nieder. Namentlich kein Wort von Liebe. Hat sie nur verschwiegen oder war kein Anlaß zum Singen von diesem Grundthema aller Lyrik? Wir kennen ihre Herzenserfahrungen nicht. Jedenfalls aber waren sie in der Periode ihrer originalen Dichtungsweise (in ihrem vierzigsten Lebensjahre erschien ihre erste Sammlung) längst verklungen, und ohnedies



Annette von Droste-Hülshoff auf der Meersburg.

Originalzeichnung von Th. von Oer.

hätte diese Dichterin am wenigsten vor allem Volk davon geredet. Wohl aber ist uns ihre Gesinnung über diesen Punkt aufbewahrt. Sie meinte unter Freunden, (und kam oft im Ernst oder Humor auf dies Thema zurück) die vielgepriesene Liebe, wie man sie durchgängig verstehe, sei einer so maßlosen Bewunderung nicht werth, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden. An anderem Edeln und Hohen könne die Poesie einen ruhmvolleren Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge.

Ihre Stoffe schöpfte sie aus dem Naturleben, aus der Geschichte und Sage, aus der Geselligkeit und dem Haus- und Freundeskreise, einige berühren allgemeine Zeitfragen, ihre letzten Dichtungen Religiöses.

Aus der Natur. Der Natursinn ist nicht an eine naturreiche Heimat gebunden, weder für die Werktagskinder noch für die Poeten. Er kann hervorbrechen grade als Gegensatz, als Sehnsucht nach einem nicht gekannten und besessenen Schöneren. Aber die wahre Probe auf die Stärke des eingeborenen Naturgefühls ist doch, daß der Dichter das Land seiner Wiege adelt und im Spiegel der Verklärung auch dessen mäßige Schöne schaut, daß die Pietät gegen die Stätte der Geburt, die allen gemein sein soll, der individuellen Dichtergabe vorarbeitet und entgegenkommt. So ist es bei Annette von Droste. Wohl streckt sie ihre Hand auch in die Weite aus. Zunächst ist es, wie wir sahen, ihr Bodensee, die zweite Heimat, der sie so manches tief empfundene Dichterwort schenkt. Aber sie war doch nie jung gewesen am See und in den Voralpen, das Paradies der Kindheit lag nicht dort, die tausend unsichtbaren und doch so mächtigen Fäden, die uns an die Heimat ketten, sie fehlten ihr dort, über das Touristengefühl ist sie zuletzt doch wohl kaum hinausgekommen. Aber sie greift noch weiter in ihren Naturbildern, auch in nie gesehene Fernen, und immerhin zeugt es für ihre Dichterkraft, daß die Phantasie allein, diese große Entdeckerin, sie in die Bergwelt der Pyrenäen z. B. so helle Blicke werfen läßt. Aber Westfalen und Münsterland ist es doch zuletzt, wo sie lebend und auch dichtend Anker wirft, der sichere, vertraute Port. Aus dieser Erde quillen ihre Freuden, da wachsen auch ihre duftigsten poetischen Blumen. Man lese die „Haidebilder", um das zu verstehen. Welch ein Verständniß für das Naturleben dieser Gegenden!

O schaurig ist's übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt,
O schaurig ist's übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Oder das Bild des Weihers:

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich, wie ein fromm Gewissen,
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Carmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede, Friede, Friede!

Wie aber stellt sie die Natur der Heimat und jede Natur dar? Nirgends bleibt sie auf der Oberfläche der Erscheinung, nie verhält sie sich blos descriptiv. Sie weiß den Naturgeist zu entbinden, das stille Reich episch, ja dramatisch zu beleben, indem ihr die Elemente, die Blumen, die Steine, die Thiere, ja alles Kleinste unter der Hand zu persönlichem Leben wird und Rede steht und Antwort gibt. Einem Naturverständniß von solch ursprünglicher Tiefe begegnen wir kaum zum zweitenmal in unserer Poesie.

Hier steht das Poetische im engsten Bund mit dem Volksthümlichen, wie es sich dem phantastisch-mythologischen Trieb aller Naturreligionen, im antiken wie im germanischen Volksglauben, ausspricht. Und es ist, als ob das Weib der Natur näher, mit ihr auf vertrauterem Fuße stände. Die weibliche Natur bedarf nicht der mannigfachen Vermittlungen, die den männlichen Geist für die Erkenntniß fördern, in der poetischen Imagination aber hemmen. Dagegen ist unsere Dichterin, wie ihrem Wesen überhaupt eine Ader männlichen Geistes beigemischt scheint, recht eigentlich in einem Mittelgebiet zu Hause. Die Geheimnisse des Naturlebens quälen und beunruhigen sie, sie grübelt und brütet über ihren Wundern und schwindelnden Tiefen, sie ringt gegen die gewaltige Naturmacht, die alpartig auf ihr liegt; sie schwankt zwischen phantastischen Träumen und selbstquälerischer Skepsis. Ja grade die dämonische Nachtseite, das unheimliche Grauen fesselt sie. Die poetische That wird ihr nicht immer zum Befreiungs- und Heilungsproceß, in einzelnen Liedern dunkeln noch die krankhaften Schatten nach. Wo sich diese Naturbetrachtung an einen bestimmten Volksglauben anschließt, den sie eben nur dolmetscht, wie z. B. in dem Gedicht „Der Knabe im Moor," einem Gegenstück zu Goethe's „Erlkönig" oder dem „Haidemann," da sprechen uns diese Stimmungsbilder aus der Natur, trotz des düstern Hintergrundes und des zweifelhaften Halbdunkels, im hohen Grade an; es sind plastisch abgerundete Meisterstücke. Wo aber das eigene Brüten über den Räthseln der Ausgangspunkt des Bildes ist, wie in der „Mergelgrube" oder den „Krähen", da flackert mit dem Irrlicht des Inhalts auch die Form unstät hin und her.

Neben die Natur stellt sich für ihr poetisches Interesse die Geschichte und Sage. Sie war eine selten begabte Erzählerin, wie mündlich so im Dichten. Und von dem Sinn und Blick für die Geschichte in ihr, dem Kinde einer historisch gestimmten Familie, Landschaft und Zeit sprachen wir oben. Theils haben wir kleinere Geschichtsbilder in Balladenform, theils episch gehaltene größere Gedichte von ihrer Hand. Grade die letzteren sind die frühest entstandenen. Schon hierin zeigt sich ein besonderer Beruf für dies Feld. Und in der That kommen grade auf diesem Gebiet die Vorzüge ihrer Muse zu glänzendster Bethätigung. Man lese z. B. die poetische Erzählung „Der Geierpfiff." Die Räuberbande rüstet und vertheilt sich, von ihrem Hauptmann instruirt, zum Empfang des Schlachtopfers, der schon signalisirten Kutsche mit dem reichen Kaufherrn. Naht Gefahr in Gestalt von Landdragonern oder andern Dienern der Gerechtigkeit, so soll der Lämmergeierpfiff das Zeichen zum Rückzug geben. Der schlimme Rieder, der „Höllenbrand" faßt Posto an der Felsenklippe, hinter der, von ihm ungesehen, ein Landmädchen Mittagsruhe hält. Der Wagen naht, da fährt ein wirklicher Lämmergeier schreiend durch die Luft und Mädchen und Kutsche sind gerettet. Der Contrast des Räubers, der sprungbereit seine Beute erlauert, und der keine Gefahr ahnenden Maid, zwischen der blutigen Schuld und der ahnungslosen Unschuld, ist an sich so spannend und in der Form so lebendig-drastisch behandelt, wie es nur der höchsten Meisterschaft glücken mag.

Ja lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit,
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken, frisch gedrungen,
Du denkst, die Centifolie ist
Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
All überall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Minuten, wo sie sann,
Pulsiren ließ die heißen Glieder;
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;
Der Ephen schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt:
Da unterm Dache lagert sie,
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und wieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie Rabenfittiges Gewand.
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Mieder;
Doch unbeweglich, gleich dem Stein,
Steht hinterm Block der wilde Rieder.

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff;

Doch ihres heißen Odems Zug,
Sammtes Hauch glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thimianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert sie und die Gefahr
Wächst von Secunde zu Secunde.

Der Stoff dieser Erzählung ist der Gegenwart und offenbar dem Alpenlande entnommen. Meist sind aber die Geschichten und Sagen, die sie behandelt, dem Boden der Heimat entsprungen. Mehrere sind eigens für L. Schückings Buch über Westfalen geschrieben. Gewisse Grund- und Familienzüge gehen durch fast alle hindurch.

Sie zieht die Sage der Geschichte vor. Begreiflich, weil an jener die Volksphantasie schon vorgearbeitet und gleichsam mitgedichtet hat. Die Perlen dürfen vom Dichter nur gefaßt werden. Auch lebt die Sage viel lebendiger in der Tradition fort.

Eine fast krankhafte Vorliebe zeigt sie auch hier für die dämonische Nachtseite, in dem Elemente des Grauenhaften, Modernden, Gespenstischen fühlt sich ihre Poesie am wohlsten. Es ist auch das nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes in ihr. Ihr eigenes Seelenleben war diesem dunklen Zwischengebiet zugewandt, sie selbst glaubte sich im Besitz jenes im Münsterland so heimischen Vorschauersinns, in den Gedanken des Todes war sie gern und ganz zu Hause. Man kann sagen, die Dichterin selbst ist persönlich zu sehr betheiligt und afficirt, ihre geängstete Seele steht zu stark unter dem Bann des Grauenhaften, um einen reinen poetischen Genuß hervorbringen zu können. Aber dies Grauen weiß sie dem Leser mit eindringlichster Gewalt einzuhauchen. Gerade durch diese plastische Kraft der Darstellung, der das frappanteste Bild und die lebhafteste Farbe zu Gebote steht, tritt das Gebild des Schattenreichs und der Dämmerwelt in besonders grelles Licht. Die Dichtung zieht es aus dem Dunkel an den Tag, sie citirt die Geister, die Gespenster gewinnen reale Existenz und der Leser fängt mit der Dichterin an, daran zu glauben. Aber wohl wird ihm nicht dabei. Und die Dichterin? — Es sind wohl besonders solche Seelenerfahrungen und deren Abglanz in der Dichtung, an die sie in dem schönen Gedicht „Der Dichter" denkt, von dem inneren Leiden des Poeten redend:

Meint ihr, das Wetter zünde nicht?
Meint ihr, der Sturm erschüttre nicht?
Meint ihr, die Thräne brenne nicht?
Meint ihr, die Dornen stechen nicht?
Ja eine Lamp' hat er entfacht,
Die nur das Mark ihm siedend macht;
In Perlen fischt er und Juwele,
Die kosten nichts — als seine Seele.

Unter den vier größeren, zum Theil an die Epopöe reichenden Dichtungen ragt das vaterländische Geschichtsbild, die Schlacht im Loenerbruch weit hervor, ein Bild auch reich an Blut, Graus und Schrecken. Wir staunen den Frauengeist an, der solchen Griffel führt. Das Verständniß der Geschichte im großen Stil, in ihren treibenden Kräften und Bewegungsgesetzen, und wieder der psychologische Scharf- und Tiefblick, der das innere Leben des Helden, des „tollen Herzogs" Christian von Braunschweig so treffend charakterisirt, mehr durch Züge und Bilder, als durch Urtheile — all das ist ungewöhnlich. Doch ist das Gedicht zu chaotisch und mehr in Einzelheiten groß und schön, als im ganzen befriedigend. Der weiblichen Hand versagte doch so sprödem Stoff gegenüber zuletzt die gestaltende Kraft. Das Grundgebrechen liegt eben schon in der Wahl des Stoffes selbst, es ist keine historische Hauptgestalt, an der sich die Dichterin recht erwärmen, für die sie sich begeistern könnte. Eine Zeit voll Unglück und Ruinen und nirgends ein persönlicher Gegensatz, an dem sich das Gefühl aufrichtet.

(Schluß folgt.)

Der Fund eines Kleinodes auf dem Sinai.

Von Constantin Tischendorf.

(Schluß.)

Nach der Heimkehr ins Vaterland ließ mich die Dankbarkeit meine reiche Handschriftensammlung der sächsischen Regierung gegen Deckung gebliebener Reiseschulden abtreten, darunter auch die drei und vierzig uralten Bibelblätter, die ich zu einem bleibenden Ausdruck der Pietät nach meinem königlichen Beschützer als Codex Friderico-Augustanus benannte und 1846 in einer facsimilirten Prachtausgabe veröffentlichte. Woher diese Blätter stammten, das bewahrte ich als mein Geheimniß; die beabsichtigte Erwerbung der zurückgelassenen Fragmente machte mir dies zur Pflicht; nur deutete ich in mehreren Schriften die mir geglückte weitere Entdeckung an. Ich unterließ nicht, namentlich durch einen mir am Hofe des Vicekönigs von Aegypten gewordenen einflußreichen Freund *), Schritte zur Heimholung der kostbaren Blätter zu thun; bald aber erfuhr ich durch ihn, daß man im Kloster seit meinem Weggange gar wohl den hohen Werth derselben kenne und daß daher auf ihre Erwerbung nicht zu hoffen sei.

Deshalb entschloß ich mich 1853 nochmals selbst nach dem Sinai zu reisen; ich wollte die Urkunde an Ort und Stelle wenigstens ganz abschreiben und aus der Abschrift veröffentlichen. Bei dieser zweiten Anwesenheit im Orient war ich wohl noch glücklicher als früher in der Auffindung wichtiger alter Handschriften — sie schmücken jetzt die Bibliotheken von Leipzig, London, Oxford und Petersburg — aber vom gesuchten Schatze fand ich nur eine seltsame schmerzliche Spur. In einer anderen Handschrift des Sinaiklosters fand sich nämlich ein kleiner abgerissener Fetzen, etwa der zwanzigste Theil eines ganzen Blattes aus dem 1. Buche Mosis, wie ein Unglücksbote vom Untergange des Ganzen vor. Wohin die Blätter vom Jahre 1844 gekommen seien, wußte mir niemand zu sagen. Ich schloß daraus, daß sie durch andere Hände bereits nach Europa gekommen seien, und benutzte die Herausgabe eines neuen dokumentlichen Bibelwerks, um öffentlich zu erklären, daß ich die Ehre der Entdeckung jener Blätter, wohin sie auch gekommen sein möchten, nachdem ich sie aus dem verhängnißvollen Korbe hervorgezogen, für mich in Anspruch nehmen müsse. Zur Beglaubigung dieser Prätension gab ich den gesammten Inhalt der Fragmente an; ich konnte sogar den Text einer ganzen Seite beifügen, den ich schon 1844 im Kloster abgeschrieben.

Nichtsdestoweniger regte sich von keiner Seite der gemuthmaßte zweite Finder. Mich aber zog es aus allen Arbeiten der Heimat — gerade damals war die 7. Auflage meines Neuen Testaments, eine dreijährige Arbeit, auszuführen — von neuem ins Morgenland. Ich führte einen alten Wunsch aus, indem ich mich mit dem Anerbieten einer Bereisung der orientalischen Klöster auf Kosten des Kaisers von Rußland nach Petersburg wandte. Die Sympathie, die dieses Unternehmen beim gelehrten Unterrichtsminister von Noroff, sowie beim damaligen Erzieher des Thronfolgers, Theodor von Grimm, und durch ihre Vermittlung in der kaiserlichen Familie selbst fand, trug den Sieg über lautgewordene Gegensätze davon, und so geschah es, daß ich in den ersten Jännertagen des Jahres 1859 zum dritten Male in den Orient aufbrach, betraut mit der gewünschten russischen Mission.

Schon am letzten Januar traf ich am Sinai ein; dorthin zog mich's mit geheimnißvoller Gewalt. Ich hatte hier mehrere Tage meiner Aufgabe zu genügen gesucht, und am Morgen des 4. Februar ließ ich meinem Beduinenschech in die Wüste melden, daß ich ihn mit seinen Kameelen am 7. früh behufs der Rückreise erwartete. Am Nachmittage des 4. hatte ich bei einem Ausfluge in die Umgegend den Ikonom des Klosters zum Begleiter. Wir unterhielten uns unter anderem vom griechischen Alten Testamente, von dem sich mehrere Exemplare unter meinen Geschenken an die Klosterbrüder

*) Es ist der damalige Leibarzt des Vicekönigs und gegenwärtige Präsident der ethnographischen Gesellschaft zu Paris, D. Pruner-Bey, ein Mann von eben so edlem Charakter als immensem Wissen und Scharfsinn.

befunden hatten. Als wir nach Anbruch der Dämmerung wieder ins Kloster eintraten, lud mich der Ikonom zu einer Erquickung in seine Zelle ein. Mehrere Brüder gesellten sich zu uns, und der vortreffliche Dattelwein mit dem Mandelbrote des Feiranthals stand vor uns auf dem Tische. Da äußerte plötzlich der Ikonom: Hier hab' auch ich ein griechisches Altes Testament. Er holte aus einer Ecke des Zimmers ein in ein rothes Tuch eingeschlagenes Manuscript herbei und legte es vor mich hin. Ich öffnete das zugeknüpfte Tuch und fand darin meine uralten Bibelfragmente vom Jahre 1844 und zwar in der ansehnlichsten Vermehrung vor. Mein Erstaunen war das größte, das sich denken läßt. Ein flüchtiges Durchblättern bewies mir sogleich, daß das ganze Neue Testament darin war; der Barnabasbrief lag zuletzt, er mußte mir sofort auch in die Augen fallen. Ich bat, den Schatz auf mein Zimmer tragen zu dürfen; dort erst konnt' ich mich dem Eindrucke einer Fügung überlassen, die in Wahrheit über Bitten und Verstehen ging. Ich übersah den Inhalt: es war fast die Hälfte des Alten Testaments, nämlich nebst einigen historischen Büchern alle poetischen und die meisten Propheten; dazu das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke, wohl aber noch vermehrt, gemäß dem weiteren Kanon des dritten und angehenden vierten Jahrhunderts, mit dem ganzen Barnabas und einem Drittheile vom Hirten des Hermas. Ich war aufs tiefste ergriffen, meine kühnsten Hoffnungen waren weit übertroffen. Die 346 Blätter, die vor mir lagen, führten der christlichen Wissenschaft einen urkundlichen Schatz zu, dessen Größe, dessen Bedeutung keiner von allen übertraf, die im Laufe der letzten Jahrhunderte ein glücklicher Finger aus den alten Bücherkammern hervorgezogen.

Die kühle Nacht lockte eben nicht an den Arbeitstisch, doch war's mir nicht möglich zu schlafen, und ich setzte mich daran, den Brief des Barnabas abzuschreiben, dessen ersten Theil die christliche Literatur bis dahin nur in sehr unvollkommener altlateinischer Uebersetzung besaß. Am frühen Morgen des folgenden Tages rief ich den Ikonom zu mir, um über die Handschrift Rücksprache zu nehmen. Da der Prior des Klosters zwei Tage vorher in Folge des Todes des hundertjährigen Erzbischofs nach Kairo geeilt war, so beschloß ich meinerseits gleichfalls dorthin zu eilen, um von den Klostervorständen einen Befehl zur Verabfolgung des Originals nach Kairo auszuwirken, wo ich mich unverweilt an die Abschrift der 120,000 Textzeilen setzen wollte. Alles ging nach Wunsch. Den 13. Februar kurz vor Mitternacht traf ich in Kairo ein; den 14. früh begab ich mich ins Kairiner Mutterkloster der Sinaiten, und noch desselben Tags ging ein Eilbote zu Dromedar nach dem Sinai zur Heimholung der Sinaibibel ab. Mit unglaublicher Schnelligkeit löste derselbe seine Aufgabe; denn schon am 23. war er mit dem Kleinod zurück, und am 24. früh wurde es behufs genauer Abschrift von den Prioren in meine Hände gelegt.

Während der Abschrift und meines daran sich knüpfenden Verkehrs mit den Brüdern legte ich den letzteren den Gedanken nahe, mit ihrer unvergleichlichen Handschrift dem kaiserlichen Hort und Schutz der orthodoxen Kirche, in dessen Auftrag ich reiste, ein Geschenk zu machen. Der Gedanke fand die beste Aufnahme. Freilich gerieth bald darauf die Brüderschaft in eine mißliche Lage; der Patriarch von Jerusalem erhob gegen die Neuwahl ihres Erzbischofs den größten Widerspruch, und ohne Erzbischof konnte sie über ein solches Geschenk an den Kaiser nicht endgiltig beschließen. Diese Verwicklung, die immer unlösbarer wurde, führte mich im Interesse des Klosters wie in meinem eigenen nach Constantinopel, wo ich den russischen Gesandten für die nachdrücklichste Vertretung des Klosters bei der Hohen Pforte zu gewinnen suchte. Aber bevor noch die gute Frucht dieser Schritte wirklich gereift war, gelang mir die Erreichung meines eigenen Ziels, soweit es nur die Verhältnisse gestatteten. Nachdem ich am 27. September von Constantinopel nach Aegypten zurückgekehrt war, übergaben mir die versammelten Sinai-Vorstände am 28. früh mit dem edelsten Vertrauen die Sinaibibel, um sie schon vorläufig nach Petersburg zu überbringen und unter genauester Wiedergabe der alten ehrwürdigen Schriftzüge zum Gemeingut der christlichen Wissenschaft zu machen.

Ich hatte die Genugthuung, schon im Jahre 1862 das aus 4 Foliobänden bestehende Werk zu vollenden und mit seinem Erscheinen, nach dem Wunsche des erleuchteten Kaisers, das große Jubeljahr der russischen Monarchie zu verherrlichen. Seitdem schmückt es, meistentheils als eine Ehrengabe Alexanders II., die großen Bibliotheken der christlichen Welt, und hat auch begonnen auf die Wissenschaft des heiligen Textes einen epochemachenden Einfluß auszuüben.

Worin dieser epochemachende Einfluß bestehe, darüber werden mir die geehrten Leser noch eine Auskunft abverlangen. Ich darf sie nicht schuldig bleiben, wenn ich mich auch auf möglichste Kürze beschränken werde.

Das Neue Testament, um von diesem allein zu reden, wurde im griechischen Originaltexte zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Spanien und in der Schweiz nach einigen Handschriften, wie sie eben vorlagen, in den Druck gegeben. Dieser griechische Text, der auch die Grundlage der Lutherischen Uebersetzung bildete, ist der Hauptsache nach derselbe, der viele Jahrhunderte lang während des Mittelalters in weiter Verbreitung war. Einige griechische, mehr als tausendjährige Handschriften aber, die seit dem 16. Jahrhundert bekannt wurden, stellen eine nicht geringe Verschiedenheit von diesem Texte dar und befinden sich dabei in Uebereinstimmung mit dem Texte der ältesten Uebersetzungen, die in Aegypten, in Syrien, in der lateinischen Kirche Afrikas und anderwärts während der ersten 3 oder 4 Jahrhunderte angefertigt wurden. Es treten dazu auch noch zahlreiche Schriftzeugnisse aus den Werken der Kirchenväter derselben Zeit. Ist es nun nicht wissenschaftlich geboten, diesen älteren Text gegen den verbreiteten neueren zur Geltung zu bringen? Wir glauben, daran lasse sich nur aus Unkenntniß des Thatbestands, aus Liebe zur Bequemlichkeit, aus Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit oder gar aus Furcht vor derselben zweifeln. Allein die Rückführung zum ältesten und beglaubigtesten Texte ist nicht so einfach und leicht; denn unter den angedeuteten Handschriften vom höchsten Alter findet selbst wieder manche Verschiedenheit statt. Bei den Versuchen einer Textreform, die in den letzten drei Jahrzehnten wirklich gemacht wurden, wogen diese Verschiedenheiten um so schwerer, je geringer die Zahl der maßgebenden Urkunden und je beschränkter ihr Umfang war. Denn nur drei unter ihnen, muthmaßlich dem vierten und fünften Jahrhundert angehörig, verbreiten sich über das ganze Neue Testament, selbst diese drei aber leiden an beträchtlichen Lücken.

Da trat nun plötzlich ein im höchsten Grade ebenbürtiger Träger des ältesten Schrifttextes an ihre Seite. Gegenüber ihrer Lückenhaftigkeit ist er allein vollständig, und zugleich, was das überraschendste Zusammentreffen äußerer und innerer Beweise entscheidet, ist er noch älter als alle drei. Die Sinai-Handschrift weist sich als einen Zeitgenossen des Eusebius und des ersten christlichen Kaisers aus, und, was noch über diesen Altersvorzug hinausreicht, der Text, den sie bietet, läßt sich durch viele den Zweifel geradezu ausschließende Beweise als derjenige darthun, der in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts

Probe des aufgefundenen Sinaitextes.

ΑΡΧΗΤΟΥΕΥΑΓΓΕΛΙ
ΟΥΙΥΧΥΚΑΘΩϹΓΕ
ΓΡΑΠΤΑΙΕΝΤΩΗϹΑ
ΙΑΤΩΠΡΟΦΗΤΗ
ΙΔΟΥΕΓΩΑΠΟϹΤΕ
ΛΩΤΟΝΑΓΓΕΛΟΝΜΟΥ
ΠΡΟΠΡΟϹΩΠΟΥϹΟΥ
ΟϹΚΑΤΑϹΚΕΥΑϹΕΙ
ΤΗΝΟΔΟΝϹΟΥ

Evangelium Marci 1, 1 ff.

Ω
ΚΑΙΕΓΕΝΕΤΟΕΝΕΚΙ
ΝΑΙϹΤΑΙϹΗΜΕΡΑΙϹ
ΗΛΘΕΝΙϹΑΠΟΝΑΖΑ
ΡΕΤΤΗϹΓΑΛΙΛΑΙΑϹ
ΚΑΙΕΒΑΠΤΙϹΘΗΕΙϹ
ΤΟΝΙΟΡΔΑΝΗΝΥΠΟ
ΙΩΑΝΝΟΥΚΑΙΕΥΘΥϹ
ΑΝΑΒΕΝΩΝΕΚΤΟΥ

Evangelium Marci 1, 7. 8.

eine weite Verbreitung in der Kirche genossen. Was ist das für eine Errungenschaft für die Bestätigung wie für die Herstellung des wahren ursprünglichen Aposteltextes. Zugleich führt uns dieselbe Urkunde aber auch zu der Ueberzeugung, daß schon vor der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts der heilige Text das wichtigste Stadium seiner Geschichte durchlaufen, in Folge dessen sowohl in ihr selber als auch in unseren anderen ältesten Texturkunden gar manche Stelle ihrer ursprünglichen Fassung nach unsicher geworden.

Aus diesen Andeutungen, die freilich noch mancher Vervollständigung bedürftig wären, wird sich abnehmen lassen, daß die ganze Geschichte des heiligen Textes durch die Entdeckung der Sinaibibel ein neues Licht gewonnen, und daß die letztere bei der Wiederherstellung des ältesten, dem eigenen Schriftworte der Apostel möglichst nahestehenden Textes die größte Autorität besitzt. Was aber könnte für die christliche Welt, wir meinen nicht nur für den gelehrten Theologen, von größerer Bedeutung sein, als die Feststellung und, wo sie nöthig ist, die Wiederherstellung des ächten Apostelwortes, jenes Wortes, an welchem mehr göttliche Wahrheit haftet, als an allen Systemen der Weltweisheit.

Uebergehen darf ich hierbei nicht, was ich neulich in meiner Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?“ mit Nachdruck hervorgehoben, daß sich aus der Aufklärung der Sinai-Handschrift über die älteste Textgeschichte ein starker Beweis für die apostolische Abfassung und frühzeitigste Beglaubigung unserer Evangelien ergibt. Unsere Evangelien, also ganz besonders auch das von ungesunder, ungläubiger Kritik neuerdings so heftig angefochtene Evangelium des Johannes, müssen vor der Gestaltung desjenigen Textes, der in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts in Umlauf war, bereits eine erfahrungsreiche Geschichte durchlaufen haben, die uns nothwendig aufs erste Jahrhundert als das ihrer Entstehung zurückführt. Damit harmonirt es, außer anderen wichtigen Thatsachen, vortrefflich, daß schon in den zwei ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts, wie wir gleichfalls erst jetzt aus der Sinai-Urkunde erfahren, im Barnabasbriefe eine Stelle der Evangelien als heiliges Schriftwort angeführt wurde. Es erhellt daraus, daß die Bildung eines heiligen Evangelienkanons, die doch der Abfassung der Evangelien nicht auf dem Fuße folgen konnte, schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vorgelegen.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer. *)

(Fortsetzung.)

Elftes Capitel.

Als Johanna ins Hotel der Fürstin kam, fand sie diese nicht daheim. Sie dankte Gott, schützte Unwohlsein vor, bat sie nicht zu stören und begab sich in ihr Zimmer. So hatte sie die Nacht über Zeit, sich zu äußerer Fassung hindurchzukämpfen.

Kein Schlaf kam in ihre Augen, keine Ruhe in ihr Herz. Sie sträubte sich gegen die Aufgabe, die ihr gestellt worden war, und mußte sich dennoch unterwerfen, mußte das Unrecht thun, obgleich sie das Recht ganz klar erkannte. Wie klein, wie erbärmlich handelte sie, denn es war nicht einmal ein unabweisliches Gebot der Liebe, das sie zu dem Verbrechen des Bruders schweigen ließ; er hatte ihr nie sehr nah gestanden und jetzt — welch eine Kluft lag zwischen ihm und ihr! Aber er war ihr einziger Verwandter, er trug denselben Namen wie sie, seine Schande war die ihrige, in ihm war das Andenken derer beschimpft, die ihm wie ihr das Leben gegeben hatten.

Ein Hauch ihrer Lippen und Richards verdächtigte Ehre war rein vor den Augen der Welt wie vor denen Gottes! Wer weiß, aus welcher Dunkelheit das erlösende Wort ihn herverziehen, wie es sein Leben ändern, welch neues Glück es ihm vielleicht bringen konnte, aber sie war nicht im Stande es auszusprechen. Ihre innerste Seele bäumte sich gegen die Erkenntniß klarer kalter Pflicht, die es ihr gebot, die Bande der Natur zerreißend, als Anklägerin des eignen Bruders aufzutreten.

Wie klein war Johannas Hochmuth, wie wankend ihre Sicherheit, ihr Zutrauen auf sich selbst, wie auf Sand gebaut war es! Wie hatte sie auf ihr Tugendbewußtsein, auf ihre Rechtsbegriffe getrotzt, wie hoch sich über die Versuchung gestellt. Nun trat diese an sie heran, nun sagte ihr das Gewissen: du weißt was recht ist, thu es, aber das Herz schrie dagegen: thu es nicht! und sie folgte dem Herzen.

„Herr Gott, vergib mir, ich kann nicht anders!“ flehte sie wieder und wieder. „Du siehst weiter als Menschenblicke reichen, Deine Gerechtigkeit ist eine andere, als die der Menschen, Du hast die Geschwisterbande geknüpft, an denen ich mich jetzt versündigen soll, hilf mir das Rechte thun, vergib es mir, wenn ich das Unrechte wähle! Zu Deinen Füßen werfe ich mich, nur mit Dir will ich's zu thun haben, Du kennst besser als ich selbst die Gründe meines Thuns, richte, strafe, rette Du!“

O wie klein fühlt sich der Mensch, stellt er sich Gott unmittelbar gegenüber, wie klein und doch wie geborgen, wie sicher in seinem Schutz und Schirm, wie getrost in dem Gedanken, der höchsten Gerechtigkeit, der größten Milde unterworfen zu sein. Eine solche Hingabe an ein Gottesurtheil, wie demüthig macht es das Herz auch den Menschen gegenüber, denn jede Ueberhebung muß schwinden.

Es hat jeder zu bitten: Führe mich nicht in Versuchung!

Wie hatte sie gelächelt, als Richard das warnende Wort gesprochen und wie tief empfand sie jetzt die Wahrheit desselben.

Sie hatte nichts von allem vergessen, was Richard an jenem verhängnißvollen Abend gesagt, aber erst jetzt ging ihr das Verständniß auf und sie begriff die Milde, die Demuth, die wahrhaft christliche Gesinnung, die seinem Denken und Empfinden zum Grunde lag. Wie viel besser war er als sie und wie glücklich machte sie dies Bewußtsein trotz des niederdrückenden Kummers, dessen Beute sie war, viel glücklicher als sie sich jemals gefühlt, wenn ihr aus der trüben Flut der verachteten Sünden anderer das eigne Bild rein und unbefleckt entgegengeschaut.

In diesen Gedanken, diesen Kämpfen verging die Nacht, ohne Schlaf, ohne Ruhe, aber nicht ohne Segen, brach auch erst nur ein schwacher Strahl desselben durch die verfinsterte Himmelsdecke.

Ihr blasses Aussehen am nächsten Morgen fiel freilich der Fürstin auf und sie fragte freundlich nach ihrem Befinden und ob sie im Stande sein würde zu reisen, denn sie habe eine Botschaft erhalten, die es wünschenswerth mache, die Abreise zu beschleunigen.

Johanna dankte im Stillen Gott dafür. Sie erklärte sich vollständig wohl genug, die Reise antreten zu können.

Auch unterwegs hatte sie volle Zeit ihren Gedanken nachhängen zu können, denn auch die Fürstin war nachdenkend und schweigsam.

Die Stimmung blieb, als sie im Schloß angekommen und dringende Geschäfte, die sie dort empfingen, die gewohnte Tagesordnung unterbrachen. Aber so eingenommen sie auch schien, verlor sie doch nicht den Blick für ihre Umgebung. Johannas leidendes Aussehn, ihre nervöse Reizbarkeit trotz der sichtlichsten Mühe sie zu bekämpfen, entgingen ihr nicht.

„Warten Sie nur ein Paar Tage, dann nehme ich Sie in die Cur,“ sagte sie freundlich zu ihr.

Die Tage vergingen mit geisttödtender Langsamkeit. Obgleich erst drei seit ihrer Rückkehr verstrichen, meinte sie doch, sie sei mindestens zehn Jahr älter in der Zeit geworden.

Der Hofrath ließ sich wenig blicken, auch er hatte zu thun. Er bereitete sich vor, seine Entlassung zu fordern; sie hatte ihm die Frist gestellt, diese war kaum zur Hälfte verronnen, und sie machte sich schon Vorwürfe, daß sie ihm so viel Zeit gelassen.

Ihn zu sehen, dieselbe Luft mit ihm zu athmen war ihr eine Pein, und wäre es ihr nicht so schrecklich gewesen, sich noch größerer Aufmerksamkeit und einer specielleren Sorge auszusetzen, sie hätte sich krank gemeldet und auf ihr Zimmer zurückgezogen, bis er fort

*) Den neueingetretenen Abonnenten zur Nachricht, daß ihnen das vorhergehende Quartal, welches den größeren Theil obiger Novelle enthält, jederzeit für 15 Sgr. zur Verfügung steht. Jede Buchhandlung besorgt dasselbe, wo eine solche nicht zugänglich, expediren wir direkt auf frankirte Bestellung per Nachnahme.

war. Aber sie scheute die Theilnahme, die Fragen, sie scheute es hauptsächlich, irgend eine Handlung der Güte gegen sich hervorzurufen. Sie war so innerlich zerbrochen, so weich durch und durch, daß die Thränen immer dicht hinter den Augenhöhlen standen; sie scheute alles, was sie zum Ueberfließen bringen konnte. Sie wollte hart sein, sie mußte es lernen sich zu verstellen, die Wahrheit zu verbergen. Sie meinte, das sei hier so gut wie lügen und eine Lüge bleibt nie vereinzelt, die erste zieht die andere nach sich und eine solche Lüge, ob freiwillig oder nicht, mit tausend andern, gegen die sich die Seele gleichfalls sträubt, deckt man sie zu.

Am Morgen des fünften Tages, den sie in diesem qualvollen Zustand verlebt, wurde sie zur Fürstin gerufen. Die Kammerfrau derselben, die ihr die Nachricht brachte, sah ganz verstört aus.

Während sie das junge Mädchen über den Korridor geleitete, flüsterte sie ihr die Gerüchte zu, die im Schlosse umgingen.

Der Hofrath war fort, heimlich fort. Schon seit einiger Zeit sei Verdacht gegen ihn, aber es habe doch keiner etwas Rechtes gegen ihn zu sagen gewußt. Nun komme es zu Tage. Betrügereien, Unterschlagung großer Summen, gefälschte Unterschriften.

Johannas Kniee bebten und ihr Herz schlug fast hörbar, als sie das Zimmer der Fürstin betrat. Sie zitterte für ihren Bruder; um seinet-, um der gefürchteten Schande willen, sandte sie ein Stoßgebet zum Himmel, den Flüchtigen vor Verfolgung zu schützen.

Die Fürstin war allein; sie saß vor ihrem mit Papieren bedeckten Tisch, den Kopf in die Hand gestützt.

Sie winkte Johanna sich zu setzen und sagte dann mit etwas strengerem Ton als gewöhnlich:

„Ich sprach neulich im Vertrauen zu Ihnen von einem Verdacht in Betreff des Hofrath Braun. Haben Sie ihm davon Mittheilung gemacht?" — „Ja," sagte Johanna leise aber fest.

„Weshalb?" fragte die Fürstin.

„Aus Unbedachtsamkeit," lautete die Antwort.

„Wissen Sie die Folge Ihrer Unbedachtsamkeit?" fuhr die Fürstin fort. „Sie haben einem Verbrecher fortgeholfen, den Schaden, den er mir durch jahrelange Veruntreuungen zugefügt, noch vergrößert, denn die Mittel zu seiner Flucht nahm er aus meiner Kasse. Es ist gleich, in welcher Weise ich den Fälschungen auf die Spur kam, die er mit einer Frechheit sondergleichen verübt, aber als ich es Ihnen sagte, war ich meiner Sache gewiß genug, um bald auf unwiderlegliche Ueberzeugung rechnen zu können. Sie haben mich nun außer Stand gesetzt, sowohl ihn zur Strafe zu ziehen, als auch seine Helfershelfer herauszufinden!"

„Gottlob!" rief Johanna unwillkürlich aus.

Die Fürstin sah sie mit dem höchsten Erstaunen an. Plötzlich stand sie auf und trat auf Johanna zu.

„Sagen Sie, Kind!" fragte sie in einem Ton, der tiefe Betroffenheit verrieth, „sagen Sie um Gotteswillen, sind Sie so unglücklich, lieben Sie den Mann?"

„Ich verabscheue ihn!" rief Johanna ohne sich zu besinnen.

„Nun, dann versteh's einer!" fuhr die Fürstin fort. „Unbesonnen sind Sie, das weiß ich, aber zu dieser Unbesonnenheit ist mir doch kein Grund denkbar. Sie werden mir erzählen, wie es kam, was Sie sich dabei dachten."

„Ich kann nicht," sagte Johanna schmerzlich.

Sie können nicht?" wiederholte die Fürstin. „Nun, es kann nur in einer Weise zusammenhängen. Sie sind natürlich wieder die Klügste gewesen, Ihre Menschenkenntniß überwog die meine. Nach Ihrer Meinung hatte ich dem Mann Unrecht gethan und Ihr falscher Eifer, sich unschuldig Geschmähter anzunehmen, trieb Sie zu dieser unbegreiflichen Indiskretion! Habe ich Recht, war es so? Die Wahrheit!"

„Nein, Durchlaucht, so war es nicht," sagte Johanna, „als ich es ihm sagte, wußte ich genau, daß er die Betrügereien verübt hatte."

„So war es also Ihr Wunsch, daß er sich der Untersuchung, der Strafe entzog?" — „Gott wird ihn strafen!" sagte Johanna.

„Und Sie stellen sich einstweilen an Gottes Statt hin und greifen eigenmächtig in die menschliche Justiz ein. Das ist zu viel! Solche Eigenmächtigkeiten, solch unmotivirtes, tolles Beginnen kann ich in meiner nächsten Umgebung nicht dulden," sagte die Fürstin sehr streng.

Johanna zuckte zusammen, aber sie sagte kein Wort, aus ihren Zügen sprach nichts als kummervolle Ergebung.

Die Fürstin sah sie kopfschüttelnd an, auf einmal trat sie ihr näher und faßte sie bei der Hand.

„Ich habe Sie lieb, ich bin Ihre Freundin," sagte sie unendlich freundlich, „Sie haben ein Geheimniß, das Ihre Ruhe stört, das die Reinheit Ihres Gewissens trübt, wollen Sie es mir nicht anvertrauen?"

Sie hielt inne, Johanna rang die Hände.

„Ich kann es nicht sagen, ich kann nicht!" wiederholte sie.

„Es ist gut, so werden wir uns trennen," entschied die Fürstin. „Gegenseitiges Vertrauen führte uns zusammen, was uns trennt, wissen Sie. Ich bin selbst nicht so vollkommen, daß ich nicht Unrecht verzeihen könnte, aber ich muß es sehen. Was im Dunkeln schleicht, dulde ich nicht um mich, wenn ich es hindern kann!"

Aus Johannas Augen tropften die Thränen langsam hernieder.

„Ich habe Unrecht gethan," sagte sie, „verzeihen mir Ew. Durchlaucht. Ich verdiene es, daß Sie mich strafend von sich weisen, ich muß es tragen!"

„Nun wird sie noch demüthig, als ob sie das vollste Recht hätte!" rief die Fürstin unwillkürlich aus.

„Nein, das habe ich nicht," sagte Johanna fest, „aber wenn Ew. Durchlaucht in meine Seele sehen könnten, wie der liebe Gott es thut, Sie würden mich nicht ohne Verzeihung, Sie würden mich nicht im Zorn gehen lassen, Sie würden sogar sagen: An Deiner Stelle hätte ich gehandelt wie Du."

„Ich bin gar nicht zornig, ich bin nur sehr betrübt," versicherte die Fürstin, die letzten Worte überhörend.

„Und ich erst!" sagte Johanna naiv.

„Sie allein können's ändern, ein Wort! —"

Johanna verharrte in ihrer demüthigen Stellung, aber sie schwieg, die Fürstin wendete sich achselzuckend ab.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte sie nach einer Weile. „Ich habe nicht die Absicht, Sie in die Welt hinauszustoßen, Sie etwa gar zu veranlassen, Ihre fabelhaften Beziehungen zum Hofrath —"

Johanna ließ sie nicht ausreden, die Indignation über diese Zumuthung war zu groß, der Zorn riß die Schranken der Schicklichkeit rücksichtslos um.

„Durchlaucht, eher ins Wasser, eher in die Hölle, lieber betteln und hungern, als Gemeinschaft mit ihm!" rief sie außer sich.

„Nun, das ist wenigstens ein rechtschaffener Abscheu," sagte die Fürstin, „aber er löst mir das Räthsel, verringert meine Besorgnisse nicht. Er hat Ihr Zutrauen getäuscht, das ist klar; daß er so weit auf dasselbe bauen konnte, Sie zur Mitwisserin seiner Bubenstreiche zu machen, begreife ich nicht, aber auch die Klügsten sind oft dumm und seine Augen waren durch Verliebtheit verblendet. Sie sind so arglos, Sie sind möglicherweise in seine Schlingen gegangen. Er hat sich Ihres Stillschweigens versichert, er hat Ihr Wort, Sie wollen es nicht brechen. Ich sage Ihnen aber, Sie sind ein kindisches, unverständiges, unmündiges Ding und ich habe das Recht, die Pflicht, Sie von Ihrem leichtsinnig gegebenen Wort zu entbinden, um Ihres eignen Wohls willen, denn die Neugier hat wahrlich nichts damit zu thun!"

„Ich habe ihm kein Wort gegeben, er hat mich nicht in sein Vertrauen gezogen, hat keine Schlinge um mich gelegt, aber schweigen muß ich doch, erklären kann ich nichts," wiederholte Johanna mit unerschütterlicher Festigkeit.

„Ich bin schuldig und unschuldig zugleich, ich habe nichts Unrechtes gewollt, aber ich habe es gethan. Ich verdiene das Vertrauen Ew. Durchlaucht nicht mehr und weiß doch, daß ich eigentlich nichts gethan habe es zu verscherzen. Der Schein ist gegen mich, in meinen Antworten widerspricht eine der andern und doch sind sie wahr. Ich kann nicht verlangen, daß man mir glaubt und kann doch an nichts anderes appelliren, als an den Glauben. Ich habe Ew. Durchlaucht verrathen und bin doch keines niedrigen Verrathes fähig. Muß ich auch leider die Wahrheit verschweigen, spreche ich doch wissentlich keine Lüge aus!"

Ein minutenlanges Schweigen folgte. Die Fürstin war ans Fenster getreten und sah sinnend auf die grünen Bäume des Parkes.

„Was werden Sie thun, wo werden Sie hin, soll ich Sie zu Ihren Verwandten schicken?" fragte sie plötzlich.

„Ich werde zu meinem Bruder," erklärte Johanna.

„Zu dem verdrießlichen, mißgünstigen alten Junggesellen?" fragte die Fürstin.

„Es ist nicht so schlimm, wie ich es in meinem Uebermuth ge-

schildert," sagte Johanna, „er ist wohl fünfzehn Jahr älter als ich, und das war vor einigen Tagen noch sehr viel, jetzt kommt mir der Unterschied gering vor, ich werde nicht zu jung sein, mit ihm in seiner Weise zu leben."

„Wenn er nicht älter ist, kann er auch alle Tage heirathen, dann sind Sie wieder nicht am richtigen Platz, und das ist die schlimmste Situation von der Welt," wandte die Fürstin ein.

„Wenn ich das fühle, kann ich wieder gehen! sagte Johanna.

„Sie werden es aber nicht thun, ohne es mir zu sagen, Sie werden mich überhaupt nicht ohne Nachricht lassen, ich will Sie im Auge behalten, scheuen Sie es?"

„Nein," sagte Johanna ohne Besinnen.

Die Fürstin schien noch nicht völlig beruhigt. Es gingen ihr noch mancherlei Erwägungen durch den Kopf, es war deutlich auf dem sprechenden Gesicht zu lesen, ja es war an den ungleichen Schritten zu sehen, mit denen sie das Zimmer durchmaß, während Johanna des Zeichens der Entlassung harrend, ein Bild ruhiger Resignation, ihr mit den Blicken folgte.

„Ich habe mich anders besonnen, Sie sollen weder zum Bruder noch zu fremden Leuten, ich bin dem lieben Gott verantwortlich für Sie, Sie bleiben bei mir!" entschied die Fürstin plötzlich.

„Nicht aus Mitleid, nicht in dem Schatten Ihres Mißtrauens stehend," rief Johanna, „unter diesen Bedingungen nicht!"

„So", sagte die Fürstin in langgedehntem Tone und blieb vor dem Mädchen stehen, das Auge fest auf dasselbe gerichtet mit demselben ernsten forschenden Blick, mit dem sie Johanna damals bei der ersten Begegnung auf der Landstraße gemessen.

Johanna hielt denselben ruhig aus. Er milderte sich; der plötzliche Sonnenschein, der immer über das Gesicht der Fürstin flog, wenn sie zu einem angenehmen Resultat ihres Nachdenkens gelangt war, dies leuchtende Hellwerden der so ernsten und strengen Züge, die dann auf einmal eine so eigenthümliche Schönheit ausstrahlten, lösten auch diesmal den Ausdruck prüfenden Forschens ab, der bald nach außen, bald nach innen gerichtet, doch immer das Gepräge einer nach Wahrheit strebenden kräftigen Seele an sich trug. Ein gutmüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen, ein unbeschreiblich treuherziger Blick strahlte aus dem dunkeln Augenpaar, als sie, dem Mädchen die Hand reichend, mit herzgewinnender Freundlichkeit sagte:

„Bleiben Sie, Trotzkopf, bleiben Sie, ich habe Sie lieb, und mag die Sache nun aussehen, wie sie will, ich will Ihnen vertrauen!"

Mit einem jauchzenden Ruf des Entzückens stürzte Johanna in die Arme der Fürstin, an das mütterliche Herz der hohen Frau.

Sie war nicht verstoßen, das Liebesband zwischen ihrer Beschützerin und ihr nicht zerrissen; sie fand Glauben, wo alles gegen sie, wo sie selbst gegen sich sprach. Das war der Gedanke, der sie über alles Weh hinweg in einen Himmel der Glückseligkeit erhob, ein zweiter niederdrückender folgte: „Ach, hätte ich Richard so geglaubt, ihm, der ein viel größeres Recht hatte, Glauben zu fordern! Schmach über mich, daß ich es nicht gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

Der pneumatische Depeschenverkehr in Berlin.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei!"

Wenn wir aber vor 30 Jahren einem zur Berliner Börse wandernden Kaufmann gesagt hätten, er werde es noch erleben, von seinem Agenten oder einem befreundeten Hause in London, Paris, Wien u. s. w. den dortigen Stand der Curse und die auf seine Speculationen influirenden Ereignisse in der kaufmännischen Welt von demselben Tage noch gleich während der Börsenzeit erfahren und danach operiren zu können, so würde er diese Geschwindigkeit wohl doch für Hexerei, oder uns für Lügner erklärt haben.

Und doch ist es so, und jeder kennt heute das Mittel: den electromagnetischen Telegraphen. Aber die Existenz eines so vortrefflichen Telegraphen allein thut es auch noch nicht, denn nicht jeder, dem er etwas mitzutheilen hat, ist gleich an seinem Drahte zur Stelle.

So mußten in Berlin früher die für die Börse bestimmten und die von dort aufgegebenen Depeschen durch Boten hin und her befördert werden. Vielfache Verzögerung, manche Unregelmäßigkeit entstand natürlich daraus. Deshalb wurde bald in der Börse dicht neben der Halle eine Station errichtet und diese telegraphisch mit der Centralstation verbunden. Es gestaltete sich der Depeschenverkehr nun etwa in folgender Weise. Während der Börsenzeit verband die Centralstation diese Filiale direct mit den Haupthandelsplätzen resp. den Vermittelungsstationen dorthin, ein Verfahren, das dadurch ermöglicht wurde, daß von ersterer mehrere Drahtwege zu den genannten Orten führen. Solcher directen Verbindungen gab es neun. Es konnten von der Börse Depeschen direct nach Stettin, Hamburg, Cöln—Amsterdam—London, Paris, Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau—Wien, Königsberg—Petersburg u. s. w. gesandt, resp. von ihnen empfangen werden. Die große Menge der Orte von geringerer mercantilischer Bedeutung, mit denen jedoch auch ein gewisser Verkehr unterhalten wird, waren somit der Börsenstation nicht direct zugänglich, weil es auf der Centralstation dazu an Verbindungen fehlt.

Diese Depeschen, deren Summa immerhin eine bedeutende ist, mußten also telegraphisch an die Centralstation gegeben und von hier aus von neuem erst an den Bestimmungsort abtelegraphirt werden. Umgekehrt waren die von solchen Orten an die Börse gerichteten Telegramme hier aufzunehmen und der Börse telegraphisch zuzusenden. Dazu kam, daß trotz dieser Vorkehrungen oft die Masse namentlich der abzugebenden Telegramme während der zweistündigen Börsenzeit gar nicht bewältigt werden konnte. An vielen Tagen beläuft sich nämlich die Anzahl der ankommenden und abgehenden Telegramme in Summa auf 600—800 und darüber. Der Reinertrag dieser Station erreicht monatlich eine Höhe von 5000 Rthlr. Da bei der Einnahme nur die abzugebenden Telegramme in Betracht zu ziehen sind, so repräsentirt diese Summe ungefähr eine Menge von 10,000 abgehenden Depeschen. Die Anzahl der ankommenden ist auf eine gleiche zu berechnen. Die in der ersten Stunde nach dem Schluß der Börse noch nicht abgegebenen Depeschen wurden alsdann mit einer Droschke nach der Centralstation befördert und dort nach und nach abtelegraphirt. Alle aus diesem Verfahren entspringenden Uebelstände, als starker Verbrauch an Beamten, Verlust an Zeit für die Beförderung der Telegramme, und besonders die Beschränkung der Centralstation in ihrer Thätigkeit während der Börsenzeit durch Wegnahme von circa neun wichtigen Drähten ist die Veranlassung zu der pneumatischen Verbindung beider Stationen geworden, durch welche jene Uebelstände als gehoben zu betrachten sein dürften. Alle auf der Börse aufgegebenen oder für sie bestimmten Depeschen, werden auf diesem Wege sofort übermittelt, dort abtelegraphirt, resp. hier ausgegeben.

Sonach wäre die Börsenstation als e l e c t r o m a g n e t i s c h e Telegraphenstation a u ß e r — als p n e u m a t i s c h e dagegen i n Thätigkeit gesetzt. Bei dem Mangel an Vertrauen, mit welchem man indessen alle solche Novitäten begrüßt, sind vorläufig noch außer der Localverbindung mit der Centralstation vier der obengenannten Hauptlinien von hier aus im Betriebe. Wie wir hören, soll auch diese Station für die Zukunft mit vollem Tagesdienst dem gesammten Publikum zur Verfügung gestellt werden und liegt der betreffende Antrag dem Ministerium bereits zur Genehmigung vor. Selbstverständlich würde dann die pneumatische Verbindung die Beförderung der Depeschen zu übernehmen haben.

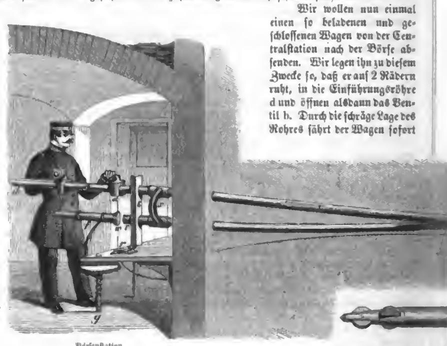
Diese, so viel uns bekannt, e r s t e p n e u m a t i s c h e E i s e n b a h n i m k l e i n e n a u f d e m C o n t i n e n t e ist von den Herren Siemens und Halske angelegt, in der Mitte des November 1865 in Betrieb gesetzt und bis zum 1. Juli 1866 von den genannten Herren garantirt worden.

Wir bitten nunmehr den Leser, uns freundlichst zur näheren Besichtigung der Haupteinrichtungen dieses interessanten, uns neuen Verkehrsmittels, dem auch auf dem Continente eine Zukunft blühen dürfte, zu folgen.

Zwei Räume, der eine im Souterrain der Centralstation, der andere in dem der neuen Börse, sind auf dem Wege durch die Oberwallstraße, quer über die Linden, zwischen dem Zeughause und der Hauptwache hindurch, hinter dem Gießhause vorbei, über die eiserne Brücke, zwischen dem alten und neuen Museum hindurch und unter der neuen Friedrichsbrücke weg, durch 2 dicht nebeneinander herlaufende $2^1/_2$ Zoll starke, schmiedeeiserne Röhren und ein circa $^1/_2$ zölli-

ges Kabel zwischen beiden verbunden. Auf der ganzen, genau 2838 Fuß langen, genannten Strecke liegt dieses System 2—3 Fuß unter der Erde, und tritt nur an der eisernen Brücke, welche zum Durchlaß von Spreekähnen eingerichtet, vertikal geöffnet und geschlossen werden muß, in einem nach oben gerichteten Bogen zu Tage. Die Curven, welche es beschreibt, sind der Länge der durchlaufenden Wagen so entsprechend gewählt, daß sie durchaus keine Veranlassung zum Sitzenbleiben oder zu übermäßig verzögertem Gange derselben geben können. Allein an der ebengenannten Brücke mußte diese Biegung wegen der Kürze der Strecke bei ihrer verhältnißmäßig großen Höhe mit dem kleinsten zulässigen Radius beschrieben werden. Das Kabel ist auf beiden Stationen mit je einem gewöhnlichen Morseapparat und einem Läutewerk mit Selbstunterbrechung verbunden und hat die Bestimmung auf electromagnetischem Wege die nöthige Verständigung für den pneumatischen Verkehr, inclusive der Ankunfts- und Abgangsglockensignale für die einzelnen Wagen zwischen ihnen zu vermitteln. Die Röhren selbst endigen, auf einem eisernen Ständer s ruhend, und etwas nach oben aufsteigend, etwa in der Mitte der Räume und haben an dieser Stelle folgende Einrichtungen. In der Centralstation ist das Rohr I mit einem Rohre h, das Rohr II mit einem Rohre i, seitlich verbunden. Die Röhre h und i führen zu zwei Cylindern von je circa 160 Cubikfuß Inhalt, welche ihrerseits wieder mit einer Dampfmaschine von 3 Pferdekräften in Verbindung stehen. Dampfmaschine und Cylinder befinden sich in einem benachbarten Raume. Auf der Börse sind die Röhre I und II durch ein kurzes Rohr x mit einander verbunden. Die Mündungen von x in I und II sind durch Platten mit circa 120 feinen Löchern fest geschlossen, durch die die Luft jedoch ungehindert circuliren kann. Auf gleiche Art sind die Mündungen von h und i eingerichtet. Beide Röhre sind außerdem über diese Verbindung x weg verlängert und I in v einfach offen, während II mit demselben Verschlusse endigt, mit welchem I auf der Centralstation beginnt. Dieser besteht aus der oben offenen Einführungsröhre d, den beiden Ventilen a und b und der Schleuse c, die bereits ein Stück des geschlossenen Rohres ist. Das Rohr II ist auf der Centralstation durch eine kleine sich nach außen öffnende, gut schließende Doppelthüre e verschlossen.

Die Dampfmaschine wirkt nun als Luftpumpe, sie verdichtet in dem Cylinder, zu welchem das Rohr h führt, die Luft und verdünnt sie in demjenigen, mit welchem i in Verbindung steht. Oeffnet man nun das Ventil k, so strömt die comprimirte Luft durch h in I. Wenn die Ventile a und b geschlossen sind, legt sie den Weg nach der Börsenstation zurück und strömt hier unbehindert durch v aus. Wird dagegen das Ventil m geöffnet, so strömt die Luft aus dem Rohre II und i von der Atmosphäre durch v und x gedrückt in den Verdünnungscylinder. Der fortwährende Gang der Maschine verdünnt auch diese wieder und immer neue Luft muß auf dem genannten Wege nachströmen. Das Ventil e auf der Centralstation verhindert durch seine nur nach außen mögliche Oeffnung, daß von dieser Seite her bereits auf kürzerem Wege Luft nachströmt, es wird vielmehr durch den Druck der Atmosphäre an dieser Stelle nur um so fester geschlossen und angedrückt. Es hat also der Gang der Maschine zur Folge, daß im Rohre I permanent Luft nach der Börse geblasen, und im Rohre II gleichzeitig solche von hierher angesogen wird. Die Stärke, mit welcher die comprimirte Luft dabei auf die Wände der Röhren drückt, beträgt circa 5 Pfund auf den Quadratzoll. Der Druck, welchen das Rohr II auszuhalten hat, ist etwas geringer. Auch äußerlich unterscheiden sich diese Rohre nach ihren Funktionen. Während sich nämlich das Rohr I immer warm durch die heftige Compression der Luft zeigt, ist das Verdünnungsrohr stets kalt und mit Niederschlag aus der umgebenden Luft bedeckt. Diese Luftströmungen nun sind die treibenden Kräfte für die Depeschen. Letztere werden für ihre unterirdische Reise in sogenannte Wagen verpackt. Solch ein Wagen besteht aus zwei übereinander schiebbaren Messinghülsen mit je einer offnen und einer geschlossenen Seite. Mit ihrem offenen Ende wird die engere in die weitere geschoben und durch einen Bajonnettverschluß fest mit ihr verbunden. An dem geschlossenen Ende jeder Hülse, nach ihrer Vereinigung also an jedem Ende des Wagens, befindet sich ein starker Dorn von circa 4 Zoll Länge, welcher 2 zu einander senkrecht stehende Rollräder aufzunehmen hat. Diese Stellung der Räder ermöglicht es, daß der Wagen horizontale und verticale Biegungen des Röhrensystems, ohne gleiten oder rutschen zu müssen, und mit möglichst wenig Reibung überwindet. Die äußersten Spitzen der Dorne tragen je einen Cautschukpuffer, der den Wagen beim Anstoß am Ende seiner Bahn gegen Lädirungen schützen soll. Die Länge der Wagen beträgt $1^1/_2$ Fuß, ihre Schwere ohne Inhalt circa 3 Pfund. Sie bewegen sich mit nur 2 Millimeter Spielraum in den Röhren und können ungefähr 25—30 zusammengerollte Depeschen aufnehmen.

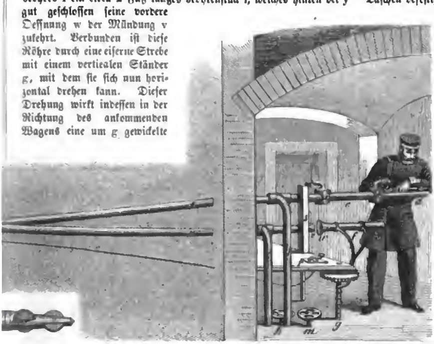


Börsenstation. Der Depeschenverkehr zwischen der B

Wir wollen nun einmal einen so beladenen und geschlossenen Wagen von der Centralstation nach der Börse absenden. Wir legen ihn zu diesem Zwecke so, daß er auf 2 Rädern ruht, in die Einführungsröhre d und öffnen alsdann das Ventil b. Durch die schräge Lage des Rohres fährt der Wagen sofort durch das geöffnete Thor bis in die Schleuse c. Nun schließen wir das Ventil b wieder, damit der Wagen nicht, wenn wir nun auch das Ventil a öffnen, durch die durch a, c und b entweichende Luft wieder zurückgeschleudert werde. Jetzt erst können wir also das Ventil a öffnen. Die Luft tritt in die Schleuse c, kann aber bei b nicht mehr entweichen — der Wagen fährt durch a in der nach unten geneigten Röhre noch ein Stück vorwärts vor die Mündung von h in I, wird hier von der Luftströmung nach der Börse hin erfaßt und eilt nun mit hörbar schnell zunehmender Geschwindigkeit und einem rasselnden Geräusch in der Erde seinem Ziele zu. Schon nach 3 Secunden hören wir nichts mehr von ihm. Gleichzeitig mit dem Oeffnen des Ventils a haben wir durch dreimaliges Aufdrücken des Morseschlüssels r in der Börsenstation das Läutewerk 3 mal ertönen lassen und dadurch den dortigen Beamten avertirt, daß er einen Wagen zu erwarten habe. Wie lange hat er aber wohl auf ihn noch zu warten? Die Geschwindigkeit der Wagen ist etwas verschieden. Sie richtet sich nach dem Gange der Maschine und ist im allgemeinen im Rohre I größer als im Rohre II. Man könnte den Wagen bequem in 1 Minute diese 2838 Fuß lange Strecke zurücklegen lassen, doch würde seine Reibung unterwegs und der Stoß bei seiner Ankunft heftiger sein, als seiner Haltbarkeit förderlich wäre. Deshalb ermäßigt man seine Fahrzeit auf 1 Min. 30 Sec. bis 2 Min. Die das Rohr II passirenden, also die von der Börse nach der Centralstation geschickten, die angesogenen Wagen, brauchen etwa 20 Secunden mehr Zeit. Im ganzen ist also die Geschwindigkeit keine sehr bedeutende. Wenn ein Courierzug in 6 Min. 1 Meile zurücklegt, so bewegt er sich in einer Sekunde über die Strecke von $66^2/_3$ Fuß, der pneumatische Wagen aber in derselben Zeit durch ein Rohrstück von circa 30 Fuß Länge. Man wird also nicht viel fehlen, wenn man seine Geschwindigkeit gleich der halben Courierzugsgeschwindigkeit setzt

Doch schneller als alle diese Geschwindigkeiten durcheilt unsere

Phantasie den Raum. Nachdem wir den Wagen durch das Ventil a gelassen und es wieder geschlossen, dann das Läutewerk in Bewegung gesetzt haben, versetzen wir uns im Geiste schnell in die pneumatische Börsenstation. Wir kommen dort noch früh genug an, um die Vorkehrungen in Augenschein nehmen zu können, welche zum Empfange des Wagens getroffen sind. Das Rohr I endigt hier unter II in der Oeffnung v. Der Wagen würde hier also bei x, dessen Mündung durch die Platte mit seinen Oeffnungen für ihn geschlossen war, vorbei mit seiner Geschwindigkeit von 30 Fuß in der Sekunde herausfliegen und sich und die sich ihm zunächst entgegenstellende Schranke arg beschädigen. Diesen Uebelstand hat man durch folgende Vorkehrung vermieden. Etwa 3 Zoll von v entfernt beginnt in der Richtung des Rohres I ein circa 2 Fuß langes Röhrenstück f, welches hinten bei y gut geschlossen seine vordere Oeffnung w der Mündung v zukehrt. Verbunden ist diese Röhre durch eine eiserne Strebe mit einem verticalen Ständer g, mit dem sie sich nun horizontal drehen kann. Dieser Drehung wirkt indessen in der Richtung des ankommenden Wagens eine um g gewickelte



Centralstation.

tralstation und der Börse in Berlin.

starke Feder entgegen; es gehört somit zur Bewerkstelligung derselben eine gewisse Kraft. Ist sie aber einmal ausgeführt, so verhindert ein ebenfalls an g befestigtes gezahntes Rad, in welches eine Arretirung eingreift, das Zurückgehen der Röhre f in ihre alte Lage so lange, bis die Arretirung gelöst und die Feder sie nun wieder zurückschnellt. Auf der Centralstation befindet sich vor der Mündung e des Rohres II eine ganz gleiche Vorrichtung.

Aber nun schnell! Eine Minute und 30 Secunden sind verflossen und wir vernehmen ein schnell und schneller zunehmendes, schrilles Geräusch, es wird betäubend stark, plötzlich ein heftiger Schlag, wir sehen die Empfangsröhre f sich heftig fast 180° um ihre Axe g drehen und in dieser Lage stehen bleiben, der abgesandte Wagen sitzt daran. Wir nehmen ihn unbeschädigt heraus, bringen f wieder durch Abrücken der Arretirung in seine gewohnte Lage, und geben mit dem Läutewerk durch einmaliges Anschlagen die Quittung über den erhaltenen Wagen an die Centralstation, die nun sofort einen neuen Wagen in Marsch setzen kann.

Auf dieselbe Weise, wie die Wagen im Rohre I befördert werden, geschieht dies auch von der Börse aus im Rohre II. Am Ende dieses Rohres in der Centralstation würde jedoch der Wagen nur bis zur Mündung von i gezogen und hier festgehalten werden, weil der Luftstrom durch i seinen Weg fortsetzt. Da sich der Wagen indessen in einer so schnellen Bewegung befindet, so schießt er natürlich an dieser Stelle vorbei, öffnet sich selbst das doppelthürige Ventil c, das sich hinter ihm sofort wieder schließt, und fängt sich nun in der Röhre f. Durch das Ansteigen der Röhren für die ankommenden Wagen, und durch die Nothwendigkeit für die in II bei der Mündung von i, und für die in I bei der Mündung von x vorbei passiren zu müssen, verlieren alle Wagen etwas von ihrer Endgeschwindigkeit, weil ja an diesen Stellen Luftströme im entgegengesetzten Sinne ihrer Bewegung wirken. Dies ist ein Umstand, der ihr Ankommen weniger heftig, mithin für ihre Conservirung günstiger gestaltet.

Die aus den Wagen entnommenen Depeschen werden alsdann auf der Centralstation in eine Lederhülse gesteckt und in einer Röhrenleitung mittelst zweier Blasebälge, die von einem Manne getreten werden, in den in der 3. Etage des Gebäudes befindlichen Arbeitssaal, also circa 60 Fuß hoch, hinaufgeblasen. Später wird wohl die Dampfmaschine auch diese Arbeit zu verrichten haben. In der Börsenstation bewegt sich aus dem Souterrain nach der parterre liegenden Annahmestelle und in umgekehrter Richtung eine Art Treibriemen, welcher durch ein Schwungrad, durch Menschenhand in Bewegung gesetzt, sich um mehrere Rollen zu drehen hat. An demselben sind 2 Taschen befestigt. Die eine befindet sich gerade unten im Souterrain, wenn die andere oben vor dem Platze des die Telegramme annehmenden Beamten steht. Durch die Drehung des Schwungrades wechseln beide Taschen ihre Stellungen und es findet auf diese Weise der Austausch der hineingesteckten ankommenden und abgehenden Depeschen in kürzester Zeit statt.

In den vierzehn Tagen, an welchen der Depeschenverkehr durch die unterirdische Eisenbahn besorgt ward, hat sie sich vollkommen bewährt und sich nicht nur die sicherste Garantie für ihr ferneres Bestehen erworben, sondern sich auch Aussicht auf eine allgemeinere Einführung eröffnet. Die wenigen vorgekommenen Störungen hatten meist die nicht hinlängliche Festigkeit der Wagen, welche allerdings bei dem geringen Spielraum und der Schnelligkeit viel durch Reibung zu leiden haben, zur Ursache. Unserer Ansicht nach müßten diese daher noch dauerhafter construirt werden. Bleibt einmal ein Wagen ganz und gar sitzen, und genügt auch eine verstärkte Anstrengung der Maschine nicht, ihn herauszuziehen oder zu blasen, so sieht man sich allerdings genöthigt, die betreffende Röhre zu öffnen. Aber selbst dies wird sich in nicht allzulanger Zeit ausführen lassen, da man Mittel hat, genau die Stelle zu bestimmen, an welcher das Hinderniß sitzt. Man könnte z. B. die Wagen beim Passiren der Röhren an gewissen Stellen Drähte schließen lassen, dadurch auf elektrischem Wege ein Glockensignal erzeugen und hierdurch eine Meldung bekommen, daß der Wagen die betreffende Stelle passirt habe. So könnte man ungefähr den Aufenthaltsort des Wagens erfahren. Eine genaue Bestimmung führt man auf folgende Weise aus. Man schickt dem Wagen, wenn er die Röhre nicht ganz dicht abschließt, ein Dichtungsmittel, etwa einen Wergpfropfen nach, und läßt durch einen Wassermesser Wasser in die Röhre strömen, bis sie bis zum Hinderniß ganz damit gefüllt ist. Aus dem Cubikinhalte der Röhre und der Menge des eingegossenen Wassers berechnet man dann leicht die Entfernung der Verstopfung, schlägt dort ein und öffnet die Röhre.

Wenn die Probezeit dieser neuen Einrichtung vorüber ist, soll für Berlin eine Art Stadtdepeschenverkehr auf diesem Wege in ausgedehnter Weise eingeführt werden, der für das Publikum in jeder Beziehung vortheilhaft, auch besonders billig sein wird. Eine Stadtdepesche soll nämlich den Preis von $2^1/_2$ Sgr. nicht übersteigen. Zunächst ist eine Linie von der Centralstation nach dem Potsdamer Thor in Aussicht genommen. Zum Betriebe von zwei bis drei neuen Strängen würde die jetzt vorhandene Dampfmaschine noch völlig ausreichen.

An der einzigen Stelle, wo das jetzt bestehende Röhrensystem sichtbar wird, an der erwähnten eisernen Brücke, sieht man jetzt oft in der Mittagszeit eine Menge Vorübergehender stehen bleiben — die einen fragen — die andern belehren — alle die Röhrenleitung mit Aufmerksamkeit betrachten und horchen. Da ertönt plötzlich ein kurzes, schrilles Geraffel — ein Wagen durcheilt schreiend seine dunkle, unbequeme Bahn! Befriedigt trennt sich die Menge, einer dem andern zurufend oder lachend. Die Geschäftigen setzen um so eiliger ihren Weg fort — die Müßigen bilden wohl den Stamm zu einer sich neu versammelnden Menge. P. Hildebrandt.

Am Familientische.

Der Todfeind des Seemanns.

Der Seemann besitzt von Natur einen höchst humanen Character, der sich nicht nur seinen Mitmenschen, sondern auch den Thieren gegenüber kennzeichnet. Wenn die Verhältnisse an Bord es irgend gestatten, sucht er sich auf seinen Reisen die Gesellschaft irgend eines Thieres zu verschaffen, wäre es auch nur eine gewöhnliche Ratte, das er dann mit rührender Sorgfalt hegt und pflegt und mit dem er den ihm zugemessenen kargen Raum seiner Coje brüderlich theilt.

Nur e i n Thier verfolgt er mit dem bittersten und tödtlichsten Hasse. Sobald er auch nur eine Spur desselben entdeckt, geräth er in die größte Aufregung, „die Milch der frommen Denkungsart verwandelt sich in gährend Drachengift“ und der Ruf „Ein Hai!“ bringt sofort das regelmäßige Uhrwerk des täglichen Dienstes an Bord in Unordnung und Aufruhr. Die strenge Etikette und Disciplin des Schiffslebens ist für den Augenblick vollständig aufgehoben, der Gedanke an einen Hai und seine Vernichtung nivellirt alles, die Matrosen betreten ungehindert das sonst für sie verbotene Hinterdeck, sie springen ungestraft auf die Verschanzung und die Hängematten und selbst wenn ihre Schuhsohlen dabei die weiße Farbe beschädigen wird ein Auge zugedrückt — denn ein Hai beim Schiffe drängt selbst die „schwarze Liste“ in den Hintergrund und läßt sie vergessen. Der Haß ist aber auch vollständig begründet. Schon die äußere Erscheinung des tückischen Räubers ist eine unheimliche. Der breite unförmliche Kopf mit den kleinen, fast unsichtbaren Augen und dem weit unterwärts liegenden gewaltigen Rachen, der von 5—8 Reihen hintereinander stehender Zähne besetzt ist; die starre unbewegliche Rückenflosse, deren dreieckige Spitze sich einige Zoll über die Wasserfläche erhebt und durch die er sich dem spähenden Auge der Seeleute verräth, sein schleichendes langsames Umkreisen des Schiffes und seine unersättliche Gefräßigkeit, mit der er alles verschlingt, was zufällig oder absichtlich über Bord geht — alles das flößt dem Menschen ohnehin schon Abscheu vor dem Thiere ein. Der tödtliche Haß, mit dem er von jedem Seemann verfolgt wird, erklärt sich aber leicht aus der Erinnerung an die Unzahl über Bord gefallener Kameraden, die ein Grab in dem Rachen des Unholdes gefunden.

Der Hai hält sich in allen Meeren auf, wenn auch in verschiedenen Arten. Er findet sich in eben so großer Anzahl bei Grönland und Spitzbergen, um über die Ueberreste der getödteten Wallfische und Robben herzufallen und selbst mit den Menschen darum zu kämpfen, als auch in den Tropen, jedoch sieht man ihn hier häufiger, weil er nahe unter der Oberfläche schwimmt, während er in den kalten Zonen sich mehr in der Tiefe hält. Ueber seine Größe erzählen die Nordfahrer mancherlei und er soll dort bis zu 20 Fuß lang werden; die Haie der Tropen habe ich jedoch nie so groß gesehen. Gewöhnlich bewegen sie sich zwischen 6—8 Fuß; nur einen habe ich gesehen, der 16 Fuß messen mochte, während ich auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung einen fing, der 14½ Fuß lang war. Besonders reich an Haiarten ist die Küste von Japan. Während in China nur die knorpligen Flossen des Fisches als Leckerbissen gelten, und die Tafeln der Reichen zieren, verschmäht selbst der hungrigste chinesische Proletarier das Fleisch derselben und man sieht deshalb nie Haie auf den Fischmärkten. In Japan dagegen wird er vom Volke massenhaft verzehrt und ich fand bei meinen regelmäßigen Morgenbesuchen die Märkte mit hunderten dieser Thiere von 2 bis 13 Fuß Länge angefüllt. Ich zählte dabei nicht weniger als 12 und oft sehr wesentlich verschiedene Arten, so wohl in Farben als Form, namentlich in der Bildung des Kopfes und der Zähne. Im allgemeinen ist der Kopf flach gewölbt mit sehr breiter Basis am Nacken und mit spitz zulaufendem, lang vorstreckendem Oberkiefer, während die untere Kinnlade sehr weit zurückliegt, wodurch das Thier bekanntlich gezwungen wird, sich stets auf die Seite und den Rücken zu kehren, bevor er seinen Fang ergreifen will. In Japan fand ich aber auch solche mit viereckigen Köpfen und sehr wenig zurückgelegtem Unterkiefer, jedoch erreichte diese Art höchstens eine Länge von 3 Fuß, war braun von Farbe und schwärzlich gefleckt. Ebenso sah ich dort zum ersten Male eine andere Form der Zähne. Die meisten Haie haben Zähne von der Gestalt eines gleichschenklichen Dreiecks, dessen Seiten fein gesägt sind. Die Höhe derselben beträgt im Durchschnitt 4, ihre Dicke in der Basis höchstens eine Linie, an den Seiten und an der Spitze sind sie messerscharf. Je nach dem Alter hat der Hai in einem Abstande von einem halben Zoll mehrere solcher Zahnreihen hinter einander liegen, die sich immer mehr nach hinten neigen. Meistens zählt man bei Mittelhaien fünf bis sechs solcher Reihen, einmal habe ich jedoch 8 gefunden. Die Substanz der beiden hintersten Reihen ist noch knorpelartig und sie liegen auch so flach, daß sie augenscheinlich nicht beißen können. Der Biß des Haies ist gewaltig. Auf der Rhede von Batavia wurden bei meinem Dortsein einem sich unvorsichtiger Weise badenden Matrosen eines Bremer Schiffes von einem sieben- bis achtfüßigen Hai durch einen Biß beide Beine in der Gegend der Hüften abgetrennt. Dies ging so blitzschnell, daß der verstümmelte Mann es selbst nicht merkte und seinen Kameraden zurief: „Leute, geht in das Boot, es ist ein Hai bei mir gewesen, hat mir aber nicht viel gethan.“ Unmittelbar nach diesen Worten sahen die übrigen das Wasser sich röthen: er ließ das Tau, an dem er sich fest hielt, los, und als ein im Boot befindlicher Kamerad den Unglücklichen ergriff und ihn in die Höhe zog, hielt er nur noch den Oberkörper. Nach zehn Minuten war der blühende junge Mann todt. Die Gefräßigkeit der Haie ist außerordentlich, sie verschlingen alles, was über Bord fällt, Leder, Porzellanstücke, Hobelspähne, wollenes Zeug ꝛc. und können unglaubliche Quantitäten zu sich nehmen. Entweder verdauen sie sehr schnell oder sie müssen Schwierigkeiten für das Auffinden ihrer Nahrung haben, denn fast immer hat ein gefangener Hai nichts oder nur das im Magen, was kurz zuvor über Bord gefallen ist. Ich habe in meinem Leben einige vierzig Haie gefangen, aber nur bei zweien derselben fand ich den Magen gefüllt, dann aber auch von oben bis unten, bei dem ersten mit Garnelen, bei dem andern, dem oben erwähnten 14½ füßigen, mit Stücken eines mir unbekannten sonderbaren Knorpelfisches. Der Magen des Haies ist ein Sack, der beim Schlunde beginnt und sich fast bis zur Schwanzspitze erstreckt. In beiden Fällen war dieser Sack ganz steif gestopft, und daß die Thiere trotzdem gierig auf die Angel bissen, beweist ihre Gefräßigkeit.

Der erwähnte Knorpelfisch konnte kaum vor einer Viertelstunde verschlungen sein, da die Theile noch so gut erhalten waren, daß ich sie einsalzen und für das Berliner Museum mitnehmen konnte. Sie bildeten regelmäßige Stücke von 2½ Fuß Länge und waren durch das scharfe Gebiß wie mit einem Messer getrennt, sonst aber merkwürdigerweise durch die Zähne nicht beschädigt. Da mir ihre große Zahl auffiel, legte ich sie an einander und erhielt bis zur Schwanzspitze nicht weniger als 17 Fuß Länge, und zwar ohne Kopf und etwa ein Viertel des oberen Leibes, so daß der ganze Fisch nach meiner Schätzung 22 Fuß lang gewesen sein mußte. Er war keilförmig, auf dem Rücken breit und unten scharf zulaufend ohne Gräten und nur mit einem knorpligen Rückgrad, von weißlich grauer Farbe und ohne Schuppen, die Breite des Rückens betrug durchschnittlich 5, die Höhe des Körpers 8—9 Zoll. Der Schwanz verlief allmählich spitz und in eine sehr dünne ungetheilte Flosse. Rücken- und Bauchflossen fanden sich nicht vor. Das Fehlen des Kopfes und oberen Leibtheiles erkläre ich mir daraus, daß der Hai wahrscheinlich den Fisch durchgebissen hat und dem größeren Theile nachgeschwommen ist, um es stückweise zu verzehren, während dessen das Kopfstück fortgesunken und ihm aus den Augen gekommen ist.

Die Seeleute behaupten, der Hai könne nicht sehen und würde von den Lootsmännchen, kleinen blau und weißgestreiften Fischen von 6—10 Zoll Länge, die man wenigstens in den Tropen stets als Begleiter des Hais sieht, zu dem Fraße geführt. Die Naturforscher werden jedenfalls aus dem Bau der Augen bestimmen können, ob das Gesicht des Thieres wirklich so schlecht ist, aber jedenfalls lebt der vom ganzen Thierreich so gefürchtete Räuber mit den Lootsmännchen auf dem freundschaftlichsten Fuße. Die hübschen Thierchen bewegen sich unmittelbar vor seinem Rachen, ohne daß er ihnen etwas zu Leide thut, und oft ist ihre Unruhe und Angst unverkennbar, wenn ihr Freund an der Angel plötzlich aus dem Wasser gezogen wird. Mehrere Male habe ich sie sich einige Fuß in die Luft hinter ihm herschnellen sehen und nachher suchen sie noch Stunden lang nach dem Verschwundenen.

Man fängt den Hai mit der Angel, und eine Haiangel fehlt auch auf dem am schlechtesten ausgerüsteten Schiffe nicht. Der Haken hat die gewöhnliche Form, ist aber von zolldickem Eisen gefertigt über einen Fuß lang und mit 3—4 Fuß entsprechender Kette versehen, da ein am Haken befestigtes Tau sehr leicht abgebissen werden würde. Als Köder benutzt man gewöhnlich ein halbes oder ganzes Pfund Speck, das ohne alle Sorgsamkeit auf den Haken gesteckt wird, da der Hai sich nie scheut, darauf zu beißen, wenn die Spitze auch einen bis zwei Zoll vorsieht. Das Thier zeigt sich gewöhnlich nur bei ruhiger See in der Nähe der Schiffe. Sobald man mit dem Köder im Wasser plätschert, kommt er direct darauf zu, und wenn man etwas Routine im Fange besitzt, hat man ihn fast immer nach wenigen Minuten fest. Man hält die Angel ruhig, wenn er nahe dabei ist, und zieht sie mit einem Ruck an, sobald man das Weiße des Bauches sieht; dies ist das Zeichen, daß er sich auf den Rücken geworfen und gebissen hat. Das Ueberholen auf das Verdeck ist jedoch schwieriger. Je nach seiner Größe muß man Flaschenzüge bereit haben, um ihn überzuheißen, da er 5—600 und mehr Pfund schwer wird. Bis diese Vorbereitungen getroffen sind, hält man ihn nur halb aus dem Wasser, weil er in der Luft sehr heftig mit seinem Schwanze schlägt und alles zertrümmert, was in seinen Bereich kommt. Damit bei diesen Schlägen der Haken nicht ausreißt, läßt man noch eine Schlinge über seine Flossen, die nach dem Kopfe zu nicht beweglich sind, und zieht ihn damit gleichzeitig hinauf. Ist er auf dem Deck angelangt, so hat man zunächst dafür Sorge zu tragen, das Schlagen seines Schwanzes zu verhindern. Dies geschieht am besten dadurch, daß man ihm eine Holzstange in den Rachen und bis zum Ende seines Magens stößt. Dann kann er nicht mehr schlagen und kann getödtet werden. Letzteres wird jedoch nicht so leicht, da die Lebenskraft des Thieres außerordentlich ist. Ich sah, wie ein Hai vom Halse bis zum Schwanze aufgeschnitten, alles Eingeweide herausgenommen und er dann über Bord geworfen wurde, nachdem er eine halbe Stunde auf dem Deck gelegen. Er trieb nicht etwa auf der Wasserfläche, sondern schwamm, tauchte und war in wenig Secunden unsern Blicken entzogen.

Man hat lange darüber gestritten, ob der Hai lebendige Junge gebäre. Ich kann dazu nur bemerken, daß ich nie Regen in einem Hai gefunden, dagegen einen gefangen habe, der sieben lebendige und sehr muntere Junge von einem Fuß Länge bei sich trug. Einen volkswirthschaftlichen Nutzen gewährt der Hai, außer wie in Japan mit seinem Fleische auch durch seine Leber, die außerordentlich groß und thranhaltig ist. In der Nähe von Spitzbergen werden in den letzten Jahren von norwegischen Fischern sehr viele Haie zur Thrangewinnung gefangen. Im Jahre 1864 hat ein Hammerfester Rheder fünf Schaluppen (von 60 Tons Größe) dazu ausgesandt, die in zwei Monaten gefüllt zurückkamen. Die Leber von einzelnen Haien gaben eine ganze Tonne Thran, der ohne Kochen von selbst ausläuft. Bei dem erwachenden Interesse für deutsche Seefischerei dürfte es sich empfehlen, diesem Punkte Beachtung zu schenken, um aus der Vernichtung dieses gefährlichen Raubthieres zugleich noch einen gewinnbringenden Nutzen zu ziehen. R. Werner.

Die Umlegung der Leiche Platens in Syrakus am 2. Mai 1865.

Oestlich von der Insel Ortygia, welche das moderne Syrakus trägt, breitet sich ein allmählich ansteigendes schmales Blachfeld aus, das von der Insel durch den s. g. kleinen Hafen getrennt wird. Im Alterthum stand hier der untere Theil der Achradina, des bevölkertesten und festesten Stadtviertels von Syrakus, dessen größere Hälfte auf dem Kalksteinplateau lag, welches sich von hier weiter ostwärts bis zur Tonnara von Bonagia erstreckt, und durch eine in ihren Fundamenten noch erhaltene Mauer gegen die beiden anderen Stadttheile Tyche und Neapolis nordwärts abgegrenzt war. Das schmale

Blachfeld, das sich vor ihnen anfänglich steiler, dann ganz allmählich nach dem kleinen Hafen zu abdacht, enthält die Todtenstadt von Syrakus.

Fast in dem Mittelpunkt dieser unteren Achradinastadt, in der Nähe der Kirche S. Maria di Gesu, befindet sich nun eine kleine Latomie (Steinbruch). Diese Latomie hat Mario Landolina, ein Sohn des den deutschen Philologen bekannten Archäologen Saverio Landolina und ein immer dienstbereiter und gefälliger Gastfreund aller Deutschen, mit einer Mauer einfassen lassen und im Grunde derselben einen Garten angelegt. Kräftige Oelbäume sind schon emporgewachsen, die schönsten Apfelsinen, die ich je gefunden, wachsen hier. Rosen, Granaten, Heliotrop, Jasmin u. s. w. erfüllen im Frühling die Niederung mit ihrem Duft und erfreuen das Auge durch ihre Farbenpracht. Zwischen der Einfassungsmauer des Gartens und der Tiefe der Latomie läuft ein Streifen mehr oder weniger breiten Erdreichs hin, das, obwohl es nicht tief auf dem Kalkfelsen ruht, doch gleichfalls schön bewachsen ist. Doch zeigen sich auch ernste Cypressen unter den blühenden Sträuchern. Denn hierher hat Landolina den protestantischen Todtenacker von Syrakus gelegt.

Für die evangelischen Christen, die in Syrakus auf der Reise gestorben waren, gab es früher kein Stückchen geweihter Erde. Noch 1849 verweigerte die Geistlichkeit Catanias die Beerdigung der evangelischen Schweizer, die als Söldner im Heere Ferdinands Catania tapfer gestürmt und dabei den Tod gefunden hatten. Sie mußten nach Messina gebracht werden! Um so höher mußte man es der Familie Landolina anrechnen, daß sie nicht nur den in Syrakus verstorbenen Protestanten in ihrem Garten eine Ruhestätte gewährt, sondern daß sie auch noch deren Angehörigen die Erlaubniß gegeben hat, größere Monumente in demselben zu errichten. Das Monument Platens ist einige Jahre nach des Dichters Tode auf Kosten Mario Landolinas selbst errichtet worden.

An der Nordostseite des Gartens liegt Platen begraben. Ist man auf einer mit Schlingpflanzen schön eingefaßten Steintreppe auf jenen Vorsprung zwischen der Gartenmauer und der Latomie emporgestiegen, so gewahrt man rechts in die Mauer eingelassen einen Grabstein, der uns sagt, daß hier ein englischer Wundarzt ruhe. In einiger Entfernung, gegen zwölf Fuß davon erhebt sich das an die Mauer rückwärts angelehnte, aber dieselbe um mehrere Fuß überragende Grabmal eines jungen amerikanischen Marineofficiers. Nicht so weit von diesem entfernt als jenes erste Grabmal von diesem ist in die Wand der Gartenmauer das Grabdenkmal Platens eingelassen. Dasselbe ist von Cataneser Marmorarbeitern angefertigt und darum so leicht der Zerstörung anheimgefallen, weil die Marmorstücke, aus denen es zusammengesetzt war, sehr wenig tief in die sie tragenden Marmortafeln eingelegt waren. Namentlich war das Familienwappen des Dichters, welches aus verschiedenfarbigen Marmorstückchen gebildet, die obere Fläche des Denkmals einnimmt, ganz unkenntlich geworden. Ursprünglich war es nun meine Absicht, nachdem ich mich schon vor einigen Jahren von dem Verfall des Grabmals durch Augenschein überzeugt hatte, einen Aufruf zur Wiederherstellung desselben ergehen zu lassen. Doch bald stellte sich die Nothwendigkeit heraus, weiter zu greifen. Man benachrichtigte mich davon, daß des Dichters Leiche selbst schon allerlei Unbilden hatte erfahren müssen. Das Grabmal des Dichters war nicht genau über seiner Grabstätte errichtet worden. Nur ein Theil der Leiche lag unter den Stufen vor dem Grabmale. Dieses erfuhr man, als man einst auf den Wunsch eines hohen preußischen Militärs, welcher den Dichter ehren wollte, links vom Grabmal eine Palme und rechts einen Lorbeer pflanzte. Als man die Erde zur rechten Seite des Grabes aufgrub, stieß man auf die Leiche des Dichters. So wurden die Rippen und Schenkel der Leiche bloßgelegt. Der Holzsarg, in dem der Dichter begraben worden war, war verfault. Wollte man nun nicht die Leiche des Dichters ferneren Unbilden aussetzen und das was noch etwa von ihr erhalten sein könnte vor gänzlichem Verderben schützen, so mußte nothwendig die Leiche gänzlich umgelegt werden.

Aber auch das bis jetzt vorhanden gewesene Denkmal schien keiner Restauration werth zu sein. In Verbindung mit den Herren Sartorius von Waltershausen und Dr. Cavalleri erließ ich deshalb am 17. Okt. 1864 einen Aufruf, welchen ich die Cotta'sche Buchhandlung mit zu unterzeichnen bat. Bald war ich in der Lage, die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten zu können, da mir rasch von verschiedenen Seiten Geldsendungen zu diesem Zwecke zugekommen waren.

Um nun alles für die Umlegung der sterblichen Ueberreste Platens vorzubereiten, ließ ich hier einen Zinksarg von dem stärksten Zinkblech machen, das ich haben konnte. Dieser Sarg wurde dann in einen hölzernen einfachen Sarg eingelassen, den man auf- und zuschrauben kann.

Mit dem Dampfschiffe Archimede fuhr ich am 26. April nach Syrakus und traf sofort die Vorbereitungen zu meiner Arbeit.

Vor dem Grab des amerikanischen Marineofficiers springt der Fels rechtwinklig in den Garten hinein und bildet eine Art Balkon über demselben. Dieser rechtwinklige Vorsprung ist schon nach dem Garten mit einer gegen 3 Fuß hohen Mauer eingefaßt und kann leicht nach der andern Seite durch ein eisernes Gitter abgeschlossen werden, wozu sofort von Herrn Interlandi die Erlaubniß gegeben wurde. Dazu kommt noch, daß gerade hier ein schöner Oelbaum aus der Tiefe emporgewachsen ist, dessen Aeste mit ihren immer grünen Blättern den Ort beschatten. Rechts und links auf dem Felsvorsprung selbst stehen schon gegen 15 hohe, kräftig heranwachsende Cypressenstämmchen. Zwischen diese beiden Bäumchen, von Westen nach Osten orientirt, beschloß ich nun das neue Grab in den Felsen einschneiden zu lassen.

Nachdem ich mich für diesen Ort entschieden hatte, befahl ich den Steinhauern ihre Arbeit zu beginnen, die, nachdem sie mir mancherlei Schwierigkeiten gemacht hatten, das Ganze bis zum Montag Abend vollendeten.

Auf den 2. Mai, Dienstag früh, setzte ich die Umlegung der Leiche fest und ließ Herrn Interlandi ersuchen, wenn es ihm möglich sei, uns doch bei dieser Feier mit seiner Gegenwart zu beehren. Außer ihm lud ich noch den Ingenieur Tarantello ein, welcher alle die Vorbereitungen mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit besorgt hatte. Glücklicher Weise konnte ich auch zwei in Syrakus sich zufällig aufhaltende Landsleute auffordern, dem deutschen Dichter die letzte Ehre zu erweisen und Herr M. Jacoby aus Perleberg und Herr F. Pistorius aus Stuttgart entsprachen gern, sowie die beiden erstgenannten Herren meinem Wunsche.

Da der Custos und Cicerone von Syrakus Salvatore Politi anwesend gewesen war, als man auf Befehl jenes preußischen Militärs die beiden Stämmchen am Grabe des Dichters pflanzte, er also die Lage der Leiche kennen mußte, ersuchte ich ihn, bei Ausgrabung der Leiche zugegen zu bleiben. Nach seinen Weisungen wurde denn auch das Erdreich entfernt und wir stießen bald auf das Skelett des Dichters. Denn von dem Holzsarg war fast gar keine Spur mehr übrig. Auch alle der Verwesung leicht ausgesetzten Theile des menschlichen Körpers waren längst in Erde verwandelt. Ich nahm nun, mit dem Kopfe des Dichters anfangend, alle die einzelnen Knochen aus dem Erdreich heraus. Der Schädel war noch vollkommen erhalten, die Unterkinnlade doch schon völlig von ihm gelöst. Aus den Nähten der Hirnschale waren kleine weiße Würzelchen herausgewachsen, die die linke Seite des Schädels zu sprengen drohten. Ich reinigte nun auf das sorgfältigste den Schädel von diesen Fasern und leerte die Hirnschale aus, die mit Erde gefüllt war. Nachdem dieses geschehen war, wurde der Schädel mit einer weichen Bürste abgestrichen, sorgfältig getrocknet und dann in den Zinksarg gelegt. In der unteren Kinnlade waren noch alle Zähne wohl erhalten. Aus der oberen waren schon die meisten ausgefallen. Der stark ausgebildete Hinterkopf des Dichters war allen Anwesenden auffällig. In derselben Weise habe ich alle die einzelnen Knochen gereinigt und an ihre rechte Stelle in den neuen Sarg gelegt, so daß als wir fertig waren, das Ganze bis auf die losgelösten Rippen den Eindruck eines ganz wohlerhaltenen Skeletts machte und kein Knöchelchen fehlte. Darauf ließ ich den Zinksarg sorgfältig verlöthen und in den Holzsarg setzen. Man sagte mir, dieses sei nöthig, weil durch die unmittelbare Berührung des Zinks mit dem Kalktuff, aus dem der Steinsarg besteht, das Zink sehr leicht angegriffen werde, wie man aus Erfahrung wisse. Nachdem der Holzsarg zugeschroben worden war, legte ich auf ihn dreimal drei Blumensträuße aus Rosen, Orangenblüthe und Heliotrop, sprach ein stilles Gebet, während dessen die Arbeiter ehrerbietig ihre Häupter entblößten, und ließ die Leiche in den Steinsarg hinabsenken, welcher schon in der Gruft stand. Nun wurde auf diesen der steinerne Deckel gelegt, in dem die Worte: August von Platen tief eingemeißelt und mit Blei ausgegossen stehen und derselbe durch Marmorcement mit seiner Unterlage wasserdicht verbunden. Nachdem die Anwesenden diesen Sarg mit Blumen geschmückt hatten, wurden Steinplatten herbeigebracht und mit diesen die Gruft verschlossen. Ein Kalküberguß auf der Oberfläche und an den Seitenrändern der Platten schützt hoffentlich die Gruft vor jedem Eindringen von Feuchtigkeit. Auf diese Kalkschicht wurde nun Erde getragen und der Umfang des Grabes durch eine Einfassung von starken Steinen gekennzeichnet. Wer jetzt das Grab besucht, wird dasselbe an jener Einfassung leicht erkennen und mit Blumen geschmückt finden.

Messina. Dr. O. Hartwig.

Ein grönländisches „Daheim“.

Ein grönländisches „Daheim“? ruft die freundliche Leserin am Familientische aus. Ist das die Beschreibung eines Eskimohauses oder ist es gar? — nein, es ist doch nicht möglich! — ein illustrirtes Blatt wie das unsrige, in jenen Eisgegenden, am Ende der Welt, fern von aller Cultur und Civilisation? Und doch ist es das, was ich meine, ein unverkennbares, in grönländischer Sprache gedrucktes, illustrirtes Familienblatt.

Vor mir liegen zwei Proben der grönländischen Presse. Eine bildet ein vollständiges Bändchen mit Bildern und hat den Titel: Kalaliit Assilialiait, wozu glücklicherweise die dänische Uebersetzung: Grønlandske Traesnit (Holzschnitte) hinzugefügt ist. Es sind 39 Darstellungen aus dem wirklichen und aus dem Sagenleben der Grönländer. Da präsentiren sich uns ein Grönländer und seine Frau im guten Seehundspelzkleide, da erblicken wir das Innere eines grönländischen Hauses, einmal in guten Zeiten, einmal in Hungersnoth, dann tritt ein Kajakfahrer auf mit seiner Harpune und der Fischblase an langer Leine, die wenn der harpunirte Seehund untertaucht, die Stelle zeigt, wo er ist. Ferner ist da ein Winterhaus von großen Steinen gebaut, das Dach mit Erde und Rasen bedeckt, dazu Boote, Waffen, Werkzeuge 2c. Der zweite Band ist betitelt: Kaladlit Okalluktualliait, d. h. Grönländische Volkssagen, und erzählt 19 Geschichten in grönländischer Sprache mit dänischer Uebersetzung und mit 12 Illustrationen (theils Holzschnitte, theils Lithographien). Natürlich würde mancher unserer Leser über die Bilder ein wenig die Nase rümpfen, sie gleichen den Zeichnungen mit Kohle, die wir auf der Schule machten; dennoch gewähren sie einen recht interessanten Einblick in das Treiben dieses ferngelegenen Volkes, das man noch vor 150, ja vor 100 Jahren für vollständig bildungsunfähig halten zu müssen glaubte. Recht kräftig und deutlich, wenn auch nicht elegant, ist der Text in seiner typographischen Herstellung.

Alles das ist auf grönländischem Grund und Boden entstanden und erwachsen. Es ist eine der letzten Früchte der einst durch Hans Egede und dann durch die unermüdliche Arbeit der Herrnhuter Missionare ausgestreuten Saat des Christenthums. Schon seit lange gehören die Eskimos zu den civilisirten und christlichen Nationen. Sie leben in geordneten Gemeindeverhältnissen, haben Kirchen und Schulen und gedeihen auch äußerlich so gut als es in einem Lande möglich ist, wo der Winter neun Monate dauert, wo während desselben Quecksilber und Spirituosen frieren und das Meer mit ungeheuren Eisbergen bedeckt ist.

Vor acht Jahren errichtete der dänische Handelsinspektor und Gouverneur von Südgrönland, Dr. Rink in der Colonie Godthaab eine Druckerei. Er hatte vorher einen jungen Grönländer nach Kopenhagen geschickt, um das Setzen, Drucken und die Buchbinderei zu lernen. Dieser leitet nun die Druckerei und unterweist auch andere seiner Landsleute darin. Sein Name ist Lars Mollermit. Dazu kam bald die Anfertigung von Illustrationen, wozu sich ebenfalls ein eingeborner Künstler fand. So

war der Schullehrer **Aron** auf dem Herrenhut gehörenden Außenplatze **Kangel**, der sich ganz allein, mit Hilfe einiger Vorlagen, ausgebildet hat und seitdem durch einige andere Eingeborene unterstützt wird.

Von den obenerwähnten Volkssagen sind bereits 3 Bände in den Jahren 1859—61 erschienen, deren dritter mir gerade vorliegt. Es sind darin die alten Ueberlieferungen gewissermaßen wissenschaftlich, d. h. in ihrer originalen und primitiven Fassung mitgetheilt, und die Entstehung selbst zeugt für das Interesse, welches das Unternehmen gefunden hat. Im ersten Bande nämlich erließ der Herausgeber einen Aufruf an seine Leser, ihm weiteres Material zuzusenden. Da sandten 21 Rhapsoden des südlichen Distriktes ihm gleich 24 Sagen zu, die dann gedruckt und illustrirt wurden. Seit 1861 kommt endlich ein vollständiges illustrirtes Blatt unter dem Titel: Atuagagdliutit (d. h. Lektüre oder etwas zum Lesen) in monatlichen Heften heraus, das allerhand belehrende Aufsätze, z. B. über den elektrischen Telegraphen, die Reisen nach dem Nordpol, das Feuerungsmaterial in Grönland, auch Erzählungen rc. enthält, und ganz und gar in Godthaab gedruckt wird, während die eigentlichen kirchlichen Bücher in grönländischer Sprache, Bibel, Gesangbuch, Katechismus u. s. w. in der heimatlichen Brüdergemeinde hergestellt werden.

Diese Nummer unseres „Daheim" soll auch nach Godthaab wandern, wo der vorzüglichste deutsche Kenner der grönländischen Sprache und Herausgeber der besten grönländischen Grammatik, der Seminarlehrer **Samuel Kleinschmidt** wohnt. Der wird uns dann vielleicht noch etwas mehr von der grönländischen Presse erzählen — vor nächstem Sommer kann es freilich nicht hier sein. — R. K.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Ich habe den Aufsatz in Nr. 14 über die **Auster** mit regem Interesse gelesen und wünschte nur, daß erst die goldene Zeit gekommen sein möchte, von der am Schlusse desselben die Rede ist. Eine Frage aber finde ich darin nicht gelöst: wie kommt es, daß die Austern nicht in der **Ostsee** zu finden sind! Durch eine Antwort werden Sie verpflichten einen Austernfreund in Zoppot (bei Danzig).

Antwort. Es ist wahr, die Austern kommen in dem mittelländischen Meere, in dem atlantischen Ocean, in der Nordsee und sogar in den nördlichen Theilen des Kattegats, und doch nicht in der **Ostsee** vor. Der Grund liegt unzweifelhaft in dem zu geringen Salzgehalte derselben. Das Wasser des mittelländischen Meeres enthält 3,75 Procent Salz, im nördlichen Theile des Kattegats hat das Wasser noch 1,8 bis 2 Procent Salz. In den salzreichsten Theilen der Ostsee (nahe bei Kiel) übersteigt die Salzquantität dagegen nicht 1,7 Proc. und auf Rußlands Küsten erreicht sie nirgends 0,8 Procent, ihr durchschnittlicher Salzbestand ist 0,48, d. h. weniger als ½ Proc. Deshalb sind auch alle Versuche, die man zu verschiedenen Malen gemacht hat, die Austern in der Ostsee zu acclimatisiren, gänzlich fehlgeschlagen.

Frage. In Nr. 3, Seite 41 dieses Jahrganges steht: „die **Seegarneelen** bilden unter dem Namen Walfischfutter des Meerkönigs **hauptsächliche Nahrung**". In der letzten Nummer S. 171 dagegen liest man: „der Walfisch verschluckt die **Heringe** in großen Massen", woraus man doch folgern muß, die **Heringe** seien seine hauptsächlichste Nahrung. Möchten Sie nicht die Güte haben und den hier wahrscheinlich in der letztern Darstellung eingeschlichenen Irrthum aufklären? Es ist vor allem das Interesse, das ich als Lehrer daran nehme, das mich zu der Bitte bewegt.

Antwort. Ein Widerspruch zwischen beiden Angaben besteht nicht, es sind nämlich sowohl **Garneelen** als **Heringe Hauptnahrungsmittel** des Walfisches.

Anderweitige Antwort wegen der Fliegenbrut. (Siehe Nr. 11, S. 164.)

Der Fragesteller wird gütigst erlauben, wenn sich ein Anwalt der Fliegen ihm gegenüberstellt und sich herzlich freut, daß kein Radicalmittel zum Tödten der Fliegenbrut bis jetzt aufgefunden ist. Es wäre das zugleich ein Radicalmittel gegen unsere Gesundheit. Denn der Nutzen der Fliegen und ihrer Brut ist in diesem Stücke ein so bedeutender, daß wir ihnen darum die Belästigung, die sie uns beim Besorgen ihrer Geschäfte machen, nicht so hoch anrechnen dürfen, daß wir deshalb das ganze Geschlecht ausrotten wollen.

Das dem Geschlechte der Fliegen und manchem andern der Insecten im Haushalte der Natur aufgetragene Geschäft ist nämlich das Auftrocknen alles Feuchten und das Wegschaffen des Verderbenden. Ganz besonders thut nun das die **Stubenfliege** in unserer nächsten Umgebung. Dazu hat sie den Zug des Dreisten in ihrem Wesen, ohne welchen sie nicht in unsern Stuben bleiben würde, und dieser Zug allein ist es, der uns so sehr belästigt. Sie verzehrt in unserer Nähe als Made alles Verderbende, Todte, Feuchtschmutzige, das sich bei der größten Sorgsamkeit doch den Blicken der Hausfrau und Magd entzieht; als fliegendes Insect saugt sie eben so begierig alles Feuchte auf. Und daß beides, das Verderbende wie das durch die heiße Sommerluft übermäßig verdunstende Feuchte unserer Gesundheit sehr schädlich ist, bestreitet wohl niemand. Man braucht ja nur an berüchtigte Fiebergegenden zu denken, die ja immer sich durch ihre übermäßig feuchtwarme Atmosphäre auszeichnen.

Uebernehmen **wir** nun das Geschäft der Fliege, so bleibt sie aus unserer Nähe weg und das wäre dann freilich ein Radicalmittel. Aber wann ist das so bis aufs genaueste möglich? Der Stadtbewohner kann es so ziemlich in seinen Zimmern ausführen; aber wer thut es so genau auf den Höfen? wer auf der Straße? wer auf den Dörfern, deren Bewohner gerade im Sommer so wenig Zeit zum täglichen Putzen und gründlichen Reinigen haben? Da blüht denn das Geschäft der Fliege und in dessen Folge ist ihre Vermehrung gewaltig; es müssen immer mehr Arbeiter angestellt werden, die Geschäfte sind sonst nicht zu bewältigen. Endlich mit Eintritt der kühlern Jahreszeit kommen sie und wir zur Ruhe. Bis dahin sind sie unverwüstlich, inspiciren dann dabei auch an Orten, wo wir meinen, sie hätten da nichts zu suchen und müssen mit dem Leben ihren Pflichteifer büßen. Es ist nur gut, daß sich die andern dadurch nicht schrecken lassen. Sie dringen immer wieder in die gemachte Bresche ein, mehr denn zuvor, da die gefallenen Kameraden ja ein gut Theil mehr Arbeit bereitet haben.

Darf der Fliegenanwalt es nun wagen, zu bitten: Ein wenig Gnade den Fliegen, wenigstens keine Qual am Leimstock.

Zur Beantwortung eignen sich nicht, als von nicht allgemeinem Interesse, die Fragen von R. G. M. in Ostfriesland (die überdies anonym sind), außerdem die Finanzfrage von S. B. und viele andere, die nicht einzeln bezeichnet werden können.

Räthsel.

I.

Da noch das Ganze stand in ird'scher Lebenszeit,
Ergötzt ihn innig oft der ersten Munterkeit.
Drum hat er wiederum die ersten gern erfreut
Und ihnen noch im Tod die zweiten hingestreut.
An seinen Namen mahnt die schöne That noch heut.

II.

Es dienet die erste der Silben zum Sitzen,
Die zweite als Nahrung bei Menschen und Thieren.
Das Ganze kann mächtig bei Studien nützen,
Ja, ohne es gibt es kein wahres Studiren.

III.

Wenn dich des Durstes wilde Qual verzehrt,
So lauschest du der ersten mit Entzücken.
Der zweiten Klang sah manchen ich berücken,
Der mit des Wahnsinns Gierde sie begehrt;
Nur Weise kann sie dauernder beglücken.

Dem Ganzen ward, ob es gleich niemals spricht,
Doch mächtige Beredsamkeit verliehen;
Ihm weicht oft machtlos das Gebot der Pflicht;
Selbst Ungebühr wird ihm zu Lieb' verziehen.

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 14:

I. Manteuffel. II. Leben, Nebel. III. Ballstaat. — **Rebus.** So lange das Daheim erscheint, fehlt es keinem Hause an einer gesunden Lektüre.

Briefkasten.

An Frau v. d. G. in M. — Der „**Weihnachtsmann**" ist nichts anderes, als der etwas modern-prosaische Name des guten, alten **Knechts Ruprecht**, oder **St. Nikolaus**. Zahlreiche Sagen erzählen von diesem Vorläufer des Christkindes und mannigfach variirte Gebräuche knüpfen sich an sein Erscheinen. So wird uns u. a. von einem kundigen Forscher der sinnige Zug erzählt, daß die Kinder in Nürnberg sicher glauben, das Christkind habe bei seinen Einkäufen auf dem Christkindleinsmarkte den heiligen Nicolaus als Begleiter; dieser empfange von den Verkäufern einiges als Zugabe und das schenke er den artigen Kindern schon vorher heimlich, so daß sie es beim Aufwachen finden.

Herrn J. H. in Hamburg. Das Räthsel Nr. 3 war falsch gerathen, wie Sie wohl inzwischen gesehen haben. In dem erwähnten Rebus Nr. 9 ist ein Stück der Donau mit dem Nebenflusse **Enns**, an dem uns **Fluss** steht, d. h. die **Enns** ohne e (s ohne e) = Sonne; ebenso W' (ohne e) = Wonne. Die Rebusorthographie gestattet diese Licenz.

Herrn W. A. in Sch . . z. — Es soll uns freuen, wenn Sie Ihre spärliche Muße fürs Daheim ausnutzen wollen, nur bitten wir, auf anderem Gebiete als auf dem der Verse. Poesien stehen uns überreichlich zu Gebote; aber greifen Sie doch einmal ins volle Menschen- und Volksleben hinein mit seinen ernsten und heitern, dunkeln und hellen Seiten, wozu Ihnen Ihr Stand gewiß reichliche Gelegenheit bietet und gestalten Sie es zu abgerundeten, anziehenden Bildern, — nur bitte, keine Gedichte.

Stud. B. in B. Sie geben uns die Scherzfrage zu rathen: Was ist der Unterschied zwischen einem **ordentlichen** und einem **außerordentlichen** Professor? Wir erinnern uns aus dem Munde eines Professors einmal die Antwort gehört zu haben: ein **ordentlicher** Professor weiß nichts **Außerordentliches** und ein **außerordentlicher** Professor weiß nichts **Ordentliches**; der mußte es doch verstehen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Januar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 16.**

Die Tochter des Zöllners.

Eine Geschichte aus Tirol von Adolf Pichler.

In einer Mulde des Karwendelthales ragt zwischen Wachholdergebüsch der verkohlte Schutt einer Brantweinhütte empor, welche eines Nachts in Flammen aufloderte, man weiß nicht wie und warum. Vielleicht ist es wahr, was man heimlich munkelt: Schwärzer hätten hier ihre Waaren verborgen, als sie jedoch erfuhren, sie seien den Finanzlern verrathen und umstellt, lieber das Dach angezündet, als sich und die Ballen ausgeliefert. Von hier geht ein Fußpfad in die Riß. Etwas westlicher stürzt eine Felsenwand steil gegen das Thal ab, Steintrümmer liegen an ihrem Fuße übereinander, droben am Grat erhebt sich ein rothes Kreuz, dessen Balken in vergoldete Knäuse enden, ein schmaler Rasenstreif führt schräg hinan, bricht jedoch bei einem zackigen Vorsprung plötzlich ab. Weil sich die Wand bereits über die Holzgrenze erhebt, ist sie mit einer blutrothen, ziemlich seltenen Flechte geziert, ein kleine Schutthalde droben schmückt den seidenen Alpenmohn, zwischen den Steinen quillt eine röthliche Kreuzblume hervor, die man sonst nur in den Pyrenäen trifft.

Du möchtest sie pflücken, Freund?

Bleib unten; da klettert nicht einmal mehr eine Gemse, seit die österreichische Regierung den Pfad mit Pulver wegsprengen ließ um das Schmuggeln zu hindern.

Aber das Kreuz, was bedeutet das?

Begleite mich noch bis zu jenem Rasen, dessen Grün mitten in der grauen Wüste das Aug' anzieht. — So! — Von hier überblicken wir ein schluchtartiges Thal, drunten rauscht der Bach und dort draußen — siehst Du? — steigt Rauch von Kohlenmeilern. Die Felsennase mit den struppigen Zundern schneidet uns die Aussicht in die Scharnitz ab, welche kaum einen Büchsenschuß fern an der Isar liegt. — „Das Kreuz?"

Setzen wir uns nieder. Auf demselben Plätzchen rastete vor einigen Jahren der Hois aus Alpbach. Ein frischer, lustiger Bursch, der auf dem spitzen Hut die Hahnenfeder und am Finger den schweren silbernen Schlagring trug, hatte er sich als Holzknecht in die Riß verdingt, und weil gerade Feierabend vor Peter und Paul war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, aus dem Thal etwa eine Stunde emporzuklettern und nach der Scharnitz, von der er mancherlei gehört, zu spähen. Er wußte, daß am Festtag beim Michelwirth Musik und Tanz sei, und obwohl er bei seinen beschränkten Mitteln nicht hingehen konnte, hatte vielleicht auch diese Nachricht beigetragen, daß er sich hier befand.

„Das Hinabschauen nutzt dir nichts!" unterbrach plötzlich eine rauhe Stimme seine Betrachtung. Hinter ihm stand der Brantweinler, einen Sack Beeren über der Achsel, das graue stechende Auge forschend auf ihn geheftet.

„Hinüber kann ich nicht," erwiderte jener mit einem Anflug von Unmuth, „du weißt, das Schmalz ist theuer, der Lohn klein, höchstens trägt es mir bei dir hie und da ein Stamperl Enzeler."

Der Brantweinbrenner zog die buschigen Brauen zusammen und zuckte spöttisch mit der Lippe: „Ja, wenn du ein Kerl wärst!"

„Willst etwa robeln?" rief Hois zornig und sprang auf.

„Das nicht," erwiderte jener und fuhr nach einer Pause, wo er ihn pfiffig anblinzelte, fort: „Ja, wenn du ein Kerl wärst! So traust du dich Nachts nicht vor die Thür, als ob dich der Teufel Lüstens holte und könntest doch manchen Thaler verdienen."

Hois trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Manchen harten Thaler, ja! Dein Rücken ist breit genug dazu. Willst du?"

„Ob ich will? Doch du hast mich nur zum Narren!"

Der Brantweinler zog einen schmutzigen Beutel, nestelte die Lederriemen auf und reichte Hois 3 Kronen: „Hier das Drangeld!"

Dieser stand da, die Hand vor sich hin streckend, auf welcher die Thaler lagen. Er wußte kein Wort zu sagen.

„Ist's dir zu wenig? Oder meinst du, es sei Teufelsgeld, welches wie Buchenlaub zusammenschrumpft," fragte jener spöttisch.

„Das nicht," erwiderte Hois nach einigem Besinnen, „aber was muß ich thun?"

„Zuerst steck das Geld ein!" — Jener gehorchte mechanisch, — „und dann? Kannst du das Maul halten?"

„Als wär's mir zugeleimt!"

„So geh mit!" Der Brantweinler schritt voran. „Wenn du

nicht willst," murmelte er vor sich hin, „nun so wird man es dir schon stopfen mit einer Hand voll Erde."

Sie gelangten zur rußigen Hütte. Der Brantweinler holte aus den Stauden einen plumpen Schlüssel und öffnete. „Heut mußt du bei mir bleiben," sagte er grinsend zu seinem Gast, „ich werd' dir schon ordentlich aufkochen."

Bald loderte ein Feuer auf dem Herd, in einem Kessel wurde Gemsenfleisch zugesetzt, das der Brantweinler schwerlich beim Förster Neuner gekauft hatte.

Es war Nacht geworden. — —

Da erscholl plötzlich ein eigenthümlicher Pfiff, dem ein andrer antwortete, der Brantweinler schob den Fensterladen zurück und gab ein Zeichen. Hois war aufgesprungen.

„Fürchtest dich, Büblein?" fragte jener spöttisch und öffnete die Thüre. Ein Mann mit geschwärztem Gesicht schob sich herein und warf einen schweren Ballen von der Schulter. Als er Hois sah, stutzte er und blickte den Brantweinler vorwurfsvoll an. Dieser verstand ihn alsogleich und sprach: „Ist ein armselig's Holzknechtl, das in Zukunft mit euch thun will."

Nun kam noch ein andrer Schmuggler. Sie setzten sich an den Tisch, Hois zu ihnen. In der hellen Beleuchtung angezündeter Kienspäne, die man an einem Eisenring befestigt, erkannte er trotz des Anstriches mit Kohlen bald einen Holzarbeiter, mit dem er schon seit einigen Wochen Bäume gefällt, und war nun getrost. In einer großen Schüssel aus Zirmholz wurde gesottenes Gemsfleisch vorgesetzt, von dem jeder nach Belieben Stücke abschnitt, der Brantweinler füllte die Kelchgläschen mit Schnaps. Gesprochen wurde ganz leise, einer der Schmuggler spähte von Zeit zu Zeit durch eine Luke hinaus. Endlich erhob er sich: „Der Mond steht hinterm Falkenkor, jetzt geht!"

Alle standen auf, besprengten aus einem irdenen Töpfchen die Stirn mit Weihwasser und warfen die Ballen auf den Rücken, der Brantweinler schob den Tisch bei Seite, öffnete eine Fallthür und zog mit einem Haken einen schweren Ballen hervor. Hois begriff ihn schnell und legte die Last auf.

So traten sie aus der Hütte. Einer ging etwa hundert Schritt voran, die andern folgten je in Abständen von dreißig Schritten. Jener gab von Zeit zu Zeit ein Zeichen, wie den Ruf eines Nachtvogels oder wilden Thieres; die andern horchten ängstlich und eilten dann wieder vorwärts. Die Waldblößen umschlichen sie sorgfältig. Nach zwei Stunden standen sie an der Ecke ober dem Kohlenmeiler, der Führer that einen grellen Pfiff, aus der Tiefe knurrte es, als führ' ein Dachs zu Bau. Von diesem Platz an gingen sie zusammen; sie wußten, daß die Patrouille der Finanzler auf den Strich gen Mittewald, also weit von ihnen entfernt sei. Rüstig eilten sie vorwärts bis zum alten Festungsgraben, der tief mit schlammigem Wasser gefüllt, von einer Bergwand zur andern zog und am Innenrand noch mit einer Reihe Pallissaden befestigt war, so daß man weder hinübersteigen noch etwas hinüberwerfen konnte.

„Leg ab," sagte der Führer sich zu Hois wendend, „hier thätst ersaufen, weil du die Gelegenheit nicht kennst. Morgen gehst du hierher, da siehst du an der letzten Pallissade etwa einen Schuh unter Wasser eine Sprosse, auf diese mußt du treten und die Pallissade mit dem rechten Arm umfassend dich links durch die Luke schwingen. Dann packst du mit der freien Hand die Zundern, die vom Felsen niederhängen und schaukelst dich leicht über das Wässerlein. Aber schau dir alles gut an, probir's auch heimlich bei Tag; denn ich möcht keine Schuld haben, wenn du etwa drauf gingest. Fast hundert Schritt von hier triffst du einen Stadel mit Heu, dort kannst schlafen; in der Früh gehst du durch das Thor der Schanze und wünschest dem kaiserlichen Adler von uns höflich einen guten Morgen. Dann suchst den Michelwirth, — kannst nicht fehlen, es ist ein Hirsch auf dem Schild — und sagst zur Kellnerin dreimal: „Guggusalala!" das versteht sie und führt dich zu uns in die Stube. Also sei nicht dumm, Kerl, behüt dich Gott!"

Ein leises Plätschern, die unheimlichen Gestalten waren verschwunden.

Hois that, wie ihm befohlen. Als er am nächsten Morgen erwachte, war ihm alles wie ein Traum, er rieb die Stirn und trat ins Freie. Dort erhob sich die Brustwehr der Schanze, die Pallissaden davor, er konnte der Versuchung nicht widerstehen und schlich an den Platz, wo er gestern Abschied genommen. Er traf alles, wie man es ihm beschrieben, machte auch einigemal die immerhin gefährliche Probe überzusetzen und es gelang. Dem Auftrag getreu kehrte er jedoch wieder um, stieg zur Straße nieder und ging dann durch das Pförtlein neben dem Schlagbaum.

Ein Finanzler stand vor der Thür des Amtes. „Wohin, Landsmann?" rief er ihn an.

„Aus der Riß, bin dort Holzknecht und möcht heut tanzen!"

„Hast kein Tabak?" — „Ja!"

„Her damit!" Er streckte gierig die langen Finger aus.

Hois zog die Rindsblase, in welcher er den Tabak verwahrte, und reichte sie ihm.

Der Finanzler roch hinein und warf sie enttäuscht zurück. „Das ist ja Kaiserlicher!" brummte er, „den darfst schon haben. Sind dir in der Riß keine Schwärzer begegnet?"

„Ja, wie sehen denn die eigentlich aus?" fragte Hois und schnitt ein unsäglich dummes Gesicht.

„Esel!" rief jener, „solltest du etwas davon hören, theil es pflichtschuldigst dem kaiserlichen Amt mit, du kriegst ein Trinkgeld dafür." — „So," meinte Hois, „wie viel denn etwa?"

„Wenigstens einen Gulden!"

„Kann's nit verdienen, bin's nit würdig," erwiderte er kopfschüttelnd und dachte dabei an die drei Kronenthaler, die in seinem Ledergurt steckten. Er ging nach kurzem Gruß weiter.

Im Wirthshaus führte man ihn in eine abgelegene Kammer, dort lagen seine Gefährten auf der faulen Haut. Gähnend richteten sie sich auf und gingen dann mit Hois zum Hochamt, wobei sie nicht vergaßen, an den Opferstock zu denken, weil es Nachts so gut gerathen. Nach dem Segen wurden sie auf dem Friedhof von den Scharnitzern auf das freundlichste begrüßt, jeder kannte sie und wußte, warum sie da seien. Auf Hois fielen einige neugierige Blicke, er achtete es aber nicht, sondern starrte unverwandt auf die Kirchthüre.

Ein sauberes Mädel trippelte heraus; Hois holte tief Athem, sie hob das Auge und senkte es erröthend nieder. Dann schlich sie zu einem Grab und spritzte mit dem Buchszweig, der in der Schale lag, Weihwasser darauf. Am Gitter wendete sie noch ein wenig den Kopf, Hois hatte es wohl bemerkt. Als sie hinter der Friedhofmauer verschwunden war, trat er zum Grab, das sie besprengt. Ein schlichtes Kreuz erhob sich darauf mit der Inschrift: „Dem frommen Andenken der Frau Barbara Ersching, Finanzaufseherin, geboren am 9. Juli 1780 zu Kufstein, gestorben nach kurzer Krankheit mit allen heiligen Sterbesakramenten versehen am 12. April 1814."

Hois vermuthete, daß hier die Mutter des Mädchens liege, er konnte sich nun auch manches in ihrer Tracht erklären, was nicht zu jener der Scharnitzerinnen stimmte. Der Unterländerhut mit der Goldquaste hatte in der Kirche seinen Blick angezogen, bis ihn das reizende Gesichtchen, um welches sich braune Zöpfe zierlich schlangen, ganz fesselte.

Er ließ von seiner Unruhe nichts merken und kehrte mit den andern ins Wirthshaus zurück. Einige Scharnitzer begleiteten sie. Von ihrem Gespräch verstand er nichts, denn sie redeten im Jargon der Schmuggler, so daß ein Unkundiger zuhören konnte, ohne zu errathen, um was es sich handle. Als der Wein reichlicher floß, weihten sie auch ihn in ihre Geheimsprache ein. Es wurde ausgemacht, daß sie nach Mitternacht mit den Ballen aufbrechen und dieselben auf Schubkarren bis Ziel führen sollten, wo sie der Kaufmann Oberlindober, für welchen sie bestellt waren, erwartete. Den Rückweg wollten sie dann, um keinen Verdacht zu erregen, über die Galtalm nehmen. Hois erhielt die Weisung, zum Brantweinler vorauszueilen, diesem den Erfolg zu melden, damit er neue Aufträge über die Grenze schicken könne, und dann zu harren, bis die ganze Bande wieder einträfe.

Sie gingen nun in die Wirthsstube zu essen. Der Wirth kannte seine Gäste und trug auf, was gut und theuer war. Große Klöße schwammen in der fetten Suppe, auf dem Kraut dufteten Schweinsrippen, Mohnkrapfen wurden mit Wein angefeuchtet. Hois war es nie so wohl gewesen, dennoch richtete sich sein Blick oft gedankenvoll nach der Thür und von der Thür zur hölzernen Wanduhr, deren langer Perpendikel im gemessenen Takte hin und her schwang. Die Vesper war vorüber, die Musikanten, welche so eben zur Ehre Gottes ihren Tusch auf die Köpfe der Bauern hinabgeschmettert, erschienen und nach ihnen die Scharnitzerbauern mit Buben und Mädeln. Beim ersten Geigenstrich begannen sie mit einem Ernst drauf loszutanzen, als wär' es ihre tägliche Arbeit und nicht ihr Vergnügen. Auch die Schmuggler sprangen in den Reigen;

nach Hois, dem schmucken Jungen aus dem Unterland guckte manches Diendl, er aber blies Dampfwolken aus der Pfeife, ohne sich, wie es schien, darum zu kümmern.

Die Musik verstummte wieder, alles kehrte verathmend an die Tische zurück. Da öffnete sich die Thür, als ob nach der Sage ein Engel über die Versammlung flöge, verstummte plötzlich das laute Gemurmel, — der Zöllner trat mit seiner Tochter ein. Während er einen Platz zu suchen schien, musterte er die Gesellschaft, drehte den grauen Schnauzbart zwischen den Fingern und setzte sich endlich zu einem alten Bauern. Er hatte Hois augenblicklich erkannt. Als er es unbeachtet thun konnte, winkte er ihm, stand auf und ging zur Thür hinaus. Hois folgte ihm. Der Zöllner hatte sich in den Schatten des Ganges gestellt, Hois, der aus dem Hellen tretend geblendet war, wollte an ihm vorüberhuschen, er packte ihn jedoch am Arm und flüsterte: „Weißt du, wer die sind, mit denen du trinkst?"

„Einer ist ein Holzknecht, die andern hab' ich an diesem Tag zum ersten Mal gesehen!"

„Nun, das sind berüchtigte Schwärzer!"

Hois trat scheinbar betroffen zurück und rief: „Was du nit sagst!"

„Ganz gewiß!" fuhr der Zöllner fort, „gib Acht auf diese Leute, da könntest du vielleicht einen Gulden verdienen!"

Der Zöllner, der selbst das Wirthshaus nur besuchte, um zu spioniren und Worte aufzufangen, die ihm auf eine verdächtige Fährte helfen konnten, ahnte bei seiner jahrelangen Gewöhnung an dieses Geschäft gar nicht, wie sehr Hois über den Antrag, Leute, mit denen er Brot aß und Wein trank, zu verrathen, innerlich empört war. Dieser schwieg jedoch vorsichtig und ließ den Alten in den Saal voraus.

Als die Musikanten wieder stimmten, ging auch er hinein und forderte des Zöllners Kathi zum Tanz. Die beiden verstanden sich bald und trennten sich für den Abend nicht mehr.

Nur einmal störte ein Schmuggler Hois, indem er ihn heimlich zupfte und ins Ohr flüsterte: „Verplausch dich beim Alten nicht; das ist ein böser Spitzel. Vielleicht kannst du aber von ihm oder dem Diendl was erfratscheln, was uns nützt."

Die jungen Leute wurden vertrauter, Kathis Herz ging desto leichter auf, da ihr ein so schmucker Bursch aus dem lieben Unterland in zärtlichen Anspielungen zuflüsterte, was sein Auge offen aussprach und sie nur zu gern glaubte. Unterdes erkundigte sich der Alte um Hois, vom Holzknecht hatte er bald erfahren, daß er als einziger Sohn eines Albacher Bauern Aussicht auf ein unverschuldetes, wenn auch kleines Gütchen habe.

Das wäre dem Alten, der sich sein Lebtag geplagt und nie auf einen grünen Zweig gekommen war, ganz recht gewesen; in seliger Weinlaune dachte er bereits daran, wie er einst als Pensionist im Oberstübchen des Bauernhauses sitzen und es bei seinen Enkeln bequem haben werde. Er vergaß völlig zu lauschen und zu horchen, bis ihn der letzte Tusch, welcher den Kehraus verkündete, aus seinen Träumen weckte. Hois faßte Kathi bei der Hand, ihr Blick gab ihm Muth; er sagte halblaut: „Machen wir gleich richtig!" Sie zuckte mit der Hand, ohne sie ihm zu entziehen, und flüsterte die Stirn gesenkt: „Du bist gar zu unverschämt."

Da klopfte ihn der Alte auf die Schulter.

Hois sagte laut: „Morgen geh' ich um acht Uhr in die Riß!" — Das galt dem Mädchen. „Vielleicht," — er wandte sich an den Zöllner, — „gelingt es mir euren Gulden zu gewinnen. Ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich bisweilen am Sonntag in die Scharnitz zur Messe geh' und dem Diendl da ein Sträußlein Almrosen bringe."

„Alles in Ehren," schmunzelte der Alte, „alles in Ehren!"

„Alles in Ehren," sagte Hois zu Kathi und drückte ihr noch einmal die Hand.

Die Tänzer verließen den Saal. Hois setzte sich wieder zu den Schmugglern und erzählte ihnen lachend, daß ihn der Zöllner als Spion habe dingen wollen. Er werde ihn aber gewiß papierln. Dabei nannte er Kathis Namen freilich gar nicht.

Jene brachen um Mitternacht auf, er stieg ins warme Heu und schlief, umspielt von den Nachklängen der Musik, bald ein.

* * *

Die Sonne schien bereits durch die Luken des Schindeldaches, als Hois auf seinem Lager erwachte. Er guckte durch eine Spalte auf die Kirchenuhr, der Zeiger rückte gegen acht. Rasch fuhr er in die Kleider, ging an den Bach sich zu waschen und kämmte die Halme aus den Haaren. Er überdachte die Ereignisse des letzten Abends, sein Kopf war wüst; an Zucht und Ordnung gewohnt, machte er sich innerlich Vorwürfe über sein tolles Treiben und würde wahrscheinlich voll innern Haders in die Berge geschlichen sein, hätte nicht Kathis Bild auf die verworrenen Eindrücke ein rosiges Licht geworfen. Das leichte Blut des Unterländers schied bald die fremdartigen Stoffe aus, er schlug ein Schnippchen, schnalzte mit der Zunge und ging dem Wall zu, um den Graben auf dem Schwärzersteig zu überspringen. Es wäre ihm zwar die Straße, breit genug für zwei Wagen, offen gestanden, er wollte jedoch mit dem alten Finanzler, den er bereits am Thor lauern sah, nicht zusammentreffen.

Sorgfältig spähend schlich er durch die Stauden, in einem einspringenden Winkel des Walles erblickte er Kathi. Sie saß ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen auf einem Steine, gegen die Straße standen hohe Disteln, deren Flaum im Windhauch spielte.

„Gugguſalala!" rief er halblaut.

Sie zog bei diesem Gruß unwillig die Brauen zusammen und ließ das Strickzeug, mit dem sie sich zu beschäftigen schien, auf den Schoß sinken.

„Du hast mich ja gar schon erwartet!" begann Hois.

Sie erhob sich rasch und blickte ihn ernst an. „Erwartet, ja!" sprach sie, „aber nicht um mit dir zu lallen und zu trallen, du leichtsinniger Herrgottsbua, sondern dir ins Gewissen zu reden."

„Nu nu!" erwiederte er lachend, „predigst du schon vor der Hochzeit? Aber thu's halt; kannst mich sogar leicht hören, wenn du mich hinterdrein mit einem Bussel absolvirst."

„Hör auf mit deinen Faxen, wo's Blut und Freiheit gilt. Meinst du, ich habe deinen Verkehr mit dem Raggen, dem verwegensten Schwärzer, nicht beobachtet? Ich möcht' dir schwören, daß du vornächten einen Ballen Tabak übers Joch trugst — oder nicht?"

Hois schwieg mit einem langen Gesicht.

„Es ist so! Ich bin zwar des Zöllners Tochter, weiß aber manchmal mehr als mein Vater; wenn ich die Leute ans Messer liefern möchte, könnt ich's oft, ich mag aber der Regierung keinen Gefallen thun. Geht doch ohnedem so mancher zu Grund! Darum laß dein Gewerb, ich warne dich aus christlicher Nächstenliebe."

„O du liebe christliche Nächstenlieb', wie dank' ich dir," erwiderte Hois mit einem leichten Anflug von gutmüthigem Spott, „hast wohl etwa den Raggen auch schon gewarnt?"

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder.

„Es ist eigentlich schon wahr, was du sagst," fuhr er nach einer Weile fort, „für einen Ehmann thät so ein Geschäft nit taugen. Noch bin ich aber ledig. Im Herbst heirathen wir und bis dort will ich dir noch eine prächtige Ausstattung zusammenbringen. Nachher gehör ich dein — und jetzt ziehst mir kein schiaches Printscherl mehr!" Ohne ihr noch das Wort zu gestatten, umschlang er sie, drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen und enteilte ins Gebüsch.

Noch einmal theilte er die Zweige der Erlen und rief zurück: „Am Sonntag einen Almstrauß!"

Sie ging bedenklich dem Hause zu, er aber sang noch von der Ecke herab:

Am Sonntag a Sträußl
Das bring i der Braut,
Und mit Busseln muß i zahln
Am Schlagbaum die Maut.

Hois war bald einer der kühnsten und schlausten Schmuggler, sein Geschäft als Holzknecht diente ihm fast nur als Vorwand, daß er sich, ohne Verdacht zu erregen, in der Wildniß aufhalten konnte. Bisweilen erschien er beim Zöllner, dieser fragte ihn, ob er nichts von den Schwärzern wisse, oder wohl gar selbst schwärze? Dann zog er wohl eine Flasche Enzeler aus der Tasche oder holte einen prächtigen Strauß Alpenblumen, den er Kathi überreichte und sagte spöttisch, das sei alles, was er schwärze. Als er mit Kathi allein war, wollte er ihr ein seidenes Halstüchlein, das er eingeschmuggelt, schenken, sie wies es fast schaudernd zurück, nur die Blumen nahm sie.

Die Finanzler machten seit etlichen Monaten sehr schlechte Geschäfte. Kaum gelang es ihnen, hier und da einem armen Bäuerlein eine kleine Düte Salz oder Tabak abzunehmen, die es in der Meinung, niemand werde um solche Bagatellen fragen, zu Mittewald eingesteckt. Alle Streifzüge schlugen fehl; wenn sie zu hinterst im Karwendel paß-

ten, hörten sie wohl spöttisches Jauchzen am Grat gegen Gleirs, es mußten Schmuggler sein, die einzuholen ganz unmöglich war, weil sie einen Vorsprung von wenigstens zwei Stunden hatten.

Vergebens suchte der Zöllner Hois auszuforschen; der lachte ihm bei jeder Frage ins Gesicht und antwortete ihm höchstens, daß er lieber an Kathi als an die Maut denke. Allmählich stieg jedoch jenem Verdacht auf; ein oder das andere Wort, welches er zufällig im Wirthshaus erhascht, bestärkte ihn darin und er beschloß, scharf Acht zu geben. Abends, als der Enzeler seine Zunge gelöst, brummte er vor sich hin: „Gut wär' der Schnaps, wenn nur der Hois keinen Streich macht!“ Kathi blickte ihn erschrocken an.

„Ja ja,“ fuhr er fort, „ich muß es dir gradaus sagen, ich möcht' zehn gegen eins wetten, der Kerl schwärzt und ist vielleicht der Rädelsführer.“

Das Mädchen wußte nicht, ihn zu vertheidigen.

Der Zöllner sagte nach einer Pause: „Es wär' mir recht unlieb, wenn wir auf einem verbotenen Steig zusammenwüchsen, recht unlieb wär's mir und zwar deinetwegen. Ich hab' schwerlich noch etwas zu erwarten, bin schon zu alt und trotzdem, daß ich mich im Dienst abgeraggert, wird man mir ein Protectionsbüblein vorschieben, aber du liegst mir am Herzen! Warn ihn, laß jedoch von mir nichts merken, sonst komm' ich noch um die Paar Groschen Pension.“

Etliche Tage darauf klopfte es Abends an Kathis Fenster. Dieses ging rückwärts auf den Wall und war, weil das Gebäude vordem zur Festung gehörte, stark vergittert. Wie gewöhnlich schwang sich Hois in die Nische der dicken Mauer, um mit Kathi einen Augenblick durch die Eisenstäbe zu plaudern, ehe er in die Stube ging, wo er sie nur in Gegenwart des Vaters sehen konnte.

Scherzend ergriff er ihre Hand. Sie zitterte.

„Was fehlt dir, Diendl!“ flüsterte er, „bist krank?“

„Nein, Hois!“ begann sie mit Thränen im Aug, „nicht krank, aber lieber wär ich's, als so in Sorge zu sein deinetwillen. Bei allen Heiligen bitt' und beschwör' ich dich, laß das Schwärzen, man hat auf dich Verdacht.“

Hois lachte spöttisch: „Da müßt nur der Vogel vom Amtsschild geflogen sein, um uns auszuschnüffeln. Ich hab' einen neuen Weg über die Felsen ausgespürt, mögen die Finanzler hinaufzannen! Erinnerst du dich noch an den grünen Streif, den ich dir letzthin an der Wand des Karwendel zeigte? Dort hab' ich die seltensten Alpenblumen geholt und dort — doch genug! Grein nit, Schatz! Die nächste Woche steigen wir zum letztenmal herüber, dann hab ich die Aussteuer beisammen und zu Kathrein, — du kennst ja das Sprüchl:

Kathrein stellt Tanz und Räder ein
Und mir ein hübsches Weibelein!

Also tröst dich! Ich verspreche dir bei allen Busseln, die Du mir künftig noch geben sollst, daß ich vom nächsten Samstag an nie mehr einen Ballen auf den Rücken lade, und bist zu Haus mit mir recht fein, so geh' ich immer in die Riß, um Holz zu hacken. Willst?“

Sie ließ sich einigermaßen beschwichtigen. Er nahm von ihr Abschied, ohne in die Stube zu gehen, wo ihn der Alte erwartete in der Absicht, ihn durch dunkle Andeutungen zu warnen. Denn auch davon hatte dieser munkeln gehört, daß die Schwärzer nicht mehr auf dem alten Pfad sich einschlichen. Hois mied es aber, ihm unter die Augen zu treten, ein dunkles Gefühl sagte ihm, Kathi habe diesmal auf Weisung des Vaters gesprochen.

Es war der Vorabend von Allerheiligen. Der alte Zöllner duselte in der Stube auf der Ofenbank, Kathi saß im Nebenzimmer, ein Körbchen Epheuranken, Buchszweiglein und Astern vor sich, aus denen sie zu einem Kranz wählte, der morgen das Grab der Mutter schmücken sollte. Sie hatte eben die schwarze Schleife darum geschlungen und blickte nun gedankenvoll auf die graue Wand des Karwendel und den grünen Streif daran. Ihr Herz war schwer beklommen: „Es ist ja zum letztenmal!“ suchte sie sich zu trösten, dann fiel ihr aber wieder der Spruch ein: „Der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er zerbricht!“

Da klopfte es an der Stubenthür. Ohne das Herein! abzuwarten erschien der Oberbeamte, ein mageres Männlein mit schmaler Stirn, neben der dünne Schmachtlocken flatterten, schmaler Nase und schmalen Lippen, welche schwerlich je ein Lächeln des Wohlwollens umspielte, vor den blöden Augen hing eine große Messingbrille; sonst zusammengekniffen wie ein Taschenmesser, richtete er sich jetzt hoch auf und spannte die Fistelstimme zum Schlachtruf an: „Auf, auf! Jetzt haben wir die Lumpen. Nergen-Lies klaubte jüngst im Wald Kranabitbeeren, da sah sie die Schwärzer herabsteigen, dort an der Wand auf dem grünen Streif.“

Es knisterte im Nebenzimmer, Kathis Hand war der Kranz entfallen, der Oberbeamte überhörte es jedoch in seinem Eifer und fuhr frisch Athem holend fort: „Dort, ja dort haben wir freilich nie gepaßt! Und wissen Sie, wer der Anführer ist? Ihr sauberer Schwiegersohn! Schöne Bekanntschaften! Einem Staatsdiener soll es unverbrüchlich als Regel gelten, nur im Kreise der Staatsdiener seine Verbindungen zu suchen, stets nur im Kreise der Staatsdiener! —“

Der Alte stöhnte vor Angst.

„Ihr schönes Töchterlein hätte sollen besser Acht geben, besser, ja! Leicht wär' es ihr gewesen, sich um den Staat ein großes Verdienst zu erwerben, das auch dem Vater zu gut gekommen wär. Aber so ist sie ein schlechtes Weibsbild, das die Liebe zu einem Lumpen dem hohen Aerar voranstellt; ein schlechtes Weibsbild und ich werd' sie verhören müssen und ich werd die Protokolle einschicken müssen und zwei Zwanziger hätt' sie auch verdienen können und diese kriegt jetzt die Nergen-Lies, da haben Sie es!“

Der Alte faltete stumm und flehend die Hände.

„Da hilft jetzt nichts!“ fuhr jener unbarmherzig fort, „ich habe meine Pflichten und Sie die Ihrigen. In einer halben Stunde kommt die Patrouille aus Leutasch; muß da sein, denn es ist Ordre; dann hängen Sie den Säbel um und ich werde mich selbst an die Spitze des Streifzuges stellen, ich, der Oberbeamte, um euch zu zeigen, wie man seine Pflicht thut.“

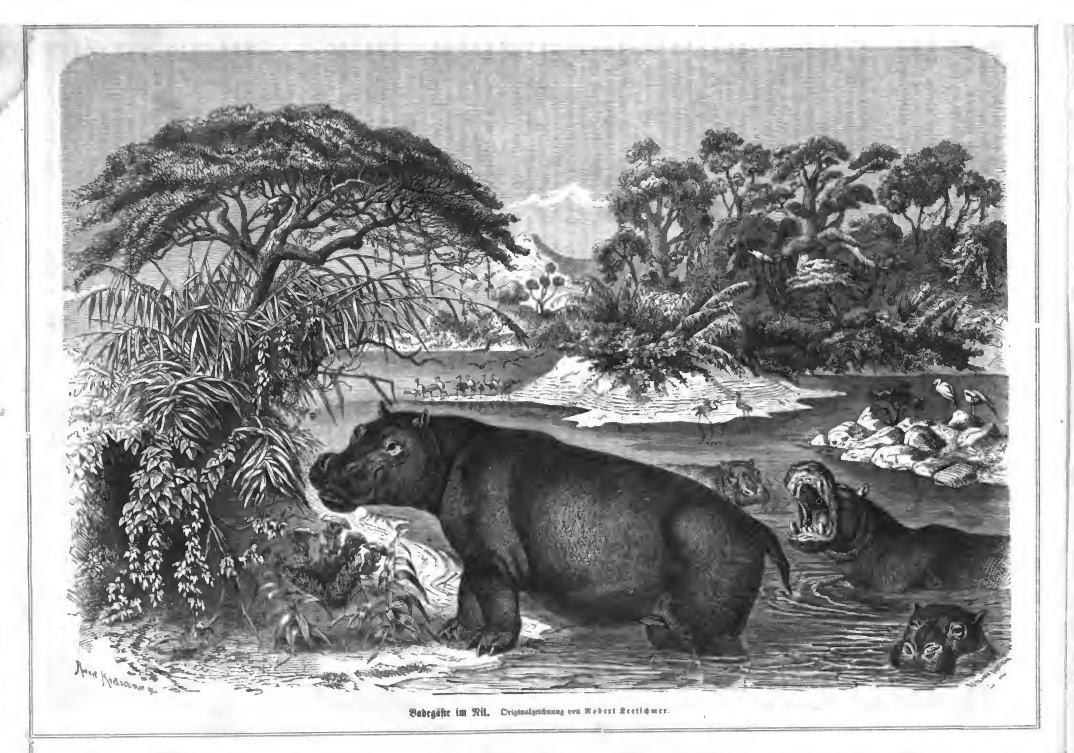
Im Nebenzimmer hörte man eine Thürklinke. Er steckte den Kopf hinein, es war leer. Da sah er den Kranz auf dem Boden, hob ihn auf und warf ihn unwillig hin: „Wird wohl für den Lumpen gehören, den Lumpen!“ polterte er.

„Verzeihen Sie, Herr Oberbeamter!“ stotterte der Zöllner auf der moralischen Folter, „der Kranz gehört auf ein Grab.“

Der Oberbeamte hatte schon die Thür ohne Gruß zugeworfen, der Zöllner nahm in gehorsamer Angst das Rüstzeug vom Nagel, erst als er damit fertig war, suchte er die Tochter, fand jedoch in und außer dem Hause keine Spur von ihr.

Kathi hatte alles gehört. Zuerst lähmte sie der Schrecken, dann gaben ihr die Schimpfworte des Zöllners den Muth des Zornes, sie wollte hinaus und Rechenschaft fordern, da traf sie aber wie der Blitz der Gedanke, daß heut Hois auf jenem Steig komme, daß vielleicht ein blutiger Zusammenstoß mit der Patrouille drohe; — sie sah bereits Vater und Geliebten im unnatürlichen Kampf, Entsetzen ergriff sie, ohne sich weiter zu besinnen, stürzte sie dem Karwendel zu.

Athemlos sprang sie auf die Terrasse, wo bei der Kapelle das Gleis abzweigt. Sie sank einen Augenblick auf die Knie und stöhnte: „O Maria hilf!“ mehr vermochte sie nicht vorzubringen. Da rauschten von ferne Tritte im Kies, — vielleicht die Patrouille! aufgescheucht wie ein Reh ergriff sie die Flucht. Bald stand sie unter der grauen Wand, hoch oben schlang sich der grüne Streif hin, wo ein entschlossener Bergsteiger leicht klettern konnte, aber wie hinaufgelangen, da unten nirgends ein Felshöcker oder ein Grasbüschel den mindesten Halt bot? Rathlos lief sie die Wand entlang bis zu einer kleinen Runse. In dieser hing ein Seil, sie zerrte daran, es war droben um den krummen Ast einer Zunder geschlungen. Hier mußte der Pfad der Schwärzer sein. Mit einem Arm sich festhaltend klomm sie empor und eilte wie eine Gemse auf dem grünen Streif vorwärts; — sie hörte das Sausen einiger Steine, die von Absatz zu Absatz rollten, der Fuß der Schmuggler, welche schräg herabstiegen, hatte sie in Schwung versetzt. Hois blieb erschrocken stehen, als er sein Mädchen in so gefährlicher Lage von fern erblickte. Er wollte rasch den Ballen wegwerfend zu ihr hineilen, sie winkte jedoch mit der Hand und rief: „Zurück, zurück, ihr seid verrathen!“ Im Nu war die Bande hinter den Zacken des Berges verschwunden. Kathis Kraft war erschöpft, schwindelnd blickte sie in den Abgrund und mußte sich auf eine Kante niederlassen. Horch! — Stimmen aus der Tiefe, sie strich das Haar von der Stirn und schaute entsetzt hinunter, die Zweige der Zunder, an welche das Seil geknüpft war, bogen sich — die Patrouille! Rasch wollte sie sich hinter einem Steinblock ducken, sie glitschte aus, ein herzzerreißender Schrei, ein dumpfer Fall und die zerschmetterte Leiche lag zu den Füßen des Zöllners. Mit aufgerissenem Aug starrte dieser auf



Badegäste im Nil. Originalzeichnung von Robert Kretschmer.

die theure Todte, die Sinne verließen ihn, er wollte sich am Stricke festkrallen, brach jedoch ohnmächtig zusammen. Der Oberbeamte, nichts kennend als die Amtspflicht, kletterte vorwärts, schon sah er die Schmuggler in Ketten und Banden zittern, schon las er in Gedanken das Belobungsdecret, welches zu Innsbruck für ihn ausgefertigt werden sollte, aber jene besaßen flinkere Beine und ihm blieb statt des Gewinnes an Gut und Ehre, das leere Nachschauen. Sie hatten ihre Ballen bereits beim Brantweinler abgelegt und sich nach allen Richtungen in den Schluchten zerstreut. Als die Patrouille sich der Hütte näherte, loderte diese plötzlich in Flammen auf, der Wind nebelte den Finanzlern den Tabaksqualm entgegen, ohne daß sie einer Beute habhaft werden konnten.

Als der kalte Abendthau den alten Zöllner zum Bewußtsein erweckte, lag er allein neben der Leiche. Im stummen Jammer richtete er sich auf, er legte ihr Haupt mit der klaffenden Stirnwunde auf seinen Schoß, die schönen Glieder waren bereits erstarrt und die Thränen, die auf sie reichlich niedertropften, vermochten sie nicht mehr zu beleben. Es wurde dunkler, er hob das trübe Aug zum Himmel, wo bereits einzelne Sterne schimmerten, endlich raffte er sich auf und lud die Leiche auf den Rücken.

„Ich habe den Schwärzern manchen Ballen abgenommen und dann heimgetragen," pflegte er später oft zu erzählen, „aber so schwer wie diese Last, ist mir im Leben keine gewesen. Dort habe ich mich für immer zu den sieben Schmerzen Marias verlobt, welche den blutigen Sohn im Schoß unter dem Kreuze saß. Mög' sie Jedermann vor solchem Leid bewahren, selbst meinen Todfeind!"

Kathi wurde unter allgemeiner Theilnahme der Gemeinde neben ihrer Mutter beerdigt und der Kranz, den sie für diese geflochten, auf ihr Grab gelegt. Als der Alte die Begräbnißkosten bezahlen wollte, bedeutete ihn der Geistliche, es sei alles berichtigt. Wahrscheinlich hatten die Schmuggler, welche das Mädchen zu den ihrigen zählten, das Geld erlegt, sie ehrten die Unglückliche wenigstens dadurch, daß sie weitum aus Tirol bei ihrem Todtenamte zusammenkamen und ihre Ruhestätte mit Weihwasser besprengten.

Hois irrte nach jenem Schreckenstage wie Kain in den Wäldern herum, wo ihm ein mitleidiger Senner oder Holzknecht die kärgliche Nahrung bot; dann erfuhr man lange gar nichts mehr von ihm, endlich erschien er plötzlich wieder im Albach. Der sonst so fröhliche Bursch war ernst und schweigsam geworden; so lang er noch jung war, sah ihn niemand im Wirthshaus. Mit der Lust des Lebens war es aus, doch ließ er es sich stets angelegen sein, armen Mädchen zu helfen und so manches brave Weib verdankt ihm die Ausstattung zur Hochzeit, welche er heimlich wie Sankt Nicolaus besorgte. Der heilende Balsam der Zeit und noch mehr die reine Freude am Wohlthun verfehlte auch bei ihm nicht die Wirkung, Schmerz und Trauer lösten sich in stiller Ruhe, er stellte den Rest seiner Tage Gott anheim und überließ fromm die Zukunft des Jenseits der Vaterhand des Herrn. Allmählich wurde er wieder heiter, seine innige Theilnahme am Glück anderer verschaffte ihm die Liebe des ganzen Thales. So lang es seine Füße vermochten, wallfahrte er zu Allerheiligen an Kathis Grab, das große Kreuz dort auf der Felsenwand ließ er von dem Geld, das er durch den Schmuggel erworben und das für eine lustige Hochzeit verwendet werden sollte, zum Andenken an jene schreckliche Begebenheit errichten. Uebrigens sprach er nie von Kathi; je älter er wurde, desto öfter träumte ihm von ihr, sie sollte ihn am Thor des Himmels als Braut erwarten.

Der alte Zöllner wurde mit hundert Gulden pensionirt. Hois nahm ihn zu sich und ehrte ihn wie einen Vater. So saß er dann im Stübchen des obern Stockes und gedachte ernst sinnend der Tochter, bis ihn der Tod mit ihr vereinte.

* * *

Erheben wir uns vom Rasensitz und steigen in das Karwendelthal nieder. Macht diese Wildniß mit ihren Schroffen und Wäldern, den schäumenden Sturzbächen und Runsen, durch welche die Lawine niederbraust, nicht einen düstern Eindruck? — Dort ragt ein uralter Ahorn, ein kleines Holztäfelchen umquollen von Moos, überwuchert von Flechten, ist daran genagelt. Lesen wir die undeutliche Inschrift, in so weit der Regen die Lettern nicht weggebeizt. „Dem christli... Andenken des Herrn Joha..... ld Oberbeamt.... hier gräßlich... Tod . rlitt. Man bitt ... um .. aterunse ..... ve Mar ...." Vom Stamm starrt weit ein dürrer Ast hinaus, über den Wurzeln thürmt sich ein Ameisenhaufen, wie lustig wuseln die kleinen Thierchen im Sonnenschein. Von jenem Aste hing an den Füßen festgebunden, die Hände auf den Rücken gedreht kopfabwärts der Oberbeamte, sein Scheitel berührte den Haufen, so daß die Ameisen über seinen nackten Leib emporkrabbeln konnten. Man fand ihn erstarrt und todt. Im Sommer nach dem Tode Kathis war er im Karwendelthal spazieren gegangen und nicht mehr heimgekehrt. Das Volk haßte ihn wie ein böses Thier, das so manchen ins Unglück gebracht, er wurde wahrscheinlich von Schmugglern unmenschlich zu Tod gemartert. Man schaudert in der Wildniß vor dieser schrecklichen Wildheit, wo die Leidenschaft alle Schranken des Gefühles durchbricht und fragt unwillkürlich: Leben wir in Deutschland oder am Susquehannah, im neunzehnten Jahrhundert oder lang, lang vor Christi Geburt, wo die ersten Ansiedler scheuen Blickes durch diese Schluchten wanderten und gegen Bär und Ur die „rohe Keule schwangen?" — Gottlob hat jetzt das Schmuggeln fast ganz aufgehört, die Aenderung der Tarife macht das Geschäft zu wenig einträglich, als daß es noch jemand anlocken könnte.

Etliche hundert Schritte vom Ahornbaum führt der Weg an einer Höhle vorbei, deren Wände noch von Rauch geschwärzt sind. Hier verkam die Morgen-Lies. Nachdem es ruchbar geworden, daß sie dem Oberbeamten den neuen Steig der Schmuggler verrathen, wollte ihr niemand mehr Brot und Wasser gönnen, niemand gewährte ihr Unterstand. Verlassen wir den Platz, wo sie den letzten Seufzer ausgehaucht.

Das freundliche Dörfchen Scharnitz liegt vor uns. Dort ragen die gebrochenen Mauern der alten Festung, die öden Trümmer sind aber beglänzt von unsterblichem Ruhm, auch hier rangen die Männer des armen, kleinen Ländchens Tirol mit den Scharen des korsischen Weltbezwingers.

Kehren wir beim Michelen ein? — Oder gehen wir vielleicht auf den Friedhof? Ich zeige Dir dort Kathis Grab.

Die Leibrosse des Vater Nil.

Afrikas Festland bietet uns überaus großartige Typen der Pflanzen- und Thierwelt dar. In diesem alten Wunderlande hat sich die Natur gewissermaßen darin gefallen, alles Organische nach wahrhaft kolossalem Maßstabe anzulegen. Unter den Riesen pflanzlicher Schöpfung, dem Affenbrotbaume, der Tamarinde, Sterculie, Sycomore und Fächerpalme, wandeln der Elephant, das Nashorn, der Wildbüffel, die Giraffe einher, Antilopen von Größe unserer Pferde und Rinder bevölkern die mit baumartig hohen Gräsern bewachsenen Steppen. Im Wasser der Ströme und Seen tummeln sich Flußpferd und Krokodil.

Zweimal ist es mir unter den tropischen Breiten Nord-Ost-Afrikas, am oberen blauen Nile, gelungen, Flußpferde auch außer dem Wasser in ihrem natürlichen Treiben zu beobachten und die Umrisse ihrer Gigantenleiber in mein Skizzenbuch zu fesseln. Unförmliche Massen waren es, mit eckigem Kopf, mächtigem, tief herniederhängendem Rumpf und kurzen Beinen. Mit seinen kleinen Ohren emsig lauschend, bemerkte der Riese des Nilstroms leider nur zu bald die Gegenwart neugieriger Forscher und verschwand, noch ehe es wünschenswerth erschien, wieder in den trübgelblichen Fluten des Bahr-el-azrek.

Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, welchen die Häupter vieler Flußpferde auf mich machten, die am 21. Juli 1860 in dem seeartig angeschwollenen Bahr-el-azrek neben meiner Barke emportauchten. Die untergehende Sonne barg sich hinter dem westlichen Urwaldgürtel der Landschaft Roséres, ihre letzten Strahlen vergoldeten die Palmenwipfel und glitzerten auf dem mächtigen Stromspiegel. Wie Gorgonenhäupter erschienen da die Riesenköpfe der unmuthig schnaufenden und schnarchenden, zuweilen auch wie zornige Stiere aufbrüllenden Ko-lose. Dumm und stumpf glotzten die Giganten auf mein mit dem Strome treibendes Fahrzeug, welches mich, den wunden und am Fieber tödtlich Erkrankten, der grandiosen Wildniß Sudans entführen sollte. Die ganze folgende Nacht hindurch störte

das unaufhörliche Schnaufen, Grunzen und Brüllen einer Herde dieser Geschöpfe meinen ohnehin kärglichen Schlaf.

Im Wasser benehmen sich die Flußpferde für gewöhnlich zwar harmlos, indessen haben sie doch auch da, besonders während der Paarungszeit, ihre Mucken. Sie rennen zuweilen mit dem Kopfe gegen die vorüberfahrenden Barken oder packen deren Planken mit den gewaltigen Eckzähnen. Tritt die Paarung ein, so liefern die Männchen sich heftige Kämpfe und der Sieger zieht mit einigen Weibchen ab.

Allnächtlich gehen sie an Land und beweiden hier die Uferpflanzen, am blauen Nil besonders das saftige Abar-Gras, die wilden Zuckerrohre, gigantischen Bartgräser und die Sprossen der Bambuse. Nun brechen sie auch in dem Ufer benachbarte Felder ein, vernichten auf diesen viele Saat, besonders von Durrah (Sorghum) durch Auffressen der grünenden Halme und durch Niedertrampeln. Auf diesen nächtlichen Gängen sind die Flußpferde sehr reizbar, sie gerathen über alles, was ihren Verdacht erregt, in blinde Wuth und dann kann der ungeheuren Kraft ihrer Kinnladen und Säulenbeine nichts widerstehen. Die Uferbewohner des Bahr-el-azrak suchen den ungebetenen Gast durch Feuer und durch das Schlagen großer Trommeln zu verscheuchen. Während meiner oben erwähnten Wasserfahrt von Roséres nach Khartûm, hörte ich Nacht für Nacht am Ostufer die Trommeln rühren. Auf meine Frage, weshalb denn solch ein Lärm gemacht werde, hieß es stets: „Wegen der wilden Denka- und Tabi-Neger, sowie auch wegen der groben Aé-fînte, welche alle zusammen die Saat des armen sennârischen Dörfleins zu vernichten bestrebt seien."

Jung eingefangene Flußpferde sind in gewissem Grade zähmbar. Man bemächtigt sich zuweilen solcher Thiere, indem man sie in Schlammgruben überrascht, in welchen sie von den auf der Weide befindlichen Mutterthieren verborgen werden. Herr Barthélemy in Khartûm besaß im Jahre 1860 ein auf derartige Weise gefangenes junges Flußpferd. Dies benahm sich höchst possirlich und machte nach Art munterer Spanferkel die sonderbarsten Capriolen. Außer Klee, Kraut von Lubienbohnen, Durrah-Stroh und Heu, vertilgte das kleine Ungeheuer alltäglich eine große Menge von Merîst oder Sorghum-Bier. Ein anderes junges Flußpferd wurde im August 1860 durch nubische Kaufleute von Khartûm nilabwärts geschafft. Diese Bestie war nicht ohne gewisse Liebenswürdigkeiten, sie rieb ihren Nasenrücken an den Kleidern ihrer Wächter und tummelte sich, wenn sie einmal an Land gebracht wurde, höchst lustig mit den braunen Berberjungen umher.

Bereits die Alten haben das Flußpferd gekannt, beschrieben und abgebildet.* Den Egyptern war es unter dem hieroglyphischen Namen Aput und Reret bekannt. Die Kopten nennen das Thier noch heut Rir, d. h. Schwein, San. Herodot und Diodoros schildern das Hippos potamoios in ihrer naiven, jedoch von Uebertreibungen nicht ganz freien Art. Die Kinder Pharaos jagten Flußpferde mit Harpunen von ganz ähnlicher Form, wie sich deren noch die heutigen Bewohner Sennârs bedienen. Das Eisen einer solchen Harpune, Sennarah, ist wie ein Radirmesser gestaltet und in einen Holzschaft eingefügt, welcher abfällt, sobald das Werkzeug geschleudert wird. An dem am Harpuneisen befestigten Seile hängt ein großer Klotz von leichtem Schwimmholz oder Ambâtsch. Die Jäger besteigen nun ein kleines Ambâtschfloß oder ein kleines Boot, fahren auf einen an der Oberfläche schwimmenden Aé-fînt los und werfen ihm ihre Harpune in den Leib. Das getroffene Thier fährt schnell in die Tiefe hinab, kommt jedoch bald wieder empor, um Athem zu schöpfen. Es erhält nun eine zweite, dann wohl eine dritte Harpune. Häufig geräth die verwundete Bestie außer sich, zertrümmert die Flöße oder Kähne der Jäger und zerknirscht, wessen sie irgend habhaft werden kann. Die Harpuniere aber ziehen ihre Seile straff an und bohren endlich dem durch Blutverlust erschöpften Flußpferde ein langes spitzes Lanzeneisen in den Anfangstheil des Rückenmarkes, wonach das Thier gewöhnlich schnell verendet. Schwieriger ist die Jagd dann ausführbar, wenn ein Aé-fînt an Land zum Grasen gegangen. Es lauscht dann auf alles und bekommt leicht Witterung. Wehe dem Jäger, der nun fehlt und von dem erbitterten Feinde ereilt wird.

Bei der Dicke der Haut eines Aé-fînt und bei der Mächtigkeit der unter dieser Haut noch liegenden Speckschicht, bedarf es übrigens eines Schießgewehrs von beträchtlichem Kaliber, um zum Ziele zu gelangen. Dem Reisenden Dr. Rueppell und seinen Jägern gelang es erst nach einem vierstündigen nächtlichen Kampfe, ein Flußpferd mit Schußwaffen zu fällen. Das Thier hatte den kleinen Kahn der Harpuniere zerschmettert, von 25 Kugeln, die aus etwa 5 Fuß Entfernung auf seinen Kopf gerichtet worden, hatte nur eine einzige Haut und Knochen bei der Nase durchbohrt. Erst durch fünf Kugeln eines schweren Standrohrs konnte das 13½ Fuß lange Ungeheuer getödtet werden. Der Elfenbeinhändler Ali Thubah von Khartûm gebrauchte am 18. Februar 1858 bei Gondókoro am oberen weißen Nil über vierzig Kugeln, um eines großen Aé-fînt habhaft zu werden. Die Landung eines solchen im Wasser getödteten Kolosses von 20 bis 30 Centnern Gewicht macht große Mühe. Man verspeist in Afrika das Fleisch des Flußpferdes und zwar soll dasjenige junger Thiere wohlschmeckender sein, als das zähere der Alten. Der Speck wird gesotten, und aus der Haut schneidet man je 400—500 Ruthen, die berühmten Kurbatsch, welche mit dem Fette des Thieres geschmeidig gemacht werden. Die Zähne dienen zur Verfertigung von Kunstsachen und zur Nachahmung von Menschenzähnen in falschen Gebissen.

Unsere Abbildung ist nach einer von mir am oberen blauen Nil möglichst treu nach der Natur aufgenommenen Skizze von Herrn R. Kretschmer mit gewohnter Meisterschaft ausgearbeitet worden. Die flachen sandigen Ufer erscheinen auf den Höhen ihrer steilen Böschungen mit bambusartigen Gräsern, mit Adansonien, Sterculien, Acazien und mit Dôm-Palmen bedeckt.

Robert Hartmann.

Aus dem deutschen Dichterwald.

Lebensbilder zeitgenössischer Poeten. Von Dr. Wilhelm Herbst.

Annette von Droste-Hülshoff.

(Schluß.)

Einen ganz andern Charakter tragen die Lieder aus dem Hause, dem Freundeskreise und der Geselligkeit. Während die eben geschilderten Gedichte großentheils Ausgeburten der Einsamkeit, eines sich einspinnenden und vom Verkehr des Tages sich scheu abwendenden Phantasielebens waren, sind die poetischen Genrebilder, von denen ich rede, in der lebensfrischen Gemeinschaft mit andern Menschen, im frohen Lichte des Tages entstanden. Hier zeigt sich die andre Seite der Frauennatur, dieser Natur. Es ist der liebevolle Sinn für das Kleinste und jedes Menschliche, die sinnige Beobachtung in Haus und Geselligkeit, die des Weibes Welt ist, der errathende Blick in das Innere andrer Menschen, dabei ein bei Frauen so seltener Humor, neckisch, schalkhaft, anmuthig und immer in den sicheren Grenzlinien feinster Bildung und Grazie. Mit dieser Gruppe von Gedichten macht der mit der Dichterin noch Unbekannte am besten den Anfang seiner Bekanntschaft, weil sie sämmtlich nach Inhalt und Form leicht zugänglich sind. Manche sind schon Lieblinge, besonders der Frauen geworden. So „Junge Liebe", „Das vierzehnjährige Herz" „Die junge Mutter", „Die beschränkte Frau". Vom glücklichsten Humor sind u. a. „Dichters Naturgefühl", „Der Theetisch", „Das Gastrecht", „Das Eselein", „Die Stubenburschen"; ernst und ergreifend: „Der Prediger", „Ein braver Mann", „Der sterbende General", „Nach fünfzehn Jahren". Ein ganzer Cyklus solcher Lebensbilder, der Ton gemischt aus Ernst und Schalkheit, ist „Des alten Pfarrers Woche", ein glücklichster Griff aus dem Leben, ein wahres Cabinetsstück jener Muse, die es nicht verschmäht, am Herd sich niederzulassen, das Kleinleben der Menschenkinder in Lust und Leid zu belauschen und auszuplaudern für die, denen das Herz für das Nächste noch nicht erstorben ist. Die Dichterin begleitet mit dem Auge der Liebe das Tagewerk eines alten katholischen Pfarrers die Woche entlang. Jeder Tag hat für ihn seine Plage, aber auch seine Weihe und Erhebung. Durch das nächste Alltagsthun schimmert immer die höhere Beziehung des Amtes hindurch. Das Freitags- und Samstags-Bild sind die schönsten. Freitags ist der Besuchstag des Pfarrers, bei dem auch schon ergrauten Gutsherrn, seinem alten Schüler aus jungen Jahren.

Zu denken in gestaubnen Tagen
Der Sorge, die so treulich sann,
Der Liebe, die ihn einst getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magst du nicht selten es gewahren;
Und sind sie beide grau von Haaren,
Um desto werther ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden
Für frühe Treue dieser Lohn;
Nicht einsam ist des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt sein lieber Sohn.
Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit,
Und wehrt dem Neuen einzudringen,
Des Herzens steife Flechten schlingen
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut der gute Pfarrer gern,
Das span'sche Rohr, die Silberschnallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren stehn,
Da ihn erwachsne Kinder ehren,
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,
Der ihn vor Zeiten klein gesehn. — —

Das Zusammensein von Lehrer und Schüler in Schloß und Garten schildern die folgenden fünf Strophen. Und der Schluß:

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man schiebt es auf, doch kömmt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenster steht der Edelmann
Und spinnt noch lange, lange aus
Vielfarbger Bilder bunt Gezwirne;
Dann fährt er über seine Stirne,
Und athmet auf und ist zu Haus.

Mit dem Samstag geht die Woche und ihre Arbeit zu Ende, ein Bild des Lebens. Es ist die elfte Stunde, die Sonntagspredigt geendigt, Feierabend.

„Ja, ja, es ist schon spät." —

Der frische Grabeshügel des heute erst beerdigten, ganz gleichaltrigen Jugendfreundes, des Försters, glänzt mondbeschienen durchs Fenster.

„Wie oft sprach nicht der Todte,
Nach seiner Weise kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müssen sachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn."

„So mögen sie denn blühen!"
Spricht sanft der fromme Mann,
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Aether an.

„Hast du gesandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willst mich gnädig mahnen
An unser aller Ahnen,
Uralten ew'gen Bund;"

„Nicht lässig sollst du finden
Den, der dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme" —
Da eben summt's vom Thurme,
Und zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach deinem Bilde
In deinen Sonntag ein."

Die Gruppe von Gedichten, die ich hier berühre, hat in ihrer Art ihres Gleichen in unsrer Literatur nicht wieder. Will man wählen und trennen, so wird der Name der Dichterin in ihrem und dem gleich zu besprechenden „Geistlichen Jahr" am frischesten fortgrünen. Ein Mann sieht hundert Dinge in dem Lebenskreise, in dem sich jene Dichtungen bewegen, nicht, für die eine Frau ein Auge hat, aber wie himmelweit dieses Sehen von dem So-Sehen, und dies wieder von dem Vermögen, das Gesehene so gestalten und beleben zu können. Wort und Sache decken sich hier vollständig, ja selten finden wir eine so natürliche Congruenz von beiden wie in diesen kleinen Kunstwerken. Aber hier so recht ist die Aesthetik im Bunde mit der Ethik. Nur einer so durchleuchtenden und durchwärmenden Herzensgüte, diesem liebevollen Mitgehen mit den vielverschlungenen Bewegungen des Menschenherzens war eine solche Wirkung möglich. Manchmal erweitern oder erheben sich diese kleinen Lebensbilder zu Zeit- oder Culturbildern, aber von Politik und bestimmten Tagesfragen kein Wort. Die Dichterin kannte die Klippe und ihren Beruf, nur das Dauernde und Ewige im Zeitlichen von der lauten Landstraße in den Garten der Poesie hinüberzuretten. Auch war der Staat ihr Feld nicht und konnte es nicht sein.

Wir kommen zur letzten Station ihres Dichterlebens, zu den religiösen Liedern des „Geistlichen Jahres", — wohl den gelesensten und verbreitetsten ihrer Poesieen. In ihren früheren Dichtungen spiegelte sich vor allem doch ihr Welt- und Selbstbewußtsein, die Welt in Natur und Geschichte, der Reflex von beiden im eignen Innenleben. Wohl ruhten alle diese Bilder auf einem tieferen Grund, der hier und da auch zu Tage kam. Aber nur sporadisch und bruchstückartig. Alles drängte bei ihr aus der Vielheit zur Einheit, und es war nichts als organisches Wachsthum aus einer Lebenswurzel, wenn sie gerade am Abend ihres Lebens ihre große Dichtergabe wie ein Opfer auf den Altar legte. Am vollsten und vollkommensten enthüllen doch Mensch wie Dichter ihr Wesen, wenn sie ihr Gottesbewußtsein aussprechen. Dann erst blicken wir ihnen in die Tiefen des Herzens. Sage mir, was du glaubst, und ich sage dir, wer du bist. So auch bei der Droste. Ihren Lebensbaum mit seinen vielästigen Wurzeln und den Zweigen, in denen so manche liebliche Naturstimme erklungen, würde die Krone fehlen ohne diese Enträthselung ihres Innern, ohne dies Betreten des Allerheiligsten. Charakteristisch ist, daß die Dichterin das Mysterium ihres innern Lebens erst nach ihrem Tode, als ein theuerwerthes Vermächtniß, preisgab. Nach einer schweren Krankheit entstand die erste Hälfte des „geistlichen Jahres", offenbar die Frucht sehr ernster innerer Erlebnisse auf dem Krankenlager. Vollendet und gefeilt wurde die Sammlung in den letzten Lebensjahren der Dichterin, die in Ahnung und Vorhersagung ihres nahenden Endes ihren würdigen Freund, den Professor Schlüter in Münster mit der Herausgabe nach ihrem Tode betraute. Dadurch gerade, daß die Lieder nun wie eine Stimme von jenseits des Grabes klingen, gewinnen sie etwas ungewöhnlich Feierliches, Weckendes. Und weil sie diese Schlußdichtung nicht mehr bei Lebzeiten wollte ausgehen lassen, konnte sie ihre Stimme um so ungehemmter austönen lassen, sonder Rücksicht und Fessel, frei vom letzten Rest von Menschenfurcht oder falscher Scham. Es ist ein Selbstgespräch, in dem die Seele allein ist mit ihrem Gott. Der Schleier des Erdenlebens zerreißt, die Flitter sind erblichen, und das Licht, das ihrem Auge geworden, verlangt nach „Mehr Licht". Es fällt ein Strahl aus der Welt des Schauens auf diese Worte des Glaubens.

Ihre nächste Bedeutung haben diese poetischen Laienpredigten für unsre Kenntniß der inneren Bildungsgeschichte der Verfasserin selbst. Wir sahen ihre persönliche Gestalt wohl auch durch ihre früheren Dichtungen hindurchschreiten. Denn sie alle waren losgelöste Stücke ihres Selbst und Lebens. Aber jetzt erst erhält sie völlig ausgeprägte Züge, jetzt offenbart sie ihr Bestes und Eigenstes. Das Kind einer altkatholischen und festgläubigen Familie war sie in dem Glauben ihrer Kirche aufgewachsen, aber die Zeitbildung pochte stark genug an die Herzensthür an und begehrte Einlaß. Mehr noch waren es tief in ihrem Herzen liegende Eigenheiten, die sich gegen die überlieferte Lebensanschauung sträubten. Es lag in ihr, wie wir sahen, ein unruhiger Grübelgeist, eine schwer zu befriedigende Zweifelsucht, eine fast männliche Verstandesschärfe. Sie hat den Kampf des Selbstwissens gegen die Offenbarung, des Eigenwillens gegen das göttliche Gesetz wohl gekannt; „mein Wissen mußte meinen Glauben tödten," singt sie im Rückblick auf solche Kämpfe. Sie hat diese höchsten und einzigen Lebensfragen durchdacht, zerdacht, hat gerungen und gezweifelt, hat wieder den Zweifel bezweifelt. Aber sie hat bis zum Siege durchgekämpft.

Was durch Verstandes Irren ich verbrach,
Ich hab' es ja
Gebüßt so manche Nacht und manchen Tag;
So sei mir nah!
Nach meiner Kraft,
Die freilich ich geknickt durch eigne Schulden,
Doch einmal aufzurichten nicht vermag,
Will hoffen ich, will tragen und will dulden;
Dann gibst Du, Treuer, wohl dem Glauben nach,
Der Hilfe schafft.

In zwei Punkten besonders erkenne ich innerhalb ihrer früheren Poesien Vorbereitungen und Anklänge, ja Grundzüge und Elemente der religiösen Erhebung, der wir im geistlichen Jahr begegnen. Einmal ist es der ethische Geist, den jene Gedichte so lebendig und ausnahmslos athmen, wie er nach aller Zeugniß auch die Persönlichkeit der Dichterin selbst adelte. Das tiefe Gemüth, die Treue und Liebe, die oft so ergreifend im Dichten hervorbricht, mit der sie im Leben Segen nach allen Seiten verbreitete, mit vollen Händen gab, dies Dringen bei sich und andern auf die höchsten sittlichen Ziele, hier ist mehr als Thun, hier ist ein Sein von bedeutendem Werthe.

Der andere Zug, der uns auch in ihrem Dichten entgegentrat, ist die ernste und grübelnde Beschäftigung, die Vertrautheit mit den Bildern des Todes und des Vergehens. An ihrem eigenen siechen Körper erfuhr sie die Unsicherheit des Lebens auf Schritt und Tritt, daß „mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Das Innewerden des Vergehens weist tiefere Naturen auf das Trachten nach ewigen Gütern. Aber hier mischte sich nun die Phantasie der Dichterin mit

selbstgeschaffenen Trugbildern ein. Das große Vacuum zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Uebersinnlichen und der Sinnlichkeit bevölkert sie mit den gespenstischen Gestalten der Tiefe.

Diese Gespensterperiode ist so zu sagen die Naturperiode ihres übersinnlichen Hanges, aber eine Krankheit. Nun sie die Wahrheit gefunden und mit aller Inbrunst ihres tiefen Wesens erfaßt hat, und in der Wahrheit den Frieden, die persönliche Harmonie und Einheit, die verlorene aber als ewiges Postulat immer zurückersehnte, nun quillt auch in ihrer Poesie der tiefe Brunnen, der so lange Zeit brauchte, um ans Tageslicht zu dringen, gewaltig eigenartig hervor. Der gesundmachende Glaube vertreibt den Aberglauben, vor seiner Helle flieht der dämmerige Spuk.

Wie brünstig flehend
Hab' ich so oft in mancher Nacht
An meine Todten mich gewandt!
Wie manchen Stundenschlag bewacht,
Wenn schwarz und wirbelnd lag das Land.
Und nicht ein Zeichen ward mir je,
Kein Knistern in des Lagers Näh',
Kein Schimmer längs den Wänden gehend.

Ich hab's gefunden
Wohl hart und lieblos manches mal,
Daß Der, dem ich so heiß geneigt,
Nicht einen Laut für meine Qual,
Kein Zeichen hatte los und leicht.
An ihrer Statt, so dünkte mich,
Würd' alles, alles wagen ich
Zu lindern des Geliebten Wunden.

Sie konnten's nimmer. — —

Wir sehen, sie wendet sich ab von dem dunkeln Zwischenreich zu den lichten Regionen des wirklichen Lebens in Zeit und Ewigkeit. Ueberhaupt galt es bei dieser inneren Umwandlung auf manche Lieblingsneigung zu verzichten, denn die Rückkehr aus der buntfarbigen Welt zur centralen Lebenseinheit mußte nothwendig auch den Inhalt ihrer Poesie alteriren, ihn zurückführen auf die einfachste Formel alles Menschen-, alles Christenlebens, wo Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Geistreich und Geistarm, alle Gegensätze und Unterschiede der Natur verschwinden. Auch das Schöne muß sterben, oder richtiger, es ersteht in unserer Dichterin aufs neue in geweihter und verklärter Gestalt, indem es in den Dienst ihrer theuer erkauften Lebensüberzeugung tritt. Bis solche Energien sich beugen vor der Majestät Gottes, bis ein so reicher Geist, dies stolze Herz, solche Fülle der Phantasie die Wege der Selbstverleugnung gehen lernen, wohl hält es schwer, und doch ist es auch hier eine unweigerliche Lebensordnung, durch die Demüthigung zur Erhöhung. Nur in lebendigen, dynamischen Menschennaturen erblüht dies höhere Gesetz und das göttliche Leben in ursprünglicher Kraft.

Wir haben einen Blick gewagt in die innere Werkstatt, aus der das „Geistliche Jahr" entsprungen. Es enthält Betrachtungen zu den Evangelien aller Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. Aber freilich Betrachtungen ganz eigner Art. Die Evangelien werden nicht rein geschichtlich, erzählend behandelt, weder als Paraphrase noch in freier poetischer Reproduction, eben so wenig ist es bloßer Gefühlsreflex auf den empfänglichen und empfangenden Dichtergeist. Die Methode liegt in der Mitte.

Der Schrifttext ist Ausgangspunkt und Anstoß, die inneren Erfahrungen des dichtenden Subjects auszusprechen. Oft springt das Dichterwort willkürlich ab von dem Schriftwort, aus dem objectiven Gehalt des letzteren in das allersubjectivste Erlebniß über. Aber immer spiegelt sich das letztere in dem untrüglichen Spiegel des ersteren, vor welchem das Auge hell wird und der schöne Schein zerrinnt. Eine Probe soll das Gesagte und noch zu Sagende veranschaulichen. Es ist das Lied zum Evangelium vom verdorrten Feigenbaum.

Wie stehst du doch so dürr und kahl,
Die trocknen Adern leer,
O Feigenbaum!
Ein Todtenkranz von Blättern fahl
Hängt rasselnd um dich her,
Wie Wellenschaum.
O Mensch, ich muß hier stehn, ich muß
Dich grüßen mit dem Todesgruß,
Daß du das Leben fassest,
Es nicht entlassest!

Wie hatt' ich denn das Leben fest,
Daß es mir nicht entrinnt,
O Feigenbaum?
O Mensch, der Wille ist das Best,
Die wahre Treu gewinnt!
Hättst du im Zaum
Die Hoffart und die Zweifelsucht,
Die Lauheit auch in guter Zucht:
Muß dir in diesem Treiben
Das Leben bleiben.

Wie bist du denn so völlig todt,
So ganz und gar dahin,
O Feigenbaum?
O Mensch, wie üpp'ges Morgenroth
Ließ ich mein Leben ziehn
Am Erdensaum,
Und weh, und dachte nicht der Frucht,
Da hat mich Gott der Herr verflucht,
Daß ich muß allem Leben
Ein Zeugniß geben.

Du starbest wohl vor langer Zeit,
Weil du so dürr und leer,
O Feigenbaum?
O Mensch, des Herren Hand reicht weit,
Und ist so schnell und schwer,
Du siehst es kaum!
Er nimmt dir deines Lebens Hauch,
Du mußt vergehn wie Luft und Rauch,
Er braucht nicht Wort noch Stunden,
Du bist verschwunden.

Wer hat dir solches zubereit't
Durch heimlichen Verrath,
O Feigenbaum?
O Mensch, des Herren Aug' sieht weit,
Es sieht des Würmleins Pfad
In Blattes Flaum!
Ihn kannst du nicht entdecken, noch
Entziehn, er sieht und weiß es doch,
Es lag schon auf der Wage,
Am ersten Tage.

Wo bleibt denn seine große Huld,
Was fruchtet denn die Reu,
O Feigenbaum?
O Mensch, gedenk an deine Schuld,
Gedenk an seine Treu!
Schau, in den Raum
Hat er mich gnadenvoll gestellt,
Daß ich durch seine weite Welt
Aus meines Elends Tiefe
Dir warnend riefe.

Steht denn kein Hoffen mehr bei dir,
Kein Hoffen in der Noth,
O Feigenbaum?
O Mensch, kein Hoffen steht bei mir,
Denn ich bin todt, bin todt!
O Lebenstraum,
Hätt ich dein schweres Sein gefühlt,
Hätt ich nicht frech mit dir gespielt,
Ich stünde nicht gerichtet,
Weh mir, vernichtet!

Es ist echte Lyrik, aber doch gehalten und getragen durch den realistischen Hintergrund des biblischen Wortes. Selten, in neueren Zeiten kaum, ist in poetischer Form eine solche Tiefe christlicher Selbsterkenntniß offenbar worden. Die unerbittliche Schärfe der Beobachtung, die Annette von Droste früher gegen die Welt und andere Menschen geübt, hier kehrt sie dieselbe gegen sich selbst; wie ein zweischneidig Schwert fährt ihr Wort in das dunkle Herz. Es ist ein Friedensruf aus tiefer Noth.

Brich ein, brich ein! o komm mit deiner Macht,
Gib mir die Kräfte, die du mir entzogen;
O laß mich schauen deinen Friedensbogen
Und deine Sonne leucht' in meine Nacht.

Triumph- und Siegeslieder sind es nicht immer, vielmehr blicken wir meist in neue innere Kämpfe hinein. Mitunter sinkt ihre Stimmung bis zur Verzweiflung herab. Sturm und Nacht ringsum und der rettende Anker entglitten. Aber wie krampfhaft und mit leidenschaftlicher Inbrunst klammert sie sich immer wieder an die emporziehende Hand der göttlichen Liebe an. Aus diesem trotzigen und verzagten Widerstreit von Hoffen und Fürchten, von dem seligsten Gefühl des Besitzens und dem unseligen Bangen um das ewige Gut entspringen die tiefsten und eigenthümlichsten Lieder des geistlichen Jahres. Aber eben weil sie keine linden Friedensstimmen sind, die uns Kühlung zufächeln in der Hitze des Tages, weil in ihnen noch die Staubwolke des Kampfplatzes wirbelt, eben darum beruhigen sie nicht sowohl, als sie aufregen oder zur Selbstprüfung anregen. „Ich glaube, Herr hilf meinem Unglauben," das ist Thema und Inschrift dieser Lieder; das Wort „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern" bezeichnet die Seelenhaltung, in welcher sie geboren sind, in welche auch der empfängliche Leser versetzt wird. Der Anblick des Ringens gerade einer solchen Natur, ihrer gesteigerten ethischen Activität, die zuletzt doch immer in eine selbstlos vertrauende Passivität ausläuft, hat auch eine erbauende Kraft. Die Gestaltung aber, die sie dem Schmerzenskinde ihrer Muse zu geben wußte, ist der Art, daß die meisten Lieder die höchste poetische Befriedigung gewähren. Nicht wenige sind von hinreißender Macht. Ein reicher Wechsel kunstvoller Metren schmiegt sich mit feinem Formensinn den wechselnden Gedanken und Stimmungen an. Aber leicht und populär sind auch diese Lieder nicht und können es ihrem Ursprung und ihrem Charakter nach nicht sein. Es fehlt die Einfalt und Gemeinverständlichkeit, die nur dann dem religiösen Liede eigen sein können, wenn es der Widerhall und objective Ausdruck großer Gesammterlebnisse der Gemeine ist.

Hier aber pulsirt die vollste und stärkste Subjectivität, ein so eigen und so besonders geführtes inneres Leben. Und doch, da die Grundzüge alles Christenthums, die Erfahrung von Sünde und Gnade auch diese so eigenartigen Lieder und ihre vielverschlungenen Wege durchziehen, da sie zugleich zum Hintergrund die allen offene

Quelle der heiligen Schrift haben, so ist es begreiflich, daß sie relativ noch die populärsten Dichtungen der Annette von Droste geworden und geblieben sind.

Der Leser, der überhaupt ein Organ hierfür hat, athmet doch Heimatluft, und wenn er ein gespanntes Mit- und Nachdenken, ein horchendes inneres Ohr herzubringt, so wird eine Schwierigkeit nach der andern wie Schuppen abfallen. Ich muß auf eine weitere Charakteristik, so lockend die Aufgabe, hier verzichten. Eine Probe noch mag den Kennern eine werthe Rückerinnerung sein; denen die der Dichterin bisher noch fern standen, ein Vorschmack werden des hohen Genusses, der ihnen hier winkt.

„Am letzten Tage des Jahres“ heißt das Schlußgedicht der Sammlung.

Das Jahr geht um,
Der Faden rollt sich sausend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,
Und stäubend rieselt in sein Grab,
Was einstens war lebend'ge Zeit.
Ich harre stumm.

's ist tiefe Nacht!
Ob wohl ein Auge offen noch?
In diesen Mauern rüttelt dein
Verrinnen, Zeit! Mir schaudert doch.
Es will die letzte Stunde sein
Einsam durchwacht.

Geschehen all,
Was ich begangen und gedacht,
Was mir aus Haupt und Herzen stieg,
Das steht nun eine ernste Wacht
Am Himmelsthor. O halber Sieg,
O schwerer Fall!

Wie rast der Wind
Am Fensterkreuze! Ja es will
Auf Sturmesfittigen das Jahr
Zerstäuben, nicht im Schatten still
Verhauchen unterm Sternenklar,
Du Sündenkind!

War nicht ein hohl
Und heimlich Sausen jeden Tag
In der vermorschten Brust Verließ,
Wo langsam Stein an Stein zerbrach,
Wenn es den kalten Odem stieß
Vom starren Pol?

Mein Lämpchen will
Verlöschen, und begierig saugt
Der Docht den letzten Tropfen Oel.
Ist so mein Leben auch verraucht,
Eröffnet sich des Grabes Höhl'
Mir schwarz und stumm.

Wohl in dem Kreis,
Den dieses Jahres Lauf umzieht,
Mein Leben bricht. Ich wußt' es lang;
Und dennoch hat dies Herz geglüht
In eitler Leidenschaften Drang.
Mir bricht der Schweiß

Der tiefsten Angst
Auf Stirn und Hand! Wie dämmert feucht
Ein Stern dort durch die Wolken nicht?
Wär' es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du so bangst?

Horch, welch Gesumm!
Und wieder Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr, ich falle auf die Knie.
Sei gnädig meiner letzten Stund!
Das Jahr ist um!

Unter dem Eindruck dieser ernsten Klänge, der Glockentöne des scheidenden Jahres, in denen die Gedanken an Zeit und Ewigkeit mahnend zusammenklingen, wollen wir auch von unsrer Dichterin Abschied nehmen. Mögen die Besten unsers Volks mehr und mehr erkennen, welchen Schatz sie an und in ihr besitzen; mögen sie ihn nicht ungenutzt und ungehoben lassen!

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Das kleine Schauspielhaus der uns bekannten Provinzialstadt, in der Fräulein Garonzy auf ihren ehrlich erworbenen Lorbeeren ruhte, war brechend voll. Der Großherzogl. Hof-Opernsänger, Herr Richard, denn unter diesem seinem Vornamen hatte unser Freund seine Künstlerlaufbahn betreten, gab sein zweites Concert, und das erste hatte genügt, jeden Platz schon im voraus zu einer schätzenswerthen Eroberung zu machen. Es konnte in Wahrheit kein Apfel zur Erde. Der junge Sänger rechtfertigte die Gunst des Publikums, und der Beifall, der ihm ward, war kein künstlich erregter, kein von einer Claque hervorgerufener.

Dankbarkeit ist eine seltene Tugend, und somit mag es immerhin erwähnt werden, daß Richard seine erste Urlaubsreise, an der vaterländischen Hauptstadt vorbei, dorthin richtete, wo ihm der Weg zu seiner jetzigen Laufbahn zuerst eröffnet, wo er fast gezwungen worden war, dem Ruf zu folgen, den Gott in den Klang seiner metallreichen Stimme gelegt. Das Kapital, einmal erkannt und benutzt, prägte sich in zweifacher Weise golden aus: in goldenen Tönen und goldenem Lohn und brachte die volle Befriedigung, die immer mit der Erfüllung eines echten Berufes verbunden ist.

Und das war es auch, was Richard mit seinem Geschick ausgesöhnt. Auf dornigen Pfaden war er auf den gelangt, der ihm das seinen Kräften angemessene Ziel zeigte.

Er hatte nicht geheirathet, obgleich er in der Blüthe jugendlichen Mannesalters stand und es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt haben würde, den welken Kranz mit einem frischen zu vertauschen, aber es war nicht ein Zug in seinem Gesicht, der von bitterer Entsagung sprach. Es war alles klar, ruhig und fest in seinen Zügen, wie in seinem Wesen; Harmonie in der ganzen Erscheinung, die höchste in der Kunst, die er ausübte.

Die alte Garonzy hatte geweint wie ein Kind, als er ihr sagte, daß er ihr, nur ihr sein erstes Concert gäbe, daß es der Dank sei, den er ihr zu Füßen lege, der einzige, der, wie er wisse, Werth für sie habe, ein Dank in klingenden Tönen.

Und als sie ihn nun wirklich entgegennahm, als er dort auf den Brettern stand und sie an jedem Ton erkannte, daß er die Weihe der Kunst empfangen, als alle Lust zu prüfen, zu kritisiren in ihr aufhörte, sie nicht an Schule, an Tonbildung und Vortrag dachte, sondern sich nur dem Eindruck des Ganzen hingab, das kalte Lob unterging in den heißen Wellen erregten Gefühls, da hatte er ihr wirklich die Wohlthat vergolten, wie nur ein Mensch dem andern eine Wohlthat zu vergelten im Stande ist.

Die Alte wurde immer stiller, je mehr der Beifallssturm um sie her brauste und die Flamme der Begeisterung schürte.

Sie blieb auch still, als Richard, sich vor dem Dank des Publikums verbeugend, einem unwillkürlichen Impuls folgend, mit einem Blick und einer charakteristischen Bewegung nach ihrer Loge hin, den so reichlich gespendeten Dank gleichsam auf sie übertragen zu wollen schien.

Es war bekannt genug, welchen Antheil sie an den Leistungen des jungen Mannes hatte, sie war überhaupt eine dem Publikum bekannte, bei demselben beliebte Persönlichkeit.

Ein nochmaliges donnerndes Bravo folgte der Pantomime des Sängers.

„Fräulein Garonzy, Fräulein Garonzy vor!“ rief eine Stimme im Publikum, es war nur das Signal zu tausendfältiger Wiederholung des Namens.

Hundertmal im Leben hatte sie, auf den Brettern stehend, denselben gehört — ihr war, als feiere sie die Wiedergeburt ihrer Jugend, als grüne der Lorbeerkranz aufs neue, der einst ihre Stirn gekrönt, als ihre Locken noch dem Rabenfittig der Nacht und nicht dem Silber glichen, welches das zauberische Mondlicht über eine Ruine, ein verfallenes Denkmal ehemaliger Größe verklärend haucht.

Sie stand auf und trat an die Brüstung der Loge, aber sie vermochte kein Wort zu sagen. Gottlob ist das menschliche Herz so überreich an Empfindung, daß auch die reichste Sprache nicht genügt, ihr Worte zu geben.

Es war ein beredtes Schweigen, das der ehemaligen Künstlerin, der ihr jugendlicher Genosse so freiwillig die frischen Zweige immergrüner Dankbarkeit in den immergrünen Lorbeer wand.

Das Bravo endete erst, als der Vorhang fiel und beide, denen das Dankopfer galt, das Haus verlassen hatten.

Der Sängerin Triumph war ihr letzter gewesen. Richard hatte kaum den Cyklus der Concerte, die in der Hauptstadt zu geben er sich verpflichtet hatte, begonnen, als die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode des Fräuleins ihn in aufrichtige Betrübniß versetzte.

Ganz ahnungslos traf ihn die Botschaft; nicht ahnungslos schien sie der letzten Stunde entgegengegangen zu sein, denn zu gleicher Zeit ward ihm ein wenige Tage vor dem Tode der Sängerin von dieser an ihn gerichteter Brief, so wie ein von derselben bezeichnetes Andenken übersendet. Es war ein altmodischer, aber werthvoller Ring, ein Rubin von seltenem Feuer, in einer Fassung von Brillanten.

Die Sängerin schrieb:

„Der Ring ist ein Zeichen der Dankbarkeit, darum sollen Sie ihn tragen, der Sie auch verstehen, dankbar zu sein. Er kommt

von dem Theaterdirektor unserer Stadt, der ihn mir zum Lohn für die gelungene Aufführung einer kleinen Oper bot, die ich seinem Opernpersonal einstudirt hatte, ziemlich die härteste Arbeit in meinem Leben. Ich hätte den Ring nicht genommen, aber ich hielt ihn für Plunder, der nur den Werth der Dankbarkeit hatte. Ich habe kürzlich erfahren, daß er ein werthvolles Stück ist und daß er Sie nicht verunzieren wird, wenn Sie ihn zum Andenken an die Alte tragen, die einst den lebendigen Athem Gottes in ihrer sterblichen Hülle barg und die nun bald nichts mehr sein wird, als ein Häuflein Staub und Asche.

Ich habe nur drei Erben, erstens die Muse, in deren Namen in meiner Vaterstadt eine Singakademie gegründet werden soll, zu deren Vorsteher ich Sie ernenne, wenn Sie Ihrer anderen Verpflichtungen ledig sind und Lust haben, sich einem Unternehmen zu widmen, das der Traum meines Lebens gewesen ist. Zweitens Jakobe, für deren letzte Lebensjahre ich Sorge getragen und deren Erbtheil einst ebenfalls der Singakademie zu Gute kommt; und drittens Sie, der Sie den einzigen Schmuckgegenstand erhalten, den ich besitze. Lassen Sie keine Thräne darauf fallen, tragen Sie ihn zum fröhlichen Angedenken an Eine, die eigentlich zeitlebens fröhlich war. Lassen Sie in dieser Weise etwas von mir Theil haben an den Triumphen, denen Sie entgegensehen. Den Zauberring, wie der Theaterdirekter ihn nannte, am Finger, soll Ihr Gesang das Glück beschwören.

Das ist nicht Aberglaube, das ist ein Glaube der Alten, die sich, wenn Sie dieses lesen, himmlischen Sphärengesanges erfreut. Darum freuen Sie sich auch des Heimgangs, der keinem Verlust, mir selber nur Gewinn bringt. Binden Sie sich keinen Flor um Hut und Arm, ich habe das nie leiden können; versäumen Sie auch kein Concert meines Todes wegen, aber singen Sie in dem nächsten mir zu Liebe und mir zum Gedenken das alte, schöne, in seiner einfachen Composition so tief ergreifende Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath!" und so möge es denn in Gottes Rath bestimmt sein, daß Sie glücklich werden auf Erden, wie ich es war, und selig auferstehn im Himmel, wie ich selig auferstanden zu sein hoffe."

Nicht ganz der eben erhaltenen Vorschrift folgend, ließ Richard dennoch eine Thräne auf den Ring fallen, als er ihn nachdenklich in der Hand hielt und die Bilder der letzten Jahre dabei an seinem Geist vorüberzogen, unter denen das seiner ersten Zusammenkunft mit der Verstorbenen nicht das unbedeutendste war. Dann steckte er ihn mit einer Empfindung leisen Schauerns, unbestimmter Ahnung an den Finger, und da die Stunde zur nächsten matinée musicale geschlagen, begab er sich in das Schauspielhaus, dessen Concertsaal sich zu füllen begann und in dem bis zum Beginn der musikalischen Unterhaltung kein Stuhl, keine Loge, kein Winkel, keine Ecke unbesetzt blieb.

Solche Paroxismen des Enthusiasmus sind weder in der Hauptstadt noch irgend wo anders neu. Der Cultus der Kunst wird gar zu leicht zu einem des Künstlers, und wer seine Eitelkeit nicht schützt durch einen ehernen Schild, der gibt gar leicht wahren Künstlerruhm für fade Huldigung dahin.

Richard besaß den ehernen Schild in seiner Bescheidenheit, in seiner Liebe zur Kunst selbst. Zu den Stufen ihres Altars legte er nieder, was ihm an Lob und entgegenkommender Bewunderung gespendet wurde, er, nicht das Götzenbild der gottgeweihten Kunst, sondern nur ihr Priester und Jünger. Man konnte nicht ruhiger und unbefangener den Sturm des Beifalls über sich ergehen lassen, als er es that. Kaum schien es möglich, daß sich dieser noch steigerte, und dennoch wuchs er mit jedem einzigen Liede.

Auch diesmal hatte es des Beifalls kein Ende. Die letzte Nummer war gesungen, es frappirte das Publikum, daß der Sänger stehen blieb. Der Hof hatte sich bereits erhoben und im Publikum die Unruhe begonnen, die allgemeinem Aufbruch voranzugehen pflegt, da fiel auf ein Zeichen Richards das Orchester ein. Augenblickliche Stille; als sei ein Zauber über die Menge ausgesprochen, blieb jeder beim ersten Tone der Musik wie gebannt stehen und horchte athemlos dem aufs neue sich erhebenden Gesang.

Richard brachte der Todten das geforderte Opfer.

„Es ist bestimmt in Gottes Rath," brauste in feierlichen Tönen, von der innersten Empfindung getragen, das schöne, ernste Lied über die lauschende Menge dahin, eine tief ergreifende Wirkung hervorbringend.

In höheren Regionen schien der Sänger zu schweben, sein Blick nichts zu erfassen von der irdischen Umgebung, nichts zu gewahren von der stummen Bewunderung, der Andacht, die alle Herzen nach oben riß.

Dann kehrte langsam sein Blick zur Erde zurück und schweifte mit ernstem, noch immer nicht ganz bewußtem Ausdruck über den Saal, aber auf einmal flog's wie ein Blitz des Erkennens über sein Gesicht, die Augen blieben an einer bestimmten Stelle haften, ein Gemisch von Ueberraschung, Schreck, Freude belebte alle seine Züge und ein tiefster Seele entströmtes feierliches Frohlocken bebte in den Tönen, mit denen er die letzten Verse sang:

„Wenn zweie von einander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn — auf Wiedersehn!"

Der letzte Ton verhallte. Diesmal erscholl kein Ruf des Beifalls, zu tief ins Herz war die Empfindung gedrungen. Da eine plötzliche Bewegung unter den Zuschauern — ein Hindrängen nach einem bestimmten Punkt.

Es war jemand ohnmächtig geworden, eine Dame, doch nein, sie hatte sich schon wieder erholt, man führte sie so eben zum Saal hinaus, dem besten Heilmittel, der frischen Luft entgegen.

Richard stürzte von der Tribüne herab, er versuchte es, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, da hielt ihn einer der königlichen Prinzen mit einer gnädigen Anrede auf. Er blieb stehen, man kann einen hohen Herrn nicht rücksichtslos zur Seite stoßen, Schicklichkeit und gute Sitte schieben einen Riegel vor den Feuereifer der Ungeduld.

Er stand wie auf Kohlen; das Gespräch zog sich in die Länge. Auch die Fürstin Rhoden-Gilsenheim, eine enthusiastische Musikliebhaberin, die nur nach der Hauptstadt gekommen war, den Sänger zu hören, gesellte sich dazu und nahm das Gespräch in einer Weise auf, die Richard trotz seiner abschweifenden Gedanken unwillkürlich zu fesseln anfing, um so mehr, als die ernsten, klugen Augen der Frau so eigenthümlich forschend auf ihm ruhten. Endlich sagte sie:

„Es würde mich freuen, Sie bei mir zu sehen, das heißt, ich lade nicht Ihre Stimme, sondern Sie ein. Ich bin die Fürstin Rhoden-Gilsenheim."

Sie sprach ihren Namen mit ganz besonderem Nachdruck und sah ihm fast scharf dazu in die Augen.

Hatte sie eine besondere Wirkung bei der Nennung ihres Namens erwartet, so wurde ihre Erwartung mehr als gerechtfertigt, denn Richard erröthete heftig und es gelang ihm nur schlecht, durch eine tiefe Verbeugung seine Erschütterung zu verbergen.

„Wollen Sie mich heute Abend in meinem Hotel besuchen? Ich bin selbst Gast in der Hauptstadt und Sie werden keine Gäste bei mir finden, sondern nur meine allernächste Umgebung. Kann ich Sie um acht Uhr erwarten?"

„Ew. Durchlaucht haben zu befehlen!" sagte Richard, der jetzt seiner Bewegung Herr geworden war und dem tausend innere Stimmen zuriefen, dem Ruf der Frau zu folgen, zu der er in so schicksalsschweren Beziehungen stand.

Als die Fürstin in ihr Hotel zurückgekehrt war, ließ sie ihren alten Diener zu sich rufen.

„Lebrecht," sagte sie, „ich habe einen Auftrag, der Discretion erfordert. Sie erkundigen sich, wo der Sänger Richard wohnt, halten sich in der Nähe seiner Wohnung auf und beobachten, aber ohne Aufmerksamkeit zu erregen, sein Thun und Treiben, und bemerken Sie nur im geringsten eine Anstalt zur Abreise, so benachrichtigen Sie mich augenblicklich. Ich habe ihn den Abend zu mir eingeladen, folgt er der Einladung, so ist es gut, dann ist Ihr Auftrag erledigt, bis dahin haben Sie ihn im Auge. Ich verlasse mich auf Sie, ich weiß, Sie können schweigen und dienen mir auch, ohne zu wissen warum.

„Noch eins, ich werde an den Polizeipräsidenten schreiben und ihn ersuchen, zwei Polizeidiener zu meiner Verfügung zu stellen, aber zu veranlassen, daß sie im Civilanzuge bei mir erscheinen und daß sie über ihren Auftrag schweigen. Besorgen Sie es, daß den Leuten ein Zimmer in meiner Nähe angewiesen wird und daß ich es erfahre, wenn sie da sind. Ich will sie selbst sprechen und instruiren."

„Ich kann es mir nicht denken," fuhr sie, ihren Gedanken unwillkürlich Worte gebend, fort, als der Diener sie verlassen, „aber es ist alles möglich und Vorsicht kann nicht schaden.

„Er erschrak sichtlich bei meinem Namen und dann —" sie schüttelte den Kopf und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Ist das Benetzen der Steinkohlen beim Verbrennen von Vortheil oder nicht? C. F. G. in Gnadenberg bei Bunzlau.

Antwort. Hat man den Gesammt-Wärmeeffect einer bestimmten Kohlenmenge im Auge, die Wärmeeinheiten, welche durch sie erzeugt werden können, so gilt für Steinkohlen dasselbe Gesetz, wie für Holz, Braunkohle und Torf: je trockner, je besser. Bei nassem Brennmaterial geht stets diejenige Wärmemenge verloren, welche nöthig ist, das vorhandene Wasser in Dampf überzuführen. Trotzdem kann das Benetzen unter Verhältnissen practisch einzelne Vortheile gewähren, welche den genannten Nachtheil überwiegen. So wird durch das Wasser Steinkohlenklein zusammengehalten und zum Verbrennen befähigt, das in trocknem Zustande entweder durch den Rost fallen oder beim Schmiedefeuer durch das Gebläse zerstreut werden würde. Ferner bewirkt das Benetzen eine lebhaftere Flammenentwickelung. Ist Steinkohle einmal in kräftiger Glut und es kommt Wasser mit ihr in Berührung, so wird letzteres nicht blos in Dampf verwandelt, sondern chemisch in seine Elemente: Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt, die als Kohlenoxydgas und Wasserstoffgas sich mit größerer Flamme entzünden und dadurch die Lebhaftigkeit der äußern Erscheinung beim Brennen steigern. Wo deshalb größere Flamme gewünscht wird, ist das Benetzen vortheilhaft, ein bestimmter Verlust der Gesammtwärme findet jedoch auch hierbei stets statt.

Frage. Das freundliche Daheim wird gewiß mit mir, die ich eine große Blumenfreundin bin, mein Bedauern theilen über das schlechte Fortkommen von Blumen, die man vom Handelsgärtner kauft. Eben erst habe ich meinen Blumentisch mit großen Kosten aus den Warmhäusern meines Gärtners neu besetzt und schon nach 3 Wochen kränkeln meine Heliotrops, Eriken, die kleinen Zierbäumchen u. s. w. Woher kommt das und wie rettet man solche Kranke?

Antwort. Die Hauptursache des schlechten Gedeihens der Pflanzen bei der Zimmercultur ist der Staub und die trockne Luft, und unsere Sorge ist es, zunächst der Pflanze die erforderliche Luftfeuchtigkeit zu geben; dies geschieht aber durchaus nicht durch reichliches Begießen, wodurch der Pflanzenfreund öfter seinen Pflanzen schadet, als nützt, wohl aber durch öfteres, sanftes Bespritzen von oben und durch Aufsetzen von Gefäßen mit Wasser in der unmittelbaren Nähe seiner Pflanzen, um durch das Verdunsten des Wassers eine feuchte Atmosphäre zu erzeugen. Die Regeln einer rationellen Zimmercultur lassen sich jedoch nicht in aller Kürze geben und wir verweisen daher auf einen bald erscheinenden Aufsatz, der diesen Punkt speciell ins Auge fassen wird.

Frage. Bietet sich für einen jungen Forstmann, der nach Absolvirung eines vollständigen Gymnasiums, der Forstschule Aschaffenburg und des staatswirthschaftlichen Cursus an der Universität München das Staatsexamen zum Forstverwaltungsdienste mit Erfolg bestanden hat, der sich ferner über den Besitz tüchtiger botanischer Kenntnisse durch Empfehlungen anerkannter Meister ausweisen könnte, Gelegenheit, die Nordpolexpedition frei, gleichviel in welcher Eigenschaft, mitzumachen? Eventuell — An welche Adresse hätte man sich über das Weitere zu wenden? N. in W.

Antwort. Wir würden Ihnen rathen, zu warten, bis die einstweilen noch schwebenden Angelegenheiten der Nordfahrt zum Austrag gelangt sind, was Sie s. Z. aus den Zeitungen ersehen werden und sich dann an Herrn Corvettencapitän Werner, Kommandant Sr. M. Fregatte Gefion in Kiel zu wenden.

Die Frage der Hundeliebhaberin wird in nächster Nummer zur Beantwortung kommen.

G. K. in K. Ihre Frage ist an sich schon sehr umfangreich, die Beantwortung würde aber wenigstens eine Spalte füllen. Deshalb bedauern wir lebhaft. —

Ueberhaupt empfehlen wir allen geehrten Fragern, die Antwort wünschen, kurze präcise Fassung, die uns wo möglich der Mühe der Umformung überhebt.

Räthsel.

I.

Es ist eine Ehe ganz ungleicher Art,
Der Mann ist weich, und die Frau ist hart;
Er hüllt sich in Linnen, sie deckt sich mit Stahl,
Und doch nennt der Esel sich Herr und Gemahl.
Sie wirket und schafft sich mit Kraft durch die Welt,
Er schleicht auf den Zehen ihr nach durch das Feld;
Sie grüßt nicht, sie nickt nicht, sie macht keinen Knix,
Er schmiegt sich und biegt sich und kriegt doch die Wix
Und geht ihm die Kraft aus, sie läßt ihn im Stich
Und nimmt einen andern ganz öffentlich.

II.

Mein erstes ist ein kecker Wicht,
Du kennst ihn wohl, doch liebst ihn nicht.
Mein zweites ist ein Reitersmann,
Den man für Geld bewundern kann.
Mein Ganzes liegt im welschen Land,
Und ist als Stadt dir wohlbekannt.

III.

Im Ganzen liegt ein Widerspruch,
Ist drum zu rathen schwer genug.
Die erste ruft den Freund herbei,
Die zweite scheucht ihn frank und frei.
Das Ganze? — fein und wohlbekannt
Ein Städtlein in Westfalenland.

Auflösung der Räthsel in Nr. 15.

I. Vogelweide. II. Sitzfleisch. III. Trinkgeld.

Briefkasten.

J. Kurzgut. Ihr Preis des Familienhauses ist uns ganz aus dem Herzen gesprochen. Die Worte:

Du heimlich Haus mit deinen grauen Mauern.
Du traulich, wirklich lachendes Daheim,
Mit ernstem Lauschen und mit tiefen Schauern
Tret' ich in deine alten Hallen ein u. s. w.

sind schön und wahr; indes sind sie doch nur der etwas variirte Refrain einer Schar uns täglich zutönender Lieder.

An unsere 3 Abonnenten in Yokohama (Japan). Sie würden uns und unsere Leser durch Mittheilungen und Schilderungen dortigen Lebens und Treibens verbinden. Die ähnlichen Artikel des Daheim geben den Maßstab an die Hand, in welcher Form solche Beiträge am willkommensten sind. Auch das deutsche Familien- und Geschäftsleben nicht zu vergessen. Den fernen Landsleuten freundlichen Gruß!

Auch an die 400 Leser im **„fernen Westen"** der Vereinigten Staaten, die gleiche Bitte und denselben Gruß. Theilen Sie von Ihren Erlebnissen und Zuständen im neuen Daheim dem alten mit, nur keine Gedichte, die wachsen noch immer reichlich genug bei uns.

E. G. in G. In der heutigen Nummer wird Ihr Wunsch erfüllt. Sie erhalten die langersehnte Antwort im Briefkasten und sehen Ihr allerliebstes Räthsel gedruckt. Es wird unseren Lesern gewiß eben so viel Vergnügen machen, als uns selbst.

Hrn. L. Z. in K. Das erste Quartal ist an Sie abgegangen. Die neuen Abonnenten müssen es sich schon gefallen lassen, dasselbe um der Novelle von A. von Auer willen nachzubeziehen; sie ist es werth, und es hat uns gefreut, bei Gelegenheit der einmaligen Unterbrechung, aus den überaus zahlreichen Stimmen der Ungeduld und des Verlangens nach baldiger Fortsetzung die Spannung zu ersehen, die sie überall erregt hat.

Hrn. Hauptmann v. W. Die Dampfcorvette Vineta ist ein prächtiges Schiff, wie Sie aus einer bald im Daheim erscheinenden Abbildung ersehen werden.

Gedichte eingelaufen und bei Seite gelegt: v. L. in P. — A. v. D. in St. P. 17. — E. B. in **Paderborn.** — Freundin in M. — Auch der „Glückwunsch für ein Brautpaar" von M., so rührend er auch lautet, eignet sich doch nicht für uns; dagegen soll der Glückwunsch-Rebus von W. S. in L. Aufnahme finden.

F. D. in Leipzig. Ihren Brief voll „Liebesklagen an Minna" haben wir erhalten. Wenn Sie sich nicht von vorne herein alle „bissigen Bemerkungen" verbeten hätten, würden wir sagen: „Liebesgewinsel," so aber eröffnen wir Ihnen so sanft wie möglich, daß dieselben Ihrer Erwartung gemäß vernichtet sind.

C. G. in Bad E. Musikalische Compositionen wie Besprechungen solcher liegen ganz außerhalb des Planes unseres Blattes.

An die Einsender von Räthseln und Rebussen richten wir die dringende Bitte, jedes Stück einzeln auf ein Stück Papier zu schreiben, und Auflösung wie Namen hinzuzufügen, da es uns sonst ganz unmöglich ist, dieselben auseinanderzuhalten und später zu honoriren.

An die **„neugierige, neunzehnjährige Leserin."** Sie nennen sich selbst so, wir würden es nie gewagt haben, acceptiren es aber, wie Sie sehen. Ihre Neugier zu befriedigen — das geht nicht. Es ist ja auch viel hübscher, sich ein wenig überraschen zu lassen, nicht wahr? als wenn man immer im voraus weiß, was die nächste Nr. bringen wird. Soviel können wir verrathen, daß unsere Freunde, die Düsseldorfer Maler, uns mit einem schönen Vorrathe reizender Genrebilder versorgt haben; auch die Münchener und Dresdener werden nicht ausbleiben.

Rebus.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Januar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 17.**

Die Cassette der Königin.

Historische Episode von George Hiltt.

In einem Zimmer des Palais Cardinal, dessen Fenster auf die Straße St. Honoré hinausgingen, saß am Abend des 15. August 1637 ein Mann in einem reich gezierten, mit schwerem Utrechter Sammt überzogenen Sessel. Dieser Mann war in einen weiten rothen Hausrock gekleidet, unter welchem er die elegante Toilette eines Cavaliers der Zeit trug, hatte kostbare Ringe an den feinen Fingern und auf dem Haupte ein rothes Käppchen.

Sein Antlitz zeigte geistreiche und zugleich furchterweckende Züge, mit einem Worte, der Herr Cardinal und Staatsminister Richelieu war es, der sich in dem Sessel dehnte. Die Unterhaltung, welche die „blutige" oder „rothe Eminenz," wie der Cardinal allgemein genannt wurde, sich gönnte, war ziemlich sonderbarer Art und mußte das Erstaunen eines jeden erwecken, der zum ersten Male Zeuge des wunderlichen Zeitvertreibes Sr. Eminenz war; der Cardinal spielte nämlich mit zwei ungeheuren Katzen. Er machte sich ein Vergnügen daraus, diese Prachtexemplare aneinanderzuhetzen, wie er es im Staatsleben hin und wieder mit Völkerschaften und Cabinetten zu thun pflegte.

Nur hatten die Dienerschaft, die Vertrauten und die Umgebung des Cardinals die Bemerkung gemacht, daß sobald Se. Eminenz ihre Katzen turniren ließen, irgend ein Ungewitter im Anzuge war. Der Cardinal schien auch nicht ausschließlich mit den beiden Bestien beschäftigt, denn er warf zuweilen unruhige Blicke durch das Fenster auf die Straße St. Honoré. Endlich sagte er laut vor sich hin: „Da kommen sie," zugleich erhob er sich, setzte seine Lieblingsthiere sanft auf den Boden nieder und trat an seinen Schreibtisch. Nicht lange darauf öffnete sich eine Thüre und der Huissier näherte sich mit der Meldung: daß die Erwarteten angelangt seien.

„Herein mit ihnen," rief der Cardinal, und auf dieses Wort erschienen zwei Personen, welche wohlbewaffnet waren und zwischen sich einen unbewaffneten Mann führten, der sehr ruhige, ernste Züge zeigte. Die Kleidung dieses Mannes war einfach, er trug schwere Reiterstiefel und einen Filzhut mit Gold bordirt.

„Eminenz," sagte einer der Bewaffneten, „dies ist der Mann, den wir im Interesse des Staates angehalten und hierhergebracht haben." Richelieu kam mit langsamen Schritten auf den Bezeichneten zu und seine Augen funkelten in ebenso grünlichem Lichte, wie die seiner Katzen, welche sich im Hintergrunde des großen Gemaches mit einem Balle belustigten.

„Wie heißt Ihr?" fragte der Cardinal mit schneidender Stimme.

„Pierre de la Porte," entgegnete der Gefragte ruhig.

„Wißt Ihr den Grund Eurer Verhaftung?"

„Nein. Ich kann ihn mir auch nicht erklären."

„Ha, ha!" grinzte der Cardinal. „Ihr könnt ihn Euch nicht erklären? Welches Amt bekleidet Ihr bei der Königin Majestät."

„Ich bin der Manteldiener Ihrer Majestät."

„Mantel — ja da seht Ihr. Ihr versteht ihn nach dem Winde zu drehen, aber dies Mal seid Ihr schlecht fortgekommen. Es ist genug, daß Ihr eine Stelle bei der Königin bekleidet, um verhaftet zu werden." „Das ist mir vollständig neu, und hätte ich es früher gewußt, so würde ich den Dienst nicht angetreten haben."

„Habt Ihr ihn untersucht, Cahusac?" fragte der Cardinal einen der Bewaffneten.

„Nein, Eminenz, wir bringen ihn glatt und sauber daher, wie eine Dotter in der Schale."

„Sehr gut, Cahusac," lachte Richelieu, „sehr gut! nun wollen wir die Schale öffnen. Ihr wißt, wozu es gut ist."

Auf einen Befehl des Cardinals begannen die beiden Wächter den Gefangenen zu untersuchen, weshalb er theilweis entkleidet wurde; man kehrte seine Taschen um, befühlte das Futter des Wammses, endlich fuhr die Hand eines der Wächter unter den Hemdbesatz, der die Brust des Mannes bedeckte, und zugleich hörte man das Knistern eines Papiers. Als der Suchende seine Hand zurückzog, hielt er einen zierlichen Brief zwischen seinen Fingern, welchen de la Porte auf der Brust geborgen hatte. „Ah — sehet Ihr wohl?" rief der Cardinal, „da ist er ja, den wir suchten. Gebt ihn her." Cahusac reichte dem Cardinal das Schreiben. Richelieu betrachtete es aufmerksam, dann las er langsam, laut die Aufschrift „An die Dame de Chevreuse." „Sieh, sieh," sagte er. „Wie kommt Ihr zu diesem Briefe, de la Porte? Ist es ein Geschäft der Couriere oder der Manteldiener, Briefe zu besorgen?"

„Ich bin beauftragt gewesen, dieses Schreiben nach Tours an Frau von Chevreuse zu bringen; um es nicht zu verlieren, trug ich es auf meiner Brust." „Sehr vorsichtig, Herr de la Porte. Wer gab Euch den Befehl nach Tours zu gehen?" „Eine Dame." „Die Königin?" „Ich weiß es nicht." „Man wird Euch in der Bastille Zeit lassen, nachzudenken, bis Euch der Name eingefallen ist. Wisset Ihr, Mann, daß Euer Kopf heftig wackelt?" rief der Cardinal mit schrecklicher Stimme. „Wisset Ihr, daß Ihr der Beförderer staatsverbrecherischer Pläne mit den Feinden des Vaterlandes waret?"

De la Porte erzitterte und seine Augen suchten den Boden. „Ihr müßt Euch vorsichtiger benehmen, mein Freund, wenn ich Euch nicht die Spur ablauern soll. Hinweg mit ihm."

Der bedauernswerthe Gefangene ward entfernt und der Cardinal blieb allein. Jetzt erst entsiegelte er das Schreiben — es war nichts weiter als ein gewöhnlicher, freundschaftlicher Brief, voll Complimente, voll Wünsche: daß Frau von Chevreuse recht bald wieder aus der Verbannung zurückkehren möge. Der Cardinal biß auf seine Nägel und zerknitterte das Papier, er war so übellaunig, daß er sogar einer der Katzen, welche schmeichelnd an seinen Beinen herumstrichen, einen ziemlich derben Fußtritt gab. Er hatte sich eine wichtigere Entdeckung versprochen. Aber Richelieu las ein solches Schreiben nicht nur ein Mal durch, sondern er studirte jedes Wort, jede Zeile, drehte das Papier hin und her und hielt es gegen das Licht, dann zündete er eine kleine, silberne Räucherlampe an, zog das Schreiben darüber hin und her, ob nicht vielleicht noch besondere Schriftzüge auf der Oberfläche erscheinen möchten — umsonst. Gleichwohl fiel dem Cardinal doch die seltsame Wortstellung, eine gewisse absichtliche Verschiebung der Buchstaben in die Augen, und er zweifelte keinen Moment daran, daß zur Lesung dieses Schreibens ein besonderer Schlüssel gehöre, mit dem versehen man sicherlich ganz wunderbare Geheimnisse herauslesen würde, welche sich hinter der scheinbar harmlosen Correspondenz verbargen.

„Es ist schon genug, daß sie an die Verbannte von Tours schreibt," sagte der Cardinal, „ich habe genügendes Material, um den König in Zorn zu setzen. Aber wenn man mehr bekommen könnte? Es muß sein," setzte er hinzu, „so gewagt auch das Mittel sein mag, wir wollen es versuchen." Er pfiff auf einer silbernen Pfeife, was dann sofort Herrn Huin, den Kammerdiener des Cardinals herbeirief. „Sende sogleich zu dem Herrn Erzbischof von Paris, zu dem Herrn Canzler, und bitte Herrn von Goulard in mein Cabinet zu kommen." Herr von Goulard war Fähndrich der Mousquetiere des Cardinals.

Nachdem der Cardinal diese Befehle gegeben hatte, schloß er den Brief in eine Cassette und ging dann in seine Bibliothek.

In der Vorstadt St. Jacques von Paris hatte sich auf dem ehemaligen Territorium der Benedictinerinnen ein neues stattliches Gebäude erhoben. Es führte den Namen Val de Grace. Diesen kleinen Fleck Erde hatten schon seit geraumer Zeit französische Fürstinnen beschützt. Anna von Bretagne war die Wohlthäterin der Nonnen gewesen. Anna von Oesterreich, die Gemahlin Ludwigs XIII, gründete hier das „Gnadenthal", in Erfüllung eines Gelübdes, welches sie einst gethan hatte, als sie den Himmel um das Geschenk eines Sohnes anflehte. Nachdem der Bau vollendet war, den die Königin dem genialen Lemercier übertragen hatte, gehörte das stille, prächtige Kloster zu den liebsten Aufenthalten Annas von Oesterreich. Val de Grace war in dem großen, wogenden Ocean des Lebens, der die Königin umspülte, eine glückliche, friedliche Insel. Nicht nur um dem Himmel zu leben, zog Anna von Oesterreich in diese Mauern sich oft zurück, auch wenn der Ernst der Zeiten, die mannigfachen Kränkungen, die Mißhelligkeiten ihres ehelichen Lebens der Königin an das Herz traten, dann flüchtete sie in das geliebte Kloster. In diesen Hallen, in dem schattigen Garten, den heimisch trauten und ernsten Gängen, warf sie die Lasten des Daseins weit von sich.

Die Königin befand sich zur Zeit des Jahres 1637 in einem fortwährenden Kampfe mit den Intriguenspinnern, deren Haupt der furchtbare Richelieu war. Die Geschichte hat über die Ursachen dieser Feindschaft einen Schleier geworfen, doch scheint es wohl ziemlich gewiß, daß verschmähte Liebe die Triebfeder zu allen Angriffen gewesen ist. Der Cardinal war bezaubert von ihren Reizen. Sie wies ihn zurück und gewann sich dadurch die schreckliche Ehre, von ihm gehaßt zu werden. Wenn der Cardinal haßte, suchte er zu vernichten.

Jahre lang hatte er die Ehe der königlichen Gatten durch Mißtrauen zu stören gewußt. Ihm lag daran, den König ganz allein zu lenken. Ein wohlgesponnenes Netz umgarnte die Freunde und Freundinnen Annas von Oesterreich. Wer dem Kerker entrann, schmachtete in der Verbannung. Die gefährlichste Anhängerin der Königin war die geistreiche Frau von Chevreuse; sie mußte, in die Mauern der Stadt Tours gebannt, fern von der gekrönten Freundin weilen.

War es ein stiller Trost? ein Spiel mit der Gefahr? war es die unbesiegbare Sehnsucht nach Mittheilung? genug, die Königin eröffnete von den verschwiegenen Mauern des Val de Grace aus eine Correspondenz mit ihren Freunden. Sie war freilich höchst unvorsichtig. Wer gestattete ihr, der Liebe zu den fernen Theuren, zu den einzigen Vertrauten, in Schrift und Wort Ausdruck zu geben? waren die Völker Spaniens und Frankreichs doch im Kriege — weil der Herr Cardinal es so wollte.

Aber Anna von Oesterreich schrieb doch und schrieb viel. Von Val de Grace aus durfte sie alles wagen. Diese schönen, treuen Nonnen, die Sprößlinge hoher Familien, welche im Gewande der Büßerinnen einhergingen, hatten ihre Wohlthäterin umgeben gleich einer Leibwache. Die Pforten des Klosters öffneten sich schwer dem profanen Eindringling, und wer wagte, die Ruhe dieser Heiligen zu stören? Aber der Verrath fand dennoch seinen Eingang.

Rechnete die Königin auf die Treue ihrer Umgebung, so rechnete andererseits der Herr Cardinal mit Dukaten, Geschmeide und Edelsteinen. Leider stimmte sein Facit. Eine Ehrendame der Königin, das Fräulein von Chemeraut, ließ sich erkaufen.

Es war eine laue Julinacht, welche die Königin im Kloster von Val de Grace zubringen wollte. Getrennt durch einen breiten gewölbten Gang lagen von den Zimmern der Fürstin die Gemächer der Nonnen ziemlich entfernt. Eines der königlichen Gemächer war in achteckiger Form gebaut. Es hatte große, bis auf den Boden herabgehende Fenster und lag, nur durch eine Terrasse von ihm geschieden, ganz in dem Garten des Klosters. Hier war der Aufenthalt Annas, wenn sie ihren kleinen, vertrauten Kreis weltlicher Freundinnen um sich versammelte.

Die Terrasse vor dem Achtecke, wie das Zimmer genannt wurde, war durch ein Geländer geschützt, dieses Geländer war mit schönen steinernen Vasen besetzt, in denen herrliche Schlinggewächse wucherten, von der Terrasse aus konnte man in das Schlafgemach der Königin gelangen, ohne das Achteck zu betreten.

Die Hitze des Tages lastete noch auf Kloster und Garten. Die Königin war heiter, sie scherzte mit ihren Damen, man sprach von dem sichern Aufenthalte, man triumphirte über den Herrn Cardinal, dessen Wächter vor den Mauern des Klosters stehen bleiben mußten.

„Ach, wie ist es so schwül," klagte Fräulein von Chemeraut. „Mich überläuft es, wenn ich an den scharfen Blick des Herrn Cardinals denke. Ich glaubte vorhin, sein Antlitz dort an der Fensterscheibe zu sehen." Die Damen fuhren erschreckt in die Höhe.

„Ach, Jeanne," sagte die Königin, „Sie sind ein kleines Kind. Gehen Sie in den Garten hinab, um Ihren heißen Kopf zu kühlen, dann kommen Sie wieder und Sie werden den Herrn Cardinal nicht mehr an der Fensterscheibe erblicken."

Fräulein von Chemeraut ging über die Terrasse in den Garten hinab, froh, der peinlichen Unterhaltung entronnen zu sein, welche ganz zufällig die Treulosigkeit zum Gegenstande einer scharfen Verurtheilung gemacht hatte. — Das Fräulein ging durch die stillen Alleen, betrachtete die kleinen erleuchteten Fenster des Klosters, die weißen, im Mondlichte glänzenden Figuren der Heiligen und verlor sich endlich im Schatten einer kleinen Capelle, deren Umrisse das Licht des Mondes scharf auf dem Boden abzeichnete.

So eben wollte Fräulein von Chemeraut wieder in den hellen Streifen treten, als sie plötzlich ein Geräusch auf der den Garten umziehenden Mauer zu hören glaubte. Sie trat in den Schatten zurück und gewahrte deutlich die Gestalt eines Mannes, der vorsichtig umherspähte, dann einen Baumstamm umklammerte und geräuschlos in den Garten hinabglitt. Was trieb den nächtlichen Besucher in den Garten eines Nonnenklosters? er mußte hier wohl Bescheid wissen, denn er schritt, ohne nur einen Augenblick zu zaudern oder zu irren, durch die Wege und Bosquets gerade auf die Terrasse zu. Jeanne von Chemeraut ahnte, daß hier etwas Besonderes vorgehe. Ihr Herz schlug gewaltig, sie drückte die Hand dagegen und fühlte bei dieser Bewegung einen Gegenstand, der die Falten ihres Spitzentuches zusammenhielt. Es war ein in Gold gefaßter Türkis, den ihr der Herr Cardinal verehrt hatte, ein Silberling für den Verrath. Sie

erinnerte sich ihrer Verpflichtung gegen die blutige Eminenz; sie begann den Eingedrungenen doppelt aufmerksam zu beobachten.

Der Mann näherte sich leise dem Geländer. Er stand einen Augenblick still und horchte auf die Unterhaltung, welche im Zimmer stattfand, dann schwang er sich auf die Terrasse und umklammerte mit einem Arm die erste Steinvase, während er mit der freien Hand aus dem Fußgestelle der Verzierung fast geräuschlos eine metallene Cassette hervorzog. Er ließ einen Brief in dieselbe fallen und schob sie wieder in das Fußgestell zurück, dann eilte er durch den Garten, den er auf demselben Wege verließ, der ihn hineingeführt hatte.

Fräulein von Chemerant war regungslos auf der von ihr eingenommenen Stelle geblieben. Sie schreckte erst aus ihrer Erstarrung empor, als sie sich rufen hörte, dann eilte sie auf die Terrasse. Im Vorübergehen warf sie einen Blick auf das Fußgestell der Vase. Es schien hermetisch geschlossen, keine Fuge, kein Verschluß war bemerkbar. Das Fräulein war ihrer Sache gewiß. Dieses Fußgestell barg die Correspondenz der Königin, und der sie leitete, war der Vertraute zwischen ihr und den auswärtigen Freunden. Sie lächelte seltsam.

Während die Damen sich anschickten, ihre Gemächer aufzusuchen, machte das Fräulein von Chemerant verschiedene Anstrengungen im „Achteck" zu bleiben, was ihr auch gelang. Sie vertiefte sich eifrig in ein Buch, welches sie mit großem Interesse zu durchlesen schien. Ueber den Rand desselben hinwegschauend bemerkte sie, wie die Königin unter dem Vorwande, noch ein wenig Luft schöpfen zu wollen, auf die Terrasse hinausging und nach einer kleinen Pause die Cassette unter dem Fußgestell der Vase hervorzog, sie behutsam unter ihren Arm nahm und über die Terrasse in ihr Schlafgemach eilte, aus welchem sie nach einigen Minuten wieder in das Zimmer zurückkehrte.

Fräulein von Chemerant wußte genug; die Königin erhielt Antworten auf ihre Briefe durch den geheimnißvollen Boten, der seine Briefe in die Cassette der Vase steckte. Der weibliche Spion verhielt sich ruhig und beobachtend, sah im Laufe der nächsten Wochen noch einige Male den Boten erscheinen und ermittelte, daß es La Porte, der Mantelriener der Königin sei.

Als La Porte eines Tages wieder sorglos auf der Straße nach Tours dahintrabte, ergriffen ihn die Diener des Cardinals und schleppten den Erstaunten, wie wir gesehen haben, vor den gefürchteten Minister. — Richelieu hatte genug in Händen, um eine Anklage gegen die Königin zu begründen; da aber der gefahrbringende Brief in harmlosen Ausdrücken abgefaßt war, so beschloß der Cardinal, den Schlüssel zu dieser Geheimschrift aufsuchen zu lassen und womöglich die ganze Correspondenz der Königin zu entdecken. Nach den Angaben des Fräulein von Chemerant befand sich der ganze Briefwechsel zwischen Anna von Oesterreich und deren Freunden im Kloster von Val de Grace und jedenfalls umschloß diese gravirenden Documente die Cassette, welche sie so oft in den Händen der Königin bemerkt hatte.

Die Uhren des Klosters summten die zehnte Abendstunde. Die Königin, ihre Vertraute, die Frau von Versanne, die Molina, ihre spanische Kammerfrau und eine junge Dame, Fräulein von Bertaut, saßen in dem Achtecke mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Ein heiteres Geplauder, die zahlreichen Neuigkeiten, welche Fräulein von Bertaut aus dem bewegten Stadtleben in die Einsamkeit des Klosters getragen hatte, brachten eine fröhliche Stimmung bei den „Flüchtlingen", wie sich die Königin und ihre Damen nannten, hervor. Plötzlich ward heftig und laut die Glocke der Klosterpforte gezogen. Der Schall dröhnte gellend durch die Stille des Abends und man konnte es ihm anhören, daß der Strang der Glocke von gebietender Hand oder auf Befehl eines Mächtigen in Thätigkeit gesetzt wurde.

„Wer mag das sein?" sagte die Königin aufhorchend. „Zu so später Stunde ein Besuch im Kloster?"

„Dieser Glockenton hat etwas Unheimliches," sagte Frau von Versanne. „Ist das auch Ihre Empfindung?"

„Gewiß, nur die Angst oder die Frechheit läuten so. Vielleicht ist es eine Sterbende, welche nach einer frommen Schwester verlangt," beruhigte Fräulein von Bertaut.

In diesem Augenblicke ward es auf dem Corridor vor dem Zimmer lebendig. Eilende Schritte nahten, die Thür öffnete sich und die Gestalt einer Nonne erschien auf der Schwelle. Das Antlitz der frommen Schwester drückte die höchste Besorgniß aus. „Schwester Renate," rief die Königin, sich schnell erhebend. „Was bringst Du? Dein Antlitz ist bleich, Du zitterst?"

„Majestät," stammelte die Nonne, „der Herr Erzbischof von Paris, der Rath des Königs und eine bewaffnete Escorte sind vor dem Kloster. Ein Befehl des Cardinals führt sie her. Sie sollen das Kloster durchsuchen."

„Verrath! Verrath!" rief Anna von Oesterreich, „Hilfe! Rettung!" jammerten die Damen. „Ruhe und Fassung," befahl die Königin. „Was ist zu thun?"

„Ich muß zurückeilen, Majestät," sagte Schwester Renate. „Wir können nirgends hinaus, das ganze Kloster ist umstellt, mit genauer Noth konnte ich hierhergelangen." Sie eilte hinweg.

Die Königin fuhr mit der Hand an die Stirn. „Wie kann man erfahren haben, daß hier in dem Kloster meine Correspondenz verborgen ist? denn nur auf diese ist es abgesehen."

„Verbrennen wir alles schnell," sagte die Molina.

„Unmöglich, es würde Aufsehen erregen. Hört Ihr sie kommen, Fassung, Muth!" — Die Königin öffnete selbst die auf den Corridor führende Thür. — Ihr gegenüber stand, von zwei Kirchendienern, welche Lichter trugen, begleitet, die hohe Gestalt des Erzbischofs von Paris. Als er die Königin erblickte, verneigte er sich tief.

„Ein so hoher Besuch in dieser Stunde? Monseigneur, ich heiße Sie willkommen," sagte Anna von Oesterreich mit ruhiger Stimme. „„Ich hoffe Ew. Majestät nicht unwillkommen zu erscheinen, wenngleich ein Befehl des Herrn Cardinals mich in das Kloster von Val de Grace sendet."" — „Ein Befehl des Cardinals?"

„Ja. Ich habe den peinlichen Auftrag erhalten, die Zellen, die Räume des heiligen Ortes zu durchsuchen."

„Und weshalb, Monseigneur?" — „„Weil man — Ew. Majestät verzeihen — eine gefährliche Correspondenz mit den Feinden des Vaterlandes hier in diesen Räumen verborgen vermuthet."" — „Und wer sollte diesen Briefwechsel geführt haben?" — „„Ew. Majestät selbst,"" entgegnete der Erzbischof mit fester Stimme.

Die Königin erbleichte. „Der Herr Cardinal ist gegen seine Gewohnheit etwas vorschnell," sagte sie. „Ich müßte doch zuerst eine Erklärung abgeben." — „„Das ist leider unnöthig, Majestät, denn seit einer Stunde sitzt La Porte in der Bastille."" Die Königin schwankte, sie hielt sich mühsam aufrecht. „Suchen Sie, Herr Erzbischof," sagte sie endlich mit gepreßter Stimme.

Der Erzbischof verneigte sich wieder und rief den Rath Charles Leroi zu sich, dann befahl er die Glocke zu ziehen und hieß sämmtliche Nonnen im Betsaale des Klosters erscheinen.

Ein Officier hielt Wache im Zimmer der Königin, sie durfte ihr Gemach nicht verlassen. Eben so streng war ihren Damen verboten, die Schwelle des Achtecks zu überschreiten.

Die Königin sah ein, daß sie verloren war. Nicht im entferntesten den Verrath fürchtend, hatte sie die Cassette aus dem Fußgestell genommen und in ihr Schlafzimmer gestellt. Es war ein niedriger eiserner Kasten aus getriebener Arbeit und deshalb sehr vortheilhaft für die Bewahrung von Geheimnissen eingerichtet, weil die Oeffnung nur durch einen seltsam geformten Schlüssel geschehen konnte und selbst mit diesem versehen, war es nicht leicht, den Deckel zu öffnen, denn das Schlüsselloch befand sich unter einer Platte, die erst mittelst eines gewissen Druckes entfernt werden konnte.

Anna von Oesterreich saß, trotz ihrer innern Erregung, eine Gleichgültigkeit zur Schau tragend, in dem Sessel und las. In ehrfurchtsvoller Entfernung hielt sich der Officier von der Königin zurück und lehnte in der Fensternische. Während dessen hatte der Erzbischof eine Rede an die versammelten Nonnen gehalten, hatte sie ermahnt, willig und gehorsam ihm, dem hohen Diener der Kirche, die Zellen zu öffnen, und alle in denselben befindlichen Gegenstände auszuliefern. Hierauf verhörte er jede Schwester einzeln, ob sie erfahren oder bemerkt habe, daß von dem Kloster aus Briefe in die Welt gesendet worden? Die Schwestern leugneten. Der Erzbischof befragte sie wiederum, ob sie Papiere von Wichtigkeit im Kloster vermutheten? Auch dieses verneinten die Schwestern. „Sind alle frommen Jungfrauen hier vereint?" fragte der Erzbischof. „Nur eine fehlt, Monseigneur," antwortete die Aebtissin, „Schwester Renate." — „Und wo ist sie?" — „„Krank in ihrer Zelle."" — „Ich bedaure, auch ihre Ruhe stören zu müssen." Man schritt zur Durchsuchung der Zellen. Der Erzbischof, Leroi und ihre Begleiter begaben sich zuerst in die Gemächer der Aebtissin. Die Nonnen verharrten im Betsaale.

Der junge Officier, welcher die Königin bewachte, lehnte noch immer stumm und in peinlicher Verlegenheit am Fenster.

Ein leises Geräusch, durch das Oeffnen der Schlafzimmerthür hervorgebracht, schreckte sämmtliche Anwesenden aus ihrer Ruhe. Der Officier trat einen Schritt vorwärts. In der Thür zeigte sich die Gestalt einer Nonne. „Fromme Schwester, ich bitte Sie, meine Ordre zu respectiren,“ rief der Officier. „Ich darf niemandem den Eintritt zu Ihrer Majestät gestatten.“

Die Schwester schlug den Schleier zurück. „Anatole!“ rief sie. Der Officier erbebte bei dem Klange dieser Stimme. Eine schöne, entschwundene Zeit schwebte vor ihm herauf, eine Zeit der Liebe, des Glücks. Dann kam die schwarze Wolke der Trennung, sie legte sich um die reizenden Bilder der Vergangenheit, sie schwebte empor und trug mit sich hinweg das Erdenglück des Offiziers, der wie die Nonne nur einen Namen ausrufen konnte, den Namen „Hermanee.“ „Renate! Renate!“ rief die Schwester. „Die Welt ist für mich dahin, aber wenn Sie, Herr von Bregis, noch ein liebendes Andenken für Hermanee bewahren, dann wenden Sie ihr Antlitz hinweg, bis die Nonne Renate dieses Zimmer verlassen hat.“

Der Officier preßte seine Hand auf das Herz und wandte sich zum Fenster. „Ich wage meinen Kopf,“ rief er; „sei es denn, ich habe mehr verloren als das Leben an jenem Tage, wo ich Hermanee lassen mußte.“ Schwester Renate winkte ihm einen stummen Gruß zu, dann sagte sie hastig: „Die Cassette, Majestät, die Cassette!“ Die Königin und ihre Damen waren von der fast zauberhaft an ihnen vorüberstreifenden Scene so betroffen, daß sie mechanisch gehorchten. Eilig brachte die Königin ihre Cassette herbei, sie wurde geöffnet, fünf bis sechs Briefe befanden sich darin. Renate ergriff die Papiere und steckte sie zu sich. „Legen Sie das hinein, Majestät,“ sagte sie. Sie übergab eine Anzahl schöner, kleiner Heiligenbilder, einige werthvoll gefaßte Reliquien. Die frommen Schätze wurden in die Cassette gelegt und der Deckel schloß sich wieder.

„Es sind heilige Amulette,“ sagte die Nonne, „sie werden uns alle schützen und der Himmel wird es verzeihen. Gott ist uns stets nahe in der Noth, er lenkt die Herzen und als ich heute das Antlitz Anatoles von Bregis erblickte, wußte ich meine Königin gerettet. Jetzt leben Sie wohl! Anatole, wenden Sie sich um. Sie haben hier nichts gesehen, als den Schatten Hermanees.“

Der Officier wandte schnell sein Haupt, ein Seufzer entrang sich seiner Brust, die Nonne war verschwunden. Molina eilte mit der Cassette in das Schlafgemach der Königin.

Schneller noch, als es erzählt werden kann, waren diese Dinge geschehen. Kaum hatte Schwester Renate das Zimmer verlassen, als der Erzbischof mit seinen Begleitern wieder in die Gänge des Klosters zurückkehrte. Hier fand eine Visitation der Zellen Statt. Das kleine Gemach Renates ließ man bis zuletzt. Die Aebtissin und der Erzbischof traten hinein. Schwester Renate lag auf ihrem einfachen Ruhebette. Der Erzbischof machte das Zeichen des Kreuzes über die Ruhende und reichte ihr die Hand. Er theilte in wenig Worten mit, weswegen er gekommen.

„Meine Schätze stehen bereit für Sie, mein Vater,“ sagte die Nonne lächelnd. Man öffnete den kleinen Schrein — nichts fand sich vor. Der Erzbischof reichte ihr nochmals zum Abschiede die Hand. Als er das Gewand der Nonne streifte, knisterte es leise. „Sie tragen fromme Schriften bei sich, meine Schwester,“ sagte der Erzbischof, die Nonne scharf fixirend. „Hier sind sie, meine Breviere,“ sie zog ein kleines, zusammengefaltetes Büchlein unter ihrem Gewande hervor. Der Erzbischof drückte sanft ihre Hand zurück, grüßte sie stumm und verließ die Zelle. Das Haupt Renatens sank auf den harten Pfühl des Lagers, sie betete leise und schloß die Augen.

Der Erzbischof setzte seinen Gang fort. Er betrat das Achteck, woselbst ihn Anna von Oesterreich mit gnädigem Lächeln empfing. Die Königin war von großer Sorge befreit, denn da der Prälat zu ihr kam, um Nachsuchung zu halten, ließ sich leicht denken, daß nichts Verdächtiges in dem Kloster gefunden worden sei, und die Königin war ihrer Sache gewiß. — Es währte nicht lange, so brachte der Rath Leroi, welcher sich mit der Untersuchung der Gemächer befaßte, die Cassette herbei. Der Erzbischof legte seine Hand auf den Deckel.

„Ich bitte Ew. Majestät,“ sagte er, die Augen niederschlagend, „mir ein schweres Amt zu erleichtern, indem Sie mir den Schlüssel übergeben. Ich zweifle nicht, daß dies hier der kleine Schrein ist, welcher die Papiere enthält, deren ich mich im Auftrage Sr. Eminenz bemächtigen soll.“

Die Königin zog einen kleinen Schlüssel hervor, den sie an goldener Kette um den Hals trug. „Oeffnen Sie, Herr Erzbischof,“ sagte sie ruhig. „Allerdings enthält diese Cassette das Theuerste, welches eine Fürstin in den Stunden der Einsamkeit und des Nachdenkens vor ihre Augen und Sinne bringen kann.“

Der Deckel flog empor. Lerois Kopf senkte sich begierig fast in die Cassette. Erstaunt trat der Erzbischof zurück. „Heilige Reliquien,“ sagte er. „Ew. Majestät sind mit den Schutzwaffen gegen das Böse reichlich versehen.“ „Nicht wahr? Monseigneur?“ erwiederte die Königin, „ja, der Himmel sendet seinen Schutz, wenn der Bedrängte ihn oft am allerwenigsten erwartet, und diejenigen, welche Gruben und Fallen legen für unsere Füße, die mögen erfahren, daß ich ein Zeughaus voll Waffen besitze, von denen umgeben ich keinen Angriff fürchte.“

Der Erzbischof und Leroi waren zum Fenster getreten. „Sie verließen das Gemach keinen Augenblick, Herr von Bregis?“ fragte leise der Rath. „Nein, mein Herr,“ entgegnete der Officier mit fester Stimme. Leroi ging auf die Terrasse, er besichtigte genau die Steinvasen des Geländers, man sah, wie er seinen Stock nahm und die Oeffnungen, welche sich in den Fußgestellen befanden, maß. Dann trat er wieder in das Zimmer, prüfte Höhe und Breite der Cassette, und sagte, sich verbeugend: „Dürfte ich mir erlauben, Ew. Majestät die Frage vorzulegen, zu welchem Zwecke die Höhlungen unter den Vasen angebracht sind?“ „Wenn Sie, Herr Rath, es nicht vorziehen, den Gärtner des Klosters darüber zu befragen, so werde ich Ihnen mittheilen, daß diese Oeffnungen bestimmt sind, dem Wasser einen Abfluß zu gestatten. Merken Sie sich das, Herr Rath, es ist eine treffliche Einrichtung, die Sie vielleicht einmal später bei den Anlagen der Gärten des Palais Cardinal anbringen können,“ sagte die Königin. Leroi zeigte ein verblüfftes Antlitz.

Der Erzbischof biß sich auf die Lippe. Er richtete seine Augen auf die Königin. Ein freundliches Lächeln umschwebte seinen schönen Mund, ein Lächeln, dem man es ansah, daß der hohe Diener der Kirche das ganze, wohlgeglückte Werk der Rettung durchschaute.

Mit großer Einfachheit und Schnelligkeit wußte der Erzbischof, der sich geschlagen fühlte, seine Niederlage zu überspringen. „Ich werde von dem Erfolge, oder vielmehr Nichterfolge meiner Sendung dem Herrn Cardinal berichten, der sich glücklich schätzt, dessen bin ich gewiß, die Widersacher Ew. Majestät durch die unumstößlichsten Beweise niederschmettern zu können.“

„Oh — ich bin von der Freundschaft des Herrn Cardinals überzeugt,“ entgegnete die Königin mit schmerzlichem Lächeln. „Er denkt nur darauf, mir frohe Stunden zu bereiten.“

Eine halbe Stunde später befand sich der Erzbischof wieder in dem Betsaale unter den versammelten Nonnen. Er kündigte ihnen an, daß sein Geschäft beendet sei, daß er das Kloster verlasse und daß die Schwestern nun wieder an ihre frommen Beschäftigungen gehen möchten. Als er den Saal verließ, winkte er der Aebtissin.

„Meine hohe, fromme Schwester,“ flüsterte er, „Sie werden wohlthun, wenn Sie Ihre Schutzbefohlenen, die edlen Bewohnerinnen dieses heiligen Hauses, zur Beichte, und zwar sogleich morgen, anhalten. Auch die k r a n k e S c h w e s t e r Renate möge ihr Herz erleichtern; ich glaube, sie bedürfen alle der Vergebung.“

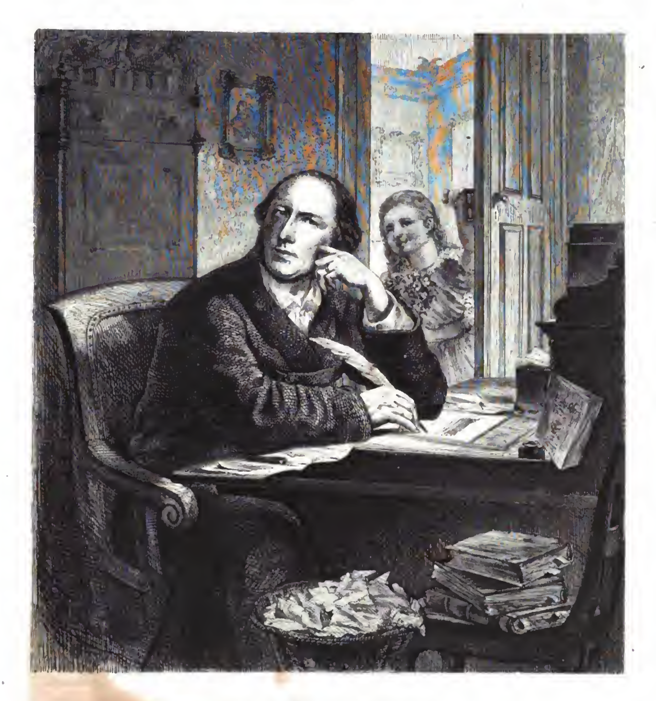
Er verließ mit den Begleitern das Kloster. Draußen auf der Gasse warf der Lieutenant de Bregis noch einen thränengefüllten Blick zu den matterleuchteten Fenstern empor, dann setzte er sich an die Spitze seiner Escorte.

Der folgende Tag war ein sehr unangenehmer für den Herrn Cardinal, dessen Schlag gegen die Königin machtlos abgeprallt war. De la Portes Gefangennehmung war ganz unnütz, und da keine Beweise vorhanden, vermochte Se. Eminenz dem Könige nicht das glückliche Gelingen seines Anschlags zu berichten. Er hatte sogar den Kummer, zu sehen, daß ein Schreiben des Monarchen die Königin nach Chantilly rief, woselbst die beiden Gatten im traulichsten Beisammensein mehrere Tage verlebten. — Der Cardinal notirte sich aber in seine Schreibtafel den Namen der Schwester Renate.

* * *

Im Jahre 1643 ernannte die Königin-Regentin den Herrn Anatole de Bregis zum Hauptmann und Commandeur der Palastwache, und Vorsteherin der Abtei zu Chaillot wurde die edle Dame Hermanee von Vaucelat, welche bis dahin im Kloster von Val de Grace unter dem Namen Schwester Renate still und beschaulich gelebt hatte.

Die berühmte Cassette war noch im Jahre 1840 in dem Schatze des Klosters von Val de Grace zu sehen.



Im Lindheimer Pfarrhause.

Erinnerungen aus dem Leben eines deutschen Volksschriftstellers.

Von Theodor Bindewald.

Wo die letzte Hügelreihe südwärts vom Vogelsberg herab in die Wetterau streicht und ehemals die Grenze des großen Buchonischen Waldes sich hinzog, jetzt aber zwei der Gebirgswasser, der Seemenbach und die Nidder, am Fuße des hohen Glaubergs sich vereinigen, schweift der beschauende Blick über ein wohl angebautes blühendes Thal hin, unter dessen Dörfern das reizend gelegene Lindheim nicht die letzte Stelle einnimmt.

Die dichten Wälder der Bergeskronen, in denen vordem der Streitruf der kampfesmuthigen Katten wider die welschen Dränger erschell, sind nun gelichtet, Herden weiden auf den Höhen, in den fruchtbaren Triften und Feldern gedeiht der Obstbaum und friedliche Menschen wohnen im Grunde.

Aber die Bilder der alten Zeit hat die Sage bewahrt, und erzählt davon den Enkeln, wenn es durch die Wipfel der Tannen auf dem Glauberg rauscht heimlicher Weise und die Amsel aus den Büschen in vollen Tönen ihr Abendlied singt.

Eine hübsch angelegte Straße führt jetzt durch diese lachenden Fluren und mit lustigem Peitschenknallen eilt der Postwagen Tag für Tag auch durch Lindheim und an seinem Pfarrhause vorüber.

Das steht gar traulich in der Häuserreihe des Dorfes, ein stattliches Gebäude neuern Datums, von Gärten und Blumen umgeben, der Fremde besieht's mit flüchtigem Blicke und wendet sich wieder ab — ach, die wenigsten wissen, wer darin bis vor kurzem gelebt und gewaltet, und daß in diesen Räumen einer der gediegensten deutschen Volksschriftsteller seine Tage beschlossen hat.

Unser sorgfältig ausgeführter Holzschnitt zeigt uns die gemüthvollen, feinen und milden Züge des Mannes, den wir meinen. Es ist uns eine Freude, das Portrait Rudolf Oesers, weiland Pfarrers

zu Lindheim, einem größern Kreise zum ersten Male zugänglich zu machen, denn der ist es, der unter dem Schriftstellernamen „O. Glaubrecht" dem deutschen Volke wohl bekannt und lieb und werth geworden ist.

Von ihm möchte ich den Lesern dieser Blätter einiges Wenige mit ungeschminkter Treue berichten, gerade so, wie es mir lebendig in der Erinnerung verblieben ist. Hat der Heimgegangene selbst als „ein Stiller im Lande" es nie recht leiden mögen, wenn man aus seiner Person und seinen Schriften viel Wesens machte, so werde ich ganz in seinem Sinne handeln, wenn ich den Schlichten mit schlichtem Worte zu schildern versuche.

Es war in den fünfziger Jahren, als ich auf einem der mannigfachen Wanderzüge, wie sie einem Pfarrvicar in Hessen, — den in Anbetracht der langen Wartezeit und des knappen Stückleins Brot W. H. Riehl ebenso unbedenklich wie „die perennirenden sächsischen Pfarramtscandidaten" unter die „Proletarier der Geistesarbeit" rechnen könnte — in die unmittelbare Nähe O. Glaubrechts verschlagen wurde.

Schon früher ihm innig befreundet und nunmehr sein Nachbar, wie hätte ich es über das Herz bringen können, einen Besuch bei ihm lange anstehen zu lassen!

Noch genau entsinne ich mich jenes prächtigen Sommernachmittags, an welchem ich, den Wanderstab in der Hand, den schmalen Fußpfad durch das schöne Nidderthal gen Lindheim einschlug.

Die Thurmspitzen der Dörfer blinkten mir entgegen, hie und da unterbrach eine anmuthig wider den Berg gelehnte Mühle mit lautem Räderspiele die Einsamkeit, und durch wogende Fruchtfelder schlängelte sich der Weg, bis er in das saftige Wiesengrün der Niederung einlenkte. Wolkenlos heiter schaute der Himmel herab und lichtes Blau wob sich um den fernen Horizont, die Vögel jubelten rings um mich her und das Herz ging mir weit auf in Gottes freier Natur und in diesem gesegneten Stücklein meines viellieben Hessenlandes.

Bald war das Reiseziel erreicht; vor dem Pfarrhause gebot ich Einhalt den Schritten.

Aber unbemerkt, wie ich gedacht, war ich denn doch nicht gekommen. Schon in der Thüre empfing mich Glaubrecht mit jener gewinnenden Freundlichkeit und Herzlichkeit, die ihm gegen Jüngere namentlich eigen war, und geleitete mich sodann in das Wohnzimmer, einen Ort, der durch seine Prunklosigkeit, wie durch das geschmackvoll Sinnige der Ausstattung unwillkürlich anheimelte.

Außer andern Gliedern seiner Familie traf ich hier mit seiner mir bis dahin noch unbekannten Gattin, auch mit einem akademischen Freunde, seinem damaligen Assistenten im Amte, zusammen.

Um nämlich dies Eine gleich anfangs zu erwähnen: einen von ihm selbst besoldeten Gehilfen hielt sich Glaubrecht, nicht etwa aus dem Grunde, um seiner Schriftstellerei um so besser obliegen zu können — das hätte seine zarte Gewissenhaftigkeit nicht gelitten — ein jahrelanges, andauerndes Herzleiden, das ihm das Predigen fast ganz zur Unmöglichkeit machte, forderte diese Unterstützung mit gebieterischer Nothwendigkeit.

Wir hatten uns gemüthlich vor die Blumenfenster oder um den Tisch gruppirt, wie es eben gehen wollte, und die Unterhaltung kam in der ungezwungensten Weise von der Welt in allgemeinen Fluß; in diesem liebenswürdigen Kreise mußte sich jeder wohlfühlen, mit solcher rücksichtsvollen Feinheit wurden Gäste umfangen.

Keiner der vielen Besucher des Hauses merkte indeß so leicht etwas von den Qualen und Schmerzen, mit denen Glaubrecht sich herumschleppte; er ließ seinen Zustand niemand, nicht einmal die Seinen, entgelten, und immer wußte er allen gegenüber höflich und liebreich zu sein, das rechte Wort und den rechten Ton zu treffen und sich doch ganz ohne Falsch so zu geben, wie er war.

Als wäre es heute erst, so lebhaft steht mir das äußere Bild des nunmehr Seligen noch vor Augen.

In den langen schwarzen Dienstrock, wie ihn unsere Geistlichen neuerdings wieder tragen und der zu seiner Figur vortrefflich paßte, war er damals gekleidet, und das Noble und Saubere in dem ganzen Auftreten machte ihn zu einer angenehmen, jugendfrischen Erscheinung. Hierzu kam ein schlanker Wuchs bei nur mittlerer Statur, während langes, helles, etwas lockiges Haar seine Schläfe umfloß. Körperliches Leiden verursachte ihm einen starken Blutzudrang nach dem Kopfe, deshalb waren seine Wangen immer auffallend geröthet.

Man konnte nicht leicht in freundlichere, geistreichere und edlere Züge hineinblicken. Für gewöhnlich sprach ruhiger Ernst aus ihnen, mitunter auch etwas Leidvolles, zumeist aber las man darin viel Herzensgüte und biederes Wesen, und wenn auch zu Zeiten ein gewisser schalkhafter Zug um den Mund spielte, der auf die reichlich vorhandene humoristische Ader hindeutete, so war über das alles doch weit mehr etwas ausgegossen von jenem wunderbaren Frieden, der sich im Antlitze eines Gotteskindes widerspiegelt und der nicht von dieser Welt ist.

Die Leute hingegen, die sich ihn als einen engherzigen Finsterling oder einen in Gefühlseligkeit untergegangenen, mit Gott und der Welt zerfallenen Pietisten, der alles auf Erden durch seine gefärbte Brille ansieht, vorgestellt haben, wahrlich, die kannten den Mann nicht im entferntesten.

Er durfte nur an dem Gespräche anderer Theil nehmen oder selbst ins Erzählen hineingerathen, um den Beweis zu liefern, daß er eines ganz andern Geistes Kind sei.

Allerdings ließ sich das nicht verkennen, daß man in ihm einen von Herzen gläubigen Christen und einen von der Wahrheit der Schrift und der Herrlichkeit seines Berufes erfüllten Pastoren vor sich habe. Aber das war gerade das beste Stück an ihm, daß er diese beiden Momente weder geflissentlich hervortreten ließ, noch viel weniger aber sie irgendwie und vor irgendwem verleugnete.

Im Verkehre des gewöhnlichen Lebens verstand es sein fein organisirter Geist, das Schöne und Edle auf allen Gebieten herauszufinden, und was er allseitig erfaßt hatte, das vermochte er dann auch wieder künstlerisch zu gestalten und darzulegen. Vornehmlich besaß er eine seltene Gabe der Beobachtung.

Sein Hessenland und dessen wackeres kerniges Volk mit seiner alten ehrenreichen Geschichte kannte und liebte er, wie wenige.

Die Anschauungsweise, Sprache, Bräuche, Sprichwörter, Lieder und Sagen, das ganze launig ernste Wesen des Bauernschlages um ihn her hatte er mit einer wahren Meisterschaft inne, und wußte unter Freunden davon oft überraschende Anwendung zu machen, ohne dabei jemals in das Possenreißerische oder allzu Derbe zu verfallen.

Ich hatte reichlich Gelegenheit, an jenem Tage für das Gesagte charakteristische Belege zu erhalten, doch sollten auch noch andere Seiten seines Wesens mir entgegentreten.

Wer Lindheim betritt und in Glaubrechts Schriften nicht ganz unbewandert ist, begehrt auch jene Stätte zu sehen, auf der ein großer Theil der „Schreckensjahre von Lindheim" spielt — ich meine den sogenannten „Hexenthurm", einen Ueberrest des alten, ehemals reichsfreien Schlosses daselbst.

Auf meine Bitte, diesen Zeugen einer finstern Vergangenheit mir vorzuführen, ging er gern ein, denn ein kleiner Spaziergang zu verschiedenen Stunden des Tages war ihm längst zu einem unabweisbaren Bedürfniß geworden. Wo aber hätte er in der ganzen Umgebung ungestörter sich ergehen können, als in den Schattengängen und verschlungenen Pfaden des herrschaftlichen Schloßgartens?

Dahin also brachen wir miteinander auf.

Das jetzige Schloß, ein rechtwinkliges, neueres, imposantes Gebäude, war bald besichtigt. Länger aber verweilten wir vor dem köstlichen Blumenflor desselben.

Hier war Glaubrecht so ganz in seinem Elemente, der tiefpoetischen Auffassung des Naturlebens. Auf die wundersame Schönheit der Pflanzen und auf vieles, was dem Auge des oberflächlichen Beschauers entgeht, machte er mit viel Gemüth und Sinnigkeit aufmerksam, und der Zusammenhang des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren gestaltete sich ihm ungesucht zu beredtem und treffendem Gleichniß, so daß mir zu Muthe ward, als lernte ich erst jetzt den Werth und die Bedeutung des Längstbekannten vollkommen verstehen.

Jedes Plätzchen, das einen hübschen Durchblick in die Gegend gewährte, jeder breitästige Baum, dessen dunkles Laubdach dem Spaziergänger einen Augenblick vor den Sonnenstrahlen Ruhe verhieß, kurz alles, was irgendwie Interesse beanspruchen konnte, ward in das gebührende Licht gesetzt, so daß das Firmament in lichterem Blau zu erglänzen, Wiese und Wald duftigere Färbung zu haben und das Chor der kleinen Sänger viel heller zu jubiliren schien, wenn sein Mund die Wunder der Gottesschöpfung zu preisen begann.

Auf das angenehmste unterhalten, traten wir nun vor den alten rauchgeschwärzten „Hexenthurm", ein Gemäuer, das sich trotz seines Namens inmitten der schönen Anlagen kaum noch gruselig

ansieht, an welches sich aber doch die haarsträubende Geschichte eines fühllos rohen Hexenprocesses aus den Jahren 1662—1664 knüpft.

Unsere Fragen nach dem darüber urkundlich Gewissen, gaben Glaubrecht Veranlassung, uns jene traurigen Vorgänge einer barbarischen Zeit durch kurze Schlaglichter zu illustiren. Insbesondere verweilte er bei der Figur des verhärteten Amtmanns „Gaiß", der, als Anstifter „der Schreckensjahre" endlich eines schnellen, bösen Todes sterben mußte. Ebenso hob er seinen glaubensfesten Vorgänger im Lindheimer Pfarramte zu jener Zeit rühmend hervor und empfahl uns seine Nachfolge.

Der Uebergang auf das theologische Gebiet war damit angebahnt, und als wir weiter gehend jetzt vor der kleinen, im Innern aber recht anmuthenden Kirche Halt machten, waren wir, wie es vorauszusehen war, schnell in das kirchliche Fahrwasser hineingerathen, dessen Fluten damals sehr hoch einhergingen.

Auch als Theologus in Bezug auf wissenschaftliche Kenntnisse stellte Glaubrecht wacker seinen Mann. Daß er auf die Zeichen der Zeit achte und die kirchliche Situation im rechten Lichte zu würdigen verstehe, konnte jeder Einsichtige unschwer erkennen.

Uebrigens entfaltete er gerade hier, wo die Anschauungen jüngerer Freunde mit den seinigen oftmals nicht harmoniren wollten, und wo er gegen wirkliche oder vermeinte Härten derselben zu Felde zog, die ganze Liebenswürdigkeit seines Charakters.

Er wußte von Haus aus in Sinn und Gedanken mit dem Wesen seiner heimischen lutherischen Kirche sich in Uebereinstimmung, und die kirchliche Fassung der Lehre, als naturgemäße Form seiner eignen christlichen Erkenntniß und Heilserfahrung, hat er vor Freund und Feind ungescheut bekannt. Dem gereizten und gespreizten Gebahren so mancher allezeit disputirsüchtigen Theologen aber war er von ganzem Herzen ferne und begrüßte darum in all denen, die den Herrn und Sein Reich aufrichtig lieben, seine Geistesverwandten, wie denn dieser Zug bei Beurtheilung der Brüdergemeinde in seinem „Zinzendorf in der Wetterau" deutlich hervortritt.

Sein Auge war auf die Kirche, als ein großes Ganze, immer gerichtet. Die Schätze der eignen Confession hielt er hoch, ehrte und liebte sie, die Vorzüge anderer Gemeinschaften erkannte er aber ebenso bereitwillig an.

Man hatte ihn zu jener Zeit zu einem Mitgliede der Commission gemacht, welche ein neues besseres Gesangbuch herstellen sollte, das aber später, so nothwendig es gewesen wäre, in die Brüche fiel. Etwas von diesem Schicksale schien er zu ahnen, denn seine Aussichten in die Zukunft der Kirche waren gar trüb. Vieles mochte er bei dem ihm ganz fremden Parteiwesen, das er um sich erblickte, auch zu schwarz ansehen.

Wahrhaft ergreifend aber redete er zu uns von der frühern Lage der kirchlichen Dinge im Vaterlande, wie er mit wenigen Freunden als einer der allerersten Bekenner des guten alten Christenglaubens, die Fahne des Evangeliums wieder erhoben und sich darob schmähen und Unbill anthun lassen mußte.

Wie konnte er die lautere Herzenshingabe an den Heiland der Sünder als „das Eine, was noth ist" so überzeugend darthun! Wie mild war sein Urtheil über andere, wie ernst und innig sein Glaube und wie hauchte eine ungefärbte brüderliche Liebe, nach Art des Apostels Johannes, so warm durch seine reine, treue Seele!

Daß er sein Amt nicht, wie ehedem, thun, daß er namentlich der Predigt sich enthalten mußte, ging ihm tief zu Herzen.

„Die Sonntage, an denen ich gar nicht predigen kann, sind wahre Trauertage für mich," sagte er betrübt, „doch ich will nicht klagen," setzte er alsbald hinzu, „es ist der Herr, Er thue, was Ihm wohlgefällt."

Sein letzter Assistent hat ihn, als er längst schon an das Haus gefesselt war, oftmals mit gefalteten Händen vor dem Sonntagstexte angetroffen. „Sehen Sie," sagte er da, „ich helfe Ihnen immer noch mit beten und arbeiten."

Die Confirmandenunterweisung aber hat er, selbst bei zunehmenden Schmerzen, nie aus den Händen gegeben; das Heil der jungen Seelen bekümmerte ihn vor allem sehr tief.

Wir waren zum Pfarrhause zurückgekehrt und der Faden des Gespräches lenkte sich unvermuthet auf das Volk und die Schriftstellerei für dasselbe.

Die Frage wurde aufgeworfen, ob er bald wieder ein Büchlein wolle ausgehen lassen. Das letzte, die „Erzählungen aus dem Hessenlande", hatten mir und anderen gut gefallen und einen angenehmen Nachgeschmack nach Mehr erweckt.

Auf all das Verbindliche, was man dabei zu sagen doch unmöglich unterlassen konnte, antwortete er schalkhaft, unter tiefen Verbeugungen, weiter nichts als: „Ei, ei, gehorsamster Diener," und wiederholte dies so oft und so lange die Lobeserhebungen dauerten.

Offenbar widerstand es seinem innersten Wesen, sich feiern zu lassen. Eine Antwort hat er übrigens doch auf jene Frage gegeben, sie lautete: „Der Bauer sagt: alle Jahre ein Wochenbett für die Frau taugt nicht — alle Jahre ein Buch zu schreiben ebensowenig." Man dürfte diese goldene Weisheit vielen Tagesschriftstellern zur geneigten Berücksichtigung wohl dringend empfehlen!

Forschte man bei ihm nach der Entstehung, der Wahrheit und nach Einzelheiten seiner Stoffe, so liebte er es auch, hierüber meistens zu schweigen oder im allgemeinen nur Auskunft zu geben.

Er pflegte sich dahin zu äußern: „Ueber die äußere Entstehung meiner Bücher kann ich nichts sagen, ich suche den Stoff nicht, sondern er ergibt sich mir von selbst. Immer fange ich erst an zu schreiben, wenn ich dem Drange dazu nicht mehr widerstehen kann. Ueber die innere Entstehung kann ich noch weniger sagen, meine tiefsten Erfahrungen sind darin niedergelegt; ich habe sie aus ganzem Herzen geschrieben, aber wie nun alles zusammenhängt, das kann ich der Welt nicht darlegen."

Es durften selbst seine Frau und Kinder nicht über die Verknüpfung von Wahrheit und Dichtung in seinen Schriften mit ihm reden.

Die Anforderungen, die er an ein gutes Volksbuch stellte, faßte er in die beiden Worte zusammen, daß derartige Sachen christlich und deutsch in Wort und Geist sein sollten.

„Volksbücher dürfen nicht bestellt und gemacht werden. Sie sind freier Erguß eines Gott und den Brüdern in Liebe zugewandten Herzens," hat er anderwärts öffentlich gesagt.

Wie unempfänglich er dem Ehrgeize und literarischen Dünkel gegenüber gewesen, beweist der Ausspruch, den er jemand, der ihn rühmte, mit auf den Weg gab: „Mit dem Loben anderer will mir der Teufel nur ein Bein stellen, und für jedes Lob, das ich von der einen Seite empfange, gibt mir die Welt auf der andern immer wieder einen Fußtritt."

Er kannte die Welt und die Menschen, und hatte nach beiden Beziehungen hin reichliche Erfahrungen gemacht.

Diese ungeheuchelte Demuth kleidete unsern Glaubrecht gar schön. Namentlich trat dies recht hervor, wenn sein Verhältniß zu anderen Volksschriftstellern berührt wurde.

Völlig neidlos konnte er da die Vorzüge und Verdienste Fremder hervorheben und sich als den Geringern bezeichnen.

So ist mir namentlich noch erinnerlich, wie er von seiner Begegnung mit dem alten treuherzigen W. O. von Horn, bei Gelegenheit des Frankfurter Kirchentages, mit leuchtenden Augen erzählte. Der war ihm gleich um den Hals gefallen, und sie waren gute Freunde geworden.

Mit derselben Anerkennung sprach er von Kaspari, Riehl, Stöber, Vilmar, Dieffenbach u.a., deren Schriften gern und viel in seinem Hause gelesen wurden.

Am höchsten stellte er Jeremias Gotthelf, dessen „Geld und Geist" zu seiner Lieblingslectüre gehörte. Indeß konnte er hier das Bedauern nicht unterdrücken, daß die Derbheit des Ausdrucks die Wirkung seiner Leistungen bei feiner angelegten Naturen erheblich abschwäche.

Große Freude aber hatte er daran, wenn man ihm Thatsachen dafür anführen konnte, wie seine eignen Schriften schon Gutes gestiftet hätten, er nannte dies den schönsten Lohn seiner Arbeit!

Ich könnte so noch lange fortfahren, von Glaubrecht mitzutheilen, aber sieh, ein letzter Strahl der scheidenden Sonne umsäumt die Fenster und die Abendröthe zeigt sich am Himmel. Die Stunden sind zu rasch dahingeflogen in trauter Unterhaltung, im Hause dieses echt deutschen Mannes.

Als ich endlich schweren Herzens schied, wogten schon die weißen Wiesennebel im Nidderthale und in der würzigen Abendkühle, geleitet von meinem akademischen Freunde, zog ich heimwärts, im Stillen segnend den schönen Tag, das gastliche Pfarrhaus zu Lindheim und seine biederen Bewohner.

Zwei Monate nur sollte ich als Glaubrechts Nachbar verbringen. Weit weg, in den äußersten Süden des Landes, wo des Odenwaldes Berge zum blauen Neckar abfallen, ward ich gesendet.

Späterhin bin ich oft genug mit ihm noch zusammengetroffen, allein sein Haus habe ich nicht wieder betreten. Wir waren räumlich uns zu ferne gerückt.

Leider ging es seitdem mit seiner Gesundheit immer bedenklicher, obschon er Soden, Rippoldsau, Schlangenbad und andere Heilorte nach einander besuchte. Das Amt führte fast ausschließlich sein Assistent, das Predigen verboten ihm gänzlich die Aerzte. Manches neue Buch gab aber trotzdem Zeugniß von der ungebrochenen Frische seines schaffenden Geistes und mehrte die Liebe seiner Verehrer.

Er hatte das zweite Bändchen „Erzählungen aus dem Hessenlande" vollendet und, bettlägerig, mit Bleistift die Vorrede dazu geschrieben, als, wenige Tage darnach, am 13. October 1859 der Tod seinen Leiden durch einen Herzschlag ein unerwartetes Ende machte.

Vieles und Schmerzliches hatte er vorher erduldet, namentlich in den langen, elenden Nächten. Aber: „Das Kreuz gefaßt ist halbe Last", so lautete sein Wahlspruch, und dem ist er getreu geblieben bis zum letzten Hauche.

Glaubrechts Hinscheiden traf nicht blos seine Familie, auch seine Gemeinde und die unzähligen Freunde und Bekannten in und außer des Landes sehr hart, denn nur 52 Jahre waren ihm zur irdischen Wallfahrt gegönnt gewesen, und Jedermann trug Trauer um ihn.

„Wie die reinen Blumen sich entfalten und der Sonne stille halten," so weiß auch sein Leben nicht viel von großen inneren und äußeren Erschütterungen, Kämpfen und Erlebnissen der Nachwelt zu sagen. Es ist ruhig dahingeflossen, wie im Wasser Welle um Welle dahinrinnt und rasch ans Ziel gelangt.

Gießen in Oberhessen ist Glaubrechts Vaterstadt. Dort ward er 1807 am 31. October geboren, als Sohn eines Hofgerichtsrathes, aus einer im Lande sehr angesehenen und geachteten Familie.

In seine Jugend fielen die Kriegsjahre der Befreiung Deutschlands, und weckten, neben den Anregungen der Universitätsstadt und dem guten Einflusse des elterlichen Hauses, frühe seinen vaterländischen Sinn und seinen offenen Blick ins Menschenleben.

Der lebhafte und doch zarte Knabe verrieth schon damals eine Vorliebe für die Erzählungen der Alten und für ernste und heitere Auffassung der Dinge um sich her. Dichterische Anfänge, und später auf dem Gymnasium eine besondere Fertigkeit im deutschen Ausdruck und Wohllaut, traten hervor.

Fröhlich unter seines Gleichen und doch stets in Zucht und Ehren lebte er in seinen Studienjahren, in welchen er sich der Burschenschaft anschloß. Die Hochschule verließ er 1831, geistig und körperlich tüchtig und kräftig, und ward 1833 bei dem neuernannten Provinzial-Superintendenten Dr. Simon Pfarrgehilfe.

Um die Pfarrstelle zu Lindheim bewarb er sich 1835. Deren Vergebung hing damals von der katholischen Freifrau von Venningen ab. Diese Dame gerieth auf die wunderliche Grille, zwölf Bewerber dazu zuzulassen, mit dem gemessenen Befehle, daß jeder einzelne seine Predigt über das Thema: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," halten müsse. Dann sollte unter ihnen die evangelische Ortsgemeinde die Wahl haben. Sämmtliche Bewerber folgten diesem Ansinnen, bis auf Glaubrecht, der am ersten Ostertag bei dem alten Evangelium des Tages verblieb, und darum auch die meisten Stimmen erhielt und Pfarrer wurde.

Letzteres hatte er kaum zu glauben gewagt, denn als er zum ersten Male vom Berge herab, das liebliche Nidderthal zu seinen Füßen liegen sah, da faltete er bewegt die Hände und sagte seufzend: „O Gott, dies Plätzchen ist zu schön für mich, dahin komme ich gewiß nicht."

Aber er sollte doch dahin kommen und zwar für immer dort verbleiben, obschon er in seinen letzten Lebensjahren aus Gesundheits- und anderen Rücksichten manchmal eine andere Stelle sich wünschte.

In Lindheim hat er mit seiner gleichgesinnten Gattin Elmire, geb. Wendeberg, bei genügendem Auskommen eine stille glückliche Ehe geführt, und, wie ich vorhin selbst erzählt, seinen gastlichen Herd zu einem lichten Anziehungspunkte seiner Freunde gemacht.

Hier hat er mit Wort und Beispiel das lautere Gotteswort gepredigt und unter mannigfachen Hindernissen und Nöthen sein Amt unverdrossen ausgerichtet und mit Liebe seine Pfarrkinder umfangen, bis der Hirtenstab seinen Händen entfiel.

Hier sind seine Schriften sämmtlich entstanden, die er aus der genauesten Kenntniß des Volksthums um sich her schöpfte, und durch welche er sich ein unvergängliches Gedächtniß gesichert hat.

Hier lebt sein Name in Jedermanns Munde fort, und noch spätere Geschlechter werden Ursache haben, darauf stolz zu sein, daß Glaubrecht einstmals ihr Pfarrer gewesen ist.

Hier endlich ist er am 16. October 1859 auf dem Friedhofe bestattet worden, und in den Herzen der großen Menge, die ihm das letzte Geleite gab, klingen sicherlich noch die wahren und treffenden Worte nach, welche ihm die Liebe ins Grab nachrief, daß er ein Mann der Geduld gewesen sei, der Geduld bewiesen in seinem langen und schweren Leiden, Geduld getragen mit seiner Gemeinde, Geduld bei den Spaltungen und Zerwürfnissen der Kirche, die tief in seine zarte Seele geschnitten; der Interesse gehabt habe für alles Gute und Schöne, für alle Erscheinungen in Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst; mit dem darum eine große Kraft gewichen, ein „Starker in Israel" gefallen sei, ein Freund, den das deutsche Volk noch lange vermissen werde!

Wenn du nach Lindheim kommst, mein Leser, so laß dir die Schlummerstätte Glaubrechts zeigen. Die Bewohner des Ortes werden dich an den einfachen Denkstein führen, den Freundeshände hier aufgerichtet, und an ihren feuchten Augen wirst du sehen, daß „das Andenken des Gerechten bleibt im Segen."

Es wäre nun noch übrig, ein Wort über Glaubrechts literarische Thätigkeit zu sagen und dieselbe kurz zu charakterisiren. Unstreitig ist seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete eine weit größere gewesen, als die ihm im Amte beschieden war, da ihm bei aller Treue und Gewissenhaftigkeit doch etliche Dinge abgingen, die nun einmal zur äußerlichen Beredsamkeit unumgänglich gerechnet werden.

Sein Auftreten auf der Kanzel war schüchtern und zaghaft. Was er zu sagen hatte, war biblisch wahr, gehaltreich, warm und äußerst anschaulich dargelegt. Da ihm aber ein klangreiches, kräftiges Organ abging, so konnte seine Predigt unmöglich den Eindruck machen, den man nach seinen Schriften von seiner Rede erwartet hätte.

Seine weiblich zarte Seele, die jede Berührung mit der umgebenden Sünde tief verabscheute, entbehrte außerdem jene rücksichtslose Energie im Kampf gegen herrschende Laster und Uebelstände bei Personen und in der Gemeinde. Er trug sein Weh still mit sich herum, rang und kämpfte damit einen um so schwereren innern Kampf in der Einsamkeit, und sah eben deshalb das Böse in dem allerschwärzesten Lichte, ohne jeglichen Hoffnungsstrahl sich gegenüber.

Und doch hatte niemand so, wie er, auf der andern Seite die Gabe, das Schöne und Edle bei andern herauszufühlen und zu finden, dasselbe hervorzuheben und daran zu glauben, bis die Täuschungen des Lebens ihn dann um so schmerzlicher verwundeten.

Für das, was ihm nach seiner ganzen Natur persönlich und amtlich auszurichten versagt blieb, ist er um so wackerer mit der Feder eingestanden, und von diesem Gesichtspunkte aus fällt erst auf seine Schriften das rechte Licht — wir haben in ihnen den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, vor uns.

Nicht Gewinnsucht, oder die Ehr- und Ruhmbegier machte ihn zum Schriftsteller, sondern die erbarmende Liebe zu dem armen Volke, dem, wie er mit Recht urtheilte, nur durch das Evangelium zu helfen wäre.

Diese Liebe zu dem deutschen Volke wandelte „den Stillen im Lande" zu einem lauten und kräftigen Prediger vor der Welt um. Was in seinem Herzen vorging, das vertraute er seinen Büchlein an, die waren die Genossen seiner Freude und seines Kummers und wurden von ihm als Fühlfäden hinausgeschickt, zu sehen, ob andere auch so dächten.

Die Beobachtung der schlimmen Zustände in den Häusern, den Gemeinden und der Kirche kleidete er in das Gewand der Dichtung, und was der im Verkehr scheue und stille Mann sonst nirgends sagte, das floß ihm auf der ruhigen Studierstube von selbst in die Feder. Bibelspruch, Gotteslied, Sprichwort, Gleichniß, Volkslied und Volkshumor drängte sich in seine Darstellung von selbst hinein, wie es in seiner Seele selber lebte.

Deshalb muß man aber nicht meinen, als ob das, was Glaubrecht verfaßt, nur eine Speise für den sogenannten „gemeinen Mann," die niederen Volksschichten sei. Keineswegs. Mit demselben Wohlgefallen und Nutzen kann der Gebildete, wie der Ungebildete, daran sich

erfreuen und aus ihnen lernen, wenn er anders einen unverdorbenen Geschmack an dem wirklichen Leben noch hat, wie es in dem dichterisch beanlagten Gemüthe eines frommen und liebenswürdigen deutschen Christen sich abspiegelt.

Ist auch hier nicht der Ort, über manches in Anlage und Composition Kritik zu üben, mag an manchen Stellen Licht und Schatten etwas zu grell sein, oder der Verlauf des Ganzen dem Anfange nicht entsprechen, dennoch wird die Anschaulichkeit der Erzählung, die Lieblichkeit des Colorits und die Meisterschaft in der Ausmalung des zugehörigen Details nicht leicht übertroffen werden.

Glaubrecht verstand es, seinen Schöpfungen Leben einzuhauchen, den Vortrag wechselvoll zu machen, die Situationen abzurunden, Zeit und Ort der Handlung effectreich auseinander zu halten, dann aber rasch und geschickt den Knoten zu schürzen und harmonisch abzuschließen, so daß ein sich steigerndes Interesse, eine innerliche Spannung den Leser in Athem hält, und seine Bücher auf den, der ihnen folgt, einen sittlich veredelnden Einfluß ausüben.

Wahrhaft bewunderenswerth ist der Reichthum an ausschmückendem Beiwerke, der in seinen Erzählungen entfaltet wird. Was irgendwie lehrreich und in das Gefüge derselben einzupassen ist, das greift er mit keckem Griffe auf und handhabt es mit ungemeiner Leichtigkeit, mag es nun aus der Zeit- und Sittengeschichte, dem Pflanzen- und Naturleben oder der Sternkunde entnommen sein.

Die Sprache und Ausdrucksweise des Volkes weiß er mit voller Kraft und doch auch wieder mit dem zarten poetischen Dufte, der ihr eigen ist, wiederzugeben, er lebt und webt in derselben. Anmuthig und leicht fließt sein Styl dahin, und der warme mitfühlende Herzschlag seines Geistes haucht den Leser traulich an, der sich durch seine gesunde Frömmigkeit ebenso angezogen, wie durch den naturwüchsig mitunterlaufenden Humor erheitert sieht.

Unter seinen Schriften lesen sich die zuerst erschienenen poetischer, als die letzteren, in welchen er bei fortschreitender Reife der Jahre immer entschiedener die Schäden und Sünden des öffentlichen Lebens darlegte. Hat man die ersteren darum sehr gerühmt, ja oft viel schöner, als die Wirklichkeit gefunden, so haben ihm die letzteren um so größern Widerspruch, Mißverstand und Lästerungen zugezogen.

Zuerst trat Glaubrecht im Jahre 1842 mit der kleinen Erzählung „Anna, die Blutegelhändlerin“ auf, einer sehr hübsch angelegten und ausgeführten Familiengeschichte.

Dann folgten die schon genannten „Schreckensjahre von Lindheim,“ deren grauenhafter Stoff übrigens nicht vollständig bewältigt ist, und die weniger ansprechen.

Um so höher erhob er sich dann in der „Heimkehr“, einer Episode aus der Geschichte der fingirten Gemeinde „Langenfeld“. Das demoralisirte Leben und Treiben eines ganzen Dorfes ist mit so gelungener Zeichnung von Figuren und Sachen veranschaulicht, daß es nicht zu verwundern war, wenn gleichzeitig Gemeinden im Vogelsberg, der Wetterau, dem Schwarzwald öffentlich behaupteten: sie seien damit gemeint, und ihr Erstaunen gar nicht unterdrücken konnten, woher der unbekannte Verfasser das alles von ihnen wisse. Wie trefflich gezeichnet treten die Gestalten des „Golferhannes,“ des „Hecken-Jakob“ und des „Herrn Arnold“ auf dem dunklen Hintergrunde hervor, wie weiß Glaubrecht den zähen Bauern in seinem Hasse, seiner Unzufriedenheit, Genußsucht, Auswanderungslust, aber auch den stillen, treuen Christen in seiner Geduld, seinem Glauben und Hoffen, seinem endlichen Siege darzustellen, so daß es statt einer Fahrt nach Amerika schließlich zu einer Heimkehr zu Christo kommt.

Noch anziehender ist der „Kalendermann vom Veitsberg“, die situationsreiche Schmerzens- und Freudenhistorie des Schulmeisters „Justus“, der die Natur und den gestirnten Himmel gleichermaßen liebt, in Demuth und Gottergebenheit seine Armuth, Zurücksetzung und die Verfolgungen des „Rathes Gerst“ erduldet, und zuletzt einen Ausgang all seiner Trübsale im hellsten Lichte erlebt. Alle Vorzüge der Schreibart Glaubrechts vereinigen sich hier, um das spannende und erbauliche Büchlein dem Landvolk besonders werth zu machen.

Meisterlich und sehr anziehend ist auch „Leiningen in Dorfbildern“ angelegt. Die Gemeinde ist durch Gottlosigkeit zerrüttet und elend, das fromme Stillleben des Schusters „Just David“ und des kräutersuchenden „Wäschens“ dagegen ein wohlthuender Gegensatz.

„Zinzendorf in der Wetterau“ gibt ein farbenreiches Gemälde der Wirksamkeit des Stifters der Brüdergemeinde und seiner Mithelfer, und gewährt, ohne jedoch Kritik anzuwenden, einen Einblick in das damals gährende religiöse und sociale Leben der Gegend. Einzelne Nebenfiguren, besonders die des kaiserlichen Rattenfängers, der mit lauter lateinischen Brocken um sich wirft, sind gar ergötzlich.

„Der Zigeuner“ entrollt eine Volksgeschichte aus der Rabenau, und zeichnet sich besonders durch die gelungene Anwendung des Volksliedes aus.

„Die Goldmühle“ und das „Haidehaus“ stellen tiefe Verderbniß und eben so tiefe Reinheit und Treue contrastvoll nebeneinander. Die Bekehrung des Haidebauers ist indes zu rasch eingefügt, offenbar um einen wohlthuenden Schluß zu ermöglichen, während andere Böse etwas craß gehalten sind.

Glanzpunkte der Schriftstellerei Glaubrechts sind auch die beiden Bändchen „Erzählungen aus dem Hessenlande.“ Sie bringen „Altes und Neues, lauter Gewächs auf den Bergen und in den Thälern des lieben Hessenlandes aufgeschossen, und hier zu einem Strauße vereinigt.“ Er will darin zeigen, „wie seine Heimat doch gar reich sei an den Blumen eines kräftigen Menschenschlages und ebenso denen eines treuen Herzensschlages, wenn man anders zwei Sinne zum Finden mitbringt — ein klares Auge für Farbenschönheit und einen zarten Geruch, dieser Feld- und Waldkräutlein Duft auch unter den Schlehenhecken aufzufinden.“ Aus diesem Strauße leuchten besonders in die Augen: „die Winkelschule“, „der Adjunkt“, „das Vogelbärbchen“, „die Krönung“, „Küppels Michael“, „der Bergschäfer“.

Außer „Fluch und Segen“, ist dann noch zu erwähnen das viel angefeindete Buch „Das Volk und seine Treiber“. Im letzteren malt er sehr drastisch das listige, spitzbübische, ehrlose und grausame Wesen der Handelsjuden auf dem Lande, der geschworenen „Todtmacher“ des Bauern. Die Lichtseiten treten zurück und die unverhüllte Gestalt des Bösen macht deshalb um so stärkern Eindruck. Das Ganze ist offenbar etwas einseitig, die Geschichte scheint hie und da übertrieben — bei alledem ist das Büchlein vollkommen wahr, und der Stoff sichtlich aus dem Leben gegriffen. Glaubrecht hatte seit Jahren die verschiedensten Stände mit ihren Gebrechen zum Motive seiner Darstellung gemacht. Niemand hatte ihm dies verübelt. Aber nun gab es einen unerwarteten Rumor, als er auch an die Juden kam, obschon der einzig völlig ehrenwerthe Mann in dem Buche — ein Jude ist! Glaubrecht schwieg dazu. „Das Volk und seine Treiber“ aber ward schon in 2. Auflage mit 12,000 Exempl. abgesetzt.

Das größte Werk Glaubrechts sind die „Heimatlosen“, zu denen er in dem „ein böses Jahr“ ein Vorspiel schon früher gegeben hatte. Der Stoff ist in die Zeit der Freiheitskriege verlegt, sehr lebendig zugeschnitten, und das Ganze bei der vaterländischen Gesinnung, die aus ihm uns anweht, sehr erhebend.

Aus seinem Nachlasse hat Professor Dr. Diegel in Friedberg, sein ehemaliger Assistent, das „Wassergericht,“ als Fragment herausgegeben, zugleich mit einer trefflichen Lebensskizze des Vollendeten.

Von kleinerern Arbeiten, wie „der Sibirischen Schule“, „dem Wachtelkorb“ und anderen kürzeren Erzählungen, wollen wir hier absehen, und demjenigen Leser, der von Glaubrecht noch nichts in Händen gehabt, noch sagen, daß fast sämmtliche Werke desselben im Verlage von Heyder und Zimmer in Frankfurt a. M. erschienen sind und theilweise schon die fünfte und sechste Auflage erlebt haben.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

„Wir lesen heut' nicht, ich habe keine Aufmerksamkeit für das Buch, es wäre schade darum,“ sagte die Fürstin mehrere Stunden darauf zu Johanna, als sie sich von der Mittagstafel erhoben und in ihr Wohnzimmer begeben hatte. „Wundern Sie sich auch nicht, wenn ich schweigsam bin, mir geht eine eigenthümliche Geschichte im Kopfe herum, eine Geschichte, die höchst unwahrscheinlich ist und doch wieder

nicht wegzuleugnende Thatsachen enthält, Sie wissen, mir ist alles fatal, was ich nicht verstehe."

„Darf ich nicht erfahren, was Ew. Durchlaucht meinen?" fragte Johanna.

„Nein, denn es ist möglicherweise eine Diebesgeschichte, eine raffinirte Diebesgeschichte und Sie könnten wieder Lust bekommen, den Spitzbuben zu avertiren," meinte die Fürstin.

„Durchlaucht!" sagte Johanna halb bittend, halb vorwurfsvoll.

„Es handelt sich um den mir vor acht Jahren gestohlenen Schmuck, Sie wissen ja davon," fuhr die Fürstin fort.

Ein jäher Schreck durchbebte Johanna.

„Nur das nicht, o nur das nicht," sandte sie ein wortloses Stoßgebet zum Himmel.

Den Bruder selbst konnte freilich die verspätete Justiz nicht erreichen. Er war fort, längst fort. In seinem Abschiedsbrief hatte er ihr seinen Entschluß mitgetheilt, er hatte ihr auch gesagt, daß er nicht allein gehe, daß er die Liebe zum Wächter seiner schlimmen Neigungen gestellt. Er hatte sie geschildert, die bereit war, sein ungewisses Schicksal zu theilen, ihre stille Energie, ihre Kraft der Entsagung, ihre Hingabe an ihn, der sie doch so arg getäuscht.

Aber mehr als alles was er sagte, beruhigten Johanna die wenigen beigefügten Zeilen des Mädchens selbst, die nichts als Entschlossenheit und Demuth, das festeste Rechtsbewußtsein und die tiefste Milde und über das alles hinaus die Liebe athmeten, die alles trägt und vergibt und den Glauben, der Berge versetzt.

Sie war von da an so ruhig über den Bruder gewesen. Brach der Sturm aufs neue los?

Die Fürstin, in Gedanken vertieft, hatte Johannas Bewegung nicht bemerkt, trotzdem sagte sie, als ihr Blick jetzt auf das Mädchen fiel: „Mein Gott, Sie sehen noch recht blaß aus, Ihr Unwohlsein ist wohl noch nicht vorüber?"

„Mir ist ganz wohl," versicherte Johanna, „die Ohnmacht kam nur von der Hitze im Saal."

„Vielleicht auch von der Musik," meinte die Fürstin. „Der Ruf hat diesmal nicht übertrieben. Der Mensch singt so schön, daß man kaum anders kann, als eine reine, schöne Seele hinter diesen goldreinen Tönen vermuthen und dennoch kann gerade das Gegentheil stattfinden. Ich bin auch neugierig, ob in seiner geistigen Bildung, seinem Wesen überhaupt dieselbe Harmonie ist wie in seinem Gesange. Ich kann mich immer nicht recht begnügen mit einer Seite des Menschen, spricht diese mich an, so verlangt mich nach dem Ganzen der fesselnden Erscheinung. Es ist, als ob ich in einem Buch nur blättern sollte, statt es zu lesen."

„Die Menschen sind Einem nur nicht so zur Hand," meinte Johanna, sich zu möglichster Unbefangenheit zwingend, „auch fehlt es nicht an vielen ausgerissenen Seiten und wer sagt uns, was auf diesen gestanden."

„Das erräth man, mein Kind, erräth es aus dem Zusammenhange oder schließt zurück aus dem Fertigen auf die Anfänge und die weitere Entwickelung. Auf unsern Sänger zurückzukommen, ich habe ihn zu heut Abend eingeladen."

Johanna sprang auf.

„Um Gotteswillen!" rief sie entsetzt, aber bei dem erstaunten Blick der Fürstin zu sich kommend, sagte sie stammelnd, „ich bin sehr unwohl, darf ich mich zurückziehen?"

Statt der Antwort zog die Fürstin sie neben sich auf das Sopha und das plötzlich in heftige Thränen ausbrechende Mädchen zärtlich umschlingend, sagte sie mitleidig:

„Da bin ich wohl gerade an eine zerrissene Seite gekommen oder vielmehr eine gesprungene Saite des Herzens? Armes Kind!"

Sie ließ Johanna sich ruhig ausweinen, sie streichelte ihr die Wangen, küßte ihr die Stirn, gerade wie eine zärtliche Mutter es mit ihrem betrübten Kinde thun würde.

Es war so natürlich wie nur möglich, daß Johannas Herz überströmte, und, ohne daß die Fürstin sie mit einem Wort dazu aufgefordert hätte, die Geschichte ihrer Liebe, ihrer Trennung von ihren Lippen floß.

Sie erzählte alles von dem Abend an, wo das Gespräch über Jenny Deans sie an Richards Grundsätzen irre gemacht, bis, ja bis zu dem Tage konnte sie nicht erzählen, wo ihr das volle Verständniß dessen, was Richard gemeint, aufgegangen, wo die Versuchung an sie herangetreten war, wo es nicht galt, mit Grundsätzen zu prahlen, sich zu brüsten mit dem Bewußtsein eigner Tugend und es für ein Kinderspiel zu halten, der richtigen Erkenntniß gemäß zu handeln, sondern wo es galt, das voreilige Wort durch die That zu beweisen, die der Worte nicht bedarf und nicht des prahlerischen Selbstlobes, das sich über die Prüfung erhaben glaubt und schnell dabei ist, selbst in das Erbarmen, in das Mitleid mit dem, der gefehlt, die Selbstüberhebung zu mischen, die da sagt: Herr Gott ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener Sünder da.

Mitten in ihrer Beichte, denn es war eine Beichte und keine Erzählung, brach sie ab. Die Fürstin fühlte die Lücke und ahnte einen geheimnißvollen Zusammenhang, in dem Johannas Geschichte mit den Begebenheiten stand, die einen lange Zeit hindurch für treu gehaltenen Diener entlarvt und aus ihrer Nähe entfernt hatten, aber sie sagte nichts dazu und nahm Johannas Vertrauen für ein volles.

„Von Richards Unschuld sind Sie überzeugt?" fragte sie nur.

„Wie von meiner eignen," versicherte Johanna.

„Und doch," sagte die Fürstin, „sah ich heut einen zu dem entwendeten Schmuck gehörigen Ring an seinem Finger."

„Unmöglich!" rief Johanna.

„Ich sprach lange mit ihm und betrachtete den Ring genau, ich glaube nicht, daß ich mich irre. Daß er bei Nennung meines Namens erschrak, was mir auch als ein bedenkliches Zeichen erschien, ist mir jetzt erklärt, aber den Ring trug er, den blitzenden, mit Brillanten eingefaßten Rubin, ich kenne ihn genau."

„Er ist unschuldig, trotz des Ringes," versicherte Johanna fest.

„Mag er es sein oder nicht, jedenfalls werde ich meine Entschlüsse ändern," sagte die Fürstin. Sie klingelte.

„Ist Leberecht da?" fragte sie den eintretenden Diener.

„Ew. Durchlaucht zu Befehl, er ist so eben gekommen."

„Er soll zu mir!" — Leberecht kam.

„Wo ist Ihr Schutzbefohlener?"

„Es ist so eben der Wagen geholt worden, der ihn zu Ew. Durchlaucht bringen soll," lautete die Antwort. „Ich habe die Bestellung gehört und machte mich gleich auf den Weg, Ew. Durchlaucht Meldung zu machen."

„Gut, mein lieber Freund, jetzt gehen Sie zu den beiden Leuten in meinem Vorzimmer und sagen Sie ihnen, sie könnten gehen, ich hätte mich anders besonnen und brauchte sie nicht. Geben Sie ihnen ein ansehnliches Douceur, aber sorgen Sie, daß sie sich augenblicklich entfernen."

„Es waren ein Paar Beamte der Polizei," erklärte die Fürstin dem gespannt aufmerkenden Mädchen, als der Diener sich entfernt hatte. „Ich hatte sie für alle Fälle zur Hand haben wollen, jetzt ist es etwas anderes. Habe ich jetzt den Dieb auch gefangen, so will ich ihn doch laufen lassen."

„Durchlaucht!" brauste Johanna auf. „Er ist unschuldig! bei Gott, er ist unschuldig!"

„Möglicherweise ist er's," sagte die Fürstin, „aber vorläufig glaube ich, was ich sehe, und das ist ein mir gestohlener Ring an der Hand dessen, der, des Diebstahls beschuldigt, nur aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde.

„Sie sind nicht das erste junge Mädchen, dessen Leichtgläubigkeit getäuscht wurde und es ist nicht das erste Mal, daß Sie im Feuereifer der Vertheidigung eine Lanze für einen Dieb und Betrüger gebrochen haben. Denken Sie an den Hofrath Braun!"

„Er kommt!" sagte die Fürstin. — Johanna nahm sich zusammen.

Sie bat nicht mehr, sich entfernen zu dürfen, im Gegentheil, ihr war zu Muth als gehöre sie, sie vor allem dahin, wo Schmähung und Verdacht dem Geliebten drohte.

Als der Diener Richard gemeldet und dieser auf der Fürstin Geheiß eintrat, ging sie ihm ein Paar Schritte entgegen und mit jener angebornen Gewandtheit, die, während sie taktvoll die eignen Gefühle beherrscht, zugleich die ihrer Umgebung im Gleichgewicht zu erhalten versteht, ging sie über die Ueberraschung hin, die ihn bei Johannas Anblick so erschütterte, daß sie ihm kaum die nöthige Besinnung ließ, der Fürstin Begrüßung zu erwiedern und sagte, auf das Mädchen deutend:

„Sie finden in meiner jungen Freundin eine alte Bekannte wieder, ich erfuhr es eben jetzt und es freut mich. Nehmen Sie Platz."

Sie wies auf einen Stuhl, sie selbst setzte sich gleichfalls und winkte Johanna an ihre Seite, dann eröffnete sie das Gespräch.

Sie knüpfte an das Concert des Morgens an und hörte nicht eher auf, Richards Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als bis sie sah, daß er seine Fassung wieder hatte und auch Johannas Hand in der ihren nicht mehr bebte. Dann sagte sie gerade heraus wie ihre Weise war:

„Meine heutige Einladung hat einen besondern Zweck. Ich sah einen Ring an Ihrem Finger, der meine Neugier reizte, darf ich ihn einen Augenblick betrachten?"

Er reichte ihr lächelnd, wenn auch mit etwas befremdeter Miene, den Ring. Sie nahm ihn, betrachtete ihn prüfend, drückte dann an einer Feder und der massive goldne Reif theilte sich in mehrere feine Ringe, die so auseinandergeschoben eine Kette bildeten, deren letztes Glied mit einem kleinen vorspringenden Schloß in die Kapsel unter den Stein eingedrückt wurde. Statt des Ringes zeigte sich nun den erstaunten Blicken der Zuschauenden ein Armband.

„Ein artiges Kunstwerk, nicht wahr?" fragte sie. „Es war auch nicht meine Absicht, es zerstören zu lassen, als ich den ganzen dazu gehörigen Schmuck dem Goldarbeiter Felix zur Umarbeitung überschickte." Richard sprang auf.

„Der Ring!" stammelte er, ganz blaß vor Bewegung.

„Der Ring ist mir vor acht Jahren etwa entwendet worden und wie ich heut' zu meinem Erstaunen von meiner Freundin hier gehört, sind Sie, an dessen Finger ich ihn wiedergefunden, des Diebstahls angeklagt, nur bedingungsweise freigesprochen worden," sagte die Fürstin streng.

„Mangel an Kühnheit wenigstens kann man Ihnen nicht vorwerfen," fuhr sie fort, „daß Sie so unbefangen den Beweis Ihrer That vor den Augen aller Welt am Finger tragen!"

„Spricht der Beweis für oder gegen mich, Durchlaucht?" fragte Richard, zwar noch immer betroffen, aber ohne eine Spur von der Niedergeschlagenheit, die ein böses Gewissen verräth. „Könnten Ew. Durchlaucht wirklich glauben —"

„Ich glaube, was ich sehe!" wiederholte diese ihre vorhin schon zu Johanna gesagten Worte. „Soll ich offenbare Beweise nicht achten, da eine Ihnen früher so nahstehende Person, auch ohne diese, Ihre Unschuld bezweifelte?"

Das war zu viel! Tief gekränkt stand Richard auf, Johanna stieß einen Ruf des Unwillens aus, dann sagte sie mit bebender Stimme: „Das war mein Vertrauen mißbraucht, Durchlaucht! Ich bitte Dich, Richard, höre nicht auf sie, höre auf mich. Ich habe den verächtlichen Zweifel, die eitle Ueberhebung, die kindische Rechthaberei gebüßt, schwer gebüßt. Ich glaube schon lange an Deine Unschuld, ich glaube unverbrüchlich daran.

„Richard, und wenn Du alle die einzelnen Stücke des unseligen Schmuckes an Dir trügest, wie den verhängnißvollen Ring hier und und wenn alle Welt Dich für schuldig hielte, mein Leben, meine Ehre, meine Liebe zum Pfande, daß Du unschuldig bist.

„Ja, meine Liebe, denn ich habe Dich fortgeliebt, trotzdem daß Du mich von Dir gewiesen, ich liebe Dich heut' ebenso glühend, fest und treu wie damals, als ich Deine Liebe verscherzte und ich fühle mich nicht herabgewürdigt dadurch, daß in Dir das Gefühl gestorben ist, während es in meinem Herzen fortleben wird in Ewigkeit. Ich trage nur die Folgen meiner Schuld. Und auf was sonst auch mein Glaube an Deine Unschuld gebaut sein mag, die höchste, sicherste Bürgschaft gibt mir doch meine Liebe, denn sie könnte nicht so unzerstörbar Dein Eigenthum, könnte nicht durch alle diese Jahre der Trennung hindurch nur immer klarer, reiner, fester geworden sein, wäre nicht durch Dich, durch Dich allein, durch die Erinnerung an Dein klares, einfaches, so harmonisches Denken und Thun die wahnsinnige Verirrung besiegt, die einen Schatten auf Dich zu werfen wagte.

Richard, ich habe so viel auf meinen Verstand, auf meine Grundsätze, auf mein Urtheil gegeben, ich trotzte so übermüthig auf meine Kraft, ich bin aber sehr klein geworden vor mir selbst, und je kleiner ich wurde, um so höher wuchsest Du empor vor meinem Geist.

„Du bist damals von mir gegangen, ohne mir zu vergeben, kannst Du es jetzt? Ich habe aufrichtig bereut und schwer gebüßt und ich habe ein Gefühl im Herzen, als würde Gott aufhören mich zu züchtigen, wenn Du mir vergeben könntest!"

Richard vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, er riß Johanna nur an sich und schloß sie so fest in seine Arme, als wollte er sie nimmer, nimmer mehr von sich lassen.

Mit ihrem sonnigsten Blick und Lächeln war die Fürstin Zeuge der Versöhnung. Als Johanna sich aus Richards Armen emporhob und in dies vom wärmsten Mitgefühl verklärte Antlitz sah, war der Groll, den sie wenige Minuten vorher empfand, verflogen.

„O, Sie meinen es ja auch gut mit ihm!" rief sie entzückt und umschlang jubelnd die Fürstin.

„So, meine ich's gut?" wiederholte diese. Sie reichte dem jungen Mann freundlich die Hand. „In Wahrheit, ich werde ja nicht so albern sein zu glauben, daß Sie mit einem mir gestohlenen Ringe am Finger zu mir kommen werden. Eine solche Naivetät bei einem Diebe kommt in Praxis doch wohl nicht vor. Sie verstanden das auch erst ganz richtig und meine Herausforderung galt hier meinem kleinen Feuerkopf, den ich durch Widerspruch reizte, damit zu Tage kam, was wir eben beide und ich kaum mit geringerer Freude gehört habe als Sie. Ich glaube nun zwar, daß zwei Herzen, die zu einander gehören, auch zu einander kommen, aber kann ich es in den Büchern schon nicht recht vertragen, wenn die, die einen Weg gehen sollen, immer künstlich an einander vorbeichassiren, im Leben leide ich es nicht, wo ich es hindern kann."

„Sie haben mir vorhin leere Blätter in Ihrem Lebensbuch gezeigt," wendete sie sich lachend an Johanna, „ich danke Ihnen, nun sind sie beschrieben. Nun bin ich mit Ihnen zufrieden, nun will ich aber auch hier noch wissen, was mir fehlt."

Und abermals Platz nehmend und die beiden jungen Leute einladend, es gleichfalls zu thun, nahm sie nun Richard ins Verhör.

Er hatte nichts zu verbergen. Er erzählte seine einfache Geschichte und woher der Ring ihm gekommen.

„Und was gedenken Sie nun zu thun?" fragte die Fürstin.

„Natürlich werde ich die Sache den Gerichten übergeben, auf abermalige Untersuchung dringen," sagte er. „Der Theaterdirector lebt noch, er wird wissen, wo er den Ring her hat, die Spur muß weiter verfolgt und alles gethan werden, den Thäter zu entdecken!"

„Und gesetzt, er wird nicht entdeckt und Sie erlangen nichts weiter als eine neue und noch umfangreichere Veröffentlichung eines Vorfalls, der Sie abermaligen Mißdeutungen aussetzt?" wandte die Fürstin ein.

„Ich kann nicht anders," entgegnete Richard. „Ich würde die leiseste, die unsicherste Spur verfolgen, die meine Unschuld an den Tag bringen kann und der Ring ist eine deutliche. Wie's ausschlägt steht in Gottes Willen. Ich wage es in Seinem Namen!"

Johannas Herz schlug hoch auf in Angst und Erregung. Sollte sie sagen, was sie wußte? Sollte sie den Geliebten beschwören, die dunkle Geschichte nicht ans Licht zu ziehen, den Bruder zu schonen um ihretwillen? Ach, stand er als Dieb gebrandmarkt vor der Welt da, so war abermalige Trennung von Richard ihr Loos. Nimmer konnte sie seine Gattin werden. Richard, im Punkt der Ehre so verletzbar, er mußte sie von sich weisen, und that er es nicht aus himmlischem Mitleid, so war es ihre Sache, zu gehen und das Opfer des Edelmuths nicht anzunehmen.

Blitzschnell stürmte diese Erwägung durch ihren geängstigten Geist, aber nur einen Augenblick hörte sie darauf.

Nein, sie hatte kein Recht, den Geliebten irre zu machen in seinem Thun, es war Selbstsucht, sich mit ihrer Liebe zwischen die Gerechtigkeit und ihn zu stellen und den Lichtstrahl aufhalten zu wollen, der seine Unschuld der Welt enthüllen sollte.

Nein, das konnte er selbst ihr nicht zu Liebe thun und das geziemte ihr nicht zu verlangen, daß er den Schatten auf seiner Ehre ließ und war es auch ihr Bruder, auf dessen Haupt die dunkle That fiel und war sie es auch selber, die an der Schande zu tragen hatte. Eben so unmöglich, wie es ihr gewesen war, als Anklägerin aufzutreten wider den eignen Bruder, eben so mächtig sträubte sich die Seele, den Arm des Geliebten aufzuhalten, den dieser ausstreckte, in Gottes Namen den Schleier zu zerreißen, der eine dunkle That verhüllte.

Ueber alles Erwägen, allen angstvollen Wiederspruch, alles Auflehnen gegen neues Unheil, über die bange Furcht vor dem Verlust des Geliebten hinweg, brach sich die kraftvolle Resignation Bahn, die, allen Kampf aufgebend und die menschliche Ohnmacht erkennend, sich unmittelbar des Himmels Obhut übergibt.

„Führe Du es zu Ende, Gott, ich will Dir still halten," so flehte sie in Gedanken.

(Schluß folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Pfahlbaudorfes.

Von Hermann Wagner, illustrirt von H. Leutemann.

In der neu beginnenden Aera wird jeder denkende Fleischer oder Wursthändler mit Loupe und Mikroskop die Geschichte seines Materials bis zu dessen ehemaliger vegetabilischer Nahrung hinauf verfolgen. Es wird aber ebenso im Gebiete der Stylübungen ein gebildeter Gymnasiast oder Realschüler die Einleitung seiner Aufsätze stets mit den Bewohnern der Pfahlbauten beginnen müssen, mögen ihm nun Themata aus der Aesthetik, Philosophie, Technik oder Naturgeschichte vorliegen. Es wird deshalb ein „allgemein gefühltes Bedürfniß" werden, sich mit den Zuständen zur Zeit der Pfahlbauten vertraut zu machen und wir können während etwaiger Ferien nichts Besseres thun, als einen Ausflug nach Helvetiens reich gesegneten Seen zu unternehmen, nicht wie früher der silbernen Berghäupter wegen, nicht mehr, um auf die blumigen Alpenmatten hinaufzusteigen, — nein, sondern um uns dort in die schlammige Tiefe der Seewinkel und Torfbrüche zu versenken, und durch diese düstre, geheimnißvolle Pforte in weitentlegene Tage der Vorzeit zu dringen.



Auf der Wisentjagd.

Binnen wenig Stunden bringt uns ja der Dampfwagen an das Ziel unserer Wünsche! Welchen der zahlreichen Seen und Punkte wir den Vorzug geben, um unsere Studien zu beginnen, es bleibt sich schließlich ziemlich gleich, fast jeder hat seine besonderen Vortheile. Gleich am Ufer des Bodensees werden uns die Forscher bei Litzelstätten die berühmte Bank aus Feuersteinsplittern zeigen, die sich nach den Angaben der Gelehrten an der Stelle befindet, wo ehedem eine Fabrik für Steinwaffen war. Wir werden bereits hier ebenso staunen über die sonderbaren Formen, welche die Feuersteine gelegentlich zeigen, wie über die ungeheure Menge des Materials, das die Pfahlbautenleute aus unbekannter Ferne hergeholt haben sollen, — wie über die Kühnheit der geführten Schlüsse.

Wollen wir dagegen am Ufer des Züricher Sees beginnen, so können wir die Geschichte der Auffindung der Pfahlbauten wiederholen, die 1854 hier ihren Anfang nahm. In jenem Jahre war nämlich der Wasserstand des Sees so tief gefallen, daß der Stein bei Stäfa, der Pegel genannt, seit 1674 zum ersten Male wieder sichtbar ward. Alle Welt beeilte sich, durch Umdämmung und Eindeichung möglichst viel des freigewordenen Landes zu erobern, und bei Gelegenheit einer solchen Arbeit, die in der Nähe des Dorfes Meilen am Nordostufer ausgeführt ward, fand man allerlei Werkzeuge aus Stein, dann, tief im Schlamm des Grundes versenkt, Mengen von Pfählen, die zwar schon morsch waren, trotzdem aber noch genau zeigten, daß sie aus Eichenholz bestanden und noch mit der Rinde bekleidet waren. An ihrem untern Ende waren sie nicht ringsum zugespitzt, sondern nur von zwei Seiten her keilförmig zugeschärft.

Der Lehrer jenes Ortes machte die gelehrten Herren in Zürich darauf aufmerksam, und eine neue Wissenschaft, die Pfahlbautenkunde, nahm ihren Anfang. Namen wie Keller, Heer, Rütimeier, von Escher, Morlot u. a. leuchten in ihr in strahlendem Glanze. Wie die Pionniere des „fernen Westens" ihre Pfadfinder, so haben die Schweizer Forscher ihre Pfahlfinder; der Häuptling derselben, Hansli aus Biel, hat sich den Ruf der größten Kunst erworben, die verborgenen Reste erloschener Generationen aufzuspüren. Mit untrüglichem Pfahlbauteninstinkt bezeichnet er die Stelle, an welcher die Baggermaschinen aufzustellen sind, oder wo man mit den Pfahlbauscheeren hinunterzukneipen hat, um einen guten Zug zu thun.

Fast drittehalbhundert sogenannte Pfahlbaudörfer hat man bereits entdeckt, 48 derselben allein am Neuenburger See. Manche sind sehr groß, so daß man sie als Städte betrachten könnte; so zählte man in der Ansiedlung von Robenhausen (alle jene Orte sind mit entsprechenden Namen bezeichnet worden) bereits über 200,000 Pfähle. Andere dagegen bestanden nur aus 2, 3 oder wenigen Hütten, wie die Ansiedelung von Moosseedorf in einem kleinen See bei Münchenbuchssee und Hofwyl, welche man als die älteste aller Pfahlbauten betrachtet. Weitere Bauten traf man im Genfer See, im Bieler, Murtener und Zuger See, dann außerhalb der Schweiz im Stahrenberger See, an der Roseninsel, in Oberitalien im Gardasee, im Lago maggiore, in Savoyen und Frankreich bei Abbeville, in Dänemark ꝛc.

Jene Pfähle bildeten theils die Grundstützen der Hütten, theils hielten sie schwimmende oder versenkte Flöße fest, theils waren sie zum Schutz gegen den Wogenschlag mit Weiden und Erlen durchflochten, theils endlich lagen auf ihnen schmale Stege, welche sich mitunter mehrere hundert Schritte weit in den See hineinzogen und das dort errichtete Dorf mit dem Ufer verbanden. Es ist interessant, zu sehen, mit welcher Unermüdlichkeit und Gründlichkeit jene Stellen durchsucht werden, die man als Standorte alter Pfahlwohnungen betrachtet. Holzsplitterchen wandern unter das Vergrößerungsglas und müssen durch ihren Zellenbau verrathen, welcher Baumart sie entstammen. Schwarze verkohlte Knochensplitter, die man heraufzieht, werden ge-

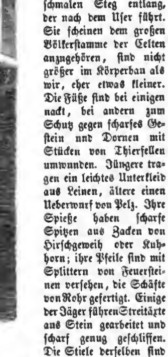
prüft und verglichen, bis es ermittelt ist, welchem Geschöpf sie ehedem angehörten. Jede Ritze, jeder sonstige Eindruck an ihnen wird Gegenstand der Forschung, die schließlich feststellt, ob jene Verletzung hervorgebracht ward durch einen Zahn, durch ein Messer oder durch eine sonstige Waffe. Der Schlamm zwischen den alten versenkten Flößen, der muthmaßliche Fußboden der alten Wohnungen, wird aufs gewissenhaftigste ausgespült, geklärt und durchgeseihet, jedes Samenkörnchen, das darin liegt, herausgefischt, botanisch bestimmt, mit ähnlichen der jetzigen Flora verglichen und daraus Schlüsse gezogen: was in jenen Zeiten in der Umgebung der Niederlassungen gewachsen, was die Bewohner gespeist und womit sie sich gekleidet haben. Aus den Ueberbleibseln der Pflanzen und Thiere hat man eine förmliche Flora und Fauna der Pfahlbautenzeit entworfen und dabei nachgewiesen, was seitdem in jenen Gegenden verschwunden und was hinzugekommen ist. Durch die aufgefundenen Skelette hat man sich Aufschlüsse über den Körperbau der Bewohner jener Pfahldörfer verschafft, hat aus den Resten von Geräthschaften, Geschirren, Handwerkszeug &c. ausfindig gemacht, welche Geschicklichkeiten sie besaßen, welche Sitten bei ihnen üblich und wie weit sich wohl ihre Geistesbildung erhoben. Alle hierauf bezüglichen Funde sind in eigenen Museen zusammengestellt; das reichhaltigste davon besitzt der Oberst Friedrich Schwab in Biel, der im Laufe einiger Jahre 70,000 Frcs. auf Ausgrabungen im Murtener, Bieler und Neuenburger See verwendet haben soll. Von England hat man ihm jedoch, wie gesagt wird, 60,000 Pfd. St. dafür geboten. Durch die Liebhaberei, welche vollpfündige Söhne Albions für Ueberbleibsel aus der Pfahlzeit zeigten, bildete sich rasch aufblühend eine besondere Industrie, die jenes Bedürfniß zu stillen bemüht war. Es entstanden in Yverdun, Cortaillod, Lausanne, Genf u. a. O. Fabriken zur Anfertigung von Alterthümern, die glänzende Geschäfte machten, bis die Regierungen ihrem Eifer Einhalt thaten.

Trotzdem aber, daß vielleicht noch manche Unrichtigkeit in der Beobachtung hie und da untergelaufen sein mag, läßt sich aus dem aufgefundenen und geordneten Material ein schon ziemlich anschauliches Bild jener früheren, vorgeschichtlichen Zustände entwerfen, denen die Pfahlbauten angehören, ein Bild, das in den hauptsächlichsten Zügen richtig sein wird.

Statt unseren Lesern also mit minutiösen Untersuchungen über die Aechtheit einzelner Fundstücke und über die Zulässigkeit jeder besondern Schlußfolgerung zu behelligen, mögen uns dieselben im Geiste zurückbegleiten in längstvergangene Jahrhunderte, in Zeiten, die weit vor jeglicher geschichtlichen Kunde liegen und drei Tage aus dem Leben in einem Pfahlbautendorfe an sich vorüberziehen lassen.



Heimkehr und Stillleben.



Der erste Tag.

Der Morgen graut, — der helle Strahl der Sonne durchdringt die Nebel, die um die weißen Häupter der hohen Alpenkette hängen. Der Thalwind macht sich auf und fegt den Dunst vom See und von dem Wiesengrund, der jenen rings umgibt. Es ist dieselbe Landschaft, die wir heutzutage treffen, es sind dieselben Berge und Hügel, es ist derselbe Fluß, der dort hervorbricht — und doch ist's nicht dasselbe! Der See ist größer, der Fluß ist reicher an Wasser und deshalb schäumender, — da, wo gegenwärtig Getreidefluren sich ausbreiten, ist Torfgeländ und Moor, von Wasser übersättigt. Die Berge, jetzt kahl und von Gewitterrunsen tief zerrissen, tragen noch ein dichtes Kleid von Wald, der mit den hohen Wipfeln die Nebelwolken festhält, die der Wind emporgerollt.

Am Ufer des Sees gewahren wir Wohnungen der Menschen, Reihen von Pfählen ziehen sich in den flachen See hinein. Flechtwerk verbindet sie zu einer Wand, die sich klar im hellen Wasser spiegelt. Andere Pfähle dahinter tragen einen Boden aus rohen Stämmen, einer Flöße ähnlich zusammengefügt, und auf dieser stehen kleine Hütten. Ihre Wände sind senkrecht ebenfalls aus Flechtwerk aufgeführt, gleich Biberbauten mit Lehm verstrichen, die Dächer mit Schilf und Zweigen ziemlich wasserdicht gedeckt.

Es wird lebendig dort im Dorfe, Stimmen werden laut. Männer ziehen im Gänsemarsch den schmalen Steg entlang, der nach dem Ufer führt. Sie scheinen dem großen Völkerstamme der Celten anzugehören, sind nicht größer im Körperbau als wir, eher etwas kleiner. Die Füße sind bei einigen nackt, bei andern zum Schutz gegen scharfes Gestein und Dornen mit Stücken von Thierfellen umwunden. Jüngere tragen ein leichtes Unterkleid aus Leinen, ältere einen Ueberwurf von Pelz. Ihre Spieße haben scharfe Spitzen aus Zacken von Hirschgeweih oder Kuhhorn; ihre Pfeile sind mit Splittern von Feuersteinen versehen, die Schäfte von Rohr gefertigt. Einige der Jäger führen Streitäxte aus Stein gearbeitet und scharf genug geschliffen. Die Stiele derselben sind aus Hirschgeweih, die Verbindung durch Bast und Lederriemen hergestellt. Manche jener Männer tragen an ihrer Seite eine Ledertasche, gefüllt mit scharfen scheibenförmigen Schleudersteinen, daneben die lederne Schleuder selbst. Einige haben auch die Spitzen ihrer Pfeile und Lanzen aus scharfgeschliffenen Knochensplittern hergestellt, den Bogen dazu aus Eibenholz. Einige kleine Hunde, unseren Dachshunden ähnlich, begleiten die Jäger.

Der Zug der Jäger geht über den mit Binsen und scharfen Seggen bestandenen Moorgrund nach dem Walde, der dicht bis zu den Ufern des Flusses herabreicht. Laubholz und Nadelholz wechselt in buntem Gemisch in ungestörter Ueppigkeit. Mächtige Eichen und Buchen machen sich mit starken Aesten den Raum zum Wachsen streitig. Erlen und weißstämmige Birken schimmern dort, hier stehen düstre Kiefern, Fichten und Tannen.

Im feuchten Boden zeigen die Fährten deutlich die Lieblingsplätze des Wildes und seine Wechsel an. Dort drunten im Geröhricht hat die Wildsau ihren Kessel, jenseits des Sees im Binsendickicht das etwas kleinere Torfschwein. Kleine zierliche Fußstapfen verrathen das muntre Reh, größere den stärkern Edelhirsch, der hier in ganzen Rudeln vorkommt. Noch vor wenig Jahren, als in Oberbayern das Rothwild sorgsam geschont ward, schlug es sich bei Berchtesgaden gelegentlich zu Rudeln von 60 bis 200 Stück zusammen. Aehnliches mag auch in alten Zeiten stattgefunden haben. Der Jäger

schoß den Hirsch auf dem Anstand mit Pfeil und Bogen. Man hat Hirschskelette gefunden, in denen noch die Feuersteinspitze des Pfeiles feststak. Die schmalen Seitenthäler der Alpen und die in scharfe Grate ausgehenden Gebirgsstöcke eigneten sich von jeher vortrefflich zu Treibjagden, bei denen die Felsen die Stelle der Netze und Verlappleinen vertraten. Ohne Zweifel brachte man an solchen geeigneten Stellen auch verdeckte Fallgruben in Anwendung, die ja selbst bei den rohesten Völkern unter die am frühesten gebräuchlichen Jagdkünste gehören. Edelhirsche wurden in großer Zahl erlegt und verzehrt; hat man doch allein in dem schmalen Striche des Aabachkanals in den Pfahlbauten von Robenhausen über 100 Ctnr. Hirschknochen aufgefunden, die deutliche Spuren trugen, daß die Thiere von Menschen verzehrt wurden. Es fanden sich Geweihe von mehr als 60 Enden, und Skelettstücke, aus denen man schließen mußte, daß in jener Zeit manche Hirsche die Höhe eines Pferdes erreichten.

Die Fallgruben mögen den alten Jägern auch zur Ueberwältigung der andern großen Wildsorten ihrer Umgebung gedient haben. Unter diesen sind in erster Reihe zwei mächtige Rinderarten zu nennen: jener Urstier, den man als Stammvater unsers gewöhnlichen zahmen Hausrindes betrachtet, und dann der häufig als Auerochs bezeichnete Wisent, dessen letzte Nachkömmlinge noch im Bialowiczer Walde in Litthauen sich vorfinden. Möglich ist es zwar, daß einzelne kühne Recken der Pfahlbautler auch mit diesen Thierkolossen aus freier Hand anbanden und durch Gewandtheit trotz ihrer dürftigen Waffen den Sieg davon trugen; für gewöhnlich scheint man aber den offenen Kampf mit jenem groben Wilde vermieden zu haben, denn seine Knochen, sowie die des ebenfalls ungebührlich starken und jähzornigen Schelch (Elenn) finden sich nur sehr einzeln unter den Küchenabfällen der Pfahldörfer. Mit dem braunen Bären kamen die Jäger der Urzeit ab und zu auch in Collision; sie mochten ihnen gelegentlich schon beim Holzäpfel- und Beerensuchen begegnen und ihnen noch außerdem als unberufene Wilderer so wenig angenehm sein, wie der unersättliche Wolf. Von letzterem hat man nur ein Skelett getroffen, Bärenzähne dagegen findet man nicht selten zu Schmuckgegenständen verarbeitet. Es ist bekannt, daß die nördlichsten Eskimos, deren Waffen auch nicht besser sind, als jene der Pfahlbautenleute waren, es mit dem viel stärkeren Eisbären aufnehmen, indem sie ihn durch ihre Hunde stellen und ihn dann zu zweien mit Lanzen niederstechen. Mit Luchs und Wildkatze hatten die Pfahlbautenjäger ab und zu auch einen kleinen Strauß zu bestehen, viel öfter aber waren ihre Berührungen mit Reinecke, der sich noch jetzt häufig in der Schweiz findet. Ob sie ihn aus seinem Baue durch die erwähnten Dachshunde herausbeißen ließen, ob sie ihn ausgruben oder in Schlagfallen abfaßten? Alles ist möglich. Thatsache dagegen ist es, daß der Fuchs von ihnen vielfach verspeist ward und daß er sonderbarer Weise um fast ein Drittel kleiner war, als sein jetzt vorhandener Nachkomme oder Vetter. Der Biber war in jenen Zeiten in den wasserreichen Alpenthälern noch häufig. Tragen doch in Bayern allein 60 Ortschaften ihren Namen nach jenem interessanten Collegen der Pfahlbautler, und an der Lechmündung gab es im J. 1857 noch Biber.

Welche Arten der Jägerkunstgriffe den alten Pfahlbautlern bereits bekannt gewesen, ob sie ferner ein besonderes Jägerlatein gesprochen, und ob das Geschlecht der Herren von Münchhausen bereits bei ihnen vertreten war, — darüber haben wir leider keine sicheren Nachrichten. Es ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß nach glücklich vollendetem Jagdzug, wenn die schwere Beute im Boote nach dem Dorfe geschafft und dort der Küche überliefert, daß dann mancher alte Jäger, auf der Bärenhaut liegend, der lauschenden Jugend beim Scheine des Feuers die Heldenthaten seiner eigenen Jugend mitgetheilt haben wird und ist nicht unmöglich, daß dabei Abenteuer mit Riesenhirschen, Nashörnern, Höhlenbären und anderen Ungethümen, deren Knochen man mit jenen des Urstieres und Schelches zusammen findet, dabei aufgetischt worden sind.

Der zweite Tag.

Das Schnattern eines muntern Entenvolkes und der helle Ruf des Bläßhuhnes im Schilfe künden den neuen Morgen an. Schon beschreibt der König Adler droben im blauen Aether seine Kreise und der wilde Schwan flieht scheu vor ihm ins sichere Dickicht. Ein Schwarm Staare hält seine Flugübungen und reizt den Sperber zu einem kecken Angriff, während sein glücklicherer Oheim, der Hühnerhabicht, bereits eine abgefangene Waldtaube zum Frühstück speist. Reiher und Störche durchwaten das flache Wasser und schnappen nach quakenden Fröschen. Die schnelle Möwe umkreist den Fischerkahn, der eben über den glatten Spiegel des Sees dahin gleitet, den Kiel dem Dorfe zugekehrt. Das Boot ist aus einem einzigen Stamme ausgehöhlt und es gehört deshalb ein besonderes Geschick dazu, es vor dem Umschlagen zu bewahren. Der Fischer, der es rudert, kehrt in vergnügter Stimmung nach seiner Wohnung zurück; er hat einen überreichen Fang gethan und in buntem Gewimmel liegen Barsche, Karpfen, Rötheln, Nasen und Trüschen am Boden des Kahnes; selbst ein scharfzahniger Hecht und ein delikater röthlicher Lachs sind mit dabei.

Leichte Rauchwölkchen steigen dort am See empor und bezeichnen schon von fern das ansehnlich große Dorf, dessen gelblich graue Häuser mit gleichfarbigen Dächern sich wenig von dem Schilf daneben und von der braunen Bergwand im Hintergrunde unterscheiden. Jetzt schlagen am nahen Ufer Hunde an und das Brüllen einer Kuh verräth, daß hier bereits Frauen ihre Lieblinge zur Weide brachten. Zweierlei Kühe hielt man in den Pfahldörfern als Hausgenossen: eine größere, die von dem Urstier stammte, und eine kleinere, jetzt ausstorbene, die man nach dem Orte, wo man ihre Gebeine zuerst auffand, Torfkuh nannte. Auch zahme Schweine waren von zwei verschiedenen Sorten da: das gemeine Hausschwein und ein zweites, ebenfalls Torfschwein genannt, das heut zu Tage noch als zahmes Thier in Graubünden vorkommt. Seine Hauer bleiben stets kurz und sind dreikantig. Pferde sind nicht da, Schafe und Ziegen nur selten.

Ein fröhlicher Zuruf vom Ufer grüßt den rudernden Fischer. Eine Anzahl Frauen sind auf einem Felde beschäftigt, das sie im Frühjahr mit Hacken aus Hirschgeweih und mit Spaten aus dem Schulterblatte einer Kuh bearbeiteten. Jetzt schneiden sie den reifen Weizen und binden ihn in Bündel. Das Gerstenfeld daneben neigt bereits die Aehren. Auch Hirse ist auf einem kleinen Stückchen angebaut und durch einen Zaun aus Pfählen gegen das Wild geschützt.

Jetzt hat der Fischer das Wasserdorf erreicht und legt mit seinem Nachen an einer Hütte an. Zwei kleine Kinder lallen ihm Willkommen zu. Beide sind unbekleidet und zum Schutz, damit sie nicht bei ihren Laufversuchen ins Wasser fallen, mit einem Riemen festgebunden. Die Frauen der Familie sind bereits in voller Thätigkeit. Auf einem schweren Stein zerklopft die eine einige Hände voll Getreidekörner, die vorher schwach geröstet sind. Dann mischt sie dieselben mit Wasser zu einem dicken Teige und bäckt diesen flachen Brotkuchen auf einem flachen erhitzten Steine.

Das Feuer brennt auf einer Steinplatte in einem Winkel der Hütte; diese selbst ist etwa 12 Fuß lang und 15—17 Fuß breit; ihre aus Ruthen geflochtenen Wände sind innen und außen mit Lehm überstrichen und dadurch dichter, wärmer und gegen das Anbrennen sicherer gemacht worden. Als Feuerzeuge sind verschiedene Hölzer vorhanden, die einen mit einem Loch versehen, die andern in Stabform, geeignet, in das Loch eingesteckt und mittelst eines Fadens rasch umgedreht zu werden. Durch ein solches Verfahren bildete sich zunächst Kohlenpulver, das zuletzt ins Glühen gerieth. Feuerschwamm war als Zunder ebenfalls in Gebrauch.

Töpfe, Krüge, Schüsseln, Schalen, Näpfe und andre thönernen Geschirre waren in ziemlicher Auswahl vorhanden. Der Arbeiter, welcher sie verfertigte, wohnte schwerlich in einem solchen Dorfe selbst. Er würde hier wohl nicht seinen Brennofen haben im Gange halten können, während ihm das feste Land den geeigneten Thon, Gestellsteine und Brennmaterial im Ueberflusse bot. Bei Ebersberg am Berge Irchel (Kanton Zürich) fand man einen ganzen Hügel aus Scherben solchen Thongeschirres, theils zerbrochenen, theils angefangenen, der darauf hinweist, daß bereits damals das Aufertigen dieser Dinge zu einem förmlichen Handwerk sich herangebildet hatte. Einzelne Töpfe haben wie unsre Durchschläge einen durchlöcherten Boden und wurden vielleicht bei der Milchverwendung mit benutzt.

Die Tafelfreuden der Pfahlbautler und die Kochgeheimnisse ihrer Hausfrauen hatten manches Abweichende von den unseren. Neben den erwähnten Mehlspeisen und dem Hirsebrei bildeten Fische und Wildpret den Hauptbestandtheil der Mahlzeiten. Sei es aus besonderer Leckerei oder aus gebotener Sparsamkeit, genug, man spaltete stets die größeren Knochen der Thiere, um das Mark aus ihnen zu gewinnen. Von den Schädeln schlug man stets den Gesichtstheil ab und erlangte dadurch leichter das Gehirn, und von dem Unterkiefer wurden durch einen besonderen Kunstgriff die Gelenkköpfe entfernt, um das Mark hervorzuholen. Zu Fleisch und Mehlbrei gab es Wassernüsse, die

gegenwärtig auf den Schweizerseen fehlen, dann mancherlei Waldbeeren, getrocknetes und frisches Obst. Man hat massenhaft Kerne von Himbeeren und Brombeeren aus den alten Fußböden der Hütten herausgeschlämmt, dazu auch Steine von Schlehen, Süßkirschen und Traubenkirschen. Von getrockneten Holzäpfeln, jeder in zwei Theile auseinander geschnitten, fand man ganze Mengen mit Thonscherben untermischt, woraus man schloß, diese Schätze möchten vielleicht als Wintervorräthe in besonderen kleinen Hütten aufbewahrt worden sein. Fuchsbraten mit Holzäpfeln! wer einmal vorwitzig einen Biß in einen Holzapfel gethan hat, den wird hier ein Schauer überkommen, auch wenn er nie Fuchsfleisch gerochen! Haushühner fehlten noch, jedoch auch die fatalen Gäste: Maus und Ratte, scheinen sich dort nicht eingefunden zu haben, und von der Hauskatze findet sich nicht die geringste Spur.

Ein wichtiger Zweig der Frauenarbeit war die Zubereitung und Verarbeitung des Flachses. Die Species, welche man auf dem Felde bauete, stimmt mit dem Berglein mehr überein als mit unserm gemeinen Flachs. Von allen Formen der Bereitung fand man massenhafte Vorräthe, Hanf dagegen fehlt noch gänzlich. Die Spindeln zum Spinnen waren Doppelkegel aus Thon und wurden, wie es noch im Mittelalter bis zur Erfindung des Spinnrades gebräuchlich, einem Kreisel ähnlich mit den Fingern in Umschwung gesetzt. Aus den gesponnenen Fäden drehten die Frauen Bindfaden und knüpften aus demselben Fischnetze in derselben Manier, wie sie noch jetzt allgemein gebräuchlich ist.

Das Weben geschah auch durch Frauenhand auf die Art, wie es noch jetzt auf den Faröer-Inseln gebräuchlich ist. Die Kettenfäden wurden senkrecht aufgespannt, durchlöcherte Thonkugeln am untern Ende festgebunden, hielten sie straff. Fünf Stäbe stellten den ganzen Webstuhl dar; mit Hilfe eines Stabes wurden die, ohne Weberschiffchen, nur mit der Hand eingeschossenen Fäden, so fest geschlagen, daß ein erträglich brauchbarer Stoff entstand. Auch aus Lindenbast flochten die Frauen der Pfahldörfer Zeuge, die sich zu Lagerteppichen, Decken und vielleicht auch zu Kleiderstücken eigneten. Bei der Toilette waren glücklicher Weise bereits Kämme aus Hirschhorn in Gebrauch; durchbohrte bunte Steinchen, Bärenzähne ꝛc. diente als Schmuck.

Da die Winterabende in den Pfahlbaudörfern eben so lang waren wie heutzutage, und das Spinnen stark im Schwunge, so werden auch wohl die ersten Keime zu den kulturhistorisch wichtigen Spinnstuben hier vorhanden gewesen sein. Würden uns die dabei geführten Gespräche aufbewahrt worden sein, so würden unsre Novellisten einen unschätzbaren Stoff zu „Pfahlbaudorfgeschichten" erhalten haben. Nach den Gesichtern zu urtheilen, die unser Freund den Pfahlbau-Schönen gezeichnet hat, läßt sich schließen, daß sie bei ihren Kränzchen sich auch mit Honig oder selbstgebrautem süßen Gerstenmeth bedient haben. Hätten sie dabei blos Schlehen und Holzäpfel verzehrt, so würde nachher wenigstens keinerlei Gesang, weder mit noch ohne Jodler, möglich geworden sein.

Am Familientische.

Aus den Erinnerungen eines alten Leipzigers.

Die beiden Matadore der Juristenfacultät, Rau und Erhardt, so verschieden sie an Sitten und Lebensart waren, hielten doch im ganzen gute Freundschaft mit einander. Nur zuweilen rannten sie mit ihrem Witze scharf auf einander, wobei denn freilich der feine Erhardt dem gröbern Rau meist den Vorsprung abgewann.

Im alten Paulinum, ehe das Augusteum gebaut wurde, gab es eine Anzahl Freiwohnungen für Studiosi oder Magistri, welche an unbemittelte Gelehrte verliehen zu werden pflegten. Auf dem Tabulat, das diese Freiwohnungen enthielt, hatten sich einige Originale festgesetzt, welche größtentheils durch Stundengeben oder Correcturen ihren Lebensunterhalt gewannen, und in dieser Beschäftigung ergraut waren, ohne daß es ihnen gelungen war, eine feste Amtsstellung zu erhalten. Unter diesen befand sich eine damals in Leipzig sehr bekannte Persönlichkeit, ein alter hagerer, grundgelehrter Magister, der eine ganze Reihe von Sprachen verstand und den Buchhändlern als Corrector diente, im Leben aber ein völlig unpraktischer Mensch war, unbehotfener als ein neugebornes Kind. Weil er auf sein Aeußeres nicht nur wenig, sondern gar nichts gab, und beständig, Sommer und Winter, in demselben Kleidungsstücke, einem alten Frack, der seinen Schneiderlohn redlich abverdient und im Conflikt mit Wetter und Wind sämmtliche Haare gelassen hatte, umherging, so war er männiglich unter dem Ehrentitel „das gelehrte Schwein", oder „die Gelehrsamkeit in Schweinsleder gebunden" bekannt. Als dieser einst einem Freunde seine Noth geklagt und über die Leere seines Geldbeutels vorgeseufzt hatte, entgegnete ihm derselbe, ein lustiger zu allerhand Streichen aufgelegter Studiosus: „Aber ich begreife dich nicht, daß du die Vortheile deiner Stellung nicht besser ausbeutest! Gehe doch einmal zu Professor Erhardt, der hat eine ganze Menge Schürzenstipendien, die sind besonders für ältere Gelehrte bestimmt, davon bekommst du ganz gewiß eins!" Das gute gelehrte Schwein, das weder wußte was ein Schürzenstipendium sei, noch eine Ahnung von dem Streiche hatte, den ihm sein Commilito spielte, bürstet seinen abgeschabten Rock möglichst rein, und begibt sich eines schönen Morgens zu Erhardt, dem er de- und wehmüthigst seine Noth vortrug, und daran die Bitte knüpfte, ihm doch eins der vielen von ihm verwalteten Schürzenstipendien zu verleihen. Erhard, der anfangs aufbrausen wollte, merkte doch bald, daß an dem ihm gespielten Schabernack das unzurechnungsfähige Subjekt, das vor ihm stand, keinen Theil habe, faßte sich rasch, und weil er sich nicht entschließen konnte, dem armen Menschen einen Rüffel zu ertheilen und doch einen solchen ihm gönnte, sagte er freundlich zu ihm: „Lieber Herr Magister, es thut mir Leid, vorm Jahre hätte ich Ihnen wohl eins geben können, aber dieses Jahr hat sie mein College, Domherr Rau, an den müssen sie sich wenden."

Der Abgewiesene ging den ihm vorgeschriebenen Weg, und brachte sein Anliegen in gleicher Weise bei dem Polterer an, der ihn freilich nicht so glimpflich anließ, wie der feine Erhardt. Ueber die Flut energischer Schimpfwörter, die ihm Rau an den Hals warf, zu Tode erschrocken, konnte der arme Magister nur stammeln: „Hochwürden, ich weiß nicht, was ich verbrochen, ich bin nur gekommen, weil Herr Professor Erhardt mich zu Ihnen schickt, da Sie dies Jahr die Schürzenstipendien zu vergeben hätten." Jetzt ging auch Rau ein Licht auf, mit welcher Art Vogel er zu thun hatte, und er entgegnete ingrimmig: „Na, geh Er nur zum Teufel, Er ist zu dumm, und weiß nicht was er für Unsinn spricht: aber dem Erhardt will ich's eintränken." An einem der nächsten Abende traf er mit Erhardt in dem sogenannten Professorium, einem regelmäßig sich wiederholenden Kränzchen für die Mitglieder der Universität zusammen, welches mit einem solennen Abendessen gefeiert zu werden pflegte, sintemalen es unter den Vertretern der Wissenschaft eine ziemliche Anzahl urtheilsfähiger Gutschmecker gab. Erhardt hatte sich nach aufgehobner Tafel mit einem als Gast anwesenden hohen Herrn von der Regierung in eine Fensternische zurückgezogen, wo sie sich angelegentlichst unterhielten. Auf einmal trat der durch den verbissenen Aerger und den reichlich genossenen Wein erhitzte Rau zu ihnen und redete den Gast mit einen grimmigen Seitenblicke auf Erhardt an: „Ah, Excellenz, glauben Sie nur dem nichts, der lügt, wenn er's Maul aufthut." Erhardt aber entgegnete ruhig lächelnd: „Lieber College, ich erzählte seiner Excellenz eben, daß Sie einer der bedeutendsten und berühmtesten Criminalisten in ganz Europa seien."

Ein Gaunerstück.

Es war an einem Sommertage, als um die Mittagszeit in einem der ersten Juwelierläden Berlins ein sehr nobler Herr eintrat, und nachdem er lange die reiche Auswahl der Kostbarkeiten gemustert hatte, nach dem Preise eines besonders werthvollen Brillantenschmucks fragte. Der Besitzer des Geschäftes, wir wollen ihn Berwald nennen, nahm denselben heraus, und ließ vor den Augen des Käufers die köstlichen Steine im Sonnenlichte funkeln. Den Preis des Kleinods gab er auf 800 und einige Thaler an. Nachdem jeder Stein mit Kennermiene durch den Fremden geprüft, und wohl fast eine halbe Stunde darüber vergangen war, blickte der vornehme Käufer auf seine Uhr, und bot dem Besitzer endlich die runde Summe von 800 Thlr., da ihm sehr viel daran liege, den Schmuck auf der Stelle zu haben, und mit demselben seine Frau zu überraschen. Der Juwelier willigte ein, und der vornehme Herr begann aus seiner wohlgefüllten Geldbörse lange Reihen von Gold- und Silberstücken auf den Tisch zu zählen. Allein es waren nicht ganz 500 Thlr., die er bei sich führte, und er war deshalb im Begriff, von dannen zu gehen, um das noch Fehlende zu holen. In diesem Augenblicke aber schien er sich eines anderen zu besinnen. Auf der Straße ging an dem Fenster des Juweliers gerade ein königlicher Lieutenant der Garde du Corps vorüber. Der vornehme Käufer klopfte an das Fenster, und rief dem stille stehenden Officier zu: „Ach, mein bester Herr von Hochheim, möchten Sie auf einen Augenblick näher treten." Der Lieutenant trat ein. Nach herzlicher Begrüßung, aus welcher der Juwelier entnahm, daß der Käufer nichts Geringeres, als ein Graf von Werthern sei, bat dieser seinen herbeigerufenen Freund, nur einige Minuten im Laden des Juweliers als Bürge zu verweilen, bis er den fehlenden Rest der Kaufsumme herbeigeholt habe. Der Officier that dem Freunde gern den Gefallen, und nachdem der Juwelier dem Grafen von Werthern den Brillantenschmuck in sauberer Verpackung übergeben hatte, empfahl sich dieser dem Herrn von Hochheim auf baldiges Wiedersehen. Der Officier hatte sich wohl eine Viertelstunde mit dem Herrn Berwald unterhalten, als plötzlich die Ladenthüre stürmisch aufgerissen wurde, und nicht nur zum Erstaunen des Juweliers, sondern auch, wie an dem plötzlichen Erbleichen des Lieutenants zu sehen war, zum größten Schrecken des Herrn von Hochheim ein Berliner Schutzmann eintrat, und mit den Worten: „Im Namen des Gesetzes — Sie sind mein Gefangener" den Officier arretirte. Der Schutzmann fragte sodann den über die Maßen erschrockenen Ladenbesitzer, ob vielleicht vor einer halben Stunde ein vornehmer Herr einen werthvollen Schmuck entwendet habe. Nachdem der Juwelier nun in kurzen Worten den ganzen Hergang der Sache erzählt hatte, sprach der Schutzmann: „Nun trösten Sie sich, der Spitzbube und Betrüger ist entdeckt, die 500 Thlr., welche er Ihnen hier ausgezahlt hat, sind erst heute Morgen einem Gutsbesitzer gestohlen worden, und ich habe Auftrag, dieselben zu saisiren, zumal Ihr Werthschmuck sich sicher in den Händen der Polizei befindet. Mit diesem Herrn aber, und hier wendete er sich an den Pseudo-Officier, wird ein sehr ernstes Wort gesprochen werden, da eine solche Frechheit bisher wohl unerhört gewesen, daß ein Erzschurke es gewagt hat, sich in die Uniform eines königlichen Officiers zu hüllen. In längstens einer Stunde, Herr Berwald, wird Ihr Schmuck Ihnen wieder

zurückgegeben sein, da ich mit diesem Gauner direct zum Polizei-Präsidenten mich begeben werde. Sie sehen, die Berliner Polizei fackelt nicht." Mit diesen Worten öffnete der Schutzmann die Thür und rief einem gerade vorüberfahrenden Droschkenkutscher zu, vorzufahren und ihn mit dem hier verhafteten Officier auf dem nächsten Wege nach der Wohnung des königlichen Polizei-Präsidenten zu fahren. Der Juwelier war glücklich, auf solche Weise vor einem so schändlichen Betruge bewahrt zu sein, und hatte nur noch Zeit, dem wackeren Schutzmann in kurzen Worten seinen warmen Dank auszusprechen, denn im nächsten Augenblicke fuhr die Droschke eilends davon. Der Juwelier aber wartet noch heute, daß sein Brillantenschmuck ihm zurückgegeben werde, denn Graf, Officier, Schutzmann und Droschkenkutscher hatten unter einer Decke gesteckt, und waren Glieder eines und desselben Gaunercomplotts. W. S.

Des armen Knaben Christbaums Wanderungen.

Karl Geroks schönes Gedicht „Des armen Knaben Christbaum" aus unsrer Weihnachtsnummer hat eine Verbreitung gewonnen, wie sie wohl wenigen Gedichten jemals zu Theil geworden ist. Dasselbe ist von 250 kleineren und größeren localen Tages- und Wochenblättern mit unsrer Bewilligung nachgedruckt worden (viele Fälle werden außerdem gar nicht zu unsrer Kenntniß gekommen sein). Rechnen wir nun, — mäßig geschätzt, — auf jedes dieser zum Theil sehr verbreiteten Blätter nur 1000 Exemplare Absatz und auf jedes Exemplar 10 Leser, (bei Localblättern, die von ganzen Städten gelesen werden, kann man dreist das Doppelte rechnen), so erhalten wir exclusive der Daheimleser runde **2½ Millionen Menschen**, die „des armen Knaben Christbaum" in den letzten Tagen vor dem Fest gelesen haben. Und wenn von diesen 2½ Millionen nur ein kleiner Theil den Schluß beherzigt hat:

„Und lernet von dem heiligen Christ,
„Daß zwar vergnüglich das Empfangen
„Doch seliger das Geben ist",

wenn nur hie und da ein Kinderherz und eine Kinderhand sich in Folge dessen zum Geben geöffnet hat, — wie wir das hier in Leipzig selbst beobachten konnten, — so muß es dem Dichter der „Palmblätter" ein wohlthuendes Gefühl sein, mit seiner Mahnung rings in deutschen Landen an den Stätten des Leids und der Armuth manchen fröhlichen Christbaum angezündet zu haben.

Frage- und Antwortkasten.

Drei Fragen über die Trichinen.

1. Ist es wahr, daß weder Schmalz noch Speck des Schweines von den Trichinen bewohnt werden, daß sie sich vielmehr lediglich in dem rothen Fleische einnisten?

2. Reicht es hin, ein beliebiges Stückchen des Fleisches mikroscopisch zu untersuchen, um sicher zu sein, oder muß von mehreren Theilen des Thierkörpers dasselbe untersucht werden, und von welchen Theilen?

3. Ist es richtig, daß entweder Säure oder Hitze diese Infusorien tödtet?

Antwort.

1. Die Trichinen finden sich außer im Darmschleim nur noch im „rothen" Fleische, wenn man darunter die quergestreiften Muskeln versteht und zu der Kategorie des letzteren gehören alle der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln. — Schmalz und Speck können möglicherweise durch Zufall (bei Benutzung eines Messers) mit Muskelfleisch und resp. mit Trichinen verunreinigt sein.

2. Das Fleisch des frischgeschlachteten Schweines ist mit Sicherheit trichinenfrei, wenn man in Proben aus folgenden Muskeln keine solchen Parasiten findet: Zwerchfell, Brust, Kehlkopf, Augenmuskeln.

3. Daß Säure oder Hitze die Trichinen tödtet, ist im Bereiche des exakten Versuches richtig; diesen Satz aber als eine absolute Wahrheit hinzustellen ist bedenklich, denn bei der gewöhnlichen Zubereitung, namentlich wenn größere Portionen verarbeitet werden, kann es recht wohl sein, daß die tödtende Kraft dieser Agentien nicht bis in die Tiefe gedrungen ist.

Frage. Warum fällt das Barometer im Zimmer, wenn letzteres geheizt wird und steigt beim Abkühlen, während das Thermometer sich umgekehrt verhält? C. F. G. in Gnadenberg.

Antwort. Das Quecksilber im Barometer wird zwar wie jeder andre Körper durch gesteigerte Wärme auch ausgedehnt, diese Wirkung verschwindet dagegen im Vergleich zu dem Einfluß, welchen der veränderte Luftdruck, die abweichende Expansion der Luft, auf dasselbe gleichzeitig ausübt. Heiße Luft im Zimmer wird leichter sein als kalte, deshalb einen geringeren Druck auf das Quecksilber im offnen Gefäß des Barometers hervorbringen, folglich das Fallen der Quecksilbersäule herbeiführen. Beim Thermometer wirkt die Wärme allein; da das Instrument ringsum luftdicht verschlossen ist, bleibt der veränderte Luftdruck für dasselbe bedeutungslos. Das Barometer mißt den Luftdruck, das Thermometer die Wärme; bei genauen Barometerbeobachtungen muß jedoch stets der Wärmegrad mit in Rechnung gebracht werden, unter dessen Einfluß sie angestellt sind.

Frage. Sind die jetzt über die ganze Erde verbreiteten s. g. Juden wirklich alle Juden d. h. nur Nachkommen der 2 Stämme Juda und Benjamin, oder ist es richtiger, sie Israeliten zu nennen, als abstammend vom ganzen Volk Israel, und was ist im ersteren Falle aus den 10 Stämmen nach ihrer Wegführung nach Assyrien geworden? S. in B.

Antwort. Einer der tüchtigsten Kenner des jüdischen Volkes, dem er selbst entsprossen war, der edle Isaak da Costa sagt über diese Frage in seinem Buche: „Israel und die Völker": „Es ist gewiß, nach dem einstimmigen Zeugniß der Geschichte, der Weissagungen und der Völkerkunde, daß seit der Zerstörung Jerusalems ein abgesonderter Körper aus den zehn Stämmen auch abgesondert auf der Erde fortbestanden hat. Dennoch ist der Name „Juden" seit der Zurückkunft aus der babylonischen Gefangenschaft für das ganze Volk Israel üblich geworden. Christus nennt sein Volk so, wenn er sagt: „das Heil kommt von den Juden" und die Feinde nennen es so, wenn sie ihn spottweise als „den König der Juden" proklamiren.

Nach der Untersuchung des amerikanischen Missionars Dr. Grant im Jahre 1834 sind übrigens die Bewohner der fast unzugänglichen Gebirge von Kurdistan — dem alten Assyrien — in Hinsicht ihres Glaubensbekenntnisses keine andern als die in der Kirchengeschichte bekannten nestorianischen Christen, ihrer Abkunft nach Israeliten aus den 10 Stämmen, die von den Assyriern im J. 720 vor Chr. weggeführt wurden. Ihre Sitten und Gebräuche, ihre Feierlichkeiten, ihre Gesichtszüge und Namen deuten auf israelitische Abkunft.

Räthsel.

I.

Ich weiß eine friedliche Pflanze; —
Poetisch und zarter benamst,
Wird's dennoch ein giftiges Ganze,
Wenn's böslich zu machen du kannst.
Dann hat's Dr. Luther in seinen Noten
Verpönt zu den heiligen zehn Geboten.

II.

Zwei Silben hab' ich; alle beide zeigen
Dir Glieder an, die deinem Leibe eigen;
Doch hast du sie zum Ganzen erst verbunden,
So schlagen sie dem Leibe höchstens Wunden.

III.

Ich wachse an der Mauer dort
Und blüh' im Frühjahr lange fort;
Doch keiner will Geruches wegen
Zu mir sich in den Schatten legen.

Ich tauche tief in Schlamm und Sand,
Ich spieße an, was mir bekannt,
Zertheil' die Luft in schärfster Weise,
Wenn ich im Herbst gen Süden reise.

Im Winter hab' ich auch nicht Ruh!
Man dreht mich, schraubt mich auf und zu;
Ich muß, auch das muß sich ereignen,
Der Jugend kleine Bilder zeichnen.

Bald hoff' ich pensionirt zu sein!
Das Glas, das Jod, der Sonnenschein,
Sie nehmen mir das Zeichnen ab,
Das ich so lang getrieben hab'.

IV.

Räthselfragen.

1. Welche Flucht ist ohne Angst und Unruhe?
2. Nenne mir die starken Lungen, welche viele hundert Jahre ihre Kraft behalten haben.
3. Welcher Stier sucht seine Weide auf dem Meere?

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 16:

I. Faden und Nadel. II. Florenz. III. Herford. **Rebus:** Die Thoren umschrein immer am lautesten das, dessen sie ermangeln.

Briefkasten.

An die Pfarrerstochter in N. Ihr „Weihnachtsgruß für manche Aerzte" ist doch gar zu scharf, wenn er auch immerhin manches Wahre enthalten mag. Zu Weihnachten namentlich sollte man doch Gnade vor Recht ergehen lassen.

Frl. O. K. in Burntisland (Schottland). Allerdings wird den deutschen Seeleuten auch in Schottlands Häfen unser Blatt gewiß willkommen sein. Die Buchhandlung von Williams und Norgate in Edinburg und London wird es für das Lesezimmer derselben gerne besorgen, wie sie es schon für viele unserer Landsleute und für englische Freunde unserer Sprache thut.

Herrn W. D. in N. Nach unserer Erfahrung sind die Faberschen Bleistifte die besten, besonders praktisch sind die sogenannten Künstlerstifte mit vor- und rückschraubbarem Blei. — Die „Entdeckung" machte keinen Anspruch auf Neuheit, es sollte an ihr nur das Vergnügen eigner Forschung, aber auch die Gefahr der Ignorirung des schon Errungenen gezeigt werden. Rebus für diesmal zu spät, vielleicht nächstes Neujahr. Für Angabe der Nachdrucknummer besten Dank. Den Freibeutern soll das Handwerk gelegt werden.

An die Mutter des kleinen 6jährigen Hermann K. in L. Also Ihr Kleiner will uns Räthsel machen und läßt anfragen, ob wir sie gebrauchen können? Nun, er soll nur schicken; wenn wir sie auch nicht gerade drucken, — in den Papierkorb sollen sie nicht fallen, denn wir haben hier einen Kreis kleiner Freunde, dem sie gerade recht kommen werden. Damit aber auch die kleinen Daheimleser etwas Apartes für sich haben, werden wir ein bescheidenes Eckchen des Familientisches

für das kleine Daheim

bestimmen und mit Räthseln und Rebussen für die Kinder unseres Leserkreises ausstaffiren. Ihnen, verehrte Frau, unseren Dank.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Januar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 18.

Scenen aus der Fremdenlegion in Afrika.

Nach eigenen Erlebnissen erzählt.

Die Execution.

Meine Tressen als Sergeant, welche zu erlangen mir so viele Mühe gekostet hatte, sollten kaum einen Monat nach meiner Ernennung zu diesem bedeutenden Grade eine eigenthümlich schmerzliche und mir unvergeßliche Weihe erhalten.

Es war am 28. Februar des Jahres 1848, als ich beim Abendappell den Befehl erhielt, zwölf Mann zu commandiren, die am nächsten Morgen um vier Uhr unter meiner Leitung einen außerordentlichen Dienst thun sollten. Ich zerbrach mir den ganzen Abend den Kopf, welche neue Plackerei die Platzcommandantur für die Fremdenlegion — ihr bevorzugtes Kind in jeder Sache, die den französischen Regimentern unangenehm war — wohl wiederum ersonnen hätte, und war eben im Begriff, meine Hängematte aufzusuchen, als der Sergeant Walter zu mir kam und mich einlud, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken; da jedoch die Cantinen schon geschlossen waren, so hatte er die Flasche selbst mitgebracht, und bald saßen wir — er auf meinem Tornister, ich auf einer umgestülpten blechernen Wasserkruke, denn Stühle gab es nicht in den Barracken des Fort St. Philipp, wo die Fremdenlegion casernirt lag — und stießen gemüthlich auf das Wohl unserer Lieben im fernen Vaterlande an.

Unsere Unterhaltung flog eine Zeitlang von diesem zu jenem Thema, und da Walter ein höchst geistreicher Mensch war, so vergaß ich bald, daß es spät und immer später wurde und ich am nächsten Morgen doch wenigstens um drei Uhr aufstehen müßte, um mich und meine Leute zur bestimmten Stunde in Bereitschaft zu halten. Auch hatte ich gar bald bemerkt, daß mein Kamerad in seinen Worten wie die Katze um den heißen Brei herumschlich — mit anderen Worten, daß er mir etwas zu sagen habe und sich nicht getraue, mit der Sprache herauszukommen.

„Haben Sie Bekanntschaften in der Compagnie hors rang?“ fragte er mich mit einem Male. Die Compagnie hors rang besteht nur aus den Regimentsschneidern, Schuhmachern, Waffenschmieden und Schreibern und steht unter dem Befehl des Capitaine trésorier (Zahlmeister). — Ich verneinte.

„Niemanden?“ fuhr er fort, „auch nicht den Corporal Krüger?“

„Nein,“ sagte ich, „doch halt, habe ich nicht irgendwo gehört, daß dieser Corporal Krüger vor einigen Monaten versucht hat, sich zu erschießen?“

„Ganz richtig, er hat sich den Gewehrlauf in den Mund gesteckt und mit der bloßen großen Zehe abgedrückt, jedoch die Waffe dermaßen ungeschickt gestellt, daß er sich nur den Gaumen und die Nase zerschmettert hat. Jetzt ist er von seinen Wunden geheilt, hat aber ein entsetzlich entstelltes Gesicht.“

„Hatte er einen speciellen Grund sich zu tödten?“ fragte ich.

„O, er hatte einen gültigen Grund; es war nicht die Feigheit so vieler unserer armen Kameraden und Landsleute, welche die Last des Lebens in der Fremdenlegion muthlos von sich werfen; er hatte einen gültigen Grund. Sie und ich, wir hätten beide ein Gleiches gethan.“

„Ich wahrhaftig nicht,“ erwiderte ich, „für mich gibt es keine Entschuldigung des Selbstmordes.“

„O bitte, machen Sie keine Phrasen!“ unterbrach er mich, „wenn ich hier ruhig mit Ihnen beim Glase Wein sitze, ja dann kann ich eben so wie Sie dem Menschen das Recht nicht zugestehen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, jedoch wenn das Leben mit seinen oft phantastischen Verwicklungen die Existenz eines Menschen ergreift, dann hören alle Theorien auf, und einige Loth Blei sind ein Universalmittel, zu dem der Kranke seine Zuflucht nimmt, besonders wenn er darin eine vollständige Heilung seines Uebels zu finden glaubt.“

„Glaubt?“ sagte ich. „Würde er glauben, so würde er diese paar Loth Blei als Universalmittel unwillig von sich stoßen und..“

„Worte! Worte!“ rief Walter, „hören Sie Krügers Geschichte, versetzen Sie sich in seine Lage und ich wette, daß Ihre erste Handbewegung die sein wird, Ihre Patronentasche zu suchen.“

„Erzählen Sie nur, es wird Ihnen freilich niemals gelingen, mich zu überzeugen.“

„Hören Sie also! — Sie wissen, daß Krüger ein Schneider ist. Als Geselle hat er auf seiner Wanderschaft durch Deutschland in

Prag bei einem Schneidermeister Namens Gogol in Arbeit gestanden, und ist dort Jahre lang wie ein Kind des Hauses behandelt worden. Ich kann Ihnen nicht sagen, warum er Prag verlassen, noch nach welchen Irrfahrten er in der Fremdenlegion strandete — doch das thut auch nichts zur Sache. Kurz, er engagirte sich, kam in die Compagnie hors rang, und da er ein geschickter Arbeiter und nebenbei ein äußerst ordentlicher und solider Mensch ist, wurde ihm nach einigen Jahren die sehr einträgliche Stellung als Corporal und Werkführer eines Ateliers zu Theil. Da führte der Zufall den Sohn jenes Schneiders Gogol, bei dem er in Prag gearbeitet, auch zur Fremdenlegion, und weil dieser das Handwerk seines Vaters erlernt hatte, so kam er gleichfalls in die Compagnie hors rang und ward bald der intime Freund des Corporal Krüger. Vor einigen Monaten befanden sich beide eines Abends in dem deutschen Kaffeehause der Vorstadt und ich weiß nicht wie — hatten beide vielleicht etwas zu viel getrunken? — kurz, bald entspann sich ein Streit zwischen ihnen, der damit endete, daß Gogol dem Corporal Krüger ein Glas nach dem Gesichte warf, welches diesen jedoch nicht traf. Bald darauf — Sie wissen, wie leicht die Betrunkenen ihre Stimmung wechseln — gingen beide gemüthlich untergefaßt, schon wieder der Caserne zu. Sie kennen die Anordnung der Obrigkeit, daß alle Schenkwirthe je nach vierundzwanzig Stunden einen Rapport über das in ihren Localen Vorgefallene einzureichen haben — und wer war erstaunter als Krüger und Gogol, als letzterer am folgenden Tage arretirt ward und bald darauf erfuhr, daß er vor das Kriegsgericht unter der Anklage der thätlichen Insubordination gegen einen Vorgesetzten gestellt sei. Krüger hat sich bei der ganzen Geschichte meisterhaft benommen; er schob in seinen Aussagen sich die ganze Schuld zu und behauptete, durch seine Beleidigungen den Angeklagten dermaßen gereizt zu haben, daß er selbst eine Strafe verdient hätte. Unglücklicherweise war der Wirth ein Elsäßer, und verstand ganz gut deutsch. Er sagte gerade das Gegentheil aus, rühmte die Ruhe des Corporal und mit einem merkwürdigen Gedächtnisse citirte er Wort für Wort die Schmähungen Gogels. Kurz, es gelang dem armen Krüger nicht, den Sohn seines ehemaligen Meisters zu retten . . . er wurde verurtheilt . . ."

„Zu wie viel Jahren? . . . Das ist in der That schrecklich!" rief ich — „der arme Mensch! — Und deshalb wollte sich Krüger erschießen? — Der Unglückliche! . . . Gott behüte jeden vor solcher Versuchung! . . . . ."

„Gogol wurde zum Tode verurtheilt", unterbrach mich Walter, „Paragraph drei unserer Capitulationen — ein Franzose wäre mit ein Paar Jahren Zwangsarbeit davongekommen; doch wir Fremde! — es geschieht uns wahrhaftig ganz recht."

Ich schwieg . . . ich dachte an das Wort: „Richtet nicht!" und hatte keinen Muth, den unglücklichen Krüger zu verdammen. — „Aber das Urtheil wird nicht vollzogen werden," rief ich, „es ist unmöglich, daß der König das Urtheil bestätigt!" Walter sah mich wehmüthig an.

„Er wird es bestätigen, daran ist kein Zweifel!" — antwortete er.

„Und wann wird es vollzogen?" fragte ich kleinlaut.

„Morgen," erwiderte er.

Wir schwiegen beide eine ganze Zeit lang . . . der Leser wird wohl begreifen, welche trübe Gedanken uns beschäftigten.

„Hören Sie, lieber Walter," sagte ich endlich, „und halten Sie es nicht für Herzenshärte, ich habe schon lange einmal gewünscht, einer militärischen Execution mit beizuwohnen. Das Herz eines Soldaten muß sich auf alle Art und Weise zu stählen suchen, wer weiß, ob nicht einmal auch zwölf Flintenläufe sich gegen unsere Brust richten? Ich bedaure wirklich, daß ich morgen früh Dienst habe — ich hätte es über mich gewonnen, nach dem Champ de Justice zu gehen und den letzten Augenblicken unseres armen Landsmannes beizuwohnen."

Walter sah mir einen Augenblick lang starr ins Gesicht.

„Sie werden trotz Ihres Dienstes Gelegenheit haben, die letzte Scene dieses Dramas zu sehen," sagte er düster.

„Wie so das?" fragte ich, „ich begreife nicht, wie Sie das wissen können; ich weiß ja selbst nicht, zu welchem Dienste ich commandirt bin."

„Ich aber weiß es," erwiderte Walter mit klangloser Stimme, „und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um so lange mit Ihnen zu plaudern, wie Sie es wünschen."

„Weiter, weiter, Walter!" rief ich. „Heraus mit der Sprache! Seit einer Stunde sehe ich es Ihnen schon an, daß Sie mir etwas zu sagen haben . . . Reden Sie! Was ist es?"

„Wie viel Mann sind mit Ihnen commandirt?" fragte er.

„Zwölf!"

„Sagten Sie nicht vorhin, daß niemand wissen könne, ob nicht einmal auch zwölf Flintenläufe sich gegen unsere Brust richten werden?"

— — Ich muß in diesem Augenblicke todtenbleich geworden sein — ich fühlte all mein Blut dem Herzen gewaltsam zuströmen. — Ich hatte begriffen, worin mein Dienst am nächsten Morgen bestand, ich sollte das Peloton commandiren, welches — o es war furchtbar! — welches einem Kinde meines Vaterlandes für ein Vergehen, das nicht die geringsten Folgen gehabt, worüber sich niemand beklagte — ich sollte das verhängnißvolle Wort aussprechen, das einen zwanzigjährigen Jüngling in der Fülle der Gesundheit und der Blüthe des Lebens in einen entseelten Leichnam zu verwandeln bestimmt war! — Walter ergriff meine Hand und drückte sie herzlich.

„Warum sind wir nicht in der Heimat geblieben?" murmelte er mit bewegter Stimme . . . „allein — verlassen — o wie stirbt es sich schwer auf diesem verdorrten Flecken Erde!"

Es war halb vier, als ich mit meinem Peloton die Caserne des Forts St. Philipp verließ und nach der Kasbah marschirte, wo sich das Militärgefängniß befand.

Es war ein schöner, lauer Frühlingsmorgen, der Himmel hatte jene ungewisse Farbe angenommen, welche dem Sonnenaufgange vorangeht. O es war ein Morgen, an dem der Mensch sich so recht kraft- und lebensbewußt fühlt, wo das Herz in seiner Brust sich zu erweitern scheint, wo das Leben durch alle Poren dringt — und an diesem Morgen . . . .

Glücklicherweise kannte niemand von meinen Leuten, die schon alle erfahren hatten, um was es sich handle, den armen Gogol; sie folgten mir schweigend und düster. Woran dachten jene Menschen, von denen gewiß die Hälfte der Hefe der bürgerlichen Gesellschaft angehörte — woran dachten sie, daß ihre von Wind und Wetter gebräunten und vom Laster des Trunkes fast abgestumpften Züge einen menschlichen Ausdruck bekommen hatten und traurig in den dämmernden Morgen hinausstarrten?

Der Weg vom Fort St. Philipp bis zur Kasbah führt durch die ganze Stadt Oran. Alles lag noch im Schlummer begraben; hier und da trieb nur ein Beduine seinen magern Esel vor sich hin, um möglichst früh zu Markte zu gelangen und einen guten Platz zu bekommen, auf dem er den kärglichen Ertrag seines Gartens am Morgen schnell verwerthen könne; von Zeit zu Zeit hörten wir den monotonen Gesang eines spanischen Wasserträgers, der seinen mit vier Fässern beladenen Esel zum Château d'eau führte, um dort den Bedarf seiner Kunden für den Tag einzufüllen! Alles war still und stumm, unsere gleichmäßigen Schritte dröhnten dumpf auf dem Pflaster, die grauen dachlosen Häuser der Rue des Juifs schienen uns geisterhaft anzustaunen; — vor uns lagen die schwarzen Mauern der Kasbah, des alten Palastes der Deys von Oran, ihre verfallenen Thürme blickten sarkastisch auf uns herab! „Tödtet Euch nur unter einander, ihr verruchten Franken," schienen sie zu sagen, „Ihr, die ihr uns unserer Pracht beraubt. O, wann werden wir den letzten Tropfen eures Blutes trinken!" — Wir schritten weiter . . . immer weiter . . . Plötzlich brach sich der erste Strahl der aufgehenden Sonne eine glänzende Bahn durch die ihn umhüllenden Nebel.

„Allah il Allah!" schrie die kreischende Stimme des Muezzin auf dem Thurme der Moschee — da klopfte ich mit dem Kolben meines Gewehres an die Thür des Militärgefängnisses!!

* * *

Gogol saß ruhig auf seinem Schemel, als ich seine Zelle betrat, er hörte gelassen dem Priester zu, der ihn seit dem vorhergehenden Abend nicht verlassen hatte und der ihm auch in seinem letzten Augenblicke als treuer Begleiter zur Seite stehen sollte.

Er hatte ein echt deutsches Gesicht, hellblonde Haare, blaue Augen und gesunde Gesichtsfarbe; auch seine Statur war voll und kräftig. Niemand hätte ihn für einen Schneider gehalten. Sein ganzes äußerliches Wesen trug das Gepräge vollkommener Ruhe und sein Teint war frisch und rosig, als wenn er die ganze Nacht hindurch geschlafen hätte Als er mich sah, kam er auf mich zu und

fragte mich auf französisch, ob es Zeit wäre. „Ja," antwortete ich ihm auf deutsch.

Seine Wangen wurden etwas röther, als er diesen Laut hörte; er trat mir näher, fragte mich, woher ich wäre und ob in dem Hinrichtungspeloton mehrere Deutsche sich befänden. Als ich ihm diese Frage bejahte, schien er etwas unwillig.

„Das hätte man den armen Leuten eigentlich auch nicht anthun sollen," sagte er — „es gibt ja so viele Holländer, Belgier, Spanier und Italiener im Regimente, die sich gewiß keine Scrupel daraus gemacht hätten! Den armen Menschen wird gewiß heute das Mittagessen nicht schmecken."

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte, und als ich mich eben umdrehen wollte, um einige Worte an den Geistlichen zu richten, fiel mein Blick zufälligerweise auf die Brust Gogols, auf der ich einige Buchstaben nach Soldatenmanier eingestochen sah. Er mußte meinen neugierigen Blick bemerkt haben, denn er öffnete das Hemd, das seine Brust bedeckte und schaudernd las ich die Tätowirung! — „Pas de chance!" (kein Glück) stand dort zu lesen.

„Das habe ich mir, als ich mich in Straßburg anwerben ließ, stechen lassen," sagte er ganz ruhig, „Sie sehen, Sergeant, welch guter Prophet ich war!"

Mit Hilfe des Aufsehers war er bald angezogen, und nun begann der Zug, welcher unter meiner Führung zur Hinrichtungsstätte ging.

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde der Priester uns verlassen hatte; ich hätte gewünscht, daß während dieses letzten Ganges der Seelenhirt ihm zur Seite geblieben wäre; jedoch das war, wie es schien, gegen das Reglement, und erst auf dem Richtplatz fanden wir den Caplan wieder.

Als wir im Begriff waren, aus der Kasbah zu treten, rief mich der Verurtheilte zu sich heran.

„Sergeant," sagte er, „ist es erlaubt, daß ich noch einmal in die Cantine trete und mit jenen armen Kerls, die mich in einer halben Stunde niederschießen werden, auf ihr Wohl trinke? Das wird ihnen die Geschichte leichter machen! Wollen Sie es mir erlauben?"

„Ich weiß nicht, ob es das Reglement erlaubt!" erwiderte ich, „doch auf jeden Fall soll Ihr letzter Wunsch gewährt werden."

Ich befahl dem Peloton zu halten und schickte einen Soldaten in die Cantine, um Wein und Gläser zu holen. Während dieser Zeit näherte ich mich dem Verurtheilten und fragte ihn, ob ich etwas für ihn thun könne. Er bat mich, zum Corporal Krüger zu gehen und ihm zuzureden, daß er sich nicht das Leben seinethalben verbittere. Dieselbe Bitte hatte er auch schon an den Priester gerichtet. Aus allem, was er mir sagte, entnahm ich, daß er nichts von der vereitelten Verzweiflungsthat seines Freundes wußte. Auch an seine Eltern dachte er und freute sich, daß beide schon im Grabe lägen. Er fragte mich, welches Datum wir hätten, und als ich ihm sagte, daß es der neunundzwanzigste Februar wäre, schüttelte er nachdenklich den Kopf und meinte, daß dies doch eigenthümlich wäre, er hätte schon seit seiner Kindheit eine gewisse Scheu vor diesem Schalttage gehabt.

Endlich kam der Soldat mit Wein und Gläsern wieder; auch die Marketenderin folgte ihm mit Thränen in den Augen. Als ich ihr das Getränk bezahlen wollte, verweigerte sie das Geld.

„Adieu, armer Junge!" sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte, „Muth und Vertrauen, mein Junge, beim lieben Gott dort oben gelten keine Artikel des Kriegsrechtes! der liebt und verzeiht und . . ."

Plötzlich sah ich, daß die gute Katharine sehr bleich wurde und sich auffällig dem Gefangenen näherte.

„Nun, Jungen," rief sie mit aufgeregter Stimme, während ihre Augen immer auf den Abhang, auf dem das Fort der Kasbah lag, gerichtet waren, „sind die Gläser noch nicht voll?"

Ich folgte der Richtung ihres Blickes und sah einen Militär, der langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes den Berg hinunter kam. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, denn weiße Binden verhüllten es. Ein pfeilschneller Gedanke durchschoß mein Gehirn . . . . „Es ist der Corporal Krüger!" — Ich mußte die Begegnung der beiden ehemaligen Freunde verhindern! Schnell stieß ich Katharine mit dem Ellenbogen an und zeigte ihr mit dem Blicke den Corporal. Sie begriff gleich, was ich meinte, schüttelte noch einmal Gogols Hand und eilte rüstigen Schrittes Krüger entgegen.

Unterdessen hatte der Verurtheilte sein Glas erhoben und sagte: „Kameraden, ich trink' auf euer Wohl! Möget ihr einst alle eure Heimat wiedersehen und möge es euch gut gehen!"

Wir stießen an — wir tranken! — In meinem Leben werde ich diesen Trunk nicht vergessen!

Da richtete ich meine Blicke dem Berg zu und sah, wie Katharine und der Corporal kaum hundert Schritte entfernt waren und wie erstere mit der Hand mir fortwährend Zeichen machte.

„Garde à vous!" commandirte ich, „peloton en avant — pas accéléré — marche!"

Einige Augenblicke später waren wir aus der Kasbah heraus.

* * *

Als wir auf dem Richtplatz ankamen, sahen wir daselbst eine große Truppenmenge; nach den bestehenden Gesetzen mußte ein Detachement eines jeden in der Stadt cantonnirenden Regimentes der Hinrichtung beiwohnen. Der Priester empfing Gogol und indem er ihm die Hand reichte, führte er ihn vor einen frisch aufgeworfenen Sandhügel.

Mein Peloton hatte sich hinter jenem Hügel aufstellen müssen und wir gewahrten dahinter . . . einen Sarg, dessen schaurigen Anblick man dem Verurtheilten entziehen wollte.

Länger als eine Viertelstunde mußten wir noch warten, obgleich der Greffier schon das Todesurtheil vorgelesen hatte. Man erwartete nur noch die Bestätigung des Königs, welche ein Adjutant des die Provinz commandirenden Generals — damals des Generals Cavaignac — zu überbringen hatte.

Endlich erhob sich eine Staubwolke in der Richtung der Stadt, mein Herz schlug hörbar in der Brust; — denn wer weiß, vielleicht ist zur letzten Stunde noch die Gnade gekommen — es war ja der Tag der Ankunft des Dampfers aus Toulon. Es schien mir, daß auch Gogol dem sich Nähernden eine große Aufmerksamkeit schenkte — der Unglückliche! — er hoffte immer noch!

Jetzt war er angelangt und übergab dem Platzcommandanten ein versiegeltes Blatt . . . Dieser öffnete es . . . . . jeder Athemzug war hörbar, denn ein jeder kannte die Bedeutung dieses Papiers . . . Der Commandant warf nur einen Blick auf dasselbe, dann hob er seinen Degen und machte ein Zeichen! — Jeder begriff es.

Auf Erden war keine Gnade mehr für den armen böhmischen Schneidergesellen.

Jetzt bekam ich Befehl, meine Stellung hinter dem Sandhügel zu verlassen; wir marschirten dem Verurtheilten gegenüber auf. Ich fand ihn jetzt sehr bleich aussehend, starren Blickes stierte er vor sich hin. Der Priester hielt ihn fest umarmt und führte zu verschiedenen Malen das Crucifix an seinen Mund. Gogol schien regungslos. — Ich ging auf ihn zu mit dem weißen Tuche, das mir der Profoß gegeben und bat ihn, es sich umzubinden; — er hörte mich nicht. Da sprach ich deutsch zu ihm. — „Gogol," sagte ich, „Muth! Kamerad, sollen die Franzosen denn sagen, daß ein Deutscher als ein Feigling gestorben ist?"

„Nein!" schrie er, „nein!" — und gewaltsam raffte er sich auf — „Sie haben Recht! — kein Tuch . . aber schnell, um Gotteswillen schnell, Sergeant!"

Ich trat eiligst zurück, denn ich hatte ein neues Zeichen des Commandanten gesehen, der mir Befehl zu geben schien, die Sache zu beschleunigen.

Der Priester umarmte den Verurtheilten, segnete ihn und ließ ihn noch einmal das Crucifix küssen, dann trat auch er zurück.

„Apprêtez les armes!" commandirte ich.

Ich sah auf Gogol — er hatte die Lippen krampfhaft zusammengebissen und den Blick dem Priester zugewandt, welcher aus der Ferne ihm noch immer das geheiligte Symbol der christlichen Religion mit emporgehobenen Händen zeigte.

„En joue!" commandirte ich weiter.

Gogol war todtenbleich — ich warf noch einen Blick auf die ganze Gegend — nichts zeigte sich am Horizonte . . . nichts . . . kein Herold der Gnade — kein rettender Engel. — Der Commandant gab mir das letzte Zeichen mit seinem Degen; ich ballte krampfhaft die Fäuste zusammen — endlich gelangte der Laut aus meiner zusammengeschnürten Kehle.

„Feu!"

— — Gogol lag als Leiche vor uns; vier Kugeln hatten ihm die Brust durchbohrt; die anderen acht hatten gefehlt . . . auf sechs Schritte! Ich überzählte mein Peloton — ein Engländer, zwei

Wallonen und ein Pole! — es stimmte, die anderen acht waren Deutsche!!

Nun begann eine in der Armee übliche Ceremonie, die etwas Empörendes an sich hat und deren Zweck ich einzusehen unfähig bin. Das Peloton stellte sich Gewehr im Arm um den Leichnam, so wie er gefallen war, und die anwesenden Truppen defilirten mit klingendem Spiele an ihm vorbei.

Es scheint mir, als wenn die Majestät des Todes eine gewisse Ehrfurcht einflößen sollte. Die heiteren Märsche der Regimentsmusiken klangen wie eine Verhöhnung dieser Majestät.

— — Doch was ist das? Noch ist das Defilé kaum halb beendet, da fällt ein Kanonenschuß — ein zweiter — ein dritter — eine ganze Salve — Offiziere und Soldaten sehen sich erstaunt an, das Gedonner ertönt vom Meere her; — einige Augenblicke Ruhe, dann ertönt es von neuem, unausgesetzt!

Schuß auf Schuß sendet das Fort von Mers-el-Kebir in die bebende Atmosphäre. Kaum sind wir vor Erstaunen zu Worte gekommen, als etwas noch Unerhörteres sich ereignet — das Fort d'Orléans antwortet mit Kanonendonner auf die Schüsse, die vom Meere her erdröhnen — und jetzt auch das Fort der Kasbah, dann das Fort St. Philippe und endlich das Château neuf, die Residenz des Gouverneurs, erhebt seine erschütternde Stimme und läßt die Erde vom Donner seiner schweren Geschütze erbeben.

Unbeweglich steht alles da — endlich ermannt sich der Platzcommandant, gibt einige rasche Befehle und alle Truppen unter seinem Befehle marschiren im Sturmschritt der Stadt zu.

Mich hatte man vergessen, man ließ mich mit meinem Peloton bei dem Leichnam des Gerichteten; und ohne Befehle, ohne die geringste Andeutung meiner Vorgesetzten wußte ich eine ganze Zeitlang nicht, was ich thun sollte. Endlich faßte auch ich einen Entschluß, ließ den Todten in den Sarg legen, ließ mit den Spaten, die hinter dem Sandhügel lagen, in der Eile ein Grab graben und den Sarg darein versenken; dann marschirte auch ich auf gutes Glück der Stadt zu.

Das sich immerwährend erneuernde Kanonengebrüll sämmtlicher Forts der Stadt betäubte uns fast, und doch schien es uns, als wenn wir deutliches Glockenläuten dazwischen hörten. Endlich erreichten wir das Thor von Mostaganem und sahen eine unermeßliche Volksmenge die Straßen durchziehen und jubelnd Mützen und Hüte schwenken. Auf der Balustrade der Stadtmauer standen hunderte von Arabern und Kabylen, sie schauten mit verwunderten Blicken auf diese trunken scheinende Masse Volkes oder unterhielten sich eifrig.

Ich schlug meinen Weg gerade nach der Caserne des Fort St. Philippe ein, und es gelang mir durch entlegene Straßen dasselbe ungehindert zu erreichen. Am Thore fragte ich den wachthabenden Sergeanten, was das alles zu bedeuten habe, und erfuhr zu meiner nicht geringen Verwunderung, das so eben angelangte Schiff habe die Nachricht mitgebracht, daß die Republik in Frankreich nach dreitägigem Kampfe in den Straßen von Paris erklärt sei, — daß der König geflohen &c. &c.

Am selben Abend las ich die an den Ecken angeschlagenen Proclamationen und Decrete der neuen Regierung. Bei einem der letzteren erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Die Todesstrafe ist im Territorium der französischen Republik abgeschafft" — lautete dieses Decret.

Armer Gogol! wäre der Dampfer eine einzige Stunde früher in den Hafen gelaufen!!

Doch — des Allbarmherzigen Wege sind wunderbar — es stand ja auf Deiner Brust in unverlöschbaren Buchstaben geschrieben:

„Pas de chance — pas de chance!"

Ein Gruß an die Vineta.

Der spanisch-chilenische Conflict hat der preußischen Regierung Veranlassung gegeben, ein Kriegsschiff nach der Westküste von Amerika zum Schutz aller deutschen Interessen gegen fremde Beeinträchtigung zu entsenden. Preußens Marine ist zwar noch sehr jung, aber sie hat sich im Frieden wie im Kriege Achtung zu verschaffen gewußt. Während des letzten Jahrzehnts hat sich ihre Flagge fast auf allen Meeren entfaltet; jetzt wird sie sich auch an der Küste von Chili zeigen, um Kenntniß davon zu geben, daß Preußen nicht gewillt ist, bei Schädigung deutscher Interessen einen ohnmächtigen und unthätigen Zuschauer abzugeben, mag der Schauplatz auch tausende von Meilen von den heimischen Küsten entfernt liegen.

Bis vor kurzer Zeit waren die Deutschen jenseits des Oceans schutz- und rechtlos, auch bei dem letzten Conflicte haben sie schwere Unbilde leiden müssen; wenn die Vineta ankommt, werden sie sehen, daß sie es nicht mehr sind. Das so oft und laut in ganz Deutschland ausgesprochene Interesse für unsere junge Marine gibt Zeugniß davon, daß diese Thatsache bereitwillig anerkannt wird; doch läßt jenes Interesse es zugleich wünschenswerth erscheinen, zur Verbreitung eines richtigeren Verständnisses, das Publikum des Inlandes mit der Marine und ihren einzelnen Theilen näher bekannt zu machen, als dies bisher geschehen ist.

Wenn wir daher versuchen, im Nachstehenden unseren Lesern davon eine richtige Anschauung zu geben, wie es auf einer preußischen Dampfcorvette aussieht, so glauben wir ebensowohl ihnen entgegenzukommen, als der guten Sache zu nützen.

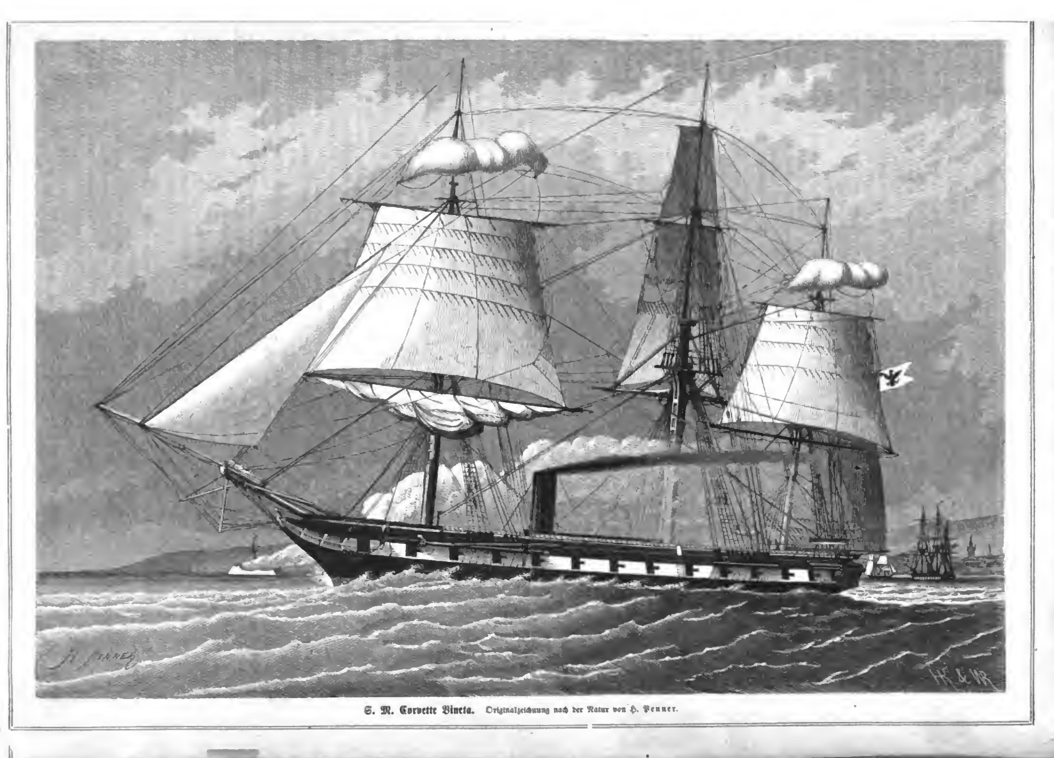
Zwischen einer Corvette von jetzt und ehemals herrscht ein bedeutender Unterschied. Vor Einführung des Dampfes und der Schraube waren Corvetten besonders schnellsegelnde schlanke Segelfahrzeuge mit 18—24 Geschützen leichten Kalibers auf dem Oberdeck. Sie thaten im Seekriege den Dienst von Spähern, Tirailleuren und Kaperfahrzeugen, nahmen aber am Kampfe von Flotte gegen Flotte sehr wenig oder keinen directen Antheil. Das ist jetzt anders geworden. Dampfcorvetten der Neuzeit erreichen nicht allein an Größe und Wirksamkeit ihrer Geschütze die alten Fregatten und Linienschiffe, sondern überragen sie, und das weltberühmte Flaggschiff Nelsons bei Trafalgar, das im Hafen von Portsmouth liegende Linienschiff Victory würde auch, abgesehen von der Dampfkraft, als Gegner der „Vineta" dieser sehr bald unterliegen. In späteren Seekriegen werden solche Corvetten nicht nur einen bedeutenden Theil am Kampfe nehmen, sondern als gepanzerte Fahrzeuge wesentlich zu dessen Entscheidung beitragen, wenngleich sie eigentlich Fregatten heißen sollten, da sie unter und auf dem Oberdeck Geschütze führen. Die Zahl der letzteren beschränkt sich freilich auf zwei und man rechnet sie deshalb nicht, allein es sind die schwersten des ganzen Schiffes, auf Schlitten laffetirt und sie ersetzen mehrere, weil sie sich nach allen Seiten drehen lassen.

Die Vineta mit ihren 28 Geschützen, deren kleinstes Kaliber 36pfündige Bombenkanonen von 50 Centner Rohrgewicht sind, während vier gezogene 24-Pfünder ihre größte Stärke bilden, repräsentirt deshalb eine ganz ansehnliche Macht, um den Worten unseres Gesandten in Chili den nöthigen Nachdruck zu verleihen und sie wird auch von dem richtigen Manne commandirt. Capitän Kuhn, der sich bei Jasmund nicht scheute, auf einem kleinen Rad-Aviso, der Loreley, mit zwei Geschützen sich zwei Stunden lang mit einem dänischen Linienschiff und einer Fregatte von zusammen 108 Geschützen herumzuschlagen, wird erforderlichen Falles auch an an der Küste von Chili die Ehre seiner Flagge zu wahren wissen.

Die Vineta ist in den Jahren 1862—1864 auf der Königlichen Werft gebaut und darf als ein Muster der Schiffsbaukunst betrachtet werden. Sie hat eine Länge von 220 bei einer größten Breite von 42 und einem mittleren Tiefgange von 19 Fuß. Ihr Gehalt beträgt 2000 Tons (à 2000 Pfund) und ihre Maschine von 400 Pferdekraft gibt dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 11—12 Knoten ($2^3/_1$—3 geogr. Meilen) in der Stunde.

Im Frieden tritt die Maschine jedoch nur selten in Thätigkeit und so viel wie irgend möglich wird die Segelkraft benutzt. Für diese Maßregel sprechen schon gewichtige öconomische Gründe. Ein Schiff wie die Vineta gebraucht unter Dampf täglich 24 Tons Kohlen, die im Auslande eine durchschnittliche Summe von 240 Thlr. kosten. Es ist daher erklärlich, daß von diesem theuern Fortbewegungsmittel nur im Nothfalle Gebrauch gemacht werden darf und die „Arcona" z. B. hat während ihrer $3^1/_2$jährigen Expedition nach Ostasien nur 36 Tage lang gedampft.

Die Unterhaltung eines in Dienst gestellten und auf einer Reise



S. M. Corvette Vineta. Originalzeichnung nach der Natur von H. Penner.

begriffenen Kriegsschiffes ist ohnehin schon zu bedeutend, als daß nicht das Staatsinteresse geböte, in jeder Beziehung die strengste Oeconomie walten zu lassen. Man kann die Kosten der Vineta auf durchschnittlich 10,000 Thlr. monatlich veranschlagen und wird damit nicht weit fehlgreifen.

Manchem Leser mag diese Summe hoch erscheinen, wenn er die Besatzung von 383 Köpfen in Betracht zieht, allein zwischen Landmilitär und Marine läßt sich in dieser Beziehung keine Parallele ziehen. Abgesehen von den Unterhaltungskosten des Schiffes selbst, welche die Verwüstungen eines einzigen Sturmes in wenigen Minuten um viele Tausende anschwellen lassen kann, beansprucht das Personal auch weit bedeutendere Summen, als beim Landmilitär. Leute, die jahraus jahrein täglich zwölf Stunden auf Wache und dabei ohne Schutz allen Unbilden der Witterung in den verschiedenen Klimaten ausgesetzt sind — die nicht etwa nur Posten stehen, sondern schwer arbeiten und während ihrer Freizeit eben so schwer exerciren müssen, so daß sie in der einen Nacht nur vier, in der zweiten nur sieben Stunden Schlaf bekommen — also Leute, die so strapazirt werden, daß nur die rüstigen Kräfte der Jugend und des ersten Mannesalters die Anstrengungen zu ertragen vermögen, müssen sowohl besser bezahlt, wie gekleidet und genährt werden, als Landsoldaten.

Es ist ein hartes Leben, das Seeleben und duldet keine Schwächlinge. Es verläuft an Bord eines Kriegsschiffes nach ganz bestimmten Normen, die durch Rücksicht auf Disciplin, auf Erhaltung des Gesundheitszustandes, auf die stete Schlagfertigkeit zum Kampfe gegen die Elemente und gegen menschliche Feinde bedingt werden und das Resultat der Erfahrung von Jahrhunderten sind. Zwang und Arbeit ist der Rahmen des seemännischen Lebens, in dem es sich bewegt und innerhalb dessen es nach den durch Glockenschläge geregelten Abschnitten verläuft. Es ist reich an Entbehrungen und schweren Stunden und wird nur spärlich durch lichte Punkte erhellt. Wo in See zwingende Verhältnisse einmal eine Abweichung von der schematisirten „Routine" veranlassen, da geschieht es jedenfalls nicht zum Vortheile der Seeleute.

Die Reinlichkeit an Bord von Kriegsschiffen ist sprichwörtlich geworden. Sie hat aber keineswegs etwa den Zweck, von sich reden zu machen oder den Mannschaften Beschäftigung zu geben, sondern ist ein Ausfluß der Nothwendigkeit und dies wird jedem leicht klar werden, der mit uns einen Blick in das Innere einer solchen schwimmenden Festung wirft.

Die Besatzung der Vineta besteht aus 380 Mann. Alle diese Menschen, mit einziger Ausnahme des Capitäns, dessen Cajüte sich hinten in der Batterie befindet, leben, wohnen und schlafen im Zwischendeck unter der Batterie auf einem Raume von 200 Fuß Länge, 36 Fuß durchschnittlicher Breite und 5½ Fuß Höhe, von dem noch ein Viertel durch die Maschine fortgenommen wird. Sie müssen dort wohnen, weil im Schiffe kein anderweitiger Platz ist. In der Batterie würden sie bei schlechtem Wetter weder trocken noch warm sein, noch erlauben es die militärischen Verhältnisse, daß der lediglich für die Exercitien und den Kampf bestimmte Raum gleichzeitig Wohn- und Schlafsaal der Mannschaft sein kann. Die unter dem Zwischendeck befindlichen Localitäten sind aber für die Unterbringung der Vorräthe nothwendig und so bleibt nur ersteres für die Besatzung. Die öconomischste Raumvertheilung ist daher selbstverständlich. Der Officier erhält 6' im Geviert für seine Kammer, den einzigen Ort im Schiffe, wo er einmal die Uniform aus und Pantoffeln anziehen kann, dem Matrosen ist ein Platz von 6' Länge und 18" Breite angewiesen, wo er Nachts auf seiner Freiwache seine Hängematte aufschnüren kann. Am Tage gibt es während der Freizeit keine Hängematte. Theils um gelüftet zu werden, theils um Platz zu gewinnen, sind letztere von Morgens 7 bis Abends 8 Uhr in den zugehörigen Kasten auf dem Oberdeck verstaut. Sie würden am Tage alle Communication mit den untern Räumen verhindern und wenn daher der Matrose auf seiner kargen Freizeit schlafen will und kann, so muß er sich die weichste Planke des Zwischendecks aussuchen. Tische und Bänke gibt es nur während der Mahlzeiten. Auch sie werden in der Zwischenzeit unter Deck aufgehangen. Ein Kleidersack von 2½ Fuß Höhe und 1½ Fuß Weite, ein Blechgefäß als Teller, ein Löffel und ein Messer — das ist aller Comfort des Seemannes!

Das Zwischendeck liegt unter der Wasserlinie, seine kleinen Fenster dürfen in See nicht geöffnet werden, weil durch sie Wasser in das Schiff laufen würde und es muß deshalb mit allen Kräften dahin gestrebt werden, die unreine Luft dieses von so viel Menschen bewohnten Raumes, so wie des ganzen Schiffes, nicht durch Unsauberkeit zu verschlechtern. Dies müßte aber geschehen, wenn das Schiff nicht täglich in allen Theilen auf das gründlichste gereinigt würde.

Diese Reinigung beansprucht die Kräfte der ganzen Besatzung für mehrere Stunden des Tages und sie wird theilweise schon die von so manchen Landbewohnern gestellte Frage beantworten, wie es möglich sei, so viele Menschen auf einem so kleinen Raume Jahrelang genügend zu beschäftigen. Die Kenntnißnahme der täglichen dienstlichen Routine aber wird dies vollends thun. Die Mannschaft ist in zwei Wachen getheilt, die sich von vier zu vier Stunden ablösen und die laufenden Arbeiten und Manöver zu besorgen haben.

Um fünf Uhr Morgens im Sommer, um sechs Uhr im Winter, beginnt die Wache am Deck die Reinigung des Schiffes. Um halb sieben wird die Freiwache geweckt und erhält eine halbe Stunde zum Aufschnüren ihrer Hängematte und zur Toilette. Von sieben bis halb acht frühstücken alle Mann, um nachher bis acht Uhr die Schiffsreinigung zu vollenden. Dann wird der für den Tag befohlene Anzug angelegt und bis um neun Uhr das Reinigen und Putzen sämmtlicher Waffen besorgt. Dies muß täglich und mit großer Sorgsamkeit geschehen, weil sonst bei der feuchten Atmosphäre die Waffen in kurzer Zeit verrostet und verdorben sein würden.

Um 9 Uhr ist Appell und daran schließen sich bis um 11 Uhr Exercitien. Dann erst kann sich die Wache, welche seit 4 Uhr Morgens auf dem Deck war hinunterbegeben, muß jedoch um halb ein Uhr schon wieder die Vormittagswache ablösen. Um 12 Uhr wird zu Mittag gegessen und die Mannschaft hat, wenn es die Witterung erlaubt, frei bis 2 Uhr. Gar oft wird diese kurze Ruhe jedoch gestört und nicht selten werden die Leute gerufen, nachdem sie kaum ihre Suppe gegessen, und die geliebte Pfeife, aus der nur ein Paar hastige Züge gethan sind, muß wieder fortgelegt werden.

Von 2—4 ist wieder Exercitium; dann wird die Wache gewechselt, der Nachtanzug angelegt und von 5—6 abermals exercirt. Um 6 Uhr ist Abendbrot und bis um 8 Freizeit. Dreiviertelacht gibt es Hängematten für die Freiwache und diese kann bis ¾12 schlafen, wenn nicht ein böswilliger Sturm als Störenfried dazwischen tritt.

Manchem mag das tägliche fünfstündige Exerciren viel erscheinen, aber an den Matrosen eines Kriegsschiffes werden so verschiedenartige Anforderungen gemacht, daß jene Zeit durchaus nothwendig ist. Obwohl er das Wesentlichste, die Seemannschaft mitbringt, muß er lernen, die nautischen Manöver mit der Schnelligkeit und Präcision auszuführen, die der Dienst auf der Marine erheischt. Er muß ein guter Artillerist, und mit dem Zündnadelgewehr so ausgebildet sein, um am Lande den Dienst des Infanteristen versehen zu können. Er muß ebensowohl mit Revolver, wie mit Entersäbel, Pike und Beil umzugehen verstehen und man wird danach leicht begreifen, daß so viel Zeit zu seiner Ausbildung gehört.

Das ist das Leben des Seemanns auf Kriegsschiffen, nur wird es noch einförmiger, freudloser und strenger durch die Vorschriften der nothwendigen eisernen Disciplin. Ist es da zu verwundern, wenn nach Monate- oder Jahrelangem, die menschliche Natur so einengendem Zwange, der gewöhnliche Seemann während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes am Lande sich in reichlichem Maße zu entschädigen sucht! Ist es nicht wenigstens zu entschuldigen, wenn er am Lande, wie man zu sagen pflegt, ein wenig über die Stränge schlägt?

Und wenn trotzdem unsere deutschen Seeleute im Vergleich zu andern Nationen in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme machen, wenn sie sich überall im Auslande so benehmen, daß Excesse irgendwelcher Art zu den größten Seltenheiten gehören, wenn auf einem Schiffe mit 400 Mann Besatzung Jahrelang mit geringen Disciplinarstrafen musterhafte Ordnung und Manneszucht aufrecht erhalten werden kann, dann zeugt dies gewiß für einen hohen moralischen Fonds unserer Seeleute und es wird leicht erklärlich, weshalb es der preußischen Marine in so kurzer Zeit gelungen ist, sich überall Achtung zu verschaffen.

Mit um so größerem Interesse und den wärmsten Sympathien dürfen wir deshalb die Vineta auf ihrer langen Reise im Geiste begleiten. Ein Stück unseres Vaterlandes schwimmt mit ihr über den Ocean, um dem preußischen und deutschen Namen Ehre und Geltung zu verschaffen und wir haben die Gewißheit, daß dies, wenn der Conflict inzwischen nicht gütlich beigelegt wird, geschehen wird. Gott gebe ihr eine glückliche Fahrt! R. W.

Führe mich nicht in Versuchung!

Novelle von Adelheid v. Auer.

(Schluß.)

Vierzehntes Kapitel.

Richard übergab seine Sache den Gerichten. Der verhängnißvolle Ring wurde deponirt und fürs erste alles gethan, die durch ihn gegebene Spur zu verfolgen. Der Theaterdirektor erinnerte sich des Ringes genau, den er zwar nicht für ganz werthlos gehalten, aber doch immer unterschätzt und um so eher sich von demselben getrennt hatte, als er ihn für einen ziemlich geringen Preis von einem herumziehenden Juden erstanden.

Nach langem Forschen wurde der Jude ermittelt und Dank den geschickten Maßregeln der Behörde, die Besitzer des Ringes ausfindig gemacht, bis zu dem schon mehrmals als Diebshehler bestraften Abraham Levi in B. — Derselbe, augenblicklich verhaftet, leugnete lange Zeit hindurch standhaft, irgend etwas von der Sache zu wissen, es lagen aber so viele Verdachtsgründe gegen ihn vor und er wurde so in die Enge getrieben, daß er endlich eingestand, nicht nur den Ring, sondern auch andere Theile des Schmuckes von einem ihm unbekannten Herrn gekauft zu haben.

Mit Richard confrontirt, erklärte er auf das bestimmteste, daß dieser ihm völlig unbekannt, daß der Verkäufer mindestens zehn Jahr älter und von viel weniger vortheilhaftem Aeußern gewesen sei. Genau könne er sich nicht mehr entsinnen, wie derselbe ausgesehen, aber dieser Herr sei es nicht, das könne er beschwören.

Die Untersuchung zog sich in die Länge. Richard, der seine Sache einem Anwalt übergeben, mußte darüber abreisen; die Fürstin, völlig ungebunden, wie sie war und sich aufs lebhafteste für die Angelegenheit interessirend, blieb in der Residenz, die Entscheidung daselbst abzuwarten.

Inzwischen hatte die Geschichte allgemeines Aufsehen erregt. In allen Blättern las, in allen Kaffeehäusern sprach man davon. Die künstlerische Bedeutung, die Richard erlangt und die ihn anders zur Welt stellte als damals, wo er nur als subalterner Beamter in einer kleinen Stadt der mangelhaften irdischen Gerechtigkeit zum Opfer fiel, trug viel zur Verbreitung des überall lebhaft besprochenen Falles bei, fast eben so viel als die Betheiligung der Fürstin bei der Sache.

Eigentlich zweifelte niemand im Publikum an der Unschuld des jungen Mannes, dennoch schien es unmöglich, die Beweise dafür aufzufinden. Selbst der Faden, den die Fürstin den Gerichten in die Hand gab, indem sie die in ihrem Dienst verübten Betrügereien des Hofraths enthüllte, so den gerechtesten Verdacht auf ihn lenkte und zu Nachforschungen nach seinem Aufenthalt Veranlassung gab, führte nicht aus dem Labyrinth der verschiedenartigsten Vermuthungen heraus.

Der Hofrath war und blieb verschollen und Abraham Levi wußte entweder wirklich nichts von dem Verkäufer der Juwelen oder er hielt seinen Vortheil für gefährdeter durch die Angabe desselben, als durch die gerichtliche Untersuchung, genug, man erfuhr nichts von ihm, was ein Licht auf die dunkle Geschichte hätte werfen können.

Da ließ sich eines Tages eine Frau bei der Fürstin melden. Es war nicht schwer bei ihr vorgelassen zu werden; die Diener waren nicht angewiesen, Bittstellerinnen ein für allemal zurückzuweisen und das Aussehen der Frau war trotz ihrer Dürftigkeit so einnehmend, ihr Gesicht so kummervoll und doch so resignirt in diesem Kummer, daß wahrlich ein strenger Befehl oder ein hartes Herz dazu gehört haben müßte, ihre Bitte um eine Unterredung mit der Fürstin nicht zu unterstützen.

Leberecht meldete sie derselben an, und wenige Minuten darauf wurde sie in das Arbeitszimmer der Fürstin geführt.

Sie grüßte ehrerbietig im Eintreten, dann überflog ihr Auge mit ruhigem, ernst forschendem Blick die vornehme Dame, als wolle sie herausfinden, was sie wohl von dem Mitleid derselben zu erwarten habe.

„Setzen Sie sich," sagte diese freundlich, auf einen Stuhl neben ihrem Arbeitstisch deutend, „und sagen Sie mir, was Sie von mir wünschen." Die Frau versuchte zu sprechen, aber die Lippen bebten und das Wort erstarb in einem tiefen Seufzer.

In dem Augenblick trat Johanna ins Zimmer.

„Bestellen Sie ein Glas Wein, liebe Johanna, die arme Frau ist erschöpft," sagte die Fürstin zu dieser.

Bei Nennung des Namens fuhr die Fremde zusammen, wies aber die freundliche Sorgfalt zurück.

„Ich bin nicht erschöpft," sagte sie, „es ist nur so schwer, zu sagen, was ich zu sagen habe, aber es muß ja doch sein!"

Sie zögerte wieder; Johanna, die ihr Zögern auf ihre Anwesenheit bezog, wollte sich entfernen.

„Bitte, bleiben Sie," sagte die Frau schüchtern, „es kann Ihnen doch nicht erspart werden, es ist besser, Sie hören es aus meinem Munde. Sie heißen Johanna Meerfeld, nicht wahr?"

Johanna bejahte, eine bange Ahnung ergriff ihr Herz.

„Ich komme im Namen eines Todten," fuhr die Frau, sich an die Fürstin wendend, fort, „ich habe es ihm versprochen gut zu machen, seine erkaltende Hand in der meinen habe ich es ihm versprochen, mit der Beruhigung ist er gestorben."

Die Fürstin sah sie erwartungsvoll an, Johanna trat auf sie zu und sagte kaum hörbar, so preßte namenlose Erregung ihr die Brust zusammen: „Sie sind die Frau meines Bruders?"

Jene bejahte und mit den Händen das erbleichende Gesicht bedeckend, sank Johanna auf ihren Stuhl zurück.

„Mein Mann hat den Schmuck entwendet," erzählte nun die Frau der in größter Spannung zuhörenden Fürstin. „Er wußte, daß der Schmuck ankommen würde, er wußte, wo er bis zu seiner weiteren Beförderung aufgehoben lag, er hatte den Schlüssel, er benutzte die einsamen Stunden der Nacht, das Unrecht zu begehen, zu dem sein böser Engel ihn hinzog. Er hat nicht wollen den Verdacht auf den Unschuldigen lenken, aber er war zu zaghaft, sich selbst anzugeben."

„Und das hat er Ihnen in seiner Todesstunde bekannt?" fragte die Fürstin.

„Nein, viel früher schon, als er von hier fortgehen und mich mitnehmen wollte. Er bereute sehr, er wollte nach Amerika, er dachte dort sich so viel zu erwerben, den Schaden, den er Ihnen zugefügt hatte, zu ersetzen —"

„Und da gingen Sie mit ihm, obgleich Sie wußten, daß er ein Dieb war?" fragte die Fürstin.

„Ich wollte seine Reue, seinen Eifer, gut zu machen, nicht erkalten lassen," sagte die Frau einfach, „ich war sein, ich hatte miteinzustehen für seine Seele; ich hatte ihn lieb, ich konnte ihn nicht verlassen. Er war ein so sehr schwacher Mensch!"

„Ja!" rief Johanna dazwischen, „schwach und der Verführung zugänglich! O, da Sie in seinem Namen kommen, das Bekenntniß abzulegen, das ich nicht über meine Lippen zu bringen vermochte, so sagen Sie auch, wer ihn dazu verleitet, um wessentwillen er die That verübt hat. Er ist todt, rächen Sie ihn an dem Buben, der sein Leben zu einem verlorenen machte!"

„Ich kam nicht um der Rache, ich kam um der Versöhnung willen," sagte die Frau sanft und sich wieder an die Fürstin wendend, fuhr sie fort: „Wir kamen nicht nach Amerika. In dem Hafenorte, wo wir uns einschiffen wollten, erkrankte er und wurde nicht wieder gesund. Nach jahrelangem schweren Leiden starb er und hinterließ mir das Vermächtniß, gut zu machen.

„Ich habe immer gedacht, ich könnte es nicht anders, als indem ich den Schaden ersetzte. Das war so falsch als unmöglich. So viel können zwei Frauenhände nicht schaffen, und arbeiten sie auch von früh bis spät, so viel nicht, eine solche Summe zu ersetzen.

„Es war auch falsch und das Richtige kam mir wie ein Blitz, als ich von der Geschichte hörte, als ich erfuhr, daß der unschuldig Angeklagte aufs neue die Sache vor Gericht gebracht habe. Ich wußte nun, was eigentlich gut zu machen war und wie.

„Ich komme zu Ihnen, gnädige Frau. Kann ich in Strafe genommen werden für das, was mein Mann Ihnen entwendet hat und geschieht Ihnen eine Genugthuung damit, ich bin bereit, denn wiedergeben kann ich nicht, was er Ihnen nahm, aber alle Welt sagt, Sie sind edel und gut und reich," — sie hielt inne.

Die Fürstin sagte kein Wort, sie trat nur zu der Frau hin, bückte sich zu ihr herab und küßte die bleiche Stirn derselben.

Johanna richtete sich entschlossen auf.

„Wie Gott will!" sagte sie und reichte ihrer Schwägerin die Hand. „O, warum konnte die Schuld nicht mit ihm begraben werden, warum konnte uns das Erbtheil seiner Schande nicht erspart werden!"

„Das Erbtheil, das er mir hinterließ, übernahm ich gern und willig," sagte die Frau ernst, „denn es macht sein Vergehen gut, so weit es gut zu machen ist. Irdischer Strafe ist er entzogen und was würde es ihm dort Oben helfen, wäre sein Name auch rein geblieben vor der Welt!"

„Sie denken an ihn und immer nur an ihn," unterbrach sie Johanna, „denken Sie nicht an sich, nicht an mich, die wir beide seinen entehrten Namen tragen?"

„Wir haben ihn nicht entehrt, wir sind nur unglücklich, nicht schuldig!" wandte die Frau ein. „Wer uns der Schande zeihen will, auf den wirft die eigene Unbarmherzigkeit dieselbe zurück."

„Wir haben beide das Verbrechen verhehlt," fuhr Johanna fort, „wird man uns nicht zur Verantwortung ziehen?"

„Mag es thun wer den Muth dazu hat," entgegnete die Frau immer mit derselben Ruhe, „Gott weiß, warum es geschah, er schütze jeden vor ähnlicher Versuchung."

Johanna sah überrascht die Redende an. Sie fühlte sich überwältigt, bezwungen von der Seelengröße der einfachen, schlichten Frau.

„Wie machst Du es nur," sagte sie, auf einmal aus innerem Impuls zu dem verwandtschaftlichen Du greifend, „so, ohne weder rechts noch links zu sehen, ohne weder auf die Zuflüsterungen der eignen, am Irdischen hängenden Seele, noch auf das laute Geschrei der Welt zu hören, ohne auf falschen Schein zu achten oder an trügerische Ehre zu denken, den schlichten, geraden Weg, den Gottes Auge hell beleuchtet, zu wandeln?"

„Ich habe es nicht immer gethan," sagte die Frau hastig und brennendes Roth flog über ihr bleiches Gesicht. „Die Sünde ist unser Erbtheil, es fehlt jeder, der auf Erden wandelt, einer mehr, einer weniger. Gott ist barmherzig für alle."

„Auch die Menschen sind es," sagte die Fürstin, „Sie werden des Sünders, den menschliche Strafe nicht mehr erreichen kann, schonen, sie werden der Schande vergessen und nur der Ehre gedenken, die sein Andenken von Schuld zu befreien strebte, so weit es in die Macht menschlichen Willens gelegt war."

Die Fürstin behielt Recht. Die Art und Weise, wie das Verbrechen an den Tag kam, verfehlte weder des Eindruckes auf die Richter, noch auf das größere Publikum. Die That selbst trat in den Hintergrund, des Thäters wurde fast nur mit mitleidigem Achselzucken gedacht; sie, die so heldenmüthig weder weltliches Urtheil, noch irdische Schande gescheut, um das zu thun, wozu das eigne Herz, wozu Gottes Stimme sie trieb, sie, die dem armen Sünder Wort gehalten, nicht in der irdisch gemeinten Forderung, die Geld geben wollte für den Raub an weltlichem Gut, sondern in dem Sinn, für den ihm dort Oben die Erkenntniß gekommen, sie, die ohne Menschenfurcht und ohne selbstsüchtiges Bedenken die Lüge gutgemacht und die Unschuld ans Licht gezogen hatte, sie war diejenige, um derentwillen dem Sünder nun auch vergeben wurde von den Menschen. Von dem Grabe ab, wo er ruhte, wendeten sich die Blicke zu ihr hin, die ihm in wahrster, tiefster Bedeutung die Treue hielt über dasselbe hinaus, die, eins mit ihm im Leben und im Tode, die schwere Last der Schuld, die er zurückgelassen, auf ihre schwachen Schultern nahm und sie tilgte an seiner Statt. Die Schmach, die an seinen Namen geknüpft, sie ging unter in dem Ton der Ehrerbietung, des ungetheilten Lobes, mit dem der ihrige genannt wurde.

Sie selbst verschwand vom Schauplatz der Begebenheit, still, anspruchslos, klar und sicher ihres Thuns, verschwand nachdem sie vollbracht, weshalb sie gekommen war.

Johanna, die nach der entscheidenden Gerichtssitzung zu ihr geeilt war, fand sie nicht mehr in der von ihr bis dahin innegehabten Wohnung und niemand im Hause wußte ihr zu sagen, wohin sie sich gewendet. Sie hatte nicht nur die Wohnung, sie hatte die Stadt verlassen.

Johanna wollte alles aufgeboten wissen, ihren Aufenthaltsort zu erforschen, der Fürstin Schutz, ihre eigene Hilfe wollte sie der armen Verlassenen geboten wissen. Die Fürstin wehrte dem ungestümen Verlangen.

„Wer so unbeirrt den rechten Weg gegangen," sagte sie fest, „den muß man gewähren lassen in seinem Thun. Sie bedarf meines Schutzes, bedarf Ihrer Hilfe nicht. Die Einsamkeit, die sie wählt, ist mir heilig, die Selbstständigkeit, die sie sich bewahrt, unantastbar. Bedarf sie unserer, wird sie kommen, aber keiner von uns hat das Recht, sich ihr aufzudrängen."

Seufzend mußte Johanna der Fürstin Recht geben.

So war denn Richards sehnsüchtiger Wunsch, sein Streben, seine Hoffnung mit Erfolg gekrönt, seine Unschuld ans Licht gezogen, seine Ehre gereinigt vor der Welt, aber ach, um welchen Preis!

Er eilte, sobald er die Nachricht bekam, augenblicklich nach B...., eilte zu Johanna. Abschiedsgedanken im Herzen, Abschiedsthränen in den Augen, gewaffnet gegen sein Mitleid, seinen Edelmuth, mit tausend Gründen beides zu bekämpfen, trat sie ihm entgegen, aber sie war nicht gewaffnet gegen die Liebe, das tiefe Rechtsbewußtsein, das klare Verständniß und sichere Ehrgefühl, das alle ihre trügerischen Argumente siegend bekämpfte und alle falschen Opfer zurückwies.

„Liebe für Liebe, Herz um Herz," die Forderung machte er zum Kern der Frage und diese Forderung konnte sie ihm nicht versagen.

„O Gott, wie gern behalte ich Unrecht gegen Dich," flüsterte sie mit vor seligem Glück klopfendem Herzen und aus diesem Eingeständniß erblühte ihr das schönste Recht, das Recht der Liebe.

Sie wurde Richards glückliche Gattin. Sie vertauschte die Heimat, die ihre edle Beschützerin ihr bisher geboten und ihr bewahrte, mit der neuen, die treue Liebe für sie geschmückt, mit der so recht eigentlichen Heimat des Weibes.

Strahlend vor Liebesglück, reich an seliger Hoffnung, gereift durch das Leben, trat sie über die Schwelle des Hauses. Zurück blieb, was sie irre geführt und das vom dornigen Baum der Erfahrung gepflückte Reis wahrer, inniger Herzensdemuth, es trieb neue Zweige und umschloß, eine blühende Hecke, das Paradies des Hauses.

Der kindische Hochmuth, die falsche Sicherheit, die Selbstüberschätzung und unbegründete Rechthaberei, sie fanden nicht mehr Raum mit ihrem wuchernden Unkraut, die Blüthen häuslichen Glückes, wirklichen Seelenfriedens zu ersticken und wo gar noch der alte Feind einen Schlupfwinkel fand oder eine verhüllende Maske, sich unerkannt einzuschleichen, da leuchtete ihm der untrügliche Strahl richtiger Selbsterkenntniß in das falsche Antlitz und in Schatten und Nebel zerfloß er vor dem herzhaften Stoßgebet: Führe mich nicht in Versuchung!

Möge sie jeder im Herzen tragen, die unerläßliche Bitte und die am meisten, die in stolzer Sicherheit auf den irrenden, fehlenden Nächsten herabzusehen sich berufen fühlen.

Demuth ziemt jedem, aber im unverwelklichen Kranz weiblicher Tugend bleibt sie die schönste, holdeste Blüthe.

Drei Tage aus dem Leben eines Pfahlbaudorfes.

Von Hermann Wagner, illustrirt von H. Leutemann.

Der dritte Tag.

Es herrschte eine außerordentliche Aufregung in Patschelhausen, dem letzten der Pfahlbaudörfer, das mitten im Hinterwaldsee lag; es war etwas Besonderes vorgefallen, das alle Gemüther in Anspruch nahm. Der lange harte Winter war ziemlich zu Ende, er hatte manches Uebel gebracht, manches Opfer gefordert. Hier gab's geschwollne Beine, dort Reißen in den Gliedern, allenthalben leere Kammern und schmale Bissen. Selbst die Pfähle mancher Hütten waren durch das Eis gelockert worden. Am schiefsten hatte sich eine Hütte am Ende des Dorfes geneigt und drohte jeden Augenblick mit Einsturz. Die Witwe, der sie gehörte, war deshalb mit ihrem Töchterlein eine

der ersten, welche sich zur Spinnstube am andern Ende des Dorfes einfand. Nicht lange währte es, so war der Raum gefüllt von alten und jungen Frauen und Mädchen, die aber diesmal ihre Zungen ausnahmsweise schneller tanzen ließen als ihre Spindeln. Vor allen war Schnickelinchen, die Tochter der erwähnten Witwe, die Gefeierte des Abends. Ihr Schatz, der verwegene Jäger Lauferum, war heute wiedergekommen, nachdem er ein halbes Jahr lang spurlos verschwunden gewesen. Er war, wie es hieß, weit, sehr weit weggewesen, hatte Unerhörtes erlebt und Dinge mitgebracht, die niemand glauben konnte, der sie nicht selbst gesehen. Gleich heute Abend sollte eine Versammlung beim Oberfischer und Ortsvorsteher sein und es sollten dort die wichtigsten Dinge berathen werden. Alle übrigen Mädchen drängten sich um die glückliche Jägerbraut und bestürmten sie mit Fragen: was ihr Liebster ihr von seiner abenteuerlichen langen Fahrt mitgebracht, ob gelbe Bernsteinperlen, bunte Glasstückchen oder gar ein theures Bronzearmband? — Von alle dem kam nichts zum Vorschein, — statt alles Schmuckes erschien — eine eiserne Nähnadel! die erste ihres Geschlechts, die in Patschelhausen gesehen ward. Ein allgemeines „Ah!" begrüßte sie. Bis dahin hatte man sich nothdürftig mit Fischgräten, Steinsplittern und mit Knochenspitzen geholfen, nur vom Hörensagen hatte man erfahren, daß drunten im Lande Fürstentöchter mit Nadeln aus Bronze näheten, jetzt blinkte in der Hand des armen Mädchens die blanke Eisennadel allen entgegen; sie war dadurch zur Reichsten im ganzen Pfahldorfe geworden. Gleich einem kostbaren Demantring, der Fürstenthümer werth ist, ging das glänzende Kleinod von Hand zu Hand.

„Wißt ihr," sagte die Glückliche geheimnißvoll zu dem lauschenden Kreise, „wißt ihr, daß ihr alle solche Nadeln bekommen könnt, wenn der Vorschlag durchgeht, den mein Schatz dem Obermann jetzt macht? Er will ihm sagen, daß wir alle nach dem Lande übersiedeln sollen. Dorthin kommt dann der Händler mit Packpferd und Esel nächsten Sommer und bringt viele Nadeln mit und hundert andere, noch schönere Dinge. Hierher aufs Pfahldorf mag er nicht, denn hier ist nichts für ihn zu handeln als faule Fische!"

Und der Jäger Lauferum war wirklich beim Obermeister Unkerich zur Volksversammlung. Zwei Parteien standen sich seit geraumer Zeit schon im Dorfe gegenüber. Der Bauer Krabbelich und der Melker Beummeran standen mit dem Jäger an der Spitze der jüngeren Leute, deren Losung es war: „Fort vom Wasser, aufs trockne Land!" Die Alten, geführt vom Obermeister Unkerich, dem alten Fischer Neumond und dem Steinschleifer Schnarpfen, bildeten die Wasserpartei, die Leute der guten alten Pfahlzeit. Sie waren es, die bisher die Pfahlansiedelung immer noch gehalten und alle Neuerungsversuche zurückgewiesen hatten. Jetzt war beim Frühlingsanfang der alte Antrag auf Auswanderung von neuem angeregt und lärmend und stürmisch von dem jungen Volke unterstützt.

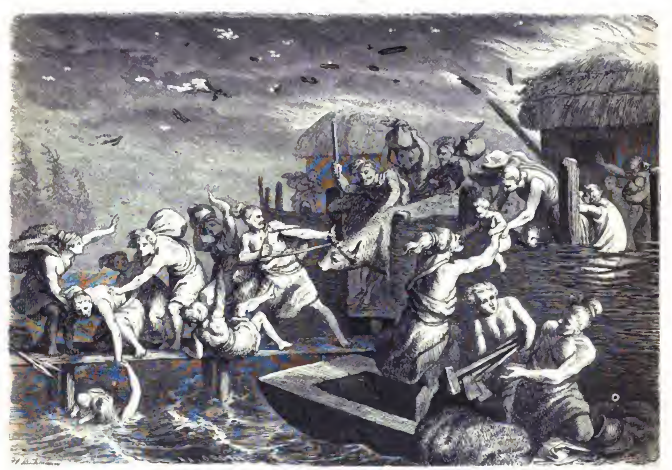
Der alte Neumond nahm das Wort: „Werthe Pfahlgenossen, laßt mich in Kürze daran erinnern, welche Wichtigkeit unser geliebter Heimatsort für uns alle hat. Als unsre Voreltern vom fernen Osten hierher kamen an die Ufer des grünen Sees, wohnte hier ein scheußliches Geschlecht von Menschenfressern, Wesen, die wilder waren als Höhlenbären und Wehrwölfe, die an Ungeschlachtheit und an Wildheit schlimmer waren als Einhörner und Zottelelephanten, als Urochsen, Riesenhirsche und Schelche im Sumpfwald. Wehe dem Unglücklichen, der sich vom großen Lager entfernte und diesen Scheusalen in die Hände fiel. Gegen diese Ungethüme halfen weder Feuersteinspieße noch Steinäxte, weder Knochenpfeile noch selbst die grünen, scharfen Messer, die theuren Kleinodien aus der fernen Urheimat. Gegen sie half nur die Flucht aufs Wasser. Patschelhausen ward die rettende Burg vor den Menschenfressern und vor den Ungeheuern der öden Wildniß! Hier schienen Sonne, Mond und Sterne doppelt, die einen droben herab vom Himmel, die andern drunten aus der klaren Tiefe. Wer von uns, dem das Andenken an unsre Ahnen werth ist, wem noch ein Funken Ehrfurcht vor den leuchtenden Gestirnen, eine Spur von Dankbarkeit gegen den schützenden und nährenden Geist des Sees im Herzen wohnt, wer möchte, einem unruhigen Menschen zu Gefallen, die traute Hütte verlassen, in der er das Licht des Tages zuerst erblickt, wer den See, dessen Wellen das Schlummerlied an seiner Wiege sangen. Ich und die Meinen, wir bleiben hier, so lange noch ein Pfahl aus dunklen Fluten ragt!" Beifälliges Gemurmel der Alten begleitete sein Schlußwort.

Der Jäger erhob jetzt seine Stimme: „Vor sechs Monden war es," begann er, „als ich mit meinem Spieß und mit Krummbein, dem guten Hund, zum Jagen auszog. Ich wollte Wintervorrath schaffen um jeden Preis, denn die schlechte Zeit war vor der Thür. Drei ganze Tage lang war ich durch alle Schluchten des Gebirges gekrochen gleich einem Fuchse, kaum daß ich eine alte Spur von einem alten Thiere sah; kein kräftiges Stück ist mehr vorhanden, noch weniger zu fällen. Die wenigen schwachen Hirsche und Rehe sind scheu wie Dohlen. Seit Jahren schon sind die Elennthiere todt. Seit unsre Nachbarn drunten die Bronzewaffen sich verschafften, erlagen die Wisents und die Ure. Selbst den alten Bären ward's unheimlich; sie verkrochen sich im Felsgeklüft am Eise droben — uns ist kein Schwanz von gutem Wild geblieben. Beim Licht des Mondes hatte ich mir's geschworen: nicht mit leeren Händen nach Hause zurückzukehren. Die Noth der Meinen und den Spott der alten Fischer wollt' ich mit einem Schlage enden. So stieg ich ruhlos weiter und weiter, kaute Wurzeln gegen den Hunger und war glücklich einen Waldkauz in seinem Loche zu erhaschen. Ich verzehrte den Todtenvogel mit Haut und Haaren.

„Am vierten Morgen machte mich der Frost frühzeitig munter. Dicker Nebel lag auf dem Walde. Mich fror und hungerte und ich schritt ingrimmig hastig weiter. Gegen Mittag war's, da ging der Wald zu Ende. Der Wind vertrieb den Nebel und ein Land lag vor mir, wie ich's noch nie gesehen! Am Ufer eines großen Sees lag Dorf bei Dorf, die Häuser aus Steinen aufgeführt, die Dächer mit Schilf und Brettern gedeckt. Ringsum wogte auf den Feldern das Getreide, das eben eingeerntet ward. Die Leute waren lustig und guter Dinge, gut gekleidet und gut genährt, mit dicken rothen Backen, die Häuser voller Vorrath, die Auen und Ställe voller Vieh. Und just, als ich eintrat ins erste Dorf, liefen Jung und Alt zusammen nach dem Platze unter einem hohen Baume. Dort hielt ein fremder Krämer, der weit, weit hergekommen. Er packte seine Schätze aus: gelbe Spangen und Ringe, blanken Glasschmuck, Trinkgefäße, dann aber zu meinem höchsten Erstaunen Nadeln und andre Dinge aus einem neuen Stoffe, aus E i s e n! Ihr wißt nicht, was Eisen ist! Hier seht es!" Damit wickelte der Jäger ein Päckchen auf, das er unter seinem Wamse bisher sorgsam verborgen; eine blanke Pflugschar und ein scharfes Schwert kamen zum Vorschein. Sie blinkten wie Mond und Sonne beim Schein des Kienspahns, der das Gemach mit trübem Licht erhellte.

Nachdem er ausführlich den Staunenden erklärt, wozu die beiden Dinge dienten, nachdem er ihnen gezeigt, wie sehr ein Eisenschwert die beste Steinwaffe weit übertrifft, wie der Pflug in ein Holzgestelle eingefügt und von einem Thiergespann gezogen wird, fuhr er fort: „Ich Armer hatte gar nichts, um etwas von den Kostbarkeiten zu erhandeln, da bot ich mich dem fremden Manne als Führer und Diener an. Ich zog mit ihm nach seiner Heimat, sah, wie man dort das Eisen aus dem Berggestein gewinnt, es ausschmilzt, dann mit dem Hammer formt, es glüht und härtet. Folgt meinem Rathe, laßt das morsche, nasse Patschelhausen. Baut euch drüben auf dem Lande an. Haltet dort mehr Vieh, es wird euch nähren und euren Acker bauen. Ihr werdet Ueberfluß an Speise haben, wie jetzt an Hunger. Eure Kinder werden auf Blumenmatten mit den jungen Ziegen um die Wette springen, und nicht beim kleinsten Fehltritt dem falschen Wassernix zum Opfer fallen. Habt ihr Ueberfluß, so kommt der fremde Händler auch zu euch. Euren Frauen bringt er schönen Schmuck und blanke Eisennadeln, Scheeren, die besser als das schärfste Messer schneiden. Euch Männern bringt er Eisenspitzen zu Speeren und Pfeilen, Schwerter, schöner noch als dieses. Seid ihr so bewaffnet, dann wollen wir den Schurken sehen, der uns noch wie jetzt: „Wasserpatschler" und „Frösche" schimpfen wird. Ich werde der erste sein, der morgen schon hier abzieht. Die alte Hütte mag zerfallen, ich richte sie nicht wieder auf. Wer's mit mir hält, der folge mir." Ein wildes Rufen durcheinander war die Antwort. Die alten Wasserfreunde beschuldigten den Jäger des Aufruhrs und verlangten strenge Strafe. „Er mag gehen," rief der Obermann, „aber die Hütte seiner Verlobten setzt er erst in Stand und drei neue Pfähle schlägt er zum Stege ein, wie es Gesetz ist, — sonst gibt die Gemeinde es niemals zu, daß er ein Mädchen aus dem Orte freit." Am schlimmsten war der alte Steinschleifer gegen die unerhörten Neuerungen erbittert; alle seine Schätze an Steingeräthen verloren schon heute durch das Eisen, diese scheußliche Erfindung böser Geister, ihren Werth. Wer weiß, wie noch dies Durcheinander geendet haben würde? Bereits drängten sich die herzugekommenen Frauen, zum Frieden mahnend, zwischen die Er-

hitzten, da drang von draußen ein gellender Schrei durch das Getümmel: „Der Föhn ist los! Fackeln weg! Die Feuer aus! Fort, fort nach euren Hütten!" Kaum aber begann das erschreckte Volk sich zu zerstreuen, als auch schon der Feuerruf vom südlichen Ende her durch die Nacht drang. Das Strohdach einer Hütte flammte bereits hell auf. Der Sturm trug die brennenden Strohbüschel weit übers Dorf und fachte jeden fallenden Funken zur neuen Flamme an. Noch hatten viele ihre Wohnungen nicht ganz erreicht, um die schlafenden Kinder und ihre Habseligkeiten zu retten, so wogte alles gleich einem Feuermeer. Garben von loher Glut loderten, glühende Rauchsäulen und die hellen Flammen stiegen auf durch die schwarze Nacht gepeitscht von den rasenden Stößen des entfesselten Sturmes. Ueber



Untergang des Pfahlbaudorfes.

den See her brausten die Wogen gegen das Pfahlwerk, der weiße Gischt überspritzte den schmalen Steg, den einzigen Rettungsweg zum Lande. Feuer, Luft und Wasser schienen im Bunde gegen die Aermsten, nur das Land bot ihnen Zuflucht und Hilfe. Eine höhere Macht hatte den Streit der Parteien rasch entschieden. „Land!" war jetzt das allgemeine Losungswort. Man bauete sich auf dem festen Boden an, man begann die harte Scholle mit dem Eisen umzubrechen.

War bisher der unsichere Gewinn der Jagd und Fischerei die Hauptgrundlage der Existenz gewesen, Körnerfrucht und Viehzucht nur nebenbei, so kehrten durch des Eisens Hilfe die Verhältnisse sich völlig um. Wohlstand und Ueberfluß zog in die Hütten ein, dann nahte auch der fremde Händler. Er brachte Schmuck und neue Werkzeuge. Statt der alten, kaum spannenlangen Säge aus Holz und Feuerstein kamen Sägen aus Eisen in der Männer Hände, Eisenbohrer statt jener mühsam aus Knochen geschnitzten, Eisenhaken fingen jetzt die Fische, eiserne Hacken, Aexte, Schaufeln und Spaten halfen beim Bau des Hauses und des Landes. Als höchst schätzbare Gabe brachte der fremde Händler auch mancherlei Sämereien mit, so Kerne von besserem Obst, von Gemüse und Gewürzen. Da ging der alte Küchenzettel mit Fuchscottelet und sauern Aepfelschnitzeln auch zu Grabe. Knödel und Schmarren traten kühn ins Dasein und statt halbfauler Fische, die ehedem an Schnüren rings um die Hütten hingen, dufteten jetzt Thymian und Rosmarin, Salbei und Lavendel im Küchengärtchen um das Haus. Manches Topfgeschirr war zwar beim nächtlichen wilden Auszug in Stücken gegangen. Jeder hatte aber doch etwas von seiner Habe ins Trockne gebracht und in wenig Jahren war jeglicher Verlust vergessen über den Vortheilen, welche die neue Lage bot. Den alten Wasserfreunden ließ man ihr Vergnügen am Fischen, so viel sie selbst darnach begehrten, ja selbst das abgebrannte Dorf mit seinen verkohlten, morschen Pfählen ward mit der Zeit verklärt. Es ward durchs Märchen zum „Feenschlosse" im tiefen See, in welchem schöne Seejungfrauen und Wassernixen wohnen und die versunkenen Schätze hüten, bis sie in neuster Zeit die Pfahlbaujäger mit Baggern und Pfahlscheere wiederum ans Licht der Sonne förderten.

Am Familientische.

Tukulito, das Eskimomädchen.

Vor kurzem wurde die Neugierde der Pariser vornehmen Welt auf den Champs-Elisées und Boulevards durch eine junge Frau von eigenthümlichen Gesichtszügen erregt. Sie war klein und blaß, sprach mit etwas fremdartigem Accent englisch und erschien stets in Begleitung eines eleganten Herrn und einer älteren Dame. Man erkundigte sich, wer sie sei, und erfuhr Folgendes. — Diese junge Frau, die heute einen der größten Namen Englands trägt, hieß noch vor drei Jahren Tukulito, und bewohnte inmitten ihres Volkes, der Eskimos, die Bucht von Grinell, in der Gegend des 60. Grades n. Br. Anstatt der reichen Gewänder, die sie heute schmücken, trug sie in ihrem Vaterlande eine Art Wamms aus Seehundshaut, das mit Arabesken von rother und weißer Wolle eingefaßt war. Ein Beinkleid, aus demselben Pelzwerk gefertigt, fiel von ihrer Taille bis auf das Knie herab. Ihr langes, pechschwarzes Haar, war über dem Kopfe mit einem großen blauen Bande zusammengeknüpft. Sie war eine Waise; eine mitleidige Frau ihres Stammes hatte sie adoptirt. Mit dieser brachte sie die seltenen Wochen des kurzen Sommers unter einem Tupu oder Rennthierfellzelte zu, und neun Monate des Jahres in einem

Iglu, d. h. einem Hause, dessen Mauern aus zusammengefrorenen Schneeblöcken und dessen Dach aus demselben Baumaterial besteht. Im Mittelpunkt dieser seltsamen Behausung brennt, während der langen neunmonatlichen Nacht, unaufhörlich eine steinerne Lampe, deren Docht durch Seehundsfett genährt wird. An dieser Lampe trocknete sie auch ihre feuchtgewordenen Kleider und erwärmte ihre frosterstarrten Hände, wenn sie etwas zu nähen hatte. Es wird die Leserin interessiren zu hören, daß ihre Nähnadeln aus Knochen und ihre Fäden aus Thiersehnen bestanden.

Die Eskimos kennen kein anderes Mittel, als die erwähnte Lampe, um sich gegen die Strenge ihres Winters zu schützen, im Vergleich mit welchem der unsrige nur eine Art Sommer ist. Wenn die gescheiterten Schiffe der Europäer auf ihre Küste Holztrümmer werfen, verwenden die Eingebornen sie nur, um Schlitten daraus zu machen, aber niemals denken sie daran, es anzuzünden, um sich daran zu erwärmen. Ebenso ließen sie die zahlreichen Steinkohlenstücke, die Lady Franklin auf verschiedenen Theilen der Polarländer hatte ausstreuen lassen, in der Hoffnung, daß sie ihrem unglücklichen Gemahl dienen könnten, unangetastet liegen.

Vor drei Jahren machte Lord Frederick Fitz*** als Kadett der englischen Marine, eine Reise mit auf dem George-Henry, der zur Aufsuchung Sir John Franklins ausgesendet war. Beim Beginn des Winters wurde das Schiff von Eismassen erfaßt und festgelegt, und während seine Cameraden verschiedene Expeditionen unternahmen, namentlich auf die Eisbärenjagd gingen, lag Sir Frederick, in Folge eines bedenklichen Falles, krank am Bord des Schiffes. Eines Tages kam ein junges Mädchen, das in einem mit zwölf Hunden bespannten Schlitten saß, ganz dicht an das Schiff herangefahren; ihre Neugierde wurde erregt, sie sprang heraus und auf das Deck hinauf und fing an, das „große hölzerne Haus der Fremden" zu untersuchen. Nachdem sie es in allen Winkeln und Ecken ungestört durchspäht hatte, traf sie zuletzt Sir Frederick, der auf dem Bette des Capitäns lag. Thränen traten in ihre Augen bei dem Anblicke des armen jungen Mannes, der seinem Ende nahe zu sein schien, und sogleich erbot sie sich durch Zeichen, den Kranken mitzunehmen und ihn in der Hütte ihrer Mutter zu pflegen. Die am Bord befindlichen Officiere nahmen das Anerbieten für ihren Cameraden freudig an und halfen Tukulito, dem jungen Eskimomädchen, Sir Frederick auf ihren Schlitten laden; sie gab ihren Hunden ein Zeichen und fuhr mit ihrem Patienten eiligst davon.

Nach zweistündiger Fahrt bei ihrem Iglu angelangt, legte sie den jungen Mann auf ein Lager von Pelzwerk, ging dann hinaus und kehrte einige Augenblicke später mit einem hölzernen Gefäß voll Seehundsblut zurück. Zu seiner größten Ueberraschung fand Sir Frederick, der sich anfangs weigerte, dieses seltsame Getränk anzunehmen, dasselbe bald „ganz vortrefflich," wie er sich selbst später darüber ausdrückte. Von nun an nahm er jeden Tag, nicht nur ohne Widerstreben, sondern mit wahrer Lust dieses Heilmittel zu sich, und fühlte dadurch allmählich seine Kräfte zurückkehren. Nach drei Monaten war er so weit gefördert, daß er, in grönländische Tracht gekleidet, mit den Eingeborenen in Kühnheit und Geschicklichkeit wetteiferte, sei es um einen Schlitten zu führen, sei es um Seehunde zu jagen, Felsen zu erklimmen und Vögelnester auf Klippen und Eisberge aufzusuchen.

Im April des folgenden Jahres war der George-Henry von den Eismassen, die ihn umgeben hatten, befreit, und schickte sich nun an, Anker zu lichten, um nach England zurückzufahren. Als Tukulito das vernahm, zog sie sich unter ihr Tupu, das am Strande des Meeres errichtet war, zurück. Dort suchte Sir Frederick sie auf und fand sie in Thränen gebadet.

„Schwester," sagte er zu ihr, wie seine Gewohnheit war, sie zu nennen: „Schwester, meine Mutter erwartet dich in England. Komm mit mir!"

Tukulito trocknete ihre Thränen, reichte ihm die Hand und begleitete ihn an Bord des George-Henry, der nach dreimonatlicher Fahrt glücklich in England landete.

Einige Zeit danach stellte Lady Fitz*** sie der Königin von England als ihre künftige Schwiegertochter vor. Die Königin erklärte, daß sie mit eigener Hand den Heirathscontrakt des Seeofficiers und Tukulitos unterzeichnen wolle. „Indes," fügte sie lächelnd hinzu, „da Ihr Name etwas seltsam ist, bitte ich meine junge Freundin, darauf zu verzichten und fortan sich gefallen zu lassen, Victoria zu heißen."

N. K.

Thiergefechte und Metzeleien im alten Rom.

Bewundrungswürdig ist, wie die alten Römer es möglich gemacht, für ihre Feste, die natürlich nie ohne Kampfscenen sein durften, eine Menge der unbändigsten und colossalsten Thiere herbeizuschaffen. Die ganzen zoologischen Gärten der Welt würden nicht im Stande sein, die Herden von Löwen, Tigern, Panthern, Elephanten u. s. w. unterzubringen, die in dem üppigen Rom an einem Tage der Schaulust des Publikums zum Opfer fielen.

Im Jahre 252 v. Chr. G. brachte Metellus auf Holzflößen 142 Stück (afrikanische) Elephanten, die er von den Karthagern erbeutet hatte, nach Rom. Seit dieser Zeit sind afrikanische Elephanten für lange nicht wieder nach Europa gebracht worden.

In neuerer Zeit erst hat unser Welttheil seine Bekanntschaft mit jenen Thieren erneuert und heute noch gehören sie lebend bei uns zu den Seltenheiten, die nur der zoologische Garten zu London, Paris und Antwerpen aufzuweisen hat.

Die Besieger Karthagos wußten keinen besseren Gebrauch von jenen Thieren zu machen, als sie zur Belustigung der gebildeten und ungebildeten Welt hinzuschlachten. Freilich gab es damals keinen Hagenbeck, keinen Jamrach, keinen van Aken, keinen Kreuzberg und keine zoologischen Gärten, die heutzutage recht gern 2—3000 Thlr. für einen jungen Afrikaner der Art bezahlen. Schon früher im Jahre 273 v. Chr. G. hatte Curius Dentatus, der Besieger des Pyrrhus, 4 Elephanten nach Rom gebracht, wohl die ersten, die man daselbst sah.

Das erste Flußpferd kam nach Rom im Jahre 58 v. Chr. G. und zwar durch Aemilius Scaurus. Das Thier erschien auf dem Kampfplatz in Gesellschaft von 150 Panthern und 5 Krokodilen. Später brachten Marcus Aurelius, Augustus und Antoninus dergleichen Bestien wiederholt nach Rom.

Das Rhinoceros und zwar das einhornige (Rhinoceros indicus) diente zuerst unter Pompejus der römischen Schaulust. Gleichzeitig mit dem Wunderthier standen 600 Löwen und darunter 315 männlichen Geschlechts, ferner 410 Panther und 20 Elephanten auf der Wahlstatt. Das zweihornige Rhinoceros von Afrika kam erst durch Domitianus nach Europa, ein Ereigniß, auf welches Denkmünzen geprägt wurden, die uns heute noch aufbewahrt sind.

Cäsar ließ neben 400 Löwen, sämmtlich mit Mähnen, die erste Giraffe auftreten. Derselbe Domitianus, welchem Rom das erste afrikanische Rhinoceros zu verdanken hatte, fuhr im Jahre 90 v. Chr. G. mit einem Gespann Auerochsen. Es ist dabei freilich nicht zu entscheiden, ob dies unser heutiger von den Römern allerdings zumeist Bison genannter Auerochse des litthauischen Urwaldes von Bialowitz gewesen oder der vielleicht schon im zeitigen Mittelalter ausgestorbene Urstier (Urus), dessen Cäsar als gewaltigstes Jagdthier der alten Germanen gedenkt.

Honorius ließ seinen Triumphwagen mit Tigern bespannen und Caligula fuhr mit Kameelen durch die Stadt.

Hyänen und den Condoma (unsere Kudu-Antilope, Antilope strepsiceros) wurden durch Antoninus in der Weltstadt zur Schau gestellt, von anderen Antilopen der Addax und Gazellen durch Theodosius.

Strauße wurden von Domitianus gehetzt, den flüchtigen Thieren die Köpfe abgeschlagen, um die Masse damit zu ergötzen, die enthaupteten Vögel noch eine Strecke fortrennen zu sehen.

Probus ließ auf der Arena einen Wald von Bäumen pflanzen und setzte unter anderen 1000 Strauße hinein, ferner 1000 Hirsche, 1000 Wildschweine, 1000 Damhirsche, 100 Löwen und ebensoviel Löwinnen, 100 Leoparden von Lydien, 100 von Syrien und 300 Bären.

Adrianus wußte seinen Geburtstag nicht würdiger zu feiern, als indem er 1000 Löwen in den Circus brachte, deren 100 Stück und nebenbei ebensoviel Panther niedergemetzelt wurden.

Marcellus ließ bei einem seiner Feste 600 Panther umbringen und stellte gleichzeitig auf dem Forum einen Königstiger und eine gewaltige Schlange von 80 Fuß Länge aus.

Flaminius dämmte den Tiberfluß ab, verwandelte das Forum in einen See und setzte darin 36 Krokodile aus, um sie Stück für Stück in Stücke hauen zu lassen.

Ein jeder suchte den anderen zu überbieten, gleich wie unsere Menageristen und Thierbändiger das auch thun. Kaiser Galba hatte Elephanten abgerichtet, auf dem Seile zu tanzen und unter Nero im Jahre 58 v. Chr. G. sah man einen berittenen Elephanten auf einem quer über die Arena gespannten Seile spazieren. Man erzählt, daß jene zu dergleichen Kunststücken abgerichteten Elephanten junge in Rom geborene (?) Thiere gewesen seien.

Das großartigste Fest der Art war das 1000jährige Jubiläum der Gründung Roms. An diesem Tage ließ Gordianus 32 Elephanten, 10 Eland-Antilopen, 10 Tiger, 60 Löwen, 30 Leoparden, 10 Hyänen, 1 Nilpferd, 1 Rhinoceros, 10 Giraffen, 20 Wildesel, 40 Wildpferde und noch eine Menge anderer Thiere auftreten, die sämmtlich auf dem Kampfplatz hingeschlachtet wurden.

Ein Augenzeuge erzählt, daß unter Trajan zur Feier seiner Ueberwindung des Decebalus, Königs der Parther, mehr als 11,000 wilde und zahme Thiere sterben mußten. Selbst der gerühmte Titus ließ bei der Einweihung des colossalen von ihm erbauten Amphitheaters 9000 Thiere niedermetzeln. Dem Augustus sagt man rühmend nach, daß er zur Belustigung seines Volkes in Summa 3500 wilde Thiere abgeschlachtet habe.

Das Eisschießen, ein Wintervergnügen der österreichischen Alpenbewohner.

Die Wiener Jagdzeitung beschreibt ein sehr interessantes Nationalspiel in den österreichischen Alpen und dem bayrischen Hochgebirge, welches der Schilderung nach eine Verpflanzung des seit jüngster Zeit auch in Deutschland sehr verbreiteten Kugelspiels la boccia aufs Eis ist. Das Kugelspiel besteht darin, daß zwei Parteien mit verschieden gefärbten Kugeln einer ausgesetzten Kugel am nächsten zu kommen und diesen Zweck theils durch Anschieben an dieselbe, theils durch Wegsprengen der fremden Kugeln, resp. der ausgesetzten selbst, zu erreichen suchen. Auf dem Eise hat das Spielzeug selbst eine abweichende Form; jeder Mitspielende erhält eine aus hartem, trocknen Holze gedrehte Scheibe, welche sich nach dem Mittelpunkte zu auf der Oberfläche birnen- oder glockenförmig erhebt, und in eine festeingelassene Handhabe endigt. Die untere glatte Fläche wird auf das Eis aufgesetzt, und der Eisstock auf der glatten Bahn herausgewirbelt, wie eine Kugel beim Kegelspiel. Eine längere oder kürzere Bahn wird abgesteckt; an dem einen Ende ein Zeichen in das Eis gehauen, das den Ort des Antritts bezeichnet, an dem andern ein gleiches, das das Ziel vorsteckt. Diese beiden Zeichen heißen die Fußen. Einige Schritte hinter dem Ziele ist ein flaches Loch im Eise (Matzen, Lager), in welches ein kugelförmiges, aber mit Ecken versehenes Stück Holz (der Hase), gelegt wird. Es gilt nun, vom Fußen aus seinen Eisstock dem Hasen am nächsten zu bringen, oder ihn selbst zu treffen und mitzunehmen (Hasenholen). Die Eisschützen theilen sich in 2 Parteien, und zwar so, daß jeder Schütz einen Probeschuß thut; die eine Partei bildet die Hälfte, deren Stöcke dem Hasen am nächsten liegen (die Engen), die zweite die entfernteren, (die Weiten), jede Partei hat einen Anführer (Mohr, Meier); wessen Stock dem Hasen am nächsten liegt, ist der Engmeier; wessen Stock am weitesten abliegt, der Weitmeier. Der Meier hat den ersten und den letzten Schuß in der Partie. Sind die Parteien ungleich, so hat der zweitnächste als Hängauf ebenfalls zwei Schüsse. Der Weitmeier thut den ersten Schuß; nach ihm folgt der Engmeier. Gelingt es dem letzteren, den Stock seines Gegners abzutreiben oder näher an den Hasen zu kommen (Schuß zu machen), so läßt der Weitmeier seine Parteigenossen schießen, bis einer Schuß macht; gelingt es ihm nicht, müssen die Engen so lange schießen, bis sie näher an den Hasen kommen. Haben alle Theilnehmer geschossen, zuletzt die beiden Meier, so hat die Partei, deren Stock am nächsten liegt, ein

Both gewonnen; 3 Bothe machen eine Partie. Hat eine Partei dem Hasen in einem Bothe 3 Stöcke am nächsten geschoben, so ist die Partie sogleich gewonnen und die Gegner sind geschneidert.

Dieses Spiel erfordert eine große Kraft und Gewandtheit: es gibt Spieler, die sich durch ihre Fertigkeit darin einen weitberühmten Namen gemacht haben. Es wird mit solcher Leidenschaft gespielt, daß förmliche Wetten und Wettkämpfe zwischen den Dorfschaften stattfinden, die dazu ihre besten Spieler stellen, und daß man oft bis spät in die Nacht hinein bei Laternen- oder Fackelbeleuchtung fortspielt. Dies spannende und kraftübende Volksvergnügen verdient wohl auch in unsere Gegenden verpflanzt zu werden, als eine Art Turnspiel, besonders da, wo eine längerandauernde glatte Eis- (oder auch Schnee-) Bahn nicht zu den Seltenheiten gehört.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Auch in unsere abgelegne Gegend ist die Kunde von den Leistungen der Nähmaschine gedrungen. Woher stammt dieselbe eigentlich und wer hat sie erfunden? Sind die Vortheile, die sie gewährt, wirklich so außerordentlich?

Ottilie P. in B.

Antwort. Die Nähmaschine ist von einem Amerikaner, Namens Elias Howe, im J. 1846 erfunden worden. Seitdem ist diese Erfindung vielfach entwickelt und verbessert worden; heutzutage kann eine ordentliche Nähmaschine nicht nur nähen, sondern auch einen Saum, ja sogar eine Einfassung machen, eine Falbel legen und sie besser und schneller annähen als die gewandteste Näherin. Denn eine Frauenhand kann nur ca. 25—30 Stiche in der Minute machen; die Maschine macht gewöhnlich 5—600, ja zuweilen über 1000 Stiche in der Minute. In New-York gibt es eine Fabrik, die 400 Maschinen beschäftigt und wöchentlich 10,000 Hemden fertig liefert.

Frage. Sind Gustav Adolf und Karl XII. meuchlerisch getödtet werden oder nicht?

F. K. in Augsburg.

Antwort. Es steht historisch fest, daß Schwedens großer König die Todeswunde von meuchlerischer Hand empfangen hat. Im linken Arm durch einen Pistolenschuß verwundet, war er im Begriff, sich aus dem Gefecht zurückzuziehen, als ein kaiserlicher Reiter (man glaubt, es sei ein Obristlieutenant von Falkenberg gewesen), den niemand für einen feindlichen hielt, auf zehn Schritte herankam und ihn durch den Rücken schoß, so daß er vom Pferde stürzte. Doch war er nicht todt, ein Küraissier gab ihm den Rest, indem er ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. — Auch Karl XII. wurde meuchlings erschossen. Die näheren Umstände finden Sie in jeder guten Weltgeschichte.

Frage. Wie werden Pfauen am schmackhaftesten zubereitet? In meinem Kochbuche habe ich darüber nichts gefunden.

R. W. in P.

Antwort. Wenn Sie darüber in Davidis Kochbuch nichts finden, so wissen wir Ihnen auch nichts zu rathen.

Räthsel.

I.

Die erste Silbe ist nicht schwer,
Und darum auch nicht schwer zu rathen;
Die zweite zähle nicht zu sehr
Bei unsern Räthseln und Charaden;
Trittst du darauf, ist's ein Verstoß,
Obwohl du sie zum Treten hast;
Im Leben sei, ob klein ob groß,
Ganz deinen Mitteln angepaßt,
Für Pferde ist ein Lob das Ganze,
Für Menschen höchstens bei dem Tanze.

II.

Zwei Silben bilden dieses Wörtchen,
Wie viele zogen schon hinein,
Und suchten in dem kleinen Oertchen
Befreiung sich von Schmerz und Pein.
Setzt vor die erste nun die letzte:
Kommt es zu ungelegner Zeit —
Wie manche gute Hausfrau setzte
Es da schon in Verlegenheit.

III.

Ein Dichter, welchen Deutschland kennet,
Deß Name hohe Geltung hat.
Wenn man davon ein Zeichen trennet,
So wird der Dichter ein Soldat.

Rebus.



Für das kleine Daheim.

Rebus.

Räthsel.

I.

Am Eise war's, und doch zur Sommerzeit,
Ein Architekt, der saubre Schlösser baute,
Und der, sobald der frühe Morgen graute,
An seine Arbeit ging mit Emsigkeit,
Doch ohne Kopf ist es ein Vögelein,
Das in den Buchen zwitschert seine Weise;
Kopflos im Walde, mit dem Kopf am Eise,
— Nun rathe du, was wird das sein?

II.

In dem Röckchen von Glas
Steckt ein Herzchen, das ist naß
Auf dem Köpfchen so stolz
Trägt's ein Hütchen von Holz.

III.

Die ersten Silben nennen dir
Ein tückischen und geflügelt Thier.
Der Sonne Glanz ist ihm verhaßt
Am Tage hält es Ruh und Rast.
In meine letzten schauen gern
Die Damen und die eitlen Herrn,
Das Ganze beider Worte war
Ein kluger Narr, ganz offenbar,
Der manchen Schwank und Streich gemacht,
Darüber man noch heute lacht.

Briefkasten.

C. H. zu R. bei H. am Neckar. Wir sind keineswegs „gegen Lieder verstimmt, auch nicht gegen die sieben Lieder „aus Wald und Au," die Sie uns gütigst zusenden. Dieselben lesen sich recht gefällig und anmuthig, wie zahlreiche andere, die uns täglich zugehen, sie sind aber eben so wenig wie die meisten andern — gestatten Sie uns diese offene Bemerkung — dazu angethan, auf den einmal gegen Poesie, besonders gegen lyrische, eingenommenen Zeitgeschmack irgendwie umgestaltend einzuwirken. Es ist unsere Ueberzeugung, daß in unseren Tagen zu viel Verse gemacht und gedruckt werden, daraus erklärt sich, zum Theil wenigstens, die Apathie des großen Publikums gegen alle Poesie. Nur durch sorgfältigste Auswahl, Selbstbeschränkung und Mittheilung durch aus mustergültiger Gedichte läßt sich dagegen mit Erfolg ankämpfen.

L. Y. Z. in E. Ihre Bitte soll erwogen und, wenn irgend möglich, berücksichtigt werden.

G. R. in B. Das von Ihnen vorgeschlagene Thema scheint uns wirklich zu oft behandelt worden zu sein, wir müssen deshalb dankend ablehnen.

F. K. in A. Ueber die Aufbewahrungsmappen nächstens weitere Mittheilung.

Hrn. A. M. im Haag. Besten Dank für die Uebersendung des „Dagblad" mit seinem freundlichen: „Der redactie van Daheim van haarte een: Glück auf."

J. M. in Andernach a. Rh. Rebus richtig gerathen. Ihre Zustimmung ist uns natürlich auch willkommen.

R. v. S. in Berlin. — Der Verfasser der „Lebensbilder zeitgenössischer Poeten," Dr. Wilhelm Herbst, ist Director des Gymnasiums in Bielefeld.

Fortwährend gehen uns theils richtige, theils falsche Auflösungen unserer Räthsel und Rebusse zu, die von einem freundlichen Interesse an unserm Blatte zeugen; da sie aber meist uns dann erst erreichen, wenn die Auflösungen bereits in der Presse sind, verzichten wir auf ihre namentliche Anführung im Briefkasten.

Den Postabonnenten, welche wegen Ausbleibens von Nr. 14 und 15 reclamirt hatten, zur Nachricht auch für künftige Fälle, daß die Post jedesmal erst den Eintritt des wirklichen Kalenderquartals glaubt abwarten zu müssen, ehe sie die erschienenen neuen Nummern des Daheimquartals ausgibt. Um die dadurch eintretende momentane Differenz von 2 Wochen zwischen Buchhandel und Post wieder einzubringen, werden die betreffenden beiden Nummern dann rasch hintereinander vom Zeitungs-Comptoir versandt. Diese einmalige Stockung ist sehr unangenehm, und wir werden trachten bei passender Gelegenheit die beiden Wochen einzubringen, so daß alle Abonnenten die Nummern zu gleicher Zeit erhalten.

Auflösung der Räthsel in Nr. 17.

I. Löwenmaul — Leumund. II. Armbrust. III. Storchschnabel. IV. 1. Zuflucht. 2. Nibelungen. 3. Flibustier.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Willig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Februar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 19.**

Am Strande.

Novelle von Cl. Bülow.

Wunderbares tiefes Meer! wie sehr gleichst du dem Menschenherzen, und deshalb wohl sein tiefinnerster Zug zu dir hin! Kann nicht das Herz wie du mild und freundlich schlagen, und den Himmel, den endlosen, herabziehen in seinen endlichen Raum? Kann das Herz nicht wie du stürmen und beben unter der Riesengewalt seiner Leidenschaften? Ruhen nicht in dem Herzen auch echte Perlen, wie im Meeresgrunde, und es bedarf nur des kühnen Tauchers, sie emporzuholen?

Also dachte der jugendliche Wandrer vielleicht auch, der den Strandweg rüstig dahinschritt, und plötzlich stehen bleibend sich zu dem noch jüngern Begleiter umwandte: „Sieh jetzt einmal aufs Meer, Friedrich, sieh wie die letzten Sonnenstrahlen es verklären. Ist's nicht so, als wollt' es mich grüßen in seinem glänzendsten Kleide?“ „Hast Recht,“ sagte Friedrich tief athmend; „das Meer ist heute sehr schön, das kommt, weil die Sonne so glühend untergeht. Hast aber wohl viel mitgebracht von der Wanderschaft, Andreas? Dein Ranzen ist gewaltig schwer!“

„Habe ordentlich gelebt, Friedrich, habe gespart und an die Mutter hier zu Hause gedacht, und an Dich, daß Du auch fort mußt, wenn ich heimkomme. Gib mir nur das Ränzel, wenn's Dir schwer wird!“

„Nein, nein, denkst wohl, ich hab' keine Kräfte?“ rief Friedrich lachend, schwang es frisch auf die Schultern und setzte sich in schnelleren Trab.

Sie wählten jetzt den Weg hart am Strande, wo die heranspülenden Wellen den Ufersand befeuchten und es sich leichter geht. Links liegen die weißen kahlen Dünenberge; hier und dort wächst ein grüngrauer Seedornstrauch empor, eine Stranddistel legt ihre breiten stachligen Blätter auf den dürren Boden, sonst ist alles kahl, hinter den Dünen aber zeigt der schwarzblaue Fichtenrand, daß der Wald nicht fern ist. Rechts breitet sich das Meer aus, das uferlose.

Die beiden Wandrer sind stille geworden. Andreas weil er entzückten Blickes ins Meer hinausstarrt, Friedrich weil er den Bruder nicht stören will, denn Brüder sind sie, das sieht man auf den ersten Blick, obgleich Andreas älter und dunkler, Friedrich blond ist. Als der Vater starb, und die Mutter den Gasthof allein weiter führte, da nahm sie das ersparte Geld heraus aus der Lade, das der vorsorgliche Mann bei Seite gelegt hatte, und sagte zu ihrem ältesten Sohn: „Andreas, Du sollst jetzt reisen, so hat es der Vater gewollt, und sein Wille ist mir heilig. Sieh Dir die Welt an, mein Sohn, lerne andere Menschen kennen als die, welche hier mit uns leben. Es gibt viel Schönes in der Welt, das lesen wir in den Büchern, und was hat des Lorenz Fritz nicht neulich alles erzählt, als er zurückkam von Amerika. Sieh Dir die Welt an, und dann komm heim und übernimm den Gasthof, das wollte der Vater auch. In drei Jahren ist Friedrich zwanzig Jahr alt, dann kann der sich auch draußen versuchen. Ihr seid beide gute Jungen, ihr werdet euer elterliches Haus nicht vergessen.“

So hatte Frau Stephan gesagt, und sie war eine verständige Frau. Andreas zog auf die Wanderschaft, und jetzt nach drei langen Jahren kam er heim, Friedrich begrüßte ihn in Swinemünde am Bord des Schiffes, mit dem er von Stettin hergekommen, und Andreas freute sich, wie groß und stark Friedrich geworden. Dann wanderten beide fröhlichen Herzens dem Heimatdorf zu. Andreas war als Kind ernster und stiller als die Genossen. Der Schulmeister schalt ihn einen Träumer, aber demungeachtet lernte er mehr und leichter als alle andren. Sein Sinn, der sich zum Absonderlichen neigte, fand wenig Anklang unter den Dorfkindern. Als er Jüngling geworden, steigerte sich seine Liebe zum Phantastischen, er zog fast mit abenteuerlichen Erwartungen in die Fremde, und war nicht enttäuscht worden. Er hatte viel gesehen, manches kennen gelernt; aber weder die Schweiz mit ihrem Zauber noch sonst eine südlichere Natur konnte die tiefe Liebe zur Heimat verdrängen. Das Meer blieb ihm das Schönste, was die Erde bietet, und als er jetzt den wohlbekannten Strandweg dahinschritt, war es ihm als müsse er immer tiefre Athemzüge thun, die kräftige Seeluft in sich hineinziehen zu lassen.

„Ist die Mutter noch rüstig?“ fragte er jetzt.

„Es geht ihr noch recht gut,“ antwortete Friedrich, „obgleich sie alle Tage sagt, sie fühle, daß sie alt werde. Sie hat eine Stütze an der Suse, das ist ein Prachtmädchen! Ich habe Dir ja geschrieben, daß

der alte Schulmeister vor zwei Jahren starb, und die Mutter dann sein einziges Kind ins Haus nahm. Das war der klügste Streich, den sie jemals gethan hat, denn Suse ist hinten und vorn, alles geräth ihr, alles schmeckt, was sie kocht. Andreas, wenn ich Du wär', das heißt so meine sechs Jahr älter als die Suse, käm' von der Wanderschaft, und hätt' einen Bart so schwarz und kraus wie Du, und das Recht der Erstgeburt, das mir den Gasthof verschaffte, und damit mein gutes Auskommen, alle Wetter, ich wüßte was ich thäte!"

Andreas lachte hell auf und klopfte dem Bruder auf die Schulter. „Du Milchbart bist wohl selbst in die Susanne verliebt?" sagte er gutmüthig; „sie war vierzehn Jahr, als ich fortging, ein lustig Mädchen, voller Schelmenstreiche; ich will sie Dir lassen, Friedrich, ich habe nie an das Mädel gedacht."

„Gott bewahre!" rief Friedrich entrüstet; „ich bin viel zu jung für die Suse, und nicht fein genug, und nicht so beredt wie Du. Zudem weiß ich, daß sie Dich lieb hatte, als wir noch auf den Schulbänken saßen. Sie ist jedes Mal blutroth geworden, wenn ein Brief von Dir kam, und jetzt war des Scheuerns und Putzens kein Ende, als es hieß, der Andreas kommt zurück. Suse hätte am liebsten das ganze Haus umgekramt, den Tauben und Hühnern rothe Bänder um den Hals gebunden. Da sagte Mutter, nun ist's genug, und das war gut, denn Suse wäre keine Nacht schlafen gegangen und hätte ohne Aufhören gefegt und das Haus schmuck gemacht."

Andreas blieb stehen, sah den Bruder ernst an, und fragte: „Glaubst Du wirklich, daß Susanne mich liebt?"

„Ich glaube nichts," eiferte Friedrich, „Du kommst ja selbst nach Hause und hast helle Augen zum Sehen."

Der Weg war immer schmaler geworden, dichter drängten sich die Bäume aneinander. Meist Fichten, dazwischen einzelne Buchen und Eichen. Spät kommt am Ostseestrande der Frühling. Die Luft vom Meer herüber weht scharf, sie hemmt seine zeitige Entwicklung. Darum waren auch die Bäume, obgleich es Mitte Mai war, noch unbelaubt, hie und da am niedern Gesträuch schwoll eine Knospenhülle, aus der sich schüchtern ein Blättchen drängte. Am Boden schaute hin und wieder fast ängstlich eine Anemone empor, wagte aber nicht den zarten Kelch ganz zu erschließen. Tief hinab zog sich eine Thalschlucht, der „Grund" genannt, aus der düstere Nebel emporstiegen. Der Rücken der sie einschließenden Höhen war wild bewachsen, Himbeerstauden und Brombeeren rankten dornig durch einander, uralte Tannen neigten sich herunter, zuweilen auch ein andrer Baum, der die knorrigen Wurzeln über die Spalten des zerklüfteten Erdreichs streckte.

Im „Grunde" selbst tief unten, sah es früherhin wüst aus. Eine alte Hütte stand dort. Man sagte, sie sei vor grauen Zeiten bewohnt gewesen, von wem wußte man nicht mehr. Dann stand die Hütte verlassen, sie zerfiel an allen Ecken. Andreas kannte sie sehr gut. Er hatte sich als Knabe oft muthwillig hineingewagt, und wenn er drin war, laut seinen Namen gerufen. Der hallte schauerlich von den kahlen Wänden wider, dann hatte er den Dorfjungen abenteuerliche Hexengeschichten erzählt, vom Poltergeist und dem Mann ohne Kopf, die ihm unten begegnet waren, und die leichtgläubige Schar folgte ihm bis zum Abhang, ergriff dann aber die Flucht unter lautem Geschrei.

Daran dachte er jetzt, und lachte für sich hin. Da sah er hinein in den Grund, sah die Hütte, und wunderte sich, daß sie ausgebessert sei, und das Dach mit frischem Stroh bekleidet. „Wer wohnt jetzt da unten?" fragte er erstaunt.

„Ein alter Mann mit seiner Tochter, schon seit Jahr und Tag," antwortete Friedrich nachlässig. „Es sind abenteuerliche Menschen. Der Alte ist blödsinnig, oder stumpf wie Du willst, er spricht kein Wort, kommt aber auch keinem in den Weg. Am Meer kannst Du ihn oft finden; je toller es braust, je länger bleibt er dort, und mag's gut leiden, wenn der Sturm ihm das Haar zerzaust. Da steht er denn, hat die Hände auf den Knotenstock gestützt und starrt ins Blaue. Die Tochter ist leidlich hübsch. Sie wollte sich zu den Dorfmädchen gesellen, aber man ist ihr unfreundlich begegnet, und ein Aufstand in der Spinnstube im letzten Winter hat sie ganz verscheucht. Jetzt kommt sie nur noch an den Strand, holt Fische, und sputet sich, daß sie umkehrt. Unsre Mädchen sind ihr gram und möchten gern eine Hexe aus ihr machen. Wie die Leute in dem einsamen Grunde leben können, das weiß ich nicht. Gewiß haben sie Böses gethan, sind halbe Zigeuner."

„Vielleicht auch unglückliche Menschen, die ein schweres Schicksal aus der Heimat vertrieben," fiel Andreas ernst ein. „Ist denn keiner unter euch so vernünftig gewesen, sie zu fragen, woher sie kommen?"

„Du weißt ja, Andreas, der Schulmeister ist todt, der Vater auch. Die Fischer haben genug mit dem Fang und ihrer Familie zu thun, die kümmern sich nicht drum. Einen Geistlichen hat Häringsdorf immer noch nicht, und die Kirche, die unsre Voreltern schon bauen lassen wollten, ist noch nicht angefangen. Der Schulze kümmert sich auch nicht um die Leute, der trinkt und versieht sein Amt schlecht, und für mich mögen sie da unten wohnen, so lange sie wollen."

Andreas blickte zurück in die Schlucht durch die Bergspalten. In dem Fenster der Hütte strahlte plötzlich ein Licht auf, hell wie ein Stern aus der Tiefe empor blitzte es durch das Gestrüpp. „Sie haben da unten schon Licht angezündet," murmelte er leise vor sich hin, und sah sich wieder um; das Licht glänzte noch immer, noch einmal, da sah er nur noch einen matten Schimmer. Jetzt krümmte sich der Weg, der Wald öffnete sich. Vor ihnen lag das Meer und ihr Heimatsdorf.

Wer das freundliche und elegante Ostseebad Häringsdorf jetzt durchwandelt, der denkt kaum daran, daß vor einigen dreißig Jahren, zur Zeit unsrer Erzählung, hier noch ein kleines armseliges Fischerdörfchen stand. Die Hütten der ärmsten Bewohner lagen zerstreut auf dem hügeligen Boden, bald hoch, bald tiefer, hin und wieder fand man ein wohnlicheres Häuschen, das den mehr Begüterten gehörte. Die ansehnlichsten Gebäude waren das Schulhaus und der Gasthof der Frau Stephan. Aber auch sie waren nur mit Stroh gedeckt, und die vom scharfen Seewind abgebröckelten Mauern waren an vielen Stellen mit frischem Lehm übertüncht.

Der Gasthof der Frau Stephan steht rechts von der Dorfstraße, näher dem Strande zu. Ein hölzernes Gitter umschließt Hofraum und Garten, die hochgezogenen Rosenstöcke sind noch sorgsam mit Stroh umwickelt, an der Lindenlaube keimen krause Blättchen; Himbeersträuche stehen am Weg entlang, Frau Stephan ist stolz auf die großen saftigen Himbeeren, die sie jeden Sommer erntet, und Susanne zieht bunte Wicken und feinzackigen Blumenmohn neben den Erbsenbeeten und Bohnenstauden.

Die Messingklinke an der Hausthür blitzt, der geräumige Flur ist mit rothen Fliesen belegt, statt des Sandes sind heut grüne Tannenspitzen darüber gestreut. Rechts geht es in die Gaststube, links in das Wohnzimmer der Frau Stephan.

Dort in der Gaststube plaudern zwei Männer beim Glase Grog; in der Wohnstube ist niemand, helle Streiflichter wirft die Sonne auf den weißgescheuerten Boden, aber aus der Küche schallt fröhliches Gespräch und das Knistern des Feuers. Da steht Frau Stephan mit gerötheten Wangen vor dem hellflackernden Feuer und streicht mit der verkehrten Hand über die erhitzte Stirn. „Hilf mir, Susanne, und nimm die Pfanne herunter; so, das ist gut, nun lauf zum Backofen und sieh, ob der Speckkuchen braun wird." — Susanne nickt freundlich, legt das große Schlüsselbund auf den Küchentisch und läuft in den Garten zum Backofen. Der Kuchen ist noch nicht fertig; sorgfältig schließt sie das eiserne Thürchen und will ins Haus zur Pflegemutter, da guckt Bäckers Elise über den Zaun. Elise hat die Kuh gemolken, jetzt stellt sie den schäumenden Milcheimer neben sich hin.

„Komm her Susanne, bist ja so eilig heut! Ist der Andreas schon zurück?"

„Noch nicht, Elise," ruft ihr Susanne zu, „aber wir erwarten ihn mit Dunkelwerden. Die Sonne macht's heut so lang, noch immer steht sie über den Bergen," setzte sie leiser hinzu und reicht der Freundin die Hand über den Zaun.

„Und wann gibt's Hochzeit, Suse?" fragte Elise schelmisch.

„Sei still, Du dummes Kind," erwiderte Susanne eifrig, „Du weißt ja, ich war erst vierzehn Jahr, als er fortging, er hat sich was versucht in der Welt, hat viel hübsche Mädchen gesehen und hübsche Frauen. Der Andreas hat immer seinen eignen Sinn gehabt, der sucht sich ganz was Rares aus."

Da fragte Elise plötzlich ernst zu ihr aufblickend: „Susannchen, wie ist's denn aber mit Dir, hast Du auch hübschre Bursche als den Andreas gesehn in den drei Jahren?"

„Schweig still, Du ewige Quälerin," rief Suse ungestüm, und

das Blut stieg ihr ins Gesicht, dann sprang sie vom Zaun weg und lief ins Haus. Zuerst in die Küche.

„Mutter, der Speckkuchen ist noch nicht glänzend, nachher sehe ich wieder darnach, aber jetzt will ich mich anziehen, damit, wenn der Andreas kommt — —"

Sie vollendete den Satz nicht, denn Mutter Stephan sah sich lächelnd nach ihr um, und Suse wollte ihren schelmischen Augen entgehen. Suse läuft die kleine Treppe hinauf in ihr Stübchen. Dort unter dem Dachraum ist's, kaum kann sie gerade darin stehen. Die große eichne Lade enthält ihren ganzen Reichthum, das Zeug, von der seligen Mutter aufgespart für ihre Aussteuer, ihre saubren Röcke und Jacken, und die in den Winterabenden selbstgesponnene Leinwand. Im Deckel der Lade, den sie jetzt öffnet, sind bunte Bilder befestigt, dazwischen Pfauenfedern gesteckt und getrocknete Blumen, Geschenke vom Jahrmarkt und Weihnachtsfest. Da liegt auch ihre schöngebundene Bibel, der Vater hat sie ihr zum Confirmationstage geschenkt, und vorn seinen Namen eingeschrieben mit zitternder Hand, und einen ihr entnommenen Spruch. Da liegt auch des Vaters Sammetkäppchen, das er immer getragen, und bei dem Käppchen liegt ein Brief vom Andreas aus dem Tyrolerlande, den ersten und einzigen, den er ihr geschrieben. Sie muß das heut alles in die Hand 'nehmen, ihr ist so sonntäglich zu Muth, aber sie legt es eben so schnell wieder hinein, eine innre Unruhe treibt sie. Dann zieht sie den neuen Rock an und das schwarze Mieder, nimmt den kleinen Spiegel von der Wand und streicht sich das krause Haar ganz glatt, so glatt, daß keine Locke mehr hervorquillt. Sie rückt die Blumentöpfe zurecht, putzt den Spiegel blank mit der Schürze, zupft die großblumige Bettdecke zurecht. Nun sieht sie sich um. Es ist alles so nett im Stübchen, aber für wen denn? Hier hinauf kommt der Andreas ja doch nicht, für wen hat sie denn alles geordnet? Wie sie noch so steht, schallen Tritte. Das ist der Friedrich, danach noch einer, sie hört den Schrei der Mutter, jetzt ruft eine tiefe Stimme: „Mutter, liebe Mutter!" Susanne preßt beide Hände aufs Herz, es will zerspringen, so laut klopft es. „Ich kann nicht hinunter" ist ihr erster Gedanke; der zweite „ich muß ihn sehen," und da ist sie auch schon unten in der Stube.

Friedrich hat das Ränzel hingelegt, Andreas läßt die Mutter los und streckt Susanne beide Hände entgegen. Sie sagt kein Wort, sie sieht so dumm aus, das weiß sie, dann wendet sie sich um und fragt den Friedrich: „Bist wohl recht müde von dem weiten Weg?"

Das war eine schrecklich dumme Frage, sie merkt es gleich, denn Friedrich geht den Weg alle Tage und sie fragt nie danach. Er sieht sie ganz verdutzt an, dann bricht er in ein schallendes Gelächter aus.

„Um Gotteswillen, Suse, wie siehst Du aus, wo sind Deine Locken geblieben? Wie kommst Du in aller Welt zu dem glattgestriegelten Haar?"

Die Mutter dreht sich lachend nach ihr um, Andreas schaut fragend auf. Suse möchte in den Boden sinken, sie zupft verlegen an einer Locke, die widerspenstig unter dem glatten Scheitel hervorquillt.

„Da ist ja schon eine Locke!" ruft Andreas freundlich, und nun schüttelt Suse das Köpfchen, erst sacht, dann etwas unwirsch, da fliegen die Locken vorn und hinten in muthwilliger Lust hervor.

„So, so, das ist wieder die kleine Suse, wie sie auf der hölzernen Bank beim Schulmeister saß und mir die Schiefertafel reichte, daß ich helfen sollte beim Einmaleins, das ist wieder der blonde Lockenkopf, den ich so gerne zauste; wußt' ich doch nicht, warum's Mädel mir so fremd geworden war?"

Und Andreas greift mit beiden Händen nach ihr, will sie küssen, die Suse ziert sich, Friedrich kehrt sich kurz um und sieht aus dem Fenster. Da kommt die Magd mit der dampfenden Schüssel, und nun setzen sich alle zum Abendbrot.

Friedrich hatte in Swinemünde das Drechslerhandwerk gelernt, dort bei dem Meister drechselte er mit geschickter Hand Perlen und andren Schmuck aus Bernstein, auch zierliche Kästchen und Dosen, Cigarrenspitzen und Pfeifenköpfe.

Früh ging Friedrich zur Stadt und kam erst spät Abends wieder. Andreas besichtigte Wiesen und Ackerland, und ließ den Gartenzaun ausbessern, der an vielen Stellen schadhaft geworden. Nach dem Abendbrot sitzt die Familie auf der Bank vor der Hausthür. Dann erzählt Andreas von seinen Reisen, von der Schweiz und dem schönen Tyrol, von den tiefen, grünen Seen und den donnernden Lawinen, von dem alten, prächtigen Rheinstrom und seinen rebenbekränzten Ufern, und immer schließt er mit den Worten: „Am schönsten ist doch das Meer, und ihr wißt es selber gar nicht, wie herrlich ihr es hier habt!"

Heut ist ein besonders warmer Frühlingstag. Frau Stephan wandert im Garten auf und ab, nimmt hier eine Raupe vom Kohl, biegt dort einen Rosenzweig zu sich herunter, um zu sehen, wie lange es noch währt, bis sich die Blüthe herauswagt. Dann setzt sie sich in die Laube, nimmt die große schwarzrändrige Hornbrille aus der Tasche und greift zum Zeitungsblatte. In der Gaststube schaltet Susanna; die Pflegemutter hat gute Zeit, seit das Mädchen im Hause ist.

Da kömmt Andreas den Weg herab vom Felde her, und setzt sich zur Mutter. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und fährt mit der Hand durch das krause Haar.

„Mutter," sagt er, „ich habe Dich schon längst fragen wollen, was ist's mit den fremden Leuten drunten im Grunde? Wie lange wohnen sie hier, warum kümmerst Du Dich nicht um sie, da Du doch sonst gegen alle so hilfreich bist?"

„Es mag wohl zwei Jahr her sein," erzählt die Mutter, „da kamen sie Gott weiß woher, und zogen in die Hütte ein. Der Mann ließ sie ausbessern, aus der Stadt holten sie sich das nöthige Hausgeräth. Wir glaubten zuerst gar, es wären Zigeuner, die häufig in den Wäldern ihre Wohnung aufschlagen, und fürchteten, daß immer mehr heran kommen könnten, vielleicht eine ganze Bande. Aber das sind sie nicht. Der Alte hat feine Kleidung und spricht ein verständliches Hochdeutsch, so recht richtig ist's aber nicht in seinem Kopf, sein Gesicht ist wie von Eisen, und die Augenbrauen hängen so buschig, daß man die Augen fast gar nicht sieht, die Tochter begleitet ihn gewöhnlich, sie fürchtet wohl, er möchte sich ein Leids anthun; und ans Meer geht er im tollsten Wetter." „Aber die Tochter, Mutter?" „Ja, siehst Du, unheimlich ist sie auch, wir wissen selbst nicht, wie wir mit ihr dran sind. Daß sie von bessrem Herkommen, das sieht man an dem stolzen Gang und an den feinen Händchen, die früher gewiß keine grobe Arbeit gethan haben. Sie ist groß und schlank, und hat ein blasses Gesicht, das sie aber recht absichtlich entstellt, denn immer hat sie, Du magst ihr begegnen früh oder spät, ein großes, schwarzes Tuch um den Kopf gewunden, so fest und tief in die Stirne, daß auch kein Härchen zu sehen ist."

„Sie ist nicht eitel!"

„Dummes Zeug, Andreas! ich bin auch jung gewesen und weiß, wie es mit der Eitelkeit steht. Das Haar hat uns Frauen der liebe Gott gegeben wie manchen andern Schmuck, und ein Mädchen soll es pflegen und flechten, und andre sollen sich darüber freuen, wenn es schön und glänzend ist. Aber die Renate versteckt es, und dazu muß sie ihre guten Gründe haben." — „Renate!" wiederholte Andreas.

„Ist das nicht ein rechter Heidenname?" fuhr die Mutter fort. „Im Kalender steht er gewiß nicht. Zuerst kam sie herunter ins Dorf; es ist wahr, beklagen konnte sich keiner über sie, sie war sanft und bescheiden wie ein Kind, und im Winter fragte sie, ob sie mit in die Spinnstube könne, es sei ihr so bang drunten im Grunde. Will's wohl glauben! Die Mädchen sagten „Ja." Sie kam und erzählte beim Spinnen, wie die Susanne meint, prächtige Geschichten. Aber da war Fischer Jamraths Line, die mit dem breiten Mund, und den schwarzen grellen Augen, die hatte immer das große Wort geführt, jetzt mußte sie schweigen, die wurde der Renate gram, tuschelte mit den andren, und sie munkelten, die Renate habe brandrothes Haar unter dem Tuch. Den nächsten Abend stecken sie alle die Köpfe zusammen. Renate kömmt, setzt sich ans Spinnrad, sieht sich verwundert um, weil alles still ist — da schreit die Line so recht boshaft aus der Ecke heraus: „Du Landstreicherin weißt so kluge Geschichten vom eitlen Nix, der zur Strafe in eine Wasserrose verwandelt wird, und Du selbst verbirgst Deinen Rothkopf vor uns, willst uns weiß machen, Dein Haar ist eben so schwarz oder blond wie unsres. Herunter mit dem Tuch, Du Betrügerin!" Renate sitzt ganz starr vor Schrecken da, „herunter mit dem Tuch," rufen die andren, Susanne auch mit, denn nun sind sie alle neugierig geworden. Die Line aber schleicht sich auf den Zehen heran, streckt die Hand aus, will das Tuch abreißen. Da springt Renate auf — ich hab's nur von der Erzählung der Suse, aber die hat es mir oft genug wiederholt — springt auf — und steht so groß und stolz vor den Mädchen — wie sie sie vorher nie gesehen haben; ihre Augen blitzen, und ihre Stimme hat einen heiseren Klang. „Laßt mich in Ruhe," ruft sie,

„ich habe euch nichts gethan!" Dann bricht sie zusammen, drückt die Hände laut weinend vors Gesicht, und schluchzt und zittert, daß es ein Erbarmen ist. Die Mädchen rühren sich nicht, sie fürchten sich vor der Renate, die aber richtet sich wieder auf, so stolz und grade wie immer, nimmt ihr Garn vom Spinnrad, und geht aus der Stube. Sie ist nicht wiedergekommen. Die Mädchen gehn ihr aus dem Wege, sie sind es zufrieden, daß die Fremde fortbleibt. Eine hat ein böses Gewissen, der Suse thut es leid, aber zu thun mag sie mit der Renate auch nichts haben."

Die Mutter schwieg, Andreas auch, und sah so träumerisch vor sich hin, daß die Mutter dachte: „Der ist zerstreut gewesen, und hat nichts gehört von meiner Erzählung — aber warum zerstreut?"

Da schallt vom Hausflur ein fröhlich Lied herüber, das die Suse bei der Arbeit trällert. „Aha!" denkt die Mutter, „der hat ins Haus hinein gesehn, wo die Suse ist, und hat an sie gedacht. Ich muß ihm nur ein wenig auf die Sprünge helfen. Andreas!" fängt sie bedächtig an, setzt die Brille ab und putzt die Gläser mit dem baumwollnen Taschentuch.

„Andreas, ich habe Dir schon immer was Ernsthaftes sagen wollen, hör zu." Er fährt auf, und starrt sie an. Da merkt er an der Vorbereitung, daß die Rede lang wird, denn Frau Stephan rückt sich grade, und faltet die Hände auf den Schoß. „Ich höre, Mutter!"

„Andreas, ich werde alt! Auf Mariä Lichtmeß wurde ich sechzig Jahr, die Augen sind mir schwach geworden, ich muß durch die Brille sehen, wenn ich lese. Lang kann ich dem Gasthof nicht mehr vorstehen, ohne die Suse ging's jetzt schon nicht mehr. Die Suse ist aber ein hübsches Mädchen, und eins, zwei, drei, heirathet sie einer aus der Stadt drüben, Du glaubst gar nicht, wie des Krämers Emil nach ihr guckt, wenn ich mit ihr zum Markt fahre, und dann habe ich allein den Wirthschaftskram. Dein seliger Vater war ein braver Mann, hat redlich gespart, damit seine Jungen sich umthun könnten in der Welt. Du hast die Zeit benutzt, bist ein feiner Bursche geworden, immer noch ein bischen träumerisch, aber flink bei der Arbeit, das gefällt mir. Friedrich soll nun fort, Du aber mußt die Suse heirathen, hörst Du, Andreas?"

„Friedrich hat sie aber lieb, Mutter!"

„Friedrich," eiferte die Mutter, dämpfte aber die Stimme gleich wieder, damit die Suse nichts höre, „komm mir nur nicht mit so dummen Einreden — Friedrich ist erst zwanzig Jahr, und die Suse siebzehn, das sind ja ein Paar Kinder. Er scherzt mit ihr, sie läßt sich's gefallen, Dich aber hat sie lieb, das weiß ich. Es sollte mir sehr leid thun, wenn das Mädchen Gram hätte um Deinetwegen, Du Trotzkopf. Du hast wohl gar schon eine andre im Kopf? Nur heraus mit der Sprache!"

„Mutter," erwiderte Andreas, „ich habe kein andres Mädchen lieb und keine gesehen auf meiner Wanderschaft, die ich Dir heimbringen möchte. Aber ein tiefes inniges Verlangen nach Liebe schläft hier in meiner Brust, nach einer Liebe, die mir noch kein Mensch, auch die Suse nicht ausfüllt."

„Andreas," sagte seine Mutter, „was Du da sagest, das hast Du wohl aus Büchern gelernt, da steht es grade ebenso drin — aber wache doch einmal auf und sieh Dich um — es ist ja alles schon da, Dein Verlangen zu befriedigen, der Gasthof ist da, und das Mädchen auch, und eine Mutter ist da, die Dich lieb hat, und gern eine tüchtige Schwiegertochter haben will und ein paar Enkel auf dem Schoß, ehe sie stirbt. Spät heirathen ist nicht gut, man erlebt nichts mehr an den Kindern. Ja, wenn meine drei ersten noch lebten, aber die sind gestorben, Du und der Friedel, ihr seid Nachkömmlinge, aber dafür habt ihr auch eine alte Mutter, ich sehe schon," setzte sie kopfschüttelnd hinzu, „das Reisen hat Dich klüger gemacht, als wir Dich hier brauchen können; es ist wahr, Du bist viel manierlicher als der Friedrich, aber was hilft das?"

„Mutter!" rief Andreas herzlich, und legte den Arm um die alte Frau! „Mutter, ich möchte Dich ja so gern glücklich sehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Am Vorabend des Staatsstreiches.

Von dem Verfasser des „Wie man kaiserliche Manuscripte druckt."

Eine dichte, graue, nebliche Atmosphäre hüllt Paris ein; es ist schneidend kalt und dabei feucht und trübe. Von Zeit zu Zeit fährt ein Windstoß von Nord-Ost kommend durch die Straßen und reißt Zacken von Reif von den Dächern. Ein trauriger, unheimlicher Winterabend. Die Trottoirs sind von Fußgängern fast leer; düster brennen die Gaslichter in den beschlagenen Schaufenstern, vor denen niemand stille steht.

In den sonst geräuschvollsten Straßen herrscht fast Grabesstille, es ist unheimlich draußen, es liegt etwas in der Luft, man fühlt es, fürchtet es und weiß nicht, was es ist.

Die Straße Faubourg St. Honoré scheint eine Ausnahme von dieser momentanen Verödung der Weltstadt zu machen; zahlreiche, glänzende Equipagen durchstreifen sie und halten vor einem Palais an, welches die Ecke der Straße und der Avenue des Champs Elysées bildet. Einfach geschmückte Damen steigen aus denselben, nehmen den Arm irgend eines Cavaliers in schwarzem Frack und betreten mit ihm die hell und glänzend erleuchteten Räume des Palastes. Während dessen haben sich einige Müßiggänger, die selbst die eisige Luft nicht abhält, ihre Neugier zu befriedigen, am Thore gesammelt und machen heitere, witzige Bemerkungen, oder bittre, beißende Glossen.

„He, Guichard, sieh Dir 'mal diesen Wagen an, wahrhaftig eine wahre Miethskutsche, von zwei Droschkenpferden gezogen, haha! schau jenen Burschen an, sein Frack ist zwei Finger zu kurz, er hat ihn vielleicht im Temple gekauft."

„Parbleu! Hast Du sie gesehen, Verouillard, jene Dame im hellblauseidnen Kleide? wenigstens zehn Franken die Elle, das ist gewiß eine Tochter von Rothschild, denn sonst könnte sie keine seidnen Kleider tragen."

„Wie tief ist die Nation gefallen, meine Herren," sagt ein ältlicher Herr, der den Eindruck eines Schreiblehrers macht, zu den beiden jungen Leuten, die so eben diese Worte sich lachend zugerufen. „Das soll einen Ball bei dem Oberhaupte der französischen Nation vorstellen! O wahrhaftig! es ist zum Verzweifeln! ich habe die Hoffeste unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten gesehen, meine Herren."

„Ach, laßt uns in Ruhe, alte Wassermelone!" spricht Verouillard, „die Könige sind vorsündfluthlich, wir sind Republikaner und wollen keine Hoffeste, aber mit sechsmalhunderttausend Franken, die man dem Herrn Bonaparte jährlich gibt, könnte er anständigere Feste veranstalten!"

„Ja, alles stockt," meint Guichard, „der Handel geht nicht, alles klagt, und das ist einzig und allein seine Schuld! Sehen Sie, kaum ist es halb neun Uhr und die Straßen sind fast leer! Alles seine Schuld und die seiner Mameluken von der Rechten der gesetzgebenden Versammlung. Könnte er nicht wöchentlich zwei oder drei Bälle geben? Dann würde der Handel anders gehen; könnte er nicht die Damen zwingen, Sammet zu kaufen?"

„Im Namen der Republik?" fragt der alte Herr lächelnd.

„Ich möchte nur wissen, was er mit all dem Gelde macht? sechsmalhunderttausend Franken!"

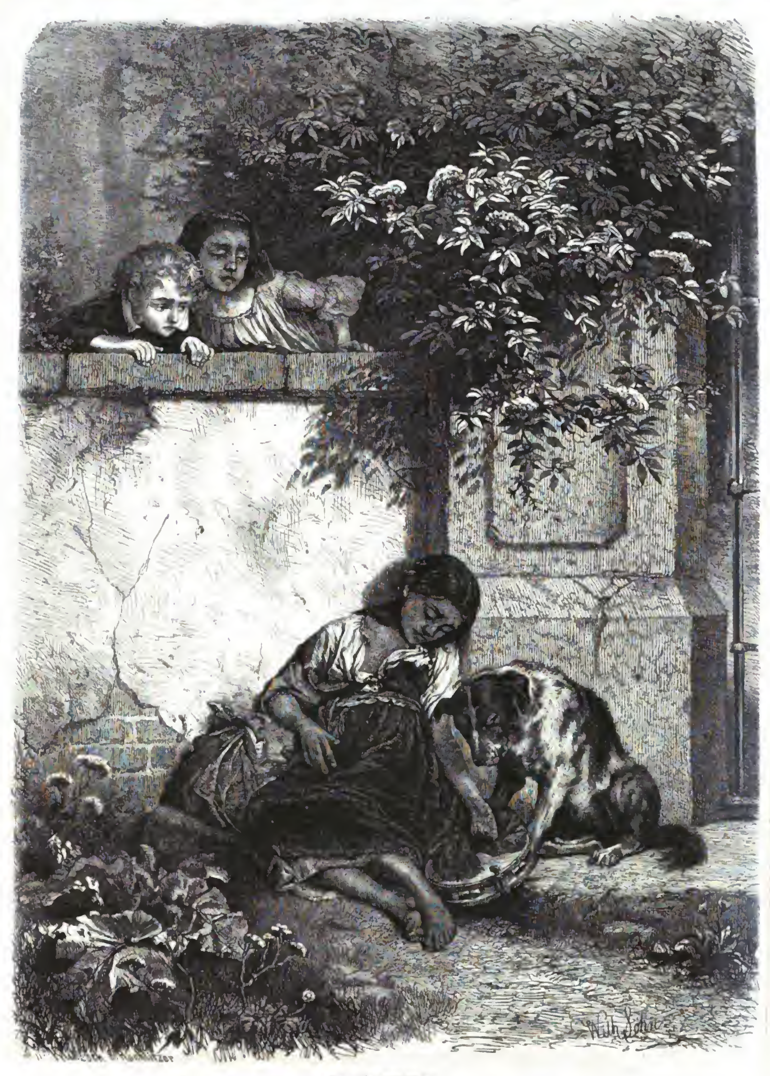
„Er schickt's nach England und conspirirt damit gegen die Republik."

„Und während dessen stirbt das Volk vor Hunger," sagt ein dickleibiger Schlächter, der seinen Laden auf der andern Seite der Straße einen Augenblick verlassen und sich unter die Neugierigen gemischt hat.

„Gott sei Dank, daß wir den Bonaparte bald los sind! nächstes Frühjahr."

„Zurück!" tönt die donnernde Stimme eines Sergeant de ville, welcher die Gruppe schon längst im Auge hatte.

Sie gehorchen; aber kaum sind sie einige Schritte zurückgewichen, als Verouillard einen so eben einfahrenden Wagen mit einem weithinschallenden „Vive la république!", in welches seine Genossen mit einstimmen, begrüßt.



Das Zigeunermädchen.

Nach seinem Oelgemälde fürs Daheim gezeichnet von Wilhelm Sohn in Düsseldorf.

Obgleich die Kleidung der Damen äußerst einfach, und außer den geladenen Officieren kein Herr in Uniform ist, so ist der Ball, den der Bürger Louis Napoleon Bonaparte, erwählter Präsident der französischen Republik, am Abende des ersten Decembers des Jahres 1851 gibt, dennoch glänzend und stark besucht, zahlreicher vielleicht als je, denn, wie gesagt, es liegt etwas in der Luft, man fühlt sich beengt, man sieht alle Tage mehr das rothe Gespenst der Demagogie seine Umrisse auf die dunklen Wände der Zukunft werfen; die extremen Parteien werden von Tag zu Tag übermüthiger, herausfordernder, bestimmter in ihren Ansprüchen; die milde Doctrin Lamartines ist nicht allein von ihnen zurückgestoßen und verpönt, sogar der Mensch selbst, der mit seinem großen dichterischen Genie vor drei Jahren die Ehre der zweiten französischen Republik rettete, indem er sie zum Epos und nicht zur blutigen Saturnalie zu stempeln versuchte, Lamartine wird verachtet! Die Schandverse Barthélemys gegen den Sänger Elviras sind der Vergessenheit entrissen; die Zeichner haben sich ihrer bemächtigt und an den Schaufenstern wird eine Carricatur belacht, welche den Dichter vorstellt, der seine Candidatur als Präsident der Republik von Palästina den Wählern von Jericho vorschlägt! Nein, die Montagne will diesmal keine Maus gebären und sie hat kühn Namen auf ihr Panier geschrieben, über deren Bedeutung nicht der geringste Zweifel obwalten kann! Ledru-Rollin, Louis Blanc, Barbes, Cabet, Victor Hugo.

Und was kann diesen Männern, die mit Bestimmtheit wissen und sagen, was sie thun wollen und thun werden, was kann ihnen die Partei der Ordnung entgegensetzen? Zwietracht, innre Spaltung, Personenfragen, die alles andre beherrschen, der schlaue geschmeidige Thiers streitet mit dem unfähigen Broglie und Molé gegen den starren Guizot, die talentvollen, wohlklingenden Worte Odillon Barrots sind eben nur Worte, Montalembert, Falloux und Léon Faucher scheinen zu vergessen, daß vor allen Dingen Frankreich vor der Anarchie gerettet werden muß und streiten um Namen. Und um dieses heterogene Bild zu krönen, der General Changarnier, diese Gliederpuppe, die die thebanische Sphynx spielt!

Das sind die Männer, auf welche die honnêtes gens ihre Hoffnung gesetzt haben, die sollen Frankreich, Europa retten, die sollen der alles vor sich hin zermalmenden Lava der Demagogie einen unüberschreitbaren Damm setzen!

O wie sorgenschwer läßt das „wirkliche Frankreich“ das Haupt sinken! es hat diesen Männern schon einmal vertraut und ihnen gesagt: „Bezeichnet Ihr uns ein temporäres Oberhaupt für unsere arme Republik!“ Und sie hatten ihm einen Mann bezeichnet, dessen Namen die innersten Fibern im Herzen eines jeden Franzosen erbeben machte. Einen Napoleon, den Erben so vielen Ruhmes, so vieler Erinnerungen, so vielen unsäglichen Elendes! Thiers, Guizot und Montalembert hatten ihn vorgeschlagen, sechs Millionen Stimmen hatten „ja“ geantwortet und der Erbe des großen Kaisers hatte die Zügel der Regierung ergriffen.

Aber o der bittren, bittren Enttäuschung! eine Strohpuppe, mit einer Legion von Leidenschaften ausgestattet, sollte Frankreich regieren! Die Männer, die ihm zur Präsidentschaft verholfen, wurden von ihm gleich entfernt; denn er konnte ja nur im Kreise von Seinesgleichen, von Mittelmäßigkeiten der untersten Categorien, sich wohlgefallen! — so sagte man.

Mit tiefer Entrüstung, mit einer Art von verletztem nationalen Schamgefühl blickte Frankreich auf jenen bleichen Mann, der im Palais des Elysée seine Saturnalien feierte und das Land ruhig dem Abgrunde zurollen sah! Und das war der Erbe Caesars, des vergötterten Kaisers!

Ein Mann, Soldat und Deputirter, ein ehrlicher Mann, dem der Präsident die tiefste Verachtung einflößte, der Obrist Charras, war der einzige, der selbst in dieser Verachtung einen klaren, hellen Gedanken fand! „Hütet Euch vor dem Menschen!“ rief er den Republikanern zu, „er ist zu allem fähig!“ Ein schallendes Gelächter war die Antwort auf diesen Alarmruf! „Der zu allem fähig? Ja, Champagner zu trinken und Revuen abzuhalten, aber wozu sonst? Einen Staatsstreich vielleicht? Der ein Cromwell, ein Napoleon Bonaparte? Allons donc! Das war zu lächerlich!“

Doch der Mann im Elysée, oder vielmehr seine Umgebung verstand den Scherz und unternahm es die Lacher auf ihre Seite zu bringen! Seit dem Monat Juni ließ man von der Polizei Gerüchte ausstreuen, daß der Präsident einen Staatsstreich machen würde, man bezeichnete offen den Tag, die Stunde; man detaillirte alle Maßregeln, welche die Regierung getroffen, und wenn dann die bezeichnete Zeit ruhig vorübergegangen war, dann erzählten die Zeitungen die lustigsten Anekdoten, wie der Obrist Charras die ganze Nacht bewaffnet gewacht, wie Lagrange, von einer Wache von Arbeitern des Faubourg St. Antoine begleitet, sich bis zur Assemblée gewagt, wie der Ausschuß der Montagne sich in Permanenz erklärt etc., und es blieb alles acht Tage lang ruhig, und dann tauchten die Gerüchte von neuem wieder auf, um von der Wahrheit von neuem Lügen gestraft zu werden!

Und so ging das seit Juni, die Prophezeiungen Charras wurden von seinen eignen Freunden verspottet! Mancher Franzose seufzte und wünschte, daß er Recht haben möge . . . doch der Mensch, die Personification aller politischen Unfähigkeit, nein, der Gedanke schon übersprang die Schranken der Lächerlichkeit!

Die Salons des Elysée sind überfüllt. Heiterkeit und Lebenslust auf jedem Gesichte! Wie klingen die Töne des Orchesters, das Strauß selbst dirigirt, doch so verlockend süß und feurig! Wie schwingen sich die Paare so fröhlich im Kreise; wie lachen die Müßigen in den Fensternischen; wie vergeht die Zeit den Spielern im Nebensalon doch so schnell, so unterhaltend, und in den kleinen Gemächern erst, wo die Zecher an kleinen Tischen sitzen und der Champagner schäumt!

Und Frankreich am Rande des Abgrundes? Der Vulkan zum Ausbruche bereit? — Unmöglich! man tanzt nicht auf Vulkanen — man sagt nicht den Frauen süße Schmeichelworte, wenn das hagere Gespenst der Anarchie seine Knochenfinger schon an den Scheiben zeigt!! . . .

Alles lacht, kost, scherzt — alles scheint froh und glücklich . . . man amüsirt sich königlich in den Salons des Präsidenten der französischen Republik!! . . .

Da kommt er selbst einhergeschritten und grüßt lächelnd links und rechts! O, der Anblick dieses Mannes ist wirklich peinlich! Fahle, erdfarbige Blässe bedeckt sein ganzes Gesicht, welchem die erschlafften Muskeln keinen Ausdruck erlauben; die Augen sind trüb und glanzlos, sein Gang schlotternd, seine Gesten ermüdet! Ja, das ist das wahre Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung! — Maler und Schauspieler müssen ihn studieren, um einen ruinirten Mann treu wiederzugeben.

Seine körperliche Verkommenheit wird noch deutlicher durch den Contrast, mit der Dame, die er am Arme führt! Es ist eine Frau mit starken, breit ausgeprägten Zügen, von Gesundheit und Kraft strahlend — die Prinzessin Mathilde, seine Cousine, des berüchtigten Hieronymus, Königs von Westfalen, Tochter. — Das stereotype Lächeln auf den blassen Lippen des Präsidenten ist fast unheimlich anzusehen . . . er grüßt und durchschreitet mit seiner Begleiterin den Saal!

Am Ausgange desselben begegnen sie einem Manne, der sich nur leicht verbeugt und gar keine Notiz von dem Oberhaupte der französischen Nation zu nehmen scheint. Er hat auch Recht — er hat eine viel größere Macht als jener in den Händen . . . es ist ja der Banquier Fould, Chef des Hauses Fould und Oppenheim — und der Präsident schuldet ihm drei Millionen Franken!

Im nächsten Saale begegnet das Paar einem Mann mit schönen intelligenten Zügen, der sich ihnen mit einer gewissen Vertraulichkeit nähert . . .

„Wie geht es, lieber Persigny?“ fragt der Präsident . . . und seine Stimme ist fast klanglos.

„Schlecht, Monseigneur!“ erwidert jener ziemlich laut, „und wäre es nicht Winter, würde ich aufs Land reisen . . .“

„Und Ihnen, Herr von Morny?“ fragt die Prinzessin einen sich Nähernden, welcher trotz des einfachen Fracks ein ausnahmsweise aristokratisches Aeußere zeigt . . .

„Ich bin erkältet, Madame, fürchte die Grippe und werde mich einige Tage pflegen müssen . . .“

Ein leises Lächeln zuckt um den Mund Herrn von Persignys, dann grüßen die beiden Männer tief und entfernen sich.

Der Präsident setzt seine Wanderung durch die Säle fort und nach und nach finden sich viele Celebritäten des Tages auf seinem Wege und begrüßen ihn. Herr von Walewsky ist der erste, der ihm seine Huldigung darbringt, und der Sohn des großen Napoleons empfängt einen Händedruck von dessen Neffen.

Der dicke Doctor Veron, Chefredacteur des Constitutionels und Erfinder der pâte Regnauld gegen den Husten, folgt ihm — dann der spanische Banquier Aguado, dem die Königin Isabella den Titel Marquis de las Marismas del Guadalquivir verliehen ... ferner der Prinz von der Moskowa, der älteste Sohn des Marschall Ney, Merimée, der graciöse Erzähler, der Akademiker Xavier Marmier, der Uebersetzer Schillers, Goethes und Klopstocks, der greise Marschall Exelmanns, der treue Verehrer des großen Kaisers, der einen traurigen Blick auf den blassen Neffen wirft, Romieu, der Feind des classischen Alterthums ... weiter die beiden größten Juristen Frankreichs, die Präsidenten Troplong und Pourtalès ... endlich die Diplomaten Lord Cowley in erster Reihe, dann der Baron von Hübner und die Grafen Hatzfeldt und Kisseleff! Auch der Herr Arthur de la Gueronière, seit kurzem Chefredacteur des Pays, zeigt sich neben Herrn Mocquard, dem alten Secretär des Präsidenten, dann einige Generale Magnan, Canrobert, Korte, Morris, Cornemuse ... alle gehen vorüber und für alle hat der Präsident ein ewig gleiches Lächeln — ein Gesicht ohne Ausdruck ...

Der Tanz ist beendet; die Damen sind auf ihre Plätze zurückgekehrt und das napoleonische Paar wendet sich ihnen zu! Einem jeden muß es auffallen, daß diese Damen fast alle Ausländerinnen oder durch Geburt oder Verheirathung eng mit der Familie des Gastgebers verschwägert sind ... das Wort „Orgie" — von den Bällen und Festen des Elysée gebraucht — ist aus den untersten Schichten des Volkes bis in die höheren Classen gedrungen! — Der Vater und der Gatte, von Politik oder conventionellen Rücksichten bewogen, trägt kein Bedenken, diesen Festen beizuwohnen und gewinnt gleich die Ueberzeugung, daß nur die Verleumdung der Parteien ihnen diesen abschreckenden Ruf verschafft; denn sie sind eben so anständig, wie alle andern Bälle der Hauptstadt — vielleicht etwas langweiliger. Jedoch es ist einmal so angenommen, daß der Präsident der Republik eine wenig empfehlenswerthe Gesellschaft empfängt, und wenige haben den Muth, mit ihrer Frau oder Tochter am Arme dort zu erscheinen.

Es ist wahr, daß der Präsident nicht das Geringste thut, um diesen Ruf von Immoralität von sich abzuschütteln; im Gegentheil, er scheint sich darin zu gefallen, es scheint, als wenn ihm außerordentlich viel daran läge, daß man ihn vom Strudel der Ausschweifungen dahin gerissen glaube!

Doch der Kreis der Damen, wenn auch nicht von französischer Abkunft, ist nicht minder auserwählt durch Schönheit und Grazie! .. Welcher von allen, die sich in diesem Augenblicke vor dem Präsidenten erheben und seinen Gruß durch eine tiefe Verbeugung erwidern, welcher von allen mag wohl die Palme der Schönheit gebühren? Ist es die florentinische Patrizierin aus dem alten Geschlechte der Ricci, welche des Grafen Walewsky Gemahlin geworden, oder jene Gräfin Castiglione, deren reines Profil an die Statuen des classischen Alterthums erinnert? Vielleicht der Marquise de las Marismas, der Schwiegertochter des oben erwähnten Banquiers Aguado, oder jener reizenden Marquise de Contades, oder vielleicht gar jenem jungen Mädchen mit fast röthlichem Haare und engelgleichen Zügen, die dort am Ende der Stuhlreihe mit dem jungen Fürsten Camerata, dem Vetter des Präsidenten, plaudert? Sie ist noch ziemlich unbekannt in der Pariser Gesellschaft, seit kurzem erst durch die Baronin von Rothschild in dieselbe eingeführt; sie ist Spanierin, Tochter der Gräfin von Montijo und trägt den Namen Eugenie, Gräfin von Teba!! ... Stillgrüßend geht der Präsident bei ihr vorüber!!

Es ist nahe an zehn Uhr, und im Spielsalon herrscht ein reges Leben — besonders an einem Tische, an welchem der Kriegsminister General Leroy de St. Arnaud mit dem Divisionsgeneral Cornemuse Ecarté spielt, und da beide eine gewisse Berühmtheit in diesem Spiele besitzen, so hat sich ein zahlreicher Kreis von Zuschauern und Wettlustigen um diesen Tisch versammelt. Auch der Präsident, welcher von seiner Wanderung durch die Säle ermüdet zu sein scheint, hat sich in diesen Salon begeben, und den Rücken dem Kamine zugewandt, läßt er seinen matten Blick über die Anwesenden schweifen.

Ein Mann in der Uniform der Stabsofficiere der Nationalgarde nähert sich ihm und grüßt ehrerbietig ...

„O! Herr Vieyra ..." sagt der Präsident ... „wie geht es Ihnen, Herr Vieyra? ... Kommen Sie, stellen Sie sich mir zur Seite, wir wollen ein wenig plaudern!"

Der Angeredete gehorcht und bald sieht man beide in heiterem Gespräch.

Alles was die Franzosen von dem Oberhaupte ihrer Republik Schlechtes reden, ist durch seine — wenn auch nur momentane — Intimität mit diesem Menschen gerechtfertigt; denn dieser Mensch ist die Personification alles Schlechten, alles Gemeinen, alles Niedrigen. Herr Vieyra ist ein Jude portugiesischer Abkunft, welcher seit fünfzehn Jahren in Paris allerlei Handwerke getrieben hat, um reich zu werden, der es ein Paar Mal sogar geworden, jedoch stets durch eine Verschwendungssucht, welche sonst seiner Nation nicht eigen, immer wieder heruntergekommen ist. — „Allerlei Handwerk" — ja und auch solche Handwerke, die man sich leise ins Ohr flüstert und dann sich mit Ekel abwendet — Handwerke, die ihm selbst in Paris — alle Thüren verschließen und ihn zum Paria der Gesellschaft stempeln!

Wird man es glauben? Diesem Menschen ist es gelungen, sich bei den Bürgern und dem Mittelstande seines Stadtviertels dermaßen einzuschmeicheln, dermaßen sie zu überzeugen, wie sehr er sich um die Republik verdient gemacht hat, daß man ihn zum Obristen einer Legion der Nationalgarde erwählt hat und äußerst unwillig gewesen ist, als kurze Zeit darauf die Regierung ihn als General-Stabschef dem greisen General Lawoestine, welcher die ganze Garde befehligte, beigesellte. Es war dies die beißendste Satyre, die man je gegen diese Institution gemacht! .. Herr Vieyra das Factotum ihres Oberbefehlshabers.

Der Präsident plaudert schon eine ganze Zeit lang mit einer Freundlichkeit, die jedem auffallen muß, mit ihm, plötzlich unterbricht er eine angefangne Phrase und sagt halblaut:

„Sind Sie Herr Ihres Gesichtes, Herr Vieyra?"

„Vollständig, Monseigneur."

Der Präsident nimmt eine sehr heitre Miene an, er beugt sich etwas gegen ihn und mit einem Lächeln auf den Lippen und einen fast schalkhaften Blick auf die Tanzsäle richtend, sagt er:

„Der Staatsstreich ist für heute Nacht ...!"

Herr Vieyra lacht von ganzem Herzen, einige der Anwesenden, die zufälligerweise einen Blick den beiden Plauderern zugeworfen haben, sind überzeugt, daß der Präsident dem Generalstabschef etwas äußerst Pikantes erzählt haben muß.

„Gut gespielt!" murmelt der Präsident, „können Sie verhindern, daß die Nationalgarde morgen die Waffen ergreift?"

„Ja." — „Auf welche Weise?"

„Indem ich sie verhindre, sich zu versammeln."

„Und wie können Sie das verhindern?"

„Indem ich alle Trommler und Trompeter der Legionen diese Nacht verhaften lasse."

Der Präsident sieht den Juden fast mit Bewunderung an; das Mittel ist so einfach, daß es probat sein muß, die guten Bürger, von denen neun Zehntel gewiß nicht die geringste Lust verspüren, gegen die Truppen zu fechten, werden sicherlich der Regierung dankbar sein, sich nachher brüsten und sagen zu können: „Ja, wenn sich meine Legion versammelt hätte, würde ich meine Bürgertreue an die Republik mit meinem Blute besiegelt haben."

„Was brauchen Sie, um Ihren Plan auszuführen?" fragte der Präsident weiter.

„Fünfzig Grenadiere, Monseigneur. Ich habe für morgen früh um sechs Uhr eine revue du détail sämmtlicher Trommler und Trompeter im Hotel des Generalstabes angeordnet, — mit fünfzig Grenadieren an den Thoren verläßt keiner den Hof."

„Ich werde Ihnen nachher eine Ordre für St. Arnaud geben, jetzt gehen Sie."

Herr Vieyra verbeugt sich und geht in den großen Salon und stellt sich hinter den Stuhl der Marquise von Contades, die in diesem Augenblicke zum Grafen von Morny sagt:

„Diese Politik ist ein Unglück für die Frauen, die Männer beschäftigen sich gar nicht mehr mit uns. Glücklicherweise hab' ich gehört, daß bald gründlich ausgefegt werden wird. Das wird ein Treiben geben, ich werde mich gewiß köstlich amüsiren, ich liebe die Revolutionen à la folie, es macht mir den größten Spaß, die Herren Männer mit ihren politischen Meinungen in innerem Conflicte zu sehen. Haben Sie auch schon von der großen Ausfegung gehört, Herr Graf?"

„Man liegt uns Deputirten ja tagtäglich damit in den Ohren."

„Und zu welcher Partei werden Sie sich dann schlagen, Herr Graf?“ fragt die schöne Frau schelmisch lächelnd.

„Zur Partei des Besenstiels, Frau Marquise!“ antwortet der Halbbruder des Präsidenten der französischen Republik.

Gegen halb eilf zieht sich der Präsident zurück. Niemand gibt Acht darauf; denn es ist seine Gewohnheit nicht, lange den officiellen Bällen beizuwohnen; man murmelt sich ganz laut ins Ohr, daß in seinen Privatgemächern ihn dann ein heiteres Souper erwartet, an dem seine Intimen allein Theil nehmen. Heute beobachtet man die Herren, die nach und nach verschwinden, man merkt sich ihre Namen und morgen wird wohl die Chronique scandaleuse eine reiche Ernte halten; denn nebst den gewöhnlichen Intimen des Präsidenten, den Obristlieutenants Fleury und Edgar Ney, und dem Schwadronschef Yvelin de Béville, entfernen sich auch nach und nach die Herren von Morny und Persigny, dann der Polizeiminister von Maupas und endlich der Kriegsminister General de St. Arnaud, der seine letzte Partie Ecarté verloren und dem General Cornemuse eine ziemlich bedeutende Summe schuldig bleibt.

Einer nach dem andern dieser vier Herren verläßt den Salon, steigt einige Stufen des escalier d'honneur hinunter und schlägt dann links einen Corridor ein, welcher zu den Privatgemächern des Präsidenten führt.

Im Vorgemache befinden sich die obengenannten drei Officiere und außerdem der General Roguet, erster Adjutant des Präsidenten, dessen schneeweißer Schnurrbart einem Gesichte von fast noch jugendlicher Frische einen eigenthümlichen Ausdruck gibt. Er plaudert mit Herrn Mocquard, dessen seine Züge eine große Abspannung verrathen, als wenn er die vergangenen Nächte wenig Ruhe gefunden! An einer der Portieren steht im schwarzen Frack und weißer Cravatte Charles, der Leibkammerdiener des Präsidenten, welcher ihn seit länger als zwanzig Jahren bedient und eine so bedeutende Rolle in der Flucht aus der Festung Ham gespielt hat. Ein andrer Herr geht etwas aufgeregt im Vorzimmer auf und ab. Es ist Herr Charles Bure, der Cassirer des Präsidenten, sein Vertrauter seit seinem ersten Lallen, er ist der Sohn seiner Amme, des Prinzen Milchbruder.

Einer nach dem andern der vier Herren wird von Charles in das Cabinet des Präsidenten eingelassen und die Thüre wird hermetisch hinter ihnen verschlossen.

Das Cabinet des Prinzen ist, man könnte sagen, einfach möblirt, auf jeden Fall mehr comfortabel als elegant. Portraits schmücken die Wände, eines des Kaisers Napoleon, das der Kaiserin Josephine, der Königin Hortense und des Königs Louis von Holland, des Vicekönigs Eugen von Italien und der Großherzogin Stephanie von Baden. Der Präsident steht vor einem Tische, auf dem ein aufgeschlagenes Buch liegt, ein weißes Taschentuch bedeckt auf einer Ecke desselben Tisches einen unsichtbaren Gegenstand.*)

Man erzählt, daß die Braminen des Pundjab einen wunderbaren Trank kennen, der alle verdorrten Kräfte wieder erneut, verjüngt, ihnen eine Blüthe, eine Energie gibt, die sie nie gehabt.

Hat der Bürger Louis Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik, vielleicht diesen Trank genommen? denn sicherlich, der Mann, der dort an jenem Tische steht, ist nicht derselbe, wie der, welcher vor einer Viertelstunde mit schlotternden Knieen durch die Säle des Palastes schlich.

Wo sind die erschlafften Muskeln seines Gesichtes geblieben? wo das ermüdete glanzlose Auge? wo die nach vorn gebeugte Gestalt?

Dies ist ein Mann in der Fülle der männlichen Kraft und Energie, sein Körper ruht gerade und fest auf seinen Beinen, sein Blick hat einen Ausdruck von Selbstbewußtsein, den man nur in einem Herrscher sich vorstellt, sein Gesicht leuchtet von Kraft und Energie und seine wenigen Gesten sind kurz und gebietend.

In fast unterthäniger Haltung stehen die vier Männer vor ihm und erwarten mit der höchsten Spannung ein Wort aus seinem Munde.

Er geht auf das Bild des großen Napoleon mit festem Schritte zu und drückt eine im Rahmen selbst verborgene Feder, ein verborgnes Thürchen öffnet sich in der Wand, dann schraubt er seine Uhrkette auseinander und mit einem der Glieder dieser Kette, dessen Spitze einen winzigen Schlüssel bildet, öffnet er einen kleinen eisernen Kasten, welcher in der verborgenen Nische steht. Er zieht daraus eine Brieftasche hervor, aus der er einige engbeschriebene bläuliche Bogen Briefpapier nimmt, und nähert sich damit dem Tische, an welchem die vier Männer immer noch unbeweglich stehen.

„Hören Sie, meine Herren, wie ich der Nation ihre Rettung anzeige,“ sagt er, und mit fester Stimme beginnt er die Lectüre jener merkwürdigen Manuscripte, deren Druck ich vor einiger Zeit beschrieben habe. Bei der bekannten Phrase: „unnützer Steuermann, ich will nicht länger meine rettenkönnende Hand am Ruder gefesselt sehen, wenn das Schiff von den stürmischen Wogen in den Abgrund gerissen wird,“ kann einer der vier nicht mehr Herr seiner innern Bewegung bleiben, er möchte „Vivat“ rufen, doch da er das nicht darf, zerreißt er sein Taschentuch, es ist Herr von Persigny.

Nachdem die Lectüre beendet, richtet der Prinz einen fragenden Blick auf seine vier Rathgeber, alle vier verbeugen sich stumm, der Präsident schellt.

„Herr von Béville!“ sagt er zu dem eintretenden Kammerdiener.

Einige Augenblicke später erscheint der Schwadronschef und bleibt an der Thüre stehen, der Präsident winkt ihm näher zu treten.

„Hier,“ sagt er mit ruhiger Stimme, indem er ihm die besagten Manuscripte übergibt, „nach der Nationaldruckerei. Sie tragen Frankreichs Geschick in Ihrer Brieftasche.“

Der Officier macht eine tiefe Verbeugung, dann militärisch Kehrt, und ohne ein Wort zu sagen, schreitet er der Thüre zu.

„Béville,“ ruft ihm der Präsident nach. Jener dreht sich schnell wieder um und kehrt auf seinen vorigen Platz zurück.

„Wollen Sie mir nicht die Hand reichen, lieber Béville?“ sagt der Prinz.

Der Officier ergreift die Hand des Prinzen, drückt sie erst herzhaft, dann beugt er sich und küßt sie.

„Ich danke, Monseigneur,“ sagt er mit bewegter Stimme, „denn Sie werden mich nicht wiedersehen, wenn meine Mission mißlingt.“

Der Präsident furcht die Stirne.

„Mißlingen?“ sagt er, „hab' ich nicht verboten, das Wort zu denken, viel weniger es auszusprechen?“

Herr von Béville hat das Zimmer verlassen, der Prinz wendet sich an seine vier Genossen und nachdem er sie zum Sitzen eingeladen, wirft er sich selbst in den hinter ihm stehenden Fauteuil.

„General,“ sagt er zu St. Arnaud, „Sie werden sogleich fünfzig Mann in das Hauptquartier der Nationalgarde senden und sie dem Obristen Vieyra zur unumschränkten Verfügung stellen. Hier, Herr von Morny, ist das Decret, welches Sie zum Minister des Innern ernennt. Ihnen, Herr von Persigny, das Decret, welches die National-Versammlung auflöst, bitte, lassen Sie es von Morny contrasigniren. Herr von Maupas, wie weit sind Ihre Vorbereitungen zur Verhaftung der Deputirten gediehen?“

Der Polizeipräfect verbeugt sich.

„Ein Dutzend Polizeicommissarien werden in einer Stunde in verschiedene Cabinete der Präfectur eingeführt werden! Einer wird den andren nicht sehen! Ich werde ihnen eröffnen, daß Ledru Rollin, Louis Blanc und Consorten diese Nacht aus London angekommen sind und werde jedem von ihnen den Befehl geben, sich mit einer Eskorte von Polizeisergeanten morgen früh um vier Uhr an irgend einer Ecke einzufinden; dort wird ein Officier ihnen eine versiegelte Ordre übergeben, nach der sie zu handeln haben! Auf diese Weise, da sie selbst nicht wissen, was sie zu thun haben, werden wir ihrer Discretion bis morgen versichert sein, und im Augenblick, wo sie es erfahren, werden sie sich im Kreise ihrer Untergebnen befinden, von denen einige beauftragt sind, sie zu überwachen!“

„Sind Sie denn nicht aller dieser Leute gewiß?“ fragt Persigny.

„Ja und nein,“ erwidert Maupas, „viele hängen noch an dem General Cavaignac, und dessen Festnahme wird wohl die schwerste sein.“

„Wie viele Officiere sind unter den Deputirten, die verhaftet werden sollen?“ fragt der Kriegsminister.

„Sieben! Die Generäle Cavaignac, Lamoricière, Changarnier, Bédeau und Leflo, der Obrist Charras und der Lieutenant Valentin.“

(Schluß folgt auf S. 282.)

*) Alle Details dieser Skizze sind den nicht veröffentlichten Briefen eines verstorbenen Augenzeugen entnommen. Der Verf.

Das schöne Heidenkind.

Aus einer Hamburger Haus-Chronik. Mittheilung von Victor von Strauß.

Illustrirt von Oskar Wiesnieski.

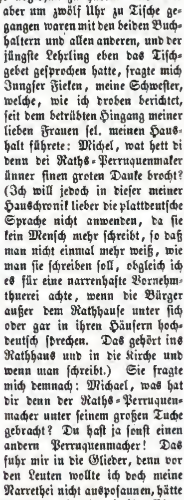
— Nach allen diesen mancherlei Calamitäten, so nicht allein unsere Stadt und hochlöbliche Republique, sondern auch mich selbsten und unser Haus empfindsam getroffen, war ich jedennoch guten Humeurs. Denn ein klein Stücke Narrheit, wohl im Schrank eingeschlossen und vor den Leuten versteckt, muntert allezeit das Herze auf. Alleine daß man sie vor sich behalte und die auswendige Gravität nicht lasse darunter leiden, wie ich denn auch allezeit geflissen gewesen. Hier aber brauche ich nicht hinterm Berge zu halten.

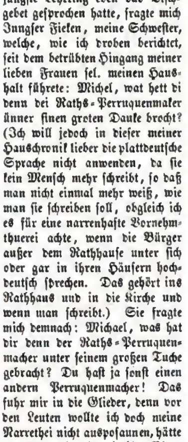
Nachdem nehmlich Kaiserliche Commission unseres Hamburgischen Gemeinwesens-Constitution, wie ich droben erzählet, mit Recessen und Reglement weislich ordiniret und fixiret, da sagte ich zu mir im Stillen: Michael Kohl, du bist nicht allein erbgesessener Bürger mit dem größten Handlungsgeschäfte von ganz Hamburg, sondern auch ein Mann von considerabelen Kenntnissen, geschickt mit Maul und Feder, von galanten Manieren und darum wohlangesehen bei Jedermann, dazu von respectabeler Figur, 6 Fuß 5 Zoll rheinländisch groß, hast auch bereits Bauch und Unterkinn, da kann es dir nicht fehlen, daß du mit nächstem unter die Hoch- und Wolweisheiten E. E. Rathes erwählet, vielleicht sogar noch Magnificenz wirst. Das darf dich nicht unbereit überfallen. Ließ also den Raths-Perruquenmacher kommen und bestellete bei demselben unter hart auferlegtem Stillschweigen eine stattliche Allongenperruque, versprach ihm auch noch etliche Mark über den Preis, wenn er treulich reinen Mund halten wollte; was er feierlich angelobte. Auch brachte er mir nach etlicher Zeit ein ganz vortreffliches Kunstwerk ins Haus, von der Art, wie ich sie in Paris bei Louis le Grand gesehen. Ueber der Stirne erhuben sich etliche große Locken gleichsam majestätisch und zu beiden Seiten und nach hinten rolleten die andern in Wolken tief herunter. Als sie mir der Raths-Perruquenmacher aber aufprobiren wollte, fuhr ich ihn an und fragte: Ob er ein Narre sei, daß er vermeinte, ein solcher Kopfputz sei für einen simpeln Bürger und Handelsherrn gemacht? Worauf der Perruquenmacher: Er habe nicht anders denken können, dieweil er ja an mir habe Maß nehmen müssen. Da sagte ich: Ganz recht, Meister; denn die Person, der ich diese Perruque zugedacht, hat just auch meinen Kopf. Nun machte er mir nach Art dieses Handwerkes etliche Complimenten, ich aber zahlte ihm geschwinde, gab ihm auch noch zwei Mark vor sein zukünftiges Stillschweigen und complimentirte ihn aus der Thür. Darauf schloß ich die Thüre hinter ihm ab und sagte zu mir: Michael Kohl, dieweil du nun einmal ein Narre gewesen und hast dich diese Kinderei so viel schönes Geld lassen kosten, so sei nun auch ein ganzer Narre und sieh zu, wie dir das Ding steht und wie du als Hoch- und Wolweisheit aussehen wirst. Trat dahero vor meinen Spiegel, nahm meine Stutzperrücken ab, die neue Allongenperruquen auf die Hand, gab ihr einen zierlichen Schwung und setzte sie mir also auf das Haupt. Als ich sie zurechtgerücket, betrachtete ich mich in dem Spiegel, freute mich über mein ehrwürdiges stattliches Aussehen und meinete, daß ich doch wahrhaftiglich zu einem Rathsherrn, ja Bürgermeister geboren sei und alle anderen ausstechen müßte. Darnach lachte ich mich selbsten aus über alle die Thorheit, so ich begangen, gab mir wiederum ein bescheidenes Exterieur, stellte meine Allongenperruquen in einen geheimen Schrank und legte einen Zettel dabei, auf welchen ich geschrieben:

Ein Narre, der sein selbst und seiner Narrheit lacht,
Hat zu der Weisheit wol den ersten Schritt vollbracht.

In welches Distichums zweiten Verse mir gleichwohl die Anspielung auf die zukünftige Wolweisheit besondern Kitzel verursachte.

Damit vermeinte ich die Sache abgethan zu haben. Als wir aber um zwölf Uhr zu Tische gegangen waren mit den beiden Buchhaltern und allen anderen, und der jüngste Lehrling eben das Tischgebet gesprochen hatte, fragte mich Jungfer Fieken, meine Schwester, welche, wie ich droben berichtet, seit dem betrübten Hingang meiner lieben Frauen sel. meinen Haushalt führete: Michel, wat hett di denn dei Raths-Perruquenmaker ünner sinen groten Dauke brocht? (Ich will jedoch in dieser meiner Hauschronik lieber die plattdeutsche Sprache nicht anwenden, da sie kein Mensch mehr schreibt, so daß man nicht einmal mehr weiß, wie man sie schreiben soll, obgleich ich es für eine narrenhafte Vornehmthuerei achte, wenn die Bürger außer dem Rathhause unter sich oder gar in ihren Häusern hochdeutsch sprechen. Das gehört ins Rathhaus und in die Kirche und wenn man schreibt.) Sie fragte mich demnach: Michael, was hat dir denn der Raths-Perruquenmacher unter seinem großen Tuche gebracht? Du hast ja sonst einen andern Perruquenmacher! Das fuhr mir in die Glieder, denn vor den Leuten wollte ich doch meine Narrethei nicht ausposaunen, hätte es auch Schwester Fieken allein nicht gesagt, dieweil mir ihre Plauderhaftigkeit bei Nachbarinnen und Gevatterinnen schon ehender Streiche gespielt. Darum sagt ich, indem ich mich mit vieler Gravität zusammennahm: Das will wohl nicht in deinen Kopf, Fieken, daß ein ehrlicher Handwerksmeister auch etwas anderes bringen kann, als was er selbsten gemacht hat, und wenn dir ein Schiffszimmermeister etwas unter einem Tuche bringt, so denkst du gewißlich, er bringe dir einen Schooner oder aufs wenigste eine Schaluppen. Worüber alle Gegenwärtige das Lachen mit Mühe verbissen, was sie indessen thaten, aus Respect vor meiner Jungfer Schwester. Sie aber schwieg stille, und so kam ich mit dem bloßen Schrecken davon.





Noch darf ich nicht vergessen anzumerken, daß selbigen Tages ein Italiener zu mir kam, welcher sich vor einen Goldmacher und großen Philosophen ausgab, der das mysterium magnum und wahrhaftige tincturam längst entdecket, auch denen Liebhabern der Weisheit an unterschiedlichen Orten schon machen gelehret, und weil er gehöret, daß ich selbsten in arte operire, so wolle er sich mir zum Dienst erboten haben. So vortrefflich er nun auch von Sale und Mercurio, von lilia alba und leone rubro zu schwadroniren verstund, so roch er doch zu stark nach Bier und Schnaps, als daß ich mich mit ihm einlassen sollen. Ich sagte dahero zu ihm: Mein lieber Signore, was das Goldmachen anbetrifft, so gibt es dazu zwei Wege, einen sicheren und einen unsicheren. Den ersten practicire ich schon seit langer Zeit aus dem Fundamente, auch hat er mir schon manch gut Stück Geld eingetragen, und wenn Ihr drunten auf der

Diehle durch die Seitenfenster hineingesehen, wo meine Buchhalter und Handlungsbeflissene sitzen, so habt Ihr in mein Laboratorium geguckt. Anbelangend den anderen Weg, so operire und laborire ich darauf zu meiner eignen Ergötzung und cum grano salis, damit er mir nicht mehr kostet, als mir der andere einträgt, wende auch dabei für niemanden etwas auf, als für mich selbsten, und traue darin auch keinem, als mir selbsten. Im übrigen suche ich viel mehr arcanum universale als tincturam solis; trifft beides darnächst zusammen, so ist es um so besser. Ihr sehet also, Signore, daß ich Eurer Dienste nicht benöthigt bin und bitte, Ihr wollet weitergehen. Worauf er ein Langes und Breites anfing de occulta philosophia und von der wahren arte prophetica. Ich aber antwortete: Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kühhirte, der Maulbeeren ablieset. Was ich in chymia und alchymia probire, belanget naturam creatam. Meine Philosophie stehet in heiliger Schrift und Catechismo Lutheri. Complimentirte ihn damit hinaus und freute mich, als ich ihn loswurde. Er soll darnächst im Brandenburgischen gehangen worden sein.

Um aber auf meine Narrheit, will sagen meine Allongen-Perrücke zurückzukommen, so stund dieselbige seit jenem Tage immer wohlverschlossen im Schrank, und bei jeder Calamité, welche die Republique betraf, wie ich sie denn weiter oben vermeldet, als da die große Pestseuche durch die Stadt ging, und da wir mußten dem Dänen 260,000 Thlr. und dem russischen General 200,000 Thlr. und dem schwedischen General Steenbock wieder eine so schwere Contribution bezahlen, — wenn nun dergleichen arrivirte und mir den Humeur verderben wollte, alsdann schloß ich meine Stubenthür ab und meine Schrankthür auf und trat vor meine Allongen-Perruquen, war mir aber mächtig unwirsch, so setzete ich sie auch auf den Kopf, besah mich darunter im Spiegel, und sprach zu mir: Michael Kohl, alter Narre, halt dir einmal eine Predigt über Sprüche Salomonis am dreißigsten Kapitel, am zweiten Verse, allwo geschrieben stehet: Denn ich bin der Allernärrischte, und Menschenverstand ist nicht bei mir. Solches beweiset deine überleie Kümmerniß und Verdruß um zeitliche Gefahr und weltlich Gut, als wenn kein Helfer im Himmel wäre, der dich durch alles kann durchbringen und dir etliche Mark erstatten. Ei, danke Ihme, daß du nicht anjetzo diese Perruquen mußt von Amtswegen aufs Rathhaus tragen! Deine Hoch- und Wolweisheit hätte den Karren vor diesmal auch nicht außm Dreck gezogen, und wäre nicht genung am eigenen Schaden, sondern hättest dazu müssen löblicher Bürgerschaft Groll und Unfrieden auf deinen Nacken nehmen. Denn wer ein großes Amt hat, der ist aller Welt Narre, nun aber bist du doch nur dein eigener. Daran lasse dir genügen. — Ueber solcher Predigt wurde mir allezeit das Herze wieder wacker und aufgemuntert, lachete mich selbsten aus und kehrete frisch an meine Geschäfte zurück.

Hier will ich alle meine liebe Nachkommen, so diese Hauschroniken lesen, väterlich erinnert haben, daß ein jeder wol aufmerken und wahrnehmen soll, wo ihn der Hanswurst juckt. Dieweil dieses der Ort ist, da eben so wol ihre Thorheit, als ihre Weis- und Klugheit kann ihren Anfang nehmen. Sie sollen nur ihren Hanswurst hübsch auslachen und in Schrank schließen, ihm aber nicht artig thun, noch einen Ehren-Roquelaure anziehen und damit vor die Leute bringen, ansonsten sie nur anderen Gelegenheit zu fröhlichen Discursen geben, selber aber verdrießliche Narren werden und wissen es nicht.

Anbetreffend nunmehro unsern Handel, so nahm derselbe mittlerweil einen nicht unbeträchtlichen Aufschwung, indeme wir sonderlich viel Leder, Linnen und Sämisch Tuch nach der Levante schickten, auch gute Rückfracht hatten, welche sich mit gutem Gewinne verkaufte. Auch ging uns seit dem letzten Unfalle kein Schiff zu Grunde, kamen durch Gottes Gnade alle glücklich hinaus und wieder herein. Nur mußten wir um der Engelländer und der Franzosen willen noch immer das Geschäft in Marseille halten und daselbst umladen lassen. Unser Haus in Smyrna aber machete recht vortheilhafte Speculationen, insonderheit seitdem, wie droben erzählet, mein lieber Sohn Georg dahin gereiset und sich der Sachen angenommen, zur Stütze und Hilfe meines alten Schwagers und Compagnons.

Im Jahre 1719 nach Christi unsres Herrn Geburt lief von diesem meiner lieben seligen Frauen Bruder, der nunmehro 64 Jahre alt war und zeitlebens nicht an Heirathen gedacht hatte, nachfolgend eingeklebter Brief ein:

Smyrna, den 26. December 1718.

Liebwerthester Schwager! Was den Koffee, Corinthen und anderen Waaren anlanget, wird Dir unser Georg Nöthiges schreiben. Vor meine Person will nur vermelden, daß, da mich unerachtet meiner vorgerückten Jahre, noch die zärtliche Passion erfasset hat, ich mich vor nunmehro acht Wochen in den heiligen Ehestand begeben. Es ist aber meine Ehefrau ein schönes und aimables Heidenkind aus den Gebirgen im Süden, nicht weit vom gelobten Lande, welche durch Raub war hierher gelanget und von mir losgekaufet worden. Dazumalen konnte sie nur ihre Muttersprache, welche mir fremd, und wenige Handarbeit, desto besser aber Reiten, Spieß, Bogen und Säbel führen, so jung sie auch noch war. Das mußte sie aber ablegen und sorgte ich für etliche Education, auch Information sonderlich im Christenthume. Nachdem sich aber gewiesen, daß sie zu allerhand Hausarbeit willig, auch anstellig war, lingua franca, dazu ein weniges hochdeutsch gelernet, darnach von einem anher gerathenen Prediger aus der Herrenhuthischen Brüdergemeine getaufet worden, so habe mich durch denselbigen mit ihr trauen lassen. Da mir aber insonderheit daran gelegen, an ihr eine gute Pflege zu haben, wenn ich in etlichen Jahren nach Hamburg zurückkehre, was meine zunehmende Gebrechlichkeit wol erfordern wird, so ist es mein Wunsch, daß sie vor allem gut Hamburgisch haushalten und sonst sich appliciren lerne, auch ordentlichen Unterricht im Catechismo erhalte und, wie sich gebühret, confirmiret werde. Darum, werthester Schwager, werde sie unter convenabler Beschützung mit nächstem Schiff unter Addresse Kohl und Schüttmeister auf Hamburg verladen lassen, hoffe, daß sie wol und ohne Havarie anlanget, und bitte Dich, Du wollest sie in Deinem Hause aufnehmen, sie um meinetwillen gleichsam als Deine Tochter behandeln und ästimiren, und vertraue ich zu Dir und Jungfer Ficken, meiner werthen Schwägerin, Ihr werdet Sorge tragen, daß sie recht balde zu einer guten christlichen Hamburgerin formiret werde. Das alles auf meine Kosten und Gefahr. Soviel von mir und meinen Affairen. Was hingegen unsern Georg anbelanget, so ist derselbe ein kreuzbraver Junge und geschickter Kaufmann, wie Du selber schon verspüret haben wirst. Das Clima in der Levante bekommt ihm ausnehmend, und wenn er über die Straßen geht, bleiben Christen, Juden und Heiden stehen und sehn ihm nach, dieweil er nicht allein ein hübscher Mensch, sondern auch der Größeste in ganz Smyrna, sollte meinen in ganz Asia und gewiß um zwei Zolle größer ist, als Du. Daß die letzte Sendung Leder reißend abgegangen, wird er Dir geschrieben haben. Somit, lieber Schwager, befehle Dich in Gottes Hand und verbleibe Dein allezeit getreuer Schwager und Compagnon Friedrich Schüttmeister.

N. S. Ich habe vergessen anzumerken, daß mein schönes Heidenkind, nehmlich meine junge Ehefrau, meiner werthen Jungfer Schwägerin zu Ehren Sophie getaufet worden ist. Sie wird noch in ihrer hiesigen Bekleidung mit weiten Hosen ꝛc. anlangen und Ihr sorget wol, daß sie ordinär bürgerlich à la mode gekleidet wird.

Welcher Brief mich abermals an meinen Perruquenschrank führete. Denn weil mein lieber Schwager unsres Geschäftes den dritten Antheil hatte, so war es mir gar nicht gleichgültig, daß derselbe etwa noch Kinder erzielete, und seinen neven, meinen lieben Sohn dadurch um die Erbschaft brachte; wiewol solches keineswegs lobenswürdige Gedanken waren. Zudem war mir das gestellte Ansinnen ganz contrair, daß ich sollte eine solche halbwilde und beinahe noch heidnische Person in mein christliches Haus aufnehmen. Die Perruque that aber durch bloßes Ansehen ihren Effect.

Desselbigen Jahres arrivirete aber in unserer löblichen Stadt ein ganz verdrießliches Evenement, welches der Bürgerschaft wiederum hart in den Beutel griff. Es hatte nehmlich Ihro Kaiserlichen Majestät Gesandter bei der Stadt, welcher, wie leicht zu denken, ein Römischer war, den heillosen Einfall bekommen, in seinem hôtel, mitten in unserer ächt lutherischen Stadt, eine katholische Capellen bauen zu lassen, um daselbst mit Messelesen und andere katholischen Ceremonien den Dienst des Römischen Papstes einzurichten. Solches erregete bei Hoch und Niedrig den allerstärksten Widerwillen, dermaßen, daß auch die Pastoren von denen Canzeln dagegen zu eifern anfingen. Wie es denn mit Recht Jedermann verdrießen mußte, daß, nachdem wir schier seit zweihundert Jahren den alten Sauerteig ausgefeget, und Gottes Wort und Luthers Lehr bei uns mit allem Ernste rein und fest erhalten, nunmehro der Widersacher wieder umgehen, in den Weinberg dringen, die Pfaffen wieder

einschwärzen und den Glaubensstand verrücken sollte. Es hatten aber derer Pastoren, auch etlicher anderer aus den Oberalten Aufreizungen zur Folge, daß sich der Pöbel zusammenrottete, nach des Kaiserlichen Gesandten hôtel stürmete und daselbst nicht allein die angefangene Kapellen des Papstes, sondern leider auch das ganze Haus verwüstete und zerstörete. Hatten aber unser etliche sich über solche Devastation erfreuen wollen, so ahnten wir andern doch sogleich nichts Gutes; wie denn auch alsbald scharfe Mandate Ihrer Römisch-Kaiserlichen Majestät einliefen, welche der Stadt abermals eine Buße von 200,000 Thlr. auflegeten, dazu eine fußfällige Abbitte durch den vorsitzenden Bürgermeister und ein andres Rathsmitglied, auch von zwei Oberalten, und die Aufbauung eines ganz neuen hôtels verlangten, als welches dem devastireten in allen Stücken sollte gleich sein. Solche harte und einestheils schmähliche Sentenz mußte denn jedes ehrlichen Hamburgers Gemüthe gar hoch bekümmern, und habe ich darüber zweimal meine Narren-Perruquen aufsetzen müssen. Es haben aber Kaiserl. Majestät nochmals auf inständiges Bitten E. E. Rathes aus Gnaden den schimpflichen Fußfall nachgelassen, sich auch zufrieden erkläret, daß vor den Gesandten ein anderes, allbereit vorhandenes Haus angekauft worden, welches der Stadt gleichwol noch weitere 50,000 Thlr. gekostet.

Dieser Handel war noch nicht ausgeglichen, so lief das Schiff in den Hafen, auf welchem mein lieber Schwager und Compagnon Schüttmeister mir seine asiatische Ehefrauen ins Haus schickete. Ich holete sie mit Schwester Fieken selber von Bord ab, und war aus der Maßen verwundert, denn sie war unbezweifelt das allerschönste Frauenzimmer, so mir mein Lebtag unter Augen gekommen. Und da ich ihr bekannt gemacht wurde, küssete sie mir, unerachtet eines gewissen vornehmen Wesens, mit so eifriger Demuth die Hände, daß ich mich einigermaßen schämete. Ihr Anzug aber war noch ganz nach gleichsam türkischer Manier mit seidenen faltigen Hosen und ganz auffallend, so daß, als ich mit Schwester Fieken sie nach unserm Hause führete, uns alle Leute nachblicketen, auch die Straßenjungens hinter uns herliefen, sogar nachschrieen, und mußte ich mich mit aller Gravität oftermals umdrehen und mit meinem spanischen Rohre drohen, um die Rotte etlichermaßen in Respect zu halten.

Als wir sie nunmehro glücklich ins Haus gebracht, welches nicht ohne großen Zudrang unsrer jungen Leute am Fenster der Schreibstuben und viel neugieriges Nachblicken ablief, und nachdem wir uns zu einer Tassen Coffee niedergesetzet, probirete ich gleichsam ein Examen mit dieser verwunderlichen Frau Schwägerin, wobei sich's befand, daß sie im Hochdeutschen schon viel weitere Progressen gemacht, als ich nach meines lieben Schwagers Avis-Briefe präsumiren müssen, nur mischete sie unterweilen, wo ihr der deutsche terminus abging, ein Wort aus der lingua Franca ein, welches man doch ziemlich verstund, indem es allermeist aus dem Lateinischen, Italienischen oder Franzöüschen zu begreifen war. Es befand sich ferner, daß sie deutsche gedruckte Schrift nicht übel zu lesen, auch ein weniges zu schreiben gelernet, im Christenthum aber, obwolen sie davon mit einer sonderbaren Ehrfurcht redete, nur erst gleichsam aus dem Groben zugehauen war und von Unterschied der Lehren, Erbsünde, libero arbitrio, communicatione idiomatum und anderen nöthigen Stücken nicht die mindeste Wissenschaft besaß. Weshalb ich mich alsbald im Stillen resolvirte, noch selbigen Tages zu unserm würdigen alten Hauptpastor zu gehen, und denselbigen zu bitten, sie gründlich in reiner christlicher Lehre zu informiren, was ich gegen Abends auch that, er auch übernahm. Als ich darnach aber von ihrem würdigen Ehemann, meinem werthen Schwager Schüttmeister, mit ihr redete, vermerkete ich gar wol, daß es eine recht ungleiche Ehe sei und ohne penchant von ihrer Seite geschlossen, was auch bei einem Unterschied von mindestens 45 Jahren nicht zu verwundern. Verbergen will ich's aber nicht, daß, als ich das wunderschöne und wahrhaftiglich admirabele Heidenkind vor mir sitzend observirte, ich mir die erwachte Passion meines lieben Schwagers sehr deutlich imaginiren konnte. Es hatte mittlerweil Schwester Fieken, welcher der muselmännische Anzug des jungen Frauenzimmers ein Greuel vor Augen war, von einem Kramer etliche Stücke Zeug holen, auch den Frauenschneider kommen lassen, ließ Maß nehmen und bestellete etliche charmante Hauskleider, auch zu mehrerem Staat ein großgeblümtes und ein schwarzes Seidenkleid mit Reifrock à la mode. Dabei kam es vor, daß sich das schöne Frauenzimmer die Benennung Madame Schüttmeisterin verbat, dieweil sie nur Sophia wollte geheißen werden, worin wir, was uns anbelangete, ihr zu Willen waren, als ich ihr indessen exponirte, daß solches bei Fremden nicht anständig, kam es ihr ridicule vor. Nach dem Abendessen mußte ich aber meine sämmtlichen jungen Leute benebst den Buchhaltern, die doch schon in gesetzten Jahren lebten, versammeln und denselbigen Vorhalt thun, wie daß es nicht schicklich sei, noch von guter Education und Politesse zeuge, ein ehrbares Frauenzimmer, zumal eine Ehefrauen, also unverwandt mit den Augen anzustarren, und verhoffete ich, sie würden ins Künftige bescheidentlicher auf ihren Teller oder sich unter einander ankucken; auch könnten sie etwan Jungfer Fieken ansehen. Worauf einer der Jungen dem andern zuflüsterte: Ja, wenn Jungfer Fieken ihre Blatternarben erst mit der Schönheit der anderen ausgetauschet hätte. Welches ich hörte, ihm eine Maulschellen gab, und also die Ordnung herstellte.

Um hier nun nicht zu weitläuftig zu werden, sei nur kürzlich angemerket, daß Sophia sich mit einer remarquabelen Geschwindigkeit unserer ganzen Lebensweise, als in einem feinen Hamburger Bürgerhause, applicirete, und wiewol mir bedünken wollen, daß sie zu Anbeginne in ihrem asiatischen Habit sich stattlicher ausgenommen, so war sie doch auch in ihrem europäischen Costume nach Pariser Mode immer eine erstaunlich charmante Person. Der Hauptpastor kam allwöchentlich viermal selber in unser Haus, um ihr eine Stunde lang Catechismum Lutheri unter Zugrundelegung göttlichen Wortes zu expliciren, und wiewol er eingestund, daß sie ihn zum öftern mit gar curieusen Fragen verwirrete, so war er doch mit ihren Progressen ganz ausnehmend zufrieden. Schwerer wurde es ihr, den Unterscheid von Hochdeutsch und Plattdeutsch sich zu imprimiren, da sie das letztere im ganzen Hause und über Tisch allezeit vernahm; sie melirte daher beides eine Zeitlang in einander, kam aber am Ende auch dahinter. Sie fing auch gleich an, mit ihrem Ehemann zu correspondiren, anfänglich in lingua Franca, darnächst aber auch deutsch, und es ging kein Schiff nach der Levante ab, es nahm einen Brief von ihr mit. Handarbeiten der Frauenzimmer erlernete sie in einem Umsehen, wohingegen es im Haushalt recht langsam vor sich ging, was ihr manches malcontente Wort von Schwester Fieken zuzog, welche ich oftmals zu Geduld und Nachsicht admonirte, indem ich bemerkete, daß darüber der artigen jungen Frauen unterweilen die Thränen in die Augen traten. Denn wiewol mir nicht unwissend war, daß Schwester Fieken es von Herzen gut meinete, so war ihr doch die strenge und scharfe Manier der alten Jungfern schon in Fleisch und Blut übergegangen. Ich aber fassete nach kurzem eine recht schwägerliche, ja vielmehr väterliche tendresse zu dem wahrhaft aimabelen Frauenzimmer, welches sonderlich mir selbsten, aber auch Schwester Fieken, der sie viele caressen erwies, sich von ganzem Herzen zugethan erzeigete, gleich als ob wir ihre Eltern wären, und alles that, was sie uns an den Augen absehen konnte. Sie war aber auch bei Jedermann wolgelitten und angesehen, und als sie Quasimodogeniti 1720 mit den Kindern in der Kirchen confirmiret wurde, war um ihretwillen ein ganz extraordinairer Zulauf und drängeten sich viele Honoratiores mit ihren Eheliebsten heran, um sie zu betrachten, auch ihre Antworten zu hören, mit welchen sie exquisit bestund. Mir aber machte es eine beträchtliche Freude und Recreation, daß sie doch nun zum heiligen Abendmahle gehen konnte, denn ohne dieses macht einem ein erwachsenes Frauenzimmer doch allezeit die Impression einer halben Heidin. Ich hielt darauf, daß ein jeder aus meinem Hause bis zum jüngsten Lehrling herunter aufs wenigste dreimal im Jahre zum heiligen Sacrament gehen mußte, auch wurde solches jedesmal bei Aufnahme einer neuen Person zur Condition gesetzet, so daß, wer sich dem opponiren wollte, alsogleich meine Dienste verlassen und das Haus räumen mußte. Selbiger uso ward auch in anderen guten Häusern observiret.

Nunmehro ging etliche Zeit in gutem Frieden hin, unser Handel florirete und in meinem geheimen Laboratorio kam ich soweit, daß ich das mercurialische trockene viscosische Wasser gewann, so die alten Chymisten die keusche Diana, den weißen Schwan oder den flüchtigen Drachen benannt. Arrivirte mir auch nichts Widerwärtiges, denn daß ich einmal vorm Gerichte mußte Zeugniß ablegen wider ein altes Weib, die Gleicherin geheißen, so wegen Hexerei und Zauberei angeklagt. Dieselbe hatte zu unterschiedenen Malen in unserm Hause scheuern geholfen und einem Knecht, der sich mit der Barte in die Hand gehacket, das Blut besprochen, welches, als ich es vernommen, mich veranlassete, einen Discurs mit ihr zu halten, worinnen sie so

heimlich that und so seltsame Dinge vorbrachte, auch Gesichter schnitt, daß ich sogleich Verdacht fassete. Solches alles deponirete ich schuldigermaßen. Es kamen auch sonst und durch andere testes ganz abominabele Sachen an den Tag, wie auch, daß sie seit dreißig Jahren nicht zur Kirchen und Sacrament gegangen, und zweifelte niemand, daß sie einen Bund und Pactum mit dem Teufel gemacht. Unerachtet richterlicher Admonitionen und beweglichen Zuredens derer Pastoren, hat sie gleichwol nicht einbekennen wollen, bis es zur scharfen Frage gekommen, wo der Henker so lange mit ihr handthieret, bis sie alles eingestanden, und sollen terribele Dinge zum Vorschein kommen sein. Bevor jedoch Recht und Urtheil gesprochen werden, ist sie in Prison gestorben und hat dabei solchen Odeur hinterlassen, daß man wohl hat spüren können, wer ihre arme Seele geholet, wiewolen etliche junge Doctores juris den Fall bestreiten wollten und sich auf des gottlosen Thomasii Schriften beriefen, welchen ich aber scharf Widerpart gehalten habe.

Zu dieser Zeit lief ein Brief ein von meinem lieben Sohne aus Smyrna, worinnen er schrieb, daß er nunmehro, nachdem das Geschäfte daselbsten wieder in gutem Flor stehe, von meiner ertheilten Erlaubniß wolle Gebrauch machen und nach Hamburg retourniren, als womit auch sein Oncle, mein lieber Schwager, gänzlich content sei. Das war mir eines theils lieb, weil mir seine Hilfe in etwas benöthigte, dennoch aber wunderte ich mich, daß mein lieber Schwager nicht ein anderes Arrangement vorgeschlagen, um zu seiner jungen Eheliebsten zu kommen. Letztere indessen, da sie die Sache vernahm, bezeugete sich sehr zufrieden und vergnügt dabei, so daß ich es vor mein Officium erachtete, ihr vorzuhalten, wie daß es sich wol geziemet hätte, einige Traurigkeit darüber zu zeigen, daß nicht anstatt meines Sohnes ihr würdiger Eheliebster hätte herreisen wollen, worauf sie stille schwieg, die Augen niedersenkete und davonging.



Nach Verlauf etlicher Monate trug mir der Postbote einen Brief in das Haus, welcher aus Halle an der Saalen kam und von der Hand meines lieben Sohnes an mich addressirt war, worüber sogleich meine Gedanken hatte, dennoch aber nicht so Schlimmes dachte, als er mir, da ich ihn aufbrach, zeigete. Er ist nachfolgend hier eingeklebt:

Halle, am 26. August 1720.

Herzliebster Vater! Indessen Sie zweifelsohne schon meine Rückkunft zur See erwartet, muß ich Ihnen leider Gottes mitten aus dem Reich von den Gefahren schreiben, in welchen ich gestecket habe und nun wiederum stecke, so daß ich Sie bitten muß, ohne weiteren Aufenthalt in eigner Person hierher zu reisen, um mich frei zu machen. Denn allerdings bin ich so gut wie gefangen, habe auch Zeit genug, Ihnen meine Schicksale zu beschreiben.

Sogleich nach meinem letzten aus Smyrna war ich, weil mich die Ungeduld antrieb, auf einem preußischen Schiffe abgesegelt, welches nach London geladen hatte. Wir kamen ganz gut durch die Insuln und um Morea herum, und der Capitain hielt den Curs auf Malta zu, als wir eines Morgens einen großen griechischen Corsaren in Sicht bekamen, welcher auch sogleich auf uns Jagd machete. Wir setzten zwar alle Segel bei, es fand sich aber in Bälde, daß er viel schneller segelte, und es blieb uns daher nichts übrig, als daß wir uns alle bis an die Zähne bewaffneten, und ihn herankommen ließen. Ich hatte zwei lange Pistolen und einen guten Haudegen genommen und war resolvirt, mein Leben oder meine Freiheit aufs theuerste zu verkaufen. Als der Seeräuber herankam, wechselten wir etliche Kanonenschüsse, die aber auf beiden Seiten keinen Effect hatten. Darnach fuhr er an uns heran und da wir Bord an Bord waren, kamen die wilden Kerls mit ihren Enterhaken heran, während andere auf uns schossen und uns zuriefen, daß wir uns ergeben sollten. Das war aber nicht unsere Meinung, zumal ihrer nicht allzuviele waren, und obwol gleich auf ihre erste Salve zwei Mann auf unserm Schiffe gefallen waren, schoneten wir dennoch unser Pulver bis auf den Moment, da sie entern wollten. Dann erstlich brannten auch wir selbsten ab, und schoß ich der braunen Halunken Einen durch den Kopf, daß er mitsammt seinem Enterhaken zwischen den beiden Schiffen vornüber ins Wasser stürzete. Den zweiten Schuß gab ich einem andern, so aber nur verwundet ward. Indessen hatten sie gleichwol geentert, sprungen unter wildem Geschrei mit ihren krummen Säbeln auf unser Schiff, und wiewol wir uns alle desperat wehreten, half uns doch alles nicht und wurden mehrentheils niedergemacht, die andern gefangen, unter welch letzteren auch ich war, nachdem ich eine gute Schmarren übers Gesicht gekriegt. Wenn mir aber oftmals erzählet worden, daß in diesen Räubern was Chevaleresques sitze, so sollte ich das nun selbsten erleben. Denn da die andern alle geknebelt und ohne absonderliche Complimente in den Raum des Räuberschiffes hinunter transportirt wurden, sagte der Corsaren-Capitain, währenddem er auf mich wies, in seiner Sprache: Der ist ein tapferer Mensch und soll nicht gebunden werden. Und als ich ihm artig davor dankte, hieß er mich niedersitzen, nahm aus dem Beutel, so er am Gürtel trug, etwas heraus, welches er kauete und mit einem rothen Tuche auf meinen Schmarren festband. Er machete mir unterdessen Anträge, ob ich nicht bei ihm bleiben und an seinem Lebenswandel Antheil nehmen wollte. Ich antwortete darauf, der Vorschlag ließe sich anhören und ich wolle es weiter bedenken. Denn es däuchte mir nicht gerathen, ihm mit Eröffnung meiner Gedanken vor den Kopf zu stoßen. Nun nahmen die Corsaren unser Schiff ins Schlepptau, nachdem sie einen Mann zum Steuern darauf gesetzet, und kreuzten langsam unterm Wind gen Nordersten. Gegen Abend aber kam eine venetianische Corvette in Sicht, welche sogleich den Seeräuber erkannte und auf uns Jagd machte. Da schlugen die Corsaren das Schlepptau durch, zogen alle Segel auf und versuchten zu entwischen. Als sich nunmehro zeigte, daß ihnen der Venetianer im Segeln überlegen war, machten sie sich zum Gefechte fertig, ich aber wurde auf des Corsaren-Capitains Geheiß in eine besondre Cajüten hinuntergebracht und daselbst eingeschlossen. Bald darnach fingen denn auch da draußen und über mir die Kanonen- und Flintenschüsse an, lautes Geschrei und viel Gepolter, so etwan eine gute halbe Stunden währete. Darauf so hatte der Venetianer das Raubschiff genommen, man holete uns allesammt aufs Verdeck, band die Gefangenen los und brachte uns nebst etlichen der Corsaren, denn die anderen waren einestheils niedergemacht, anderntheils ins Wasser gesprungen, auf die Corvette, allwo wir uns bei dem venetianischen Capitain vor unsere Errettung schönstens bedanketen. Inmittelst war

es Nacht geworden und kam ein sehr starker Ostwind, so daß es unmöglich ward, unserm auf der See treibenden Schiffe nachzuspüren, und hatte ich damit meine Kisten und mein mitgenommenes Geld, auch viele schöne Sachen verloren. Deßunerachtet hätte ich gerne dem Corsaren-Capitain sein wackeres Betragen vergolten, er war aber nicht unter den Gefangenen. Es wurden nun bei Laternenlicht die Todten ins Wasser geworfen, das Raubschiff ins Schlepptau genommen, und ein venedischer Feldscheer verband mich. Wie denn auch vor alle, so verwundet worden, gute Sorge getragen wurde.

Nach etlichen Tagen erreicheten wir Venedig, allwo man uns ausschiffete. Da erkundigte ich mich nach gegenwärtigen Fremden und fand ein Paar ehrliche Bremische Kaufleute, so mich mit dem benöthigten Gelde versorgten, damit ich meine Reise weiter fortsetzen konnte. Ich habe von ihnen gegen Schuldschein 100 Ducaten genommen, und wollte nunmehro nicht wieder auf das Wasser, als nur bis Triest, von dannen aber durchs Reich zu Lande nach Hamburg gehen, dieweil ich also kürzere Zeit gebrauchete. Nachdem ich meine Schmarren ziemlich ausgeheilet, mir auch die seltsame Stadt und ihren Handel besehen, schiffete ich ab, stieg in Triest ans Land und fand gute Reisegelegenheit nach Preßburg. Von da ritt ich zu Pferde bis Brünn, allwo ich mich in den Postwagen setzete. Als wir aber eine Tagereise über Prag hinaus waren und bei der Nacht durch ein böhmisches Gebirge fuhren, wurde der Postwagen von einer Bande Spitzbuben überfallen, deren zu viele waren, denn daß wir uns gegen sie hätten zur Wehren setzen können. Die plünderten uns arme Reisende total aus und nahmen sogar die Postpferde vom Wagen mit, also daß wir (es waren unser drei) die ganze Nacht in schrecklichem Regenwetter durch den Dreck zu Fuße weiter gehen mußten. Am andern Morgen kamen wir in eine kleine Stadt, da brachten die andern ihre Klage an, ich wollte aber nichts damit zu thun haben, damit ich keine Aufhaltung davon hätte, trennte mich von ihnen und wanderte allein vorwärts, und weil ich keinen Pfennig mehr in der Taschen, auch sonst nichts hatte, so ich hätte verkaufen können, denn auch meine Bekleidung war schon in starkem Abgange, so sprach ich von Dorf zu Dorf bei denen Pastoren an, so zu Anfang lauter Katholiken, als ich aber nach Chursachsen kam, auch Lutherische waren. Also gelangete ich gleichsam als ein Bettler bis nach Halle in Sachsen, so jetzt Brandenburgisch ist und dem König in Preußen gehöret.

Allhier stieß ich unter dem wilden curieusen Studentenvolke auf ein Paar gute Hamburger, so mir bekannt waren, mich in einem Wirthshause unterbrachten und persuadirten, daselbst etliche Tage von meinen gehabten Strapazen auszuruhen. Sie brachten auch ein Paar Thaler vor mich zusammen, weil sie selber kein Geld hatten, und machten mich mit andern ihrer Gesellen bekannt, denen ich beim Biere meine Ebenteuer erzählen mußte. Darunter waren ein Paar durchtriebene Halunken, so des andern Nachmittags zu mir kamen und sagten, dieweil ich Geldes benöthiget, sie mir aber nichts geben könnten, so hätten sie sich eine scherzhafte Weise ausersonnen, mir dessen zu verschaffen, ich solle mit ihnen kommen in ein Wirthshaus außer der Stadt, solle ihnen aber den Spaß nicht verderben, sondern, so mir daselbst Anträge gemacht würden, gleichwie sie mir der Corsaren-Capitain gemacht, so solle ich nur lustig drauf eingehen, es wäre alles nur ein Scherz, und wenn ich erst mein gutes Viaticum hätte, wollten sie mir schon heraushelfen. Obzwar ich nun vielerlei Bedenken hegte, so hatte ich doch ein mächtiges Begehren, je ehender je lieber nach Hamburg zu gelangen, entrirte also auf den verheißenen Scherz, versprach, mich in alles zu schicken und ging mit ihnen. In dem Wirthshause trafen wir noch ihrer zwei, mit denen wir uns zu Biere setzten, welches sie Cerevis nannten; sie tranken, sungen, thaten curieuse Sprüche und waren sehr aufgemuntert, auch mußte ich ihnen Bescheid thun, daß mir der Kopf schwindelte. Gegen den Abend kam ein Corporal mit etlichen Soldaten herein, die setzeten sich an einen andern Tisch und tranken auch. Da rief der Studenten einer gegen sie: Ob sie nicht einen recht langen Kerl brauchen könnten? Hier sitze einer, der sich schon was gegen die Türken versucht hätte, und der ein tüchtiges Handgeld nicht verschmähen würde. Damit hieß er mich aufstehen, nachdem er mir zugewinket, daß dieses der gemeinte Scherz sei, und da ich ihm seinen Willen lassen wollte und aufstund, so umringeten mich die Soldaten und der Corporal sah mit funkelnden Augen zu mir herauf. Er bot sogleich fünf Thaler, aber die Studenten schrieen: Mehr! und so ging es unter vielen Späßen und Scherzreden an ein Handeln und Aufbieten, welches damit schloß, daß er mir fünfzehn Thaler in die Hand gab, unser sämmtlich getrunkenes Bier bezahlete, und mir eine Grenadiermützen aufsetzete. Der Student flüsterte mir darauf zu: Ich solle nunmehro immer mit den Kerls nach der Stadt gehen; sie würden uns vorauslaufen, ihre Landsleute wären allbereits informiret und würden mich noch vor dem Thore von den Blauröcken liberiren. So eileten denn die Studenten davon, aber meine Soldaten mochten Wind verspüret haben, denn da sie fortgingen und mich mitnahmen, schlugen sie, wie ich erst ganz spät vermerkete, einen anderen Weg zur Stadt ein, und mit Einem Worte, ich saß in der Falle fest.

Unerachtet aller meiner Remonstrationen, Drohungen und Anerbietungen haben sie mich in ein Wirthshaus von der Vorstadt Glaucha gebracht, halten mich hier entweder eingeschlossen oder unter scharfer Wache, und ich habe nur der Wirthin, welche scheinet ein großes Mitleiden mit mir zu haben, Papier, Tinte und Feder zu verdanken, daß ich Ihnen, lieber Vater, die Noth und Gefahr, darinnen ich sitze, schreiben kann. Ich sehe mein Unrecht sehr gut ein, daß ich mich von den tollen Studenten zu solchem Streiche habe verleiten lassen, als welches ein Leichtsinn war, wie er mir sonsten nicht eigen. Lassen Sie mich das nicht entgelten, lieber Vater, und machen Sie sich des Schleunigsten auf, um mich wieder auszulösen, daß ich nicht müsse vor den König in Preußen die Musquete tragen. Denn sie haben mir schon meine Kleidungsstücke weggenommen und mich in eine Montur gestecket.

Der allmächtige Gott halte Sie in seiner treuen Obhut und führe Sie balde zu meiner Errettung herbei. Grüßen Sie Sophia tausend Mal, auch Tante Fieken, und verzeihen Sie Ihrem allzeit gehorsamen Sohne Georg Kohl.

(Fortsetzung folgt.)

Am Vorabend des Staatsstreiches.

Von dem Verfasser des „Wie man kaiserliche Manuscripte druckt."

(Schluß.)

„Wollen Sie nicht auch den General Oudinot verhaften lassen?"

„Unnöthig," erwiedert der Präsident, „man muß der Nationalversammlung ja einen General lassen, dem sie den Oberbefehl über die Truppen, die sie um sich sammeln wird, übergeben kann, und ihre Wahl wird sicherlich auf Oudinot fallen, und der ist mir am liebsten."

Herr von Morny lächelt, er allein muß wohl die Worte des Präsidenten in ihrer richtigen Tragweite verstehen, und dieses Lächeln ist nicht sehr schmeichelhaft für den General Oudinot, Herzog von Reggio, den Sieger von Rom.

„Sie, Persigny," fährt der Präsident fort, „haben Sie alle Ihre Maßregeln getroffen, um die Nationalversammlung aufzulösen?"

„Alles ist so einfach, daß es bald bereit sein wird," antwortet der bewährteste Freund des Präsidenten.

„Ja," sagt dieser, „ich finde, daß der General Bonaparte einen Fehler begangen hat, als er am 18. Brumaire den Conseil des anciens und die Kammer der Fünfhundert, selbst durch seine Grenadiere auseinander jagen ließ; er hat ihnen dadurch einen Nimbus von Märtyrerthum und Größe verliehen, den sie wahrhaftig nicht verdient haben! Herr von Persigny wird einen Polizeicommissarius und einen Lieutenant hinschicken und wird sie auseinandertreiben. Diese bodenlosen Schwätzer verdienen nichts als eine Unsterblichkeit von Lächerlichkeit!"

„Es ist merkwürdig, wie das Volk die Kammer verachtet, verspottet, verhöhnt!" sagt Herr von Maupas, „meine Agenten bringen mir täglich Berichte darüber."

„Ja, fast eben so sehr als den Bonaparte," sagt der Präsident lächelnd, „berichten Ihre Agenten Ihnen nichts davon, Herr von Maupas?"

Der Polizeipräfect wird verlegen und schweigt.

„Und Sie, General?" fragt der Prinz, sich an St. Arnaud wendend, „sind auch Ihre letzten Maßregeln getroffen?"

„Ja, Monseigneur, und wenn keiner der Generäle mich im Stich läßt, so kann ich mit Bestimmtheit auf guten Erfolg rechnen!"

„Mißtrauen Sie irgend einem der Generäle?"

„Ja, Monseigneur." — „Seinen Namen?"

„Canrobert!" — „Den Grund Ihres Mißtrauens?"

„Er schlug alle Offerten aus, die ich ihm in Ihrem Namen gemacht habe, er sagte, daß er den Befehlen des Kriegsministers unbedingt Folge leisten würde, daß nach seiner Ueberzeugung Frankreich verloren sei, daß er keine Schulden habe, die bezahlt zu werden brauchen, und daß es in dem neuen Kaiserreiche wohl Schlachtfelder geben würde, auf denen er sich fähig fühlte, sich den Marschallsstab zu erringen!"

„Das ist der einzige Grund Ihres Mißtrauens, General?" fragt der Präsident nach einigen Secunden Nachdenkens.

„Ja," entgegnet der General kurz, „ich glaube nicht an politische Tugend und daß ein Mensch einem andren zu Liebe seinen Kopf aufs Spiel setzt."

Herr von Morny lächelt kalt. Herr von Persigny zerreißt den übriggebliebenen Fetzen seines Taschentuches, jedoch beide schweigen.

„Aber wir! was thun wir denn?" ruft Herr von Maupas.

Ein sarcastisches Lächeln malt sich auf den Lippen St. Arnauds, er will antworten, doch der Präsident läßt ihm keine Zeit dazu. Er steht auf und die andren verstehen das Signal, sie erheben sich gleichfalls.

„Meine Herren," sagt der Prinz, „dies ist unsre letzte Zusammenkunft vor der Catastrophe! Alles ist bereit, alle menschliche Zufälle sind vorhergesehen und bedacht. Wir werden alle energisch unsre Pflicht thun, und wenn wir unterliegen, nun dann: Que Dieu sauve la France! — Dann rette Gott Frankreich!

Die fünf Männer reichen sich die Rechte! „Que Dieu sauve la France!" — wiederholen sie noch einmal.

Der Prinz ist wiederum allein in seinem Cabinette, seine Rathgeber haben es so eben verlassen, als Charles die Thüre öffnet und Herrn von Maupas von neuem anmeldet. Der Polizeipräfect tritt ein, und als er sich mit dem Präsidenten allein sieht, zieht er aus seiner Tasche ein Packet Papiere, die er ihm hinreicht.

„Was ist das, Herr von Maupas?"

„Monseigneur, für unvorhergesehne Zufälle, ein englischer, ein deutscher und zwei französische Pässe."

Der Präsident lächelt, doch er weist die Papiere zurück!

„Ich danke! Herr von Maupas," sagt er, „ich danke! aber ich fliehe auf keinen Fall! Auf keinen Fall!" setzt er mit starker Stimme hinzu!

Herr von Maupas verbeugt sich und verläßt das Zimmer, in der Thüre begegnet er dem General St. Arnaud, welcher gleichfalls Einlaß begehrt. Nachdem dieser in das Cabinet des Prinzen getreten, ruft Herr von Maupas den immer noch auf- und abgehenden Herrn Bure zu sich heran, zieht sich mit ihm in eine Fensternische zurück und hat eine lange Unterredung mit ihm, in Folge deren er ihm die Pässe übergibt, welche der Präsident verweigert hat anzunehmen.

„Monseigneur," sagt während dessen der General zum Prinzen, „ich spiele um meinen Kopf, ich weiß es; Sie werden es mir nicht übel deuten, wenn ich alle möglichen Mittel daran setze, ihn nicht zu verlieren."

„Erklären Sie sich, General! wozu soll diese Vorrede führen?"

„Monseigneur wissen, daß ich bei alledem, was morgen verfallen wird, nur Ihre Befehle ausführe."

„Ja, Sie sagten es ja selbst vorhin, daß Sie an politische Tugend nicht glaubten, und da Sie im Gegentheil zum General Canrobert alle meine Offerten angenommen, oder vielmehr ich alle die Bedingungen, die Sie mir gestellt haben, erfüllt habe, so weiß ich nicht — —"

„Herr Präsident!" unterbricht der General mit ruhiger Stimme, „die Befehle, die Sie mir gegeben, sind der Art, daß ich sie mir schriftlich erbitten muß. Ich habe sie hier aufgesetzt und Sie brauchen dieses Papier nur mit Ihrer Unterschrift zu versehen, um meine letzte Bedingung zu erfüllen."

Der Präsident überliest das Papier, ein bittres Lächeln zeigt sich auf seinen Lippen, dann ergreift er eine Feder und mit fester Hand schreibt er die Worte: Tout ceci a été ordonné par moi," und unterschreibt: Louis Napoleon Bonaparte!

„Hier, General! nehmen Sie — Sie sehen, ich zaudere nicht, die ganze Verantwortlichkeit des morgenden Tages auf mich ganz allein zu nehmen!"

„Wir werden siegen, Monseigneur, gewiß, wir werden siegen!"

Der Kriegsminister verläßt das Zimmer und der Präsident folgt ihm mit einem unaussprechlichen Blicke — seine meergrünen Augen leuchten wie Diamanten und werfen in dem schwachbeleuchteten Zimmer einen unheimlichen Schein ... Der Blick, den er dem General St. Arnaud nachschickt, ist ein vernichtender Machtblick, er gleicht einem Todesurtheil!

Dem gleich darauf eintretenden Charles gibt der Prinz Befehl, niemanden mehr vorzulassen; doch dieser meldet, daß Herr von Morny noch im Nebencabinet warte und eingeführt zu werden wünsche. Der Präsident nickt seine Zustimmung zu und einige Augenblicke später tritt der Graf ein.

„Verzeih mir, Louis!" sagt er zum Präsidenten, „wenn ich Dir durch mein Kommen die nöthige Ruhe raube — aber nachdem der Minister Deine Befehle erhalten, kommt der Bruder noch einmal, um Dir in diesem entscheidenden Augenblicke die Hand zu drücken!"

„Ich danke Dir, Joseph! ... ich danke Gott, daß er mir in diesem Augenblicke einen Bruder wie Du gegeben! Höre, was St. Arnaud so eben von mir verlangt hat!"

Und er erzählt die eben beschriebene Scene!

„Es wird Dich Millionen kosten, um dieses Papier wieder aus seinen Händen zu erhalten ... Schurke! ... doch alles hängt von ihm ab!"

„Nein, Joseph — alles hängt von einer höheren Macht ab.

Ich fühle in der Tiefe meiner Seele, daß mir Gott eine Mission auszuführen gegeben hat und mein einziges Verdienst ist, mich dieser Mission nicht zu widersetzen, alle meine Willenskraft, alle meine Energie daran zu setzen, damit das Endziel, welches ich deutlich vor den Augen meines Geistes sehe, erreicht werde!"

„Und dieses Endziel, Louis?"

„Frankreichs Größe! — Dir gegenüber brauche ich keine Maske zu tragen, Joseph — als ich vorhin diese Blutbefehle unterzeichnete, dachte ich keinen Augenblick an die ewige Schmach, die sich an meinen Namen knüpfen wird — nur an Frankreich dachte ich — nur an die zu rettende bürgerliche Gesellschaft ... Höre! als ich die Feder in der Hand hielt, fiel mein Blick zufälliger Weise auf dieses Buch — es ist Sueton — und ich las die Worte, die Caesar am Ufer des Rubicon ausgesprochen."

Und der Präsident nimmt das Buch und liest: „Etiam nunc regredi possumus, quod si ponticulum transierimus, omnia armis agenda sunt ...*)

Das ponticulum — war für mich der Befehl für St. Arnaud — jetzt ist der Rubicon überschritten, jetzt gehört das Wort der Waffengewalt!"

„Sieh die Worte weiter unten!" sagt Morny, der gleichfalls seinen Blick auf den Classiker geworfen hat —: „Eatur, quo Deorum ostenta et inimicorum iniquitas vocat: Jacta alea est!" **)

„Ja!" ruft der Prinz, „der Würfel ist gefallen — und ob sein Ausspruch nun Tod und Verderben oder Größe und Ruhm bringt — qu'importe! — ich bin der inneren Stimme gefolgt, die mir sagt, daß durch mich Frankreich gerettet werden soll!"

Der Präsident ergreift das Taschentuch, von dem wir vorhin gesprochen, und zeigt seinem Bruder, daß es zwei geladene Pistolen bedeckt! — Morny fährt zurück.

„Ein fliehender Fürst tödtet sein ganzes Geschlecht," sagt er mit fester Stimme, „ein getödteter Fürst bahnt seinen Nachkommen einen neuen Weg zum Throne. Das Schaffot Karls I. und Ludwig XVI. hat Karl II. und Ludwig XVIII. auf den Thron gebracht; doch Jacobs II. Nachkommen verloschen im Exil, so wie die Karls X. verlöschen werden! — Wenn alles schlecht geht, stell' ich mich an die Spitze der Armee und wenn es mir nicht gelingt, zu siegen, nun dann ... dann wird in fünf, in zehn Jahren ein anderer Bonaparte auf dem Thron Frankreichs sitzen und wird es diesen Pistolen zu danken haben ... doch leb wohl ... Joseph, ich muß allein sein ... leb wohl?"

Der Graf wirft sich in die Arme des Prinzen, der ihn einige Augenblicke lang fest an seine Brust gedrückt hält ... dann trennen sich beide ... vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

Seit einer Stunde schon geht der Prinz auf und ab; eine Welt von Gedanken muß sicherlich seinen Geist durchkreuzen; denn sein Kopf ist auf die Brust gebeugt und auf seiner bleichen Stirn zeichnen sich tiefe, tiefe Furchen! ...

Unwillkürlich nähert er sich dem Fenster und sieht, daß im Hofe ein Reisewagen in Bereitschaft gesetzt wird. Mit Erstaunen sieht er einige Zeit lang den Dienern zu — dann schellt er und fragt den eintretenden Charles, was dies zu bedeuten habe. Dieser gibt ihm die Antwort, daß Herr Bure es so angeordnet habe ...

Der Präsident lächelt mitleidig.

„Thoren!" murmelt er, „sie denken nur an mich!" ... dann befiehlt er, den Reisewagen gleich wieder auszupacken und in die Remise zu bringen! ...

Herr Bure hört im Vorzimmer den ihm von Charles überbrachten Befehl mit der größten Ruhe an — geht dann selbst in den Hof hinunter ... und als der Präsident einige Augenblicke später wieder ans Fenster tritt, ist der Reisewagen wirklich vom Hofe verschwunden ... Herr Bure läßt ihn in der Remise selbst bepacken!

... Immer noch geht der blasse Mann im Cabinette des Elysée auf und ab. Es schlägt Mitternacht — es schlägt ein — es schlägt zwei Uhr ... immer noch hören die im Vorzimmer Harrenden den gleichmäßigen nur selten unterbrochenen Schritt des Präsidenten! ...

Endlich wirft er sich in seinen Fauteuil ... nimmt den Sueton, liest einige Zeit darin — legt ihn wieder fort, sein Blick starrt einige Zeit lang in die flackernde Lampe ... dann schließen sich seine Augen ... er schläft!!!

Gegen sechs Uhr erst wagt sich Charles zu ihm hinein — denn eine eilige Depesche des Herrn von Maupas ist angelangt. Der Präsident erbricht und liest sie — ein Schimmer von Freude glänzt auf seinem bleichen Gesichte ... „Die Häupter der Deputirten", zeigt der Polizeipräfect an, „sind alle arretirt — die Proclamationen an den Ecken werden von den Arbeitern mit Zufriedenheit gelesen — Paris ist ruhig!" ...

Herr Mocquard, sein Secretär tritt ein — der Präsident reicht ihm die Hand: „Der Rubicon ist überschritten," sagt er, „jetzt zeige mir Deine Legionen, Anarchie, die Du wie Pompejus mit dem Fuße aus der Erde stampfen willst!"

*) Noch jetzt können wir zurückgehen, weil, wenn wir das Brücklein überschritten haben werden, alles mit den Waffen geführt werden muß.

**) Dahin werde gegangen, wohin der Götter Zeichen und der Feinde Bosheit ruft: der Speer ist geworfen!

Am Familientische.

Die Kinder des Hauses und das Pariamädchen.

(Zu dem Bilde auf Seite 273.)

Die Zeichnung, welche Wilhelm Sohn in der heutigen Nummer unsern Lesern darbietet, ist nicht nur ein Genrebild von seltener Anmuth und Lieblichkeit, es ist ein Culturbild, ein Bild aus dem socialen Leben voll ergreifender Wahrheit.

Erinnert jenes Geschwisterpaar, das von der sicheren Scholle des väterlichen Besitzes auf das zu seinen Füßen liegende, braune Mädchen herabblickt, nicht an die ganze Stellung, welche die civilisirte Welt von jeher zu jenem düster geheimnißvollen Volke dunkler Farbe eingenommen hat, das wie ein Räthsel in ihre Mitte gekommen war und noch immer hie und da unter ihr wieder auftaucht, ja das nach einer neueren Schätzung allein in Europa noch 200,000 Seelen stark sein soll?

Die Zigeuner erschienen anfangs des 15. Jahrhunderts zuerst in Vorderasien und Egypten, und überflutheten in großen Scharen unerwartet und plötzlich das Land. Von dort verbreiteten sie sich nach Europa; 1427 waren sie bis nach Paris vorgedrungen, später erschienen sie in Spanien und England. Aber nicht aus Egypten, wie man lange glaubte und wie sie selbst angaben, stammen sie her, sondern wie die wissenschaftliche Forschung jetzt unumstößlich dargelegt hat, aus Indien, dem alten Wunderlande. Dort wohnt, am Ausfluß des Indus, das unstete, räuberische Volk der Tschinganen, das in allen wesentlichen Zügen das nationale Gepräge unserer Zigeuner an sich trägt. Auch ihr üblicher Name erinnert daran, während das Wort Sinte, wie sie sich selbst oft nennen, auf den Fluß Indus oder Sint hinweist.

Wie das arme Mädchen, matt und müde, hingesunken ist an der Gartenmauer und, den Kopf an den harten Stein gelehnt, schlummert, während es vielleicht träumt von den fernen Fluren seiner Heimat, so lebt auch das Volk, dem sie angehört, so lange wir es kennen, ein dumpf hinbrütendes Schlummer- und Traumleben, aus dem nur die sündige Lust und die sündige That zuweilen hellleuchtend aufzucken und das vegetative Dasein unterbrechen.

Was hat Civilisation und Christenthum bisher für dies Pariavolk gethan? Wohl haben sie mehr gethan, als unser Geschwisterpaar, das halb neugierig halb scheu, doch unthätig die seltsame Erscheinung betrachtet? Die Civilisation hat sie lange verfolgt und wie den schlimmsten Auswurf der Menschen behandelt — sie hat freilich auch schwache Versuche gemacht, sie fest anzusiedeln — beides vergeblich. Die christliche Barmherzigkeit hat in England einen „Verein für die zeitliche und ewige Wohlfahrt der Zigeuner" ins Leben gerufen, und wirkt bis auf den heutigen Tag unter ihnen, wenn auch mit geringen Erfolgen, doch nicht ganz erfolglos. Aber im ganzen und großen ist wenig geschehen — und wo die Scharen dieser überall unwillkommenen Gäste noch auftauchen, da sind sie ebenso wild und wüst, so unstet und unehrlich, so religions- und sittenlos, als da sie zuerst in Europa einwanderten.

Was wird weiter geschehen? Werden die zwei Geschwister herabsteigen, die Gartenpforte öffnen und die Fremde mit ihrem treuen Wächter einladen, einzutreten, um sie zu erquicken und zu stärken? Oder werden sie, wenn sie sich satt geschaut an dem ungewohnten Schauspiele, unbekümmert zurückkehren zu ihren Spielen, unbekümmert, was aus dem Pariamädchen da draußen wird? Wird es noch ein Mal zu einer allseitigen Anstrengung der europäischen Christenheit kommen, diesem verkommenen Menschenstamm aus seinem leiblichen und geistigen Elend emporzuhelfen? R. K.

Frage- und Antwortkasten.

Frage. Bisher meinten wir, daß die zufällig aufgeworfene Frage: Heißt es der oder das Rebus? nur mit Bejahung des letztern zu beantworten sei. Wir hielten „Rebus" für einen umschreibenden Ausdruck von „Bilderräthsel" (aenigma rebus compositum). Ein Blick in das Daheim, übrigens sonst Autorität auch in solchen Dingen, schien uns eines Bessern belehren zu können; auch in andern Blättern fand sich derselbe Sprachgebrauch: „der Rebus und die Rebusse". Was ist das Richtige?

Mehrere Leser des Daheim in Keuschberg bei Dürrenberg.

Antwort. Ihre Ergänzung des Wortes Rebus (aenigma rebus compositum, ein aus Sachen oder Bildern zusammengesetztes Räthsel)

wird wohl richtig sein; wenigstens sollen diese unterhaltenden Aufgaben aus Italien herstammen und dort bereits im 17. Jahrh. vorgekommen sein. Nach einer andern Erklärung kommt das Wort her von einer Satire in bildlicher Sprache, die im Mittelalter von den Priestern der Pikardie jährlich veröffentlicht wurde unter dem Titel: „De rebus quae geruntur" (Was unter uns vorgeht), weshalb es im Französischen noch heißt: le rébus de Picardie. Unter Heinrich III., als englische Soldaten häufig in französischen Garnisonen lagen, soll der Rebus nach England gekommen sein. Auch bei uns hat der Gebrauch die Männlichkeit des Wortes geheiligt, bedeutende deutsche Wörterbücher haben es so aufgenommen, auch die Analogie andrer Wörter (man sagt z. B. der Omnibus) spricht dafür. Sonst autorisiren übrigens die Rebusse (auch hieran halten wir fest) am wenigsten zu Untersuchungen über grammatische und orthographische Genauigkeit. Es gilt da ein Auge zuzudrücken und einige poetische Licenz zu gestatten.

Frage. Ich habe einen erkrankten Papagei, dessen Leben ich gern erhalten möchte, da er mir vor 5 Jahren von einem frühern lieben Schüler direct aus Rio Janeiro zugeschickt wurde. Als ich nun vor 8 Tagen mit jemand darüber sprach, erhielt ich den Rath, mich an die Redaction des „Daheim" zu wenden. Ich wollte es nicht thun, um Sie nicht mit unnützen Dingen zu behelligen. Aber die Mattigkeit des Thieres hat seitdem so zugenommen, daß ich die Anfrage, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, doch nicht unterlassen will. Können Sie mir irgend einen Rath geben oder mir vielleicht jemand nennen, den ich befragen könnte? Im Neinfalle bitte ich Sie, sich jede Antwort zu ersparen. W. T. in Leipzig.

Antwort. Das Uebel Ihres Papageien wird wie bei fast allen in der Gefangenschaft gehaltenen Vögeln in einer chronischen Krankheit bestehen, die durch ein sogenanntes Mittel nicht zu heben ist. Solche Uebel, gewöhnlich die Darre, eine langsame Verzehrung aller Kräfte, kommen allmählich durch einseitige Nahrung und durch Entbehrung der natürlichen Lebensbedingungen, als Freiheit, Klima, Bewegung rc. und können nur ebenso allmählich durch eine Regenerationskur gehoben werden, die darin besteht, daß man den Thieren durch reichliche oder veränderte Nahrung, durch besondere Pflege, Wasser, Halten in einem größeren Raume, Grün u. s. w. die im Schwinden begriffenen Kräfte ersetzt. Unsrer Erfahrung nach sind jedoch alle Heilversuche bereits zu spät, wenn überhaupt das Uebel dem menschlichen Auge einmal bemerkbar ist. In diesem Falle ist eine Hauptschwierigkeit, daß der Papagei viele, andern Vögeln zuträgliche Sachen gar nicht nehmen wird, geben Sie ihm jedoch gequellte Ameiseneier mit dem harten, geriebenen Gelben vom Ei, dies Mittel hat wenigstens bei Wellenpapageien geholfen. Außerdem setzen Sie ihm eine Auswahl von Nahrung vor: geweichtes Weißbrot, weiße Hirse und Kanarienfamen, Grünes und Obst. Ist er zu retten, so kann dies dazu beitragen, hat er aber die Darre oder die Schwindsucht oder eine andre der vielen, den Vögeln eignen chronischen Krankheiten, so wird er nicht zu retten sein.

Frage. Wo stammt die Redensart her: „Er weiß wo Barthel Most holt?" R. v. S. in B.

Antwort. Darüber sind die Gelehrten noch nicht ganz einig. Viele Erklärungen gehen im Schwange. Einige sagen, Barthel sei ums J. 1230 Schultheiß in Heilbronn gewesen und habe den Most auf eine freisinnige Weise aus dem Keller entlehnt. Andere verlegen den Ursprung der Redensart nach Meißen. Ausführliches hierüber finden Sie in Wanders deutsch. Sprichwörterlexikon.

Hrn. A. B. — y. Ihre Frage ist gar zu speciell technisch. Die Beantwortung derselben würde über den Zweck und Raum des Fragekastens hinausgehen, weshalb wir darauf verzichten.

Räthsel.

I.

Die erste speiet Kälte, die zweite Dampf und Glut;
Das Ganze erfrischt die Wangen, das Ganze erwärmt das Blut.
Die erste kracht und donnert; die zweite donnert und kracht;
Wer kühn in der zweiten begriffen, der hat darauf nicht Acht.
In der kühnen zweiten stürmst du entgegen dem Siegeskranz,
Im fröhlichen Ganzen wiegst du dich ohne Musik im Tanz.
Die erste wiegte selber, eh sie sie selbst noch war,
Sich tanzend auf und nieder; jetzt beut sie zum Ganzen sich dar,
Doch birst unterm Fuße die erste — die zweite dir unter der Hand,
Weh dir dann, der so plötzlich ein schrecklich Ende fand.

II.

Welcher Dichtername hat nicht allein ein schweres Gewicht, sondern enthält auch Nahrungsstoff?

III.

„'S ist weder Fisch noch Fleisch," du sprichst's wegwerfend aus;
Und doch für manchen Mund ein leckrer Schmaus.
„'S ist weder dies noch das, und drum nichts Recht's"
Und doch — das lieblichste des sterblichen Geschlechts.
So zart und duftig still und doch so keck und frisch,
So mondscheinschwärmerisch und doch ein muntrer Fisch.
Bald toll und wild im Wiesensonnenglanz,
Bald nassen Aug's in dunkler Laube Kranz.
Wann fängt es an, wann ist's, wann hört es auf?
Unfaßbar ist's in seines Werdens Lauf.
„Hier ist's noch nicht!" und doch — o sieh nur hin!
„Hier ist's nicht mehr!" und doch! — welch kecker Sinn!
Ein Wunder ist's, es faßt mich zauberisch! —
O nein! — hier setzt's die Köchin auf den Tisch.
Es ist konkret! der Traum verflog in Luft!
Und doch — es hat noch immer seinen Duft.

Für das kleine Daheim.

I.

Es kommen Wandersleut' vollauf,
Hellsingend in lustigem Treiben;
Sie richten sich schnell eine Wohnung auf,
Als wollten sie ewig bleiben.
Sie geben Concert in Wald und Busch;
Die Hörer lauschen zufrieden;
Doch kommt ein Winterfrost — husch husch!
Schnell wandern sie wieder nach Süden.

II.

Es gab ein Haus und drin so manchen Laut,
Gar viele suchten drin sich weich zu betten,
Denn sieh, fürs Wasser ward es aufgebaut,
Um eine Welt vom Wasser zu erretten.

III.

Das Räthsel möchte wohl sich gern
Den ersten anvertraun; doch fern
Vom letzten führ's ein guter Stern!
Doch wenn es gar zur bösen Stund'
In den geheimnißvollen Grund
Des Ganzen fällt —
O weh! dann ist's ein Spott der Welt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 18.

I. Leichtfuß. II. Gastein. III. Uhland. Rebus: Ein intelligentes juristisches Urtheil. — **Für das kleine Daheim.** I. Ameise. II. Flasche. III. Eulenspiegel. Rebus: Landrath.

Briefkasten.

Frl. E. K. in B. Sie haben sich geirrt; der „alte, gefräßige Papierkorb" hatte Ihr „königliches Räthsel" nicht „verschluckt". Es war doch gar zu schmeichelhaft für uns, unter den mancherlei Königen aus der Thier- und Spielwelt auch ein bescheidenes Plätzchen einzunehmen und noch dazu so liebenswürdig charakterisirt zu werden. Darum haben wir es sorgsam in unser Album gelegt, wo so mancher Schatz verborgen liegt, der für das Licht des großen Publikums zu gut ist. Leider können wir Ihrem „ungestümen Verlange", Ihre Verse gedruckt zu sehen, auch in Bezug auf das zweite Räthsel nicht nachgeben. Die eigennützigen Wünsche, die Sie andeuten, sind wir übrigens nie so unartig gewesen, Ihnen zuzutrauen.

Frl. B. K. in B. Ihre Ungeduld über des „armen Richards Schicksal" ist nun wohl zu Ihrer Befriedigung gestillt? Vielleicht werden Sie jetzt trauern, daß die „wunderschöne" Erzählung schon zu Ende ist. Es hat doch auch sein Gutes, daß man in einem Journale nicht, wie in einem Buche, zuerst nach dem Ende sehen kann, da bleibt die Erwartung und die Spannung frisch bis zuletzt. — Die Erklärung wegen des Eintreffens von zwei Nummern auf einmal haben Sie wohl gefunden, hoffentlich gelingt es uns, wenn auch noch nicht das nächste Mal, das „Wartenlassen" zu verhindern, jedenfalls werden wir uns bemühen, nicht zum zweiten Male „so grausam zu sein."

G. B. + 3. Ihre Räthsel sind hübsch und werden zum Abdruck kommen, eines sogar sehr bald. Das erste der vorgeschlagenen Themata ist wohl etwas abstract, die letzten ließen sich eher verwerthen, wenn Sie Illustrationsstoff dazu liefern können. Uebrigens hat uns Ihr Brief in jeder Beziehung gefreut und wir stimmen ganz mit Ihnen überein.

Carleser in G. Rebus sehr gut, Räthsel werden vielleicht bei Bedürfniß verwandt. Für einen so freundlichen Brief sollen Sie wenigstens unsern Dank im Briefkasten haben. Humoresken? Wollen Sie nicht einmal Proben einsenden?

L. in Berlin. Auch in Räthseln ist etwas freie Orthographie erlaubt, z. B. d statt t und fehlendes oder überschüssiges h u. s. w.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute ferner ein:

Superintendent emer. Stern in Friedrichsdorf Thlr. 1. — Grundemann in Bernstein Thlr. 2. — Die Tertianer der Realschule zu Fraustadt 20 Sgr. C. A. J. in Berlin Thlr. 5. — Von F. in Walchow, Meklenburg Thlr. 8. — Frau Küchenm. Engel sen. und Fräulein A. Engel in Kl. Malchow Thlr. 1. Sgr. 20. — Pf. Bartels in Greifenhagen Thlr. 2. — Pastor Henneberg und Frau in Bunsen Thlr. 2. — Prof. Nasse in Bonn Thlr. 2. — W. K. in Berlin 15 Sgr. — O. H. in Leipzig Thlr. 1. — Von Sanden in Görlitz Thlr. 2. — B. in Alsleben Thlr. 1. — Lieutenant Wilkins Horno in Bohsdorf Thlr. 2. — A. in Werden Thlr. 1. — Ernst u. Carl Lindig in Breslau Thlr. 2. — Corvettencapitän Werner in Kiel, zweiter Jahresbeitrag Thlr. 10. — Betrag unserer letzten Quittung 1887. 8 Sgr.

In Summa: Thlr. 1931. 3 Sgr.

Geschenkgeber in Preußen werden zur Vermittelung von Beiträgen auf das bequeme Mittel der Postanweisung mit der Adresse: an den Verein für das Rettungswesen zur See zu Händen von Velhagen & Klasing in Bielefeld ergebenst aufmerksam gemacht.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Februar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№. 20.**

Am Strande.

Novelle von **Cl. Bülow**.

(Fortsetzung.)

Langsam und nachdenklich ging die Mutter ins Haus, Andreas in den Wald hinein, immer tiefer, ohne Weg und Steg. Draußen brannte die Sonne, hier war es kühl im Schatten, Moos und Erdbeerstauden wuchsen im Weg durcheinander, darüber schoß das Farrenkraut an manchen Stellen so hoch auf, daß man sich darin verstecken konnte. In den Zweigen schwatzten die Vögel, drüber hin zog die reine balsamische Seeluft. Er warf sich ins Gras; da lag er lange und träumte, die Schatten wurden länger, dunkler, da sprang er auf und lief von einer innern Unruhe gepeinigt, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, tiefer in den Wald hinein. Plötzlich glaubte er den Weg verfehlt zu haben, lief zurück, endlich blieb er auf einer Stelle athemholend stehen, wo die Bäume lichtere Gruppen bildeten. Hier ist das Echo, dem ich als Knabe so oft zugerufen, dachte er, dann weiß ich, wo ich bin! ich muß das Echo wieder hören! Er wollte „Susanna“ rufen, aber er stockte. Wenn's einer hörte, daß du des Mädchens Namen in den Wald hineinschreist? Da ruft er plötzlich, ohne es selbst zu wollen, der Name schwebt ihm noch auf den Lippen: „Renate!“ — Renate! Renate! — tönt ein langes Echo schallend nach, er erschrickt davor, als hätte er etwas Böses gethan. Er läuft noch einige Schritte vorwärts, da liegt vor ihm der Thalgrund, und darin das Haus, und wieder blitzt ein Licht aus dem Fenster auf, wie er es am Tage seiner Ankunft sah. Er will hinab. „Aber was soll ich da unten?“ fragt er sich im nächsten Augenblick. Ein unendliches Weh erfaßt seine Brust, eine Sehnsucht nach Liebe, wie er sie nie zuvor gefühlt. Er wendet sich gewaltsam um, geht mit schnellem Schritt hinüber auf die Fahrstraße, zurück zum Dorf.

Es ist schon dämmrig, als er die Gartenthür öffnet. Die Mutter ist zur Nachbarin gegangen, Susanne sitzt unter dem Birnbaum. Sie sieht ihn, steht auf, reicht ihm die Hand zum Gutenabend, und blickt ihn freundlich mit den hellen blauen Kinderaugen an. Er muß die Leere im Herzen ausfüllen, das heiße brennende Weh beschwichtigen. „Hier das liebe einfache Mädchen, das Dich liebt. Du weißt es, wenn Du es nur wissen willst!“ er breitet die Arme aus, eine stürmische Frage, eine bebende Antwort und Susanne, die Braut, legt sich selig weinend an sein klopfendes Herz!

Andreas war, wie wir wissen, ein Schwärmer. Als Knabe schon war sein Kopf mit abenteuerlichen Gedanken erfüllt. Die Reisen reiften seinen Verstand, gaben aber auch dem Hang nach Phantastischem reiche Nahrung. Er stand innerlich über seinen Verhältnissen, d. h. er besaß Pflichttreue und Heimatsliebe genug, um die Rückkehr als ein ersehntes Ziel zu betrachten, aber es kam schon nach den ersten Tagen seiner Ankunft eine gewisse Enttäuschung über ihn. Er selbst war ein andrer geworden, hatte viel gesehen, gehört, sich in so manches kleine Abenteuer verwickelt; daheim aber war alles beim Alten geblieben, alles grüßte ihn, als hätte er es gestern verlassen, denn die einfachen Verhältnisse des kleinen Dorfes, der nach der Uhr geregelte Hausstand der Mutter veränderten sich nicht. Susanne hatte sich äußerlich entwickelt; ihr Inneres kennen zu lernen, kam ihm nicht in den Sinn; für ihn war sie immer noch das Kind von damals, das den Kopf auf die Hände stützte und ihn freundlich ansah, wenn er erzählte, das da schwieg und beistimmend nickte, wenn er ihr gute Lehren gab. In seiner Brust brannte aber die Sehnsucht nach Liebe und wurde, ihm selbst unbewußt, zum heißen Verlangen, jene räthselhafte Unbekannte aus dem Grunde zu sehen. Dieses Verlangen wurde ihm nicht erfüllt, auch sträubte er sich innerlich gegen den Gedanken, ein fremdes heimatloses Mädchen könne der Gegenstand seiner Liebe werden. Liebe aber wollte er erringen; Susanne war schön, war arbeitsam und tugendhaft. So ward sie seine Braut.

Der Abend, die nächsten Tage vergingen dem Paar heiter, Frau Stephans Glück überstrahlte sie. Dann trat abermals jene unerklärbare Sehnsucht in Andreas Herz, welche Susannens Liebe nicht ausfüllte. Susanne hatte in der Wirthschaft zu schaffen, vom Morgen bis zum Abend. In den schönen sommerlichen Tagen waren Gäste gekommen, die wollten bedient sein. Die Mutter und Abends auch Friedrich schwatzten mit ihnen in der Schenkstube. Andreas war

zerstreut bei den Gesprächen, er lief hinaus an den Strand. Ein vorübergezogner Gewittersturm hatte das Meer aufgeregt, die Wellen eilten dem Ufer zu, schäumten im Zusammenstürzen und Wolken zogen leicht darüber hin in safranfarbnen Streifen des Abendlichts.

Da kommen die Fischerboote heim vom Fange. Das Segel nieder! Der Fischer streift die leinenen Hosen auf bis übers Knie, steigt ins Meer und zieht das Boot vollends auf den Strand. Vom Dorf eilen Weiber und Kinder herzu, es ist ein Durcheinanderlaufen, ein Schreien und Fragen. Andreas hat das hundert Mal mit angesehen, selbst dabei geholfen, heut steht er auf der Düne, die Arme gekreuzt, und blickt ernst in das Getreibe.

Da kommt ein Mädchen den Weg vom Walde her, er erkennt sie sogleich, sie trägt den Kopf stolz empor, das schwarze Tuch darum geschlungen. Ihre Kleidung ist einfach und sauber, sie hat einen Korb am Arm und will Fische kaufen. Man beachtet sie nicht, sie muß hier und dort anfragen; ein stämmiger Bursch, der dem Vater beim Ausleeren der Netze helfen soll, ruft unverschämt zu ihr hinüber: „Hast Du auch Geld, Renate? Verkauf doch Dein schönes Haar in der Stadt für blanke Thaler!"

„Ja, verkauf Dein rothes Haar!" schreit ein kleines Mädchen, und zupft sie am Kleide.

„Unverschämtes Volk! Was habt Ihr mit dem Mädchen vor?" donnert eine Stimme. Andreas theilt mit kräftigen Armen die Menge, jetzt steht er neben ihr.

„Da sind Deine Fische, Renate! Gebt her, Vater Lorenz, Geld dafür bringe ich Euch noch heute Abend. Nun geh nach Haus, Mädchen, kümmre Dich nicht um das unverschämte Volk, das Dich lästert. Gib mir die Hand, so, ich begleite Dich, dann soll es noch einer wagen, Dich zu verhöhnen."

„Ist Andreas verrückt geworden?" flüstert der kecke Bursch, als das erste Erstaunen, das sie alle mäuschenstill gemacht hat, vorüber ist.

„In dem steckt der Hochmuthsteufel," brummt Vater Jamrath.

„Mir so die Fische aus der Hand zu reißen, die ich gekauft habe zum Abendbrot," seufzt der alte Lorenz.

„Und was das Tollste ist, uns unverschämtes Volk zu nennen," schreit Line, und stemmt beide Hände in die Seiten, „uns, die wir Seinesgleichen sind, mit denen der Bengel gespielt hat und in die Schule gegangen ist. Das hat nun die alte Stephan davon, daß sie den Lümmel fortgeschickt, ihm Gott weiß was in den Kopf gesetzt hat. Mit der rothhaarigen Hexe ist's nicht richtig, wer weiß, wo sich die beiden schon vorher gesehen haben."

Andreas hört von dem allen nichts, er hat Renate schnellen Schritts über die Dünenhügel dem Walde zugeführt. Sie folgt ihm willenlos, die Schmähung, Andreas plötzliches Einschreiten hat sie stumm gemacht.

Als sie in den Schatten der ersten Bäume kommen, läßt sie seine Hand los und sagt wehmüthig: „Begleite mich nicht weiter; Deine Kameraden sind böse auf Dich, wenn Du das fremde Mädchen beschützest. Ich muß zum Vater, Du geh zu ihnen zurück; ich danke Dir!"

„Wer bist Du? Wo kommst Du her?" fragte Andreas. Ihre reine, weiche Stimme dünkt ihm wie Glockenklang.

„Das Unglück hat mich vertrieben, mehr sage ich Dir nicht."

Sie sieht ihn an. Andreas fühlt den Blick bis ins Herz hinein; das sind geheimnißvolle Augen, unergründlich tief! Sie geht, ohne sich umzusehen, in den Wald. Er breitet die Arme nach ihr aus, er drückt beide Hände vor die Stirn, um die Besinnung wieder zu finden.

„Zurück zur Mutter! zur Susanne! was ist mir denn geschehen? es zieht mich mit unbezwinglicher Sehnsucht. Renate, Renate!!"

Der Sonntagmorgen kommt still und freundlich über die Welt gezogen. Er guckt fröhlich hinein in die niedrigsten Fenster. Der Vater öffnet die Läden ihn einzulassen, die Mutter, streut, ihn zu ehren, frischen Sand auf die Schwelle und ruft: „Wacht auf, Kinder, heut ist es Sonntag!"

Da öffnen sich blaue Augen, Rosen glühen auf schlafesheißen Wangen, und im Walde, auf der Wiese erwachen die Blumen, und die kleinen Vögel im warmen Nest schütteln ihr Federkleid und schwatzen zusammen, bis es zuletzt ein fröhliches Leben und Treiben wird auf den Zweigen und in den Wohnungen der Menschen.

Heut ist Gottesdienst im Walde. Da braucht keiner aus dem Dorf den heißen Strandweg zur Kirche zu wandern, alle freuen sich darüber. Der Prediger aus Swinemünde kommt im Boot herüber, dort auf der Höhe bilden die herrlichen Buchen eine hohe geräumige Halle, schöner als Menschenhände sie jemals erbauten. Die Hügel hoch und niedrig rings umher sind die Sitze; für den Herrn Prediger hat Frau Stephan ihr bestes Tischchen hingestellt, darüber ein blüthenweißes Tuch gedeckt, darauf legt er die Bibel.

Durch den Wald hinauf zur Höhe ziehen die Dorfbewohner, nur die kleinsten Kinder bleiben zu Haus, und die Kranken, sonst ist alles in Bewegung, des lieben Herrn Pastors Worte hören sie alle gern.

Man ordnet sich, still, andächtig. Die jungen Fischer haben die beste Tuchjacke angezogen; sie nehmen den breitgeränderten Strohhut in die Hand, denn sie sind in der Kirche, die Frauen bedeuten die Kinder still zu sein, sie haben weiße Kappen auf und die Mädchen einen blanken Kamm in die Flechten gesteckt.

Da sitzt auch Frau Stephan, neben ihr Susanne, das zierliche Köpfchen andächtig gesenkt. Friedrich lehnt sich an den Baumstamm, und blickt ernst zu ihr hinüber.

Fast zuletzt kommt noch ein Paar durch den Wald, eine unmerkliche Bewegung geht durch die Menge. Der Mann ist gebückt, nicht allein von der Last des Alters, er kann nicht viel über sechzig Jahr sein, Haar und Bart sind weiß, die tiefen Furchen im Gesicht geben ihm ein strenges Ansehn. Er grüßt keinen, er sieht still vor sich nieder, faltet nicht die Hände, und spricht nicht wie die andren leise sein Gebet. Er ist in sich versunken, Renate aber, die ihn führt, biegt sorgsam die überhangenden Zweige zurück, damit der Vater sich auf die Moosbank setzen kann; dann betet sie, ihre Lippen bewegen sich, sie sieht nichts um sich her, so tief senkt sie den Kopf, und bemerkt nicht, daß zwei Augen auf ihr ruhen.

Andreas steht dort unter der Buche.

Der Prediger stimmt ein Lied an, die Gemeine fällt kräftig ein. Herrlich schallt der Klang der frischen Stimmen durch den Wald.

Als der letzte Vers verhallt ist, schlägt Pastor Gotthold die Bibel auf und liest die Worte des Textes: „Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend."

Der Pastor spricht von der Liebe, wie herrlich es ist den Nächsten zu lieben, ihn mit all seinen Fehlern zu lieben, ihn zu tragen in Geduld, wenn er fehlt, ihm zu helfen, wo es geht, ihm zu verzeihen, wenn er uns kränkt. — Pastor Gotthold spricht ernst und eindringlich; jedes Wort geht zu Herzen.

Dort reicht eine Frau dem Mann verstohlen die Hand und denkt dabei: „Will schweigen ein ander Mal, wenn mich was ärgert an Dir." Dort wird das Auge der Tochter naß. Sie fühlt, sie hat die Schwächen der alten Mutter nicht bedeckt mit dem Mantel der Liebe.

Der Mann aus dem Grunde aber ist aufgestanden, Andreas Blick folgt ihm. Die Hände auf seinen Stock gelegt, faltet er sie, er stützt sich, denn er zittert.

Pastor Gotthold redet jetzt von dem Haß, dem unchristlichen, den Gott strafen wird, denn wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger! und ein Todtschläger hat nicht das ewige Leben.

„Fragt euch selbst," spricht er, „fragt euer Gewissen, ob ihr niemals durch Haß und Zorn die Verzeihung überhört habt, die ihr dem Nächsten schuldig seid, wenn er euch kränkte; und habt ihr es gethan, hat euer Wort ihm gedroht, euer Mund ihn gar verwünscht, dann eilet zu ihm, wie der verlorne Sohn zurückkehrte zum Vater sein Unrecht gut zu machen, bittet um Vergebung eh' es zu spät ist."

„Wehe Euch, wenn der Tod seinen Mund versiegelt hat, kein Wort der Versöhnung mehr zu Euch dringen kann, wehe!"

Ein Schrei ertönt!

Renatens Vater bricht zusammen, eine Last ist es, eine unsichtbare, die ihn zu Boden drückt. Renate kann den Vater nicht halten, Andreas ist bei ihm mit einem Sprunge, faßt ihn mit kräftigem Arm, müde, willenlos legt sich das Haupt des Mannes an seine Brust.

„Laß ihn uns hinwegführen," flüstert Andreas, „dort hinein ins Gebüsch, Renate, daß die Störung die andren nicht beunruhigt. Ihr habt abseits gestanden, das ist gut."

Sie leiten ihn, der mühsam wieder auf den zitternden Füßen steht, bis zu den nächsten Bäumen. Er erholt sich, sie führen ihn weiter. „Gestorben ist er, mein Fluch hat ihn getödtet!" flüstert er.

„Was ihr nicht gethan habt den Geringsten unter diesen, das habt ihr mir nicht gethan," schallt des Predigers erhobene Stimme aus der Ferne.

„Hörst Du, Renate?“ stößt der Vater mühsam heraus, „nun kommt das Wort der Verdammniß! O ich weiß es, was der Herr denen bereitet, die sein Wort nicht halten.“ „Vater!“ fleht Renate, „Vater, Gott ist gnädig!“

Der Vater läßt den Kopf wieder auf die Brust sinken.

Als sie dem „Grund“ nahe sind, — alles ist still umher, kein Lüftchen regt die Blätter, da klingt, von der frischen Morgenluft getragen, der Gesang der Gemeine zu ihnen herüber:

„Herr, darf ich zu hoffen wagen?
Werd' ich Deinen Blick ertragen,
Wo Gerechte selbst verzagen?
Ach, wer kann vor Dir bestehen,
Herr, laß mich nicht untergehen,
Unverdient Dein Heil doch sehen.“

„Daß Andreas der Renate zu Hilfe kam, das war Christenpflicht, ich hätte es auch gethan, wenn ich so nahe gestanden.“

„Der Alte muß eine schwere Schuld auf dem Herzen haben, den wußte des Herrn Pastors Wort zu treffen.“

So reden die Häringsdorfer unter einander beim Nachhausegehen.

Auch im Hause der Frau Stephan wird Andreas gelobt, daß er so schnell geholfen; als er aber den nächsten Abend nach der Arbeit wieder in den Grund geht, den zweiten Tag auch, und so alle Tage eine ganze Woche lang, da schüttelt Frau Stephan sehr verdrießlich den Kopf.

Susanne läßt sich erzählen von den Hüttenbewohnern. Andreas sagt: „Es ist sehr wohnlich in der Hütte, gar nichts Unheimliches darin, wie Du denkst, Du abergläubisches Kind. Renate hat eine Zither, darauf singt sie schöne Lieder, die beruhigen den kranken Vater. Der liegt auf einem saubren Bett. Renate pflegt ihn unermüdlich, hat trostreiche Worte für ihn und bereitet ihm erfrischende Tränke. Der Vater ist unruhig, zuweilen heftig, dann wieder still, als bereute er seine Worte.“

Als Andreas wieder in den Grund geht, bittet Susanna: „Bleibe fort von den Leuten!“ Er schüttelt den Kopf und geht. Susanne weint still auf ihrer Kammer, sagt aber nichts wieder.

Friedrich will mit dem Bruder sprechen, ihn warnen. Er kommt von der Arbeit, wartet im Wald an der Stelle, wo Andreas vorbei muß. Richtig, da kommt Andreas, aber wie düster sieht er aus, er grüßt den Bruder gar nicht, sondern geht tiefsinnig zum Grund hin.

Friedrich hat nicht den Muth ihn anzurufen, er wendet sich um zur Dorfstraße.

Andreas biegt die Zweige auseinander rechts und links. Der wenig betretne Weg, der in den Grund hinabführt, krümmt sich, die knorrigen Baumwurzeln, das fußhohe Laub, das den Boden bedeckt, erschweren den Schritt, nun steht er vor der Hütte. Er braucht nicht zu klopfen, die Thür ist nur angelehnt. Auf dem Flur kommt ihm Renate entgegen; an ihren langen Wimpern hängen Thränen und rollen langsam über ihre Wangen, wie sie die Augen aufschlägt.

„Der Vater ist bedenklich, die Schwäche nimmt zu. Aber sein Geist ist klar, ich soll zum Pastor hinüber, sagt er, ihn bitten, ob er den Vater besuchen will. Gott sei Dank!“ und Renate seufzt tief, „daß er das verlangt.“

„Ich begleite Dich, wir wollen zu Wasser hin, das geht schneller; darf ich jetzt hinein zum Vater?“ — Sie nickt.

Andreas tritt in die Stube, an das Bett des Mannes, der ihm vor wenigen Tagen ein Fremder gewesen, jetzt aber verlangend seine beiden Hände nach ihm ausstreckt.

„Mein Sohn! Kommst Du? Scheust Du nicht, wie sie alle, den alten Mann, der gern in Frieden sterben möchte, nicht sterben kann? Das Gewissen drückt ihn, Andreas, verstehst Du das? Das ist mehr als Todesqual! Bleibe bei mir, mein Sohn!“

„Vater Ehrhardt,“ sagt Andreas, seine Stimme bebt, „ich will Renate begleiten, hinüber zu dem Pastor. Es geht schneller im Boot, wenn ich segle, Renate darf Sie nicht lange verlassen.“

„Gut, mein Sohn! Arme Renate! Sie ist ja ganz allein, wenn Du nicht mit ihr gehst.“

Renate setzt das Lämpchen auf den Tisch und rückt dem Vater die Kissen zurecht. „Er wird schlafen, er schließt die Augen,“ flüstert sie, „laß uns schnell gehen.“

Im Grunde ist es dämmrig, auf der waldigen Höhe heller, wie sie an den Strand kommen, blitzen die ersten Sterne auf. Er löst ein Boot vom Anker, schiebt es vom Sand ins Meer hinein, und reicht Renate die Hand, als sie einsteigt. Dann setzt er sich selbst ans Steuer. Sie segeln schnell. Eine gute halbe Stunde, und sie landen an der Mole. Renate geht in die Stadt, während Andreas im Boote harrt, das sich leise unter ihm wiegt.

Seine Brust athmet schwer. „Ich kann nicht anders,“ sagt er leise vor sich hin, und schüttelt den Kopf.

Renate kommt zurück, leichten Schrittes. „Der Pastor kommt morgen,“ flüstert sie. „Nun zurück zum Vater; schnell, spanne das Segel auf.“

Der Wind hat sich plötzlich erhoben, sie müssen kreuzen; jetzt nähern sie sich dem Ufer, jetzt steuern sie weit hinein ins Meer.

Wie sie so allein sind beide im Kahn, rings das Meer, das geheimnißvolle, und droben der Himmel, geheimnißvoll wie das Wasser, da findet Andreas Worte, zuerst ruhige, wenn auch noch zitternde, dann werden sie immer heftiger, aufgeregter. „Renate,“ ruft er zuletzt, „ein Wort der Liebe von Dir, und ich habe keine Heimat mehr, keine Mutter und keine Braut!“

Renate sitzt unbeweglich, dann faltet sie die Hände, schüttelt den Kopf — tief schmerzlich.

„Andreas, mich hat das Unglück bedeckt mit dem Schleier der Entsagung. Schmerz und Entsetzen haben mich umhüllt mit einem Schleier, den Du nimmer von meinem Haupte ziehst. Darüber darf sich kein Brautkranz legen, nimmermehr!“

„Nicht, Renate? Liebst Du mich nicht? Dann — was zögre ich länger — dann mit Dir hinab in die Wellen! — süßer Tod mit Dir! — verlassen bist Du — ganz verlassen, wenn Dein Vater stirbt; — verlassen bin ich ohne Dich! — ohne Dich, Renate, Verzweiflung!“

Seiner selbst nicht mächtig springt er auf — das Boot schwankt, drüber hin spritzen die Wellen — er umfaßt sie — ein Schrei — Renate entreißt sich ihm! — Hoch aufgerichtet steht sie vor ihm.

„Andreas, verzeih Dir's Gott, sieh her!“ und sie reißt das Tuch von ihrem Kopf und in langen Ringen fällt schneeweißes Haar um sie her, des Zwanges los bedeckt es plötzlich Nacken und Arme, ein räthselhafter Schleier.

Welch ein Anblick! Renate jung und schön, die Arme flehend zu ihm emporgehoben, über ihr der Schnee des Alters, das unheimlich im Mondlicht glänzende schneeweiße Haar.

Wie vom Donner gerührt, starrt er sie an. — Die Besinnung kommt ihm zurück in dem Moment, als sich das Boot auf die Seite gelegt hat, eine Welle vom lauter werdenden Sturm aufgeregt, rollt darüber hin.

Er muß das Steuer kräftig fassen, — das Segel nieder — sonst sind sie des Todes.

Die Welle stürzt über sie, aus dem schäumenden Abgrund hebt sich das kleine Fahrzeug.

Renate schüttelt das Wasser aus dem Haar; wie Thränen rinnen Tropfen nieder von ihrem Scheitel, Thränen, die ein unsichtbares Schicksal über sie ausgießt. Demüthig beugt sie das Haupt.

So sitzt sie vor ihm in dem weißen Lockenschleier, dieselbe Renate, und doch eine andre. — Hat er geträumt?

Seine Leidenschaft ist gebrochen — er blickt sie still an, tief schmerzlich!

Sie sind am Ufer, gehen am Strand, durch den Wald bis zur Hütte — sie sprechen beide kein Wort mehr.

Renate saß am Fenster und blickte hinaus auf den Weg. Der Vater lag auf dem Bett, seine Züge haben den strengen Ausdruck verloren, sie sind mild und ruhig.

Er sieht ernst zu ihr hinüber, dann sagt er sanft: „Nimm das Tuch ab, meine Tochter, ich kann jetzt den Anblick ertragen, der mich sonst entsetzte.“

Sie tritt zu ihm und kniet nieder. „Vater,“ schluchzt sie leise, „Vater, Du nimmst den Fluch zurück, den Du über mich gesprochen?“

„Ich segne Dich,“ sagt der Vater, und legt die Hand auf ihren silberweißen Scheitel.

Nachher schläft er ein, vor Mattigkeit. Renate blickt auf, Andreas tritt ein, sehr bleich sieht er aus. Milde und herzlich schaut sie ihn an.

„Setze Dich zu mir, der Vater schläft. — Andreas! — Du hast mir gestern auf dem Meer Dein Herz geben wollen, und Deine Liebe — und die Leidenschaftlichkeit derselben hat mich tief erschreckt.

— Ich habe Dir mein Haar enthüllt, damit hast Du einen Blick gethan in meine entsetzliche Vergangenheit. Heute bist Du ruhig, Du sollst sie heute ganz erfahren. Sie sagt Dir, was ich Dir gestern ausgesprochen, daß ich Dir niemals angehören kann, aber meine Freundschaft soll Dir bleiben, denn Du bist ein edler Mensch."

Andreas reicht ihr die Hand. Sie setzen sich, Renate kann hinsehen zum Bett des Vaters. Mit leiser Stimme beginnt sie:

„Der Vater stammt aus reicher Familie; schon als Jüngling streng und heftig, gewann er sich wenig Freunde, aber vollendete sein Studium der Naturwissenschaften und durchreiste die Welt. In Spanien fand er die Mutter, sie war sehr schön, aber von niedrer Abkunft, er heirathete sie und brachte sie mit in die Heimat gegen den Willen seiner Eltern. Die Mutter sehnte sich zurück nach dem Süden, der Vater, rauh und leidenschaftlich, verstand die zarten Saiten ihres Herzens nicht, sie starb nach einem Jahr, nachdem sie mir das Leben geschenkt hatte.

„Mit seiner Familie zerfallen, tief ergriffen von dem Tod der Gattin, deren Werth ihm jetzt erst klar wurde, gab er seine amtliche Stellung auf und zog ins Gebirg, wo er seine eignen Studien und Forschungen trieb, im Winter bei den Büchern, im Sommer zwischen den Bergen. Auf mich übertrug er seine ganze Liebe, dadurch entsprang manche bisher schlummernde zartere Regung in dem harten Mann.

„In der nahen Stadt wurde ich unterrichtet. Der Vater begleitete mich selbst täglich dorthin, ich war sein Augapfel, und dennoch konnte ich die Furcht, die seine Erscheinung mir einflößte, nie ganz überwinden; Vertrauen zu ihm habe ich niemals gehabt, mir fehlte die Mutter.

„Die Leute sagten mir, ich sei schön. Ich hörte es gern, meine Schönheit ward des Vaters Stolz, er knüpfte daran für meine Zukunft die glänzendsten Hoffnungen. Es war ein Erbtheil der seligen Mutter, das reiche tiefschwarze Haar, das mich schmückte. Der Vater hatte es an ihr geliebt, keine größere Freude konnte ihm werden als es in seinem Kinde wiederzusehen. Wenn ich Abends die Nadeln löste, und die schweren Flechten mir bis auf die Füße herabglitten, wenn ich sie aufflocht, und das Haar in langen dunklen Wellen mich fast wie ein Mantel umwallte, dann legte der Vater die Hand darauf, über seine strengen Züge stahl sich ein Lächeln.

„Es ist Deiner Mutter Haar, Renate," sagte er dann, „hüte es wohl, es ist Dein schönster Schmuck. Deine Mutter starb, — sie starb vielzufrüh, Du aber wirst leben, mein Kind, leben und glücklicher sein als sie es war."

„Ich merkte wohl, als ich älter wurde, es quälte ihn oft, daß er die Mutter nicht sanfter und liebevoller behandelt hatte; auch ich wandte mein Herz von dem Vater mehr und mehr ab, ich ging innerlich meinen eignen Weg.

„Eines Abends im Herbst kommt der Vater nach Hause und bringt einen Gast mit. Es war ein Maler, den er im Gebirge verirrt getroffen hatte, als er Steine für seine Sammlungen suchte.

„Als Herr Walter, so hieß der Maler, mein Haar sah, war er ganz außer sich vor Freude. Etwas Schöneres könne er gar nicht finden, sagte er, und das müsse ein rechter Glückstag sein, der ihn zu uns geführt. Der König habe ihn beauftragt ein Bild zu malen, eine Genovefa im Walde, von ihrem ritterlichen Gemahl verstoßen, umherirrend. Mein Haar, meine ganze Erscheinung sei ihm wie dazu geschaffen, wenn es uns recht sei, wolle er in die Stadt ziehen und täglich zu uns hinauskommen, um mich zu malen.

„Daß es mein Haar war, was dem Herrn Walter gefiel, schmeichelte dem Vater, und daß mein Haar vor den König kommen sollte, mein Bild in des Königs Zimmer hängen, das erfüllte ihn mit Stolz. Er sagte „Ja," ich schwieg, eine innere Stimme in meinem Herzen widerstrebte, dem Vater widersprechen durfte ich aber nicht und Walter begann sein Bild.

„Walters Erscheinung machte anfangs auf mich einen fast abstoßenden Eindruck. Er hatte scharfgeschnittne Züge, war sehr bleich, die tiefliegenden Augen ruhten verschleiert unter den schwarzen Wimpern und dicht zusammengewachsnen Brauen. Ich fürchtete zuerst diese gewaltigen Augen, dann fand ich sie schön, und dann, Andreas, hast Du von den Vögeln gehört, welche der Blick der Schlange fesselt? dann waren diese Augen der Magnet, nach welchem sich mein ganzes Leben und Denken bewegte.

„Walter malte, der Vater aber wurde kalt und abstoßend gegen ihn und sagte zu mir: „Der Walter ist ein wüster Mensch, nachts spielt er und trinkt drüben im Wirthshaus, er hat keinen Groschen mehr in der Tasche. Thut mir leid, daß ich den Taugenichts einließ, aber das Bild ist bald fertig, dann weise ich ihm die Thür."

„Aber wenn er dann wieder vor die Staffelei trat, sein Kind auf der Leinwand so blühend lebendig, das Haar so wellig und glänzend sah, wie auf meinem Haupte, dann schmunzelte er: „Ein Teufelskerl ist der Walter, das ist wahr! malen kann er wie kein andrer."

„Daß Walter ein wüster Mensch sei, glaubte ich dem Vater nicht, wollte es nicht glauben. Dann sagten es andre mir in der Stadt, noch andre, ich konnte zuletzt nicht mehr daran zweifeln. Saß er mir aber gegenüber, sprach er zu mir, suchten mich seine tiefen Augen, bezauberten mich, dann glaubte ich's nicht, nein es konnte nicht wahr sein.

„Walter hatte den letzten Pinselstrich gethan; wir waren allein. Freudestrahlend, wie ich ihn nie gesehen, warf er die Palette bei Seite, betrachtete das Bild, wandte sich dann stürmisch zu mir. „Das Werk ist vollendet! es ist gut! Der König wird mit mir zufrieden sein. Aber etwas Schöneres soll es mir erringen als seine Zufriedenheit. Renate," und er kniete vor mir nieder, „sei Du der Preis, werde Du mein!" Und nun enthüllte er seine Vergangenheit vor mir, er verschwieg nichts, düstre, schreckliche Nachtbilder waren es! aber in sie sei meine Erscheinung wie ein Sonnenstrahl gefallen, immer heller. Wenn ich ihm gehörte, er fühle es — werde er ein neuer Mensch. Andreas, ich konnte nicht anders, in mir jubelte es auf, die Seligkeit seiner Liebe, die Seligkeit ihn emporzuziehen aus dem Abgrund, schmolzen zusammen in ein strahlendes Glück, in ein Glück, das ich ihm bekannte in namenlosem Entzücken. Und er kniete wieder vor mir, sah mit seinen wundervollen Augen zu mir empor, nannte mich seinen guten Engel, seine Heilige!

„Wir wollten beide vor den Vater treten, ihm alles bekennen, die Zukunft lag vor uns so klar! Die bedeutende Summe, welche Walter für das Bild erhielt, die Anerkennung, die das Meisterwerk gewinnen mußte, sicherten seine Verhältnisse. Andreas, alles war bedacht, da geht die Thür auf, der Vater tritt ein.

„Wer ihn nie gesehen hat in seiner Heftigkeit, der begreift es nicht.

„Er stieß Schmähungen aus gegen Walter — fürchterliche — er hört kein Wort der Einrede, keine Bitte; mit geballter Faust steht er vor uns.

„Hört mich, Vater Ehrhardt," ruft Walter, „das Bild —"

„Ja, das unglückselige Bild," donnert der Vater, „benutzt hast Du es, Verführer, mir mein Kind zu stehlen; aber Du sollst keine Früchte ernten."

„Ein Moment, alle Sinne schwinden mir, der Vater ergreift ein Messer — da hat er das schöne, wunderschöne Bild durchschnitten.

„Mit schrillem Ton rollt die Leinwand zusammen, todesbleich, ohne einen Laut des Schmerzes, tritt Walter vor sie hin; so sieht ein Mensch aus, der all seine Hoffnungen zu Grabe trägt.

„Ehrhardt," sagt er dann mit einer Stimme, die auch all mein Hoffen zerschmettert, — „Ihr habt mehr zerstört, als Ihr gedacht" — und geht.

„Als mir das Bewußtsein klarer wird, bin ich allein. Vor mir auf der Staffelei steht das vernichtete Bild, vernichtet wie ich selber von der unbarmherzigen Strenge meines Vaters.

„Es dämmert, mir ahnt Schreckliches, ich blicke hinaus auf den beschneiten Weg. Kein Mensch — aber dort! — dort schleicht eine Gestalt — sie kommt näher, den Schritt kenne ich, das ist Walter! was trägt er?! heiliger Gott! eine Flinte!

„Ich rüttle an des Vaters geschloßner Stubenthür. „Vater," rufe ich, „Walter geht ins Gebirg und erschießt sich."

„So haben wir einen Schurken weniger," antwortet der Vater, und ich höre ihn im Zimmer auf- und abgehen mit starken Schritten.

„Vater, habe Erbarmen! er wird ein guter Mensch werden mir zu Liebe. Du weißt ja, wie alles kam, weißt es ja, daß mein Haar —" Da reißt der Vater die Thür auf und donnert mir entgegen: „Verflucht sei Dein Haar, Renate, wenn es Dich dem Verführer verkaufte. Verdorren mag es auf Deinem Scheitel, wie es einst darauf gewachsen und mein Stolz, meine Freude war."

„Ich raffe mich auf, ich höre nichts mehr, jetzt denke ich nur an Walter.

„Fort! fort! — ich muß ihn retten!"

(Schluß folgt.)



Drei schwäbische Charakterköpfe.

Nach Originalphotographien gezeichnet von A. Toller.

„Das waren aber ein Paar Prachtköpfe, Herr Redacteur, die Sie uns im Anfange des Jahres vorführten, diese wetter- und arbeitgebräunten Gesichter des Ehepaares aus dem Vogelsberge! So etwas sollten Sie uns öfter bringen." So sprach ein befreundeter Leser im vergangenen Sommer zu mir und gar viele haben es mündlich wie schriftlich wiederholt und gewiß noch viele andere haben es gedacht. Damals antwortete ich, dazu könne wohl einmal Rath werden, ich wolle es im Auge behalten; heute sehen die freundlichen Leser des Daheim ihren Wunsch erfüllt, ja noch übertroffen — denn anstatt zwei erscheinen gleich drei Köpfe.

Nicht wahr, das ist eine Freude, den treuherzigen Alten in das Antlitz zu schauen? Welch ein Friede, welch eine Stille ruht darin! Ja es sind „Stille im Lande" aus dem schönen deutschen Lande, das ihrer so viele hat, aus Schwaben. Es sind übrigens keine Phantasieköpfe, sondern Porträts, die uns von Freundeshand gütigst zur Verfügung gestellt sind, ein Beispiel, das wir allen unsern Lesern zur Nachahmung empfehlen möchten.

Am Strande des vielbesungenen Neckars liegt ein Dörfchen, traulich am Rothenberg angelehnt — das heißt Obertürkheim. Da gedeiht seit manchem Jahrzehend der Wein ganz ausnehmend gut, der sich den Berg wohlgepflegt hoch hinanzieht. Darüber erglänzen die weißangestrichenen Weinberghäuser im Sonnenschein, vor dem grüne Laden sie schützen — Weinranken schauen keck in die offenen Fenster hinein, im Spätherbst ziert sie auch wohl der goldigprangende Mais. Das ist da ein Leben und Treiben, wenn die Weinlese anbricht — da tragen die Männer ihre bis zum Rande gefüllten, oft zwei Centner schweren Butten mit den köstlich duftenden Trauben hinab. Und aus den Butten fällt die süße Last in die großen, runden Kufen mit den guldengroßen Löchern, wo die edle Frucht mit Füßen getreten wird, um zu einem noch herrlichern Labsal auszugähren und auszureifen. Da ertönen lustige Weisen und dazwischen kommen die Käufer vom Ober- und vom Unterland und kosten und kaufen.

Das ist auch der irdische Lebensberuf und Lebenslauf unserer drei Freunde. Es sind Weingärtnersleute in dem genannten Dorfe: Mann und Frau und Schwager, die in Liebe und Eintracht zusammen leben, arbeiten und beten. Die Männer besorgen den Weinberg, Frau und Töchter die Milchwirthschaft, ein kleines Stück Acker, die Wiese. Und wenn nach des Tages Arbeit und Hitze der Abend hereinbricht, dann ertönt aus ihrem Hause ein Choral auf dem Harmonium, das die Töchter spielen, wozu Alt und Jung singend mit einstimmt.

Beide Brüder sind „Stundenhalter" d. h. Sonntags und zwei Mal in der Woche halten sie s. g. „Stunden", in denen eine Predigt vorgelesen und besprochen, vorher und nachher aber gesungen und gebetet wird. Dazu sammelt sich ein ganzer Kreis Gleichgesinnter, die der in Württemberg weitverbreiteten Gesellschaft der Michelianer angehören. So heißen sie nach einem frommen Bauern, Michael Hahn, der im Anfang dieses Jahrhunderts in Württemberg lebte und in manchen Schriften seine besondern Gedanken über die Wiederkunft Christi niedergelegt hat, die von seinen Anhängern nun gelesen und durchsprochen werden. Sonntag Vormittag gehen sie übrigens in die Kirche, deren Sacramente sie in Ehren halten und gebrauchen.

Gewöhnlich leitet die erwähnten Andachten der Schwager, ein siebzigjähriger, rüstiger Greis, der noch mit Leichtigkeit alle seine Arbeit verrichtet und die Freude hat, wohlgerathene Kinder und Enkel um sich herum aufblühen zu sehen. Das ist ein weitgereister Mann, denn in früheren Jahren hat er mit Hoffmann aus Kirschenharthoff die Reise nach dem gelobten Land gemacht, um dort zu erkunden, ob sich dasselbe wohl wieder zum Wein- und Feldbau für Auswanderer aus Württemberg eignen würde, die dorthin ziehen wollten, um an heiliger Stätte sich niederzulassen und auf das Kommen Christi zu harren. Er kam zurück mit dem Eindrucke, daß es in der Heimat doch am besten wohnen sei, so lange die irdische Wallfahrt dauere — aber seine Gespräche zeugten von den neuen und gewaltigen Anregungen, die dem von Kind auf mit der Bibel Vertrauten das Land der Bibel hatte zu Theil werden lassen. Und seitdem ist er der eigentliche Mittelpunkt der „Stillen" in seinem Dorfe.

„Gott grüß dich!" ist der allgebräuchliche Willkommsruf im Schwabenlande — ist es nicht, als ob auch die drei auf unserm Bilde das uns zuriefen? Wir wollen es erwiedern und ihnen auch zurufen: „Gott grüß euch! Gott grüß euch!"

Ein deutsches Räuberleben aus der Gegenwart.

Von Dr. A. Vollert, Herausgeber des Pitaval.

I.

Mancher Leser wundert sich vielleicht, daß wir es unternehmen, ein deutsches Räuberleben aus der Gegenwart zu schildern. Deutschland ist ja, wie man uns täglich versichert, civilisirt, es kommen wohl einzelne Raubanfälle vor, aber nirgends existiren organisirte Räuberbanden, wie kann es denn ein Räuberleben geben, was zu beschreiben sich der Mühe lohnte? Italien, wo das Stilet des Meuchelmörders in den Geschicken der Familien und in der Geschichte der Staaten von jeher eine Rolle gespielt hat und das Briganteuthum unter einer politischen Maske noch jetzt in hoher Blüte steht, Ungarn, wo noch vor wenig Jahren der gefürchtete Rosza Sandor hauste, Griechenland, dessen Regierung die Räuber durch eine Verordnung vom Januar vorigen Jahres förmlich classificirt und auf den Kopf eines Räubers erster Klasse einen Preis von 3000 Drachmen gesetzt hat, die Türkei und ihre Nebenländer, vor allen Montenegro, das Land der schwarzen Berge und der Tschernagorzen, welches treffend ein veredelter Räuberstaat genannt worden ist — das sind die Länder, in denen man etwa noch Helden findet, die, im Zwiespalt mit dem Gesetz, den Krieg aufnehmen gegen die bürgerliche Gesellschaft und an der Spitze einer kühnen Schar ein abenteuerliches Leben führen, reich an grausamen, reich an edelherzigen Zügen.

Nun freilich pikante Situationen, romantische Scenen zwischen dem Räuber und seinen Opfern stellen wir nicht in Aussicht, unsere Aufgabe ist, ein treues Bild von einem Menschen zu entwerfen, der in einem christlichen Staate und von christlichen Eltern geboren, in einer christlichen Schule erzogen und trotzdem so tief gesunken ist, daß er dem Raubthiere gleich Jahre lang in den Höhlen des Waldes lebte und von dort im Dunkel der Nacht die friedlichen Dörfer und Städte der benachbarten Kreise überfiel. Das Bild ist ein furchtbar düsteres, denn die Hände des entmenschten Räubers triefen von Blut, er hat sich niemals weich und mild, niemals großmüthig oder edel gezeigt, unser Gemälde würde unwahr sein, wenn wir auch nur einen hellen, freundlichen Zug anbrächten.

Der Mann, der in den Annalen des Criminalrechtes neuester Zeit eine unerhörte, schreckliche Berühmtheit erlangt hat, heißt Karl Friedrich Masch, der Schauplatz seiner Verbrechen ist die Neumark, das südliche Pommern, die preußische Hauptstadt und ihre Umgegend. Masch hat mehr als 300 gewaltsame Diebstähle verübt, sechsmal den Feuerbrand geschleudert, einige 20 Mal die Mordwaffe geschwungen und 12 Menschen erschossen, erschlagen und erwürgt!

Er ist der jüngste Sohn des Handarbeiters Martin Masch und am 8. April 1824 in einem Dorfe bei Berlinchen in der Neumark geboren. Bald nach seiner Geburt siedelten die Eltern nach Hohenziethen über, wo der Knabe die Schule besuchte und confirmirt wurde. Der Vater bekümmerte sich nicht viel um die Erziehung seiner Kinder, er überließ die Sorge dafür der Mutter, und diese, eine leidenschaftliche, schwache Frau, verstand es nicht, einen so gearteten Charakter zu leiten. Karl war ein halsstarriger, bösartiger Bube, zum Lernen zeigte er wenig Lust, desto lieber streifte er im Walde herum, stellte Sprenkel, nahm Vogelnester aus, quälte die unglücklichen Thiere, die er fing, und plünderte die Gärten der wohlhabenden Bauern. Nach seiner Einsegnung trat er als Knecht in den Dienst, aber überall benahm er sich widerspenstig und brutal, nirgends hielt er längere Zeit aus. Schon damals machte er sich mehrerer Verbrechen schuldig, die indes nicht entdeckt wurden; er bestahl seine Mitknechte, schnitt den Pferden eines seiner Brotherren, von dem er sich gekränkt glaubte, die Schwänze ab und zündete aus Rachsucht das Gehöft eines Bauern an, bei dem er diente. Im 20. Jahre wurde er Soldat, als Reservist marschirte er mit dem 9. Infanterieregiment im März 1848 nach Berlin, als Landwehrmann mit dem 8. Landwehrregimente im folgenden Jahre nach Dresden. Die militärische Disciplin nöthigte ihn, seinen Willen unterzuordnen, er fühlte den eisernen Zwang, zu gehorchen und war klug genug, um einzusehen, daß es für ihn vortheilhafter sei, wenn er sich ohne Murren fügte. Kaum hatte er den Abschied erhalten, so war er wieder der Alte. Er wollte wohl Dienstbote sein, sich aber nichts gefallen lassen, nach kurzer Zeit überwarf er sich mit jedem Arbeitgeber und quittirte endlich das Dienen auf dem Lande ganz, weil er als Soldat das verlockende Leben in den großen Städten kennen gelernt hatte und sich dorthin zurücksehnte. Masch wanderte nach Berlin und erhielt daselbst zuerst bei einem Gärtner, später bei einem Restaurateur ein Unterkommen. Mit der Zeit wurde er auch dieser Stellung überdrüssig, er kehrte mit seiner Geliebten, die ihn in der Residenz aufgesucht hatte, nach der Heimat zurück und beabsichtigte, daselbst den eigenen Hausstand zu begründen. In Folge seiner Eifersucht löste sich das Verhältniß mit seiner Verlobten, er zog wiederum von dannen, diente in Berlin, Potsdam und an andern Orten, bis er auf ein hartes Krankenlager geworfen ward. Vom Fieber geschüttelt, kam er in Dertzow bei seinem Bruder Martin an und fand in dessen Familie freundliche Aufnahme. Bald darauf gerieth er indes in einen Streit mit seiner Schwägerin, vom Jähzorn übermannt, zuckte er das Messer, er würde sie erstochen haben, wenn nicht seine Mutter den Stoß aufgefangen hätte.

Nun verließ er die Seinigen, strich im Lande herum, bettelte, arbeitete zeitweilig bei Wrietzen an der Oder, sah sich aber im Winter gezwungen, die Gastfreundschaft seiner Geschwister nochmals zu erbitten. Zufällig hörte er, daß England und Frankreich Krieg mit Rußland führten und daß englische Fremdenlegionen gebildet würden. Eilig machte er sich auf, das Glück auf den Schlachtfeldern zu suchen und reiste nach Hamburg, hier wurde er angeworben und den Depots auf Helgoland überwiesen. Voll froher Hoffnung bestieg er das Schiff und landete auf der ebengenannten Insel. Die Aerzte erklärten ihn zu seinem größten Schrecken für untauglich, er mußte zurück auf den deutschen Boden, von dem er für immer Abschied genommen hatte. Ohne Geld und in der dürftigsten Kleidung trat er den Rückweg an und erreichte im Januar 1856, auf das äußerste erschöpft, das Dorf Dertzow. Der Bruder wies ihn auch dies Mal nicht von seiner Thüre, er aber wollte Wohnung und Kost nicht umsonst haben und begann von jetzt an, den Diebstahl, den Raub und den Mord als Gewerbe zu treiben. Zuvörderst brach er in den Boden des Gutshofes und entwendete Getreide, er wurde eingezogen und in die Gefängnisse zu Lippehne eingeliefert. Schon nach wenigen Wochen wußte er sich indes zu befreien, indem er mit der Gewandtheit einer Katze durch die engen Eisengitter hindurchschlüpfte. Noch in derselben Nacht beging er einen Kleiderdiebstahl, am folgenden Tage holte er sich Lebensmittel aus der Speisekammer des Herrenhauses in Hohenziethen und 24 Stunden später zündete er in Dertzow die Wirthschaftsgebäude an. Er hatte es auf die Kasse des Inspectors abgesehen, die er in der durch das Feuer entstandenen Verwirrung zu erbeuten hoffte. Die Flammen schlugen jedoch so schnell empor und verbreiteten eine solche Helligkeit, daß er sein Vorhaben aufgab. Im Publikum hieß es sofort, daß kein anderer als Masch der Brandstifter sei, man war daher nicht wenig erstaunt, als er sich freiwillig im Kreisgerichte zu Soldin stellte und den Wunsch aussprach, daß die frühere Untersuchung wider ihn wegen des Diebstahls zu Ende gebracht werden möchte. Er betheuerte seine Unschuld und wollte in der Zwischenzeit mit Handwerksburschen umhergewandert sein. Nach Lippehne zurücktransportirt, schwang er sich von neuem durch die Eisenstäbe des Kerkerfensters und schlug sich bettelnd und stehlend nach Hamburg durch. Er ging von einem Schiffe zum andern und bat, man möchte ihn als Matrosen annehmen, allein die Capitäne wiesen den heruntergekommenen Menschen, der weder einen Paß, noch ein Dienstbuch vorzeigen konnte, ab. In Glückstadt gelang es ihm ebensowenig anzukommen. Er war nun in einer verzweifelten Lage, in der Fremde duldete man ihn nicht, in der Heimat drohte ihm schwere Strafe. Er machte den Versuch, sich mit Schwefelhölzern, die er abkochte, umzubringen. Der giftige Trank zog ihm indes ein nur vorübergehendes Unwohlsein zu, als er genesen war, erwachte die Lust zum Leben, er faßte den Entschluß, sich in den heimischen Wäldern niederzulassen und sich durch List oder Gewalt zu verschaffen, was er bedurfte.

Die Gerichte hatten unmittelbar nach seiner Entweichung die erforderlichen Maßregeln getroffen, den Flüchtling festzunehmen, allein nirgends war eine Spur von ihm zu entdecken. Man beobachtete seinen Bruder, aber man konnte ihn nicht überführen, daß er mit dem entsprungenen Verbrecher in Verbindung stünde. Die Beh-

nung, die man auf die Ergreifung von Karl Masch gesetzt hatte, wurde verdoppelt, verdreifacht, ja endlich verzehnfacht, dennoch blieb sein Aufenthalt unbekannt. Im Volke war man fest davon überzeugt, daß Masch in der Nähe sei, bei jedem neuen Diebstahle wurde sein Name genannt, und leider folgten sich die verwegensten Einbrüche in immer kürzeren Zwischenräumen. Nicht blos Hohenziethen und Dertzow, auch die umliegenden Dörfer: Marienwerder, Cremlin, Kerkow, Eichwerder, Beyersdorf und andere wurden von den unwillkommenen Gästen heimgesucht, in Beyersdorf allein zählte man in weniger als zwei Jahren mehr als 20 gewaltsame Diebstähle. Allmählich bemächtigte sich der gesammten Bevölkerung des Soldiner und Pyritzer Kreises ein Gefühl der Unsicherheit. Raub- und Mordgeschichten waren das Tagesgespräch, zu den wirklichen Gefahren kamen eingebildete, hier behauptete man, daß in dem Walde eine Bande hause, deren Anführer ein riesenstarker Hauptmann sei, dort setzte man alles auf das Conto des gefürchteten Masch und versicherte, er stehe mit dem Teufel im Bunde und könne sich unsichtbar machen. Holzarbeiter hatten in der Tiefe des Forstes finstere Räubergestalten gesehen, Furchtsame wollten ihnen sogar auf den Landstraßen und in der Mitte der Dörfer begegnet sein.

Im März 1858 erzählte man sich, im Walde bei Pyritz sei eine Räuberhöhle entdeckt worden. Die meisten schüttelten ungläubig die Köpfe, sie glaubten ein Märchen zu hören, wie deren so viele die Runde machten, aber bald ließ sich an der Sache nicht länger zweifeln. Der Müller Ebel aus Beyersdorf hatte im Pyritzer Stadtforste Holz gekauft und ließ es abfahren. Während der Knecht einen geladenen Wagen nach Hause schaffte, blieb sein Herr einstweilen bei dem Reste des Holzes und schlenderte dort herum, nach einem Busche suchend, aus dem er sich einen Stock schneiden wollte. Er kam auf ein hügeliges, mit jungen Buchen bestandenes Terrain und bog daselbst das Gesträuch auseinander. Es fiel ihm auf, daß der Schnee so glatt gedrückt war, als wenn sich Wild daselbst gelagert hätte. Er arbeitete sich tiefer in das Strauchwerk hinein und sah nun einen Haufen Laub ohne alle Schneebedeckung. Der Wind konnte den Schnee an diesem geschützten Platze nicht so vollständig weggeweht haben, das Laub konnte nicht so regelmäßig auf die eine Stelle gefallen sein. Wer hatte es also zusammengetragen? Ebel dachte zuerst daran, daß sich vielleicht ein Thier eine ganz besonders mühsame Arbeit gemacht haben möchte; da er Zeit hatte, wollte er sich noch genauer überzeugen und rührte mit einem Aste in dem Laube herum. Es rollte in die Erde wie in einen Trichter. Aha, sagte Ebel vor sich hin, da hat sich ein Dachs oder ein Fuchs eine Höhle gegraben! Aber was war denn das? Nicht weit von dem einen Loche befand sich ein zweites, größeres, und der Erdboden klang, wenn er mit dem Fuße stampfte, so sonderbar, gerade so, als ob ein Keller darunter wäre. Der Müller überlegte sich, daß die Löcher unmöglich von Thieren gewühlt sein könnten, denn Thiere bauen ihre Höhlen nicht so, daß Laub und Reisig hineinkollern wie in einen Schornstein. Was er wahrnahm, wurde immer unbegreiflicher, er schickte sich an, das Erdloch nochmals mit rechter Aufmerksamkeit zu besichtigen und bog zu diesem Zwecke die Zweige von neuem aus einander. Da fährt plötzlich dicht vor seinem Gesicht ein mindestens 6 Fuß langer, gewichtiger Knüttel aus dem Loche und gleich darauf taucht der Kopf eines bärtigen Mannes aus der Erde empor. Der Müller bleibt wie angewurzelt stehen und richtet das Auge starr auf den Höhlenbewohner, der vor seinen Blicken aus der Tiefe steigt und drohend auf ihn zukommt. Ebel zieht sich langsam zurück, der Fremde verfolgt ihn jedoch nicht, sondern eilt mit raschen Schritten in den Wald. Der heftig erschrockene Müller erholte sich nach und nach, er lief nach der Stadt, fand aber unterwegs den Förster und mehrere Holzschläger, denen er sein Abenteuer mittheilte. Mit wuchtigen Aexten bewaffnet, machten sich alle auf, die Höhle zu durchsuchen, sie entdeckten die unterirdische Behausung eines Räubers und fanden Folgendes: Ein Brett, mit Erde, Moos und Wurzeln dergestalt überkleidet, daß es sich von dem andern Boden durch nichts unterschied, verschloß einen mannsbreiten Gang, der 6 Fuß senkrecht in die Tiefe ging. Das Brett war mit einer kleinen Oeffnung versehen, durch welche man von innen hindurchgreifen und den Deckel abheben und auflegen konnte. Unten angelangt, trat man seitwärts in einen Gang, in welchem ein förmlicher Kamin errichtet war. Dahinter lag der Raum, der als Wohnzimmer diente, die eigentliche Höhle, sie war 7 Fuß lang, 7 Fuß breit, 5 Fuß hoch und allem Anscheine nach schon lange bewohnt, denn es fehlte fast nichts von den Geräthen, die in einem Haushalt gebraucht werden. Außerdem lagen in buntem Wirrwarr eine Menge von Sachen da: Kleider, Wäsche, ein Dolch, ein Beil, ein Hammer, Messer, ein Bund Schlüssel und verschiedene Brechwerkzeuge. Der Bau zeigte von nicht geringem Geschick, der Erbauer hatte die Seitenwände durch starke Balken gestützt, die Wände sorgfältig mit Lehm ausgestrichen und alle Zwischenräume durch Laub und andere Stoffe verstopft. Auf den Balken waren Querhölzer angebracht, welche die Decke, eine etwa 2 Fuß hohe Erdschicht, trugen. Die nach außen gekehrte Seite der Decke war der Erdoberfläche völlig gleich und mit jungen Buchen bepflanzt. Auch das geübte Auge des Jägers konnte nicht auf den Gedanken kommen, daß hier eine menschliche Wohnung sei, so künstlich war sie verstellt. In die Pfosten der Höhle hatte Masch Nägel und Pflöcke eingeschlagen, an denen seine Garderobe und seine Vorräthe an Speck, Schinken, Würsten u. s. w. hingen, als Stuhl diente ihm ein behauener Klotz, als Tisch ein an der Wand befestigtes Brett, eine Vertiefung in der einen Seite als Weinkeller. Er war ein Kenner edler Sorten und sorgte dafür, daß ihm ein guter Rothwein, feuriger Rheinwein und Champagner wo möglich nie ausgingen. Auf der andern Seite sah man eine Schicht junge Birkenreiser übereinander gelegt und darauf trockenes Heu ausgebreitet. Die Reiser schützten vor der vom Boden nach oben dringenden Feuchtigkeit und gaben dem Lager jene Elasticität, die dem Ruhenden so angenehm ist.

Wie die Gerippe und die Ueberreste verspeister Thiere den Horst eines Geiers kennzeichnen, so kamen beim Nachgraben auch hier eine Masse Knochen zu Tage, die von Schweinen, Hammeln, Gänsen und andern Hausthieren herrührten.

Die Höhle hatte man also gefunden, ihr Bewohner aber war auf und davon, er kehrte nie mehr dorthin zurück.

Der dort zusammengeschleppte Raub ward an das Gericht abgeliefert, er gewährte ein freilich nur unvollständiges Register von der Thätigkeit des Räubers. Seine Verfolgung wurde mit Eifer und Umsicht betrieben, man bot die Gemeinden auf, suchte die Wälder ab, knüpfte mit den benachbarten Behörden Verbindungen an — indes alles war vergeblich. Masch hatte sich in die Gegend von Friedeberg begeben und in dem Tankow-Wildenower Forste ein Loch gewühlt, welches er zwar nicht zu einer förmlichen Wohnung ausbaute, aber doch als ein ihn vor der Witterung schützendes Absteigequartier benutzte. Bis jetzt war er noch nicht zum Mörder geworden, nun aber häufte er Blutschuld auf Blutschuld. Sein erstes Opfer wurde eine 60jährige Wittwe, die er in einem Anfalle von Zorn umbrachte. Im April 1858 umkreiste er eines Nachts das Dorf Wormsfelde, um eine Gelegenheit zum Stehlen auszukundschaften. Zufällig kam er in die Nähe eines Backofens und traf dort mit einer Bettlerin zusammen, der man im Kruge das Nachtquartier verweigert hatte. Masch wollte sie liebkosend an sich ziehen, wurde aber zurückgestoßen. Darüber gerieth er in Wuth, packte die Frau an der Kehle und würgte sie zu Tode. Den entseelten Körper lud er auf die Schultern und warf ihn in den nahen See. Er selbst hat später versichert: „Unruhe habe ich nach dem vollbrachten Morde nicht empfunden, ich dachte mir, es würde gewiß allgemein heißen: das alte, unnützige Weibsbild hat sich ertränkt und daran sehr recht gethan. Die ganze Sache erschien mir als ein unvorhergesehener, interessanter Zwischenfall, ich schlug sie mir aus dem Sinn und führte noch in der nämlichen Nacht den beabsichtigten Diebstahl in Wormsfelde aus. Gewissensbisse habe ich auch nachher nicht gefühlt, vielmehr faßte ich, durch das Gelingen dieser That kühn geworden, den Entschluß, in Zukunft auch das Leben nicht zu schonen, wenn mir bei meinen Raubzügen jemand in den Weg treten sollte."

Wenige Monate darauf bot sich eine Gelegenheit, in das herrschaftliche Wohnhaus zu Albertinenburg einzubrechen, und Masch bewies, daß ihm jener Entschluß ein furchtbarer Ernst war. Er sah eines Abends, daß ein junges Mädchen allein in einer parterre gelegenen Stube saß. Er hielt die Person für die Wirthschafterin und vermuthete, daß sie eine ansehnliche Summe Geld besitzen würde. Auf alles gefaßt, stieg er, nachdem das Licht erloschen war, ein, schlich sich auf den Zehen an das Bett der Schlafenden und tastete leise an ihrem Körper herauf bis zum Halse, dann setzte er beide Daumen an und drückte zu. Mit einem langgedehnten „Hu" und dem Rufe: „Herr mein Gott" verschied die Unglückliche. Der Mörder durchsuchte Kisten und Kasten, fand aber nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Sgr. Diese

winzige Summe war der Lohn für sein verruchtes Verbrechen. Er hat vor Gericht angegeben, sein Gewissen habe sich auch dies Mal nicht geregt, er sei gleichmüthig seine Straße weiter gezogen. Bei einem seiner nächsten Diebstähle erbeutete er ein Schießgewehr, mit dieser Waffe unternahm er Ausflüge nach Bärwalde, Wrietzen und Berlinchen. Im Haidekruger Forst richtete er sich einen Lagerplatz her und streifte von da bis in die Hauptstadt. Eines Abends legte er sich in einen Hinterhalt neben der Landstraße, um den von Berlin mit gefülltem Beutel heimkehrenden Fuhrleuten aufzulauern. Er wartete nicht lange, da rollte zwischen Tiefensee und Heckelberg ein Wagen daher, in welchem der Fuhrmann Wattrow saß, der in der Residenz Heu verkauft hatte und nun nach Hause fuhr. Die Chaussee geht an jener Stelle etwas bergab, an beiden Stellen ist Wald. Der leichte Wagen lief auf der glattgefahrenen Straße so gleichmäßig fort, die Pferde trabten so lustig vorwärts, daß ihr müder Herr die Augen schloß und sich sorglos dem Schlummer überließ. Auf einmal wird er rauh geweckt, er hat die Empfindung, als wenn ihm jemand mit großer Gewalt einen Schlag in den Nacken gäbe. Wattrow greift mit der Hand nach dem Genick, die Hand ist blutig. Er weiß zwar nicht, auf welche Weise er verwundet ist, aber das Blut im Genick und die Unruhe seiner klugen Thiere belehren ihn, daß er Schlimmes zu befürchten hat. Er läßt ihnen die Zügel schießen, in sausendem Galopp geht's weiter, er hofft binnen kurzer Frist ein Dorf zu erreichen. Plötzlich wird seine Lage kritischer als zuvor, eins der beiden Vorderräder hält die stürmische Fahrt nicht aus, es entgleitet von der Axe und stürzt in eine Schlucht neben der Chaussee. Der Wagen wird mühsam noch eine Strecke fortgeschleift, dann bleiben die Rosse stehen. Der Fuhrmann faßt sich ein Herz, er birgt sein Geld im Schafte des Stiefels und geht, einen tüchtigen Stock in der nervigen Faust, scharf nach rechts und links lugend, zurück, das verlorene Rad zu suchen. Er findet es nicht, aber auch den Räuber sieht er nicht. Langsam schleppen die Pferde den Wagen bis nach Leuenburg. Nachdem Wattrow für die treuen Thiere gesorgt hat, untersucht er die eigene Verletzung und ist nicht wenig betroffen darüber, daß er statt eines Schlages eine Menge von Schußwunden erkennt. Eine beträchtliche Anzahl von Rehposten und Schrotkörnern saß im Rock und in der Weste, im Genick und im Rücken fand der Arzt 18 Wunden. Der Schuß würde unbedingt tödtlich gewesen sein, wenn nicht der starkgefütterte, hochaufgeschlagene Mantelkragen die Kraft gebrochen hätte. Der Wagen war dem Wegelagerer so schnell aus den Augen geschwunden, daß er die Wirkung seines Schusses nicht hatte wahrnehmen können, er wagte es nicht, zu folgen und verschwand im Dunkel des Waldes.

Einige Wochen nachher überfiel Masch einen jüdischen Handelsmann in seiner Wohnung, im Dorfe Haselberg bei Writzen. Schon stand er in der Stube, wo ein Mann, eine Frau und mehrere Kinder schliefen und hatte das Beil erhoben zu einem mörderischen Schlage, da hörte er in der Kammer daneben husten. Dies bestimmte ihn, die Flucht zu ergreifen, er schlich sich leise fort, die Schläfer hatten keine Ahnung, daß der Mörder dicht an ihren Betten gewesen war.

Etliche Tage darauf kam er in einer Octobernacht desselben Jahres an einem Chausseehause zwischen Deelitz und Bernstein vorüber. Das Zimmer war erleuchtet, er blickte hinein und sah, daß drinnen der Chausseeeinnehmer Namens Schmidt nebst seiner Gattin und einem Kinde schlummerten. Mit Hilfe von Brettern, die er über den Chausseegraben legte, erbaute er eine Art von Schießstand und feuerte durch das Fenster. Erschrocken fuhren die Bewohner in die Höhe, Schmidt sank jedoch mit einem Schrei zurück, er war in die Seite getroffen. Noch hatte sich der Pulverdampf nicht verzogen, als das Gesicht eines Mannes an dem zertrümmerten Fenster erschien. Die Eheleute dachten, der Mörder nahe heran und befahlen ihre Seelen Gott, aber der Fremde winkte ihnen freundlich, es war ein Briefträger, der einen expressen Brief zu bestellen hatte. Wenige Schritte vom Hause entfernt, vernahm er den Knall eines entladenen Gewehres und bemerkte die dunkeln Umrisse eines Menschen, welcher dem Felde zueilte. Seine Ankunft hatte den unheimlichen Schützen vertrieben. Schmidt, ein Invalide aus dem Schleswigschen Feldzuge von 1848, war an 17 Stellen verwundet, er fiel in eine schwere Krankheit und genas erst nach langer Zeit. Masch gestand nachmals, daß er den Mord versucht habe, um die Chausseekasse zu rauben. Auch im November und December 1858 irrte er unstet und flüchtig umher, bald versteckte er sich im Walde, bald in einer Scheune, dann wieder in einem unbenutzten Brennofen bei Trampe, wohin er den größten Theil seiner Beute schleppte. Von einem Förster, der ihn nicht kannte, angehalten und aufgefordert, ihm nach der Stadt zu folgen, entsprang er unterwegs und brach in die Kirche zu Groß-Latzkow ein. Geld fand er nicht, und das Abendmahlsgeräth wagte er nicht mitzunehmen, weil er befürchtete, sich durch den Verkauf zu verrathen. Er suchte nun eifrig nach einem Zufluchtsorte für den Winter, mußte aber diesmal mit einem Kanale fürlieb nehmen, welcher zur Entwässerung des Bermling-Sees angelegt ist. Der Kanal geht durch einen aus Feldsteinen erbauten Tunnel, der Eingang ist durch enge Eisenstäbe verschlossen. Daran gewöhnt, sich katzenartig zu recken und schmal zu machen, kroch er hindurch und schuf sich aus Kleidern und Bettstücken auf dem Eise ein Lager. Lebensmittel, insbesondere auch Wein und Branntwein nahm er mit hinein, ehe der erste Schnee fiel. Dann war er freilich gezwungen, wochenlang in seinem Versteck auszuhalten. Es war ein qualvolles Leben, was er dort führte. Der Kanal ist nicht so hoch, daß man aufrecht stehen könnte, Masch mußte sich auf dem Eise rutschend fortschieben, wenn er nicht auf einem Fleck bleiben wollte. Die Kniee hatte er zum Schutze vor der Kälte mit Lederstücken umwickelt, indes wurden die Glieder doch stark angegriffen durch die ungewohnte Bewegung. Das Stillsitzen war fast noch unangenehmer, die wagerechte Lage der Beine auf die Dauer kaum zu ertragen. Er hackte ein Loch in den gefrorenen Schlamm und schob die Beine hinein, allein sie erstarrten nach kurzer Zeit, sie würden erfroren sein, wenn er sie nicht herausgezogen und erwärmt hätte. Dazu kam, daß er sich mit dem Rücken nirgends anlehnen konnte, als an die eiskalte Steinmasse des Tunnels, und daß die Luft, die er athmete, dick und dunstig war. So oft die Fluren schneefrei wurden, entrann er dem höllischen Kerker, aber immer mußte er wieder hinein, damit die Fußtapfen im Schnee nicht zum Verräther wurden. Mit dem Frühjahr verließ er den winterlichen Schlupfwinkel und ging nun ungesäumt daran, eine neue Höhle zu bauen, die ihm im Vergleiche mit dem Kanale ein Paradies zu sein dünkte. Zunächst wählte er in einer Waldung bei Warsin einen passenden Platz aus, dann stahl er die erforderlichen Materialien zusammen und ging ans Werk. Wie bei dem Bau in der Nähe von Pyritz, legte er Bretter in ein etwa 2 Fuß tiefes Erdloch und deckte es mit Erde zu, die er planirte. Nachdem er auf diese Weise eine von dem Boden durch nichts zu unterscheidende Decke gewonnen hatte, fing er an zu wühlen und holte die Erde unter der Decke hervor. Wenn eine bestimmte Menge ausgegraben war, füllte er sie in ein Gefäß und verstreute sie in kleinen Brocken, entfernt von der Höhle in verschiedenen Richtungen. Nach vielen Nächten war er soweit, daß er Seitenpfosten einsetzen konnte, die als Stütze gegen das herabfallende Erdreich dienten. Er minirte weiter, bis der Raum groß genug war, dann richtete er sich in seiner Behausung ein und baute ein Kamin. Feuer brannte er nur an, wenn die Windrichtung günstig war und er sich überzeugt hatte, daß sich kein Mensch im Walde befand. Er kochte die Speisen in Vorrath und brauchte auch des Abends nicht immer dunkel zu sitzen, da er bei allen Diebstählen Bedacht darauf nahm, wo möglich Licht oder Oel auf die Seite zu bringen. Von der Kälte hatte er so wenig zu leiden, daß er die Heizung entbehren konnte, die ansehnlich tiefe Höhle war schon an sich leidlich warm, und dann besaß er auch eine Auswahl an warmen Kleidern, die ihn schützten. Bis zum Herbste war der Bau ziemlich vollendet, nur ein Wasserreservoir fehlte ihm, und er mußte deshalb die kalten Monate in dem luftigeren Brennofen bei Trampe logiren, in dessen Nähe er Wasser fand. Er saß er im Winter 1859—60 ungleich behaglicher und wärmer, als das Jahr zuvor in dem Eisloche bei Mellenthin. Im Frühjahr glückte ihm der Diebstahl eines Fasses mit eisernen Reifen. Mit Aufbietung aller Kräfte transportirte er es in die stundenweit entfernte Höhle und besaß nun einen Wasserbehälter, nach welchem er längst gestrebt.

Masch trieb von jetzt an einen gewissen Luxus, er hatte zwei Wohnungen, den Brennofen und die Höhle, beide stattete er mit immer mehr Comfort aus, bei seinen Diebstählen richtete er sein Augenmerk stets auf solche Gegenstände, die für seine häusliche Einrichtung Werth hatten. Zu seinem Bedauern nahm er bald darauf wahr, daß der Brennofen abgebrochen werden sollte, er setzte die Arbeit mehrerer Nächte daran, die meisten der dort aufgespeicherten Sachen in die Höhle überzuführen, dann häufte er Holz und andre Brennstoffe um das Gebäude und äscherte es ein, damit niemand Spuren finden sollte, daß dort ein Mensch gewohnt hatte.

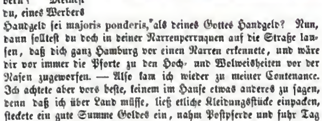
Das schöne Heidenkind.

Aus einer Hamburger Haus-Chronik. Mittheilung von Victor von Strauß.

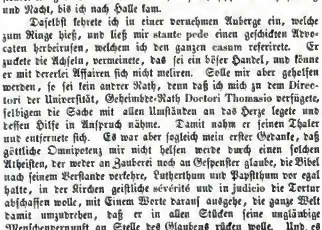
Illustrirt von Oskar Wiesnieski.

(Fortsetzung.)

Dieser vorstehende Brief von meinem lieben Sohne erschreckete mich aus der Maßen, dieweil mir nicht unbekannt, wie hart es hielt, einen angeworbenen Soldaten des Königs in Preußen wiederum loszukriegen, und wiewolen mein erster Gedanke die Allongen-Perruque war, so besann ich mich doch eines Besseren, fiel auf meine Kniee und bat den barmherzigen Gott, mir und meinem lieben Sohne Georg unsere Sünden zu vergeben, und nicht nach seiner Gerechtigkeit, sondern nach seiner Gnade uns zu tractiren. Weil ich aber nach solchem herzlichen Gebete dennoch Furcht und Zittern bei mir befand, so setzete nunmehro meine Allongen-Perruque auf, stellete mich vor meinen Spiegel und sagte also: Michael Kohl, solltest du dich anjetzo nicht vor den allergrößten Narren ästimiren, daß du hast also an göttliche Gnade appelliret, und zitterst und bebest, als ob du nicht gehöret worden wärest, oder als ob da nicht ganz überflüssige Gnade und Hilfe wäre, wo du suppliciret hast? Ist es nicht ein Handgeld derselbigen, daß dein Georg schon zweimal ist errettet worden, von den Corsaren und von den Räubern? Meinest du, eines Werbers



Handgeld sei majoris ponderis, als deines Gottes Handgeld? Nun, dann solltest du doch in deiner Narrenperruquen auf die Straße laufen, daß dich ganz Hamburg vor einen Narren erkennete, und wäre dir vor immer die Pforte zu den Hoch- und Welweisheiten vor der Nasen zugeworfen. — Also kam ich wieder zu meiner Contenance. Ich achtete aber vors beste, keinem im Hause etwas anderes zu sagen, denn daß ich über Land müsse, ließ etliche Kleidungsstücke einpacken, steckete ein gute Summe Goldes ein, nahm Postpferde und fuhr Tag und Nacht, bis ich nach Halle kam.



Daselbst kehrete ich in einer vornehmen Auberge ein, welche zum Ringe hieß, und ließ mir stante pede einen geschickten Advocaten herbeirufen, welchem ich den ganzen casum referirete. Er zuckete die Achseln, vermeinete, das sei ein böser Handel, und könne er mit dererlei Affairen sich nicht meliren. Solle mir aber geholfen werden, so sei kein andrer Rath, denn daß ich mich zu dem Directori der Universität, Geheimbde-Rath Doctori Thomasio verfügete, selbigem die Sache mit allen Umständen an das Herze legete und dessen Hilfe in Anspruch nähme. Damit nahm er seinen Thaler und entfernete sich. Es war aber sogleich mein erster Gedanke, daß göttliche Omnipotenz mir nicht helfen werde durch einen solchen Atheisten, der weder an Zauberei noch an Gespenster glaube, die Bibel nach seinem Verstande verkehre, Lutherthum und Papstthum vor egal halte, in der Kirchen geistliche sévérité und in judicio die Tortur abschaffen wolle, mit Einem Worte darauf ausgehe, die ganze Welt damit umzudrehen, daß er in allen Stücken seine ungläubige Menschenvernunft an Stelle des Glaubens rücken wolle. Und es geschahe denn auch, daß mir Gott durch solch verwerflich Werkzeug nicht half. Denn als ich von wegen meiner väterlichen Liebe meinen Widerwillen überwunden und zu ihm gegangen, fand ich ihn in großem Staat mit gesticktem Rock, langer Halskrause und Manschetten und hoher Allongen-Perruquen, nicht viel anders, auch gleich vornehmer airs, wie Louis quatorze; an welchem allen man seines Dünkels wol gewahrete, während dem er seine Flattergeisterei in seinem gleichsam leutseligen und witzigen Discourse zeigete. Und nachdem ich ihm meine Affairen wol exponiret hatte, sagte er: Mein hochwerther Herr, das ist eine kützliche Sachen, daran meine Finger nicht verbrennen möchte, zumalen königliche Souveraineté darein spielet, wobei sich das Ungefährliche leichtlich lässet, aber schwerlich thut. Weilen aber der Streich von meinen losen studiosis exerciret, die wol mehr darum wissen werden, so sollen die Hamburgischen und deren Genossen alsbald inquiriret werden und will zusehen, was solche Kelter aus denselbigen herauspresset; wie denn auch noch heute sämmtliche Herbergen sollen visitiret werden; und wolle der Herr auf morgen früh neun Uhr wieder bei mir versprechen und seinen Bescheid holen. Im übrigen soll auch der Stand eines Soldaten seine agréments haben, sonderlich am letzten Ende, wo gesaget wird, daß vor fromme Soldaten ein ausbeschiedener Platz zwischen Himmel und Hölle sei, da sie sich bei gutem Trunk und Kartenspielen lustig machen. — Wiewol mich nun solche leichtfertige Rede aigrirte, hielt ich doch davor, seinen guten Willen zu conserviren, machte ihm stillschweigend eine Reverenz und bat ihn nochmals meiner Sachen wol zu gedenken, worauf ich mich entfernete.

Nachdem ich darnächst in meiner Auberge eine Mittagsmahlzeit eingenommen, auch auf die Reise-Strapazen einen ziemlichen Schlaf gethan, so benutzete unerachtet meiner Besorglichkeit und Kummers den übrigen Tag, den gottseligen Herrn Professor Francke zu besuchen und mir dessen großes neues Waisenhaus zeigen zu lassen. Denn ob an der Hallischen Frömmigkeit gleich mancherlei zu erinnern, so ist Dr. Francke doch ein herzlich braver, demüthiger alter Jünger des Herrn gewesen und ist zu verwundern, was er ohne alle eignen Mittel in Kraft seines Gebets und guten Willens zu Stande gebracht, immaßen denn seine Waisenanstalt eine ganze große und breite schnurgerade Straßen ist, wie sie in Hamburg nicht zu finden. Es freut mich heute noch, daß ich ihm dazumal meine Visiten abgelegt, denn mir aus seinen Reden wol abmerkete, daß er von Herzen vor Gott wandelte, der ihm fürgeworfenen Werkheiligkeit partout feind war, und sich alleine auf die Gnade stützete. Ich traf auch bei ihm einen feinen frommen Cavalier, so sich Baron von Canstein nennete und alle seine Intention darauf hatte, Gottes Wort

vielmals drucken zu lassen und vor niedrige Preise den Leuten zu offeriren. Diesen gottseligen Männern erzählete ich auch meines lieben Sohnes Malheur und war deren guter Rath, wenn ich meines Chagrins nicht schon in Halle erlediget würde, sollte ich via recta zu dem König in Preußen nach Berlin reisen, welcher zwar ein extrastrenger und scharfer Regente wäre, auch was seine Soldaten anbelangete, keinen Spaß verstünde, dennoch aber wolzufrieden würde sein, wenn ich meinen lieben Sohn vor ein gut Stück Geld auslösete. Vor welchem guten Rath ich mich aufs beste bedankete und mit ihrem Segen nach meiner Auberge zurücke kehrete.

Des andern Morgens ging ich zur angezeiglen Stunden abermals zu dem Herrn Geheimbden Rath Dr. Thomasio, welcher mich mit Lachen begrüßete und sagte: Da haben die lustigen studiosi dem Herrn einen ärgern Streich gespielet, als sie nicht intendiret, indem daß sich herausgestellet, wie sie dessen Herrn Sohn allerdings haben von den Werbern wiederum wollen herausreißen, sind auch in großer Compagnie dazu ausgezogen, haben aber die Mannschaft nirgends angetroffen und ist dermaßen ein Fuchs über den andern kommen. Desgleichen ist constatiret worden, daß die Werbesoldaten mit dem Sohne des geschätzten Herrn und zwein anderen bis vor drei Tagen beim blauen Hecht in Glancha sich einquartieret gehabt, von hier aber nach Berlin marschiret seien. Wenn es mich nun gleich freuet, daß die Universität solcher Gestalt cum re militari nichts zu schaffen gekriegt, so wird meine Freude doch gedämpfet durch die Betrübniß, dem Herrn keine fröhlichere Eröffnung thun zu können. Will der Herr aber nach Berlin gehen, und sich daselbst etwan an hohen Orten weiter versuchen, als offerire mich, ihm eine Recommendation an Ober-Ceremonienmeister Sr. Majestät, Drem. Gundlingium mitzugeben, so mein ehemaliger Schüler und guter Freund, auch ein Mann von höchster Influence ist. Das nahm ich mit Dankbarkeit an, dieweil ich bedachte, daß der allmächtige Gott, wie bei Zählung des Volkes durch David, auch wol den Teufel gebraucht, um seinen Willen ausrichten zu lassen, wie sich ergibt, wenn man 2 Sam. 24, 1 conferiret mit 1 Chron. 22, 1., wiewol solches nicht genau passete, indem ich nicht auf Zorn sondern auf Gnade hoffete. Der Herr Geheimbde Rath versprach darauf, mir sein Schreiben in den Ring zu schicken. So complaisant er sich auch erzeigete, so sollte ihm aber doch noch der Pferdefuß hervorkucken. Denn als wir so beisammen saßen und discourireten, fragte er mich, wie ich den gestrigen Nachmittag hätte zugebracht? und da er erfahren, daß ich Herrn Professer Francke und dessen Waisenanstalt besuchet, sagte er: Ei ja, lieber Herr, da ist auch einem subtilen Ehrgeize unter der Larven einer Liebe zu Gottes Ehren eine große Kapelle gebaut. Vor Anstalten, da man die Leute mit gewissen Lehren will fromm machen, sollte man nicht einen Groschen Werths geben, noch im geringsten sich dergleichen Dinge annehmen. Man macht nur das Land voll Mönche. Nützer ist es, zur Ausstattung einer armen Bauersmagd zehn Reichsthaler anzulegen, denn zu einem solchen Gestifte. Ich habe es schon vor Jahren drucken lassen, daß es besser wäre gewesen, man hätte zur Zeit der Reformation, wie die Klöster, auch die Hospitäler und Waisenhäuser eingezogen und in Zuchthäuser umgewandelt, da ein einziges Zuchthaus einer Republik mehr Nutzen thut, als tausend Hospitäler und Waisenhäuser, auch des Herrn Francke seins. Auf welche gottlose Rede ich anfänglich eine geharnischte Replique zu geben vorhatte, da mir die Galle emporstieg, mich aber bedachte, daß ich solchen eingewurzelten alten Sünder und Mohren nicht würde weiß waschen, es auch kein savoir faire sein würde, wollte ich mich durch ein heftiges Rencontre seiner Fürsprache verlustig machen. Darum sagte ich nur ganz gelinde: Hochgebietender Herr Geheimbde Rath, es stehet gleichwol in heiliger Schrift bei Hosea geschrieben: Laß die Waisen vor dir Gnade finden; und weil mein lieber Sohn in seinen gegenwärtigen betrübten Umständen auch gleichsam als eine Waise zu achten, als befehle ihn der Gnade des Herrn Geheimbden Rathes, der Gottes Wort noch wol wird stehen lassen, und bitte, Er wolle mir das zugesagte Schreiben überschicken. Worauf ich mich mit geziemenden Reverenzen davon machete, dieweil mir schon in meinem Bauche nicht richtig war, eilete nach dem Ringe zurück und legte mich daselbst zu Bette, mußte auch einen Doctor kommen lassen, der mir große Mixturen verschrieb und konnte erst nach vier Tagen wieder aufstehen und am fünften abreisen. Dr. Thomasius hatte mir aber das versprochene Schreiben zugeschicket.

Damit reisete ich, nicht ohne mancherlei nachgebliebene Beschwerung im Leibe, so sich aber unterweges verlor, nach Berlin, allwo mich in dem grünen Baum zu Cölln an der Spree einlogirete. Ich hatte aber schon zu Halle am ersten Tage, da ich mich legete, auf dem Bette einen Brief an Schwester Fieken geschrieben, welcher ihr alle Hauptumstände, dazu auch meine vorhabende Reise nach Berlin mittheilete, damit sie im Falle mir etwas Menschtiches passirete, in Hamburg doch Bescheid wüßten. Als ich nun gegen Abend in mein Quartier gekommen war und mich noch bei Kräften fühlete, zog ich mich sogleich an und ließ mich zu dem Herrn Ober-Ceremonienmeister hinführen, welcher mich auch, da ich melden lassen, daß ich pressanter Affairen halber käme, noch im Dunkeln bei Licht annahm. Es saß derselbe aber in Schlafrock und Nachtmütze bei unterschiedlichen Weinflaschen und dampfete einen starken Toback aus einer holländischen Thonpfeife, welches vor einem vornehmen Courtisan und Hofbeamten curieus aussahe; sonst dünkete mich die Stube auch mehr eines Gelehrten zu sein, dieweil allenthalben viele große Bücher stunden und bei Haufen umherlagen. Als ich ihm nun mit geziemender Reverenz meinen Brief überreicht, hieß er mich sitzen, schenkete mir ein Glas Wein ein und wollte mir auch eine Pfeifen stopfen, wovor ich mich aber bedankete, indem ich ihn ersuchete, zuvörderst das Schreiben zu lesen, so von dem Herrn Geheimbden Rath Doctore Thomasio, seinem alten Lehrer und guten Freunde wäre. Worauf er die Unterlippen aufwarf und mit etlichem Hochmuthe versetzete: Das muß der Herr verhöret haben und ist da wol von meinem Bruder die Rede gefallen, so Professor an der Hallischen Universität ist. Sollte einer des andern Lehrer seyn, so könnte Dr. Thomasius seine Erudition ehender von mir holen, als ich von ihm; brauche auch seiner guten Freundschaft minder, als er der meinigen. — Indessen machte er den Brief, nachdem er die Addressen wol betrachtet, mit vielen Umständen auf, sahe Anfang und Ende des Schreibens an und sagte: Ich hätte es dem Dr. Thomasio rathen wollen, nicht zu vergessen, daß er mit Seiner Majestät Ober-Ceremonienmeister, Präsidenten der Gelehrten-Academie und Reichs-Historiographen, auch Höchster Orden Mitgliede, zu thun hat. Wobei er auf den Tisch schlug, daß die Weinflaschen klirreten. Nunmehro las er unter fortwährendem heftigem Tobackrauchen den ganzen Brief durch und sagte darnach zu mir: Dr. Thomasius hat den Herrn allerdings an die einflußvollste Person bei Seiner Majestät recommendiret, wie er aber schreibet, betrifft es rem militarem und gehöret nicht zu meinem ressort oder Competenz, und wenn der Sohn auch so lang ist, wie Monsieur, dann wird es sogar vor einen General eine harte Nuß aufzubeißen seyn. Jetzund ist Seine Majestät auf Jagd und kommt erst nach etlichen Tagen retour. Dann werde die Sache reiflich überdacht und concludiret haben. Erzähle mir der Monsieur nunmehro alle Umstände. Darauf so zog ich meines lieben Sohnes aus Halle geschriebenen Brief herfür, und während dem, daß ich ihm denselben langsam und deutlich vorlas, stopfete er sich eine neue Pfeifen, steckte sie an und trank ein Glas nach dem andern. Als ich aber damit zu Ende gekommen, hatte er sich vollgesoffen, war eingeschlafen und schnarchete wie ein Mülleresel, und lag die Thonpfeife zerbrochen zwischen seinen Füßen. Solches alles gab mir sonderbare Gedanken von einem Hofmann und Ober-Ceremonienmeister. Ich aber ließ ihn in seinem Lehnstuhle liegen, nahm meinen Hut und Rohr und kehrete in mein Quartier zurücke.

Am andern Morgen, so ließ ich meinen Wirth kommen und erzählete demselben über dem Frühstücke, warum ich kommen wäre, auch, da ich ihn balde vor einen ehrlichen und raisonnablen Mann erkennen mußte, was mir gestern Abend bei dem Herrn Ober-Ceremonienmeister arriviret. Darauf sagte mir der Wirth mit einem listigen Blicke: Ja wol, mit Herrn Gundling ist es ein sonderlich Ding, und während dem daß er die Nasen von wegen seiner großen Titulen und trefflichem Staatsrock so hoch trägt, daß man meinen sollte, er wollte die Sternschnuppen darinnen auffangen, so wollen doch etliche wissen, Seine Majestät halte ihn damit nur vor einen Narren, wolle den Leuten dardurch weisen, was derlei Titul und Kleiderstaat vor einen Werth hätten, und brauche den Mann zu nichts, denn daß er Ihnen die Zeitungen verlese und den Kalender schreibe. Es ist mir auch wol bewußt, daß Herr Gundling keinen Abend nüchtern in sein Bette gelanget. Ob er aber dem Herrn in seiner Affairen wird nutzen können, ist mir stark zweifelhaft, und wäre mein Rath, Monsieur versuchete ohne viele Umstände Seiner Majestät selbsten in den Weg zu kommen und seine Supplication anzubringen, welches wol angehen wird,

wenn Dieselben von der Jagd zurückkommen, wo Seine Majestät zum meisten Theile noch lustig und gnädiger Laune seyn sollen. Was aber den Herrn Sohn anbelanget, so habe etliche Kundschaft unter den Herren Officiers, auch sonst wol wen zur Hand, der sich darnach umthut, und wollen wir schon herauskriegen, ob er allbereits einpassiret ist. Worauf ich ihn ersuchete, er möchte sich solches herzlich angelegen sein lassen, mir aber einen großen Bogen gutes Papier, auch Tinten und Federn bringen ließ, um eine allerdevoteste Supplique aufs beweglichste zu concipiren.

Nachdem ich dabei etliche Stunden gesessen, zeigete sich der Wirth wieder in meiner Stuben und that mir zu wissen, wie er ausgekundschaftet habe, daß mein lieber Sohn justement auch am vorigen Tage nebst andern geworbenen Recruten einmarschiret; und werde auf sein, des Wirthes, Anstiften der Herr Officier von der Guarde, welchem mein lieber Sohn zugetheilet worden, vor dem Mittagessen mit demselben in das Wirthshaus kommen und mir ihn herausschicken. Wolle ich dann die Mahlzeit und etliche Flaschen Rheinwein vor den Herrn Officier nicht ansehen, so vermeine ihn der Wirth schon etliche Stunden aufhalten zu können. Davor dankete ich dem ehrlichen Manne mit fröhlichem Herzen und gab ihm Macht, soviel Wein auf mein Conto zu setzen, als dem Officieren durch die Gurgel laufen wollte. Er möchte ihm auch nur vom Besten präsentiren, das dependirete ganz von ihm. Als er fortgegangen, wollte ich mit meiner Suppliquen continuiren, es zitterten mir aber die Finger also, daß sie mir beim Schreiben nicht pariren wollten. Da stand ich auf, stellete mich vor den Spiegel und sagte: Michael Kohl! nun solltest du wahrlich die Perruquen aufsetzen, die Dr. Thomasius aufhatte, oder die Herr Gundling nicht aufhatte, dieweil dir sichtlich der erste Schritt zur Weisheit auch noch heute Noth thut. Hast du denn niemals gehöret, daß den weisen Mann weder widriges noch günstiges Glück aus seiner Contenance wirft? Alter Geselle, wenn E. E. Rath jetzund ansehen könnte, wie deine Gedanken vor Hoffnung und vor Furcht durch einander galoppiren, so würde er concludiren, daß du wol würdig seiest, zu den Hoch- und Wolnärrischen, aber nicht zu den Hoch- und Wolweisheiten gezählet zu werden. Solches und desselbigen mehr sagte ich zu mir, es wollte aber nicht reussiren, vermeine, weil mir meine rechte Allongen-Perruquen dabei manquirte; weshalb ich mich von der Narrheit zur Vernünftigkeit kehrete, mein Gesangbuch nahm und etliche geistreiche Trostlieder durchsang, wobei gleichwol meine Gedanken mühselig festhielten, aber doch in etwas ruhiger wurden.

Dabei saß ich annoch, als an meiner Thüren angeklopfet wurde, und da ich Brillen und Gesangbuch weggeleget, aufgestanden und Herein gerufen, kam mein lieber Sohn Georg in die Stuben. Seine wolgestalte große Figur, damit er mich allerdings noch um einen oder zwei Zoll überragete, stak in einer schlechten alten Montur, und über die Stirne herab und noch ein Stück auf dem linken Backen hatte er eine große Narben, die noch roth war. Solches alles sahe ich aber erst hernächst, denn da wir uns erblicketen, eileten wir auf einander zu, umarmeten und küsseten uns, und ging nicht ohne Zähren auf beiden Seiten ab. Darnach, da wir uns gesetzet hatten, bat er mich vielmals um Vergebung, daß er mir so viele Incommoditeten verursachet; worauf ich ihm antwortete, daß ich um meines einzigen lieben Sohnes willen auch wol nach Asia und in die neue Welt gereiset wäre, er aber, wenn er erst glücklich aus gegenwärtigen Drangsalen befreiet wäre, allerdings Ursache hätte, sich inskünftige vor solchen losen Vögeln, als die Studenten seien, und derselbigen petulanten und verwegenen Streichen in Acht zu nehmen. Nun fragete er aber erst nach Sophia, was dieselbige mache und von seinem Unglücke gesagt hätte. Darauf versetzete ich wieder: Ich hätte doch denken sollen, du müßtest zu allererst nach Tante Fieken fragen, bevorab du dich nach der Frau Schüttmeisterin erkundigtest. Aber das Frauenzimmer hat von deinen Affairen nicht eher etwas erfahren, als durch einen aus Halle von mir abgelassenen Brief. Was nun Tante Fieken anbelanget, so ist sie ganz content, nur daß sie seit etlichen Wochen ein Gichtpflaster zwischen die Schultern geleget, so ihr aber recht gute Dienste leistet. Und was die jungen Frauen anbetrifft, so sollte es mir von Herzen leid sein, wenn sie nach der Levante zu ihrem Manne wieder retour müßte; denn ich habe sie um ihrer vielen guten Eigenschaften, auch angenehmen Exterieurs willen so lieb gewonnen als eine Tochter. Wir wollen aber das Frauenzimmer auf sich beruhen lassen und lieber von deinen Affairen discouriren. — Solches thaten wir denn auch, und er mußte mir abermals seine Ebenteuer mit allen Umständen erzählen, und überlegeten wir alsdenn, was ich zu seiner Auslösung thun sollte, unterdessen die Mittagsmahlzeit auf meiner Stuben angerichtet wurde und mein lieber Sohn mit mir aß. Obwol wir auch darnach noch mehre Stunden mit einander discouriret, wobei auch von unserm Handel in Hamburg und in Smyrna die Sprache gewesen, so waren wir doch noch lange nicht fertig, als der Wirth meinen lieben Sohn abholete, weil der Officier nicht länger trinken wolle, und so trenneten wir uns mit vielem Leidwesen.

Am nächstfolgenden Morgen vermeldete mir der Wirth, daß Seine Majestät Schlag ein Uhr nach Mittag von Ihrer Jagd-Ergötzung retourniren würden, und solle ich mich alsdenn mit meiner Suppliquen in der Hand nur an dem Schloßthore aufstellen, wo Seine Majestät mich dann schon sehen und heranbeordern würden. Da dankete ich vor die gute Nachricht, schrieb mit klopfendem Herzen meine Supplique fertig, zog meine feinsten Kleidungsstücke an und nachdem ich zu Mittag gegessen, auch um mich aufzumuntern ein gut Glas Wein getrunken, brachte mich der gutherzige Wirth selbsten nach dem Schlosse, zeigete mir den Platz, da ich mich hinstellen sollte, und zoge sich dann davon. Es kam aber zu derselbigen Zeit eine Reihe großgewachsener Recruten anmarschiret und stellete sich unter Commando eines Officiers mir gegenüber nicht weit von der Schildwache auf. Unter diesen der vorderste und allergrößeste war mein lieber Sohn, und wir erkannten uns einander gleich, nicketen uns aber nur zu par distance und blieb ein jeder an seinem Orte. Es schlug aber bald darnach ein Uhr vom Thurme, und nicht lange darauf, so kamen sechs oder sieben Cavaliers zu Pferde mit etlichen Reitknechten die Straße hergeritten auf das Schloß zu und stiegen an dem Thore ab. Die Pferde wurden weggebracht und erkannte ich alsobalde an dem Betragen der anderen wol, welcher darunter der König in Preußen war. Er hatte auch ein gestrenges festes Angesicht, klare Augen und sahe nicht aus, als wenn er ein Mann wäre, der viele Umstände machete. Es verwunderte mich aber, daß er nur eine kleine Perruquen mit Zopf aufhatte und eine ganz grobe Uniform von Commißtuche an. Nun ging er zuerst nach den Recruten, schritt daran hin und her, nickete mit dem Kopfe und sprach dann mit dem Officier, welchem er, wie mich bedünken wollte, sein sonderbares Wolgefallen zu erkennen gab. Darauf blieb er vor meinem lieben Sohne stehen, sahe an ihm herauf und wieder herunter und nickete abermal. Als er sich darnach gegen das Schloßthor verfügete, sahe er mich dastehen, wandte sich um und sprach zu einem von den Cavaliers; Bredow, frage Er den da, wer er ist und was er will! So kam der Cavalier auf mich zu und ich nennete mich ihm und sagte, daß ich ein Anliegen an Seine Majestät hätte. Worauf jener zu dem Könige zurückging und sagte: Es ist nur ein Hamburgischer Kaufmann mit einer Supplik. Da drehete sich der König heftig gegen ihn und sagte: Nur? Ich will Ihn benuren! Nur ein Hamburgischer Kaufmann? Er hält ihn wol für einen Krämer aus Friesack! Weiß Er wohl, daß ich aus allen Hamburger Kaufleuten Edelleute machen kann, aber aus allen Brandenburgischen Junkern nicht Einen Hamburgischen Kaufmann? — Und während dem der Bredow sich mit einer ziemlich stolzen Reverenz zurückzog, kam Seine Majestät auf mich zu und fragte: Er ist ein Hamburgischer Kaufmann? Ich sagte mit einer tiefen Reverenz: Zu dienen, Majestät. — Wie heißt Er? — Michael Kohl vom Hause Kohl und Schüttmeister, welches nach Spanien, Frankreich und sonderlich nach der Levante handelt. — So? auch mit Wollentuch? — Es ist das einer unsrer gangbarsten Articles. — So? Hum! Die Stettiner wollen nur miserable zahlen und lamentiren über schlechten Absatz. — Da bedachte ich Seiner Majestät Predilection vor den Stettinischen Handel, und sagte geschwinde: Ich besorge, Majestät, die Stettinische Kaufleute werden es uns mit der Zeit schon gleich, wo nicht zuvor thun, aber sie kennen noch nicht so die Wege und Gelegenheiten, wie ein altes Hamburger Haus. — Na, Hamburg hat die Nordsee! sagte er darauf, aber ich merkete wol, daß ihm mein Compliment gefallen hatte, wegen der Stettiner. Und er fuhr fort: Kann Er mir nicht ein paar tausend Ehlen zu agreablem Preise abnehmen? — Da dachte ich, das müsse ich profitabel vor meine Sachen nutzen, sollte es mir gleich eine starke Summen kosten, und sagte: Majestät, ich vor mein Theil halte das vor ganz practicable, dieweil aber mein lieber Sohn mit im Geschäft ist, der erst aus der Levante kommen, so müßte ich es zuvor mit demselbigen überlegen, was ich auch sogleich thun wollte, wenn Ew. Majestät ihn mir zurückgeben wollten. — Da sah mich der König an und fragte: Wo hab' ich denn Seinen Sohn? — Er steht da

unter den Recruten, antwortete ich darauf, indeme die Bittschrift präsentierte; und wollte ich Ew. Majestät diese allerdevoteste Suppliquen überreichen, daß er mir möchte wieder losgegeben werden. — Da nahm der König die Schrift zu sich, sah sie aber nicht an und fragte: Welcher ist es? — Worauf ich antwortete: Der vorderste dort, Majestät, der allergrößte. — So sah sich der König nach ihm um und sagte dann zu mir: Ah was, Narrenspossen, der kann nicht wieder dimittiret werden. Das ist ja jetzund mein längster Kerl, das geht partout nicht an. Warum hat er sich anwerben lassen? — Und rief meinem lieben Sohn zu: Er da! Flügelmann Kohl! Mal vormarschirt! Hierher! — Als aber mein lieber Sohn bis zu uns herangekommen, sagten Seine Majestät: Nun überlege Er mit seinem Sohne, wie viel Er von dem Tuche kaufen kann, posito daß mir der Preiß conveniret. — Da ich nun Zeit gewinnen wollte, um weiter wegen Auslieferung meines lieben Sohnes vorstellig zu werden, so sagte ich: Ew. Majestät wollen nicht ungnädig vermerken, daß wir keinen gewissen Grund haben, uns zu decidiren, bevorab wir nicht eine Proben des Wollentuches gesehen. — Da befahl der König einem Laquaien, so im Thore stund, eine Rollen Tuch von einer gewissen Stuben herunterzuholen und sagte alsdann: Ich indicire, Seinem Sohne werde der Dienst recht gut thun. Ist wol ein Raufbold, der sich die Schmarren in dem Visage auch nicht in einer Bataillen geholet hat. — Darauf versetzete ich: Wollen Ew. Majestät ihm nicht befehlen, daß er vermeldet, wo und wie er also verwundet worden? — Nun befahl ihm der König, solches zu rapportiren, und da mein lieber Sohn ihm alles erzählete, genau so, wie er es mir in seinem Briefe geschrieben, hörten Seine Majestät ihn nicht ohne vieles Wohlgefallen an, fragten auch weiter, wie es ihm in Venedig ergangen, und so fortan, und erfuhren also auch die Historien von seiner Anwerbung in Halle, als welche denn ich meinerseits completirete nach dem, was ich bei Dr. Thomasio erfahren. Darauf lacheten Sie und sagten: Na, so kann Er's nicht verabreden, daß die Anwerbung legitime effectuiret und Er das Handgeld gekriegt und acceptirct. Eh, die Soldaten sind auch keine Narren, und macht mir ein Plaisir, daß die Affen von Studenten, welche mit der militärischen Puissance anbinden wollen, also von einem Unterofficier an der Nasen geführet worden, und mir dabei den exquisitesten Flügelmann zu meiner Guarde verschaffen müssen. Na, nun seht Euch die Probe an! — Und winkete damit den Laquaien heran, so mittlerweil das Tuch herbeigebracht hatte. Aber was Blitz soll die Comedie? riefen Seine Majestät auf einmal, indem Sie nach der Straßen hinunterblicketen und Ihren Rohrstock aufhuben, gleich als wollten Sie darein schlagen. Es schaueten aber auch die vornehmen Cavaliers, so Seiner Majestät Suiten ausmacheten, mit sonderbarer Emotion desselbigen Weges, und also versuchete, mich auch umzukehren, ohne Seiner Majestät meinen Rücken zu weisen.



Nunmehro kann aber nicht beschreiben, was ich erschrecket und decontenanciret wurde, als ich keine hundert Schritte von uns unsere liebe Sophia, die Frau Schüttmeisterin, auf einem schwitzenden und schnaubenden Pferde sahe heranreiten, und nicht als eine respectable Hamburger Kaufmannsfrau angekleidet, sondern wiederum in ihrem asiatischen und gleichsam muselmännischen Habite, darinnen wir sie zuerst von Bord geholet hatten. Noch dazu hatte sie in ihrem Gürtel ein Paar kostbare kleine Pistolen stecken und dabei einen krummen Säbel hängen mit silberner Scheiden, welches alles sie dazumal auch aus der Levante mitgebracht und mir zu öfteren Malen erzählet, daß sie solche Armaturen in dem Oriente auf ihren Reisen bei sich getragen. Auf einem anderen Pferde kam mit ihr unser alter Hausknecht Hannemeyer angeritten. Und wie sie nun etliche zwanzig oder dreißig Schritte von uns herbeigetrabet war, parirete sie das Pferd, warf Hannemeyern die Zügel zu, sprang mit einem galanten Schwunge aus dem Sattel und kam auf uns zugegangen, während dem sie mir und meinem lieben Sohne winkete und gegen uns beide den Finger auf den Mund legete, daß wir stille schweigen sollten. Hätte auch absolut nicht gewußt, was ich dazu in Gegenwärtigkeit Seiner Majestät hätte sagen sollen und kuckete meinen lieben Sohn an, welcher in seinem Angesichte ganz roth und gleichsam lustig aussahe. Es passirete aber solches alles viel geschwinder, als ich es hier habe aufschreiben können. Während dem aber, daß Sophia auf Seine Majestät zuging, hatten Dieselben noch immer Ihr spanisch Rohr erhoben und senketen solches erst, als das schöne und graciense Frauenzimmer zu Ihren Füßen niederkniecte, die Arme übers Kreuz auf ihre Brust legete und ausrief: Mächtiger und großer König! Ihr habet ein Land, das ist weiter als David seins, auch sind seiner streitbaren Männer mehr, denn sie Salomo hatte, und der allmächtige Gott wolle Euch noch hinzu thun: warum wollt Ihr denn einem fremden Manne Gewalt anthun, daß er Eure Waffen trage, und seine Seele ist nicht dabei? — Da thaten Seine Majestät einen Schritt zurück und riefen laut, aber nicht zornig: Wer ist Sie? Was will Sie? — Worauf Sophia mit admirabler Gegenwärtigkeit des Geistes antwortete: Mächtiger und großer König! Ich bin ein Kind der Fremde, eine Tochter des Libanon, von diesen Männern losgekauft, da ich geraubt und gefangen war, und sie haben mich in ihre Stadt gebracht und in ihr Haus genommen und mich in der Taufe und Lehre gemacht zu einer Magd Eures und unsres Gottes und des Herrn Christus. Und nun, da sie in Noth und Angst sind, weil Ihr, mächtiger und großer König, den einzigen Sohn wollet hinwegnehmen aus ihrem Hause, daß er Eure Waffen trage, darum bin ich gekommen.

daß ich meinen Herrn, den König, bitte, Er möge bedenken, daß Sein Gott auch ihr Gott sey, und möge Gnade üben, wie Er Gnade brauchet. Und ich will meinem Herrn, dem Könige noch mehr sagen, so es ohne Zeugen seyn kann. — Darauf so sagte der König: Bredow, bringe Er das Mensch mal hinein! Besann sich aber alsbald und versetzete: Bredow! attention! Er ist mir ein zu galanter Cavalier vor solch ein Frauensmensch. Stehe Sie auf und komme Sie mit mir, da in den inneren Hof! Und Er, Bredow, nehme er Position an der Entrée und observire Er uns! — Also drehte er kurz um und ging hinein, und Sophia stund auf und folgete ihm, der Cavalier aber machete ein schief Maul und schritt hinterdrein. Da nun Seine Majestät hinweggegangen, traten die andern Cavaliers zu uns und inquirirten uns ganz neugierig nach dem curieusen Frauenzimmer. Nachdem ich ihnen aber höflich Bescheid gegeben, wiese ich Messieurs wegen des weiteren an meinen lieben Sohn, ging zu Hannemeyern, der da mit den beiden Pferden stund, und fragete denselben nach der Ausreise etcetera. Worauf er aussagete, es sei mein Brief vor etlichen Tagen ankommen und darauf ein groß Lamento in unserm Hause entstanden, insonderheit habe Jungfer Fieken laut geweinet und geheulet und mit Töpfen um sich geschmissen; die Frau Schüttmeisterin aber habe ihn auf die Seite gezogen und ihn gebeten, zu einer Reise nach Berlin ihr ein Paar Pferde zu verschaffen und selber mit ihr zu reiten, habe dabei so beweglich geredet, ihm auch vorgestellet, daß solches allein zu unserm Besten wäre, daß er geglaubet habe, er sei es ihr und uns allen schuldig, ihr nach Willen zu thun; und da sie ihm das benöthigte Geld gegeben, habe er noch selbigen Abends auf den andern Morgen fünf Uhr beim Stallmeister Lastrop zwei Pferde gemiethet, sich auch zur Reisen präpariret. Am andern Morgen, als er die Pferde vor das Haus gebracht, sei die Frau Schüttmeisterin so ausstaffiret, wie wir sie gesehen, herausgekommen; es habe sich aber Jungfer Fieken an sie gehänget, sie nicht fortlassen wollen, und geschrieen, sie, Frau Schüttmeisterin, mache sich ja zum Spectacle vor alle Welt, und wenn sie noch wie eine ehrbare Hamburgerin reisen wollte, etcetera; worauf Frau Schüttmeisterin geantwortet: In ihrem Hamburger Rocke könne sie nicht reiten, sie müsse auch armiret sein, um sich gegen böse Menschen unterweges zu wehren, und es sei ihre Schuldigkeit, dahin zu gehen, wo ich und mein lieber Sohn in Noth wären; habe sich dann losgerissen, aufgesetzet, und sei mit ihm davon geritten, unter währendem Nachschelten und Heulen von Jungfer Fieken. So seien sie in etlichen Tagen hergekommen, hätten auch keine Ungelegenheiten gehabt, denn daß sie in den Wirthshäusern, wo sie übernachtet oder gefüttert, nur mit Beschwerlichkeit angenommen werden, ihnen auch in allen Städten und Dörfern die Kinder nachgelaufen und geschrieen, alles von wegen des Aufzuges der Frau Schüttmeisterin, als welche die Leute meistentheils vor eine Comediantin oder Seilspringerin angesehen.



(Schluß folgt.)

Ein Ueberfall der Botokuden.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten für das Daheim mitgetheilt von dessen Bruder.

Durch den Verkauf meines Landbesitzes mit einer Zuckerplantage von 20 Morgen, hatte ich mein kleines Capital verdreifacht. Dies war der Lohn für zwei Jahre voll Mühe und Entbehrung. Jetzt konnte ich daran denken, eine Sägemühle zu bauen, und fand einen Platz, welcher meinen kühnsten Träumen entsprach. In den großen, schiffbaren Itajahy, auf dessen Ufer meine Plantage lag, mündet nicht weit von der Barre der kleine Itajahy mit hinreichendem Gewässer, um Kähne und Flöße zu tragen. Ein großer Holzhof mit hoch aufgeschichteten Bretterstößen an dem Zusammenfluß gibt Zeugniß von der Arbeit einer ganzen Kette von Sägemühlen in der Niederung des kleinen Itajahy, und es erfordert ein fast zweitägiges, unablässiges Rudern auf dem Flusse, welcher sich in vielen Krümmungen durch den hügelreichen Urwald windet, bis man das Ende jener Kette erreicht. Von dort noch eine gute Strecke aufwärts liegt mein Platz. Etwa 1500 Waldmorgen mit den herrlichsten Bäumen bestanden, sind dort für einige hundert Thaler an Vermessungs-Unkosten u. dgl., mein unbestreitbares Eigenthum geworden. Mein Terrain endigt in einer Schlucht, in welcher der Fluß von dem hier sich höher erhebenden Gebirge mit einem mächtigen Wasserfalle herniederbraust. Oberhalb gibt es nur Gebirge und unbewohnten Urwald; unterhalb meines Platzes trennt mich ein Raum von zwei Wegestunden von meinem nächsten Nachbar.

Den Besitztitel in der Tasche, begab ich mich mit meinem jüngeren Bruder und vier kräftigen Arbeitern, zwei Baiern und zwei Belgiern, ans Werk. Der eine Belgier war verheirathet und seine Frau führte unsere Hauswirthschaft, sobald wir aus den ersten niedergeschlagenen Bäumen ein leichtes Blockhaus, mit Palmenblättern gedeckt, errichtet hatten. Um das Haus herum klärten wir den Boden zu einem Garten, dessen weitere Bestellung wir der Frau überließen. Unten auf dem Holzhofe arbeiteten zwei Amerikaner an dem einfachen Getriebe der Sägemühle, während wir oben auf unserem Platze jetzt an das Hauptwerk rüstig Hand anlegten. Unmittelbar an den Fluß durften wir die Mühle nicht aufbauen, weil derselbe, häufig durch tropische Regengüsse anschwellend, zu veränderlich in seinem Wasserstande erschien, wir mußten deshalb die Wasserkraft eines in den Fluß einfallenden Baches für unsern Zweck nutzbar machen und denselben durch einen starken Damm zu einem Teiche aufstauen, dessen gleichmäßiger Abfluß das Rad der Mühle treiben konnte. Diese

Arbeit erwies sich schwieriger, als wir angenommen hatten; der humusreiche, lockere Waldboden wollte dem Wasser nicht Stand halten und wir mußten dem Erdreiche durch Faschinen, Steine und einen weiter herzuholenden thonhaltigen Boden die erforderliche Festigkeit zu geben suchen. So hatten wir einige Wochen lang im Schweiße unseres Angesichtes gearbeitet, als uns ein schreckliches Verhängniß ereilte.

Mein Bruder war mit zwei Arbeitern den Fluß hinabgefahren, um eine Kahnladung Lebensmittel von der Barre heraufzuholen, während ich mit den beiden übrigen Arbeitern den Damm seiner Vollendung entgegen führte. Wir hatten uns während der Mittagshitze durch eine Siesta gestärkt und kehrten ohne die leiseste Ahnung irgend einer Gefahr zur Arbeit zurück. Bei den ersten Spatenstichen sprang plötzlich der eine Belgier mit einem Schmerzensschrei in die Luft, er stürzte nieder auf das Gesicht, und wir sahen einen langen Botokudenpfeil aus seinem Rücken ragen. Derselbe Blick ließ mich dicht hinter uns einen Botokuden erkennen, welcher aus dem nahen Dickicht des Urwaldes auf unsere Lichtung herausgetreten war und sich anschickte, seinen gewaltigen Bogen gegen uns zu spannen. Ein solcher Botokudenbogen mißt fast die doppelte Manneslänge und hat in der Mitte die Stärke des Handgelenkes eines Mannes. Kein Weißer vermag einen solchen Bogen zu spannen; der Botokude aber stemmt das eine Ende des Bogens auf den Boden zwischen die beiden ersten Zehen des vorgestreckten linken Fußes, welche fingerähnlich ausgebildet und ein untrügliches Kennzeichen der Botokudenfährte sind. Die Mitte des Bogens liegt genau in der Augenhöhe und von hier ab wird mit großer Sicherheit und Gewalt der fünf bis sechs Fuß lange Pfeil abgeschnellt. Das obere Ende des Bogens ragt hoch über den Kopf in die Luft. Glücklicher Weise liegt etwas Schwerfälliges in der Handhabung dieser furchtbaren Waffe und so behielt ich Zeit, meinem Gegner mit dem Spaten einen Schlag auf seinen struppigen Schädel zu versetzen, welcher ihn zurücktaumeln machte. Als ich mit lautem Geschrei auf den Wilden einsprang, hoffte ich, die ganze Bande würde die Flucht ergreifen, denn die Botokuden waren mir immer als ein durchaus feiges Gesindel geschildert; aber bald wurde ich meinen Irrthum gewahr. Einige Schritte seitwärts hatte ein zweiter Wilder seinen Bogen auf die Erde gestellt, und noch sehe ich den triumphirenden Blick des boshaft verzerrten, durch einen ungeheuren Mundpflock entstellten Gesichtes, mit welchem der schwärzliche, riesige und muskulöse Wilde mit bereits angezogener Sehne mich auf das Korn nahm. Hier war kein Augenblick Zeit zu verlieren, und so schleuderte ich auf gut Glück meinen hochgeschwungenen Spaten gegen diesen gefährlichen Gegner durch die Luft. Fast gleichzeitig durchbohrte der abgeschnellte Pfeil meinen linken Oberarm. Jedenfalls hatte mein Spaten den Pfeil abgelenkt; denn ein Botokude verfehlt sein Ziel sonst nie. Jetzt stand ich ganz wehrlos einer Schar gegenüber, deren Anzahl mir durch das Gestrüpp verdeckt war. Nur die schleunigste Flucht konnte mich retten. Ich machte also linksum Kehrt und folgte meinem Gefährten, welcher bereits mit gewaltigen Sprüngen über die Lichtung unserem Blockhause zueilte; jedoch gebrauchte ich die Vorsicht, im Zickzack hin und her zu springen und hatte die Freude, einige Pfeile vorbeischwirren zu sehen, denen ich auf diese Weise entging. Noch trennte mich der Abzugscanal unseres Mühlenteiches, dessen Ufer wir durch die herausgegrabene Erde erhöht hatten, von dem Blockhause. Indem ich über dies letzte Hinderniß hinwegflog, fühlte ich einen Pfeil in meinen Rücken hineindringen, doch nahm ich mir keine Zeit, über diesen Unfall weiter nachzudenken, sondern stürmte über den auf der Schwelle liegenden Belgier hinweg, ergriff meine Doppelflinte, stieß ein Triumphgeschrei aus und feuerte beide Läufe ab unter die Schar der Wilden, welche mit lautem Geheul über den auf dem Platze getödteten Cameraden hergefallen waren, um ihm mit ihren Keulen den Schädel zu zerschlagen. Das Maul war ihnen gestopft; einige stürzten, erhoben sich aber wieder, und wie weggeblasen war die ganze Bande verschwunden. Die Wilden hatten Deckung gesucht hinter den nächsten dicken Baumstämmen, und bald bemerkte ich hier und dort ein glänzendes Auge, welches meine Bewegungen überwachte.

Eine Pause trat ein; der erste Akt des Dramas war beendigt, und ich behielt Zeit, einige Ueberlegungen anzustellen. Der eine meiner Gefährten lag regungslos auf dem Arbeitsplatze. Hinzugehen wäre Tollheit gewesen; denn er lag im Bereiche der Pfeile der lauernden Wilden; auch war sein Tod nicht zu bezweifeln. Der andere, von zwei Pfeilschüssen auf der Schwelle des Blockhauses niedergestreckt, athmete nur noch schwach und war ersichtlich rettungslos verloren. Unsere Haushälterin, die Frau jenes auf dem Platze Gefallenen, raste und tobte im wildesten Schmerz der Verzweiflung, und so war ich allein auf mich selbst angewiesen. Geladene Gewehre und Munition besaß ich im Ueberfluß und versuchte davon Gebrauch zu machen, aber wo war meine gerühmte Sicherheit im Schuß geblieben! Ein ruhiges Zielen war unmöglich mit dem durchschossenen Arme. Zudem erregte der durch den Rücken eingedrungene Pfeil um so sonderbarere Empfindungen, je mehr sich die anfängliche Aufregung legte. Ich befürchtete ohnmächtig zu werden, und sicher beobachteten mich die Wilden in gleicher Erwartung, um alsdann über mich her zu fallen. Demnach gab ich mein Blockhaus auf, trug mit Hilfe der Frau den schwer Verwundeten in mein Canoe, nahm einige Gewehre und Decken zu mir und ließ mich stehend, die gespannte Büchse in der Hand, den Fluß hinabtreiben. Mit größter Leichtigkeit hätten die Botokuden meinem Leben auf dem Flusse ein Ende machen können, und in großer Spannung lauschte ich auf das Zischen ihrer Pfeile; indessen mochten sie es nicht für der Mühe werth halten, sich wegen meines armseligen Daseins einer Gefahr auszusetzen und ließen mich ungehindert entkommen. Vielleicht hielten sie mich auch so schon für verloren, und bald mußte mir klar werden, daß ich nach menschlichem Bedünken in der That keine Aussicht hatte, davonzukommen. Die Büchse durfte ich bei Seite legen und ein Ruder ergreifen, aber bei dem ersten Versuche, das Ruder zu gebrauchen, wurden die Schmerzen der jetzt wie Feuer brennenden Wunden so unerträglich und zugleich schüttelte mich ein so heftiges Wundfieber, daß ich jeden Gedanken an das Rudern aufgeben mußte. Hilflos wimmernd sank ich in dem Canoe nieder. In dieser Situation berührte ein ferner Donner mein Ohr. Diesen Ton und seine Ursache kannte ich sehr genau. Er rührte her von einer Stromschnelle, über welche wir durch Wasserwirbel, Schaum und Gischt zwischen scharfen Felszacken hindurch hinabfahren mußten, um zu unserem nächsten Nachbar zu gelangen. Hier war die umsichtigste Führung des Canoes erforderlich und es war mir klar, daß wir in den Wasserwirbeln unsern Untergang finden würden, wenn nicht andere Hilfe erschiene. In meiner Noth stieg der Gedanke in mir auf: Wenn doch mein Bruder uns jetzt entgegen käme! Doch wie wenig war darauf zu rechnen, daß er gerade jetzt im entscheidenden Augenblick zur Stelle sein werde, wie leicht konnte irgend ein Umstand ihn noch Tage lang zurückhalten, da bei der weiten Reise ein fester Termin seiner Rückkehr nicht einmal verabredet war. Doch er konnte zur Stelle sein, und er mußte jetzt uns begegnen, das war sicher, wenn wir nicht sämmtlich elendiglich verderben sollten. Näher tönte das Brausen des Wasserfalles, da verwandelte sich mein Wunsch in heißes Gebet. Aus dem tiefsten Grunde meiner Seele rang sich der Seufzer empor: „Schicke mir meinen Bruder, o Gott, daß wir nicht verderben!“ und siehe da, als ich mühsam mein Haupt erhob und über den Rand des Canoes schaute, da erblickte ich meinen Bruder, welcher seinen schwer belasteten Kahn mit Hilfe seiner Gefährten um die Ecke einer Krümmung des Flusses daher trieb. Er erschrak heftig, als er unsere Lage erkannte; ich aber fühlte mich geborgen, ich war jetzt sicher, daß es Gottes Willen sei, mich zu erretten. Eine schwere Last war mir abgenommen, ich brauchte nicht mehr für drei Menschenleben zu sorgen, brauchte nicht mehr zu handeln, sondern nur noch zu dulden, und freilich verschlimmerte sich mein Zustand bald derartig, daß meine Geduld auf die äußerste Probe gestellt wurde. Unter dem heftigsten Wundfieber kamen wir bei der Sägemühle meines Nachbars an und alles geschah, was irgend geschehen konnte. Mein Leidensgefährte verschied mit Anbruch der Nacht und meine Schmerzen steigerten sich zu einer unerträglichen Heftigkeit. Ueberzeugt, daß ich in diesem Zustande die Nacht nicht überleben würde, bestand ich darauf, daß man mir den noch immer im Rücken steckenden Pfeil ausziehen müsse. Kopfschüttelnd sprachen meine Gefährten von den Widerhaken des Pfeiles und der Wahrscheinlichkeit eines unglücklichen Ausganges; ich aber befahl mein Leben in Gottes Hand, welche mich bis hierher so wunderbar erhalten hatte; der Pfeil wurde herausgezogen und ich lebe noch, um Gottes gnädige Bewahrung zu preisen. Glücklicher Weise war die Spitze des Pfeiles nur von hartem Holz, breit und vorn abgerundet, auch nicht sonderlich scharf, so daß sie durch die gewaltige Kraft des Schusses wohl hatte eindringen, aber keine

innere Verletzung herbeiführen können. Die beiden Pfeile meines getödteten Kameraden trugen eiserne Spitzen. Wunderbar bleibt es immer, daß auch die Widerhaken, welche in der Wunde abbrachen und erst später herausgenommen werden konnten, mir nicht geschadet hatten. Einige Tage lang hatte ich große Schmerzen auszuhalten und war sehr schwach, doch kehrten Appetit und Kräfte allmählich zurück. Mein Unfall erregte großes Aufsehen in der ganzen Colonie. Bereits am folgenden Tage begab sich unter Führung meines Bruders eine Schar hinauf, um nach meinem Blockhause zu sehen. Sie fanden dasselbe unversehrt, aber vollständig ausgeplündert. Besonders wichtig schien den Wilden jedes Stückchen Eisen und Zeug gewesen zu sein; die eisernen Beschläge der Kasten, die Nägel in der Wand hatten sie herausgebrochen und mitgenommen, die Matratzen ausgeschüttelt, um sich des Ueberzuges zu bemächtigen, verschiedene Vorräthe, als Farinzucker, Salz, gedörrtes Rindfleisch und sogar Schießpulver, deren Gebrauch den Botokuden unbekannt ist, fanden sich umhergestreut auf dem Boden, während die dazu gehörenden Gefäße und Säcke mitgenommen waren. Wenige Schritte vor der Hausthüre lag meine Schwarzwälder Wanduhr im Grase, jedenfalls war sie für ein Zauberwerk gehalten und weggeworfen. Das ganze Verfahren der Wilden zeugte von Kaltblütigkeit und einer gewissen Mäßigung. Nichts war zurückgelassen, dessen Besitz ihnen erwünscht sein konnte; aber außerdem war nichts durch blinde Zerstörungswuth verdorben. Unsere Mannschaft kehrte zurück mit der Meldung, daß nichts im Wege stehe, meinen Mühlenbau wieder aufzunehmen und daß sie dem zuerst gefallenen Belgier eine Ruhestätte unter einem der Riesenbäume des Urwaldes bereitet hätten.

Einige Tage später erschien unser Coloniedirector in Begleitung eines erfahrenen deutschen Arztes. Mein Zustand wurde befriedigend gefunden und über den Vorfall ein Bericht an die kaiserlich-brasilianische Regierung erstattet. Sofort erschien ein Trupp von 10 Mann Grenzsoldaten unter Führung eines alten Waldläufers, um den Botokuden nachzuspüren. Der Streifzug dieses Trupps in das Innere des Urwaldes war freilich ohne Erfolg; um so wesentlicher mußte es mir sein, daß jetzt zwei Mann als stehender Posten auf meinem Lande stationirt wurden, um meine Mühle für die Zukunft gegen eine Wiederholung des Ueberfalles zu sichern. Den erlittenen Schaden mußte ich der Regierung genau angeben und erhielt ich den ganzen Betrag desselben in klingender Münze ausgezahlt. Sechs Wochen nach den geschilderten Schreckensscenen stand ich mit neuer Ausrüstung, frischen Arbeitern und vollständig genesen wieder auf meinem alten Platze.

Wiederum sind weitere zehn Jahre seit jenen Ereignissen verflossen und wie sehr hat sich in dieser Zeit alles um mich her verändert! Meine Mühle hat scharf gearbeitet und manches Tausend Dutzend Bretter den Fluß hinabgeliefert. Unter den kräftigen Hieben von 12—16 Holzhauern, welche für meine Sägemühle arbeiteten, ist mancher stolze Baumwipfel niedergelegt. Die Grenzen des Urwaldes treten beträchtlich zurück, schöne Weideplätze für meine sechs Paar Zugochsen und das Milchvieh, üppig bewachsene Ackerflächen und ein Gemüsegarten, welcher jahraus jahrein die Küche auf das reichlichste versorgt, umgeben mein Haus, dessen helle Fenster durch das dunkle Laub der Apfelsinenbäume blinken. Bald wird meine Mühle ausgesägt haben und dann trete ich vollständig ein in den Stand der Pflanzer und reihe meine Lichtung der Colonie an, welche seit vier Jahren hart an meinen Grenzen sich angesiedelt hat und bereits gegen 1000 Seelen zählt. Botokuden sind seit jenen bösen Zeiten nie wieder bei mir gesehen und meine Bewachung, jene beiden bei mir stationirten Grenzer, nachdem sie einige Jahre sich die Zeit mit Jagd und Fischfang vertrieben, sind längst verschwunden; wunderbar schnell entwickeln sich die Verhältnisse, und wenn ich jetzt im Kreise meiner Frau und Kinder jenes Beginnes meiner Niederlassung gedenke, so komme ich mir selbst fast vor, wie ein Märchen aus alten Zeiten.

Th. Kellner.

Am Familientische.

Noch einmal die Trichinen.

Soll und darf die unvermeidliche Trichine zu guterletzt auch noch die friedlichen Stätten des „Daheim" unsicher machen? und das erst jetzt, wo die maßlose, durch die Ereignisse in Hedersleben hervorgerufene Aufregung der freudigeren Stimmung des Christfestes und des Jahreswechsels gewichen ist? — Lehrt denn aber nicht die neueste Kunde, welche aus Böhmen herausdringt, daß es sich hier um mehr als um ein vorüberziehendes Gewitter handelt! — Gerade jetzt, wo der fieberhaften Spannung eine Periode des ruhigeren Pulsschlages gefolgt ist, scheint der Augenblick zu nüchterner Betrachtung über diese leidige Frage gekommen. Wir wollen übrigens nur eine rein sachliche Betrachtung auf den Familientisch niederlegen, verständlich für Groß und Klein, für Hoch und Niedrig.

Seht einmal hier durch dies Microscop! auf dem Objektglase befindet sich ein ganz unscheinbares Präparat, ein stecknadelkopfgroßes Stückchen aus dem Armmuskel eines 46jährigen Mannes, welcher nach dem Genuß von rohem Schweinefleische erkrankt und binnen 40 Tagen eine Beute des Todes geworden war. Hier nun sehen wir ein Bündel Muskelfasern durchhegt von dem bekannten „Gewürm," welches sich Aalen gleich hin- und herbewegt, sich auf- und wieder zusammenrollt, und es sind ihrer mindestens 10—12 Stück auf einmal sichtbar; nehmen wir aus der Wade oder dem Augenmuskel, aus dem Zwerchfell oder der Fingerspitze je ein Pröbchen: immer wieder derselbe Anblick! — Bedarf es weiter Zeugniß für die Entstehung und die Gefährlichkeit der Trichinenkrankheit? Kommt nur und seht, wenn ihr's nicht glauben wollt; den Kirchhof von Hedersleben, einem Dorfe von 2000 Seelen, bedecken nunmehr 81 frische Grabhügel; einige dreißig der Leichen, die jetzt da unten ruhen, sind von kundiger Hand geöffnet und in allen Organen gesund befunden worden, nur unzählige Trichinen im Darme, unzählige Trichinen in den Muskeln: durchschnittlich 170 Trichinen in je einem Gran Muskelfleisch! Alle Verstorbenen hatten von derselben Fleischwaare gegessen, alle waren sie in gleicher Weise erkrankt, und alle haben sie unter gleichen Qualen geendet. Immer mehr auch häufen sich die Aktenstücke, welche ergeben, daß der Dämon der Trichiniasis schon seit Jahrzehnten in verkappter Gestalt sein verderbliches Wesen unter uns getrieben hat. Der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt ist nur der, daß die Krankheit in größerem Maßstabe und in bösartigerer Form zu Tage tritt; daß erst jetzt sich Gelegenheit zu Leichenöffnungen und damit zur Feststellung der wahren Ursache darbietet. So — um nur einige Beispiele aus früherer Zeit anzuführen — waren in dem Städtchen Jessen (Reg.-Bez. Merseburg) im Jahre 1845 nach einem Frühstücke, bestehend aus Schinken, Wurst und Weißwein, sämmtliche Theilnehmer in ganz gleicher Weise erkrankt. Der Wirth, ein Apotheker, gerieth dadurch in den Leumund eines Giftmischers, indem man allgemein glaubte, der Wein habe es den Gästen angethan; er wanderte aus und ist in America verschollen; erst im Jahre 1863 kam seine Schuldlosigkeit an den Tag, indem an einem der damaligen Patienten gelegentlich einer Operation sich die Muskeln mit eingekapselten Trichinen wie besäet herausstellten; eine ganz gleiche Geschichte berichtete neuerdings ein polnischer Gutsbesitzer in den Blättern und werden wohl deren noch mehr zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Während nur in den oben bereits aufgeführten Beispielen der Verdacht sich fälschlich auf das Getränk lenkte, klagte man in anderen ganz richtig ein „Gift-" im Schweinefleisch an. So beschreibt der churfürstliche Obermedicinalrath Dr. Kopp aus dem Jahre 1834 einen Hochzeitsschmauß, nach welchem von den 47 Geladenen alle diejenigen erkrankten, welche von den aufgetragenen Bratwürsten gegessen hatten; er gibt dazu eine Beschreibung der Symptome, welche man fast wörtlich auf die Beobachtungen in Hedersleben anwenden könnte (Kopps Denkwürdigkeiten der ärztlichen Praxis. Bd. III. p. 75. Artikel „Wurstvergiftung"). Derselbe Schriftsteller berichtet ebenda von ähnlichen Massenvergiftungen, welche durch Wurstfleisch in Würtemberg, Baden und Westfalen erzeugt worden sind. So stellt es sich jetzt immer deutlicher heraus, daß alle angeblichen Wurstvergiftungen von früher in Wahrheit auf „Trichinenpest" (wie es von einigen jetzt genannt wird), zurückzuführen sind! — Wenn nun andererseits, wie z. B. kürzlich aus Münster, Fälle hervorgehoben werden, wo jemand ohne Schaden Schinken genossen, der sich später als trichinös erwiesen hat, so hat dies für den Einsichtsvollen dieselbe Bedeutung, wie etwa jene andere Thatsache, daß bei dem Brande des Dampfers Austria einige Passagiere der doppelten Gefahr des Ertrinkens und Verbrennens glücklich entronnen sind! — Wenn ferner ein Anonymus sich bemüht, unter gewaltsamer Deutung von rein subjektiven Wahrnehmungen die Epidemie von Hedersleben aus einer Vergiftung durch „Wuthgift" zu erklären, so steht dem nur die eine kleine Thatsache entgegen, daß sich in allen Leichen ausnahmlos (abgerechnet die erste nicht microscopisch untersuchte) und ausschließlich Trichinen gefunden haben; es ist ferner nicht zu übersehen, daß der Krankheitsverlauf in Hedersleben aufs Haar demjenigen glich, welcher seiner Zeit von Planen, Calbe, Hettstädt u. a. Orten her berichtet wurde und daß bei jenen analogen Gelegenheiten auch nicht einmal der Schein einer Wuthvergiftung vorlag.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Trichinen-Calamität auch eine große Calamität in die praktische Landwirthschaft und in die Nahrungsweise einer ganzen Volksclasse bringt; daher erscheint es denn auch erklärlich, daß man die Unsicherheit, welche an dem Naturforscher noch in Bezug auf einzelne Punkte wahrgenommen wird, unbehaglich empfindet und daß man diese Unsicherheit gern betont. So freut es uns melden zu können, daß auch die bisher offenen Fragen der Lösung ziemlich nahe sind. Es sind die Versuche des verdienstlichen Professor Kühn in Halle a/S., welche diese angenehme Aussicht eröffnen und welche auch für manche beliebte Gegenargumente thatsächliche Antworten bieten. Wenn z. B. eingewendet wird, daß man noch nie an einem lebenden Schweine Symptome von Trichiniasis beobachtet habe, so hat man in Halle Schweine absichtlich inficirt, nach dem Abschlachten auch die Muskeln voll von Parasiten gefunden, während des Lebens aber gar keins oder nur ganz unerhebliches Uebelbefinden constatirt. Das

Schwein gehört nun einmal zu den Dickhäutern im verwegensten Sinne des Wortes! — Beruhigend für den Oeconomen ist ferner das Resultat, daß es einer Einschränkung der bisherigen Schweinehaltung nur insoweit bedarf, als man die Thiere vor der Berührung mit Ratten, Mäusen und Katzen, welche eventuell die einzigen Träger der Trichinen sind, fernhalten soll. Von Regenwürmern, Runkeln, Maulwürfen u. dgl. droht keine Gefahr. Was endlich die viel ventilirte Frage betrifft von dem Schutze, welchen die Zubereitung gewährt, so steht nunmehr ganz sicher Folgendes nach Kühn fest: Braten, welcher im Innern einen Schein von Blutfarbe zeigt, ist immer noch verdächtig, dagegen tödtet gut ausgeführtes Pökeln und darauf folgendes 10tägiges Räuchern des Schinkens die Trichinen sicher.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche: Gebe Gott, daß der Gesellschaft und uns ein zweites Hedersleben erspart bleibe!

Magdeburg. Dr. P. Niemeyer.

Ein Bittgesuch aus Churmainzischer Zeit aus alten Papieren.*)

Hochwürdigster und überwindlicher Herr Churfürst!

Euch thue hiermit zu wissen, wie daß der Custordienst zu Langenweiden nun Gottlob einmal ledig worden, worauf ich schon lange g[e]wartet habe, und Lust dazu gehabt, und zu solchem Dienste mehr als würdig bin, ja, wenn E. Chfstl. Durchl. mich sollte sehen oder singen hören, so werden Sie selbst sagen, mein Seel! der Kerl meritirt ein Custos zu seyn. Daß aber indessen der Schultheiß, der Bernheuter mein Feind ist, das macht parolla nur allein, daß meine Frau einen rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, gleich des Schultheißen Frau, und sie deswegen sich einander bey den Haaren gerauft und niedergerißen, meine Frau aber allezeit oben gelegen und wann ich das praemium oder Dienst bekomme, welcher mir dann nun gar zu gewis ist; so will ich meiner Frau erst einen bessern Rock machen laßen als des Schultheißen Frau hat und mag den Bernheuter verdrießen oder nicht, und wann ich ja den Dienst bekommen sollte, so müßt ihr mein hochgeehrter H. Churfürst es dem Schultheißen nicht laßen gewahr werden, sonst stößt es der Bernheuter doch wieder um, und hiermit Gott befohlen; und ich verlaße ganz gewis darauf, und verbleibe dem H. Churfürsten in Gnaden gewogen bis an mein Grab als ein getreuer Freund und Diener Tag und Nacht aufzuwarten

E. Durchl. Haans Scherer von Langenweiden

Decretum: Sn. Hochfürstl. Durchl. willigen Supplicanten 6 Ducaten geben zu lassen, und so er in examine für tauglich befunden wird, soll er den Schuldienst vor allen haben. 1720 den 12. April in Mainz.

*) Der Großvater des Einsenders gelangte als Regierungsrath zu diesem merkwürdigen, durchaus authentischen Aktenstücke.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Warum erscheinen Mond und Sonne in der Nähe des Horizontes größer, als wenn sie hoch am Himmel stehen? Th. in Panchwitz.

Antwort: Es scheinen hier mehrere Ursachen gleichzeitig zu wirken. Das Auge, gewöhnt in horizontaler Richtung zu sehen, faßt hier die genannten Gestirne mehr als irdische Körper auf und mißt sie unbewußt mit nahliegenden Dingen; — dann sind aber die unteren Luftschichten dunstreich, also dichter (und zwar von ungleicher Dichtigkeit) und bewirken ebenso eine Farbenzerstreuung (deshalb Röthung), wie eine Brechung der Lichtstrahlen und hierdurch eine scheinbare Vergrößerung, wie der Stein im Wasser größer erscheint und wie gewisse Formen der Luftspiegelung Vergrößerungen der Gegenstände zeigen.

Frage. Sie haben uns in Ihrem Blatt viele interessante Geschichten von zahmen Vögeln mitgetheilt; es würde vielen Ihrer Leser und Leserinnen gewiß recht willkommen sein, wenn Sie uns eine praktische Art und Weise angeben wollten, wie man diese Thiere zähmt. B. v. K.

Antwort. Durch Hunger und Durst. Körnerfresser sind im allgemeinen schwerer zu zähmen, als Insektenfresser, welche den Lockungen eines hingehaltenen Mehlwurmes selten lange widerstehen. Da Sie aber wohl jedenfalls die gewöhnlichen Stubenvögel, Kanarienvögel, Finken, Stieglitz, Dompfaff &c. im Auge haben, so wollen wir Ihnen eine Methode angeben. Hat sich das Thier überhaupt einmal erst ans Futter gewöhnt, so geben Sie seinem Käfig einen Stand unter Ihrer Augenhöhe, denn so lang es sich höher befindet als Sie, wird es sich nicht in vollkommener Abhängigkeit fühlen. Dann entziehen Sie die Nahrung und fangen an, es zu zwingen, seine Nahrung zu nehmen, wie Sie wollen. Also zwingen Sie es zu fressen, während Sie den Finger an den Futtergläsern halten und wiederholen dies oftmals, dann schreiten Sie fort und lassen es fressen und saufen aus einem langstieligen hingehaltenen Holzlöffelchen, das Sie allmählich immer mehr abkürzen können; auf solch allmählichem Wege wird der Vogel denn dazu gelangen, Ihnen von der Hand, ja von den Lippen zu fressen und zu trinken. Aber nur immer allmählich und nicht forciren. Die Thiere nicht auf einmal lange hungern lassen, sondern lieber oft wieder anfangen.

Frage. Was ist der Sinn und Ursprung des Ausdruckes: Deus ex Machina? Ein Ungelehrter.

Antwort. Dieser Ausdruck (wörtlich übersetzt: ein Gott aus einer Maschine) stammt von dem Gebrauche der griechischen Tragödiendichter her, die Catastrophe des Dramas durch das Dazwischentreten einer Gottheit herbeizuführen, welche auf die Bühne herabstieg aus einem Wagen, der durch Maschinen herabgelassen wurde, wenn die Verwicklung der Ereignisse zu groß war, um durch bloße Sterbliche eine Lösung finden zu können. Seitdem wird das Wort insgemein auf Personen angewandt, die durch unerwartetes Auftreten Hilfe in der Noth oder überhaupt Lösung verwickelter Lebensverkettungen herbeiführen.

Frage. In Bezugnahme auf den Artikel in No. 12: „Ein Wurm mit dem man Seide spinnen kann — im Sumpfe," erlauben wir uns die Frage: Können Sie uns ein Werkchen empfehlen, welches nähere Anleitung zur Blutegelzucht gibt und dahingehörige Aufschlüsse ertheilt? Wir würden dafür sehr dankbar sein. Zwei Leserinnen des Daheim in Bayern.

Antwort. Dr. Stanelli, Director der Actiengesellschaft für Blutegelzucht „Hirundinea" in Potsdam, hat jedenfalls darüber geschrieben und wird Ihnen vielleicht auf Ersuchen etwas übersenden.

Räthsel.

I.

Mein Vetter, der Jurist
Studirt es treulich;
Mein Bruder, der Tourist
Erstieg es neulich.
Was ist das?

II.

Weh', wenn aus der zweiten die erste weicht!
Da reißen die Kinder fürs Ganze leicht.

III.

Die erste ist allüberall, nur hier, nur hier gerade nicht;
Die zweite — o, welch süßer Schall! Wer hat ein Herz und liebt sie nicht?
Das Ganze ist ein werther Gast viel tausenden in Stadt und Land;
Doch halt! Die Lösung — fürcht' ich fast — liegt ohnehin schon auf der Hand.

Für das kleine Daheim.

I.

Es streiten die beiden, warum? — das hör,
Wer wohl von ihnen der dümmere wär'.
Und einst du zum Ganzen das würdige Paar,
Es wird drum klüger auch nicht um ein Haar.
Die erste frißt Gras und die zweite frißt Gras,
Und das Ganze nicht minder; — nun sprich, was ist das?

II.

Ich bin von Sclaven mühvoll aufgezogen
Bin, jung noch, übers Weltmeer hingezogen,
Hab' alt der Feuerprob' mich unterzogen
Und bin als blauer Dunst davongeflogen.

III.

Es schwingt sich ein Glöckchen im lauen West,
Als gäb' es ein frohes Kirchweihfest.
Herbei, damit wir uns alle freun!
Das Glöckchen läutet den Frühling ein,
Was mag das für ein Glöckchen sein?

Auflösung der Räthsel in Nr. 19.

I. Eislauf. II. Körner. III. Backfisch. — **Für das kleine Daheim.** I. Die Zugvögel. II. Die Arche Noahs. III. Papierkorb.

Briefkasten.

Herrn v. H. und andern Berliner Beschwerdeführern. — Wenn Sie von Zeitungsträgern und Colporteuren das Daheim unregelmäßig, verspätet oder gar nicht erhalten, so wollen Sie sich gefälligst an unsre **Daheim-Expedition, Wilhelmstraße 50** wenden, welche jede Bestellung mit größter Regelmäßigkeit ausführt.

A. Z. in W..... Die „Frauenmomente des Lebens" eignen sich nicht für uns und stehen zu Ihrer Verfügung.

H. L. W. 22. Die Novelle, die Sie „etwas zagenden Herzens" und voll Furcht vor unsern „scharfen Bemerkungen" einsenden, ist doch wohl ein erster Versuch? Sie zeugt übrigens von Talent und enthält manche gute Partieen, aber druckreif ist sie darum doch nicht. Ein weitergehendes Urtheil erlaubt uns der Raum des Briefkastens nicht.

Hrn. R. in Allendorf an der Werra. Das zwölfjährige Töchterchen hat ganz richtig gerathen und recht hübsch die Antwort geschrieben.

Hrn. H. D. in Nürnberg. — Das „Schicksal" Ihres Wasser-Räthsels, nach dem Sie ängstlich fragen, ist noch unentschieden — vorläufig ruht es noch ungefährdet unter seinen zahllosen, ungeprüften Genossen.

„Durch die polizeiliche, nach 24 Stunden wieder aufgehobene Beschlagnahme der Nr. 19 unsres Blattes, wegen des Artikels: „Am Vorabend des Staatsstreichs", war eine Verzögerung der Expedition unvermeidlich. Wir bitten unsere Abonnenten das dadurch verursachte, theilweise verspätete Eintreffen zu entschuldigen.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Februar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 21.

Die beiden Wildfänge oder Gellert als Ehestifter.

Von dem Verfasser des „Mannes auf der Schecke."

I. Wie der eine Wildfang kommt.

Es war am ersten September des Jahres 1763; ein etwas regniger Morgen hüllte die Straßen von Leipzig in einen feinen Nebel und hatte den Professor Fürchtegott Gellert abgehalten, nach seiner Gewohnheit einen kleinen Frühspaziergang zu machen. Die Glocke vom Nicolaithurme kündete eben mit gewichtigen Schlägen die neunte Stunde; in seinem Arbeitszimmer (das auf den Hof des schwarzen Brettes hinausging, wo heutzutage der Palast der Buchhändlerbörse und neue Prachtbauten die alten bescheidenen Professorenwohnungen verdrängt haben) saß der gefeierte Dichter und Moralprediger und schlürfte behaglich seinen Morgenkaffee; auf dem Tische vor ihm lag ein großer Stoß noch uneröffneter Briefe, denn er hatte eine sehr ausgebreitete Correspondenz, und täglich mehrte sich die Anzahl derer, die in Herzens- oder Gewissensangelegenheiten sich vertrauensvoll an ihn wendeten und denen er gewissenhaft mit Rath und That beistand, oft ohne daß er den Namen der Leute, die ihm brieflich beichteten, kannte. Eben hatte er einen solchen Brief eröffnet, und die Züge einer feinen Damenhandschrift leuchteten ihm entgegen; er sah nach dem Schluße, der Brief war anonym; er fing an zu lesen, und an seinem sinnenden Auge war es zu merken, daß die Sache ihn interessirte. Aber er sollte für dieses Mal seiner Neugier Gewalt anthun. Etwas hastig ward die Klingel an der Thür der Wohnung gezogen, so daß seine beiden im Vorzimmer seiner Befehle harrenden Famuli, Herr Gödicke und Herr Sauer, welche das Amt hatten, die sich Anmeldenden zu empfangen und den zu großen Andrang abzuweisen (denn Gellert war ein vielbesuchter und vielgeplagter Mann, der weil er selbst zu gutmüthig war die Leute abzuweisen, von seinen Famulis förmlich bewacht und in Verschluß gehalten wurde), in ziemlicher Eile hinausgingen um zu öffnen. Wider ihre Gewohnheit meldeten sie diesesmal den Ankommenden nicht an, sondern öffneten ohne weiteres die Thür zum Arbeitszimmer und ließen einen blutjungen, schlanken, in die churfürstlich-sächsische Hoflivrée gekleideten Pagen eintreten, der mit einer tiefen Reverenz dem wohlgelehrten Herrn Professor eröffnete, daß seine Herrin, die Churfürstliche Prinzessin Christina *) um eilf Uhr in Leipzig eintreffen werde und den Herrn Professor sehnlichst zu sprechen wünsche. Auf allen Poststationen, sagte der Leibpage, hat die Hoheit mir nachgerufen: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht!" — „Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger, entgegnete Gellert, ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel sein und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten." — Der stattliche Leibpage, Herr von Leipziger, verabschiedete sich ehrerbietigst und ward eben so ehrerbietig von dem Professor selbst und seinen beiden Famulis an die Thür geleitet, allwo man mit tiefen Bücklingen von einander schied. Und nun begann in der sonst so ruhigen Häuslichkeit Gellerts eine unbeschreibliche Scene von Verwirrung und Durcheinanderlaufen, wie man sie eben nur da erleben kann, wo das Leben im gleichmäßigsten Flusse hinzugehen pflegt und plötzlich durch ein hineingeworfenes Unterbrechungsstück alles sich stauet. „Herr Gödicke, geben Sie mir ein Paar weißseidene Strümpfe!" Seit acht Jahren hatte der gute Gellert keine dergleichen getragen, sie mußten in aller Eile aus ihrem Versteck hervorgesucht werden und wurden natürlich da gefunden, wo man sie am wenigsten suchte. „Herr Sauer, bringen Sie die neuen Schuhe herbei und putzen Sie die Schuhschnallen;" sie wurden nach einiger Zeit, so blank, daß man sich in beiden spiegeln konnte, gebracht. „Nun laufen Sie zum Perrückenmacher, daß er mir die Perrücke auf dem Kopfe zurecht macht;" eine noch viel größere Neuerung, seit dem Antritt seiner Professur hatte Gellert seinem Kopfschmucke nicht die mindeste Pflege von kunstgeübter Hand angedeihen lassen. Als er nun unten und oben hofmäßig geschmückt dastand, konnte er nicht darüber hinweg, wie albern er aussehe, und es bedurfte aller Beredsamkeit seiner Famuli, ihn zu trösten. „Na, Herr Gödicke, so geben Sie mir das Oberhemde mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius, und Sie, Herr Sauer, holen mir das Staatskleid von Brüssler Camlott." „Ach

*) Maria Christina, Tochter des Churfürsten Friedrich August II., geb. 1735, 1765 Coadjutorin, 1773 Aebtissin zu Remiremont in Lothringen, gest. 1782.

Gott, Herr Professor, das haben Sie seit 1754 nicht auf dem Leibe gehabt, das ist in Leinwand eingenäht und muß erst ausgebürstet werden!" Item trotz aller dieser Aengste und Schwierigkeiten war Gellert um eilf Uhr fertig; vor seiner Thüre stand eine Portechaise mit zwei baumlangen Chaisenträgern, die Famuli geleiteten ihn die Treppe hinab in den Hof, wo er einstieg und von den beiden Enakssöhnen in den blauen Engel sich transportiren ließ.

Er war kaum die Straße hinabgetragen, so klingelte es aufs neue; Herr Gödicke öffnete, und schüchtern aber doch vertraulich schlüpfte ein junges blühendes Weib über die Schwelle. „Ach, Frau Cantorin," rief der Famulus, „wie Schade, eben ist der Herr Professor zur Thür hinaus!" „Nicht Schade, lieber Herr Gödicke, desto besser; ich wollte eigentlich zu Ihnen und Sie bitten, mir zu helfen, daß wir hinter seinem Rücken etwas veranstalten. Wissen Sie, heute ist der Jahrestag und da wollte mein Doles ihn mit einem guten Mittagsessen überraschen; das läßt sich vielleicht nun in seinem eigenen Hause alles einrichten, denn da ist es ihm doch am gemüthlichsten. Wo ist er denn hin und wie lange bleibt er weg?"

„Ach, wer weiß, Frau Cantorin; eine Prinzeß hat ihn zu sich bescheiden lassen, und vor ein Uhr hoffte er selbst nicht loszukommen!" „Paßt alles vortrefflich, kommen Sie und helfen Sie mir!"

Die schöne, junge Frau war die Gattin des berühmten Componisten und Sangmeisters an der Thomasschule, Doles. Dieser war Gellerts intimster Freund, und noch in seinen späten Mannesjahren unvermählt, ein Mann von reichem Gemüth und tiefer Frömmigkeit. Es war Gellerts innigster Wunsch, daß er heirathen möchte, und er kannte auch eine junge, anmuthige Dame, die für den geistreichen Tonkünstler schwärmte. Diese junge Dame wohnte bei einer Frau von Zedtwitz auf dem freundlichen Gute Bonau; Gellert war im J. 1757, während in der Nähe die denkwürdige Schlacht bei Roßbach vorfiel, bei dieser zu Besuch gewesen und in eine Krankheit verfallen, die ihn nöthigte, drei Viertel Jahr daselbst bis zu seiner Genesung zu bleiben; das junge Mädchen hatte ihn gepflegt und durch ihren Gesang erheitert und dabei sein ganzes Herz gewonnen. Er benutzte die Gelegenheit, seinen Freund zuweilen zu sich kommen zu lassen, und wußte die beiden unvermerkt sich näher zu bringen, schürte auch von beiden Seiten die sich entzündende Flamme, bis bei einem späteren gemeinsamen Aufenthalte der drei auf demselben Gute glücklich die Verlobung zu Stande kam. Die beiden Glücklichen betrachteten nun Gellert als ihren größten Wohlthäter, und Frau Doles pflegte den Jahrestag dieser Verlobung durch ein solennes Mittagsessen zu feiern, bei dem Gellert nicht fehlen durfte. Heute hatte sie sich's ausgedacht, diese Festfeier heimlich in Gellerts Wohnung zu veranstalten und dazu Gödickes Beihilfe in Anspruch zu nehmen. Nichts konnte ihr daher gelegener kommen, als daß ihr Freund nicht daheim war; mit geschäftiger Hand brachte sie die Wohnstube in festlichen Stand; vor der Thür harrte ihr Dienstmädchen und trug in einem großen Korbe die Requisiten zum Festmahl, das nun für die drei bereitet ward. Gegen ein Uhr stellte sich der ehrwürdige Doles ein und eine halbe Stunde später spie eine Sänfte Gellert im Gallakleide an der Thür seiner Wohnung wieder aus. Gleich an der Thür kam ihm die junge Frau mit freundlichem Gruße entgegen und erinnerte ihn, daß sie heute den bewußten Ehrentag gemeinsam begehen müßten; er solle dazu nur sein Feierkleid anbehalten, dem Festmahle zu Ehren. Gellert ließ sich von ihr in die festlich geschmückte Wohnstube führen und begrüßte hier seinen alten Freund; ließ sich auch nicht lange nöthigen, an der appetitlich aufgeputzten Tafel Platz zu nehmen und der guten Küche wie dem trefflichen mitgebrachten Weine die gebührende Ehre zu thun. Es war ein heiteres Mahl; Gellert mußte seine Begegnung mit der geistvollen Prinzeß ausführlich erzählen und wußte sich vor der Dankbarkeit der beiden glücklichen Eheleute kaum zu retten. Erst nach vier Uhr trennte sich die fröhliche Gesellschaft und Gellert rief seinem Freunde noch nach: „Doles, es ist doch ein einträgliches Geschäft, glückliche Eheleute zusammenzubringen, ich werde mich künftig darauf legen!"

In so gehobener Stimmung setzte sich Gellert nun an seinen Tisch und nahm die am Morgen unterbrochene Arbeit des Brieflesens wieder auf, indem er den eröffneten, aber kaum bis zur Hälfte gelesenen Damenbrief zur Hand nahm. Wir sehen ihm dabei ein wenig über die Achsel; es war, wie gesagt, eine niedliche Damenhand und der Inhalt wie folgt:

Hochzuehrender Herr Professor!

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besitzen, das man aus allen Ihren Schriften hervorleuchten sieht, macht mich so kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu schreiben; ja ich bin so sehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Bestreben, Ihre Nebenmenschen zu belehren und zu bessern, überzeugt, daß ich dieses gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens sehr entschuldigte, zumal wenn Sie gesehen haben werden, daß es nichts Geringeres betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich sehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weise und in der gehörigen Ordnung der Gedanken vorzutragen: doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieser Art verzeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, sollte ich Ihnen zuvörderst beides genau abschildern; ich will es versuchen.

Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfter meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienst, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen sein muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Ursache dieser beunruhigenden Vorstellungen ist wohl hauptsächlich diese: ich bin von Kindheit auf in der größten Einsamkeit erzogen worden. Meine Eltern habe ich frühzeitig verloren und die Verwandten, bei denen ich mich seitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, halten aber doch, ich weiß nicht ob aus Vorurtheilen oder Strenge des Geistes, eine zärtliche Freundschaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergossene Thräne über die leidende Tugend einer Clarissa oder über die rührende Geschichte der frommen Clementine, für strafbar und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weiß dieses zum Theil nur aus allgemeinen Gesprächen; denn ich hüte mich so viel als möglich, bei der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter sehen zu lassen. Wie unangenehm mir aber unter einem solchen steten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerster Herr Professor, selbst am besten schließen können. Und dieses ist dennoch die Lebensart, die ich nun schon so lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundschaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebste Freundin hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzt und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe, so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sei, auch nicht bei Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet sein würde. Dieses alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bei einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte. Ich weiß, wie sehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit versündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorstellen, daß eben dieser liebreiche Gott, der den Trieb, unsern Zustand immer vollkommner zu machen, in unser Herz gelegt hat, sich dadurch be-

leidiget finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher je lieber dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr Professor, habe ich Ihnen so gut als es mir hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen seinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieser Ursache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu sein. Entschuldigen Sie daher meine Freiheit, daß ich Ihnen denselben verschweige. Demungeachtet verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menschenliebe antworten und mich belehren werden, welches die Gefahren sind, vor denen ich mich am meisten zu hüten habe und ob ich mich in meinen Begriffen von der wahren Freundschaft und wahren Glückseligkeit geirret. Ich weiß wohl, daß ich mir alles dieses aus Ihren und anderer vortrefflichen Männer Schriften selbst beantworten könnte; allein ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen stärkeren Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viele Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den seinigen insbesondere, und zu dem, wofern ich Sie nicht gänzlich unrecht verstehe, so bestärken mich alle diese theuern Männer nur noch mehr in meiner Meinung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzusehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und Freiheiten ersuchen. Haben Sie nur die Güte und bestimmen dem Boten, in wie viel Tagen oder Wochen, nach Ihrer eignen Bequemlichkeit, er wieder bei Ihnen nach der Antwort fragen soll. Sie mögen nun aber meine Bitte stattfinden lassen oder nicht, so bin ich doch nicht weniger mit aller ersinnlichen Hochachtung

Ihre

ganz ergebene Dienerin und beständige Verehrerin

Doris von * * *

Mit manchem hm! hm! hatte der gute Gellert diese Epistel mehr als einmal zu Ende gelesen. „Ein ächtes Weib," sagte er, „schwach und liebenswürdig, begierig sich an einen starken Stab zu lehnen und doch zu schen sich diese Sehnsucht zu bekennen. Das ist eine Seele, der nur durch eine gesunde Liebe und einen guten Mann geholfen werden kann. Sonderbar! Sonderbar! Ich selbst bin ein alter grämlicher Junggeselle, und muß den Männern zu Weibern, den Weibern zu Männern helfen. Wie oft ist mir's nun schon passirt und geht's allemal so glücklich ab, wie bei meinem guten Doles, so wollte ich's ja von Herzen gern thun. Entbehrt man selbst des Eheglücks, so ist es ja ein Ersatz sich in dem anderer zu sonnen, das man, nächst Gott, geschaffen. Wenn ein Mädchen schwermüthig ist, und weiß nicht warum, wenn es über sein weiches Herz klagt, und sich selbst der Empfindlichkeit zeiht, so ist es hohe Zeit, daß dieses arme Herz einen starken Stützpunkt gewinne, und die krankhafte Empfindlichkeit einer gesunden Empfindung weiche. Antworten muß ich ihr doch, und ich will es je eher je lieber thun, will es gleich thun; vielleicht fällt noch ein Strahl von dem Sonnenschein, in dem ich eben geschwelgt, in meinen Brief, und gibt ihm die nöthige, herzerwärmende Kraft."

Gesagt, gethan. Er setzte sich alsbald an seinen Schreibtisch und antwortete der holden Bittstellerin, wie folgt:

Gnädiges Fräulein!

So viel ich urtheilen kann, entspringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einsamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben und so gerne und oft lesen. Eine Traurigkeit von dieser Art erschreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erschrecken; allein so gut sie in der Ansehung ihres Ursprungs ist, so kann sie doch durch die Länge der Zeit sehr beschwerliche Folgen für Sie haben. Arbeiten Sie ihr also entgegen, theuerstes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht und für den herrlichsten Sieg, diese Feindin Ihrer Ruhe zu überwinden, es koste auch was es wolle. Erinnern Sie sich daher täglich, und besonders mit dem Anfange des Tages, an die so wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu sich selbst: „Warum bist du traurig und unruhig? Deine Religion, die dir Gott gegeben hat, befiehlt dir die Freude, und ist dir zur Ruhe der Seele gegeben. Alles also, was dich bei deiner Tugend zur Traurigkeit und Schwermuth führen will, muß dir nothwendig verdächtig sein. Sei nicht traurig — du sündigest an dir selbst — du versündigest dich an der Tugend und Frömmigkeit, weil andere aus deinem Beispiel schließen werden, daß sie das Herz traurig und niedergeschlagen machen, — du versündigest dich an dem Herrn deines Lebens; denn Unzufriedenheit ist eine Art des Undankes, den wir begehen, ohne daß wir's wissen und wollen. Denke doch an das Gut, das du vor so vielen andern genießest, — an das blühende Leben deiner Jugend, an deine Gesundheit, an den Schlaf, der dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner Umstände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täglich auf dich wartet, an das Glück, den Verlust liebenswürdiger Eltern durch liebenswürdige Verwandte ersetzt zu haben. — Denke an die Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verstand, an dein fühlbares Herz, an die Glückseligkeit eines guten Gewissens, die mehr ist, als das Leben selbst, und endlich denke immerdar an den liebreichen Geber aller dieser Güter und Vorzüge, und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu deiner immerwährenden Freude auf dich, nach seiner unendlichen Gnade, wartet. Ist es möglich, daß dir das Leben eine Last sein kann, wenn du alles dieses überlegst?"

„Zerstreue also deine finstern Gedanken und unterdrücke deine schwermüthigen Empfindungen. — Du findest die Freundin oder den Freund nicht, wie du ihn wünschest. Aber suchest du nicht vielleicht eine vollkommene Freundschaft, die nur in Gedanken möglich ist; die nur in dem Buche zwar durch Nachahmung, aber darum nicht zur völligen Erreichung so schön abgebildet wird? Duldet Gott die schwachen Menschen, so dulde du den unvollkommenen Freund, und wenn du besser bist, als andre, so trage und verbessere die Fehler der anderen, die du zu deinem Glücke nicht hast. — Die Glückseligkeit in diesem Leben besteht nicht darin, daß alle deine erlaubten und guten Wünsche erfüllt werden müssen, sondern darin, daß du dich bemühst, so gut, so weise, so nützlich, so ruhig zu werden, als du nach der Vernunft und der Offenbarung werden sollst. — Sei geduldig, diese Tugend sollst du eben zu deinem Glücke hier auf Erden lernen und üben. — Sei getrost, Gott wacht über die Schicksale derer, die auf ihn vertrauen, besonders. — Sei froh in dir, denn Gott gibt uns mehr Gutes, als wir in Ewigkeit ihm verdanken können."

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, dringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unserer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger! Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie nachtheilig zu sein. Nehmen Sie also künftig lieber blos historische, blos moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweitens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine, nützliche Geschäfte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten sein mag. Die Kenntniß und Besorgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts, und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung zumal im Freien ist nicht blos Arznei für den Körper, sie heitert auch unser Gemüth auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen, einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieses Standes ist groß, gnädiges Fräulein; aber es gibt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keinen Grandison gibt, und endlich wer hat diesen Stand eingesetzet? Lesen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachsene Frauenzimmer von diesem Artikel sagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber sagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgesinnte Person Ihres Geschlechts nicht auch ein liebenswürdiger und edelgesinnter Mann vorhanden sein? Und wenn er's noch nicht genug wäre, kann er's nicht durch die Hilfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Fassen Sie also Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einsicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis ist, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieselben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedener werden. Gott gebe Ihnen dieses Glück! Und von wem sollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten,

als von dem Gott alles Trostes, und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menschen so unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung G.

Aus diesem Anfange spann sich ein fortgesetzter, ziemlich häufiger Briefwechsel heraus; die junge, zartbesaitete Dame hatte immer etwas auf dem Herzen, das dem Drange, schwarz und weiß mit zierlicher Hand auf geduldiges Papier geworfen zu werden, nicht widerstehen konnte, und Gellert, obwol er etwas weniger geduldig, als das Papier war, zumal die Briefe des Fräuleins sich ziemlich ähnlich sahen und wenig Neues zu Tage förderten, war doch zu gutmüthig, als daß er den rührenden Bitten der holden Schreiberin „um Antwort, wär's auch nur eine kleine Zeile," hätte widerstehen können, zumal dieselbe versicherte, schon der Anblick von Gellerts Handschrift thue ihr wohl und mache ihr Herz ruhiger schlagen. Solcher Correspondentinnen zählte der gute Mann ja viele Dutzende, viele, die er dem Namen nach kannte, viele, die ihm den ihrigen verschwiegen. Allein, diese Sache sollte ihn denn doch noch in einer unerwarteten Weise in Anspruch nehmen. Eines Mittags, im Sommer des folgenden Jahres, kehrte er aus seinen Vorlesungen über Moral, die er stets vor einem überfüllten Auditorium las, etwas abgespannt nach Hause zurück, und war daher nicht ganz gut gelaunt, als ihm Famulus Gödicke im Vorzimmer eröffnete, in seinem Studirzimmer sitze eine verschleierte junge Dame, die heftig geweint und so dringend den Herrn Professor zu sprechen begehrt habe, daß er nicht gewagt, seiner Gewohnheit gemäß die Bittende abzuweisen. Als Gellert in seine Stube trat, erhob sich von einem Sessel eine schlanke Gestalt mittlerer Größe, nach der Sitte der höheren Stände einfach aber kostbar gekleidet, schlug den Schleier zurück, und zeigte ihm ein schönes, jugendliches Gesicht mit schwärmerischen Augen, einer edelgeformten Stirn und Nase, und einem kleinen, schwellenden Munde. Der Ausdruck war ein tief schwermüthiger; aber vor Freude schienen die dunklen Augen zu blitzen und hefteten sich mit einem unbeschreiblichen Blick voll Vertrauens auf die hagere, vorwärts gebeugte Gestalt des sie etwas befangen grüßenden Dichters. Mit einem höflichen: Wen habe ich die Ehre? wollte er ihr nahe treten; aber die junge Dame ließ ihn nicht ausreden, sie warf sich vor ihm in die Knie, faßte seine beiden Hände, bedeckte sie, ehe er es hindern konnte, mit glühenden Küssen, und rief: „Freund meiner Seele, mein Wohlthäter, so ist es mir endlich vergönnt, Sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und Ihnen mündlich aussprechen zu können, wie sehr ich Sie liebe und verehre!" — „Aber, mein gnädiges Fräulein," entgegnete beinahe noch mehr befangen über diesen Ausbruch schwärmerischer Verehrung Gellert, „wer sind Sie, woher kennen Sie mich, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sollten Sie nicht errathen, wer es gewagt hat, Sie persönlich aufzusuchen, nachdem er Sie mit Briefen fast ein Jahr lang belästigt? Ich bin die unglückliche Doris von ...., und doch jetzt so glücklich, daß ich mich am Anblick der verehrten Züge laben darf, an denen mein Auge schon so oft sehnsüchtig gehangen, wie sie in Kupferstich daheim über meinem Sopha hängen. Ach, stoßen Sie mich nicht von sich, Sie sind ja der einzige, der mein Herz versteht, und der mir den Schlüssel zu meinem eigenen Innern gegeben hat."

Nicht ohne einige Mühe brachte Gellert seine schöne Schwärmerin zuvörderst zur Ruhe und dann neben sich aufs Sopha, und erfuhr nun von ihr mit vielen Umschweifen und sentimentalen Unterbrechungen, daß sie völlig frei und unabhängig in der Welt stehe, Inhaberin eines beträchtlichen Vermögens und der Gegenstand der Wünsche manches männlichen Herzens sei, daß sie aber noch keinen gefunden, der ihrem Ideale entspreche und dem sie ihr Herz habe schenken können. Um dem Andringen ihrer Verehrer zu entgehen, habe sie sich entschlossen, ihren Wohnsitz in Leipzig in der Nähe ihres verehrten Correspondenten zu nehmen, und ihr armes Herz in seine Hut und Verwahrung zu geben, damit er ihr helfe, auf dem Wege der Tugend zur Ruhe und Glückseligkeit zu gelangen.

Der gute Gellert befand sich der schönen Bittstellerin gegenüber in nicht geringer Verlegenheit; er selbst, ein unverehelichter Mann, sollte dieses junge unerfahrene Mädchen in seine Pflege nehmen! Zweierlei war mit Gewißheit vorauszusehen, erstens daß die junge Dame das Recht eines Pfleglings sehr stark werde in Anspruch nehmen, und zweitens, daß sie durch ihr excentrisches Wesen der bösen Welt nicht selten Gelegenheit werde geben, ihre giftigen Glossen über dieses zarte Verhältniß zu machen; zwei Dinge, die den guten Professor als einen vielbeschäftigten und schon vielfach oft über Kräfte in Anspruch genommenen, und als einen für seinen unbefleckten Ruf ängstlich besorgten Mann gleich unangenehm berührten. Indes, was war zu thun? die reiche, schöne junge Dame war da, und hatte ihr Vermögen bereits mit sich gebracht, um es nach Gellerts Rath anzulegen, und solches Vertrauen durch eine kalte, abschlägige Antwort zu kränken, das ging über die Kraft des gutmüthigen Mannes.

Er lud also den interessanten Pflegling ein, zuvörderst zum großen Erstaunen der beiden Herrn Famuli Gödicke und Sauer, sein frugales Mittagsmahl mit ihm zu theilen, und führte sie hierauf zu seiner Freundin Doles, um mit ihr weiter über die zu treffenden Maßnahmen zu berathen und das junge Mädchen fürs erste ihrem Schutze zu überlassen. Die gute Frau Cantorin war auch sogleich bereit, das liebenswürdige Wesen in ihr Haus aufzunehmen, und die beiden wurden bald so unzertrennlich, daß Doris gegen ein bestimmtes Jahrgeld sich daselbst häuslich niederließ. Aber hier war sie in die rechte Schmiede gekommen: hätte sie nicht schon für Gellert geschwärmt, bei Frau Doles hätte sie es gründlich lernen müssen, der sich immer steigernde Enthusiasmus seiner beiden Freundinnen wurde dem guten Gellert oft sogar unbequem, besonders wenn in größrer Gesellschaft Doris ihrem Bewunderungsungestüm die Zügel schießen ließ; und zu seinem Schrecken glaubte endlich sogar Gellert zu bemerken, daß seine Freundin Doles entschlossen scheine, ihm Revanche zu spielen, und ihm zu einer Frau in der Person ihres liebenswürdigen Schützlings zu verhelfen, wie er ihr einst zu einem Manne verholfen hatte. Dazu kam, daß, wie er vorausgesehen, die bösen Zungen nicht unterließen, allerlei spöttische Bemerkungen über das zarte Verhältniß zu machen, und daß allerlei, theils gänzlich erfundene, theils tendenziös entstellte Anekdoten in der guten Stadt Leipzig auftauchten, die nicht verfehlten den Weg zu seinem Ohr zu finden. Auch that es seiner strengen Gewissenhaftigkeit wehe, das junge Mädchen, falls wirklich eine geheime Neigung zu ihm in ihrer schwärmerischen Seele keimte und genährt wurde, in diesem Wahne zu belassen oder zu bestärken, daß er an eine Verbindung mit ihr denke. Schnell entschlossen stellte er ihr daher, als sie ihn eines Morgens in gewohnter Weise in ihren Herzensangelegenheiten zu Rathe zog, die ganze Sachlage vor, wie er es ihrem und seinem Rufe schuldig sei, dieses innige Beisammensein, das die böse Welt falsch auslege, zu beendigen, und schlug ihr vor, sie solle zu einer edlen, ihm sehr befreundeten Dame in Freiburg sich begeben, wo sie mit ihm in Verbindung bleibe, ohne daß gehässige Zungen die Reinheit des Verhältnisses antasten könnten. Nach vielen Thränen ließ sich endlich Doris die Augen öffnen, und ihr Pflegevater selbst brachte sie dorthin, und befahl sie seiner Freundin dringend. Die edle Frau nahm sie liebevoll auf, und Doris ward dort bald als Kind des Hauses angesehen und blieb mit ihrem Freunde in fortwährendem Briefwechsel.

II. Wie der zweite Wildfang kommt.

Zu derselben Zeit, als Gellert die eine Pflegbefohlne aus nächster Nähe abschüttelte, erwuchs seinem liebevollen Herzen eine neue Sorge, die ihm viel Geld und Zeit kostete. Als er einst aus dem Collegium nach Hause ging, redete ihn ein ihm wohlbekannter, ehrenwerther Bürger an, und bat ihn, doch einen bei ihm wohnenden Studenten zu besuchen, der an einer unheilbaren Krankheit in völliger Verzweiflung darniederliege, leiblich und geistlich verlassen. Solcher Bitte konnte Gellert nicht widerstehen, er ging mit dem Manne und fand in dem jungen Todescandidaten ein so grenzenloses Elend, daß es seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Denn eben darin bewies sich Gellerts Liebe als die ächte, dem Himmel entstammte, als ein Abglanz Seiner Liebe, daß sie in so hellerer Flamme brannte, je jämmerlicher der Gegenstand ihrer Sorge war, und sich am liebsten im Dienste solcher verzehrte, die menschlich geredet am allerunliebenswürdigsten waren. Dies war auch hier der Fall; er fand bei seinem Eintritt in das Krankenzimmer einen hohläugigen, abgezehrten Leib vor, auf dessen Antlitz sich die Sünde in ihrer ekelhaftesten Gestalt mit deutlichen Zügen ausgeprägt hatte. Schon der Geruch, der im Zimmer ihm entgegenquoll, hätte jeden, der nicht den rechten Heldenmuth der Liebe besaß, wieder hinweggetrieben. Aber weit ekelhafter, als die leibliche Verwesung, machte diesen Kranken die bodenlose Gemeinheit der Seele, die sich in den wildesten Ausbrüchen der Verzweiflung aussprach.

(Fortsetzung folgt.)



Schutz dem Walde.

Frei laß ich hier die Blicke fliegen
Und grüße dich, du grüner Hain,
Wie deine Wipfel leis sich wiegen
Umspielt vom Abendsonnenschein,
Ermüdet nicht mein Ohr zu lauschen
Dem ernstgeheimnißvollen Rauschen.

Doch was ich höre, sind nur Klagen,
Ein Seufzen geht von Baum zu Baum,
Und mich ergreift ein banges Zagen
Und mich umspinnt ein düstrer Traum,
Goldgierig seh' ich durch die Zeiten
Den Feind des Waldes drohend schreiten.

Wie bald, ach! suchen wir vergebens
Ein heimlich stilles Waldasyl,
Um auszuruhn vom Kampf des Lebens
Und von des Lebens bunten Spiel
Und aller Sorg' und Last entladen,
Die kranke Brust gesund zu baden.

Wo uns erquickt der schattig kühle
Und harzgewürzte Hauch der Luft,
Da lagert dann Gewitterschwüle
Und macht uns Berg und Thal zur Gruft,
Und mehr und mehr versiegt die helle,
Lebendig frische Felsenquelle.

Hart wird wie Stahl des Himmels Bogen,
Kein Regen netzt die Fluren mehr,
Durch dürre Felder kommt gezogen
Unheimlich still der Seuchen Heer
Und bleich und siech wird unter Klagen
Der Väter Schuld der Enkel tragen.

Drum ruf' ich mahnend: Schutz den Wäldern!
Denn noch ist's Zeit, o haltet ein!
Genug des Kornes reift auf den Feldern
Und Hügel gibt's genug mit Wein;
Doch ohne Wald und Meereswogen
Wird nie ein starkes Volk erzogen.

Julius Sturm.

Ein deutsches Räuberleben aus der Gegenwart.

Von Dr. A. Vollert, Herausgeber des Pitaval.

II.

Die kurz vor Entdeckung der Pyritzer Höhle gebrandschatzten Ortschaften des Pyritzer und Soldiner Kreises waren seitdem unangefochten geblieben, jetzt nahmen die Verbrechen von neuem überhand, ein Einbruch folgte auf den andern, der zweite immer dreister als der erste. Heute tauchte der Unhold im Norden, morgen im Süden auf. Die Art, wie er sich den Weg bahnte, war fast stets dieselbe, überall brach er gewaltsam ein und raubte im Dunkel der Nacht. Keine Eisenstange war fest, kein Schloß sicher genug. Er plünderte die Orte Warsin, Kloxin, Plönzig, Garz, Brietzig, Lettnin, Craatzer, 2c. und fand sich abermals auf dem Schauplatze seiner frühern Thaten, in Hohenziethen, Dertzow und Beyersdorf ein.

Man that das Mögliche, den zur Landplage gewordenen Räuber endlich einzufangen, das Militär in Pyritz und Soldin erhielt den Befehl, das zwischen beiden Städten liegende Terrain, mehrere Meilen in der Runde, abzusuchen; unter Zuziehung der Gemeinden wurden die Wälder durchforscht, an verschiedenen verdächtigen Stellen gleichzeitig Haussuchungen vorgenommen. Dennoch war alles erfolglos. Masch schien gefeit zu sein, etliche Male lag er im Laube verborgen, während die Verfolger dicht an ihm vorübergingen; ein Mal war er sogar in dem Hause, das man umzingelte. Zu seinem Glücke fand er eine große Tonne, in welcher eine Henne brütete. Er stieg hinein, deckte Stroh über sich und setzte die Henne in ihrem Neste darauf. Das zahme, um seine Brut besorgte Thier brütete ruhig weiter, und niemand dachte daran, daß der Räuber unter ihren Flügeln versteckt sein könnte.

Im September 1860 erscholl die Kunde, daß in Stölpchen bei Bärwalde ein gräßlicher Mord verübt worden sei. Die Krugwirthschaft am Ausgange des Dorfes war erbrochen, der Krüger Namens Brandt und seine Frau mit einem Beile erschlagen, das vorräthige Geld, eine Taschenuhr u. a. geraubt. Der Verdacht fiel auf einen Bruder der verehl. Brandt, den Schmiedgesellen Carl Liebig aus Altblessien und auf Masch. Der erstere wurde verhaftet, leugnete aber, an dem Morde irgendwie theilgenommen zu haben oder auch nur darum zu wissen. Masch gab später vor Gericht an, daß er allein der Schuldige sei, er habe eines Tages von der Warsiner Höhle aus einen Streifzug nach Stölpchen unternommen und den Krug daselbst umschlichen, um Mitternacht sei er durch die Polterkammer eingebrochen, von da in die Hausflur und die Küche gelangt, habe daselbst ein Licht angezündet und mit einem Beil erst dem schlafenden Mann, dann der aufschreienden Frau den Schädel zerschmettert und beiden mit einem Messer die Kehlen abgeschnitten. Er hatte gehofft, in Stölpchen den Pachtschilling von 60 Thlr. der bald fällig war, zu erbeuten, statt dessen bestand sein ganzer Lohn nur in 6 Thalern.

Im October 1860 begegnen wir dem Räuber schon wieder auf blutigen Bahnen. Er liegt den Tag über zwischen Soldin und Lippehne im Glasower Busch, des Abends wagt er sich auf die Landstraße und trifft dort mit einer Frauensperson zusammen. Sie ist sehr traurig, denn ihr Geliebter hat so eben Abschied von ihr genommen und ist als Soldat nach Soldin einberufen worden. Masch sagt ihr ohne weiteres, daß sie ihm gefalle und bittet um ihre Gunst. Entrüstet wendet sie dem frechen Burschen den Rücken und eilt auf der Chaussee nach Adamsdorf, ihrem Heimathsorte, zu. Der wuthentbrannte Mörder holt sie ein, drückt ihr den Hals zusammen, schleppt sie seitwärts in den Graben und erdrosselt sie daselbst mit einem Stricke. Im Korbe des Mädchens sind etliche Pflaumen, er verzehrt sie mit dem besten Appetite und bricht dann in Adamsdorf ein, wie er sich vor dem Zusammentreffen vorgenommen hatte.

Den nächsten Winter verlebte Masch in seiner Weise recht angenehm. Hunger und Durst litt er niemals, der Frost focht ihn nicht an, das freie Räuberleben war ihm lieb geworden und auch die Einsamkeit ertrug er mit der Zeit leichter. Er hatte kaum den Wunsch nach einer Aenderung seiner Existenz, nur den Mangel weiblicher Gesellschaft empfand er schmerzlich. Es war sein sehnlichstes Verlangen, ein weibliches Wesen in seiner Höhle um sich zu haben, er baute sich oft Luftschlösser und malte es sich mit den schönsten Farben aus, wie glücklich er an der Seite einer Frau in seiner unterirdischen Residenz sein würde. Natürlich bot sich ihm niemals Gelegenheit, seinen Traum zu verwirklichen, und doch empfing er in seiner Häuslichkeit mitunter weiblichen Besuch. Schon in der Pyritzer Höhle stand er im Verkehr mit seinem Bruder, von dort vertrieben, hatte er ihn lange nicht gesehen; als er sich in der Warsiner Waldung anbaute, gab er den Seinigen, die nach Schönow gezogen waren, Nachricht. Martin und seine Frau kamen von Zeit zu Zeit zu ihm, auf ein verabredetes Zeichen öffnete er die Pforte und geleitete seine Gäste hinab. Seine Schwägerin brachte ihm gekochte Speisen mit und empfing dafür Geld und andere Geschenke. Karl Masch stattete auch in Schönow Gegenbesuche ab, er ging aber dahin nur in stockfinstrer Nacht und bewaffnet.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1861 besaß Masch wieder zwei Quartiere: seine Höhle und ein unbewohntes Forsthaus zwischen Deetz und Trampe. Er hielt sich damals in dem Forsthause vorzugsweise gern auf, weil er einen Hauptcoup in Chursdorf vorhatte, ein Unternehmen, welches ihm eine bedeutende Summe baaren Geldes eintragen und die Möglichkeit gewähren sollte, sich nach Amerika einzuschiffen. Zehn Minuten von Chursdorf liegt eine Mühle, rechts an der Straße steht das Wohnhaus nebst den Wirthschaftsgebäuden, links auf einer Anhöhe die Windmühle, seitwärts eine Taglöhnerwohnung. Das Gehöft wird durch Thorwege und Zäune eingeschlossen und wurde durch 3 Hunde bewacht. Der Müller Baumgart war ein wohlhabender Mann, er betrieb sein Gewerbe schwunghaft, es hieß, daß manchen Tag an 100 Thaler in seine Kasse flössen. Das Haus wurde von dem Müller und seiner Ehefrau, ihren fünf Kindern, einer Dienstmagd und dem Bäckergesellen Großmann bewohnt. Baumgart und seine Gattin schliefen in einem nach dem Hofe zu gelegenen Eckzimmer, das 17jährige Dienstmädchen Karoline Hartmann und der 12jährige Emil in einer Kammer daneben, Ottilie und Rudolf, 10 und 5 Jahre alt, in einer anstoßenden Stube. Der Gesell Großmann hatte seine Schlafstelle in einer Kammer des obern Stocks, er schlief daselbst auch in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1861. Berthold Baumgart, 15 Jahre alt, übernachtete in der Windmühle, die bereits erwachsene Tochter Henriette war zufällig vom Hause abwesend.

Großmann hatte im festesten Schlafe gelegen, er war in der Nacht nicht ein einziges Mal munter geworden. Als er am Morgen des 11. Mai aufgestanden war, besorgte er die ihm obliegenden Geschäfte: er holte Wasser, brannte Feuer an und wartete nun, daß der Meister und die Magd kommen und ihm beim Backen helfen sollten. Da sich kein Mensch blicken ließ und der Tag immer weiter vorrückte, öffnete er von der Küche aus die Thüre zum Schlafzimmer des Müllers. Entsetzt fuhr er zurück — das war ja doch nur eine böse Vision. Er sammelte sich und schaute genauer hin, aber nochmals rieb er sich die Augen, er konnte nicht glauben, was er sah. Die muntere lebensfrische Ottilie lag mit gespaltenem Kopf auf den Dielen, und aus den Betten starrten ihm die bleichen blutigen Leichen des Meisters und der Meisterin entgegen. Er vermochte es nicht zu fassen, daß während er oben ruhig schlummerte, unter ihm der Tod so unbarmherzig die Sichel geschwungen haben sollte. Jetzt schreckte er auf, was war aus den andern, aus der Magd, aus Emil und Rudolf geworden? Zitternd trat er in ihr Schlafgemach, aber neues Grausen, auch hier fand er die Stille des Todes, die nur durch das Rieseln des Blutes und das letzte Röcheln des kleinen Rudolf unterbrochen wurde. Großmann floh aus dem Hause, in welchem sechs Leichen lagen, deren frevelhaft vergossenes Blut gen Himmel schrie und die Mörder verklagte, er lief in die Windmühle und setzte Berthold Baumgart in Kenntniß davon, daß er durch Mörderhand in einer einzigen kurzen Nacht Vater, Mutter und Geschwister verloren habe. Die Ortsbehörde wurde benachrichtigt, Polizei, Gerichte und Aerzte kamen schleunigst herbei. Wie die Besichtigung ergab, waren die Räuber, und zwar ihrer zwei, über den einen Thorweg gestiegen, hatten eine Kellerluke erbrochen und durch den Keller den Weg in die Hausflur und von da in die Schlafzimmer gefunden. Das größere Zimmer nach vorn heraus war in der alten Ordnung, ein Schrank darin, in welchem 450 Thaler in einer Geldkatze aufbewahrt wurden, unversehrt. In den Räumlichkeiten nach dem Hofe und Garten zu standen die Schränke, Truben und Kommoden

offen, Kleider, Leinewand, Wäsche und Papiere waren herausgerissen und auf den Boden geworfen, das Ausgabegeld fehlte. Ohne Zweifel hatten die Diebe in der Meinung, daß der Müller sein Geld in der Schlafkammer oder doch daneben aufheben werde, nur dort gesucht, an die rechte Stelle waren sie nicht gekommen. Auf dem weichen Ackerlande nach dem Felde zu entdeckte man die Spuren von zwei mit Stiefeln bekleideten Mannspersonen, es waren jedenfalls die Fußtapfen der zwei Mörder. Das Todtenhaus bot im Innern einen über alle Beschreibung gräßlichen Anblick dar. Man konnte das Auge nicht aufschlagen, ohne daß es auf eine grinsende Leiche, ein verstümmeltes Antlitz, eine Blutlache, eine Mischung von Gehirn und Blut fiel. Eiskalt überlief es einen jeden, der dort eintrat. Unter den tückischen Streichen der ruchlosen Hände hatten sechs wehrlose Opfer, zum Theil vom süßen Schlummer umfangen, vielleicht von heiteren Traumbildern umgaukelt, in wenig Minuten ihr Leben verloren. Die Mörder hatten kein Alter verschont, auch das zarteste nicht, Baumgart, ein Mann in den kräftigsten Jahren, lag da mit zerschmettertem Kopfe, die Kehle durchschnitten bis zum Schlunde, drei Stiche in der Brust, von denen der eine die Brustwand, die Lunge, den Herzbeutel und die Herzschlagader durchbohrt hatte. Der wackern Hausfrau, den drei blühenden Kindern und dem kaum zur Jungfrau entwickelten Dienstmädchen waren die Köpfe eingeschlagen, die Züge der Todten furchtbar entstellt. Man befand sich in einem Schlachthaus der unheimlichsten Gattung, die Betten, die Bettstellen und der Fußboden schwammen in Blut, alle Möbel waren mit hunderten von Blutflecken und Blutperlen bedeckt, an mehreren Stellen nahm man rothfarbige Abdrücke von einzelnen Fingern, hier und da der ganzen Hände wahr. Die helle Wand hatte den Mörder, wenn sie die vom Blute rauchenden Hände reinigen wollten, zu dem Zwecke dienen müssen, zu welchem der Metzger die weiße Schürze benutzt!

Die unerhörte Menschenschlächterei in der Mühle zu Chursdorf erregte das allgemeinste Aufsehen. Jedermann nahm an, daß Masch der eine der beiden Raubmörder sein müßte, über die Person des zweiten war man im Unklaren. Um endlich die Menschheit von dem Ungeheuer zu befreien, wurden die energischsten Vorkehrungen getroffen. Bewährte Polizeibeamte aus Berlin und Stettin erhielten den Befehl, sich in die bedrohte Gegend zu begeben, niemand, der sich nicht gehörig zu legitimiren vermochte, durfte passiren, die königlichen Oberförster und die Besitzer von Privatforsten mußten die Schonungen und Dickichte abpatrouilliren, die Waldungen bei Dertzow wurden von Soldaten umringt und durchsucht.

Die Vermuthung, daß Masch, dieser blutlechzende Tiger, im Dunkel der Wälder hausen möchte, bestätigte sich, ein Zufall führte, wie schon früher, zur Entdeckung seiner Höhle. Am 17. Mai 1861 flüchteten sich zwei Bauern aus Warsin, Namens Pötter und Rühe, vor dem Regen unter die dichtstehenden Bäume einer 1/2 Meile vom Dorfe entfernten Schonung. Hier bemerkten sie ein Loch in der Erde, neben welchem ein augenscheinlich zum Verschluß desselben bestimmter Deckel und ein handfester Knüppel lagen. Die Sache schien ihnen nicht geheuer und Rühe wandte sich zum Rückweg. Pötter beobachtete das ihm merkwürdige Loch, da tauchte plötzlich ein Menschenkopf mit schwarzen, struppigen Haaren, verstörten Zügen und stechenden Augen aus der Tiefe. Die gespenstische Gestalt zeigte sich bis an die Schultern, dann tauchte sie unter und verschwand. Der Bauer hätte vor Schreck selbst in die Erde sinken mögen, er entfloh, so schnell ihn die Füße trugen, und verkündigte, was er geschaut hatte. Von allen Seiten strömten Leute herbei, man fand eine geräumige Höhle, die um vieles comfortabler eingerichtet war, als die bei Pyritz, der Bewohner war entwichen. Beim Eintritt glaubte man in einen Victualienkeller oder einen Trödelladen zu kommen. Es waren Pfähle in die Erde gerammt, Bretter darauf genagelt und so Tafeln hergestellt, auf welchen Töpfe mit gekochtem Reis, Speck, Schinken, Brot, Butter, Käse und andere Eßwaaren standen. Ein kühles Plätzchen diente als Weinkeller, es lagen daselbst 30 Weinflaschen mit verschiedenen Etiquettes. In der Höhle standen, lagen und hingen die verschiedensten Gegenstände: Kleider, Putzsachen, Pelzwerk, Wäsche, Tonnen, Fässer, Eimer, Töpfe, Tassen und ähnliche Geräthe. Außer einer Menge von Diebeswerkzeugen war hier ein kleines Waffenarsenal, Messer von jeder Art, Dolche, Pulver, Blei, Kugeln und Zündhütchen. Auch an Büchern fehlte es nicht, der Räuber hatte sich die langen Winterabende durch Lectüre vertrieben. Die eine von den beiden Bibeln, die an diesem höllischen Orte lagen, war vielfach durchstochen; Masch hatte die Schärfe seiner Messer und Dolche an dem heiligen Buche erprobt. Die Blätter eines Conversations-Lexikons zeigten brandige Löcher, sie waren von dem mordlustigen Schützen, wenn er sich im Pistolenschießen übte, als Scheibe benutzt worden.

Der wichtigste Fund bestand in drei verdächtigen Beilen, Sachverständige wurden mit der chemischen und mikroskopischen Untersuchung derselben betraut, sie gaben ihr Gutachten dahin ab, daß Blut und Haare daran klebten. Die Haare zeigten unter dem Mikroskope genau dieselben Gebilde, wie die Haare des ermordeten Müllers, seiner drei Kinder und des Dienstmädchens. Die verehl. Baumgart hatte nicht im bloßen Kopfe geschlafen, Haare von ihr konnte man daher an dem Instrumente, welches ihrem Leben ein Ende gemacht hatte, überhaupt nicht entdecken.

Noch im Mai 1861 wurden Martin Masch, seine Frau und seine Mutter gefänglich eingezogen, weil man Anhaltepunkte für ihren Verkehr mit Karl M. gewann. Außer gestohlener Leinwand nahm man bei ihnen unter anderem ein Beil in Beschlag. An dem Beile erkannten die Experten unter dem Mikroskope Blutspuren und baumwollene und leinene Fasern, die nach Farbe und Gewebe von der Nachtmütze und dem Kopfkissen der Frau Baumgart herrührte. Auch die Beinkleider, welche Martin M. getragen hatte, waren mit Blut befleckt.

Der flüchtig gewordene Höhlenbewohner trieb sich inzwischen noch immer in der Nähe von Soldin umher und spottete aller Versuche, ihn festzunehmen. Im Walde bei Colbatz baute er sich eine Laubhütte und plünderte von dort aus des Nachts die umliegenden Orte. Durch einen Grasmäher aufgescheucht ging er nach Stettin, lebte dort etliche Tage in Saus und Braus, dann kehrte er in die Wälder zurück. In der Nacht vom 22. zum 23. Juli überfiel er die schlafende Wirtschafterin auf dem Gute in Neuenburg, er versetzte ihr mit einem Hammer einen Schlag auf den Kopf und schnürte ihr dann den Hals zu. Glücklicher Weise gelang es ihr, sich einen Moment freizumachen und ein gellendes Hilfsgeschrei auszustoßen. Der Mörder ließ nun von ihr ab, sprang hinaus und wanderte über Neustadt-Eberswalde in den Leuenburger Forst. Hier lauerte er, wie schon vor Jahren, den von Berlin heimkehrenden Fuhrleuten auf und beging seinen letzten Mord. Der Handelsmann Piper aus Alt-Gersdorf fuhr am 20. August in einem einspännigen Planwagen des Abends durch den Wald. Masch schlich ihm nach, hob vorsichtig von hinten die Plane auf und schoß dem Unglücklichen eine Kugel durch den Kopf. Hierauf fiel er dem Pferde in die Zügel, führte es in ein Dickicht und raubte die Summe von 42 Thalern, die in der Geldkatze des Todten staken. Am andern Morgen erreichte er Müncheberg und schloß sich daselbst Handwerksburschen an, die nach Frankfurt an der Oder wanderten. Masch war in der freigebigsten heitersten Laune und wollte, wie es schien, einmal so recht von Herzen mit den Fröhlichen fröhlich sein. Daß er die Nacht zuvor einen Menschen umgebracht hatte, daß das Geld, welches er jetzt verjubelte, Blutgeld war, störte ihn keinen Augenblick, er war der lustigste von allen. In Müncheberg wurde gut gelebt und ein Vorrath von Erfrischungen mitgenommen, dann zog die Gesellschaft in der lauen Sommernacht weiter. Masch zeigte seinen Gefährten ein Doppelpistol, welches er bei sich trug, und machte ihnen das unschuldige Vergnügen, es von ihnen selbst abfeuern zu lassen. Hatte der eine den Schuß losgebrannt, so lud er es bereitwillig von neuem und der andere drückte ab. Dazu stimmte er das bekannte Räuberlied an: „In des Waldes tiefsten Gründen,“ in welchem Rinaldo Rinaldini und sein letztes Erwachen vor dem Kampfe geschildert wird. Der Chor fiel volltönig ein, dazwischen knallten die Schüsse, leuchtete das aufflammende Pulver und die gefüllte Flasche ging im Kreise herum. Die Handwerksburschen ahnten nicht, daß der splendide Geselle der gefährlichste Räuber des Königreichs war und Masch selbst, der muntere Sänger, dachte nicht daran, daß dies die letzte Nacht sein würde, in der er sein Haupt als ein freier Mann auf den Rasen legte. Am folgenden Tage kamen die Wanderer in Frankfurt an und thaten sich in einer Restauration gütlich. Masch beabsichtigte, von hier mit der Eisenbahn weiter zu reisen und in einem andern Theile Deutschlands sein schauerliches Handwerk fortzusetzen. In der Neumark und in Pommern war es ihm doch in der letzten Zeit zu heiß geworden, er hatte sich entschlossen, die Heimat zu verlassen und wollte sich nach dem Riesengebirge oder nach einer andern waldreichen Gegend wenden, um dort sein Räuberleben fortzusetzen. Allein in Frank-

furt ereilte ihn die göttliche Gerechtigkeit. Er war betrunken und betrug sich unschicklich. Der Polizeidiener Räck verwies ihm sein unanständiges Betragen, er antwortete grob, es kam zu einem Wortwechsel, in Folge dessen er arretirt wurde. Nach wenig Minuten sprang er von der Seite des Polizeidieners weg, die Scharrenstraße entlang und suchte sein Heil in der Flucht. Räck, schneller als er, holte ihn ein und hielt ihn am Rockkragen fest. Masch machte sich jedoch mit einem kräftigen Rucke los und griff mit den Worten: „Mit Ihnen werde ich bald fertig werden," in die Brusttasche. Räck sah die Läufe eines Doppelpistols hervorblicken, ein Faustschlag zwang den Arrestanten, die Hand sinken zu lassen, es entspann sich ein Ringkampf und Masch wurde mit Hilfe eines Packträgers, welcher dem Polizeibeamten beistand, in das Gefängniß geführt. Nach seinem Namen und Wohnort gefragt, konnte er keine genügende Auskunft geben. Er behauptete, er sei aus Trampe gebürtig, wußte aber dort, wie man sich bald überzeugte, nicht einmal gehörig Bescheid. Man schloß aus der ganzen Sachlage, daß man es mit einem entschlossenen Verbrecher zu thun hatte. Der Polizeidiener revidirte die Steckbriefe und verglich ihn mit den dort beschriebenen Personen. Sein Aeußeres paßte auf das Signalement von Masch. Nun gab Räck ihm auf den Kopf schuld: „Sie sind ja aus der Räuberhöhle bei Soldin. Sie sind Masch!" Der Gefangene blickte den Frager groß an und blieb die Antwort schuldig. Mittlerweile war der Gefängnißaufseher hinzugekommen, er und Räck examinirten weiter, da knirschte der Räuber mit den Zähnen und stieß die Worte heraus:

„Meinen Kopf muß ich doch verlieren! Ich heiße M—a—s—ch!" Er sprach die Buchstaben seines gefürchteten Namens einzeln aus, um sich an dem Staunen seiner Zuhörer zu weiden.

Am folgenden Tage wurde in Gegenwart des aus Soldin herbeigeeilten Staatsanwalts ein eingehendes Verhör angestellt. Masch gestand ohne weiteres eine ungeheure Menge von Eigenthumsverbrechen zu, und man überzeugte sich, daß die Hunderte von Diebstählen in jener Gegend, insbesondere die Kellereinbrüche, für die er eine besondere Vorliebe gehabt hatte, mit vollem Recht auf sein Conto gebracht worden waren. Er räumte ferner ein, daß er die Höhlen bei Pyritz und Warsin erbaut und bewohnt habe und bekannte den Mord an dem Fuhrmann Piper, von welchem man noch nicht einmal Kenntniß hatte. Dagegen leugnete er die Beziehung zu der Familie seines Bruders rundweg ab, er wollte den letzteren seit 1856 nie gesehen, noch weniger sein Haus besucht, überhaupt keine Mitschuldigen gehabt haben. Der Inculpat wurde nach Soldin transportirt, denn das dortige Kreisgericht hatte die schwierige, immer größere Dimensionen gewinnende Criminaluntersuchung gegen ihn und seine Genossen zu leiten. Der für diese Skizze bestimmte Raum reicht nicht hin, um auch nur die wesentlichsten Resultate dieser Untersuchung aufzuzählen, geschweige daß wir den psychologisch höchst merkwürdigen Entwicklungsgang in dem Auftreten des Hauptverbrechers vor Gericht, oder die seltsam verschlungenen Beweisketten genau mittheilen könnten, durch welche der Schmiedegeselle Liebig der Theilnahme an der Ermordung seiner Schwester und seines Schwagers im Kruge zu Stölpchen und Martin Masch der Mitwirkung bei dem Chursdorfer Morde überführt wurden. Diejenigen unserer Leser, welche sich für die Details dieses allerdings ungewöhnlich spannenden Processes interessiren, verweisen wir auf den Pitaval; dort werden wir einen in jeder Beziehung erschöpfenden Bericht über diesen Criminalfall bringen. Hier werfen wir noch einen Blick auf die äußere Erscheinung des Räubers und deuten dann mit wenigen Worten das System an, das er befolgte.

Masch war von hoher schlanker Gestalt, hatte breite Schultern, aber eine sehr flache Brust, die es ihm möglich machte, die Schultern zusammenzulegen und sich durch die engsten Vergitterungen durchzuschmiegen. Der Kopf war nicht unedel geformt, die Gesichtsbildung regelmäßig, die Stirn zwar nicht hoch, jedoch etwas hervorragend, das volle, schwarze Haupthaar trat in der Mitte der Stirn in einer Spitze hinab, ein dunkler Bart bedeckte die Backen, das Kinn und die Oberlippe, der starke Hinterkopf und der ganze Ausdruck der Züge ließen auf Ausdauer und eisernen Willen schließen. Die grauen, von schwarzen Brauen überschatteten Augen sahen niemals frei und gerade aus. Masch schlug sie fast immer zu Boden. Wenn er sie erhob, so zeigten sie einen lauernden, stechenden Ausdruck. Außerdem hatte er die Gewohnheit, mit dem einen Auge beständig zu zwinkern, es schien, als wollte er die Sehkraft nach Möglichkeit ausnützen. Offenbar war das Lauern und Beobachten in seinem jahrelangen Räuberleben ein Theil seines Wesens geworden und auch in den Blick übergegangen. Er ging stets in gebückter Haltung, den Kopf auf die Brust gebeugt. Die Unruhe seines Geistes theilte sich auch dem Körper mit, er weinte viel, oft flossen seine Thränen in Strömen, Tag und Nacht ging er sinnend und brütend im Kerker umher, obwohl er wegen der Ketten, die ihn belasteten, immer nur einen Fuß vor den andern setzen konnte. Das Gewissen, welches er so lange zum Schweigen gebracht hatte, schien allmählich rege zu werden, Masch entschloß sich mit der Zeit, die Verbindung mit seinem Bruder, die dieser selbst längst eingestanden hatte, zuzugeben und bekannte auch, wie wir schon wissen, daß er den Krüger Brandt und seine Frau erschlagen, daß er das Blutbad in der Chursdorfer Mühle angerichtet habe. Aber bis zuletzt versicherte er, Liebig und sein Bruder wären nicht dabei gewesen. Er bestürmte den Untersuchungsrichter unter heißen Thränen mit Bitten, ihm doch Glauben zu schenken und nicht andere mit in sein Unglück zu verwickeln. Von den Mordthaten selbst sprach er gleichgültig, wie von einem alltäglichen Geschäft, allein der Gedanke, daß durch ihn der Untergang seines Bruders herbeigeführt werden könnte, machte ihn fast rasend. Den eigenen Kopf hatte er längst verloren gegeben, er wollte, wie er sagte, gern sterben, wenn nur der Bruder gerettet würde. Das Streben, den Bruder vom Henkertode frei zu machen, ist der einzige menschliche Zug, den wir in ihm entdecken, und auch dieser ist nicht frei von Selbstsucht. Abgesehen davon, daß es ein Triumph für ihn war, wenn es ihm glückte, das Gericht zu täuschen, hatte er sich ein förmliches System zurechtgemacht und kam vermöge einer sonderbaren Verirrung seines Geistes immer darauf zurück: er müsse bekennen, was er selbst gesündigt, dürfe aber keinen anderen verrathen, am wenigsten seinen Bruder. Das Geständniß der eigenen Schuld hielt er für den Rechtstitel, kraft dessen er versöhnt sei mit Gott, indes fühlte er zugleich das Bedürfniß, er müsse, da er das Böse nicht ungeschehen machen könne, wenigstens noch ein gutes Werk vollbringen, das einzige seines Lebens, als solches stellte sich ihm die Rettung seines Bruders dar und deshalb war er durch nichts zu bewegen, in diesem Punkte der Wahrheit die Ehre zu geben.

Am 2. October 1862 trat das Schwurgericht in Küstrin zusammen, vor welchem dieser Riesenproceß verhandelt wurde. Er endigte damit, daß Karl Masch, Martin Masch und der Schmiedegeselle Liebig des Mordes schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt wurden.

Wir sehen ab von den beiden letzteren, deren Strafe übrigens durch die Gnade des Königs in lebenswieriges Zuchthaus verwandelt worden ist, und beschäftigen uns auch jetzt nur mit der Hauptperson. Er hörte das Erkenntniß finster und theilnahmlos an und bereitete sich ernstlich zum Sterben vor. Die landesherrliche Bestätigung des Todesurtheils blieb lange aus, Masch hatte fast noch zwei Jahre Frist, zu bereuen und Buße zu thun. Er las viel und gern in der heiligen Schrift, hörte andächtig auf die Ermahnungen seines Seelsorgers und äußerte oft, daß er seine Thaten verabscheue. Eine wahre, tiefe Reue scheint er jedoch nicht empfunden zu haben, insbesondere entsagte er der Lüge nicht. Wir können natürlich nur Vermuthungen aussprechen, denn wer will darüber urtheilen, was zwischen einer Seele und ihrem Schöpfer in den letzten Stunden und namentlich in den letzten Momenten vorgeht, wer will nicht die trostreiche Möglichkeit zugeben, daß auch ein solcher Bösewicht im Angesicht der Ewigkeit das Verdienst seines Erlösers im Glauben ergreifen kann?

Am 17. Juli 1864 wurde dem Delinquenten die Bestätigung des Todesurtheils bekannt gemacht. Er blieb gefaßt und erklärte: „Ich bin schuldig, ich habe den Tod verdient und will die verdiente Strafe hinnehmen." Auf die Frage, ob er noch einen besondern Wunsch habe, bat er darum, es möchte ihm eine Zusammenkunft mit seinem Bruder gestattet werden. Sie wurde erlaubt. Als Karl den Bruder erblickte, warf er sich vor ihm nieder und frug in höchster Erregung: „Martin, kannst Du mir verzeihen?" Da dieser schwieg, flehte er dringender: „Bruder, willst Du mir vergeben?" Jetzt schmolz das Eis, Martin erwiederte: „Ich habe Dir immer gesagt, daß Du uns durch Dein Morden noch alle ins Unglück stürzest." Er räumte mit dieser Aeußerung ein, was beide bis dahin hartnäckig bestritten hatten, daß er allerdings um die Mordthaten wußte.

Noch am 17. Juli empfing Karl Masch das heilige Abendmahl, in der Frühe des 18. Juli schritt er gebeugt, aber anscheinend völlig ergeben, zum Richterblock. Ohne Zögern stieg er auf das Schaffot und wurde dort festgeschnallt. Das Beil fiel und das schuldbeladene Haupt rollte in den Sand.

Das schöne Heidenkind.

Aus einer Hamburger Haus-Chronik. Mittheilung von Victor von Strauß.

Illustrirt von Oskar Wisnieski.

(Schluß.)



Mittlerweilen observirete ich, daß Seine Majestät mit der Frau Schüttmeisterin wieder zurücke kamen und begab mich Ihnen mit einer tiefen Reverenz wieder entgegen. Sie sahen aber ganz aufgemuntert aus und sagten zu mir: Nun, hat Er sich von wegen des Tuches resolviret? Was will Er geben? Wieviel convenirt Ihm? — Da fassete mich geschwinde, besah und befühlete das Tuch, hielt es gegen das Licht, und nannte ihm meinen Preis, etliche Groschen minder, als ich es zu acceptiren gesonnen. Worauf Seine Majestät sagten: Er Schecker! Possen! Stecket Er mit den Stettinern im Complott? Soviel offeriren die auch! Was saget Sein Sohn dazu, mein Guarde-Recrute? Er da! regardire Er nicht das Frauensmensch, sondern Seinen König, und mache Er einmal ein convenabel Gebot! — Worauf mein lieber Sohn eine Reverenz machete und sagte: Es kommt uns nicht zu festzustellen, was wir Ew. Majestät bezahlen sollen; solches dependiret vielmehr alleine von Ew. Majestät gnädigstem Befehle, welchem wir werden zu obtemperiren wissen. Darüber lacheten Seine Majestät und ich auch, denn wir verstunden ihn, und sagten Dieselben: Er verstehet die Marchandise! So sollt Ihr 1500 Ehlen haben und die Ehlen zu anderthalb Thalern. Hört Er? — Nun überschlug ich bei mir zwar in aller Geschwindigkeit, daß wir dabei wol an 500 Reichsthaler würden zu kurz kommen; weil mir aber dieses gegen die Liberirung meines einzigen Sohnes von dem Soldatendienste noch ganz billig bedünkete, so erwiederte ich, damit wäre ich wol zufrieden, vorausgesetzet, daß Seine Majestät mir noch ein Kleines in den Kauf gäben, als nehmlich meinen lieben Sohn. — Worauf Sie sagten: Ein Kleines? Parbleu! Es wäre der längste Kerl gewesen in meiner Guarde, und sigrirt mich, daß ich ihn soll losgeben. Er da! ponderire Er's noch mal! Ich will ihn gleich zum Unterofficier machen und bei guter Conduite soll er bald weiter avanciren. Er hat sich ja schon so brav in der Bataille mit dem Corsaren probiret, und heirathen soll Er auch. — Worauf mein lieber Sohn antwortete: Ew. Majestät werde im Handel nützlicher sein können, worauf auch mein Sinn stehet, denn im Felde oder auf der Wachtparaden und bitte, Ew. Majestät wollen mich bei meiner Profession belassen. — Da versetzeten Seine Majestät: Nützlicher? Papperlapapp! Soupçonnire, einen solchen Handel macht Er nicht wieder mit mir. Ich will Ihn aber zu seiner fortune nicht zwingen. Wandten sich darauf zu dem Officier und sagten: Der lange Kerl ist losgegeben. Abmarschirt! Und während dann die andern Recruten abgeführet wurden, kehreten sich Seine Majestät zu mir mit den Worten: Na, der Handel ist also abgemacht, und da hat Er seinen Sohn in Kauf und eine Schwiegertochter obendrein — indem Sie auf Sophia wiesen — und honorire Er die Person nach ihren Meriten. Und damit schritten Seine Majestät, von den Cavaliers gefolget, ohne ein weiteres in Ihr Schloß hinein und ließen mich ganz attonniret dastehen.

Mein lieber Sohn aber und Sophia stunden und sahen mich an. Nun war ich zwar gänzlich decontenanciret, wollte aber vor den Wachtposten, die da stunden, nicht weiter reden, gab daher Sophian den rechten, meinem lieben Sohne den linken Arm, befahl Hannemeyern, mit den Pferden nach der Auberge nachzuziehen, und fragte erst, als wir schon dahin unterweges waren, meinen lieben Sohn: Was sagte der König? Du solltest die Frau Schüttmeisterin freien? Was für ein Einfall? Ist denn Schüttmeister todt? Darauf sagte mein lieber Sohn: Gott sei Dank, nein, lieber Vater. Aber kommt nur erst nach dem Wirthshause, da wollen wir Euch alles erzählen. (Denn er sprach nun wieder in Hamburgischer Mundart mit mir.) Dieweil wir nun nicht weit zu gehen hatten, so schwieg ich stille, meditirete etwas confuse darüber vor mich, kam aber der Wahrheit nur ziemlich von ferne auf die Sprünge.

In der Aubergen bestellete zuerst vor die beiden eine Mahlzeit, auch vor jeden eine Stuben auf die Nacht, und hieß die Pferde in den Stall ziehen. Weil uns aber auf dem Wege von dem Königlichen Residenzschlosse bis daher die Straßenjungens mit vielem Geschrei nachgelaufen, nicht minder die Leute im Hause über der Frau Schüttmeisterin Costum und Armatur curieuse Augen macheten, so bewegete mich solches, daß ich nicht ehender auf meine Stuben ging, als bis ich des Wirthes seiner Tochter ihren besten Sonntagsstaat vor ein gutes Geld abgekauft, damit die Frau Schüttmeisterin ohne Aufenthalt ihre Bekleidung transmutirete. Während dem daß die beiden hingingen, nahm ich meinen lieben Sohn auf meine Stuben und sagte, nachdem wir uns gesetzet: Georg, ich habe nun wol geweiset, daß ich als ein weiser Mann sowol Neubegierde als Ungeduldigkeit verstehe im Zaume zu halten; anitzo aber däucht es mir Zeit, daß du mir veroffenbarest, was das mit der Frau Schüttmeisterin auf sich hat, wovon der König in Preußen gesprochen. Nachhero will ich dir auch ein ordentliches Habit aus meinem Koffer heraussuchen, damit du aus der detestablen Mondirung herauskommst. — Also stellete ich mich, als wenn ich gänzlich bei Contenance und Ruhigkeit wäre, brennete gleichwol vor Ungeduld, die Historien zu ergründen. Mein lieber Sohn aber sagte: Lieber Vater, nennet nur meine Sophia nicht mehr Frau Schüttmeisterin, welches sie gar nicht ist, sondern, so Ihr darin consentiret, meine liebe Jungfer Braut, und vergebet ihr und mir und Ohm Schüttmeistern, daß wir Euch solche Comoediam vorgespielet. — Worauf mich in Positur setzte, gleich als ein judex ad quem und eine serieuse Miene annahm, wiewol bereits von ganzem Herzen resolviret war, meinen Consens nicht zu verweigeren. Was mir aber nunmehro mein lieber Sohn mit vielen passionirten Worten erzählete, das lief auf das Nachfolgende heraus.

Es hatte derselbe bei seiner Ankunft in Smyrna das junge Frauenzimmer, so dazumal Béhimé geheißen, allbereits in Schüttmeisters Hause angetroffen, welcher sie ohnlängst von den räuberischen Türken losgekaufet und zu einer Tochter angenommen, und da meinen lieben Sohn nicht lange darauf eine zärtliche Passion zu derselben erfasset, hatte er solche seinem Oncle Schüttmeistern nicht verheim-

lichet; als welcher jedoch der Meinung gewesen, daß ich nimmermehr zu solcher unerhörten Heirath meinen väterlichen Consens ertheilen würde, wenn ich erführe, daß Béhimé eines Scheichs im Libanon geraubete Tochter sei, nichts vom Haushalt verstehe, weder Deutsch noch Hamburgisch könne, ja noch nicht einmal die heilige Taufen erhalten habe. Ein anderes aber wäre es, wenn ich selbsten das aimable und vortreffliche junge Frauenzimmer kennen lerne, auch dafür sorgete, daß sie alles dasjenige lernete, dessen sie noch zu einer guten Hamburger Hausfrauen manquirete, alsdenn bezweifele er, Schüttmeister, nicht, daß ich mit vielem Plaisir darin consentiren würde. Mein lieber Sohn aber solle mit seiner Declaration gegen Béhimé warten, bis dieselbe die heilige Taufe erhalten können, und wann sie ihm das Jawort gegeben, alsdenn solle sie sich vor meines lieben Schwagers Eheliebste ausgeben, unter welchem Pretext sie nicht allein die Reise mit mehrer Schicklichkeit machen könne, sondern auch in meinem Hause ohne alles Arg würde aufgenommen werden und alle nöthige Information und Education aufs beste kriegen. Auch sei solches bei des jungen Frauenzimmers ihrer Schönheit und Amabilité das beste Mittel, denen Galans und Petits-maîtres in Hamburg ihren Weg zu verlegen. Mein lieber Sohn hat sich in alle diese Conditionen ergeben müssen, auch gerne ergeben, da es ihm als der einzige gesicherte Weg zu seinem Ziele erschienen, und ist der Tag, welchen mir mein lieber Schwager Schüttmeister als seinen Hochzeitstag angemeldet, derjenige Tag gewesen, da Sophia am Morgen die heilige Taufen empfangen, am Abend aber meinem lieben Sohne ihr Jawort gegeben; und hat sie denn etliche Wochen darauf das Schiff nach Hamburg bestiegen.

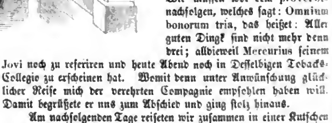
Als mir mein lieber Sohn solches alles erzählet, vermerkete ich wol, daß alleine die große Treue und Passion, damit Sophia meinem lieben Sohne attachiret war, sie zu der gefährlichen Reise nach Berlin beweget, und wiewol ich sie so gar väterlich bereits liebgewonnen, daß mir nicht beikam, meinen Consens zu verweigern, so ließ ich meinen lieben Sohn vor die Comoedia, so sie mir gespielet, doch noch ein weniges zappeln und sagte: Mein lieber Georg, die Sachen muß ich mir doch erst noch bedenken. Mittlerweile kannst du dich in deinem Logis in ein anderes Habit werfen. Ging damit an meinen Koffer, reichete ihm einen vollständigen Anzug sammt Schnallenschuhen, Manschetten und Halskrause heraus und schickete ihn damit weg. Gleich darnach kam meine liebe Sophia herein, ganz stattlich à la mode bekleidet und frisiret, und trug ihre asiatische Kleidung benebst den Waffen im Arm, welches alles erst in meinen Koffer legete, sie dann ganz väterlich embrassirete und ihr sagte, wie mir Georg allbereits alles erzählet, und wiewol sie vor die mir gespielete Comoedia wol einige Strafe verdienet, so solle sie mir doch als meine liebe Schwiegertochter von ganzem Herzen willkommen sein. Also vertrugen wir uns ganz wol, und sie war sehr erfreuet, erzählete auch, daß sie dem Könige in Preußen ihre ganze Historien vermeldet, welcher sich darüber verwundert und gelachet, und hielten also unsern Discours, bis mein lieber Sohn zurücke kam, nunmehro wieder als ein ehrbarer Kaufmann und Sohn eines erbgesessenen Hamburger Bürgers angekleidet. Da wallete mir aber mein Herze über und rief: Na, Junge, so nimm sie hin in unsres lieben Herrgottes Namen, und Derselbige segne Euch wie Jacob und Rahel, gebe Euch eine fröhliche Hochzeit und einen friedsamen und glücklichen Ehestand in Zucht und Frömmigkeit! — Worauf die beiden sich unter einander und darnach mich embrassireten und küsseten und sich vielmals bedanketen vor meinen väterlichen Consens.



Darnach so hielten wir ein stattliches Mittagsmahl, wiewol es schon spät geworden, und ich selbsten aß und trank vor Plaisir noch einmal mit. Als wir aber viel gescherzet, dazwischen auch zu öfteren Malen Gott herzlich gedanket, daß Seine Providenz alles so gut ablaufen lassen, ließ sich der Herr Ober-Ceremonienmeister und Präsident Dr. Gundling anmelden, wornach wir alle aufstunden und denselbigen empfingen. Er sah aber ganz anders aus, als am ehegestrigen Abend, hatte eine ganz wunderbare, bunte und gestickete Hofkleidung an mit vielen großen Ordens und eine aus der Maßen hohe und lang herunterhangende Allongen-Perruquen auf, und als wir ihm allerseits unsere Reverenz gemachet, wollte er keinen Stuhl nehmen, sondern sagte: Gleichwie Jupiter seinen Mercurium von dem Olympo zu Ausrichtung seiner mandatorum herabsendet, unangesehen ob zu Ulyssi oder Eumaeo, also schicket auch mich der Allerdurchlauchtigste König und Churfürst, daß ich mich pro primo soll genau unterrichten von des Monsieurs Firma und Wohnung in Hamburg. — Als ich ihm nun dieselben genennet, notirete er sie sich in einer Schreibtafel, steckete selbige wieder ein und fuhr fort: Pro secundo habe zu annonciren, daß Seine Majestät wollen mit dem gehandelten Tuche einen besonderen Commissarium zu Eincassirung des pretii nach der Stadt Hamburg schicken, welcher sich darnächst durch Vollmacht legitimiren wird. Pro tertio habe der orientalischen Jungfrauen, welches wol gegenwärtige charmante Schöne sein wird, von Seiner Majestät dieses Gebetbuch als einen Beweis allerhöchster Affection zu übergeben. — Womit er ein roth eingebundenes Büchlein aus der Taschen zog, das vorderste Blatt aufschlug und es also Sophian hinreichte. Es stand aber darin geschrieben von des Königes eigener Hand:

Zum gottseligen Gebrauche vor die junge Evangelische aus dem Libanon. Friedrich Wilhelm Rex.

Während aber Sophia sich vielmals bedankete, auch bat ihren unterthänigen Dank Seiner Majestät zu vermelden, besahe ich den Titul, und da es sich befand, daß es ein gut lutherisches Betbuch war, darin nichts von dem Sauerteige derer Reformirten zu finden, so war ich auch wol zufrieden und freuete mich über die erwiesene grace. Der Herr Ober-Ceremonienmeister aber fuhr fort: Pro quarto und vor meine Person gratulire denen werthen Messieurs und Demoiselle zu dem guten Ablauf Ihrer Affairen, wiewol sie zweifelsohne noch einen favorableren Ausgang genommen, wenn sie durch Monsieurs Voreiligkeit mir nicht wäre aus den Händen gewunden und damit meine erbetene Protection gleichsam eludiret. — Darüber bat ich ihn vielmals um Verzeihung, und da ich wol gesehen, daß er während seiner Reden zu öfteren Malen nach den Weinflaschen auf dem Tische geschielet, so präsentirete ihm ein Glas und fragte, ob Seine Excellenz nicht so complaisant sein wollten, eins auf des jungen Brautpaares Gesundheit auszuleeren? Worauf er solches mit einem langen Compliment that, auch da ich ihm das Glas wiederum füllete, auf meine Gesundheit trank, und dann noch einmal auf eine fröhliche Hochzeit. Eines mehreren aber weigerte er sich, wie es mir bedünchte, mit einigem Seufzen, indem er sagte: Wir müssen wol dem proverbio nachfolgen, welches sagt: Omnium bonorum tria, das heißet: Aller guten Dinge sind nicht mehr denn drei; alldieweil Mercurius seinem Jovi noch zu referiren und heute Abend noch in Desselbigen Tobacks-Collegio zu erscheinen hat. Womit denn unter Anwünschung glücklicher Reise mich der verehrten Compagnie empfohlen haben will. Damit begrüßete er uns zum Abschied und ging stolz hinaus.



Am nachfolgenden Tage reiseten wir zusammen in einer Kutschen

von Berlin ab, und mußte Hannemeyer die beiden Pferde nachbringen. Als wir aber nach einer unter göttlicher Beschützung glücklich zurückgelegten Reise in unserm Hause zu Hamburg angelanget, hatten wir zwar viel Noth mit Schwester Fieken, so sich bei aller Zufriedenheit über ihres lieben nevous Befreiung und Wiederkunft, dennoch über der Frau Schüttmeisterin ihre Transmutation in Georgens Braut nicht contentiren wollte und ohne Aufhören murrete und schalt, daß man sie so zum Narren gehabt habe. Ich aber, nachdem ich die Hochzeit auf den Tag über vier Wochen angesetzet, war also vor Freuden außer mir gerathen, daß ich ein temperamentum vor nothwendig achtete. Schloß mich darum ein, setzete meine Allongenperruquen auf, stellete mich vor meinen Spiegel und sagte: Michael Kohl! Siehest du nunmehro, welch ein Narre du bist, daß du vor lauter Plaisir kannst die Contenance verlieren in einer Welt, wo noch Jammers und Elendes so viel ist und auch dich betreten kann? Das ist ein gar erbärmlich testimonium vor deine Wolweisheit, darinnen der erste Schritt noch immer auf dich wartet. Warum willst du solche Narrheit nicht abthun und lieber gedenken, in deinem Plaisir anderer Noth zu lindern? Schicke doch noch heute 100 Mark ins Waisenhaus, und bei der Abendmahlzeit singe mit deinem ganzen Hause: Nun danket alle Gott etcetera, das wird dir geziemender anstehen. — Also that ich denn auch, und während mein Sohn Georg wieder im Geschäfte war und Schwester Fieken unerachtet rückständigen Murrens alles vor Ausrichtung der Hochzeit fleißig besorgete, so konnte desto besser in meinem Laboratorio arbeiten, allwo es mir auch noch vor der Hochzeit gelang, den grünen Drachen in den weißen und rothen zu verwandeln, und also Weib und Mann zu scheiden und zu bereiten, um solche nachgehends mit einander zur höchsten Tinctur zu vereinigen.

Am Strande.

Novelle von Cl. Bülow.

(Schluß.)

„Draußen ist alles still, da hinauf, da geht der Weg — dahin ihm nach.

„Hoher Schnee ist gefallen, wie ungeheure Riesen, geisterbleich stehen die Berge. Das sind Leichentücher, die sie einhüllen, ein Grab die ganze Welt, für mich, für ihn, ein Grab des Todes.

„Walter!" rufe ich in die Nacht hinein, und das Echo antwortet, und scheue Vögel fliegen auf aus den schwarzen Tannen.

„Meine Kleider bleiben hängen an Dornen, mein Haar zerwühlt der Sturm, ich reiße es los, wenn es mich hemmt, sich um Baumzweige windet.

„Jetzt! — das sind Schritte.

„Walter! aber meine Stimme ist tonlos, — ein Schuß — ein Schrei dicht in meiner Nähe, dahin, da blutet ein warmes Herz, und über dem Leichnam ausgestreckt liegt ohne Bewußtsein die unglückselige Renate."

Renate schwieg erschöpft.

Der alte Mann auf dem Bette regte sich, er betete leise vor sich hin: „Vergib uns unsere Schuld!"

Sie ging zu ihm, aber er schloß die Augen wieder und schlummerte fort. Da kam sie zurück zu Andreas.

„Als ich aus meiner Erstarrung mich erhob, war noch tiefe Nacht, ich tastete mit den Händen umher. Schaudernd fühlte ich die Todeskälte des Leichnams neben mir, in dem dumpfen Gefühl ihn zu erwärmen, breitete ich mein Haar über ihm aus, legte meinen Kopf auf seine Brust. Es schneite wieder. Wie ein weißer Mantel legten sich die dichten Flocken über uns beide, über den todten Geliebten und mich.

„Ich fühle, daß ich selbst erstarre, eiskalt rieselt es über mich hin, dann bin ich wieder bewußtlos.

„So finden mich in der Morgendämmerung die Leute, die der erschreckte Vater, als er mein Verschwinden bemerkt, aufgejagt hat.

„Man trägt mich nach Hause, man bringt mich in das erhellte Zimmer, der Vater tritt zu mir, aber ihn packt Entsetzen. „Nein," ruft er, das ist der Schnee, der auf sie gefallen," und er schüttelt mein Haar — aber der fürchterliche Fluch ist Wahrheit geworden, mein Haar ist gebleicht in wenig schrecklichen Stunden. Verzweiflung, Todesangst haben den üppigen Schmuck der Jugend verwandelt in den Schleier der Greisin.

„Laß mich schweigen von den Tagen, den Wochen, die jenem Auftritt folgten. Des Vaters starrer dumpfer Schmerz, der ewige Vorwurf bei meinem Anblick, die Gewissensqual!

„Wir verließen die Gegend, ans Meer wollte er, wo es braust und stürmt, wo keiner von ihm weiß. So kamen wir in diese Gegend, aber das Meer konnte ihm keinen Frieden geben.

„Mein Herz bebte oft krampfhaft in der unnatürlichen Einsamkeit. Als Jahre lagen zwischen jenem Ereigniß und der Gegenwart, wollte ich's versuchen, mich unter die schlichten Menschen hier zu wagen, man wies mich fort, man schmähte die Verlaßne. Es regte sich noch einmal der Stolz in mir, in dem Bewußtsein meiner Unschuld. Aber dann schmolz er hinweg, dann kam Ruhe in meine Brust, ein demüthig Tragen wurde mir immer leichter.

„Und als der Vater, durch jene Predigt gerührt, weich wurde, und dem Wort Gottes zugänglich, als Du in die Hütte kamst, so schlicht und treuherzig, und ich Dir sagen konnte, was mit dem Vater vorging, da war mir's sogar, als könnten noch leise Strahlen der Zufriedenheit mich erwärmen.

„Andreas, nicht wie Dein Herz es gewünscht, am häuslichen Herd, nein, im Dienen und Tragen, im Helfen und Pflegen für andre; Kranken am Geist oder am Körper gehört mein Leben."

Mit erhobener Stimme fuhr sie fort:

„Pastor Gotthold hat heute des Vaters Bekenntniß gehört, hat mit ihm gebetet und reicht ihm morgen das heilige Mahl.

„Mein Gott, ich danke Dir, daß es dahin gekommen."

„Amen," sagte der Vater, denn er hatte die letzten Worte gehört.

Die Strandbewohner staunten nicht wenig, als Pastor Gotthold täglich nach dem Grunde ging, und viele Stunden dort bei den Leuten verweilte.

Dann starb der alte Mann, der Pastor aber forderte sie alle auf, an sein Grab zu kommen, sie folgten ihm, und er sprach so herrlich an der offenen Gruft von der Vergebung der Sünden, der Rechtfertigung durch den Glauben, vom Angenommenwerden durch die Gnade des Herrn, daß kein Auge trocken blieb, sich alle herzudrängten, um Erde auf den Sarg zu schütten, denn wen der Pastor so begrub, den wollten sie auch noch ehren im Tode.

Wie die Schollen dumpf herabfielen, da lag Renate auf den Knieen und betete und weinte so heiß, daß man ihr auch gut werden mußte. Pastor Gotthold aber nahm sie mit in sein Haus, da wohnte sie bei ihm, bis die Antwort kam auf ein Schreiben, das er ihretwegen entsendet hatte. Nun hatte sie eine Stelle, weit fort, in einem großen Krankenhaus als Pflegerin, und als sie durchs Dorf ging am letzten Tage, noch einmal zum Grabe des Vaters, grüßten sie alle, alt und jung, und sie in ihrer tiefen Traurigkeit lächelte mildfreundlich und nahm Abschied hier und dort.

Von dem allen sah und hörte Andreas nichts. Gleich nachdem er nach Hause gekommen, an dem Abend, als ihm Renate ihre Geschichte erzählt, hatte ihn ein hitziges Fieber befallen, er lag bewußtlos, viele Wochen.

Die Mutter und Susanna kamen nicht von seinem Bett. Als seine kräftige Natur sich losrang aus den Fesseln der Krankheit, dauerte es lange Zeit, ehe die entschwundnen Kräfte sich wieder fanden.

Der Herbst verging, der Winter auch, Friedrich war schon längst fort auf die Wanderschaft.

Und wieder kamen die ersten milden Frühlingstage.

Andreas ging in den Wald, und bat Susanna, sie möchte mit ihm gehen.

Dort im Walde brach er sein tiefes Schweigen gegen sie, denn von ihrer Verlobung war nie mehr die Rede gewesen, und er erzählte ihr alles, seine Liebe zu Renate, wie sie in ihm schon unbewußt gekeimt, als er sich mit ihr verlobt, Renatens trauriges Geschick, wie er ihr seine Liebe gestanden, und wie edel Renate von ihm geschieden sei auf ewig.

Und als er geendet, schwieg er lange still, dann sagte er:

„Und jetzt, liebe Susanna, bist Du frei. Ich gehe in die weite Welt hinaus, einsam ohne Liebe, Dich aber liebt der Friedrich, ich weiß es. Er wird heimkehren, Du bleibst der Mutter treues Kind, Du wirst des Friedrich Gattin werden."

Er meinte, sie würde mit dem Köpfchen nicken, wie er das von ihr gewöhnt war, wenn er etwas wünschte. — Aber was war das? Susanne richtete sich auf, und ihre klaren Augen strahlten so besonders:

„Meinst Du, Andreas," rief sie heftig, „man ziehe die Liebe aus wie ein Kleid? Dich habe ich geliebt als Kind im Hause des Vaters, Dich habe ich geliebt, wie Du der andren nachgingst, und darum wußte ich auch, um meiner Treue willen mußtest Du wiederkommen. Das schöne fremde Mädchen konnte mich Dir nicht ersetzen, und wenn sie Dein Herz auch berauscht hätte, wir zwei gehören doch zusammen."

So stand sie vor ihm, das schlichte Landmädchen, hoch aufgerichtet in ihrer Würde.

Es fiel wie Schuppen von seinen Augen, das war nicht mehr das harmlose Kind, ein Weib war es, gereift in Liebe und Schmerz.

Fast demüthig sah er zu ihr auf: „Susanne, vergib mir!"

Mehrere Jahre waren verflossen. Ein Dichter, Wilibald Alexis genannt, baute sich ein Häuschen im Schatten der Häringsdorfer Bäume und rief in die Welt hinaus, wie schön es hier sei.

Da kamen mehr Reisende, immer mehr; das war gute Kundschaft für den Gasthof, er wurde neu ausgebaut, bekam ein rothes Ziegeldach und ein Schild über der Thür mit goldnen Buchstaben.

Sauber ist alles darin wie früher, obgleich sich ein Paar derbe Jungen im Flur tummeln, der dritte ist auf dem Arm der Mutter, sie steht mit ihm am Gartenzaun.

Da sitzt auch die alte Mutter Stephan in ihrer Laube; ihrem zufriedenen Gesicht sieht man es an, wie glücklich sie ist.

Andreas kommt eben aus der Stadt.

„Vater, Vater, hast Du was mitgebracht?" rufen die Kinder.

„Rosinen," sagt er lächelnd, „die schickt der Klapperstorch, der die kleine Muhme übers Meer getragen."

Dann wendet er sich zur Mutter: „Des Friedrich und der Kathrine Mädel ist prächtig. Friedrich sagt, sie soll Suse heißen, denn Suse sei nach seiner Käthe doch die beste Frau auf der Welt. Das ist auch wahr, Du Herzensweib, nur daß Du mir noch über seine Käthe gehst. So muß es auch sein, nicht wahr Junge?"

Der Kleine auf Susens Arm lacht den Vater an und nickt schelmisch.

Andreas umschlingt fröhlich seine Susanne, die beiden andren Kinder sind herangekommen und kramen in des Vaters Taschen nach den versprochenen Rosinen.

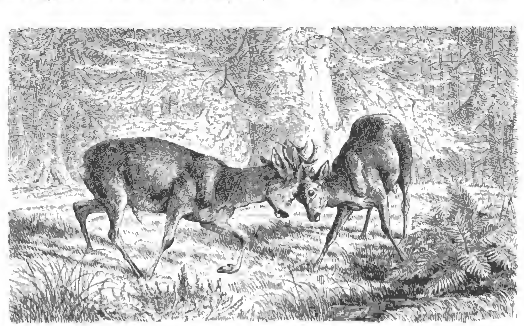
Durch Wald und Haide — dem Waidmann zur Freude.*)

Von Guido Hammer.

II. Die Edlen des Waldes im Streite.

Ein an mich gerichtetes Schreiben des Fürsten Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg, das mir von dessen Familiensitz in Württemberg aus nach Schlesien, wo ich mich zur Zeit auf den weitumfassenden und wildreichen Forsten des Grafen zu Solms-Klitschdorf zur Pürsche aufhielt, gefolgt war, und worin mir der Fürst in lebendiger Schilderung ein für den Jäger höchst interessantes, selbsterlebtes Jagdereigniß mittheilte, ward durch meine Wiedererzählung am traulichen Kamin im Schlosse die Veranlassung, daß der gastliche Jagdherr in seiner liebenswürdigen Art ein Gegenstück aus seinem stoffreichen Jägerleben zum Besten gab.

Mit der gütigen Erlaubniß der genannten Waidmänner lasse ich, gewiß zur Lust und Freude aller „Daheim" lesenden Jäger, Jagd- und Naturfreunde beide Schilderungen folgen, und zwar zuerst die des Fürsten mit seinen eigenen Worten, während ich die andere nur aus der Erinnerung wiedergeben muß.



Ein Rehbockskampf.

„Auf einer Pürschfahrt mit meiner Frau, Montag d. 31. Juli, d. J. (1865), Abends gegen halb acht Uhr, trafen wir im Thal zwischen dem Vogelgesang und dem Friedrichsberg, im Revier Waldenburg, zwei ziemlich gleich starke Vier oder Kreuz-Böcke, welche zusammen kämpften und sich durch unsere Ankunft so wenig stören ließen, daß wir auf freier Wiese bis auf 50 Schritte an sie heranfahren konnten.

„Wer einen solchen Kampf nicht selbst mit angesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen, mit welcher blinden Wuth diese sonst so friedlichen und schüchternen Thiere mit den Vorderläuften in den Boden stampften und auf einander einsprangen und mit welcher Heftigkeit sie sich verfolgten, und ihre Köpfe und Geweihe

*) Vgl. Jahrgang 1865. S. 396.

aneinander stießen, daß es laut widerhallte. — Nachdem wir längere Zeit diesem interessanten Schauspiel in unmittelbarer Nähe zugesehen hatten und ich immer den richtigen Moment erspähen wollte, um womöglich beide mit einer Kugel meiner einfachen Miniébüchse, oder doch wenigstens den stärksten von beiden zu erlegen, rissen sie endlich nach rechts und links aus. Während ich dem etwas stärkeren Bocke, links vom Wagen, nachsah, näherte sich uns der andere wieder auf der rechten Seite und blieb gerade vor den Pferden auf etwa 60 Schritte einen Augenblick stehen. Ich schoß auf denselben und wir hatten die Freude, ihn nicht weit vom Anschuß auf der Wiese umwerfen zu sehen.

„Nachdem ich den Bock auf den Pürschwagen geladen, gehörig mit Eichenlaub verziert und uns selbst mit Brüchen*) geschmückt hatte, wollten wir nach Hause fahren. Als ich mich nochmals auf der Wiese umsah, bemerkte ich aber zu meinem großen Erstaunen, daß der andere Bock bereits wieder mit zwei Gaisen aus dem Wald auf die Wiese herauszog. Wir sahen, hinter einem Busche knieend, den drei Rehen eine Zeitlang zu und ich versuchte, aber vergebens, sie durch Blatten**) näher zu locken. Da es unterdessen beinahe 8 Uhr und somit die höchste Zeit war, um noch mit der Büchse schießen zu können, entschloß ich mich den Versuch zu machen, auch den zweiten Bock anzufahren. Ich bestieg also wieder den Wagen, kam auf der freien Wiese schußmäßig an den Bock heran und war so glücklich, auch diesen Knall und Fall (und zwar mit einem ziemlich schweren Schuß, da er schief stand und beinahe bis zum Blatt von der einen vor ihm stehenden Gais verdeckt war) beim Hineinziehen in den Wald zu erlegen. Der zweite Bock, mit 35 Pf. aufgebrochen, war der stärkere von Geweih; der erste wog 37 Pf."

„Es war gegen Ende October (1865) bei einer meiner Pürschfahrten," erzählte mir mein Jagdgönner, der Graf zu Solms, „als ich von weitem durch die Lücken eines kiefernen Stangenholzes zwei weiße Damhirsche im vollsten Kampfe begriffen erblickte. Bei weiterer Annäherung, welche die erbosten Gegner durchaus nicht zu bemerken, wenigstens nicht zu beachten schienen, konnte ich nun zuerst vom langsam hinfahrenden Pürschwagen, dann aber von einer alten Kiefer aus, hinter die ich getreten war, während der Wagen ruhig weiter rollte, die fesselnde Scene in ihrem ganzen Verlauf beobachten.

Mit wüthenden Geberden, die durch die Brunst dunkel gebeizten Köpfe hart aneinander gedrückt, daß ihre weitausgelegten Schaufeln förmlich ineinander verwachsen schienen, drängten und wuchteten die beiden Hartnäckigen mit heftigster Anstrengung gegen einander, wobei bald dieser, bald jener, wenn auch nur schrittweise, zurückweichen mußte, bis dann beide plötzlich die verstrickten Geweihe gewaltsam auseinanderrissen, aber nur, um mit denselben im nächstfolgenden Augenblicke wieder und mit verdoppelter Wuth klirrend gegen einander zu fliegen, daß es wie niederprasselnder Windwurf durch die stille Haide dröhnte. Dazu hörte man die schon fast athemlos gewordenen Kämpfer keuchen und schnaufen, und sah den heißen Brodem ihrer angestrengten Lungen aus den weitgeöffneten Nasenlöchern aufsteigen und als leichten Duft durch den bereiften Wald ziehen. In solcher Weise befehdeten sich die trotzigen, unbeugsamen Streiter mit leidenschaftlicher Erbitterung, denn jeder wollte den Platz für sich behaupten. Da kam es, daß der etwas stärkere Hirsch durch die Wucht seiner vielzackigen, fest in des Gegners Geweih verschlungenen Schaufeln letzteren den Kopf und Hals so gewaltsam verdrehte, daß der Gefährdete röchelnd seine ganze noch übrige Kraft zusammennehmen mußte, um sich aus so verhängnißvollen Banden zu befreien, was ihm auch noch durch rasches und energisches Rückwärtsspringen gelang. Doch der Sieger gönnte dem Ermattenden auch nicht einen Augenblick Ruhe, vielmehr versetzte er ihm nun, von der Seite beikommend, einen gewaltigen Stoß gegen das Schulterblatt, dann ihm aber schnell wieder gegen die parirenden Stangen*) fahrend, begann der nicht rastende Raufbold den offenbar nun gänzlich Erschöpften zornentbrannt aufs neue zu bekämpfen. Jetzt schien mir der geeignete Zeitpunkt gekommen, das Schiedsrichteramt zu ergreifen, und die Büchse an den Kopf nehmend, bedurfte es nur weniger Augenblicke, um den Schonungslosen durch eine wohlgezielte Kugel auf immer zur Ruhe zu bringen. Wie es knallte, flogen beide zur Seite, der Geschossene rechts, der andere links. Dabei sah ich nun aber deutlich, daß der erstere letztern wirklich bedeutend verletzt hatte, und zwar so, daß dem Aermsten der rechte Vorderlauft schlenderte, indem ihm, wie sich's später ergab, sein boshafter Nebenbuhler den Schulterknochen durchstochen und infolge dessen gebrochen hatte. Unter solchen Umständen nahm ich nun auch den von seinem Gegner so arg Verwundeten mit dem zweiten Rohre meiner Doppelbüchse aufs Korn, und auch er flog, kaum noch fünfzehn Schritte weiter gehend, im Stangenholze zusammen, während nicht weit davon der zuerst Getroffene bereits verendet den Boden deckte. Da lagen sie, die beiden Kämpfer, fast gleichzeitig dem Tode verfallen, auf ihrer Arena im hohen Haidekraute, die bereiften Reiser mit ihrem Herzschweiße röthend, der den Wunden wie Rubinenperlen entquoll.



Die Damhirschfehde.

*) Tannen- oder Fichtenreiser, die die Jäger, wenn sie glücklich auf der Jagd, auf den Hut zu stecken pflegen.

**) Blatten heißt: den Ton eines Schmalrehes auf einem Buchen-, oder anderen Blatte, auch mit dazu verfertigtem Instrumente nachahmen, worauf der Bock, im Glauben, es sei ein Reh, dem Jäger angesprungen kommt.

*) Stangen: jede Hälfte eines Geweihes nennt man Stange; beim Damhirsch im strengsten Sinne Schaufel.

Am Familientische.

Im Cabinette des Kaisers.

Ein sehr talentvoller, junger Mann war dem Bruder des ersten Consuls, Joseph Bonaparte, empfohlen worden, als dieser einen Ordner für seine Bibliothek zu Morfontaine suchte. Joseph übertrug dem jungen Arbeiter die Aufsicht der Büchersammlung und unterhielt sich bei dieser Gelegenheit einige Zeit lang mit ihm. Der erste Consul, dessen Secretär damals Bourienne war, suchte schon seit Monaten einen Hilfsarbeiter, da er thatsächlich seinen ersten Vertrauten mit Geschäften überbürdete.

„Kannst Du mir nicht jemanden vorschlagen, den ich in meinem Cabinette beschäftigen könnte?" fragte Napoleon eines Abends seinen Bruder Joseph. „Ich verlange nur, daß der Empfohlene kein Faullenzer und kein Schwätzer sei."

Joseph fiel der junge Mensch ein. „In Morfontaine," antwortete er, „beschäftige ich einen jungen Mann in meiner Bibliothek. Viel habe ich freilich nicht mit ihm gesprochen, aber er scheint sehr verständig, besitzt Kenntnisse, ist sanft und bescheiden, außerdem schreibt er eine sehr schöne Hand."

Napoleon las gern leicht vom Blatte weg und liebte gute Handschriften, wohl um so mehr, als er selbst eine fürchterlich schlechte Hand schrieb.

„Das wäre gut," sagte er. „Wie heißt der junge Mann?"

„Ich muß gestehen, daß ich seinen Namen vergessen habe."

„Es thut nichts, ich werde ihn sogleich holen lassen. Ich will ihn sehen." Der erste Consul rief Duroc, und sofort erhält ein Officier der Guiden Befehl, sich in einen Wagen zu werfen, nach Morfontaine zu fahren und von dort einen jungen Mann zu holen, dessen Name zwar nicht genannt werden kann, der aber dadurch näher und leicht zu erforschen ist, weil er in der Bibliothek des Schlosses arbeitet.

Der Officier, dem man weiter keine Instructionen ertheilte, glaubte, es handle sich um eine jener Verhaftungen, welche damals ziemlich häufig verfügt wurden. Er eilte sogleich in die Caserne, beorderte eine Escorte und machte sich auf den Weg nach Morfontaine. Hier angekommen wurde der erschreckte Bibliothekar ohne weitere Erklärung in den Wagen befördert, jede Erklärung ihm verweigert und alsdann unter scharfer Beaufsichtigung nach Paris entführt. Als der Officier die Meldung seiner Ankunft an Duroc erstattete, sagte dieser: „Führen Sie den Angekommenen zu Bourienne."

Der Secretär des ersten Consuls, dem man bereits die neue Erwerbung angezeigt hatte, grüßte artig, that aber sonst weiter keine Frage, sondern übergab dem jungen Hilfsarbeiter ein Aktenstück zur Durchsicht.

Der so plötzlich Angestellte machte sich mit wahrem Feuereifer an das Werk und blieb vor dem Arbeitstische, bis der Abend hereinbrach. Als Bourienne sich nach ihm umsah, bemerkte er eine seltsame Veränderung in dem Gesichte seines neuen Collegen, denn die Farbe desselben war gelblich geworden, die Lippen bebten und der junge Mensch drohte umzusinken. „Mein Himmel, was ist Ihnen?" rief Bourienne. „Sind Sie krank?" „Nein, aber sehr hungrig," antwortete der Gefragte mit matter Stimme. „Wie, Sie sind hungrig?" „Ja. Ich hatte nicht gefrühstückt, als man mich aus Morfontaine abholte, unterwegs ließ man mir keine Zeit zum Speisen und hier angekommen wollte ich die Arbeit nicht unterbrechen." „Warum haben Sie das nicht eher gesagt?" „Ich hatte nicht den Muth dazu." Bourienne klingelte und ließ sogleich Trank und Speise bringen. Als der neue Secretär kaum mit der Vertilgung der ihm gereichten Mahlzeit zu Ende war, trat der erste Consul in das Cabinet. Bourienne berichtete lachend den Vorfall, und Napoleon schien großes Gefallen an der Einfachheit, Bescheidenheit und dem Eifer des neuen Secretärs zu finden. Er unterhielt sich mit ihm, fand einen kenntnißreichen Mann und beförderte ihn von Stunde an dergestalt, daß nach Verlauf eines Jahres, als Bourienne aus dem Cabinette trat, der Schützling Joseph Bonapartes die Stelle des ersten Secretärs erhielt. Dieser junge Mann hieß von Menneval.

Mit dem Antritte der neuen Stellung mehrten sich natürlich auch die Arbeiten und Beschwerden, besonders nachdem Napoleon Kaiser geworden. Ein Secretär Napoleons war ein Gefangener, denn er mußte sich einer vollständigen, oft Tag und Nacht währenden Einsperrung unterwerfen. Der Kaiser sah es nie gern, wenn einer seiner Secretäre sich aus dem Cabinet entfernte und stellte deshalb besonders gern Unverheirathete an. Sobald Napoleon sich im Cabinette einfand, was im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr der Fall war, verlangte er auch alle Secretäre zu sehen. Er versammelte sie dann um sich und ertheilte ihnen die Arbeit für den Tag.

Im Cabinette des Kaisers standen drei Tische. Einer derselben war für den Herrscher bestimmt. Es war ein sehr schöner und zugleich höchst merkwürdiger Tisch, denn auf seiner Platte hatte Ludwig XIV. den Widerruf des Edicts von Nantes und Ludwig XV. die Familienpacte sowie die Ausweisung der Jesuiten unterzeichnet. Auf diesen Tisch stützte sich Ludwig XVI., als Herr von Brezé ihm die Nachricht von der Aufregung der Versammlung im Ballspielsaale zu Versailles brachte und Mirabeaus drohende Worte wiederholte. Später benutzte Napoleon dieses historische Möbel. Heute steht es noch wohlerhalten in Versailles.

An beiden Seiten des Fensters standen gewöhnliche Tische, der eine war für Arbeiten bestimmt, auf dem andern lagen Papiere, Cartons und Lexika. Von den Fenstern aus hatte man den Blick auf die schönen Castanienbäume des Tuileriengartens, konnte jedoch nicht die Spaziergänger sehen ohne nahe an die Fenster zu treten. An dem zur rechten Seite des Fensters befindlichen Tische arbeitete ein Secretär, welcher immer mit dem Rücken gegen den Kaiser saß, aber so, daß er nur den Kopf zu wenden brauchte um ihn zu sehen, wenn Napoleon etwas zu sagen hatte. Neben dem Cabinette war ein kleines, einfenstriges Zimmer, in welchem ebenfalls ein Secretär arbeitete, dieser kam nie in das Cabinet, so lange der Kaiser sich daselbst aufhielt, wenn er nicht gerufen wurde. War Napoleon unbeschäftigt, so ging er oft in dieses kleine Zimmer, um sich mit dem Secretär zu unterhalten. Privataudienzen ertheilte der Kaiser nur im Cabinette, er schloß aber dann nie die Verbindungsthüren, sondern schickte, wenn er allein sein wollte, alle Secretäre in das große Zimmer, welches heute noch unverändert geblieben ist und im Florapavillon der Tuilerien liegt. Genau so machte er es auch, wenn er mit jemandem unter vier Augen sein wollte. Eine sonderbare Angewohnheit des Kaiser war es, sich zuweilen, namentlich während des Dictirens bald auf die Tische zu setzen und mit den Beinen so stark zu baumeln, daß der Tisch in eine schwankende Bewegung gerieth, wodurch das Schreiben fast unmöglich wurde. Oft legte er zugleich einen Arm auf die Schulter desjenigen, dem er dictirte.

Er entschuldigte sich aber häufig mit den Worten: „Verzeihen Sie, es ist eine üble Angewohnheit." Einer seiner Secretäre, den er sehr gern hatte, der junge Poirreaud, antwortete dreist auf diese Entschuldigung: „Da haben Sie Recht, Sire, diese Angewohnheit ist sehr übel."

„Monsieur Schlingel," sagte der Kaiser, dem Kecken heftig das Ohrläppchen kneipend. „Es kommt Ihnen nicht zu, mir das zu sagen." „Da haben Sie wieder Recht, Sire," versetzte Poirreaud.

„Sehr gut, mein Herr, ich liebe es, wenn man sein Unrecht eingesteht," entgegnete lachend der Kaiser und fuhr fort, mit seinen auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer hin und hergehend zu dictiren.

Poirreaud und ein jüngerer Mann hatten durch Verwendung des Ministers Maret die Ehre erlangt, neben Menneval im Cabinette des Kaisers arbeiten zu dürfen, denn nach der Rückkehr von Mailand im Jahre 1805 hatten sich die Arbeiten so gehäuft, daß die Kräfte im Cabinette nicht mehr ausreichten. Der Kaiser blieb mit Poirreaud sehr zufrieden, der außerordentlich pünktlich, fleißig und unverdrossen war. Beide jungen Leute wohnten im Palais, hatten Tisch, Heizung, Licht und Wohnung frei und erhielten außerdem noch einen jährlichen Gehalt von achttausend Francs.

Die Herren Secretäre hätten mit solchen Einkünften, bei den angedeuteten Ersparnissen, gut auskommen können, wären sie nicht emsig darauf bedacht gewesen, sich in den Freistunden für die harte Arbeit im Cabinette des Kaisers so viel als nur irgend möglich zu entschädigen. Die unausbleibliche Folge davon mußte sein, daß ihr Gehalt gewöhnlich schon zu Anfange des zweiten Vierteljahres vollständig durchgebracht war.

Poirreaud namentlich hatte eine solche Virtuosität im Schuldenmachen erlangt, daß er sich eigentlich nicht mehr auf offner Straße blicken lassen durfte und froh war, wenn ihn die Arbeiten im Cabinette festhielten, was sonst ohne allen Zweifel seine Gläubiger gethan haben würden, die täglich dringender und rücksichtsloser wurden.

In dieser schlimmen Lage gesellte sich noch die Gewißheit, daß er seiner Stelle verlustig ging, sobald der Kaiser nur ein Mal von den Geldverlegenheiten, Schulden u. a. Verhältnissen des Secretärs in Kenntniß gesetzt wurde.

Der unglückliche Poirreaud brachte seine Tage in Angst und Sorge hin, er konnte zuletzt die Tuilerien nicht mehr verlassen, da seine Verfolger alle Ausgänge belagerten. Die Unruhe ließ ihn nicht lange schlafen und so kam es denn, daß der Secretär sich meist schon vor fünf Uhr Morgens im Cabinette des Kaisers einfand, um in der Arbeit Zerstreuung von seinen Sorgen zu finden. Eines Morgens, als er allein in den Zimmern umherging und die Tagesarbeiten vorbereitete, begann er ganz unwillkürlich eine Arie von Blanginis Composition zu pfeifen, welche damals sehr beliebt war. Zufälliger Weise befand sich Napoleon an jenem Morgen schon seit einiger Zeit in dem Cabinette, wo er emsig gearbeitet hatte. Er wollte so eben ins Bad gehen, kehrte aber erstaunt um, als er pfeifen hörte. Er trat in das kleine Zimmer, erblickte Poirreaud und sagte: „Mordieu! schon hier, mein Herr? das ist exemplarisch. Menneval muß sehr zufrieden mit Ihnen sein. Wie viel Besoldung erhalten Sie?"

„Achttausend Francs, und wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät auf Reisen zu begleiten, erhalte ich Vergütigung."

„Ah — in Ihrem Alter ist das doch recht artig. Wohnung und Tisch glaube ich, bekommen Sie auch?" „Ja, Sire."

„Da nimmt es mich nicht Wunder, wenn Sie singen oder pfeifen, denn Sie müssen doch sehr glücklich sein. Nicht wahr, mein Herr?"

Als Napoleon diese Worte sprach, rieb er sich die Hände, was immer ein Zeichen seiner guten Laune war. Poirreaud bedachte, daß diese glückliche Stimmung des Kaisers ganz dazu angethan sei, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Er entschloß sich seine mißliche Lage zu gestehen.

„Sire," sagte er mit fast weinerlichem Tone. „Ich sollte glücklich sein — aber ich bin es nicht" „Eh — warum denn nicht?" „Erstlich, Sire, weil zu viele Engländer hinter mir her sind, und zweitens: weil ich einen alten, fast blinden Vater, eine Mutter und eine unverheirathete Schwester ernähren muß."

„Aber da thun Sie, mein Herr, doch nichts weiter, als was ein guter Sohn thun muß. Was wollen Sie denn aber mit Ihren Engländern sagen? sind welche hier? hätten Sie vielleicht einige von diesen Leuten zu ernähren?"

„Nein, Sire, es sind die, welche mir Geld geliehen haben, als ich keines hatte; ich habe es ihnen noch nicht wiedererstatten können. Jeder, der heutzutage Schulden hat, nennt seine Gläubiger Engländer."

„Schon gut, mein Herr, ich begreife. Oho! Sie haben Gläubiger. Wie? bei der Besoldung, welche Sie beziehen, machen Sie noch Schulden? das ist stark. Genug, ich will einen Menschen nicht länger um mich dulden, der zum Golde der Engländer seine Zuflucht nimmt, da er doch mit dem, was er von mir erhält, anständig leben kann. Binnen hier und einer Stunde werden Sie ihre Entlassung erhalten. Gott befohlen, mein Herr."

Als der Kaiser diese Worte in großer Erregung ausgesprochen hatte, nahm er mit schnellem Griffe seine Dose vom Schreibtische, warf auf den unglücklichen Poirreaud einen bedeutungsvollen Blick, wiederholte noch einmal die Worte: „Gott befohlen!" und ging dann in sein Schlafzimmer.

Poirreaud befand sich in einem Zustande, der an Verzweiflung gränzte. Eine halbe Stunde verfloß. Plötzlich erschien der Adjutant des Kaisers General Lemarrois mit einem Briefe in der Hand. Er reichte Poirreaud das Schreiben mit dem kurzen Bescheide: „Vom Kaiser."

Der zerschmetterte Secretär hielt sein Unglück nun in der Hand. Die Thränen stürzten aus seinen Augen, und nicht fähig das Schreiben zu erbrechen oder gar zu lesen, reichte er es stumm seinem Collegen, der es öffnete und folgendes las:

„Ich wollte Sie aus meinem Cabinette entlassen, denn Sie haben es verdient, aber ich habe an Ihren alten; blinden Vater gedacht, an Ihre Mutter, an Ihre junge Schwester, von denen Sie mir sagten, und habe Ihnen um der drei Armen willen verziehen, welche durch Ihre unverständige Aufführung leiden müssen. Ich schicke Ihnen nebst einem Urlaube, der jedoch nur für heute gilt, eine Anweisung auf zwölftausend Francs, die Sie bei Esteve erheben können. Entledigen Sie sich mit dieser Summe aller Engländer, welche Sie quälen und betragen Sie sich so, daß Sie nicht wieder in ihre Klauen fallen, ich würde Sie sonst unfehlbar darin stecken lassen. Fahren Sie übrigens fort so zu arbeiten, wie bisher und ich werde alles vergessen. Auf Wiedersehen bis Morgen, mein Herr." G. H.

Schutz dem Walde.

Ueber den „Waldschutz", den das Gedicht im ersten Theile dieser Nummer so warm empfiehlt, bestehen gegenwärtig noch ungelöste Widersprüche. Die Naturwissenschaft weist mit Recht ununterbrochen darauf hin, welche Wichtigkeit der Wald nicht nur als Lieferant des unentbehrlichen Brenn-, Nutz- und Werkholzes hat, sondern auch für die Verhältnisse des Klimas. Sie zeigt mit mathematischer Sicherheit, daß er die schroffen und deshalb nachtheiligen Wechsel von Hitze und Kälte, Dürre und Ueberschwemmung mäßigt und wohlthuend regelt, nicht das Klima im allgemeinen herabdrückt, sondern seine verderblichen Extreme verhütet u. s. w. Die Schicksale der südlichen und südwestlichen Nachbarländer dienen hierbei als klare Beweise.

Andererseits verlangt die Nationalökonomie vernünftigerweise, daß man von dem Boden den größtmöglichen Ertrag zu erzielen suchen muß. Sie verweist deshalb den Waldbau nur auf den sogenannten Holzboden, der nichts Besseres zu erzeugen im Stande ist. Selbst solche Waldungen aber sind nicht von mancherlei Uebelständen frei zu machen, die ihren Ertrag schmälern und ihren Untergang herbeiführen. So ist z. B. von 100 Acker Hochwald jährlich nur 1 Acker schlagbar. Der Ertrag jenes Grundstückes besteht in der Holzmasse, welche auf einem Acker in 100 Jahren oder auf 100 Ackern in 1 Jahre wächst. Der durchschnittliche jährliche Zuwachs auf jedem Acker beträgt 1 Klafter, demnach würde der jährliche Ertrag des Grundstücks sich auf 100 Klafter stellen, welche, die Klafter zu 10 Thlr. veranschlagt, die runde Summe von 1000 Thlr. ergeben. Um diese Rente von 1000 Thlr. jährlich nachhaltig zu ziehen, bedarf es aber auf 99 Acker eines Holzvorraths von $\frac{99 \times 100}{2}$ Klafter = 4950 Klafter = 49,500 Thlr. Dieses Kapital gibt jedoch mit 4% Verzinsung jährlich 1980 Thlr. also 980 Thlr. mehr als der Holzertrag ist. Als Abzug vom Holzertrag müssen aber nun noch die Kosten der Waldkultur berechnet werden. Hat der Holzanbau auf 1 Acker 10 Thlr. Kosten verursacht, ein Ansatz, der bei Privatwäldern nicht hoch gegriffen ist, so müssen dereinst nach 100 Jahren mit Zins und Zinseszins gegen 600 Thlr. für den Kulturaufwand in Rechnung gebracht werden. Oft genug mißglückt jedoch der erste Anbau und muß wiederholt werden oder gibt einen unvollständigen Ertrag; durch beides wird die einstige wirkliche Einnahme noch mehr herabgedrückt!

Verlangt man nun von Privatleuten, daß sie aus Rücksicht auf das Gesammtwohl des Vaterlandes ihre Waldungen schonen sollen, so muthet man ihnen ein unbilliges, unverhältnißmäßig großes Opfer zu. Man verkümmert ihnen das Recht der freien Verfügung über ihren Besitz noch mehr als durch die ehedem gebräuchliche Beaufsichtigung durch den Staat.

Jene schroffen Widersprüche würden sich mit Leichtigkeit lösen, wenn der Staat, der die Verpflichtung hat, das Gesammtwohl ins Auge zu fassen, die Waldpflege ausschließlich übernähme und deshalb allen in den Händen der Privaten befindlichen Holzboden käuflich erwürbe.

Die Sache ist gar nicht so unausführbar, als sie auf den ersten Blick erscheint. Jeder erzwungene Verkauf, der zu einem öffentlichen Zwecke vollführt wird, überwindet dieselben Schwierigkeiten. Die ausgedehnten Enteignungen zur Anlage von Eisenbahnen sind für die Eigenthümer in besonderen Fällen empfindlicher, als es die Abtretung der Wälder im allgemeinen sein könnte. Die Finanzfrage bietet hierbei kein erhebliches Hinderniß. Dem Nationalvermögen kann durch den Ankauf der Wälder ein Verlust nicht erwachsen, es würde durch denselben nur ein Wechsel des Besitzes innerhalb des Steuerverbandes vor sich gehen. Nicht einmal eines Baarfonds bedürfte der Staat zu dieser Operation. Dem Waldeigenthümer würde ein auf den ermittelten Werth des Grundstücks lautender Pfandbrief ausgestellt, dessen Verzinsung je nach dem Bestand des Holzes sofort, oder erst in 20, 40, 60, 80 und 100 Jahren beginnt. Innerhalb der Zeit, in welcher der Pfandbrief unverzinslich wäre, würde derselbe genau den Werth des Grundstückes, das erst in 20, 40, 60, 80 und 100 Jahren Ertrag gewährt, repräsentiren.

Weiter auf diese Sache einzugehen, gestattet der Raum nicht. Nur eine Anregung, dieser für unser Vaterland so wichtigen Frage weiter nachzuforschen, wollten wir geben, und allen, die es angeht, es warm ans Herz legen, mitzuhelfen, daß unsre Wälder geschützt und erhalten werden, soweit es noch möglich ist. G. S.

Kleine Bilder aus dem holländischen Ostindien.

Von einem Augenzeugen.

An den Höfen der javanischen Fürsten sind mit größeren Festen häufig Gefechte von Tigern gegen Büffel oder gegen Menschen verbunden. Wir wollen zunächst die erstere Art der Tigergefechte beschreiben, wie wir sie an den Höfen des Kaisers von Soerakarta und des Sultans von Djokjokarta angesehn haben. — Man wählt zum Gefechte einen sich durch besondre Muskelkraft auszeichnenden Königstiger und einen Karabau d. i. Büffelochsen von möglichst kräftigem Körperbau. Beide Thiere sind erst kurz vor dem Fest eingefangen, damit sie noch den höchsten Grad von Wildheit besitzen, und die zwei Fuß langen Hörner des Karabaus sind vor dem Kampfe durch Feilen zugespitzt. In einem runden, etwa zwölf Fuß hohen Zwinger, der aus starken, senkrechtstehenden Balken erbaut ist, welche durchsichtige Zwischenräume bilden und mit Querbalken verbunden sind, befindet sich der Karabau, der Tiger in einem zweiten ähnlichen aber niedrigen, wie er seiner Höhe angepaßt ist; beide Zwinger sind so aneinander gerückt, daß die aufziehbaren Gitterthüren aufeinander stoßen.

Der Kaiser (oder Sultan) befindet sich auf einem erhöhten Sitz, umgeben von einer Menge halbnackter Frauen, welche die Reichsinsignien bewahren; während sich diese hinter dem Stuhle des Herrschers gruppiren, sitzen die Prinzen und die Großen des Reiches auf der Erde. Rechts und links bilden die für die Europäer gesetzten Stühle einen Halbkreis, rechts zunächst sitzt der höchste holländische Beamte (Resident), auf ihn folgen die von demselben hierzu aufgeforderten oder vielmehr befohlenen Civilbeamten und Bürger; links nimmt der höchstkommandirende holländische Officier mit zwei Dritteln der übrigen Officiere von der holländischen Garnison Platz, während die Umstände nöthig machen, daß jedesmal das letzte Drittel bei den Mannschaften in den Kasernen bleibt. Die andre Hälfte nimmt der Gamelan ein d. i. die javanische Musikbande, welche fünf verschiedne Arten eigenthümlicher Instrumente führt. — Der Herrscher kleidet sich jedesmal nach augenblicklicher Laune, aber immer sehr phantastisch. Die Prinzen und Reichsgroßen erscheinen in vorgeschriebner Hofkleidung, nämlich der Oberleib ist nackt aber gelb angestrichen, sie tragen eine kattunene Hose, eine cylinderförmige Mütze, deren Farbe den Rang des Besitzers angibt, und einen oft sehr werthvollen, häufig mit Diamanten besetzten Kris (Dolch), die nie fehlende Waffe des Javanen. Die sehr reichen Uniformen der holländischen Officiere und die feinsten Anzüge der europäischen Civilisten erhöhen den Glanz des Ganzen.

Auf einen Wink des Herrschers erheben sich die Gitterthüren. Durch die entstandne Oeffnung mißt der Tiger mit feurig leuchtenden Augen den Feind, einen günstigen Augenblick zum Anfall erspähend, während dieser sich schnaubend und schäumend zu seinem Empfange bereit hält. Endlich setzt der Tiger mit einem Sprunge in den größeren Zwinger und läuft einige Male im Kreise herum, einen geeigneten Angriffspunkt suchend, indem er von hinten, als der schwachen Seite des Gegners, auf denselben zu springen beabsichtigt, doch stets bietet ihm der Karabau mit gebücktem Kopfe seine spitzen Hörner genau den Bewegungen des Tigers folgend. Mit einem Male schwingt sich mit einem gewaltigen Sprung der Tiger auf den Karabau, dessen Körper mit Krallen und Zähnen zerfleischend, so daß das überraschte Thier, für den Augenblick durch das Gewicht des Feindes übermannt, wankt und fällt. Aber mit überraschender Schnelligkeit hat sich der Karabau, obwohl triefend von Blut, wieder aufgerichtet, brüllend vor Wuth und Schmerz, was beides vermehrt wird, indem die auf dem Zwinger befindlichen Diener heißes, mit Pfeffer vermengtes Wasser in die Wunden gießen; er drückt mit den Hörnern den Feind vermöge seiner riesenmäßigen Kraft gegen die Pfähle des Käfigs, daß Knochen und Rippen knacken: hierzu das wüthende Gebrüll beider Feinde, vermischt mit dem betäubenden Lärm der Musikbande — ein entsetzliches Schauspiel! Durch Ermüdung und Schwäche lassen endlich beide Kämpfer von einander ab, der Tiger legt sich unbeweglich nieder, den Gegner im Auge haltend, der Karabau steht vor ihm mit gegen ihn gekehrten Hörnern, auf jeden neuen Anfall gerüstet, aber keiner wagt die Erneuerung des Kampfes, bis sie, durch hineingeworfnes Feuer und ähnliche Mittel aufs neue zur höchsten Wuth gereizt, den Streit wieder beginnen, indem der Tiger sich auf den Rücken des Karabaus schwingt und ihn fürchterlich zerfleischt, oder der Karabau den Tiger noch einmal gegen die Umzäunung spießt. Auf diese Art dauert der Kampf fort, bis einer von beiden oder beide kampfesunfähig sind. Unterliegt der Karabau, so ist der Kampf beendigt, unterliegt der Tiger, so muß der Karabau sich noch einmal mit einem andern Tiger messen. Da übrigens der Tiger seine volle Kraft nur durch einen Sprung entwickeln kann, der beschränkte Raum des Kampfplatzes jedoch einen großen Sprung nicht gestattet, so bleibt der Karabau meistens im ersten Gefecht Sieger, um dann aber im zweiten den frischen Kräften des neuen Gegners zu unterliegen.

Frage- und Antwortkasten.

Drei Fragen.

1. Hat die Wissenschaft das Räthsel des seiner Zeit so großes Aufsehn erregenden Tischrückens und Tischklopfens befriedigend erklärt?

2. In welcher Beziehung steht die in Amerika sehr verbreitete Secte der Spiritualisten zu diesen Erscheinungen?

3. Hat Justinus Kerner die in seiner Seherin von Prevorst mitgetheilten Thatsachen später als auf Irrthum und Täuschung beruhend widerrufen?

A. F. in L.

Antwort.

Die Wissenschaft hat sich an diesem Phänomen zwar vielfach versucht, aber eine genügende Lösung noch nicht gefunden. Competente Gelehrte erkennen an, daß dabei verschiedenartige Kräfte, deren Wirkung wir zu dem, was Sie die „Nachtseite der Natur" nennen, zu rechnen pflegen, magnetische, odische, rc. rc. im Spiele sind, ohne daß sich bis jetzt ein Ariadnefaden zur Entwirrung dieser labyrinthischen Gänge geboten hätte. Es ist auch vor der Hand wohl das Beste, es bei Mittheilung der Thatsachen bewenden zu lassen, und sich 1) zu hüten, etwas zu leicht als Thatsache gelten zu lassen; 2) aus den vorhandenen Thatsachen ein System bauen zu wollen. Das war der Standpunkt Justinus Kerners, der freilich in Annahme von Thatsachen wol etwas sanguinisch war, aber sich übrigens sehr besonnen bewegte. Das was gleichzeitige und spätere Systemmacher auf diesem dunkeln Gebiete aufstellten, hat er nicht gebilligt, ja oft mit scharfem Spott gegeißelt; aber

von dem, was er seiner Meinung nach thatsächlich erlebt und in seinen Schriften als Thatsache verzeichnet hat (wie in der Seherin von Prevorst) hat er nichts zurückgenommen.

In Amerika aber begnügte man sich nicht, einfach das Phänomen anzustaunen, man baute darauf hirnverbrannte Systeme, und brachte den Verkehr mit der Geisterwelt in eine völlige Dogmatik. Das that die Secte der Spiritualisten, die jetzt nahe an 3 Millionen Gläubige unter den reichsten und gebildetsten Classen Amerikas zählt, mehr als 30 Zeitschriften, die einer fabelhaften Verbreitung genießen, in ihrem Dienste hat, über ungeheure Geldmittel gebietet, und eine zahllose Literatur hervorgerufen hat. Und der Schwindel ist im Steigen, nicht im Weichen; bereits hat er durch seine Sendboten England und Frankreich in seinen Zauberkreis hineingezogen, und wie dürfen seinen Sendboten wohl in Bälde entgegensehn. Trotzdem daß selbst die Polizei sich dagegen in Harnisch warf, trotzdem daß er eine Menge Humbug und Betrügerei zu Tage förderte, und daß seine Hohenpriester, die sogenannten Medien, d. h. geisterverkehrerisch organisirte Mittelspersonen zwischen dieser und der andern Welt, unzählige Male als Charlatane und Betrüger entlarvt worden sind (wie erst kürzlich die Gebrüder Davenport in Paris), wächst die Zahl der Gläubigen und die Nacht des Wahnsinns.

Frage: Wie haben auf der Karte vergebens gesucht, den Wohnsitz des Ausgewanderten zu finden, von dessen schauerlichem Abenteuer sein Bruder in Nr. 20 erzählte. Können Sie uns auf die Spue helfen und könnten wir nicht mehe von dem Ausgewanderten hören? Ein Leserkreis in Zürich.

Antwort: Suchen Sie auf der Ostküste Brasiliens, unterm 15—20. Grade südlicher Breite und unterm 20—25. Längengeade; dort leben, hauptsächlich in den Wäldern um Belmonte, die Ueberreste der Botokuden, dieses fast ganz von der Erde verschwundenen Volkes. Der Bruder unseres Ausgewanderten erzählt uns vielleicht nächstens noch mehe von den Erlebnissen desselben.

Frage: Was ist Hefe und woraus wird sie ursprünglich gewonnen?
F. R—y in Leipzig.

Antwort: Hefe nennt man organische, vegetabilische Gebilde: kugelige oder länglichrunde Zellen, die in Häufchen oder Ketten zusammenhängen und sich vermehren und durch deren Wachsthumsproceß in zuckerhaltigen Flüssigkeiten Gährung hervorgerufen wird.

Während man bisher jene Zellen in den Vegetabilien (Früchten, Samenkörnern, Säften) selbst vorgebildet und enthalten glaubte, betrachtet man sie jetzt als Keimzellen verschiedener gemeinee Schimmelpilze. Man hat sowohl aus weiterer Kultur der Hefe jene Pilze erzeugt, als durch Schimmelsporen in zuckerhaltigen Flüssigkeiten Hefe hervorgebracht. Je nach der Art des wirkenden Schimmels, je nach der Temperatur, den nährenden Flüssigkeiten u. s. w. wird das Ergebniß hierbei ein abweichendes sein. Bierwürze, sich selbst überlassen, geht durch die aus dee Luft einfallenden verschiedenen Pilzspoeen in eine unangenehme, s. g. milde Gährung über. Man überträgt deshalb sorgsam die einmal als vortheilhaft erkannte Hefensorte, um dieselbe Form der Gährung zu erreichen. Pilzsporen sind besonders im Sommer in so reichen Mengen in der Atmosphäre vorhanden, daß Gährung, folglich Hefebildung, in zuckerhaltigen Flüssigkeiten auch von selbst eintritt, wahrscheinlich hat sie Noah bei seiner Weingährung bereits kennen gelernt. — Eingehenderes würde zu umfangreich werden.

Räthsel.

I.

An meinee ersten die zweite gedeiht;
Wohl hat sie dir manchmal das Herz schon erfreut.
Ein lieblicher Reim sind die beiden Gesellen, —
In die zweite verwandeln der ersteren Wellen,
Das möcht' ich wohl gern, und am goldenen Reim
Sollt' laden sich jeder, der liest im Daheim.

II.

Mein erstes sinkt zur Tiefe, mein zweites steigt und fliegt;
Wie jenes in dem Steine, so dies im Herzen liegt;
Doch wenn das dunkle Ganze dir in die Seele schlich,
Dann eile, Den zu finden, der Wellen trägt — und dich!
Er kann die erste heben, die dir zu mächtig ward,
Und dir die zweite geben in einzig rechter Art.

Für das kleine Daheim.

I.

Klein liegt's voe deinen Blicken;
Leicht kannst du es ersticken;
Doch plötzlich wird's ein Riese,
Läuft jählings ohne Füße,
Faucht greulich ohne Lunge,
Leckt durstig ohne Zunge,
Frißt ohne Maul und Zähne,
Voll Gier wie die Hyäne;
Und diese Mordlust währet,
Bis alles ist verzehret.
Und nun in seinem Falle,
Wird's Asche wie wir alle.
Und dieses Ungeheuer,
Wie nennst du es?

II.

Mein erstes kommt herab vom Himmel,
Mein zweites scharret in der Erden,
Mein Ganzes pflegt in jedem Winter
An Farb' dem ersten gleich zu werden.

III.

Mein erstes, mein zweites, mein Ganzes ist klein,
Mein erstes, mein zweites, mein Ganzes hat Bein,
Mein erstes, mein zweites, mein Ganzes läuft
Und auch sich zuweilen ein Stücklein pfeift.

Auflösung der Räthsel in Nr. 20.

I. Jura. II. Zuchthaus. III. Daheim. **Für das kleine Daheim.** I. Rindvieh. II. Tabak. III. Schneeglöckchen.

Briefkasten.

Herrn Thiemich in Barth bei Stralsund. — Ihre freundliche Mittheilung, daß in Ihree blühenden Stadt am 24. d. M. auf der Schiffsbaustelle des Baumeisters Kraeft eine Brigg von 186 Last Tragfähigkeit und 92½' Kiellänge unter dem Jubel der Zuschauer glücklich vom Stapel gelaufen ist, die unserem Blatte zu Ehren den Namen „Daheim" trägt, haben wir mit Interesse gelesen. Wir stimmen gern in Ihren doppelsinnigen Wunsch ein: Dem „Daheim" stets günstiger Wind und gute Fracht!

Frau v. L. in Ouchy. — Wenn nicht die Waadtländische Post, so wird die Buchhandlung von Delafontaine & Rouge, Place de la Palud, Lausanne Ihnen jedenfalls unser Blatt regelmäßig liefern.

Die Wünsche der „Blumenfreundin" in **Berlin** sollen erfüllt werden.

An die eifrigen Leser **P. J. K.** und **W. J. B.** in **Nimwegen.** — Die Bataver sollen bald auch in unserem Blatte erfahren, daß die Germanen, ihre Brüder, sie keineswegs vergessen haben.

Herrn E. in Böhmischdorf. Hoffentlich wird sich manches aus Ihrer reichhaltigen Einsendung vor dem grausamen „Polyphagen" — wie Sie unsern harmlosen Papierkorb nennen — retten lassen, am wenigsten wohl das Gedicht, das gar zu viele Concurrenten hat. — Für die Räthsel müssen wir wiederholt die alte Regel geltend machen: Schreib wie du sprichst! Räthsel sind ja überdem hauptsächlich für mündlichen Gebrauch berechnet.

Gedichte erhalten und bei Seite gelegt: **Th. D.** in **A—a.** — **E. D.** in **E.**

Frau F. Z. in Ratzeburg. — Die zwei Kleinigkeiten Ihres Schützlinges sind ganz sinnig gedacht und ausgeführt, aber für uns doch nicht bedeutend genug. Es thut uns, um Ihres edlen Zweckes willen, doppelt leid, sie nicht verwenden zu können.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im Februar 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 22.**

Die beiden Wildfänge oder Gellert als Ehestifter.

Von dem Verfasser des „Mannes auf der Scholle."

(Fortsetzung.)

Er war der Sohn eines ehrlichen und wohlhabenden Gutsbesitzers, hatte aber während seines Aufenthalts auf der Universität Leipzig ein so verschwenderisches und unzüchtiges Leben geführt, daß sein Vater sich endlich von ihm losgesagt hatte. Später war er aus Gram gestorben. Der Sohn hatte sich mit seiner Erbschaft aufs neue in Ausschweifungen hineingestürzt und lag nun mit völlig zerrüttetem Körper, ohne Mittel zum Unterhalt und ohne Hoffnung auf Genesung an der Auszehrung darnieder. Ein Glück für ihn, daß der gutmüthige Wirth den Verarmten nicht auch noch aus der Wohnung stieß und seinem Schicksale überließ. Aber doch fand Gellert bei ihm keine Spur von Reue, nur die trostloseste Verzweiflung, die sich in Lästerungen Gottes und Anklagen gegen das ungerechte Schicksal erging. Die gräulichsten Flüche und Verwünschungen jagten einander Tag und Nacht, so daß selbst seinen Freunden grauete, und nur einige wenige es von Zeit zu Zeit wagten, den Halbrasenden zu besuchen; den meisten, obwol sie im Sündenleben selbst nicht unerfahren waren, war es unmöglich, dieses gehäufte geistige und leibliche Elend anzuschauen. Allein Gellert war hier auf seinem eigentlichen Gebiete; daß mit religiösem Troste hier nicht der Anfang gemacht werden dürfe, das leuchtete dem erfahrenen Seelsorger bald ein: denn der unglückliche Jüngling war zwar nicht ohne Gutmüthigkeit, aber durch Wollust zur Freigeisterei und durch diese zur Verachtung alles Religiösen verführt worden. Er begann daher damit, ihm stundenlang Gesellschaft zu leisten, seine Schmerzen so viel es möglich war zu erleichtern, und ihn durch freundliche Gespräche zu zerstreuen: er sammelte für ihn bei seinen Freunden, und konnte ihm leibliche Erquickungen aller Art bereiten; er pflegte ihn, wie ein liebender Freund, wachte selbst die Nächte bei ihm, hielt ihm auf seine Kosten einen Arzt und einen Wärter, und hatte endlich die Freude, daß dieses störrische, mißtrauische, verbitterte Gemüth der Macht seiner Liebe nicht widerstehen konnte, sich dem Vertrauen öffnete, und freiwillig Geständnisse machte, die keine Gewalt ihm entpreßt hätte. Nun hielt es Gellert für Zeit, mit dem Hammer des Gesetzes das selbstgerechte Herz des Sünders zu zerschmettern und er führte seine Schläge so sicher, daß bald an die Stelle der Selbstgerechtigkeit, die Gott anklagte, eine Reue und Verzweiflung trat, die sich selbst nicht tief genug erniedrigen konnte. Der so zubereitete Boden sog aber eben so begierig die Gnadenströme des Evangeliums ein, das Gellert ihm mit der ganzen Macht und Freudigkeit eines gläubigen Herzens verkündigte. Kurz, Gellert hatte die Freude, eine Seele zu retten, ein verirrtes Lamm dem Erzhirten wieder zuzuführen. Es schien, als ob die wiedergeschenkte Gemüthsruhe des armen Jünglings selbst die Macht der Krankheit breche; es kamen Zeiten, in denen selbst der Arzt eine schwache Hoffnung zur Genesung gab. Gellert schwelgte in dem Glück, der Retter einer Seele zu sein, und verlebte herrliche Tage mit dem an Leib und Seele genesenden Jünglinge. Allein die Besserung war nur scheinbar; eines Tages, als er mit ihm betete, wurde derselbe auf einmal ganz schwach und entschlief in seinen Armen.

Gellert war eine Zeitlang so ergriffen, daß er sein Zimmer hüten mußte. Während derselben erhielt er einen Brief, der eine neue Last auf seine Seele wälzte. Er lautete folgendermaßen:

Edelmüthiger Mann!

Hochverehrter Herr Professor!

Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie, und kenne Sie so, daß ich es wage, in meiner großen Noth mich an Ihr edles Herz zu wenden. Ich kenne Sie, ich habe Sie mehrere Male gesehen und gehört, als Sie meinen armen Freund N. N. besuchten und wie ein Engel Gottes an seinem Krankenlager standen. Ich habe es gehört, wie Sie seine Seele mit vieler Mühe und Arbeit für das Gute und Edle gewannen und wie Sie ihm, Sie allein, zu einem seligen Ende verhalfen. Theurer Herr Professor, ich war ein Genosse seines Sündenlebens; Ihre Ermahnungen haben wie feurige Kohlen in meiner Seele gebrannt, und ich nahm mir fest vor, Ihren Rathschlägen zu folgen und der Tugend nachzustreben.

Das hielt eine Zeitlang vor, ich brachte das Bild meines verzweifelnden und durch Sie geretteten Freundes nicht aus der Seele. Aber allmählich gewannen meine alten Leidenschaften (ich bin von

Natur ein höchst leidenschaftlicher Mensch) wieder die Oberhand über meine besseren Entschlüsse. Ich gerieth in das alte Lasterleben wieder hinein, tiefer hinein als zuvor: aber mein Gewissen war nicht mehr zu ertödten. Jetzt stehe ich da, und weiß mir keinen Rath; ich erkenne meine ganze Abscheulichkeit, ich weiß, daß ich ganz verworfen und verloren bin, aber mir mangelt der Muth, noch einmal anzufangen; mir mangelt das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, die ich so muthwillig verscherzt; mir mangelt ein Freund, ein väterlicher Freund, wie Sie es meinem verstorbenen Freunde waren, der mir den Arm reicht, wenn ich schwach werde, und mich mit Geduld auf dem schweren Wege der Tugend zum Ziele leitet. Ach, und ich brauche einen Fürsprecher, der für mich bei meinem Vater eintritt, den ich durch mein ausschweifendes Leben bis in das tiefste Herz gekränkt und mir so entfremdet habe, daß er sich gänzlich von mir lossagt. In solchem äußerlichen und innerlichen Elende wende ich mich an Sie um Hilfe; Sie werden mich, edelmüthiger Mann, nicht verstoßen. Darf ich es wagen, einmal zu Ihnen zu kommen und Ihnen mündlich mein Herz auszuschütten? Mißtrauen Sie mir, ich mißtraue mir ja selbst, aber glauben Sie mir, mit meiner Reue und Verzweiflung ist mir's Ernst; ich sehne mich nach Ruhe im Gewissen, ich kann dieses Leben nicht mehr ertragen. Ich klage niemanden an als mich selbst, ich trage die Schuld ganz allein, allein das macht sie nur um so schwerer. Auf Sie habe ich meine Hoffnung gesetzt; ist es noch möglich mich zu retten, so sind Sie der Mann dazu. Schelten Sie mich, so hart Sie wollen, verachten Sie mich, aber stoßen Sie mich nicht von sich. Auf eine Antwort, die ihm nicht alle Aussicht auf Erhörung raubt, harrt voll Sehnsucht

edelmüthiger Mann!
hochverehrter Herr Professor!
Ihr tiefgebeugter Carl Roß.

Ein edles kriegerisches Roß kann beim Klange der Schlachttrommete nicht freudiger und ungeduldiger sein, als Gellerts Herz nach Lesung dieses Briefes. Das war wieder einmal ein Futter für seine nach Liebesthätigkeit hungernde Seele! ein gebrochnes Herz, an dem Gottes Geist schon eine so mächtige Arbeit gethan, und das Werk so weit vollendet, daß einem Freunde nur noch übrig blieb, mit sanfter väterlicher Hand die Bewegung ins rechte Gleis zu leiten. Augenblicklich setzte sich Gellert an seinen Schreibtisch und antwortete dem Bittsteller Folgendes:

Liebster Roß!

Seien Sie ruhig! Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Ursprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem Herzen vergebe, sondern Sie, wenn Sie durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit desto größerer Vorsichtigkeit und Treue betreten, auch desto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfahrt sorgen will. Fassen Sie Muth und beten Sie, liebster Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewissens nach seinem Wort wieder schenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge zu einem geretteten und glückseligen Jüngling werden lassen, der seinen künftigen Weg, und auch dereinst den Weg des Mannes und des Greises, unsträflich wandelt. Das verspreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns seinen Sohn zum Erlöser gegeben, mit ihm nach seiner unendlichen Liebe alles schenken will.

Bei Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch ferne von denen war, sahe ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küssete ihn" — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiste thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben so liebreich gesinnt ist auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bei Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens; welcher Trost für Ihr banges und mir schätzbares, doch was mir? ihm selbst, Ihrem Erlöser, so theures und schätzbares Herz! sorgen Sie nicht wegen Ihrer künftigen Beständigkeit im Guten. Wir vermögen es freilich nicht durch unsre Kraft weder gut zu werden noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (seliger Trost!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, gibt, und wenn wir nur wollen, so streiten und widerstehen hilft, daß wir aus seiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unsre heftigsten und gefährlichsten Feinde, gegen die süßesten Reizungen des Lasters und der Lüste der Jugend und die Macht böser Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundenen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich jetzt geschrieben habe, liebreich und mit Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich suche nichts als Ihr Glück und die Vollbringung meiner Pflicht. G.

Und der Mann kam; ein schöner Jüngling, dem Gott auf seinen Lebensweg den nicht zu verachtenden Empfehlungsbrief eines einnehmenden Gesichts und einer stattlichen Gestalt mitgegeben hatte. Freilich hatten in dieses jugendliche Antlitz Laster und Ausschweifung, in letzter Zeit auch wohl Reue und Gewissensbisse mit deutlichen Zügen geschrieben, daß auch der stärkste Mensch nicht ungestraft Gottes Gebote übertritt. Gellert nahm ihn aufs liebreichste auf, und erinnerte sich in der That, früher schon dieses Gesicht gesehen zu haben. Es waren ernste Augenblicke, die sie miteinander verlebten; der Jüngling legte eine vollständige Beichte über sein wüstes Leben ab, beschönigte nichts, verschwieg nichts; der Lehrer sah in ein grauenvolles Gewebe menschlicher Leidenschaft hinein, er erkannte, daß es dem jungen Manne ein Ernst mit seiner Besserung war, aber auch daß er einen starken alten Menschen in sich trug, den in Zaume zu halten und an ein regelmäßiges, geordnetes Leben zu gewöhnen keine kleine Arbeit sein werde. Der Jüngling war von einer unbeschreiblich leidenschaftlichen Natur, und konnte sich nach keiner Seite hin in Schranken der Ordnung bewegen; so heftig seine Ausschweifungen ihn gefaßt und tief zerrüttet hatten, eben so gewaltsam war er jetzt in seiner Reue und in seiner Buße. Er wollte mit Gewalt das Himmelreich erstürmen; bisher faul und in Vergnügungen zerrinnend, warf er sich nun so kopfüber in den Fleiß hinein, daß er sich nicht genug that und Körper und Geist mit Arbeit überlud. Nächte lang saß er an seinem Studiertische, und da er ein begabter Mensch war, machte er in den Naturwissenschaften, auf welche er sich nach Gellerts Rath legte, die erstaunenswerthesten Fortschritte. Bisher hatte er seinen Lüsten die Zügel gelassen und gethan, wonach sein Fleisch begehrte, jetzt hätte er ihm am liebsten nicht einmal das tägliche Brot gegönnt und, einem indischen Büßer gleich, es durch Hunger und Kasteiungen dem Geiste unterworfen. Gellert hatte seine Noth, ihn von diesem verkehrten Wege zurückzubringen, obgleich er sich herzlich seiner ernsten Besserung freuen durfte. Er hatte, seinem Versprechen gemäß, sogleich an den Vater des jungen Mannes geschrieben, und diesen vollständig mit dem Sohne versöhnt, so daß auch dessen äußerliche Verhältnisse durch die reichlichen Spenden des erfreuten Vaters sich nicht nur sorgenlos, sondern sogar glänzend gestalteten. Aber was über seinen Bedarf war, das floß zu Wohlthaten in Gellerts Hand, oder nach seinen Rathschlägen wurde es zur Unterstützung armer Studenten oder Handwerker, deren Gellert stets eine Menge auf seiner Liste hatte, verwendet. Ein Jahr war darüber hingegangen und der junge Mann hatte Gellerts Vertrauen in jeder Hinsicht gerechtfertigt, und sich durch sein ehrliches, treues Wesen und seinen Ernst das Herz seines Retters so gewonnen, daß er sein Liebling geworden war. Aber immer mehr wurde es Gellert klar, daß der für das Leben Wiedergewonnene auf die Weise, wie er sich in übermäßiger Zucht hielt, seinen Leib zerrüttete, und er achtete es für seine Pflicht, ihn auf die rechte Mittelstraße zu weisen. Er führte ihn in die guten, vornehmen Häuser ein, mit denen er selbst verkehrte, beim Vicepräsidenten Lindemann, beim geheimen Conferenzrath Gutschmidt, beim geheimen Kammerrath Wagner und beim Kammerrath Kregel; er machte ihn befreundet mit seinem wackeren Verleger, dem Herrn Reich, Compagnon der Weidmannschen Buchhandlung, und sorgte dafür, daß er von diesem literarische Beschäftigung erhielt. Aber Roß war nicht zur Ruhe und Stetigkeit zu bringen. Hatte er in solchen Gesellschaften seine Abende auf Gellerts Anrathen und Dringen zugebracht, so hielt er es für seine Pflicht, das Versäumte durch Nachtarbeiten wieder einzubringen, und seine hohlen Wangen bezeugten, daß er sich innerlich und äußerlich aufrieb. Gellert sann oft darüber nach, wie ihm zu helfen sei: „Er muß Maß und Ordnung halten lernen," sprach er zu sich selbst, „wie fang ich's an, ihn aus seiner Regellosigkeit herauszubringen?" Eines Tages ging es ihm plötzlich hell auf: „Halt ich hab's! er muß heirathen; die Ehe ist die gottgeordnete Schule, darin solche Wildfänge ein gebundnes, geregeltes

Leben führen lernen, und doch die Bande selbst lieben und gern tragen." Gesagt gethan; als ihn Roß das nächste Mal besuchte, sprach er zu ihm: „Lieber Freund, Sie müssen heirathen!"

„Heirathen? was fällt Ihnen ein, lieber Herr Doctor?"

„Ja, und zwar recht bald, Sie kommen sonst außer Rand und Band. Ihr Herz soll ein zweites Herz glücklich machen und von ihm glücklich gemacht werden. Dazu sind Sie geboren, Sie sollen lieben und andern durch Ihr Beispiel das wahre Glück der Liebe und Tugend lehren."

„Liebster Herr Doctor! das ist nichts für mich, ich passe nicht dazu; ich habe jetzt nur Sinn für höhere Dinge!"

„Das ist thöricht gesprochen; ein Vater, der seine Familie weise regiert und gütig versorgt, ist in meinen Augen ein großer Mann, der nach dem Höchsten trachtet, was er auf Erden erreichen kann. Auch der Weg zum Himmel wandelt sich besser in Gemeinschaft solcher, die man mit sich führt, und mit sich zu führen Pflicht und Beruf hat."

„Mein geliebter Lehrer und Meister, mein Ehrgeiz ist, Ihnen so ähnlich als möglich zu werden, und Sie sind ja auch ehelos geblieben."

„Ja, Gott sei's geklagt, lieber Freund, glauben Sie, daß mein Leben zufriedener sein würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unersetzlichen Fehler nicht begangen hätte!"

„Aber gleich muß es doch nicht sein? Lassen Sie mir Zeit, die Sache reiflich zu überlegen."

„Gern, aber lassen Sie den Lenz Ihrer Jahre nicht einsam verstreichen. Was wollen Sie, Sie sind mit Gottes und Ihres guten Vaters Hilfe ein wohlbestandner Mann, der eine Frau mit Ehren ernähren kann, und wären Sie nicht reich, so haben Sie nun Kenntnisse genug erworben, eine Stelle zur Wirksamkeit sich auszusuchen. Machen Sie bald Anstalt."

„Aber noch habe ich kein Mädchen kennen gelernt, das mein Herz erwärmt und befriedigt. Man kann doch nicht ohne Liebe heirathen. Sie wissen doch selbst, daß es leichter ist, das Ideal einer holden Weiblichkeit in einem Romane zu zeichnen, als in der Wirklichkeit zu finden. Wenn mir ein solches Mädchen im Leben aufstößt, wie Sie dieselben geschildert, da würde ich mich nicht lange besinnen."

„Das glaube ich wohl, mein junger Freund; aber wer mit solchen egoistischen Gedanken an das Freien geht, daß er nur ein Mädchen nehmen will, das ganz aus lauter Vollkommenheiten besteht, an dem er nur Freude und Wohlgefallen, und gar nichts zu tragen hätte, der verdient ein gutes Mädchen gar nicht. Die Frauen haben an uns Männern genug zu tragen, und wir wollten an ihnen nicht das Gleiche thun? Nein, geben und nehmen, tragen und getragen werden, das ist der rechte Ehesegen und gibt ein glückseliges Eheleben."

„Sie haben recht, Herr Professor! Wolan denn, können Sie mir unter unsern Bekannten ein Mädchen zuweisen, das Sie mir als geeignet für mich empfehlen können, so will ich mein Heil versuchen. Was thät' ich nicht, wenn Sie mir's rathen, Sie Retter meiner Seele!"

„Im Augenblicke wüßte ich nicht, was ich Ihnen rathen sollte. Besser ist's, Sie warten, bis Gott Ihnen selbst Herz und Auge für eine Eva öffnet, verschließen Sie aber dann auch beides nicht, wenn er Ihnen ein liebenswürdiges Mädchen in den Weg führt."

Dabei blieb's vor der Hand; Gellert sah sich zwar unter seinen Bekannten weiblichen Geschlechts um, mußte sich aber sagen, daß er für Herrn Roß keine recht Passende wisse, der er die Aufgabe zumuthen möchte, durch ihre Liebenswürdigkeit dieses zwar edle, aber heftige und eigenwillige Gemüth in sanfte Zucht zu nehmen. Herr Roß aber behauptete fort und fort, nichts für sein Herz gefunden zu haben, blieb bei seinen Gewohnheiten und nahm dabei körperlich immer mehr ab, während er geistig und geistlich Gellert durch sein erfreuliches Wachsthum immer mehr ans Herz wuchs.

Das muß anders werden, er muß heraus, er muß reisen, war endlich nach langem Ueberlegen Gellerts Entschluß, den er ihm auch sofort mittheilte. Er forderte Roß auf, eine Reise in die böhmischen Bäder zu machen, die für ihn als Naturforscher so interessant seien, und zugleich die Gelegenheit zu benutzen, dort, wo man wissenschaftlich gebildete Männer suche und brauche, sich nach einem Posten umzusehen, der für ihn geeignet sei, seinem Leben eine sichere Berufsunterlage und dadurch einen festen Halt zu geben.

Bereitwillig ging er darauf ein und kam bald zu Gellert reisefertig, um Abschied zu nehmen. Gellert entließ ihn herzlich, und sagte beim Scheiden: „Lieber Roß, auf der Rückreise könnten Sie Freiberg besuchen und dort die Berg- und Hüttenwerke in Augenschein nehmen. Mein Bruder, der dort Bergrath ist, wird Sie gern überall umherführen. Auch gebe ich Ihnen hier einen Brief an eine sehr liebe Freundin meiner Jugend mit, die dort als Wittwe lebt; suchen Sie dieselbe auf, Sie werden eine freundliche Aufnahme finden, wenn Sie von mir grüßen."

III. Wie die beiden Wildfänge zusammenkommen.

Eines Sonnabends hatte Gellert eine doppelte Einladung für den Nachmittag erhalten, die ihn sehr erfreute. Sein Freund Doles schrieb ihm, daß er eine seiner Oden als Motette componirt habe und heute in der Vesper der Thomaskirche um 2 Uhr aufführen werde; er möchte doch kommen und sehen, wie sich das neue gemeinschaftliche Werk ausnehme. Zu gleicher Zeit traf eine Aufforderung seines Verlegers Herrn Reich ein, diesen Nachmittag bei ihm Kaffee zu trinken, sich aber so einzurichten, daß er gleich einige Stunden bei ihm bleiben könne, um wegen einer nothwendig gewordenen neuen Auflage seiner Fabeln und Erzählungen das Betreffende zu verabreden, und dann des Abends ein frugales Abendbrot mit Weiße und Ernesti bei ihm einzunehmen. Beides ließ sich trefflich vereinigen und versprach dem guten Gellert einen fröhlichen Nachmittag. Da schönes Wetter war, bestellte er seinen Reitknecht mit seinem getreuen Rosse an das Thomaspförtchen, und nachdem er Doles Composition angehört und die daran sich anschließende Betstunde abgewartet, bestieg er seine Schecke, und machte einen kurzen Ritt ums Thor, bis vor die Thür seines Verlegers, wo ihn der Reitknecht erwartete, um ihm sein Rößlein abzunehmen. Nachdem die Geschäfte besorgt waren, setzte er sich mit den genannten Freunden, dem bekannten Verfasser des Kinderfreundes und dem großen theologischen Philologen zum Abendessen in der heitersten Stimmung nieder. War aber bisher das Festprogramm des Tages nach Wunsch eingehalten worden, so sollte der letzte Genuß Gellert nicht zu Theil werden und der Becher der geselligen Freude wurde ihm von den Lippen gerissen. Kaum hatten sich die Freunde um den Tisch gesetzt, als Gellerts Famulus Sauer mit ganz verstörtem Gesichte in das Zimmer stürzte und diesem zurief: „Ach, lieber Herr Professor, Sie müssen schleunigst nach Hause kommen; eben ist Herr Roß zu Ihnen gekommen, sprachlos und wie von Sinnen, wir haben ihn in Ihr Bett gelegt, und Gödicke hat den Dr. Hebenstreit geholt, während ich hierher zu Ihnen gesprungen bin."

Gellert war ganz erschrocken und beeilte sich, Rock und Hut zu nehmen und mit seinem Famulus so schnell ihn seine schwachen Beine trugen und schneller, als seine kranke Brust es ihm eigentlich gestattete, seinem Hause zuzulaufen. Als er in sein Zimmer trat, fand er seinen Hausarzt Dr. Hebenstreit schon beschäftigt um den Kranken; dieser lag starr, anscheinend völlig bewußtlos auf Gellerts Bett, mit stieren Augen um sich blickend. „Was ist hier geschehen, Doctor?" frug er den bedenklich dreinschauenden Arzt, der mit der einen Hand den Puls des Kranken fühlte, während er in der andern seine große goldene Uhr dicht ans Auge hielt.

„Gott weiß, was dem passirt ist," entgegnete der Angeredete, „so viel ist gewiß, daß hier ein heftiges Nervenfieber im Anzug ist. Leider bin ich außer Stande, den Kranken selbst zu examiniren, da er auf keine Rede Antwort gibt; bisher hat er erst ein einziges Mal convulsivisch aufgelacht."

„Ist denn gar nichts zu thun?"

„Vor der Hand nichts, als den Kranken warm zu halten; wenn er begehren sollte, etwas zu genießen, halten Sie etwas Beruhigendes bereit, etwa Limonade, oder ich will Ihnen etwas aufschreiben, was Sie ihm in ein Glas Wasser schütten können. Es scheint eine furchtbare Aufregung zu sein. Morgen wird sich wohl etwas Sichereres herausstellen."

Damit nahm der vielbeschäftigte Arzt Abschied, und Gellert setzte sich dem Kranken gegenüber ans Bett, nahm dessen Hand in die seinige und wartete mit ängstlicher Sehnsucht auf ein Zeichen des rückkehrenden Bewußtseins. Umsonst, der Patient blieb starr und gleichgültig liegen, wie er lag, antwortete auf keine Frage und stieß nur in Absätzen eine grausige Art convulsivischen Gelächters aus.

Erst lange nach Mitternacht ermahnten die beiden besorgten Famuli Gellerten, sich in ein, im Nebenzimmer schleunigst von der Wirthin hergestelltes Interimsbett zu legen, wo er auch aus Ermattung bald in einen unruhigen Schlaf verfiel. Aber schon vor 5 Uhr stand der getreue Gödicke an seinem Lager und weckte ihn.

„Seien Sie nicht ungehalten, Herr Professor, aber Sie haben be-

fohlen Sie zu rufen, sobald sich im Verhalten des Kranken eine Aenderung zeige. Er ist jetzt ganz anders, er tobt mit den Händen umher, schlägt sich auf die Brust und auf den Kopf, weint zuweilen wie ein Kind, und wirft sich umher, daß wir ihn kaum im Bette erhalten können. Und dabei schreit er in einem fort: „Liebe Doris! süße Doris! grausame Doris!“ und ergeht sich in Bitten ihn nicht zu verstoßen, oder in Vorwürfen über die Kälte dieser Doris.“

Ein Blitz, der neben seinem Bette eingeschlagen, hätte Gellerten nicht heftiger erschrecken können, als diese Worte seines Famulus. Er war mit einem Sprunge aus dem Bette und ließ sich ankleiden, wobei er laut vor sich hin monologisirte.

„Also das ist der Grund. Hinc illae lacrimae! O mein Gott, die beiden Wildfänge sind aneinander gerathen, und Gott weiß was daraus werden soll. Ja, ja, das ist sein altes heftiges Wesen, in alles stürzt er Hals über Kopf hinein, auch in die Liebe. Und ich Unglückseliger habe dazu die Veranlassung geben müssen. Wo hatte ich nur meine Gedanken, als ich ihm den Brief gab, dacht' ich doch gar nicht an das unglückliche Mädchen. O ich Thor! Pulver so nahe ans Feuer zu bringen. O, mein Gott, was soll das geben? Die beiden sind wahrhaftig nicht für einander gemacht, die schwärmen und toben sich in vier Wochen in die andre Welt.“

Unter solchen Betrachtungen war er in seine Morgenkleider hinein, und begab sich nun in die Krankenstube, um das Unglück mit eignen Augen zu beschauen. Es war wie Gödicke gesagt hatte, die heftigsten Ausrufe und Liebesbetheurungen wechselten mit zärtlichen Klagen und Ausbrüchen der Verzweiflung. Für seine Umgebungen hatte der Kranke kein Auge und Ohr, was man ihm vorhielt, was man ihn fragte, erneute tobende Ausbrüche der Fieberphantasien waren die einzigen Antworten. Und so blieb es den ganzen Vormittag, in der Frühe kam der Arzt, war aber eben so wenig, wie gestern, im Stande, etwas zu thun, nur beruhigende Arzneien verschrieb er, und versprach, Nachmittag ein Paar Stunden bei dem Patienten zu bleiben und ihn eingehender zu beobachten.

Das Mittagsessen war für Gellert natürlich ein völlig gestörtes, er ging ungern, auch nur auf kurze Zeit, aus dem Krankenzimmer, und versuchte, wie wohl gänzlich ohne Erfolg, sich dem Tobenden bekannt und verständlich zu machen. Nach dem Essen kam der Arzt, und Gellert theilte ihm nun ausführlich seine Vermuthung mit, daß der Kranke sich mit seiner gewohnten Heftigkeit in ein junges Mädchen verliebt und wahrscheinlich keins oder nicht das erwünschte Entgegenkommen gefunden; dies und die vorangegangene Aufreibung seiner leiblichen und geistigen Kräfte durch Selbstquälerei und übertriebenes Studium möchten wohl den gegenwärtigen Zustand herbeigeführt haben.

„Na,“ sagte der Doctor, „das gibt mir fast einige Hoffnung, dergleichen Paroxismen pflegen einen schnellen Verlauf zu haben. Wenn wir ihm nur eine Stunde Schlaf verschaffen könnten, darauf muß jetzt unser ganzes Streben gehen, denn ich fürchte, das Gehirn hält diese Spannung nicht lange mehr aus, und wir haben einen Schlagfluß zu besorgen. Ich will ihm zwar eine dahin wirkende Medicin geben, aber sie wird nicht anschlagen, wenn es Ihnen nicht gelingt, diesen Gedankensturm ein wenig zur Ruhe zu bringen. Versuchen Sie Ihr Heil, Professor, Ihre Stimme hatte ja sonst bei ihm viel Gewicht.“

Der gute Gellert that sein Möglichstes im Zureden, und verfuhr mit ihm, wie eine Mutter mit einem kleinen schreienden Kinde, aber umsonst. Das Toben und Durcheinanderreden nahm kein Ende. Trostlos blickte der besorgte Pfleger auf den Arzt, der bedenklich den Kopf schüttelte. Auf einmal fuhr der Kranke leidenschaftlicher als je auf: „Doris, ich muß Sie sehen; nur einen Augenblick lassen Sie mich Ihre Hand fassen. Ich bin Ihrer nicht werth, aber Sie dürfen mich nicht zurückstoßen, ich liebe Sie so sehr, ach nur ein Wort, und ich will stille sein, wie ein Kind.“ Dabei warf sich der Phantasirende herum, und weinte und schrie, und schlug sich die Brust zum Erbarmen.

„Gellert, wir müssen das Aeußerste versuchen,“ sagte der Doctor, „lassen Sie sich von Ihrer Wirthin einen Rock und eine Mütze geben, und spielen Sie die Doris. Mitunter gelingt es, solche Kranke durch Eingehen auf ihre Phantasien zu täuschen und zu beruhigen.“

„Mein Gott,“ sagte Gellert, „was muthen Sie mir zu, Doctor. Ich soll mich verkleiden? Wie können Sie denken, daß er mein altes Runzelgesicht für die blühende Doris halten wird?“

„Ich habe noch sonderbarere Dinge erlebt, lieber Gellert, jedenfalls ist die Sache eines Versuchs werth, und wenn Sie den Kranken lieben, zögern Sie nicht, hier steht Leben und Tod auf dem Spiele.“

(Schluß folgt.)

Wanderung durch Deutschlands Bauwerke.

Das Münster von Freiburg.

Eines schöneren Sommermorgens erinnere ich mich nicht, als der war, an dem ich Mitsommer 1852 mit meinem kunstverständigen Freunde B. von Heidelberg nach Freiburg fuhr. Wir waren damals die äußersten Gegensätze; er um mehrere Jahre älter und reifer, ein Kind des Nordens, besonnen und ruhig, damals schon ein tüchtiger Kenner aller Kunst, besonders des Mittelalters; ich dem Studium des klassischen Alterthums frisch und freudig hingegeben, schwärmend für alles Antike, kritiklos allem abhold, was nicht seinen Stempel trug. Ich hatte oft meinen Freund, mit dem ich übrigens durch Bande tieferer Natur innig verbunden war, um seiner obscuren Neigungen willen auf die Folter gespannt und mehr als billig in der Langmuth geübt, als er eines Morgens auf mein Zimmer kam und mich einlud, ihn auf einer für seine Studien wichtigen Tour zu begleiten.

„Ich wette, Dich zieht's nach Speier und Worms“, sagte ich lachend, nachdem ich seinen Vorschlag vernommen hatte. „Fehlgeschossen! Freiburg ist mein Ziel und wenn's gut geht, Basel und Straßburg. Ich schlage Dir die Mitreise vor und wette dagegen, daß Dir bei dieser Gelegenheit über Deine Geringschätzung mittelalterlicher Kunst ein anderer Kopf wachsen wird.“

Mit Freuden ergriff ich den Vorschlag, schon um des lieben Freundes willen, vielleicht wirkte auch ein geheimer Zug nach jenen Denkmälern deutscher Kunst, die ich damals in klassischem Dünkel verschmähte, weil mir das Verständniß dessen fehlte, was bei allem Unerfreulichen, Ungefügen, doch des Mittelalters eigentliche Seele bildet, des christlich-germanischen Geistes.

So wurden wir bald einig und der nächste wolkenlose Sommertag sah uns frisch und voll Wanderlust dem Oberlande zufahren. Wie leuchtete des Freundes Antlitz, als wir den großen Bogen beschrieben, den die Bahn kurz vor Freiburg noch zurückzulegen hat, und aus dem blauen Duft der Ferne tauchte in deutlich umschriebener dunkler Skizze das Münster hervor. „Da ist es,“ sagte mein Freund mit dem Ausdruck inniger Freude, und seine Freude steckte mich an; ich freute mich mit ihm, und je näher wir kamen, — manchmal schien es, als drehte es sich, um sich uns von allen Seiten zu zeigen — desto deutlicher sonderten sich die einzelnen Bestandtheile zu klaren Massen ab; der 385 Fuß hohe Thurm mit seiner unvergleichlichen Pyramide, das 340 Fuß lange, an den dem Chor zuliegenden Winkeln des Kreuzschiffes mit kräftigen Thürmen flankirte Langhaus lockte mit fast zauberischer Gewalt, und nach Verfluß einer kleinen halben Stunde standen wir bereits am Ziel unserer Reise.

Ich kann es nicht läugnen, der erste Eindruck, den das Gebäude auf mich machte, war ein überwältigender und ich bat im stillen meinem Freunde manchen Spott ab, mit dem ich ihn vielleicht gekränkt haben mochte; ich bedurfte der Sammlung, ehe ich mich einigermaßen zurechtgefunden. „Fang hinten an,“ sagte er zu mir, „und sieh genau zu. So sehr das Ganze den Eindruck des Einheitlichen macht, so wirst Du doch bald beträchtliche Unterschiede bemerken, sowohl in der Gruppirung der einzelnen Bautheile, als auch in den Details.“ Ich faßte zunächst den Chor ins Auge. Er überragt um etwas das Langhaus und unterscheidet sich von den ihn flankirenden Thürmen und den Kreuzschiffsfaçaden durch größeren Reichthum der Formen, entwickeltere Detailbildung an den Strebebögen und Fialen, größere Mannigfaltigkeit, ja eine gewisse Unruhe in den Maßwerkfüllungen der Fenstergiebel. „Er stammt aus der spätesten Zeit des Baues,“ erläuterte mein Freund; „er ist wahrscheinlich um 1354 gegründet, mit Unterbrechungen ungefähr 1500 vollendet und 1513 geweiht. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß dieser Chor der einzige ist, den



Das Freiburger Münster.
Originalzeichnung von C. Sprosse.

die Kirche erlebt; wahrscheinlich trat er an die Stelle eines älteren, dem Styl des Querschiffes angehörigen, der aber, dem Geist der Zeit nicht mehr zusagend, dem neuen Geschmack zum Opfer fiel."

Wirklich ist auch der Unterschied zwischen den Formen des Chores und denen des Querschiffs ein sehr bedeutender. Zwei Jahrhunderte wenigstens liegen zwischen beiden. Die Rundfenster, welche die Kreuzschifffaçaden zieren, der Rundbogenfries, der an den in mäßig spitzem Winkel construirten Giebeln hinläuft, die triforienartig unter den Rosen sich öffnenden Rundbogenfenster sprechen deutlich die Sprache des 12. Jahrhunderts, das in seiner ersten Hälfte jenen spätromanischen Styl aufweist, wie er an den ältesten Theilen unserer süddeutschen Dome sich vielfach findet und lebhaft an die gleichzeitig in Frankreich entstehenden Meisterwerke der Architektur erinnert.

Gleichwohl stört dieser Unterschied nicht; gerade an den Façaden des Querschiffes thut der einfachere, in seinen Formen klarere romanische Styl der Uebergangsperiode wohl; das Auge ruht aus und sammelt neue Kraft zur Betrachtung der folgenden Theile. Die leeren Winkel des Chors und Querschiffs füllen zwei ritterlich emporstrebende Thürme, die in ihrer Gliederung dem Styl des Querschiffes verwandt, ihrer Anlage nach höchst wahrscheinlich der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören.

„Beachte nun die wundervolle südliche Langseite", sagte mein Freund beim Weitergehen, „Du wirst Dich dem Eindrucke nicht entziehen können, daß klassische Formen nicht allein in Hellas und Rom zu finden sind, sondern auch die vielgeschmähte Gothik ihr schönes Ebenmaß, ihre vollendete Harmonie, ihr originales schöpferisches Princip hat. Sieh, wie die sechs Strebepfeiler mit männlicher Tragkraft wie schützende Arme die Bögen nach der Wand des Mittelschiffes spannen, unter Baldachinen tragen sie heilige Gestalten und sind oben mit reichen Fialen geschmückt."

„Der Eindruck ist bedeutend," erwiderte ich ihm, „und besonders scheinen mir die mit Maßwerkfüllung zierlich gearbeiteten Galerien an den Seitenschiffen und dem Langhaus den sonst vielleicht allzumächtigen Charakter freundlich zu mildern."

Mit wachsender Lust sah mein Freund meine Theilnahme an der ihm so theuren Kunst des Mittelalters steigen. Wir standen lange, und mit Interesse hörte ich ihm zu, wie er aus den vor uns entfalteten Bauformen eine kurze Geschichte der mittelalterlichen Architektur entwickelte, die mich allerdings in ungeahnte Herrlichkeiten deutscher Art und Kunst hineinblicken ließ.

Mit dem Eifer des Bekehrten folgte ich ihm, als er weiterging, immer noch erzählend. Nach einiger Zeit stand er still und wandte sich um mit den Worten: „Und nun gestehe, Zweifler, ob es etwas Schöneres, Herrlicheres gibt!" Wir standen so, daß wir den Thurm in seiner vollen Gestalt und perspectivisch die südliche Langseite im Auge hatten. Ich sah ihn nun mit anderen Augen an als eine Stunde zuvor.

In wunderbarer Kühnheit wächst der Thurmriese zu der Höhe von 385 Fuß auf; aber zugleich im schönsten Ebenmaß. Majestätisch lagert der quadrate Unterbau vor dem Langhaus; in klarer Durchsichtigkeit und kühnem Schwung erhebt sich auf ihm das Oktogon in der freiesten, durch kein Mauerwerk belästigten Weise; sich verjüngende Strebepfeiler, mit zierlichen Fialen geschmückt, fassen in ihrer Mitte acht mit Spitzgiebeln gekrönte Fenster, aus deren Krone die im glücklichsten Winkel gedachte und ausgeführte Pyramide hervorwächst. Sie besteht aus acht in der Kreuzblume sich zusammenfassenden Steinrippen, zwischen welchen kreisförmig sich verjüngendes Maßwerk der zierlichsten Form bis zu der fernsten Spitze sich fortsetzt.

Bewunderung, innige herzliche Freude ließen mich lange nicht zu Worte kommen. Große geschichtliche Erinnerungen traten mir vor die Seele. Jene kühnen Heldengeschlechter, zugleich in ritterlichen Waffenthaten und hingebender Selbstverleugnung groß, zogen an mir vorüber, voran jener edle Herzog Berthold von Zähringen, der um das Jahr 1120 zuerst den Plan der Gründung des Münsters gefaßt haben soll; dann die wackeren Fürstenberger, die Freiburgs Blüthezeit herbeigeführt und an seinem schönsten Schmuck über hundert Jahre mitgearbeitet. Auch Erwins edle Künstlergestalt fehlte nicht in dem Reigen; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß er wenigstens beim Bau des Langhauses mit thätig gewesen. Fast ein halbes Jahrtausend hat seine Schriftzüge in das steinerne Denkmal gegraben, und wir sind nicht müde geworden, die noch ungelösten Räthsel seiner Charaktere zu entziffern.

Es war Mittag geworden. Nach kurzer Rast eilten wir zurück, das Innere zu besuchen. Gleich beim Hauptportal im Innenraum des Thurms hatte ich viel zu fragen. In siebenfacher Abstufung verengt sich dasselbe bis zum spitzbogigen Innenthore und ist mit reichem bildnerischen Schmuck geziert. „Hier," sagte mein Freund, „hat das Mittelalter seine tiefsinnigsten Gedanken ausgesprochen, und wenn uns Dante mit wunderbarer Gewalt durch den Tiefsinn seines einzigen Gedichtes fesselt und wir bei ihm die ganze Weltanschauung des christlichen Mittelalters wiederfinden, so hast Du auch hier eine divina commedia vor Dir, in Stein gehauen. Die Geschichte der Versöhnung und Erlösung des Menschengeschlechts bis zum Abschluß der Weltgeschichte im jüngsten Gericht, das Du dort im Tympanum über dem Innenthore siehst."

„Du wirst nun freilich," fuhr mein Freund fort, „eine Parallele ziehen zwischen dem Giebelfeld des Parthenon und den Skulpturen, die Du hier siehst, und wirst wohl Recht behalten, wenn Du ihnen klassische Schönheit absprichst. Die Körperbildung läßt wohl viel zu wünschen übrig; die Bewegungen der Figuren, oder besser, ihre Ruhe ist steif und ungelenk, die Symbolik wiegt vor, ja sie beherrscht alles."

„Das dacht' ich wohl alles auch," versetzte ich, „allein ich weiß, daß zur Zeit des Aufblühens der Architektur die Skulptur ihre ersten Schritte zu thun pflegt und begreife vollkommen, daß das christliche Mittelalter aus inneren Gründen dieser Kunst überhaupt ferner stand, als ihren beiden Schwestern. Immerhin finde ich alles charakteristisch und bedeutungsvoll."

„Das Innere wird Dich vielleicht weniger anmuthen," meinte der Freund, als wir eintraten, „doch will ich Deinem Urtheil nicht vorgreifen." Ich sah mich sorgfältig um. Bald legte sich mir die Anordnung des Grundplans ziemlich deutlich vor Augen. „Es ist nicht zu leugnen," sagte ich, „wenn man durch ein hingebendes Betrachten des wundervollen Thurmes ein Bild jenes reichen Styls in sich aufgenommen, dem er angehört, so findet man beim ersten Blick das Innere bis zu dem einer späteren Zeit angehörenden Chor etwas nüchtern und massenhaft. Die Pfeiler entbehren noch der reichen Gliederung der späteren Zeit, die Wände des Mittelschiffs drücken etwas schwer auf ihre Pfeiler, sind auch nicht genug gegliedert, um gefällig zu sein. Dennoch ist der Eindruck ein ungemein erhebender, die Verhältnisse sind edel und groß." „Und nun sieh hinaus," sagte mein Freund, „wie frei und luftig der schöne, helle Chor sich anschließt. Obgleich aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammend, hat er noch durchaus edle Formen und, im ganzen betrachtet, fällt die Eigenthümlichkeit nicht störend auf, daß die Mittellinie des Langhauses nicht auf eine Horizontalwand des Chorschlusses, sondern auf eine von zwei Capellen gebildete Scheidewand trifft. Es ist, als löste sich das im Langhaus noch streng gebundene Leben mit einem Male im Chor in eine reiche Mannigfaltigkeit, wie in der Blüthe erst das in der übrigen Pflanze gefesselte organische Leben zur Entfaltung kommt und in reichem Wechsel von Form und Farbe sich ausspricht."

Wie dankbar war ich dem Freunde für seine Aufforderung, ihn zu begleiten! Je mehr ich den Geist, der hier redete, auf mich wirken ließ, je mehr ich an Verständniß wuchs, desto lebhafter fühlte ich in mir das Bedürfniß, das Neugewonnene mit dem mir längst Liebgewesenen zu versöhnen.

Ich theilte meine Ansicht dem Freunde mit. „Du wirst es wohl müssen," sagte er, „willst Du anders nicht in einem Zustande inneren Unbehagens bleiben. Antik und christlich sind freilich Gegensätze und werden es auch bleiben; allein wenn Du im Alterthum die nach dem Heil suchende Menschheit zu erkennen vermagst, so wirst Du auch in seiner Religion und in seiner Kunst Elemente finden, die bei aller äußeren Verschiedenheit doch eine tiefe innere Verwandtschaft erkennen lassen mit der Kunstentwickelung, wie sie sich unter dem Einfluß des Christenthums gestaltet hat. Der antike Tempel war das Haus des Gottes, die Cella, in der er Wohnung genommen. Der christlich-germanische Dom ist der steinerne Mikrokosmus, den der Ewige erfüllt mit seiner Herrlichkeit, als der Herr des Himmels und der Erde, aber auch als das Haupt seines Leibes, nämlich der Gemeine."

Tief angeregt schieden wir für heute. Die Sonne sank und mit unaussprechlicher Freude sahen wir vom Schloßberg aus, der hinter dem Münster sich erhebt, den Wunderbau im Glanz der Abendsonne. Wir konnten uns nicht trennen von dem lieblichen Punkt und blieben, bis tiefe Dämmerung Stadt und Land in ihren Schleier gehüllt und endlich der aufgehende Mond neues Licht und neuen Zauber drüber ausgoß.

Frommel.

Scenen aus der Fremdenlegion in Afrika.*)

Nach eigenen Eclebnissen erzählt.

II. Von der Anwerbung bis zum Sergeanten.

Sehr wenig würde es den Leser interessiren, die traurigen Familienereignisse zu erfahren, welche mich vor meinem zwanzigsten Jahre von einer deutschen Hochschule in die Reihen des ersten Regimentes der Fremdenlegion führten. Am 21. August 1846 unterzeichnete ich in Nancy eine Capitulation, die mich für fünf Jahre an die französische Armee fesselte.

Nachdem ich diesen bedeutungsvollen Schritt nach reiflicher Ueberlegung gethan, mit der festesten Ueberzeugung, daß mir kein andrer übrig blieb, begegnete mir, was man gewöhnlich „Ironie des Schicksals“ zu nennen pflegt; denn kaum waren vierundzwanzig Stunden nach meiner Anwerbung verflossen, als es mir wie ein Schleier von den Augen fiel und Briefe aus der Heimat mir bewiesen, daß hunderte von andren Wegen mir offen gestanden hätten, z. B. der so einfache, ganz ruhig auf der Hochschule zu bleiben und meine Studien fortzusetzen, an den ich in der ersten Aufwallung der Verzweiflung gar nicht gedacht hatte.

So geschah es, daß, als ich am folgenden Tage auf der Monturkammer eingekleidet und von da durch einen Unterofficier nach der Caserne geführt wurde, in welcher die Neuangeworbenen des Marschbefehls nach Toulon oder Marseille harrten, ich mehr einem armen Sünder glich, den man ins Gefängniß brachte, als einem Jüngling, der sich das s. g. „freie und lustige Soldatenleben“ als Lebensberuf erwählt hatte.

Zehn bis zwölf außer mir angeworbene Rekruten waren schon in der Caserne und empfingen mich mit jubelndem Hurrah. Der Anblick derselben war keineswegs geeignet, meine schwermüthige Stimmung zu verscheuchen.

Der Kern der Gesellschaft, der ich beitreten mußte, bestand aus fünf Deserteuren der Frankfurter Stadtmiliz, welchen es gelungen war, mit Waffen und Gepäck bis zur Grenze zu kommen und sich dort von den französischen Behörden anwerben zu lassen. Diese als „erfahrene Krieger“ und in allen Fragen und Thaten eng zusammenhaltend, beherrschten despotisch die andern und hatten natürlich den größten Mund. Dann kamen fünf bis sechs Preußen, welche den am Rhein liegenden Regimentern, meistentheils aus Trier und aus Luxemburg desertirt waren, einige bairische Deserteure, kurz, in der ganzen Gesellschaft, der ich anzugehören das Vergnügen hatte, befanden sich nur drei, die keinen Fahnen entlaufen waren; ein Dresdner Buchbindergeselle, Namens Biedermann, ich und ein blutjunger Berliner, ein Israelit, welcher Meyer hieß.

Daß wir drei die Zielscheibe der Witze, Spöttereien und sogar der Mißhandlungen unserer Kameraden waren, wird den Leser wenig erstaunen; denn wir waren ja im vollsten Sinne des Wortes Rekruten, während jene sich etwas darauf einbildeten, gedient und endlich den deutschen „Gamaschendienst“ mit dem „freien afrikanischen Soldatenleben“ vertauscht zu haben. In ihrem Verhältniß zu uns fand jedoch eine gewisse Steigerung statt; denn sie behandelten Biedermann noch so leidlich, mich zwar schlecht, doch erträglich, den armen Meyer abee auf eine entsetzliche Art und Weise. Er war der wahre Sündenbock dieses saubren Corps. Er wurde gezwungen, alle Bestellungen, oft die unangeneh usten, zu verrichten, er mußte allen andren jene Dienste, die mir unmöglich sind zu beschreiben, leisten, e r bekam die größten Schimpfwörter, die gröbsten Schmähungen, die ärgsten Mißhandlungen; e r endlich wurde stets von den andren als Thäter denuncirt, wenn die uns bewachenden Unterofficiere irgend ein Vergehen zu bestrafen hatten.

Ich habe viele Länder gesehen, viele Leute beobachtet, viele Gesellschaften studirt, jedoch nirgends und niemals habe ich einen ungerechteren, einen wirklich oft so empörenden Judenhaß gesehen, als den, welcher vor zwanzig Jahren noch in den weniger gebildeten Classen unseres Vaterlandes existirte. Meyer war unfähig, einer Fliege etwas zu Leide zu thun, und doch war er den wirklich unerträglichen Plagen von Seiten seiner Kameraden fortwährend ausgesetzt, und lediglich deshalb, weil er ei.i „Jude“ war! Ich habe selten einen schweigsameren Menschen als ihn gesehn! Er ließ sich alles gefallen, alles mit sich machen, ohne eine Wort, ohne einen Laut der Klage hören zu lassen. Er war kaum achtzehn Jahre alt, sehr schmächtig von Figur, und auf seinen regelmäßigen Zügen konnte man die Keime jener furchtbaren Brustkrankheit, die nie verzeiht, deutlich lesen. Ich interessirte mich im höchsten Grade für diesen Leidensgefährten und that alles, was mir nur irgend möglich war, um ihm sein hartes Loos zu erleichtern; doch es half mir nichts; denn einmal verdarb ich es dadurch ganz und gar mit den andren, und überdem gelang es mir nicht im geringsten das Vertrauen Meyers zu erwerben. Manchmal sah er mich groß an, wenn ich für ihn in die Schranken trat; es schien ihm das ganz unbegreiflich, doch das war alles! Als ich ihn eines Tages mit blutendem Gesicht sah, bat, beschwor ich ihn, sich beim Officier des Tages zu beklagen, doch er verweigerte es standhaft und sagte dem wachthabenden Unterofficier, welcher ihn nach der Ursache seines zerschlagenen Gesichtes fragte, daß er in der Dunkelheit gefallen wäre. Diese wahrhaft fabelhafte Geduld des armen Jungen war weit entfernt, seine Peiniger zu entwaffnen, im Gegentheil, sie spornte sie immermehr an, ihn zu quälen, zu martern.

Eines Tages jedoch war das Maß voll, und ich hätte es mir ewig vorgeworfen, wenn ich nicht energisch dabei eingeschritten wäre; denn die Rohheit jener Halunken konnte dem Unglücklichen bei der nächsten Gelegenheit das Leben kosten. Einer der Frankfurter nämlich hatte vorgeschlagen, sich ein neues Vergnügen zu bereiten und ein bischen „Prellen zu spielen.“ Diejenigen der Leser, welche Don Quixote gelesen haben, werden sich dieses „Vergnügens“, das sich die Mauleseltreiber mit dem unsterblichen Knappen Sancho Pansa machten, wohl entsinnen; jedoch die castilianischen Bauern waren viel menschlicher, als die neuen Soldaten der Fremdenlegion; denn jene machten sich ihr Vergnügen im Freien, während diese es in einem Zimmer veranstalteten. Meyer wurde in eine wollne Decke gelegt, welche von acht bis zehn Mann gehalten wurde, und ruckweise in die Höhe geschnellt. Nach und nach vermehrte sich die Schwungkraft, und kaum waren einige Minuten vergangen, als der Arme bei jedem Schwunge mit irgend einem Gliede an die Decke des Zimmers anschlug. Er rief nicht, er schrie nicht; nur als jene Elenden endlich müde wurden und aus vollem Halse lachten, wunderte es sie, daß er nicht aufstehen wollte; sie suchten ihn mit Fußtritten dazu zu bewegen; doch der Arme fühlte nichts mehr, schon seit langer Zeit war er ohnmächtig!

Man sollte es kaum glauben; sogar am nächsten Tage, als Biedermann und ich in ihn drangen, sich zu beklagen, verweigerte er es beharrlich; und da blieb mir dann natürlich weiter nichts übrig, als es selbst zu thun.

Doch auch ich wählte einen Umweg, um zu meinem Ziele zu gelangen; denn von den französischen Officieren war wenig Gerechtigkeit zu erwarten; wir galten in Bausch und Bogen bei ihnen für Deserteure, und es mag nun sein, wie es will, einem ehrenwerthen Soldaten wird es schwer, wenn nicht unmöglich, seinen Widerwillen einem Eidbrüchigen, welcher die Uniform trägt, die für ihn das Symbol der Ehre und des Vaterlandes ist, die geringste Sympathie zu schenken. Ich hatte zufälliger Weise die Adresse eines protestantischen Geistlichen in Nancy erfahren und beschloß dessen Hilfe für Meyer in Anspruch zu nehmen. So abenteuerlich diese Idee auch manchem Leser erscheinen mag, so danke ich ihr doch einen vollständigen Erfolg. Einige Tage nach Abgang des Briefes, den ich an den Prediger geschrieben, und in welchem ich ihm das Ganze auseinandersetzte, ließ mich der Obrist des 51. Regimentes, der die Oberaufsicht über das Depot der Fremdenlegion führte, zu sich rufen. Er befand sich in Gesellschaft eines geistlichen Herrn, den ich nach einigen Worten als den Prediger erkannte, an den ich geschrieben hatte. Zuerst erhielt ich vom Obristen eine scharfe Zurechtweisung, daß ich mich nicht an ihn gewendet hätte, doch als ich ihm frei und offen, wie vorhin dem Leser, meine Gründe mittheilte, lächelte er und meinte, daß es mir dieses Mal so hingehen sollte, ich möchte aber um meines eignen Wohles nicht vergessen, daß Officiere Einmischungen von Civilpersonen in die inneren Angelegenheiten des Regimentes nicht gerne

*) Vgl. Nr. 18.

sähen. Dann mußte ich ihm die ganze Sache noch einmal erzählen und wurde mit der Ermahnung, mich gut zu betragen, gnädig entlassen. Der Prediger folgte mir bis zur Thüre, drückte mir recht herzlich die Hand und dankte mir, daß ich dies Vertrauen zu ihm, oder vielmehr zu seinem Stande gehabt hätte.

„Gott ist gnädig und barmherzig, aber auch gerecht;" sagte er zu mir, „auch die Blinden im Geiste sind seine Kinder und der Sehende ist doppelt schuldig, wenn er seinem blinden Bruder nicht mit Güte entgegenkommt!"

Am nächsten Morgen wurde Meyer eine Marschroute gegeben mit dem Befehle, nach Toulon zu marschiren, wo er sich an einem bestimmten Tage einzufinden habe. Endlich sah ich doch einmal ein andres Zeichen als das einer vollständigen Gleichgültigkeit auf seinem bleichen Gesichte, es war das einer aufrichtigen Freude: sich so unverhofft von seinen Peinigern befreit zu sehen. Er sagte allen Lebewohl; als er zu mir herankam, schien er mir etwas Besonderes noch sagen zu wollen, doch besann er sich plötzlich eines anderen und folgte dem ihn begleitenden Sergeanten.

Nach der Abreise Meyers wurde den Deserteuren das Leben arg sauer gemacht; man zwang sie, jeden Morgen die Caserne zu reinigen, und für das kleinste Vergehen bekamen sie die härtesten Strafen. Biedermann wurde als Ordonnanz bei einem Feldwebel bestellt und ich, da ich gut Französisch sprach, arbeitete im Büreau des Zahlmeisters und erwarb mir hier die später für mich so nützlichen Kenntnisse des Militairrechnungswesens.

Niemals haben die andren in Erfahrung gebracht, daß ihre üble Behandlung des jungen Meyer die eigentliche Schuld ihrer wirklich jammervollen Lage in der Caserne von Nancy war; es hätte mir auch theuer zu stehen kommen können! Der Colonel übte strenge Gerechtigkeit; die neu Hinzukommenden wurden so behandelt, wie die andren ehedem, aber während der drei Monate, die wir noch in Nancy blieben, hatten jene stets denselben strengen und widerlichen Dienst der Reinigung der Caserne.

Sie schrieen, schimpften und beklagten sich und wurden von neuem bestraft; nichts half; sie mußten aushalten, und hatten es auch wahrhaftig an dem armen Meyer verdient.

Endlich nahte sich der von uns so heiß und so lang ersehnte Tag unsres Abganges nach Afrika. Wir waren bis zu einem Detachement von 80 Mann herangewachsen und verließen am ersten December, einem schneidend kalten Wintertage, Nancy, um den Marsch nach Toulon, d. h. durch ganz Frankreich, anzutreten. Dreiunddreißig Tage waren für diesen Marsch festgesetzt, und wir erhielten als Verpflegung täglich eilf sous (beinahe 4 Sgr.), eine Ration Brot und freie Wohnung in den Etappendörfern oder Städten, in denen wir übernachteten. Wir waren zu je zweien vereinigt, um sowohl Wohnung als auch Brotrationen zusammen zu erhalten, und diese Vereinigung geschah, wie es der Zufall oder vielmehr die alphabetische Namensliste des Detachements gerade fügte. Aus besonderer Begünstigung hatte man mir erlaubt, mir meinen Kameraden für den langen Marsch auszuwählen, und diese Wahl war schnell getroffen, denn schon seit einem Monate hatte ich einen Mann unter den Neuangeworbenen ganz besonders liebgewonnen.

Er hieß Paul von M* und war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, wie ich ein Norddeutscher, hatte Deutschland, wie ich, unglücklicher Familienverhältnisse halber verlassen und war gleich mir auf den unglückseligen Gedanken gekommen, daß man sich in der Fremdenlegion eine neue, glückliche und einem abenteuerlichen Geiste entsprechende Zukunft gründen könne. Ueber unsre beiderseitigen Familienverhältnisse hatten wir nie gesprochen, aber bei unsrem ersten Zusammentreffen hatten wir gleich gefühlt, daß wir in der Wüste unsrer Umgebung in einander eine Oase gefunden hätten, und seit dem Augenblicke hatten wir unsren Freundschaftsbund geschlossen.

Ich habe nicht viel von diesem recht interessanten Marsche zu erzählen; die Episoden des Soldatenlebens im Frieden sind nicht so reich an Ereignissen, wie man es sich etwa denken mag; nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß sich unsere Vorgänger auf dem Wege dermaßen unwürdig betragen hatten, daß die Bürger der Ortschaften, in denen wir übernachteten, lieber die größten Summen zahlten, als daß sie uns den Zutritt in ihr Haus gestattet hätten, und wenn wir dieses manchmal nicht annehmen konnten oder wollten, war es wirklich ergötzlich, das Erstaunen der Burgunder oder provencalischen Bauern und Bürger zu sehen, wenn sie an uns die Wahrnehmung machten, daß es auch einige Soldaten der Fremdenlegion gäbe, bei denen der Anstand noch nicht verloren gegangen sei. Es ist wahr, daß Paul und ich einen großen Vortheil vor allen unsren Kameraden hatten, wir sprachen beide fließend französisch und ich besorgte all die Schreibereien des Feldwebels, welcher unser Detachement bis Toulon commandirte. Dies hatte zur Folge, daß wir stets von ihm gute Logisbillete erhielten und uns mit unsren Wirthen auch verständigen konnten.

Eines Tages lagen wir in Montelimart bei einem Pachter im Quartier, welcher ein solches Wohlgefallen an uns fand, daß er uns vorschlug, — zu desertiren!

„Geht nach eurer Heimat zurück, Kinder," sagte der brave Mann; „ich weiß nicht, was ihr dort begangen habt und brauch' es auch nicht zu wissen; aber glaubt mir Kinder, ich bin neun Jahre in Afrika gewesen und kenne das Land und die Fremdenlegion, ich sage euch, geht nach Hause, laßt euch ins Gefängniß, ins Zuchthaus stecken, darbet vor Hunger, immer noch besser, als in der Fremdenlegion zu verkommen!"

Der gute Mann wollte uns keinen Glauben schenken, als wir ihm die Versicherung gaben, daß wir in Deutschland wirklich nichts verbrochen hätten. Es war ihm unmöglich, sich eine Vorstellung von einem Soldaten der Fremdenlegion zu machen, der nicht wenigstens ein Deserteur wäre. Er fuhr fort, uns unser Leben in Afrika mit so grellen Farben zu schildern, daß uns wirklich ganz Angst wurde.

„Ich kann euch einen Fußweg von hier bis zur Schweizergrenze zeigen," schloß er seine Ermahnung, „auf dem euch gewiß kein Gensdarm suchen noch finden wird. In drei bis vier Tagen könnt ihr drüben sein, und wenn ihr einige Franken Geld braucht, so werden sich die wohl auch noch auffinden lassen."

Wir dankten ihm von ganzem Herzen, wiesen aber sein Anerbieten zurück; dennoch waren wir dermaßen bewegt, daß wir die ganze folgende Nacht nicht schlafen konnten. Die Desertion schien uns leicht ausführbar, denn am folgenden Tage war ein Ruhetag, und nachdem wir am Morgen unsre Löhnung und unser Brot empfangen, bekümmerte sich niemand mehr um uns und wir hätten vierundzwanzig Stunden Vorsprung gehabt, ehe man unser Verschwinden bemerken konnte. Auch unser Gewissen hätte sich völlig beruhigen können, denn wir hatten den Fahneneid noch nicht geschworen und waren deswegen eigentlich nur Pseudosoldaten. Es kam sehr oft vor, daß einer oder mehrere von einem Detachement der Fremdenlegion auf dem Wege nach Toulon oder Marseille desertirte, und wenn er von den Gensdarmen wieder eingegriffen wurde, transportirten ihn diese einfach nach einem der benannten Seehäfen, ohne daß von Strafe hätte die Rede sein können, da, wie gesagt, der Eid erst beim Regimente geleistet wird.

„Bedenken wir die Sache genau," sagte ich zu meinem Freunde, „eine zweite Gelegenheit wie diese wird uns nicht mehr geboten werden, denn wir entfernen uns täglich mehr von der Grenze!"

„Es ist alles bedacht," erwiederte er mir ruhig, „ich bleibe! Was soll ich in Deutschland anfangen?"

„Jetzt kommt es mir vor, als könne man alles in Deutschland anfangen," sagte ich, „aber überhaupt müssen wir denn nach Deutschland zurück? wir können in die Schweiz, nach Italien."

„Ach was!" rief er, „entweder Deutschland oder das erste beste Land der Welt, und dann ist mir Afrika am liebsten! Beduinenkugeln, Fieber und Strapazen der Fremdenlegion, da vergißt man, und vergessen ist ja das ganze Glück des Lebens!"

„Vergessen? Du suchst Dein Vaterland zu vergessen? Was redest Du da, Paul?"

„Ja!" rief er, „ich möchte alles, was deutsch ist, aus meinem Gehirne ausrotten."

„Du bist verrückt! Was hat Dir Deutschland denn gethan?"

„Nichts!" erwiderte er barsch, „und die Deutschen auch nicht; ich liebe mein Land und mein Volk, wie der beste seiner Söhne, und doch möchte ich jedes Atom von Erinnerung an Deutschland und Deutsche aus meinem Geiste für alle Ewigkeit verbannen."

„Wenn Du die thebanische Sphynx spielen willst, so mußt Du wissen, daß ich kein Oedipus bin!" versetzte ich etwas mißgestimmt: denn nichts war mir empfindlicher, als in den Reihen meiner Kameraden das ewige Schimpfen über Deutschland zu hören, welches ordentlich

zur stehenden Redensart bei ihnen geworden war. Von den Lippen Pauls war dies das erste Mal, daß ich derartige Worte hörte.

Er sah mich einige Augenblicke starr an.

„Hast Du jemals ein Mädchen geliebt?“ fragte er mich mit einem Male, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Nein? dann verstehst Du nicht; gute Nacht also! ich desertire nicht!“

Endlich war der mühsame Marsch beendet; wir waren am Donnerstag in Toulon angekommen und schon am Freitag an Bord des Dampfers Albatros gebracht, welcher die Fahrt nach Oran in achtundvierzig Stunden zurücklegte. Wenig wird den Leser die erste Zeit unsres Aufenthaltes in der Fremdenlegion interessiren; es waren Strapazen ohne Ende, ohne Namen! Kein Negersclave mußte niedrigere und ermüdendere Arbeiten verrichten, als wir, kein Galeerensclave wurde mit größerer Strenge und Rohheit behandelt, und nur die außerordentliche Achtung, welche der Franzose vor der Uniform seines Landes hat, schützte uns vor Prügel. Ein General, den ich hier nicht nennen mag, hatte formell darauf in Paris angetragen, und nur dem menschenfreundlichen Einflusse des Herzogs von Orleans war es zu danken, daß dieser Antrag zurückgewiesen war.

Die Franzosen rechtfertigen diese Behandlung mit der Vergangenheit der Legionäre und behaupten, daß nur die eisernste Strenge die Disciplin in diesem Haufen zusammengelaufener Vagabunden bewahren könne, und was sie, so zu sagen, „rein wusch“, war die unleugbare Thatsache, daß die im Regimente dienenden französischen Officiere uns bei weitem besser behandelten, als die wenigen Ausländer, welche es einige Zeit nach der Gründung der Legion bis zum Officiersrang gebracht hatten.

Doch es ist meine Aufgabe nicht, in diesen Erinnerungsblättern dem einen oder dem andren Recht oder Unrecht zu geben; nur das will ich constatiren, daß es ein Unglück, ein grenzenloses Unglück für einen Menschen war, der Fremdenlegion in französischen Diensten anzugehören, denn nicht allein die physische Qual vernichtete die Kraft des Körpers, sondern auch das ewige Zusammenleben mit solchen Kameraden tödtete bald alles Gefühl von Sittlichkeit in denen, die nur irgend einen dummen Streich begangen hatten und sich leicht in einer andern Umgebung hätten bessern können.

Im ersten Jahre gelang es sowohl mir als auch meinem Freunde Paul, der gleich nach unsrer Ankunft von mir getrennt und in eine Compagnie nach Sidi bel Abbes versetzt worden war, während ich in Oran blieb, in diesem Jahre gelang es uns beiden, bis zum Corporal zu avanciren — der erste und vielleicht auch einer der schwersten Schritte auf jener langen Straße, welche mit dem Marschall von Frankreich endet!

Ich glaube, daß ich diesen eminenten Grad nur meinem fertigen Französisch zu verdanken hatte, denn im Grunde genommen war ich ein recht schlechter Soldat im afrikanischen Sinne des Wortes, das heißt nicht etwa, daß ich meinen Dienst nicht scrupulös versah oder mir irgend etwas anderes zu Schulden kommen gelassen hätte — nein! In Afrika gilt derjenige für einen schlechten Soldaten, der häufig ins Hospital kömmt, und dieses Vergehen hatte ich in diesem einen Jahre acht Mal begangen.

Man hätte aber auch hören müssen, mit welcher Anhäufung von Donnerwettern der Capitän Studinger, ein Schweizer, der meine Compagnie führte, mich empfing, wenn ich das Hospital wieder verließ und mich bei ihm meldete. — Doch was wollte er thun? — ich war einer jener seltenen Soldaten, die in einem ganzen Jahre nie wegen Trunkenheit, Diebstahl, Unsittlichkeit ꝛc. bestraft worden waren — ich konnte französisch schreiben und lesen und exercirte wie ein alter Soldat — was wollte er thun, er mußte in den sauren Apfel beißen — denn er hatte keine zu große Auswahl — und mich zum Corporal vorschlagen.

Im selben Jahre machte ich eine kleine Expedition nach dem Süden mit, und obgleich ich unmittelbar nach der Beendigung derselben wieder nach Oran ins Hospital geschafft werden mußte, so hatte der Major Favin-Levesque, der mich zufällig bei einigen unbedeutenden Gefechten beobachtet hatte, dem Hauptmann den Befehl gegeben, mich bei der ersten Vacanz zum Sergeanten vorzuschlagen.

Herr Studinger, obgleich ungern, mußte sich diesem Befehle fügen und schon am ersten Tage meines Austrittes aus dem Hospital zeigte mir mein Chef in einer mit den unerläßlichen Donnerwettern — Grünschnäbeln — propre à rien ꝛc. gespickten Rede an, daß ich, obgleich ich es nicht im geringsten verdiene, zum Sergeanten ernannt worden sei.

Am Ende desselben Jahres wurde auch mein Freund Paul von M* Sergeant und zu meiner großen Freude nach Oran versetzt.

Diese Zeilen glaubte ich vorausschicken zu müssen, damit dem Leser die nachfolgenden Episoden aus dem Leben in der Fremdenlegion in Afrika verständlicher würden.

Die hohe Schulter.

Ein Wort an Eltern und Lehrer. Von Dr. P. Niemeyer.

Unter den Krankheitszuständen der Gegenwart macht sich eine Gruppe dadurch besonders auffällig, daß sie nicht nach climatischen und tellurischen Einflüssen zu berechnen ist, daß sie auch nicht gleichmäßig unter die Gesellschaft vertheilt erscheint, daß sie vielmehr nur solchen Gemeinschaften und Bezirken eigen ist, an denen eine gewisse Gemeinsamkeit der Sitten und Gebräuche sich nachweisen läßt. In der That wurzeln denn auch diese Krankheiten nicht in natürlichem Boden, sondern sie sind in gewissem Sinne Kunstprodukte, erzeugt durch die mancherlei Schädlichkeiten der modernen Lebensweise. Das auffallendste Beispiel dieser Art ist der unter dem Namen der „hohen Schulter“ bekannte Zustand, eine Krankheit des Kindesalters, deren Folgen aber erst in späteren Jahren greller hervortreten, daher sie schon manchem Mutterherzen schwere Stunden bereitet und nur allzuhäufig Anlaß zur Verstimmung gegen die Aerzte gegeben hat. Dies Ungemach würde vermieden werden, wenn die wahren Ursachen der hohen Schulter bekannt wären und darnach gegen sie verfahren würde. So aber, wie man sich jetzt gegen den Schiefwuchs zu verhalten pflegt, kann man dreist behaupten, daß alles sich vereinigt zu haben scheint, die Entstehung und Verschlimmerung desselben zu begünstigen.

Der wahre Sachverhalt möge zunächst durch die beigefügte Abbildung klar werden, welche die am häufigsten vorkommende Form darstellt; vor allem soll dieselbe darthun, daß mit jenem Namen nicht das Wesen der Krankheit, sondern nur ein Symptom derselben bezeichnet wird; denn die Entwicklung der hohen Schulter nimmt ihren Ausgang vom Rückgrate (Fig. 2. C. D.) und zwar von einer Ausbiegung desselben nach der Seite (E.). Es wäre daher wünschenswerth, daß der wissenschaftliche Name „seitliche Rückgratverkrümmung“ oder „Scoliosis“ in den allgemeinen Sprachgebrauch überginge.

Die Scoliose — wie wir sie fortan der Kürze halber nennen wollen — entsteht nur höchst selten in Folge von Muskelschwäche oder Drüsenkrankheit, denn es werden meist sehr kräftige, innerlich gesunde, sogar blühende Kinder davon befallen; sie entsteht nie in Folge von übermäßigem Gebrauch des rechten Armes oder Ueberbürdung desselben mit der Schulmappe u. dgl., denn es sind Fälle genug bekannt, wo Kinder, die von Anfang an linkshandig waren, nach rechts — und ebenso viele, wo Rechtshandige nach links schief wurden. Die Scoliose entsteht einfach durch willkürliche, wenn auch nicht gerade absichtliche Muskelthätigkeit, deren Resultat die Krümmung des Rückgrats ist. Der Haltungsfehler ist anfangs blos ein zeitweiliger, indem er sich nur bei gewissen stereotypen Beschäftigungen wie Schreiben, Lesen u. dgl. bemerklich macht, in der freien Zeit aber wieder zurücktritt, und daraus erklärt sich die oft gehörte Mittheilung, daß die Mutter schon lange auf den Fehler aufmerksam gemacht, der Doctor aber das Vorhandensein desselben in Abrede gestellt habe. Erst nach Monaten wird die anfangs nur aus Laune oder sonst einem unbestimmten Willensimpuls angenommene Haltung dem Kinde zum Bedürfniß, sie wird habituell derartig, daß es sich derselben als einer ungewöhnlichen gar nicht mehr bewußt ist und sich im Gegentheil für schief hält, wenn es von jemandem gerade gerichtet wird. Es ist daher durchaus nicht böser Wille, wenn dem Befehle,

gerade zu sitzen, nicht entsprochen wird, sondern es ist dies recht eigentlich das Hauptsymptom des abnormen Zustandes, welcher sich von nun an immer deutlicher zu einer auch der Außenwelt sichtbaren Mißgestaltung organisirt. Besonders bedenklich ist die oft schon sehr früh bemerkbare Assymetrie des Brustkorbes (Fig. 2 A. und B.), welche aber nur selten beachtet wird, weil man immer mehr die Schultern in das Auge zu fassen beliebt. Man betrachte aber ein solches Kind, wenn es entkleidet ist, bei über den Kopf geschlagenen Armen und man wird über die Ungleichheit der beiden Rückenhälften erschrecken! Dabei ist die Hervortreibung rechterseits (Fig. 2. B.) die erste Anlage des Buckels, durch welchen schließlich das Ebenbild Gottes äußerlich zu einer Carrikatur, innerlich zu einem Sonderlinge sich gestaltet. — Wenn es auch auf den ersten Blick kaum glaublich scheinen mag, daß so kleine Ursachen so große Wirkung haben sollen, so steht es doch fest, daß die Scoliose unter 100 Fällen sich 86 Mal in der beschriebenen Weise entwickelt; daher man ihr auch den technischen Beinamen der habituellen Scoliose gegeben hat. Da jedoch eine erschöpfende Beweisführung die Grenzen unsers Raumes überschreiten würde, so beschränken wir uns hier darauf, die zum Gegenstande in nächster Beziehung stehenden Punkte kurz anzudeuten.

Im allgemeinen ist hervorzuheben, daß diese Krankheit in früheren Jahrhunderten unter den Europäern für eine Seltenheit galt; die zum Theil historisch gewordenen sogenannten Zwerge, welche von fürstlichen Personen der Curiosität wegen gehalten wurden, waren die wenigen Repräsentanten der in Verwachsung übergegangenen Scoliose. In der Gegenwart kommt der Buckel bei den Naturvölkern und auch bei den Morgenländern, welche anders leben als wir, so gut wie gar nicht vor; bei den Culturvölkern dagegen wird er an den Brennpunkten der „Civilisation", in den Residenzen und größeren Städten in erschreckender Anzahl angetroffen; unter der ländlichen Bevölkerung gehört die Scoliose noch immer zu den Ausnahmen, aber auch hier steigert sich ihre Häufigkeit in dem Maße, als die Landbewohner sich die städtische Erziehungs- und Lebensweise aneignen.

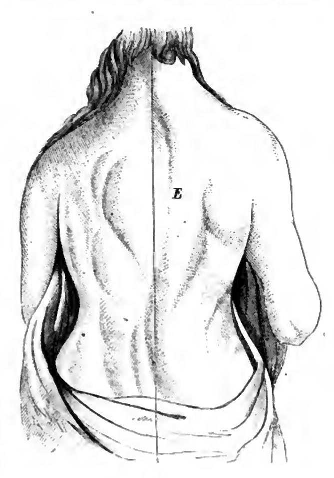



Fig. 1.

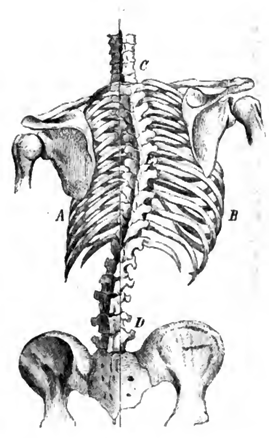


Fig. 2.

Insbesondere ist zu beachten, daß die Entstehung der Scoliose gerade in diejenige Altersclasse fällt, welche vom Schulunterricht in Anspruch genommen wird; vor und nach dieser Zeit sind die Kinder nicht dazu disponirt, selbst nicht einmal dann, wenn sie z. B. durch Bleichsucht nerven- und muskelschwach geworden sein sollten. Der ursächliche Zusammenhang mit der modernen Kinderhaltung erklärt sich folgendermaßen.

Kinder unter zehn Jahren haben nur wenig Sitzfleisch und noch weniger ist dies der Fall, wenn sie nicht von vornherein gehörig austoben durften; werden sie nun schon mit dem sechsten Jahre an die Schulbank und den Arbeitstisch gefesselt, so lassen sie ihren Uebermuth naturell zum Theil dadurch aus, daß sie eine möglichst mannigfaltige und möglichst verdrehte Körperhaltung einnehmen, wie sich jeder ohne weiteres durch einen Blick in irgend welche Gesellschaft kleiner Mädchen überzeugen kann. In den officiellen Arbeitsstunden, wo sie oft in einer heißen Atmosphäre zusammengedrängt sitzen und nicht immer die nöthige Anregung des Geistes finden, gewähren ihnen die Verdrehungen des Oberkörpers eine Art von Nebenbeschäftigung, und ferner kommt als positive Schädlichkeit der Mangel einer Stütze für den Rücken hinzu; denn das Aufrechtsitzen ohne Lehne ist eine entschiedene Strapaze für die Rückenmuskeln, welche sehr bald als Ermüdung empfunden wird; es ist daher nichts natürlicher, als daß die Kinder wenigstens nach vorne einen Anhalt suchen, indem sie gleichzeitig den Rücken in derselben Weise zusammenknicken, wie dies aus gleicher Veranlassung die Rekruten thun, wenn es „Rührt euch!" geheißen hat. Diese Ermüdungshaltung, wie man sie passend genannt hat, entspricht genau den Anfängen der Fig. 2 dargestellten Sförmigen Krümmung des Rückgrats und kann der geneigte Leser diese an sich selbst controliren, indem derselbe sich nur krumm zu setzen beliebe. Bei den Kindern wird diese Haltung noch begünstigt durch den Akt des Schreibens und durch die verkehrte Construction der Schulbänke. Gewöhnlich nämlich sitzen die Kinder so eng beisammen, daß nur der rechte Arm auf dem Tische Platz hat,

während der linke sehen mag, wo er ein Unterkommen findet; in Folge dessen wird die linke Seite eingezogen, die Schreibtafel nach rechts geschoben und die rechte Schulter höher gestellt; diese Haltung nun behalten die Kinder auch bei den häuslichen Arbeiten gerne bei; haben sie hier zwar mehr Spielraum, so werden sie wieder durch einen runden Tisch, durch falsche Beleuchtung u. dgl. zu allerhand Verschränkungen veranlaßt. Daß ein zu hoher oder zu niedriger Sitz, insbesondere die alle Körpergrößen nivellirende Schulbank, zu einer unnatürlichen Haltung geradezu einladet, ist wohl ohne weiteres einleuchtend. Endlich beobachtet man an Kindern, welche ihre Arbeiten stehend verrichten, daß sie, sobald sich das Ermüdungsgefühl einstellt, das Körpergewicht auf das rechte Bein allein verlegen, ähnlich jenen Vögeln, welche auf einem Beine auszuruhen pflegen, und dadurch ensteht abermals das Elementarbild der Scoliose. Die hier aufgezählten Punkte sind von so bestimmtem Einflusse, daß sich aus der Gestalt der fertigen Krümmung der derselben vorausgegangene Haltungsfehler für jeden Einzelfall nachträglich erkennen läßt und die vorstehende Schilderung hat theilweise eine aktenmäßige Bestätigung gefunden durch die Untersuchungen eines New-Yorker Schulcomités, welches u. a. zu dem Ausspruche gelangt, daß der Gebrauch der Schutbänke ohne Lehne die Ursache der seit 40 Jahren gesteigerten Häufigkeit der Scoliose sei.

Was nun die *Behandlung* betrifft, so ist wohl bereits so viel klar, daß der Schwerpunkt in die *Verhütung* fällt; aber ohne durchgreifende Reformen im Erziehungs- und Schulwesen wird die Scoliose sobald nicht verschwinden. Im allgemeinen möchten folgende Regeln maßgebend sein: die geistige Schulung darf nicht eher beginnen, als bis der Körper die der Altersstufe entsprechende Festigkeit erlangt hat; vor dem *siebenten* Jahre sollen die Kinder überhaupt nicht zur Schule gehen; sind sie in dieselbe eingetreten, so soll auf geistige und körperliche Ausbildung zu gleichen Theilen Bedacht genommen werden. *Zu ungleichen* Theilen würde dies schon dann geschehen, wenn blos auf den Besuch einiger Turnstunden in der Woche gehalten würde; vielmehr muß mit dieser körperlichen Arbeit — und das ist das Turnen recht eigentlich — auch körperliche Ruhe (gehöriges Ausschlafen, Liegen am Tage u. dgl.) Hand in Hand gehen. An freien Nachmittagen sollen die Kinder nicht dasitzen, wie ausstaffirte Gliederpuppen, sondern sich in loser Kleidung mit dem Federball, dem Reifspiel u. dgl. vergnügen dürfen.

Während des Unterrichts soll der Ermüdung des Rückens durch die Gewährung einer Lehne vorgebeugt werden und wenn diese Lehne zum Sitze rechtwinkelig steht, so werden die Kinder auch anstandsmäßig sitzen. Was die Schulbänke betrifft, so müssen die amerikanischen Einrichtungen als mustergültig bezeichnet werden; denn dort hat jedes Kind seinen besonderen Stuhl, höchstens haben je zwei gleich große Schüler eine gemeinsame Bank mit Lehne. Eine ebenso einfache als wirksame Verhütungsmaßregel sind methodische Marschirübungen nach militairischem Muster, deren überraschender Erfolg selbst bei Erwachsenen, an den Rekruten, wahrzunehmen ist. Auch die Tanzlehrer könnten in dieser Richtung viel Gutes leisten, wenn sie nicht blos auf ein hastiges Erlernen des Rundtanzes Bedacht nähmen.

Die bereits vorhandene Scoliose bietet selbst bei scheinbar leichten Graden nur geringe Chancen für eine radicale Heilung, doch trägt hieran das Publikum einen großen Theil der Schuld, denn in dem Stadium, wo man noch Erfolg versprechen könnte von einer methodisch durchgeführten Cur, fehlt es an der Bereitwilligkeit oder an der Ausdauer, die angeordneten Beschränkungen der Erziehung und des Unterrichts consequent durchzuführen. Völlig illusorisch ist die häusliche Behandlung mit Einreibungen, mit Schaukeln an einer Querstange, mit zeitweiliger Lagerung auf dem Fußboden und was der herkömmlichen Maßnahmen mehrere sind. Die Einübung der linken Hand ist ebenfalls eine ganz unnütze Quälerei. Abgesehen davon, so ist von dieser häuslichen Behandlung ebenso wenig zu halten, wie von einer innerlichen Cur, welche etwa darin besteht, daß täglich mehrmals ein Löffel Arznei genommen wird, während es mit der nachtheiligen Diät beim Alten bleibt. Die beliebten Corsets tragen höchstens dazu bei, das Uebel nach außen zu vertuschen und haben überdies den großen Nachtheil, daß sie das Kind in der Fähigkeit. sich selbstständig gerade zu halten, immer mehr zurückbringen und daß sie auch die Entwickelung der Muskulatur beschränken. Die hie und da gebräuchlichen Rückenschilder endlich stellen allerdings die Schultern gerade, verhindern aber in keiner Weise das Fortschreiten der Rückgratverkrümmung.

Die fachmännische Behandlung hat vor allem dahin zu streben, dem Kinde die Haltung als eine schiefe zum Bewußtsein zu bringen und ihm, so weit dies möglich ist, eine gerade Haltung aus eigener Kraft, aus selbstständiger Muskelthätigkeit einzuüben. Je nach der Individualität des Falles wird diese Behandlung unterstützt durch Heilgymnastik und durch Maschinenbehandlung. Was diese beiden Methoden im allgemeinen betrifft, so ist die Heilgymnastik in der Neuzeit unverdienter Maßen überschätzt, die Maschinenbehandlung ungerechter Weise verworfen worden, nachdem allerdings von nichtärztlichen Orthopäten mancher Mißbrauch damit getrieben worden. Indessen hat man in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte in der Construction von ebenso wirksamen als äußerlich leichten Tragmaschinen gemacht. Aber auch in dieser besseren Gestalt wird die Mechanik bei ausgebildeter Krümmung höchstens Besserung oder nur Stillstand bewirken, und dieser Umstand führt uns wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück: Eltern, Erzieher und Hausärzte müssen sich darin vereinigen, den Schiefwuchs zu verhüten und wo er einmal vorhanden, ihn mit aller Energie und Consequenz im Keime zu ersticken. Dazu gebe Gott seinen Segen!

Am Familientische.

Noch einige Winke für die Blumenfreundin.

So eben in den Besitz der Nr. 16 Ihres Daheim gekommen, lese ich darin die Frage einer Dame, wegen der Ursache des Kränkelns ihrer Pflanzen; in Ihrer Antwort verweisen Sie auf einen demnächst zu erscheinenden Aufsatz, dennoch bin ich so frei einige Winke über Zimmercultur zu geben, obgleich ich ebenfalls darin nur Dilettant bin. Nach meiner Erfahrung ist nun hauptsächlich Folgendes zu beobachten:

1. Beim Einkauf die Zeit zu beachten; Pflanzen, die im Frühjahr treiben, müssen auch im Frühjahr ins Zimmer gebracht werden, damit sich die jungen Triebe an die Stubenluft gewöhnen, wie z. B. alle Blattpflanzen.

2. Zum Bespritzen der Pflanzen bediene ich mich seit Monaten mit sehr günstigem Erfolge eines sogenannten Refraicheurs, den man in jeder größern Stadt erhält. Ich bespritze damit meine Pflanzen 3 Mal täglich, und bekommt ihnen dieser fein zertheilte Regen sehr gut.

3. Muß man die Pflanzen nicht in die Nähe des Ofens bringen oder sie mindestens gegen das direkt sogenannte Ausstrahlen der Wärme schützen, ich habe meine Blumentreppe durch eine spanische Wand dagegen geschützt, und ist dies von großer Wichtigkeit, da mir früher die Pflanzen, die zunächst dem Ofen standen, regelmäßig eingingen.

4. Ist es sehr gut, in den Blumentisch eine blecherne Wandung einzulassen, die fortwährend mit Wasser 1 Zoll hoch bedeckt ist; in diesem Wasser stehen umgekehrte Untersätze und auf diesen die Blumentöpfe; dadurch wird eine den Pflanzen äußerst wohlthätige Temperatur erzeugt.

5. Muß man im Winter *äußerst* wenig gießen; die meisten Blattpflanzen, wie Palmen u. a. dürfen höchstens alle 8 Tage begoßen werden. Es gehen weit mehr Pflanzen zu Grunde durch zuviel- als zuwenig Gießen.

6. Es ist sehr gut, alle 4—5 Tage die Blattpflanzen mit einem reinen Schwamm abzuwaschen.

Schließlich kommt es sehr auf die Auswahl der Pflanzen an, Ericas und Heliotropen werden nur höchst selten gedeihen; ich will hier diejenigen anführen, die ich mit gutem Erfolge seit Jahren ziehe, es sind:

Dracaena, Jucca, Chamaerops excelsa & humilis, Curculigo, Cycas revoluta, Marantha, Musa, Phtlodendron, Phoenix dactylifera, Pitcairnia splendens, Rhapis flabelliformis, Wellingtonia.

Es sind dies alles Blattpflanzen, welche aber auch am besten die Pflege lohnen. Will man im Winter Blühendes dazwischen haben, so kann man Hyacinthen, Crocus und Tulpen nehmen, auch ist die Amarillis formosissima wegen ihrer prachtvollen Blüthe und leichten Cultur sehr zu empfehlen, man braucht bloß die Zwiebeln im October an den Ofen zu hängen an irgend einen Vorsprung desselben, Ende Jan. erscheint die Blüthe, kenntlich durch eine rothe Spitze, dann wird die Zwiebel in einen Topf mit guter Erde gesetzt und entwickelt die dunkelrothe prachtvolle Blume in wenig Tagen.

Uebrigens kann ich Ihrer Fragestellerin „den Zimmergärtner" von L. Schröter empfehlen.

P. Huguenel in Breslau.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: In Nr. 14 S. 206 des Daheim bezeichnet der Corvettencapitän Werner das Zodiakallicht als eine Erscheinung, für welche die Wissenschaft vergebens eine Erklärung gesucht habe. Ist dies der Fall, oder welche Erklärungsversuche sind vorhanden?

O. J. in Steinecke.

Antwort: Indem wir die Einzelnheiten der Erscheinung des Zodiakallichtes als bekannt voraussetzen, führen wir in möglichster Kürze die Erklärungsversuche an, welche nach einander gemacht worden sind. 1. Man

betrachtete das Zodiakallicht als die scheibenähnlich abgeplattete Sonnenatmosphäre selbst, welche sich bis zwischen die Merkur- und Venusbahn erstrecke. Dagegen wandte man ein, daß die Umschwungsgeschwindigkeit der Sonnenatmosphäre dem Umschwung des Sonnenkörpers ($25^1/_2$ Erdentage) gleich kommen, deshalb in den entfernteren Stellen die Anziehungskraft des Sonnenkörpers selbst überwiegen würde. Letzterer Fall würde bereits in $^9/_{10}$ der Merkurweite eintreten. 2. Man versuchte das Zodiakallicht mit dem Polarlicht in Vergleichung zu bringen, mit dem es in der äußern Lichterscheinung viel Aehnlichkeit hat. 3. Man stellt sich gegenwärtig gewöhnlich das Zodiakallicht vor als Licht, welches ausgestrahlt wird von einem Ringe aus unbekanntem Stoff; vielleicht luftähnlich, dunstartig oder staubähnlich. Dieser Ring umgibt die Sonne in ähnlicher Weise wie den Saturn die seinigen. Er ist abgeplattet und kreist mit eigener Geschwindigkeit zwischen Venus- und Marsbahn um die Sonne. Man reiht diese Ansicht an die sehr verwandten Erklärungsweisen an, welche gegenwärtig für Kometen, Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine die gebräuchlichsten sind.

Frage: Welches ist die Einrichtung des pneumatischen Institutes in Berlin? Th. W. in Elberfeld, im Namen der Asthmaleidenden.

Antwort: Das mit dem maison de santé des Dr. Levinstein in Schöneberg bei Berlin verbundene pneumatische Institut besteht in einem eisernen Cabinet von 6′ Durchmesser und 9′ Höhe, welches durch zolldicke Glasscheiben erhellt und mit Bänken versehen ist. Eine Dampfmaschine pumpt atmosphärische Luft hinein, und verdichtet dieselbe bis zu 1 bis 2 Fünftel Ueberdruck. Oben ist eine Röhre mit Ventil angebracht, welche die durch das Athmen verdorbene Luft hinausführt, während durch den durchlöcherten Fußboden neue einströmt. In den ersten 5 Minuten des Aufenthalts im pneumatischen Cabinet beobachtet man keine auffallenden Erscheinungen. Sodann, etwa bei 2″ Barometersteigung, empfindet man eine eigenthümliche Spannung in den Ohren und Augen, der Puls wird unregelmäßiger, das Athmen etwas beklommen. Alles dies verliert sich in wenigen Minuten und macht einem wohlbehaglichen Gefühle Platz. Der Puls wird erheblich verlangsamt (um 2—12 Schläge in der Minute) ebenso die Athemzüge (2—6 in der Minute). Die Dauer der ganzen Sitzung beträgt eine Stunde. Die Krankheiten, bei denen die Anwendung der comprimirten Luft sich heilsam bewährt hat, sind vor allem das Asthma, veraltete Catarrhe der Lungen- und Ohrenschleimhaut, Bleichsucht mit nervösem Herzklopfen, beginnende Lungenschwindsucht und Engbrüstigkeit nach Brustfellentzündung. Die Nachwirkung dieser Cur pflegt besonders lange vorzuhalten. Der Preis für eine einzelne Sitzung beträgt 1 Thlr., für 30 Sitzungen 20 Thr.

Zur Frage über Karls XII. Tod. (Vgl. Nr. 18.)

Von competenter Seite geht uns die Mittheilung zu, daß eine am 31. August 1859 von Fachmännern an dem einbalsamirten Körper Karls XII angestellte wissenschaftliche Untersuchung ergeben hat, daß der tödtliche Schuß von der linken Seite in den Kopf des Königs eingedrungen sei, also auf der Seite, die nach allen Berichten der Festung d. h. den Feinden zugekehrt war. Hieraus ergibt sich allerdings, daß der König nicht meuchlings, sondern durch eine feindliche Kugel von der Festung aus getödtet worden ist.

T. aus W. Excelsior, das Motto des Staates New-York und der Titel eines der schönsten Gedichte Longfellows (von Freiligrath vorzüglich übersetzt) heißt auf deutsch: höher, höher hinauf! Denselben Gedanken, noch vertieft, hat übrigens unser E. M. Arndt in seinem Gedicht: „Himmel auf!“ ausgeführt. — — Schon die Alten erblickten in dem Schmetterlinge ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele (Psyche) — sein fertiges Hervorgehen aus der unvollkommenen Puppe schien die Befreiung der Seele von dem Körper im Tode am besten darzustellen. Deshalb wurde Psyche auch öfters mit Schmetterlingsflügeln abgebildet.

Räthsel.

I.

Ich liege in und an dem Meer,
Im Wasser und am Strand;
Bald federleicht, bald eisenschwer;
Bald führ' ich Centnerlasten her,
Bald führt mich Liebchens Hand;
Kurz, ich vermittle den Verkehr
Von Herz zu Herz, von Meer zu Meer —
Drum liebt mich Preußen auch so sehr,
Und meint, ich sei charmant!

II.

Vom Sonnenstrahl beschienen
Weilt gern auf mir dein Blick,
Mein frisches junges Grünen
Es spricht von Freud und Glück.
Doch, — wirst du rückwärts lesen
O sag, was findest du!
— Nur Sterben und Verwesen,
Und dunkle Grabesruh.

III.

Wenn du mich hast,
Bin ich dir eine Last,
Doch macht dir's noch viel größres Wehe,
Wenn ich verloren gehe.

Für das kleine Daheim.

I.

Ich bin ein Ungeheuer,
Das durch die Lüfte fliegt
Und mit des Körpers Steuer
Sich stolz im Winde wiegt.
Und doch kann mich regieren
Des Knaben schwache Hand,
Sie weiß mich wohl zu führen
An einem leichten Band.

II.

Wirst du es recht und gut, mein Kind, so ist der Segen
Groß für dich selbst und sie, die deine Jugend pflegen.
Ein kleines Zeichen vor: und du bist zu bedauern,
Doch sie, die die's gethan, sie werden's auch betrauern.

III.

Ich ziere die Thürme, ich ziere die Mützen,
Ich ziere die Gitter, ich ziere die Stützen;
Doch bin ich entbehrlich an Thurm und an Stock,
So kannst du mich schwerlich entbehren am Rock.

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 21.

I. Rheinwein. II. Schwermuth. — **Für das kleine Daheim.** I. Das Feuer. II. Das Schneehuhn (das im Winter die Farbe des Schnees annimmt). III. Zwergmaus. — Rebus: Wohl finden viele nur geringes Gefallen an Rebussen, doch sind dieselben eine gute Probe des Scharfsinns.

Briefkasten.

Der „Freundin des Märchens“ kann leider das bescheidne Plätzchen im Daheim für ihr „fuchtsames, kleines“ Gebild nicht eingeräumt werden. Auf besondern Wunsch der Einsenderin soll es aber nicht zum Papierkorb „verdammt,“ sondern der höchst ehrenwerthen Gesellschaft von auserlesenen Cabinetsstücken in unserem Album einverleibt werden.

Frau R. Th. in B. — Sie haben Recht, Cl. Bülow und Cl. Ernst sind eine und dieselbe Person.

E. M. in Berlin. Dank für die Rebusse. Senden Sie den „originellen Brief“ zur Ansicht nur gefälligst ein.

An den Hexenschußgeplagten Daheimleser in C. — Bedanken uns bestens für Ihren liebenswürdigen, gereimten Wunsch. Räthselgedrechsel, soviel Mühe es schafft, ist uns doch lieber als der Hexenschuß. Wie Sie in vor. Nr. gesehen, werden auch nicht alle Räthsel zu „Flammen verdammt.“

Herrn Str. in Heuspach pr. Soulz l/F. (Frankreich). Dank für die Uebersendung des Gedichtes und Ihres Blattes. Ihren Wunsch müssen wir, zu unserm Bedauern, abschlagen.

E. H. in B. „Wenn 16jährige Mädchen eine unwiderstehliche Neigung haben, Verse und Geschichten zu schreiben“ — so ist es zwar nicht nöthig, „daß sie diese Neigung unbarmherzig unterdrücken und ausrotten;“ aber „im stillen sollten sie doch lieber ihre Schriftstellerei treiben.“ Für „anmaßend“ würden wir übrigens die Zusendung eines „geringen Produktes Ihrer Mußestunden“ keineswegs halten.

G. in K. Das heißt den „Trichinenjammer“ allerdings auf die Spitze treiben, wenn man ihn noch in Verse bringen will. Wir haben ohnedies schon poetischen Jammer genug. Also ad acta. Uebrigens ganz mit Ihnen einverstanden: „Darum keene Feindschaft nich!“

An den Freund in Philadelphia. — Die R. Ztg. ist uns richtig zugegangen. Wir freuen uns, daraus zu sehen, daß auch unter unsern dortigen, fernen Landsleuten das Daheim immer mehr Boden gewinnt.

B. G. in Stettin. Rebusse erhalten. Dem „Daheimcirkel“ unsere Grüße.

Dr. C. S. in Jerusalem. — Ihre Sendung erreicht uns so eben vor Schluß der Presse. Vorläufig vielen Dank.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im März 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 23.**

Scenen aus der Fremdenlegion in Afrika.

Nach eigenen Erlebnissen erzählt.

III. Die Befreiung Fatimahs.

Die Rue des Juifs und der daran grenzende Markt mit seinen namenlosen Querstraßen bildet in Oran das eigentliche Quartier Arabe; denn hier findet man noch die wirkliche Architektur der Türken, während in den andren Straßen und Stadtvierteln die Häuser schon ein modernes Aussehen haben, welches sie des originellen Typus beraubt und ihnen dafür ein Gepräge von schlechtem Geschmack aufdrückt, der Oran zu einer durchaus häßlichen Stadt macht. Für denjenigen jedoch, der in Afrika — Afrika, und nicht das barocke Gebilde einer Pseudocivilisation sucht, bietet das Quartier Arabe reichlichen Stoff zur Betrachtung.

Eines Abends begab ich mich mit Paul nach dem Café Arabe, welches in einer jener unbenannten Gassen lag, die — wie ich oben sagte — zum Marktplatze der Rue des Juifs führt. Paul hatte wiederum einen jener Anfälle von düsterer Schwermuth, in dem jedes seiner Worte ein trauriges Echo in meiner Seele hervorrief. Und dennoch zog ich diesen Zustand jenem anderen vor, der gewöhnlich gleich darauf folgte, in dem die mir unbekannten Wunden seines Herzens von neuem zu bluten schienen und seine Schmerzensseufzer sich in Worte des beißendsten Sarcasmus verwandelten.

Dem Leser wird vielleicht die innige Freundschaft, die uns aneinander band, eigenthümlich erscheinen, wenn er erfährt, daß ich noch immer nicht die Aufklärung jener räthselhaften Worte, die er mir in Montelimart gesagt, von ihm erhalten, noch gefordert hatte. Und doch waren wir herzliche Freunde, und wenn die Herzen einander in Liebe zuschlagen, was thut dann diese oder jene unlesbare Seite im Buche der Vergangenheit?

„Recht gerne will ich mit Dir ins Café Maure gehen," hatte ich zu ihm gesagt, „wenn Du mir das Versprechen geben willst, nicht wie neulich, diese unsinnigen Quantitäten von Kaffee zu trinken. Ich möchte wetten, daß Du zehn Tassen getrunken hast."

„Zwölf", antwortete er. — „Und Du hast schlafen können?"

„Nein! wozu auch schlafen? — Ich finde, daß schlafen eine Art von Feigheit ist; als wolle man seinen Gedanken entfliehen! Nein, wachen, morbleu! muß der Mann und ihnen herzhaft ins Gesicht sehen!" — „Und wie viel Tassen denkst Du heute zu trinken?"

„Quäle mich nicht mit unnützen Fragen, — was weiß ich! Müßte man nicht denken, daß Du von den Tassen unseres ehrsamen Deutschlands redest, welche wenigstens drei der hiesigen enthalten?"

„Ja, aber Du vergißt, daß in diesem unglückseligen Lande keine Cichorien gedeihn und man verurtheilt ist, reinen Mokka zu trinken, wie man ihn bei uns nie zu sehen bekommt! Es mag wohl sein, daß unsere Tassen drei der hiesigen enthalten, aber ich gebe Dir mein Wort, daß eine, die wir jetzt trinken werden, mehr Kaffee enthält, als drei der unsern."

„Ja wir sind ungeheuer quantitativ", sagte er lächelnd, „die Araber sind ganz andere Leute, sie sind qualitativ — Apropos, wie steht es mit Deiner Lection? — ist Sidi Brahim heute bei Dir gewesen?"

„Natürlich! und hat mich eine ganze Stunde lang mit unregelmäßigen Verben gequält, und als er mich, ärgerlich über meine Zerstreutheit, verließ, hat er mir die tröstende Hoffnung gegeben, daß Du bald alles verstehen wirst, während ich mich wohl nie verständlich werde machen können."

„Er hat recht, Du bist eine Qual für einen Lehrer, und besonders für einen der arabischen Sprache. Du bist zerstreut, Du denkst an etwas anderes. Warum denkst Du überhaupt? Der Gedanke ist eine Krankheit — der gesunde Mensch ißt, trinkt und träumt!!"

Ich war an seine Paradoxen gewöhnt und antwortete ihm nicht, zumal da wir in demselben Augenblicke das Kaffeehaus betraten. Man hat schon so viele Beschreibungen dieser Lokale gelesen, in denen der Araber einen großen Theil seines Daseins verbringt, daß ich es nicht für nöthig halte, dem Leser die primitive Ausstattung desselben nochmals zu beschreiben. Schnell erkletterten wir die vier bis fünf Fuß von der Erde erhöhte Bank, nahmen unsere gewöhnlichen Plätze ein und mit einer Schnelligkeit, an der sich die europäischen Kellner wohl ein Beispiel nehmen könnten, waren wir bedient, d. h. man hatte uns zwei kleine Täßchen siedenden Kaffees und zwei gestopfte Chibouks gebracht, auf die einige Secunden später ein Negerknabe glühende Kohlen legte, die

er so lange anblies, bis der Tabak entzündet war, worauf wir blos zu saugen brauchten, um uns in eine Wolke des äußerst wohlriechenden Tabakrauches einzuhüllen.

Diese ersten Augenblicke in den arabischen Kaffeehäusern rufen ein wirklich wonniges Gefühl in den Besuchern hervor und nur, wenn man dieses Gefühl kennt, wird man den Mohamedaner begreifen, der ganze Tage hier verlebt. Ich kannte Paul und wußte, daß ich mich im Kaffeetrinken mit ihm nicht messen konnte, denn ich versuchte immer noch, wie es mir gelingen würde, einen Schluck des siedenden Gebräues, ohne mir den Gaumen zu verbrennen, in den Mund zu bringen, als er schon den Neger rief, um eine zweite Tasse zu verlangen.

„Messü Sergeant," sagte mit einem Male ein neben uns sitzender Kabyle, „von welchem Regiment bist Du?"

Man mußte ein wirklicher Polyglott sein, um diese Paar Worte zu verstehen, denn der Kabyle spricht gewöhnlich ein sehr schlechtes Arabisch, das er uns gegenüber noch mit einigen Brocken eines unverständlichen Spanisch und Französisch zu mischen für nothwendig hielt.

Paul antwortete ihm mit dem arabischen Sprichworte: „Fragt der Hund, von wannen der Mond kommt?"

Der Kabyle legte die Hände auf die Brust und verbeugte sich.

„Der Kabyle ist kein Hund," sagte er mit ruhiger Stimme, — „ebenso wie der Franke kein Chakal ist."

„Das war Dir Recht," sagte ich zu Paul auf deutsch, „konntest Du ihm nicht ganz einfach unser Regiment nennen, ohne mit Deiner Kenntniß arabischer Sprichwörter zu renommiren?"

„Allah il Allah!" erwiderte er, „es stand wahrscheinlich geschrieben, daß ich einen pedantischen Freund haben sollte, der mich mit seinen Reden narkotisire! Trink doch, Mensch, und laß mich mit dem Kabylen reden. O wenn unser Lehrer Sidi Brahim hier wäre, wie würde der sich freuen!"

Dann sich an unsern Nachbarn wendend, kreuzte er ebenso wie jener die Arme auf der Brust und sagte:

„Von welchem Stamme ist der braune Sohn der Berge?"

Jener warf einen langen Blick auf meinen Freund und indem sich sein Mund zu einem ziemlich spöttischen Lächeln verzog, versetzte er: „Und wenn ich Dir auch den Namen meiner Brüder sage, Messü Sergeant, so wirst Du ihn doch nicht kennen; ich lebe weit, weit von hier auf den Bergen, und gar viele meiner Brüder, die wenig jünger sind als ich, haben noch keine rothe Hose gesehen, die Luft des Atlas ist schädlich für die Gesundheit der Franken!"

„Wäre der Kerl nicht so häßlich, würde ich ihn küssen," sagte ich lachend zu meinem Freunde, „er bringt Dich gehörig aus dem Concepte und das thut Dir wohl. — Hé! Jaule! (Anruf der Araber), willst Du eine Cigarre?"

Der Kabyle nahm die Cigarre aus meiner Hand, indem er sich die Fingerspitzen küßte, was ein Zeichen großen Dankes ist, dann sich wieder an Paul wendend, fuhr er fort: „Weißt Du, Sohn des Franken, ob ein Lieutenant Pepoli in Deinem Regimente ist?"

„Er ist in meinem Regimente!"

„Weißt Du, ob er in Oran ist?" — „Nein, in Arzew!"

Der Kabyle schwieg einige Augenblicke, dann verneigte er sich wiederum und sagte:

„Allah belohnt den, der dem Fremden den Weg weist und ihn richtig belehrt. Der Prophet schütze Euch, Kinder der andern Erde!"

Und mit großer Behendigkeit war er von der Bank gesprungen und hatte in einem Nu das Lokal verlassen.

„Was war das?" rief ich erstaunt.

„Nun, da hast Du ja etwas zu denken!" erwiderte mein Freund, „nun denk! — Said, Mohrenkäfer, wo bist Du? — Kaffee, Junge, Kaffee!"

Said trat mit einer dritten oder vierten Tasse zu ihm heran.

„Sidi" (Herr), sagte er in ziemlich gutem Spanisch, „macht schnell mit eurer linken Hand zwei Hörner, denn ihr habt mit Bachrin Ben Kanar gesprochen, und es begegnet euch ein Unglück, bevor die Sonne aufgeht, wenn ihr es unterlaßt."

Ich lachte, doch Paul, immer unbegreiflich, streckte den Zeige- und den kleinen Finger aus und hielt sie in der Richtung, die der Kabyle eingeschlagen, als er uns verlassen. Said schlug sich vor Freude in die Hände.

„So!" rief er, „jetzt kann der Verfluchte seine Zaubereien nur bereiten, jetzt kann er euch nichts mehr thun!"

„Café, muchacho! et vite!" ertönte plötzlich eine Stimme am Eingange des Ladens. Wir hoben die Köpfe in die Höhe — jedoch kaum hatten wir unsere Blicke dem Neuangekommenen zugewandt, als wir beide fast zu gleicher Zeit aufsprangen, — ein Officier unseres Regimentes stand vor uns — der Lieutenant Pepoli!

„Restez! restez!" rief er uns, mit der Hand winkend, zu, denn er glaubte, daß wir uns nur erhoben hätten, um ihn — unsern Vorgesetzten — zu begrüßen. Wir kletterten wieder auf unsere Bank hinauf und sahen uns an. Ein gleicher Gedanke beschäftigte uns. — Wie kommt der Lieutenant Pepoli nach Oran und welchen Zusammenhang hat sein Erscheinen in diesem Kaffeehause mit jenem Kabylen, der dem Mohren so viel Furcht einflößte? Doch noch hatten wir nicht Zeit gehabt, ein Wort mit einander zu wechseln, als der Lieutenant plötzlich vor uns stand.

„Müssen Sie zum Appell um acht Uhr in der Caserne sein, Sergeanten?" fragte er, indem er sich an uns beide wandte.

„Nein, wir haben Erlaubniß bis elf Uhr," erwiderte Paul, während ich die Bemerkung machte, daß der Lieutenant äußerst aufgeregt aussah und daß seine Beinkleider mit Koth bespritzt waren.

„Nun, so möchte ich Sie bitten, mich zu begleiten," sagte er.

Wir erhoben uns, bezahlten, schnallten unsere Gürtel mit dem Faschinenmesser um und schickten uns an, dem Lieutenant zu folgen.

„Apropos!" sagte er, „was für Landsleute sind Sie?"

„Deutsche, Herr Lieutenant!"

Er schien etwas unangenehm berührt durch unsere Antwort.

„Haben Sie schon einem Duell mit beigewohnt?" fragte er.

„Ja!" antworteten wir einstimmig.

„Wo? Hier? Kennen Sie die Gebräuche?"

Auch diese Fragen bejahten wir.

„Nun wohl, Sergeanten," fuhr er fort, „so bitte ich Sie, mir heute Abend noch als Secundanten bei einem unvermeidlichen Duell zu dienen." — Wir sahen uns beide verwundert an.

„Herr Lieutenant," sagte ich nach einigen Augenblicken Nachdenkens, „es geziemt uns nicht, den Grund zu erfragen, warum Sie gerade zwei Ihrer Untergeordneten, und nicht Officiere zu Ihren Secundanten erwählen, aber . . ."

„Das ist sehr einfach," unterbrach er mich mit heftiger Stimme, „kein Officier will mir als Secundant dienen!"

Wiederum schwiegen wir einige Augenblicke.

„Nun wohl denn," sagte ich nach dieser Pause, „so müssen wir Sie bitten, Herr Lieutenant, uns den ausdrücklichen Befehl zu geben, Sie zum Zweikampfe zu begleiten; denn auf diese Weise ist allen üblen Folgen für uns vorgebeugt."

„Es sei!" rief er äußerst aufgeregt, — „es sei! — Folgen Sie mir!"

Er schritt der Thüre zu und wir ihm nach. Am Eingang derselben stand Said, der Mohrenknabe, welcher mich mit besorgtem Gesichte ansah.

„Sidi," sagte er leise zu mir, „hat der Kabyle vielleicht auch mit Dir gesprochen? Warum hast Du nicht die Hörner, wie Dein Freund, gemacht?"

„Laß mich, Thor!" rief ich und wollte vorbei, doch der Kleine hielt mich beharrlich an der Scheide meines Messers fest.

„Scherze nicht, Sidi, die Verzauberungen Bachrin ben Kanars . . ."

Als wenn ihn eine Natter gestochen, drehte sich der Lieutenant plötzlich um. „Wer redet von Bachrin ben Kanar?" rief er mit bebender Stimme. „Er war so eben hier," erwiederte Paul, „und hat nach Ihnen gefragt. Ich glaubte Sie noch in Arzew und gab ihm diesen Bescheid."

Pepoli ließ seinen Kopf in die Hände sinken und stand einige Augenblicke unbeweglich da.

„Mir nach! mir nach!" rief er dann mit kaum verständlicher Stimme, „sie ist rettungslos verloren, wenn er sie sieht und findet!"

Und wie ein Besessener stürzte er das Gäßchen hinab bis zum Marktplatze und von da die Rue des Juifs entlang. Wir folgten ihm athemlos.

„Wenn wir so über den Place d'Armes stürzen, werden wir sicher arretirt," sagte Paul zu mir, und mit einem mächtigen Sprunge war er dem Lieutenant auf den Fersen und ergriff ihn beim Rocke.

„Herr Lieutenant," sagte er, „Ruhe, Ruhe! im Namen des Gelingens Ihres Vorhabens. Ruhe! Sie verderben alles!"

Pepoli schien das zu begreifen, denn er blieb stehen, schien einen Augenblick nachzudenken und sagte dann mit fast flehender Stimme

„Meine Herren, ist es Ihnen möglich, für einige Zeit zu vergessen, daß ich Ihr Vorgesetzter bin? Wollen Sie mir beistehen, mir helfen? Ich leide — ich bin sehr unglücklich!“ Seine Stimme war fast von Thränen erstickt, als er diese letzten Worte aussprach. Ein gleiches Gefühl hatte sich unser in demselben Augenblick bemächtigt — wir sprangen auf ihn zu und ergriffen jeder eine seiner Hände.

„Rechnen Sie auf uns, Herr Graf,“ rief Paul, „vergessen wir, daß das Schicksal uns in diese Kloake der Fremdenlegion geführt hat. Rechnen Sie auf uns, wir waren deutsche Studenten, ehe wir Legionäre wurden — und wir sind Ehrenmänner geblieben, bei Gott!“

„Gott sei Dank!“ rief Pepoli, „Gott sei Dank, daß er mich in jenes Kaffeehaus geführt hat, wo ich Sie fand, denn jetzt ist Hoffnung da, jetzt ist noch nicht alles rettungslos verloren!“

— — Eine Viertelstunde später jagte der Lieutenant auf einem feurigen Rosse zum Thore von Mostaganem hinaus und schlug die Straße nach Arzew ein. Einige Augenblicke darnach passirten auch wir das Thor, indem wir dem wachthabenden Sergeanten unsere permission d'onze heures vorzeigten.

„Was haben Sie da für ein Packet unter dem Arm?“ fragte er mich. „Geht Sie nicht im geringsten an!“ erwiderte ich kurz.

„Grober Kerl!“ murmelte er, „tête carrée!“

Wir wechselten noch einige liebenswürdige Phrasen dieser Art und schritten, nachdem wir das Thor passirt hatten, einige Zeit den Weg entlang, der zur Moschée führt. An einem bestimmten Orte bogen wir rechts ein und kehrten, indem wir quer über die Felder bis zur Stadtmauer gingen, von da ganz in die Nähe des Thores wieder zurück.

Hinter einem Aloestrauch öffnete ich das Packet und zog zwei weiße Bournousse und Turbane hervor. In einem Nu waren unsere Uniformen unter denselben verschwunden — wir schritten ganz nahe an der Mauer auf eine kleine Erhöhung, die fast ganz mit Stachelfeigen bepflanzt war, suchten uns ein freies Plätzchen aus, kauerten uns nach arabischer Manier mit untergeschlagenen Beinen nieder, indem wir mit großer Sorgfalt den Bournous über unsere rothen Hosen schlugen. Dann zündeten wir die armlangen Chibouks an, welche Paul unter seiner Uniform versteckt hatte, und thaten, als wenn wir uns eifrig mit einander unterhielten. Von Zeit zu Zeit sprach Pauls geübte Zunge ein arabisches Wort ziemlich laut aus, kurz, niemand wäre fähig gewesen, unten den langen Falten der Araber-Bournousse zwei Sergeanten der Fremdenlegion zu vermuthen, zumal da die Araber oft bis tief in die Nacht hinein so auf freiem Felde zu zweien oder zu mehreren sitzen und von intimen Dingen plaudern — niemand wäre fähig gewesen, uns zu erkennen, am wenigsten mein liebenswürdiger College, der Sergeant der Chasseurs de Vincennes, der am Thore, vielleicht fünfzig Schritte von uns, auf der Wache war.

Der Lieutenant Graf Ugo Pepoli war — wie sein Name es genugsam bezeichnet — ein Italiener, aus einem der ältesten Patriziergeschlechter des Kirchenstaates stammend und sogar mit regierenden Häusern verwandt. Er war noch ein junger Mann von höchstens acht bis neunundzwanzig Jahren von höchst einnehmendem Aeußeren. Man erzählte sich in der Fremdenlegion gar viele Geschichten von seinem abenteuerlichen Geiste, von seiner persönlichen Tapferkeit, besonders jedoch von seiner Heftigkeit, die ihn in gewissen Augenblicken alle Schranken, welche Gesetz und Sitte stellen, überspringen ließ. Das Gerücht ging, daß er früher österreichischer Officier gewesen und einen seiner Vorgesetzten bei irgend einem Wortwechsel ganz einfach . . . zum Fenster hinausgeworfen hätte. Vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, hatte des Kaisers Gnade, auf Fürsprache mächtiger Beschützer, das Verdict in eine mehrjährige Festungsstrafe umgewandelt; doch nach einigen Monaten schon war der Graf seiner Haft entflohen, hatte einige Zeit in London gelebt, sich jedoch auch von hier entfernen müssen, da er eines Tages einen Policeman auf offener Straße geprügelt hatte. Später hatte er in Paris gelebt und war endlich aus unbekannten Gründen in die Fremdenlegion getreten. Man erzählte von einem unglücklichen Duell in Paris, in welchem des Grafen Gegner auf dem Platze geblieben war.

Seit einem Jahre erst diente er in der Fremdenlegion, war jedoch der Officier, der sicherlich am meisten von sich reden machte. Er war der liebenswürdigste, gefälligste Mensch von der Welt, seine Börse, sein Credit, sein Arm stand jedem zur Verfügung; nur war es ihm unmöglich, die ihm angeborene Hitze des Blutes zu mäßigen. Die Soldaten vergötterten ihn, denn er revidirte stets mit der größten Strenge die Strafen, welche die Unterofficiere ihnen zuertheilten, und es war oft vorgekommen, daß die Strafe des Soldaten aufgehoben und der Sergeant an dessen Stelle in Arrest geschickt wurde. Er sollte auch bei den Soldaten seiner Compagnie einen sehr gerechten Unterschied im Bildungsgrade machen, und wenn er auch die Vagabunden mit der größten Strenge behandeln ließ, so waren doch anständige Leute sicher, in seiner Compagnie nie belästigt zu werden.

Da fast alle Officiere ihm Geld schuldeten, sprachen sie alle ziemlich schlecht von ihm; jedoch machte dies alles keinen Eindruck auf unsern Obristen, dem heute berühmten französischen General der Garde, Mellinet, der ihn, aus Gründen, die ich später erst angeben werde, sichtbar protegirte. Deshalb auch hatte er ihn vor einigen Monaten auf Cantonnement nach Arzew geschickt, wo der Graf weniger mit den Officieren des Regiments und der Garnison in Berührung kam und daher weniger Gelegenheit zu Händeln finden konnte.

Vor einiger Zeit hatte mir jedoch mein Sergeant-Major beim Frühstück einmal erzählt, daß Graf Pepoli selbst in Arzew die Kunst verstanden hätte, sich eine mauvaise affaire auf den Hals zu laden; mehr wußte er auch nicht. Er hatte nur diese einzige Phrase beim Major gehört, dem er einen Rapport zum Unterzeichnen gebracht hatte.

Dies war der Mann, welcher uns auf eine so unverhoffte Weise aus dem Café Maure hinweggeführt, und dem wir versprochen hatten, mit Leib und Seele beizustehen.

„Siehst Du,“ sagte Paul, indem er von neuem seinen Chibouk stopfte, „Deine Idee war ausgezeichnet; entweder der Lieutenant holt den Kabylen noch auf der Landstraße ein, oder er ist noch gar nicht aus der Stadt, und dann sehen wir ihn zum Thore hinausgehen.“

„Oder er klettert über die Mauer,“ sagte ich, „und wir können ihn gleichfalls von hier sehen.“

„Ja, der Ruhm, diese Idee gefunden zu haben, gehört Dir, indessen ich beanspruche die unsers arabischen Costüms, das Sidi Brahim uns geliehen.“

„Er ist ein guter Kerl, und ich verspreche ihm, meine nächste Lection gründlich zu studiren.“

„Wirst auch wohl Zeit dazu haben, denn wenn, wie es leicht vorauszusehen ist, wir diese Nacht nicht in der Caserne schlafen, werden unsere acht Tage Mittelarrest uns nicht fehlen.“

„Allah it Allah! das Arrestlocal ist dazu geschaffen, daß es bewohnt werde! — Wenn wir dem Grafen nur nützlich sein werden?“

„Er meint es ja! Der arme Mensch scheint furchtbar zu leiden, denn . . .“

Plötzlich bückte sich Paul, als wolle er seine Pfeife in Ordnung bringen, und sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Dreh Dich nicht um . . hinter Dir klettert ein Mensch über die Stadtmauer.“

Einige Augenblicke war alles lautlos, dann hörten wir genau hinter uns ein Geräusch, als wenn ein Körper zu Boden fiel, dann ward wiederum alles still. — Nach einigen Sekunden jedoch vernahmen wir ein leises Geräusch hinter uns in den Sträuchern und bald darauf die Tritte eines Menschen, der sich leise heranschlich.

Unsere Stellung war dermaßen verborgen hinter dem riesigen Gewächs, daß wohl anzunehmen war, der Heranschleicher werde uns erst im letzten Augenblicke bemerken, deshalb verhielten wir uns athemlos, denn unser Plan war seit langer Zeit gefaßt und alles zu seiner Ausführung bereit.

Endlich hörten wir den Unbekannten ganz dicht hinter unserm Stachelfeigenstrauch. Wie das Wetter war Paul aufgesprungen; ich hörte seine Stimme, die er so guttural wie möglich zu machen suchte: „Salem alekem*) Sidi Bachrin ben Kauar!“

Wir hatten uns also nicht getäuscht, mein Herz schlug hoch vor Freude. Meine Combination war die richtige — er war es.

Rasch wie der Blitz wand ich mich an der entgegengesetzten Seite um den Strauch und in einer Secunde war ich hinter dem Kabylen, der noch nicht zur Besinnung gekommen war, als ich ihm schon von hinten meine Arme um den Hals schlang und ihn mit einem heftigen Rucke zu Boden riß. Paul setzte gleich ein Knie auf seine Brust und mit Riemen, die wir — wie ich oben gesagt — schon bereit

---

*) Friede mit dir!

hatten, banden wir ihm Hände und Füße, mit einem Taschentuche wurde ihm der Mund verstopft und so schleppten wir ihn bis neben unsern Sitz, — die ganze Scene hatte keine zwei Minuten gedauert, und einige Augenblicke später saßen die beiden Pseudoaraber auf ihrem früheren Platz und hüllten sich den Kopf in dicke Rauchwolken.

Mit jenem eisernen Glauben an das Fatum, welcher den Araber charakterisirt, hatte sich Bachrin augenblicklich in sein Schicksal gefunden; er lag regungslos neben uns, nur hatte er versucht, sein Gesicht uns zuzuwenden, und mehrmals hatten uns seine tiefen Augen sogar durch die finstre Nacht entgegengeleuchtet!

Es lag in unserer Absicht, ihm so lange als möglich zu verbergen, wer wir wären, deshalb fuhren wir fort, die Araber zu spielen und, anstatt deutsch zu sprechen, beugte sich einer an des andern Ohr, wenn er ihm etwas sagen wollte, und absichtlich brachten wir von Zeit zu Zeit irgend ein arabisches Wort etwas lauter vor.

Vielleicht eine halbe Stunde war so vergangen, als wir in einiger Ferne den hastigen Hufschlag eines Pferdes plötzlich anhalten hörten.

„Das ist der Lieutenant," sagte mir Paul ins Ohr, „steh auf und geh ihm entgegen, sag ihm, daß der Vogel gefangen ist."

Ich folgte seinem Rathe und traf wirklich den Lieutenant, welcher sein Pferd an einen Stamm angebunden und ganz entmuthigt, den Kabylen nicht gefunden zu haben, dem Orte zuschritt, wo er verabredetermaßen uns treffen sollte. Als er hörte, was wir gethan, ergriff er mich und zog mich mit Ungestüm an seine Brust.

„Gott hat Sie beide auf meinen Weg geschickt," sagte er, — „ich werde es Ihnen nie vergessen! — o ich schulde Ihnen mehr als mein Leben! — jetzt vorwärts, vorwärts! ich will dem Schurken doch einmal ins Gesicht sehen!"

„Das wird schwer halten," sagte ich, es ist finster; nur vergessen Sie nicht, Herr Lieutenant, daß wir Ihnen mehr dienen können, wenn er fortfährt, uns für Araber zu halten."

„Ganz recht! übrigens fürchte ich ihn morgen früh nicht im geringsten — nur diese Nacht kann er mir gefährlich sein."

Wir schritten vorwärts und gelangten bald an den Ort, wo Paul unserer harrte. In einigen Worten hatte ich ihm verständlich gemacht, daß auf mein Anrathen der Graf uns als Araber behandeln würde, und er hatte auch seine vollständige Zustimmung hierzu gegeben.

„He, Hassan!" rief der Lieutenant mir zu, „reiß dem Hunde das Tuch vom Munde, damit er mir sagen kann, warum er über die Mauer geklettert!"

Beim Klange der Stimme des Lieutenants war der Kabyle sichtbar zusammengefahren und hatte eine ungeheure Kraftanstrengung gemacht, um sich von seinen Banden zu befreien. Ich kniete neben ihm nieder und löste das Tuch von seinem Munde.

„Wie heißt Du?" fragte der Graf.

„Bachrin ben Kauar," erwiderte der andre mit heiserer Stimme, aus der aber der Trotz deutlich hervorklang.

„Warum kletterst Du bei Nacht über die Stadtmauer?"

„Ich wollte nach Arzew, um meine Tochter einem Hunde von Franken zu entreißen, der sie seit zwei Monaten gefangen hält."

Paul drückte mir in der Finsterniß die Hand, wir fingen an, die ersten Silben der Charade zu verstehen.

„Warum wendest Du Dich denn nicht an den Kadi?" fragte Pepoli, „er wird Dir gewiß Gerechtigkeit beim Bureau Arabe verschaffen, und wenn der Franke Dir Deine Tochter geraubt hat, wird er hart bestraft werden, und sie wird zu Dir zurückkehren."

„Ich will nichts von der Franken Gerechtigkeit wissen," antwortete der andere in seinem Kauderwälsch.

„Oder vielmehr ist Fatimah gar nicht Deine Tochter," fuhr der Graf fort, „vielleicht hast Du sie als Kind nur von dem spanischen Präsidio in Melilla geraubt, und sie jetzt nach Oran bringen wollen, um sie.."

„Du träumst, Lieutenant Pepoli!" unterbrach ihn der Kabyle mit äußerst ruhiger Stimme, „Du hast mir meine Tochter und die Aissas, meines Weibes, rauben lassen, um sie für Dich als Sclavin zu behalten; und jetzt wirst Du mir wahrscheinlich von Deinen Chaouchs*) den Kopf abschneiden lassen."

Man kann sich denken, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit wir dem Kabylen zuhörten und wie wir uns freuten, von ihm nicht erkannt zu sein, denn er konnte nur uns mit den beiden Chaouchs des Lieutenants meinen.

*) Ueberbringer wichtiger Nachrichten und auch Henker der Emire.

„Aber zittre!" fuhr er fort, „schon hat meine Tochter einen Rächer gefunden, der alles weiß, der mehr ist, als Du, der . ."

„Sprichst Du vielleicht vom Signor Ceceoni," sagte Pepoli, „der Dir schon seit Jahren Sclavinnen abkauft und sie nach Constantinopel von hier sendet?"

„Allah il Allah!" rief der Kabyle, „der Prophet möge Dir Deine verruchte Zunge ausreißen und sie den Hunden als Nahrung geben! Wie kannst Du nur so etwas sagen! Und wenn Du es glaubst, warum zeigst Du mich nicht bei dem Bureau Arabe an, und bei den Franken, Deinem Gerichte?"

Pepoli schwieg einige Augenblicke; wir begriffen, daß er nicht wisse, was er antworten sollte; der Kabyle hatte vollkommen Recht — der Graf brauchte ja nur blos die Anzeige zu machen, er habe Beweise von dem, was man sich so oft in der Colonie erzählte und was vernünftige Leute gewöhnlich ungläubig belächelten, nämlich, daß über Oran ein lebhafter Sclavenhandel oder vielmehr Sclavinnenhandel nach der Türkei betrieben würde und daß es neapolitanische und malteser Fahrzeuge wären, welche diesen schändlichen Handel begünstigten. Man ging selbst so weit, zu behaupten, daß sogar Weiße — Europäerinnen, Töchter oder Frauen von Colonisten, meistens Spanierinnen — die plötzlich verschollen waren, und die man von den Beduinen entführt oder erschlagen glaubte, vielleicht in irgend einem Harem von Damascus, Tripolis oder Constantinopel schmachteten. Aber — wie gesagt — diese Gerüchte waren so unglaublich, daß die Regierung sich nie die Mühe gegeben hatte, ihnen jemals Gehör zu schenken. Doch jetzt, wo Pepoli die schlagendsten Beweise besaß, hatte der Kabyle vollkommen Recht — warum gab er nicht der Regierung den leisesten Wink? Sicherlich wäre sie mit der größten Energie eingeschritten.

„Auch das wird sich finden," erwiderte der Graf nach einigen Augenblicken, „doch sage mir, wenn ich Dir Fatimah freiwillig wiedergebe, was würdest Du mit ihr thun?"

„Gelobt sei der Prophet, der Dir diesen Gedanken eingegeben," rief Bachrin mit demüthiger Stimme, „es steht geschrieben, daß der, welcher einem trauernden Vater sein verlorenes Kind wiedergibt, mehr Freude an seinen Kindern erleben wird, als die Mutter des Propheten an ihrem Sohne. — Gib mir mein Kind wieder, Franke, und ich will sagen, daß Dein Name „der Gerechte" sei, und ich will zum General gehen . . . ."

„Was wirst Du mit Fatimah machen?" unterbrach der Graf diesen Wortschwall.

„In mein Douar*) werde ich zurückkehren und ihr einen Mann suchen, den reichsten der zehn Stämme meines Berges!"

„He, Hassan, Ali! bindet diesen Schurken an jenen Stamm, stopft ihm seinen lügnerischen Mund!" rief der Lieutenant — und um die Araber nachzuahmen, welche die Befehle ihres Herrn mit einer solchen Eile ausführen, daß sie manchmal wie Wüthende bei der geringsten Handlung erscheinen, stürzten wir uns auf Bachrin und einige Secunden später war der Befehl des Lieutenants ausgeführt. — Unfähig, die geringste Bewegung zu machen oder einen Schrei auszustoßen, lag der Kabyle am Fuße des Strauches gebunden.

Ohne ein Wort zu sagen, folgten wir dem Lieutenant, welcher rasch dem Platze zuschritt, wo er sein Pferd befestigt hatte.

„Bis jetzt danke ich Ihnen noch nicht, meine Herren," sagte er, „noch erwarte ich von Ihnen den hauptsächlichsten Dienst, meine Secundanten zu sein, — und dann, wenn Gott mir das Leben erhält, werde ich Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen suchen."

„Wäre es indiscret, Sie um den Namen Ihres Gegners zu befragen, Herr Lieutenant?" fragte ich.

Pepoli zögerte einige Augenblicke.

„Es ist der Signor Ceceoni," sagte er.

Wir athmeten beide, glaube ich, etwas erleichtert auf, denn schon seit einiger Zeit quälte mich wenigstens der Gedanke, daß er es wieder mit einem seiner Vorgesetzten zu thun hätte, und obgleich wir beide fest entschlossen waren, ihm blindlings zu folgen, und obgleich wir sogar durch seinen Befehl, solches zu thun, unsere Verantwortlichkeit los waren: so kann man sich doch vorstellen, daß es uns viel lieber war, eine Civilperson als Gegner des Lieutenants zu sehen.

*) Ein Douar besteht aus mehreren leicht abzubrechenden Zelten, da der Weide wegen ein Stamm oft seinen Wohnsitz verändert.

(Schluß folgt.)



Die drei Naumanns.

Eine Naturforscherfamilie. Von Dr. E. Baldamus.

Im Jahre 1797 erschien ein in vieler Hinsicht merkwürdiges und bald auch in weitern Kreisen Aufmerksamkeit erregendes Buch, unter dem Titel: „Johann Andreas Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen“ rc., dessen dritte Auflage unter dem Zusatze: „Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet rc. und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel rc., aufs neue herausgegeben von dessen Sohne, Johann Friedrich Naumann,“ mit dem Jahre 1820 zu erscheinen begann und nach 35jähriger Arbeit in 13 starken Bänden nahezu vollendet wurde. Der Kenner der Literatur weiß, daß dieses Werk zu den Denkmälern deutschen Fleißes, deutscher Gewissenhaftigkeit und Kunst gehört, das nach allen diesen Richtungen hin einzig, und was die Treue und Schärfe der Beobachtung wie der Abbildungen anlangt, für immer mustergültig dasteht. Selbst das competente England hat anerkannt, daß das deutsche Volk Grund hat, stolz zu sein auf dies großartige Werk, hervorgegangen aus dem Schoße einer einfachen, nach den gewöhnlichen Begriffen „ungelehrten“ Familie von Landleuten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Familien, die diesen Namen recht eigentlich verdienen, gewisse Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten erblich sind, geistige wie körperliche, gute wie schlimme, und daß dann ein rechtes Familienleben diese Besonderheiten, Neigungen und Talente weiter ausbildet, oft mehrere Generationen hindurch, so daß der väterliche Beruf auf Sohn und Enkel übergeht. Es gibt Maler, Musiker-, Gelehrten-, Industriellen-, Familien, Familien von Aerzten, Naturforschern, Rechtsgelehrten rc. Nun eine solche Familie, eine Familie von Naturforschern, waren gleichfalls mehrere Generationen hindurch unsere Naumanns, aus deren Leben wir den Lesern des Daheim einige Mittheilungen machen wollen.

Beginnen wir mit Johann Andreas Naumann, welchen die Ornithologen den Vater der deutschen Ornithologie zu nennen gewohnt sind, so vermögen wir einen bessern Abriß seines Lebens nicht zu geben, als er es in der Vorrede zur ersten Auflage seines

Werkes selbst thut, die wir denn auszüglich mit seinen eigenen Worten geben.

„Mein Geburts- und Erziehungsort ist ein kleines Dorf, Ziebigk, in der Nähe von Cöthen gelegen. In dem verderblichen 30jährigen Kriege kaufte (1636) einer meiner Vorfahren allhier ein verwüstetes und verlassenes Ackergut mit einem schönen anmuthigen Wäldchen. Durch seinen Fleiß brachte er mit Hilfe seiner Kinder dies Gut wieder in Stand und übergab es seinem einzigen Sohne. Dieser fing nun erst an, die Früchte seiner und seines Vaters saurer Arbeit zu genießen; er suchte sich nun auch neben seinen Arbeitsstunden eine Gemüthsergötzung zu machen. Die schöne anmuthige Lage des Dorfs mag ihn wohl gereizt haben, sein Vergnügen am Vögelfangen und Jagen zu suchen; er legte daher verschiedene Vogelherde an, wovon man noch jetzt Spuren sieht. Er hatte nur einen Sohn; dem überließ er zuletzt das Gut, wo dieser dann auch den Vogelfang und die Jagd fortsetzte. Dieser war mein Großvater und hatte vier Söhne, welche alle den Vogelfang betrieben. Da er in seinem Alter das Gut meinem Vater übergeben hatte, so setzte derselbe den Vogelfang ebenfalls fort. Ob diese meine Vorfahren gleich keine Naturforscher waren, so wurden sie doch aus der Erfahrung gute Vogelkenner; die Söhne lernten vom Vater und sammelten noch eigene Erfahrung dazu.

„Ich war der einzige Sohn meines Vaters und wurde daher von meiner Kindheit an zum (Bauer) Gutsbesitzer bestimmt. Die Liebe zu den schönen Luftbewohnern schien bei mir so stark eingewurzelt zu sein, daß es mir unmöglich war, die Vögel mit gleichgültigen Augen anzusehn, und in meinen Jünglingsjahren wurde dieselbe völlig zur Leidenschaft. Als Kind begleitete ich meinen Vater stets beim Vogelfange und fragte fleißig nach den Namen und Eigenschaften der Vögel. Nach meinem zehnten Jahre brachten mich meine Eltern nach Cöthen in die Schule, welche ich bis in mein fünfzehntes Jahr besuchte. Unterdessen starb mein Vater, und meine Mutter berief mich nach Hause und hielt mich zum Ackerbau und zur Hauswirthschaft an. Hier hatte ich nun manche Nebenstunden, den Vogelfang so und noch mehr als meine Vorfahren fortzusetzen. Bei meiner Feldarbeit war außerdem auch immer meine Flinte bei mir, und kein vorbeifliegender Vogel entging meiner Aufmerksamkeit; ich begleitete ihn mit den Augen, so weit ich ihn sehen konnte, wodurch ich auch die Vögel in der Ferne gut kennen lernte. Den Sommer und Herbst hindurch schlief ich in einem Gartenhause; mein Bett mußte immer hart sein, um die Morgenstunde nicht zu verschlafen, doch einmal in der Woche mußte ich es auf ausdrücklichen Befehl meiner Mutter machen lassen. Ehe es Tag ward, war ich schon auf dem Vogelherde oder hatte mich auf der Jagd angestellt; des Abends wurde der Beschluß auf eben diese Art gemacht. In der Saat- und Erntezeit wartete ich der Feldarbeit, allwo ich nicht blos als ein Aufseher neben den Arbeitern müßig einherging, sondern selbst fleißig arbeiten half; aber nach dem Feierabende wurde oft noch nach den Schlingen und Netzen gesehn. Durch diese Geschäfte verhinderte ich nun, daß weder Müßiggang noch Neigung zur Bequemlichkeit bei mir stattfanden, sondern ich wurde dadurch hart und arbeitsam. Ich liebte die Einsamkeit und hatte niemals Wohlgefallen am Umgang, wenn es nicht mit einem erfahrenen Vogelsteller, Jäger oder Künstler war.

„Außer der Zugzeit der Vögel erwachte ein anderer Trieb in mir, welcher darin bestand, die Arbeiten der Künstler und Handwerker nachzuahmen. Anfangs machte ich allerlei nützliches Hausgeräthe von Holz, von da ging es weiter zu Horn und Knochen, endlich zu Eisen und andern Metallen. Meine guten Freunde, die jetzt studirten, besuchten mich zuweilen, bewunderten meinen Fleiß und gaben mir den Rath, gute Bücher zu lesen. Sie versprachen mir auch dergleichen zu verschaffen, hielten Wort, und nun wurden die Sonntage nach dem Gottesdienst und die langen Winterabende meine Studierstunden. Ich machte mir das Merkwürdigste aus der Mathematik, Physik und Chemie bekannt, schaffte Instrumente an, machte Versuche und kam endlich dahin, daß ich mir mein Hausgeräth, Jagdzeug, Schießgewehr und andere nützliche Dinge selbst verfertigte.

„Alle meine Arbeiten waren in gewisse Classen abgetheilt. Der Ackerbau und die häusliche Wirthschaft waren allemal das Hauptwerk und wurden jederzeit als eine Sache betrachtet, die durchaus keinen Aufschub leidet; nur in den Nebenstunden wurde eine solche Beschäftigung vorgenommen, wie sie sich für die Jahreszeit gerade schickte. Ich bekam zwar hierdurch sehr viele Arbeit, jedoch trieb mich die Liebe zur Ordnung immer zum Fleiß an, so daß ich alles Unternommene glücklich fortsetzte.

„Als ich nun die Wald- und Feldvögel so ziemlich hatte kennen lernen, so fehlte es noch an den Wasservögeln. Ich wünschte recht sehr, ihre Bekanntschaft zu machen, und hierzu fand sich unverhofft eine Gelegenheit. Durch die so außerordentlich nassen Jahre 1770—71—72, dergleichen wir wohl in einem Jahrhundert nicht gehabt hatten, wurden unsre besten Felder wüste und bewuchsen mit Binsengras und Schilf, weil sie wegen des vielen Wassers nicht bestellt und bearbeitet werden konnten. Unter diesen traurigen Umständen hatte ich damals beim Ackerbau weniger zu thun, und konnte also meine Wasserjagd desto besser abwarten. Ein Bruch in meiner Nähe sah einem See ähnlich und es fanden sich allda eine Menge Wasservögel ein, von welchen ich viele zum ersten Male sah. Ich ersann nun allerlei Mittel, sie durch List mit Schleifen, Netzen oder mit Schießen in meine Gewalt zu bekommen. So lange der Zug währte, war fast mein täglicher Aufenthalt in diesem Bruche; obgleich die fürchterlichsten Regengüsse auf mich herabstürzten, die Stiefeln an den Füßen verfaulten und leck wurden, so betrachtete ich dieses doch als Kleinigkeiten gegen das Vergnügen, diese Vögel genau kennen zu lernen. Von dieser Lebensart bekam ich endlich das kalte Fieber, ich kurirte mich aber selbst wieder mit einem Kraut (Teucrium Scordium, L.) welches ich in dem Bruche fand, und ließ mir gute Fischerstiefeln machen. Nun ging es wieder frisch durch; ich watete auf die hervorragenden kleinen Hügel, baute Schirme von Schilf und Gesträuch darauf, saß in diesen Nachts beim Mondenscheine und lauerte auf die auffallenden Enten und andre Wasservögel.

„O wenn ich an die seligen Stunden gedenke, wo mich weder Nahrungssorgen noch andere Unfälle kränkten, so möchte ich mich jetzt wieder dahin wünschen!

„Nachdem nun die nassen Jahre vorbei waren, so bauten wir wieder unser verwildertes Feld, und ich machte meinen Vogelherd, der nun 3 Jahre unter Wasser gestanden hatte, wieder zurechte. Nun saß ich wieder vergnügt in meinem Vogelhäuschen, und schrieb damals zu meinem Vergnügen meinen **Vogelsteller**, welchen ich hernach im Jahre 1789 herausgab.

„Unter diesen lustigen, zum Theil zwar mühsamen, jedoch mir sehr angenehmen Beschäftigungen verstrichen meine Jugendjahre unvermerkt; meine gute Mutter starb und überließ mir das Gut. Ich war nun 32 Jahre alt, und mein ganzes Jugendleben war eine beständige Lehrschule gewesen, in welcher ich mich zwar mühsam, jedoch mit Lust und Freuden herumgetummelt hatte; nunmehr aber mußte ich meine Zeiteintheilung anders machen. Da jetzt meine ganze Wirthschaft auf mir allein beruhte und ich auch dieselbe mit der größten Sorgfalt abwartete, so legte sich der starke Trieb zum Vogelfange und Jagen einigermaßen, und ich hatte jetzt meine Freude an meiner Wirthschaft; ich sah mich nach einer Gattin um, traf 1779 auch eine so gute Wahl, daß ich an derselben eine wahre Gehilfin hatte, die sich eine Freude daraus machte, meine Geschäfte indessen zu besorgen, wenn ich auf den Vogelherd oder auf die Jagd ging. So hatten wir 11 Jahre in der größten Zufriedenheit und Eintracht verlebt, als mich der grausame Tod meiner getreuen Gehilfin beraubte, und ich nun die Wirthschaft und Erziehung meiner vier Kinder allein zu besorgen hatte.

„Der älteste von meinen drei Söhnen (Johann Friedrich) zeigte große Lust und Fähigkeit zum Zeichnen und Malen; ich ließ ihm Unterricht darin geben. Wenn ich nun einen seltenen Vogel gefangen oder geschossen hatte, so malte er denselben ab; dies brachte uns auf die Idee, eine Sammlung von allen Vögeln, die unsre Gegenden durchfliegen, zu unserm Vergnügen anzulegen. Um sich im Vögelmalen recht zu üben, mußte mein Sohn die Vögel öfter malen und dies unter meiner Aufsicht so lange fortsetzen, bis das Gemälde dem Urbilde glich. So erlangte er bald einige Fertigkeit darin, die mich zu dem Entschluß brachte, diese Abbildungen in Kupfer stechen zu lassen und eine Naturbeschreibung dieser Vögel dazu herauszugeben.

„Da alle Vögel nach der Natur gezeichnet wurden, so machte es mir unsägliche Mühe, alle Zugvögel, besonders solche, welche sich oft nur nach Verlauf einiger Jahre einmal bei uns sehen lassen, zu schießen und zu fangen, so daß ich sehr oft bereuete, so etwas angefangen zu haben. Da mich aber die Kupfer zu viel kosteten, und ich voraussah, daß dadurch die Fortsetzung des Werkes unmöglich gemacht werden würde, so mußte mein Sohn endlich auch die Platten

stechen, und ich das Abdrucken selbst verrichten, wodurch ich mir abermals eine mühsame Arbeit zuzog.

„Wahrheit und Verständlichkeit, das sind die Eigenschaften, die ich meinem Buche zu geben mich bemühete. Anmuth aber und Zierlichkeit im Styl, die werden meine billigen Leser mir erlassen, weil ich mehr im Vogelstellen als im Schriftstellen geübt bin und von jeher lieber ein Naturforscher als ein Bücherforscher war."

„So weit," fährt der Sohn in der Vorrede zum I. Bd. des neuen großen Werkes fort, „so weit seine eigenen Worte, welchen ich nur noch hinzuzufügen mir erlaube, daß er seit der Zeit, da er jenes schrieb, in seinem Lieblingsstudium immer thätigst fortarbeitete und von seinen Söhnen unterstützt wurde. Die neusten und besten ornithologischen Schriften blieben ihm nicht unbekannt; sie waren für ihn ein mächtiger Sporn, sich auch in der Natur von ihren Angaben zu überzeugen. Seit mehr als 10 Jahren entzog er sich den Geschäften der Landwirthschaft gänzlich und lebte in stiller Abgeschiedenheit von der lärmenden Welt einzig der mit ihm vertrauten Natur. In seiner ihm so lieben Einsamkeit schrieb er noch manches über neu erfundene und geprüfte Arten des Vogelfanges, auch manche wichtige ornithologische Beobachtung nieder, welche ich zu seiner Zeit bekannt machen werde (im Jahre 1791 erschien sein „Philosophischer Bauer," den er „in seinem Vogelhäuschen" im Wäldchen geschrieben hatte). Auch jetzt noch in seinem 75. Jahre, geht er nur selten ohne Flinte aus, und der Vogelfang ist noch immer seine liebste Beschäftigung. Obgleich seine Körperkräfte durch die vielen Anstrengungen nach und nach erlahmen, so hält doch die philosophische Ruhe seines Geistes jene noch aufrecht, so macht ihm die Liebe seiner Kinder und die Achtung seiner Freunde das Drückende des Greisenalters nicht unerträglich."

Schreiber dieses hatte noch das Glück, den Greis kurz vor seinem im Jahre 1826 erfolgten Tode zu sehen; freilich nur noch als Ruine von dem, was er gewesen: die zunehmende Körperschwäche der früher so eisernen Natur wirkte allmählich auch auf den so scharfen, klaren Geist. Er starb in einem Alter von 82 Jahren. Sein längst gehegter und ausgesprochener Wunsch, in seinem stillen Wäldchen neben seinem geliebten Vogelherde begraben zu werden, wurde ihm erfüllt. Unter alten hohen Eschen, Eichen und Tannen grünt sein epheubewachsener Grabhügel. Eine Saatkrähenkolonie als nützlich von der Ornithologenfamilie seit lange geschätzt und gehegt, lärmt ungestört in den hohen Wipfeln, die mit hunderten ihrer Nester bedeckt sind. Nachtigallen, Grasmücken, Drosseln und Rothkehlchen bringen ihrem Kenner und Freunde in jedem neuen Lenze ihre Huldigungen in ihren wonnigen Liedern dar. Die Natur hat niemals, leider aber ihr eingebildeter Herr, die Ruhe ihres treuen Freundes gestört.

Wir fügen nur einige Worte zu seiner Charakterisirung hinzu. Dem denkenden Leser hat er sich selbst am besten geschildert. Ein Bauer im ganzen Sinne des Wortes, das war er, das wollte er sein; aber ein denkender Bauer, der seine angeborne Liebe für die Bewohner der Lüfte und für die gesammte Natur — denn er kannte auch die übrigen Thiere und Pflanzen seiner Umgebung, da seiner Beobachtung nichts zu gering erschien — seinem Berufe, der Land- und Gartenwirthschaft nutzbar zu machen wußte. Der Geist gewissenhafter Ordnung und Pünktlichkeit regelte und förderte seine vielseitige Thätigkeit, wie er das so einfach selber sagt. Und diese Thätigkeit war wirklich staunenswerth für alle, welche die Menge und Vielseitigkeit ihrer Früchte jemals kennen gelernt. Diesen kerngesunden Körper und Geist krönte aber auch außerdem ein einfaches, tiefes, kindlich frommes Gemüth. Er suchte, fand, bewunderte und liebte den Schöpfer und Regierer der Welt nicht allein in seinen „köstlichen Werken", er fand es auch nicht unter der Würde eines Naturforschers und „philosophischen Bauers", das geoffenbarte Wort Gottes in der Bibel und in der Kirche zu suchen und durch die That zu ehren. Auch im „Dichten" hat er sich versucht, und ich erinnere mich eines poetischen Zwiegesprächs zwischen dem „Stadt- (Haus-) und Feld-Sperling", das in der Naivetät des Ausdrucks an Hans Sachs erinnert.

Seine 3 Söhne wurden ziemlich streng erzogen und schon sehr früh zum Studium seiner Lieblingswissenschaft angehalten. Schon im 8. Jahre wußten sie mit dem Gewehre umzugehen, das er sie vorher in seinen einzelnen Theilen kennen gelehrt hatte, und sie begleiteten ihn als eifrige Beobachter und Gehilfen auf seinen Vogeljagden. Später besuchten sie die Schule zu Cöthen, und namentlich der älteste bildete sich speciell und vielseitig genug zum Ornithologen aus.

Johann Friedrich Naumann, der Erbe des väterlichen Gutes und Geistes, Professor und Ehren-Doctor der Philosophie — die Universität Halle hatte ihm den verdienten Doctorhut aufgesetzt — hat diesen väterlichen Geist nach fast allen Richtungen hin weiter ausgebildet. Wie sein Vater, hielt er fest an seinem „eigentlichen Brotgeschäft, der Landwirthschaft", das ihm gestattete, weit eher „einem genaueren Umgang" mit der Natur zu leben, „als sich anhaltend in Bücher zu begraben." Wie er, fuhr er fort, die Vögel „an ihren Wohnorten und in allen ihren Lebensverhältnissen zu beobachten, ihre Natur in der Natur zu studieren", und „soviel Genuß und Arbeit läßt ihm wenig Zeit übrig, sich mit den Kritteleien der Systemmacher zu befassen". Er weist den Vorwurf zurück, „daß er bei der systematischen Eintheilung nicht den neueren Naturphilosophen gefolgt sei"; denn es sei „leicht, im Studierzimmer Systeme auszuarbeiten, ob sie aber in der lebenden Natur immer begründet" seien, werde der „praktische Forscher bald finden." „Ihm habe es dann immer geschienen, als wenn sich der tiefdenkende gelehrte Naturphilosoph mit dem Sohne der Natur, der schlicht und recht nur den Weg wandelt, den einzig die Natur ihm vorschreibt, nicht vereinigen lasse."

Wir haben in den angeführten Worten Naumanns eigene gegeben. Sie kennzeichnen seine Stellung zur Wissenschaft vollständig. Sie sprechen seine Schwäche, wie seine Stärke aus. Dr. J. F. Naumann war kein systematischer Kopf und viel Generalisiren nicht seine Sache. Dagegen waren Körper, Sinne und Geist in seltenem Maße für den praktischen Naturforscher ausgebildet und in vielseitigster Weise. Naumann war Beobachter wie keiner, und wurde darin vielleicht nur theilweise von seinem zweiten Bruder, Carl Andreas, übertroffen. Ein fester, abgehärteter Körper, Kunstfertigkeit der Hände, ein scharfes Auge, ein gebildetes Ohr, ein klarer Verstand, ein treues Gedächtniß, verbunden mit scrupulösester Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit und das alles, vereinigt und zugespitzt in der Liebe zur Natur, welche zum unwiderstehlichen Beobachtungstriebe wird: das sind wahrlich die Ingredienzen, welche den praktischen Forscher bilden. Ein so organisirter Geist mußte früh einsehen, daß keine einzelne Wissenschaft und Kunst ohne Zusammenhang mit den übrigen denkbar ist. Und so hatte er denn von Jugend auf das lebendigste Interesse für alles Göttliche und Menschliche. Das eifrigste Selbststudium ergänzte nach und nach die Lücken seiner Schulbildung. Das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften zog ihn vor allem mächtig an. Er war nicht allein guter Zoolog, sondern auch eben so guter Botaniker. Um die neueren Werke seiner speciellen Studien lesen zu können, trieb er auch neuere Sprachen, und seine auserlesene, wenn auch nicht große Bibliothek beweist am besten, wie das „Nicht unter Bücher begraben sein mögen" keineswegs als ausgesprochene Scheu vor der Büchergelehrsamkeit zu verstehen ist. Eben so ausgezeichneter Vogelmaler und Kupferstecher, wie Naturbeobachter hat er in seinen hinterlassenen köstlichen Handzeichnungen wie in den über tausend Vogelbildern der 380 von ihm gestochenen Tafeln seines Werkes diese für den Naturforscher so kostbare Doppelbegabung aufs glänzendste bewiesen. Was den letztern im Vergleich zu neuern englischen Werken an Eleganz und äußerer Ausstattung etwa abgeht, wird durch die minutiöseste Naturtreue und die botanische oder landschaftliche Charakterisirung reichlich aufgewogen, wie man denn die „Naumannschen Figuren" in gar vielen späteren Abbildungen mehr oder weniger ängstlich copirt findet und wahrscheinlich noch lange finden wird.

Sein wunderbarer Fleiß findet nur in der Geordnetheit seiner Arbeiten eine Erklärung. Das gewissenhafteste Studium der gesammten einschlägigen Literatur, die jede Gelegenheit benutzende Beobachtung der Natur, die zeitraubende Anfertigung so vieler bis ins Kleinste ausgeführter Abbildungen und die Herstellung der Kupferplatten, dann endlich die 13 Bände Text — und man begreift wohl den Ausdruck der „größten Freude" (in der Vorrede zum 13ten Bande im Jahre 1844), mit Hilfe des Höchsten endlich den Schluß eines Werkes erreicht zu haben, für das er sein ganzes Leben gelebt, in welchem er rungen zu haben, für das er sein ganzes Leben gelebt, in welchem er seit einem Vierteljahrhundert seine Erfahrungen niedergelegt, auf welches er alle Kräfte, allen guten Willen, alles was einem einzelnen, unbemittelten Manne neben landwirthschaftlichen schweren Be-

rufsgeschäften, neben mancherlei häuslichen Sorgen zu Gebote stand, verwendet hat. Und noch hofft er, obgleich schon im vierundsechszigsten Lebensjahre, aber für dies Alter Gottlob noch lebenskräftig genug, der Wissenschaft fortwährend in heißer Liebe ergeben, zum Vervollständigen der vaterländischen Ornithologie sein Scherflein beitragen zu können, so lange wie Gott will.

Und doch fand der seltene, rastlos thätige Mann neben allen dem noch Zeit für anderweitige Thätigkeit. Wir sagten oben schon, daß er Botaniker war. Wir fügen jetzt hinzu, er war auch ein ausgezeichneter Pomolog und Blumist. Neben den unscheinbarsten, aber seltenen und irgendwie interessanten europäischen Pflanzen fanden die schönsten Modeblumen Raum neben und in einem trefflichen, die besten und neuesten Obstsorten hegenden Baumgarten. Ich erinnere mich beispielsweise der Mittheilung, daß allein 26 Sorten Pflaumen darin standen. Die Winterabende waren der leichteren Lectüre einer stets gewählten Literatur oder der Musik gewidmet. Denn auch darin war der vielseitige Mann bewandert, der mehrere Instrumente spielte und sich mit einigen seiner Nachbarn, später auch mit seinen Kindern zur Ausübung von Duos, Trios und Quartetten verband und einen gebildeten Geschmack für classische Musik besaß. Seine besondern Lieblinge waren Haydn, Mozart, C. M. von Weber, später auch Beethoven und Mendelssohn. Das von früh auf musikalisch gebildete Ohr kam ihm dann auch wieder bei der Auffassung und Charakterisirung der Vogeltöne zu Statten, die oft nur einen äußerst geringen Unterschied, eine nur einem lange geübten Ohre bemerkbare Nüançe in der Höhe, Tonfolge und Klangfarbe zeigen.

Nach Beendigung des Werkes ging Naumann sofort an die Ausarbeitung der zahlreichen „Nachträge, Zusätze und Verbesserungen" dieser Riesenarbeit, gelangte aber nur bis zum dreißigsten Bogen. Vom Jahre 1854 ab wurde sein so schwer angestrengtes Auge schwächer und schwächer, seine Kräfte nahmen ab und am 15. August 1857 rief ihn der Tod sanft und ruhig ab in einem Alter von 77 Jahren.

J. F. Naumann war ein frommer Mann, dabei duldsam und bescheiden gegen Andersdenkende und Andersglaubende, bei aller Festigkeit der eigenen Ueberzeugung. Eine gewisse Scheu vor öffentlichem Auftreten hielt ihn ab, selbst in den Versammlungen der deutschen Ornithologen-Gesellschaft, deren Mittelpunkt er eigentlich war, in längerer Rede sich auszusprechen, und er äußerte seine gewichtige Meinung meist nur nach specieller Aufforderung dazu: keineswegs aber aus Mangel an Gewandtheit im Ausdruck, denn er sprach, einmal im Flusse und in der Conversation, sehr klar und fließend. Als Schriftsteller leidet er zuweilen an einer etwas breiten Gemüthlichkeit; auch macht ihm der Periodenbau hin und wieder zu schaffen. Aber seine Sprache ist, davon abgesehn, stets einfach und bezeichnend; seine Beschreibungen sind musterhaft genau erschöpfend und klar. Seine Polemik konnte mitunter ziemlich scharf werden, aber sie galt nur der Sache, nicht der Person, und es war dem Schreiber dieses eine wahre Herzensfreude, bei der von ihm ins Leben gerufenen ersten Ornithologen-Versammlung die erste persönliche Begegnung Naumanns mit dem langjährigen wissenschaftlichen Gegner, dem nun auch verstorbenen Pastor Dr. Ch. L. Brehm zu beobachten: beiderseitiges sofortiges Entgegenkommen und bald gegenseitiges Behagen aneinander, das zur intimen Freundschaft wuchs. Nur einen Feind hatte Naumann, der so viel für sein Dorf gethan, gerade in diesem Dorfe, und ganz in seiner Nähe. Und diese ohne Naumanns Verschulden entstandene Feindschaft hat ihm oft sein Leben verbittert, besonders aber, als der rachsüchtige Mann, die große Pietät Naumanns für seinen Vater kennend, im Jahre 1848 unter der Firma Jagdfreiheit in das mehrerwähnte, von Naumann wie ein Heiligthum geachtetete Wäldchen eindrang und selbst des Epheus auf dem Grabe J. A. Naumanns nicht schonte. Damals kam Prof. Naumann zu mir mit der Klage, daß die Behörden ihm erklärt, wie sie außer Stande seien, ihm Recht zu verschaffen. Bei der Schilderung des begangenen Frevels rollten ihm die Thränen von den Wangen. Empört über die Frevelthat kennzeichnete ich sie in der Landeszeitung in ihrer ganzen Bosheit. Die Verführten der Einwohner von Ziebigk gingen in sich und der angegriffene Angreifer wendete seinen ganzen glücklicherweise ohnmächtigen Zorn gegen mich. Zugleich hatte ich aber, um das „Heiligthum" der Ornithologen-Familie gegen künftige ähnliche Angriffe zu sichern, die einleitenden Schritte gethan, um dem Vater Naumann ein Denkmal zu setzen, das nun jetzt hoffentlich bald den drei Naumanns gesetzt werden kann.

Der dritte Naturforscher dieser Ornithologen-Familie ist der jüngere Bruder von J. F., Carl Andreas N., weil. Herzogl. Anhalt. Förster in Kleinzerbst unweit Cöthen. Er hatte von seinem Vater die originellen Seiten des Geistes und Charakters, aber auch ganz vorzugsweise die Liebe für die Natur und besonders für die Vogelwelt geerbt. „Mit einer angebornen Beobachtungsgabe, einer ungemeinen, von frühester Jugend an geübten Bekanntschaft mit dem Fluge, dem Betragen, den Stimmen der Vögel, dazu mit einer Jagd- und Schießfertigkeit begabt, die ihres Gleichen nicht leicht finden möchte" — wir werden nachher einige Beispiele davon geben — „zu allen diesen Eigenschaften auch mit dem unermüdlichsten Jagdeifer, der regsten Forschungslust und einer unbegrenzten Liebe zur Naturkunde ausgerüstet, entging ihm nicht leicht ein seltener Vogel. Sein täglich geübtes Falkenauge unterscheidet schon in weiter Ferne seinen Gegenstand, der leiseste Ton einer ihm nicht bekannten Vogelstimme spannt seine Aufmerksamkeit, die geringste Abweichung in den Bewegungen eines fliegenden Vogels fesselt seine Neugierde u. s. w." So schildert ihn der ältere Bruder in der Vorrede zum 8ten Bande, und versichert dann weiter: „Jede meiner Schilderungen der Sitten und Lebensart, der Stimme und des übrigen Betragens aller im Werke vorkommenden Vögel ... ist erst ihm vorgelegt, mit ihm durchgegangen, von ihm begutachtet worden" (auch die Abbildungen, wie das mehrfach in meiner Gegenwart geschehen) „ehe sie der Presse übergeben ward." Ja, das war „noch ein Jäger von altem Schrot und Korn", ein „Nimrod", wie es wenige gegeben hat. Kugel oder Schrot, sein Blei traf sicher, denn sicher war das „Falkenauge", stahlfest der Arm. „Dumme Kerls da, der Kaspar und der Max" (die beiden Jäger aus seiner Lieblingsoper, dem Freischütz, deren Ouverture und einzelne Nummern ich ihm nicht oft genug vorspielen konnte) „daß sie Freikugeln gießen; das Luchsauge im Blei thut's nicht, aber das im Kopfe." Ich bin im Besitze seiner Schieß- und Fangliste, die er mit der größten Genauigkeit von Jugend auf geführt hat. Man staunt über die Massen von Jagdgethier aller Art, aber auch von seltenen Vögeln, die er in einer allerdings langen Reihe von Jahren erlegt hat, über 80 tausend in Summa.*) Aber es ist auch vorgekommen, daß er 84 Stück Bekassinen in einem Tage und über ein Dutzend Sperlinge hinter einander, letztere in Folge einer Wette, mit der Kugel von einem hohen Scheuerdache herabgeschossen hat. Er erkannte die verschiedenen Wildenten an dem Geräusch beim Fliegen in der Dunkelheit, und in meiner Gegenwart schoß er an einem mondhellen Abende 24 Stück auf dem Anstande im Fluge, und hatte sich niemals in der Bestimmung der Art geirrt. Er pflegte oft zu sagen, es sei, als ob die fremden Vögel eigens nach Kleinzerbst kämen, um von ihm erlegt zu werden; und eine große Anzahl der seltenen europäischen Arten erlangte er allerdings in seinem gar nicht umfangreichen Reviere. So setzten sich z. B. noch in seinem letzten Jahre 4 Bienenfresser — im Norden von Deutschland sehr seltene und nur verirrte Gäste — eines Tags vor dem Fenster seiner Wohnstube auf den Gartenzaun, und verriethen ihm ihre Anwesenheit durch ihre eigenthümlichen, ihm noch unbekannten Locktöne. Von seiner feinen, den Jäger so sehr fördernden Beobachtungsgabe nur ein Beispiel. Ein „Sonntagsjäger" hatte bei der Schnepfensuche in seinem Walde eine Schnepfe geschossen, wurde aber ob dieser Behauptung von seinen Collegen, etwas geübteren Schützen, um so mehr ausgelacht, als alles Suchen nach dem „gefallenen" Vogel vergeblich blieb. Naumann war auf dem andern Flügel der Schützenreihe, vernahm von dem „angeblichen" glücklichen Schusse, horchte und sagte dann: „Ja sie ist ihm wirklich ins Blei geflogen, er hat sie geflügelt," und ging, gefolgt von dem Schützen, über hundert Schritte zurück, direct auf eine gewisse Stelle zu, blickte nach oben, bückte sich dann und zog die flügellahme Schnepfe aus dem Gestrüpp hervor. „Der klagende Finke da droben hat sie mir gezeigt," erklärte er den verwunderten Zuschauern, „der dumme Kerl hält sie für eine Eule; ich brauchte nur der Richtung seines Blickes zu folgen, um ihr Versteck zu finden."

Die originelle Biederheit seines Wesens äußerte sich auch in

*) Wir führen nur einige Zahlen aus der Liste von 1816—1844 an: da figuriren, als geschossen: 9190 Rebhühner, 284 Wachteln, 648 Waldschnepfen, 103 Pfuhlschnepfen, 3854 Bekassinen, 74 Kampfhähne, 239 Strand- und Wasserläufer, 219 Wildgänse, 1953 Enten, 11 Adler, 1150 andre Raubvögel, leider! 167 Eulen, 84 Kolkraben, 3618 Krähen. Als gefangen 169 Raubvögel, 26,875 andre Vögel (im Dohnenstieg, meist Drosselarten!)

seiner Sprache, die zuweilen recht reich an kühnen Bildern war. „Na, was hast Du denn hier zu suchen, Rosenrothe?" redete er einst in meiner Gegenwart eine gewöhnliche Krähe (Rabenkrähe) seines Reviers an!" „Rosenrothe?" frug ich ihn. — „Ja, ich nenne sie die Rosenrothe, weil sie rosenroth schreit; ich habe auch noch eine Himmelblaue hier." „Aber was soll denn das heißen, Förster?" „Na, wenn Sie das nicht unterscheiden können, dann kann ich's Ihnen auch nicht erklären." — In seiner dichterischen Anschauung lebte alles, sprach alles, und er mit allem, und die scherzende Behauptung, daß er die Sprache der Thiere verstehe, war in sofern keineswegs ohne Grund, als die aus der fortgesetzten Beobachtung erworbene intimste Vertrautheit mit den Sitten und Gewohnheiten der Thiere, die sich in der Stimme, in einem einzelnen Tone oft, in der Haltung, Stellung, in den Geberden und andern dem Uneingeweihten gänzlich entgehenden Zügen offenbaren, ihm eine große Sicherheit in der Deutung aller dieser Dinge verlieh. Schreiber dieses werden die hoch interessanten Tage der Jagdexcursionen mit dem vielleicht größesten aller Vogelbeobachter ewig im Gedächtniß bleiben, und er könnte noch eine Menge ähnlicher anekdotenhafter Züge mittheilen, hätte er nicht bereits den gewöhnlichen Raum dieser Blätter überschritten. Gegen das viele Lesen und Schreiben, besonders aber gegen das „Schreibervolk" hatte er eine unverhohlene Abneigung; dagegen eine große Achtung vor seinem gelehrten, lieben Bruder, der „nur wirklich Beobachtetes, keine Stubengelehrten-Phantasien niederschreibt," und dem er bei seinem Werke durch seine Jagd- und Beobachtungs-Talente äußerst nützlich geworden ist, wie das der Dankbare selbst oft genug gepriesen hat.

Pünktlich und gewissenhaft in seinem „Dienste", verstand er es doch, sich die Liebe seiner Dorfgemeinde, der er bis an seinen Tod im J. 1854 angehörte, durch strenge Gerechtigkeit und Milde zu erwerben. Sie gedenkt ohne Ausnahme noch heute seiner mit größter Verehrung. Zum Schlusse nur noch eine kurze, den Mann charakterisirende Erzählung. Er wurde einst auf einer Treibjagd in seinem Feldreviere von einem unvorsichtigen Schützen ins Gesicht geschossen. Im ersten Schreck und Schmerz stieß er einige heftige Worte aus, rief aber sofort den herbeieilenden Schützen zu: „Ein H., wer mir sagt, wer mich geschossen hat! Ich könnte einen Haß auf den Unglücklichen werfen, der mich um die Augen gebracht hat!" fügte er ruhig hinzu. Glücklicherweise war die Befürchtung grundlos; aber N. ist gestorben, ohne den Namen des Thäters erfahren zu haben! — Originell war auch die systematische Eintheilung der Vögel vom Standpunkte der Gastrosophie aus, die er mir einst im Bruche bei Micheln empfahl. Da kamen erst Herren-, Grafen-, Fürsten-, Herzogs-, Königs-, Kaiser-Braten, ganz zuletzt aber, und das schmunzelte er mir ins Ohr, die Jäger-Braten, und er verzehrte sie, bei seinem stets gesegneten Appetite, wenigstens im Geiste. Das aber, lieber Leser, waren nicht Bekassinen, nicht Schnepfen, nicht Lerchen, nicht Krametsvögel, nicht Haselhühner, nicht Wachteln: das waren die „Dütchen", d. h. Goldregenpfeifer, Charadrias auratus; und er war auch hierin ausgezeichneter Kenner, seine wackere Gattin Meisterin der Kochkunst.

Ich kann von den Naumanns nicht scheiden, ohne schließlich auch das Urtheil eines ebenbürtigen Naturforschers über sie mitzutheilen. Der leider auch schon verstorbene Fürst von Canino, Charles Lucien Bonaparte, sagt in seiner auf dem Naturforscher-Congreß zu Florenz im Jahre 1841 gehaltenen Rede über den „gegenwärtigen Standpunkt der Zoologie" unter anderm: „Wohl könnte man sagen, daß niemand außer Brehm die Natur der Vögel studirt habe, gäbe es nicht die Naumanns, deren Familie sich durch drei Generationen hindurch mit diesem so interessanten als nützlichen Zweige der Naturgeschichte beschäftigt. Mit dem festen Vorsatze, die Natur zu zwingen, daß sie die Geflügelwelt anziehe und sich ihr vertraut mache, bekleideten sie eine Stelle mit Gebüsch, verwandelten eine andre in Sumpf, leiteten Bäche, zogen fremde Pflanzen u. s. w. Der jetzige Naumann wiederholt, sichtet und vervollständigt in sich die Kenntnisse seiner Vorfahren und ist bereits im Begriff, den letzten Theil eines großartigen bändereichen Werkes zu vollenden, das alle andern dieser Art nicht weniger durch die Vollkommenheit des Textes als durch die Genauigkeit der Abbildungen übertrifft."

Die beiden Wildfänge oder Gellert als Ehestifter.

Von dem Verfasser des „Mannes auf der Schede."

(Schluß.)

Was wollte Gellert thun? Er ging leise hinaus, machte seine beiden Getreuen mit der Sache bekannt, ließ von seiner Wirthin ein Kleid und eine Haube holen und sich darein hüllen, und kehrte so in das Krankenzimmer zurück. So ernst die Situation war, konnte sich Dr. Hebenstreit doch kaum enthalten, in lautes Gelächter auszubrechen, als die lange, hagere Gestalt Gellerts in der Tracht einer Leipziger Bürgersfrau zur Thür hereintrat. Er nahm ihn leise bei der Hand, und führte ihn vorsichtig an eine Stelle, wo das Auge des Kranken bei seinen Irrfahrten durch die Stube ihn bald in günstiger Beleuchtung treffen mußte. Und die Täuschung gelang, kaum hatte Neß die weibliche Gestalt erblickt, als sein Gesicht sich verklärte: „Bist Du gekommen, liebe Doris? Gott lohne Dir's, Du stößest mich nicht von Dir, komm und laß mich Deine liebe Hand küssen; komm, ich habe mich so nach Dir gesehnt." Dabei streckte er beide Hände aus; Gellert setzte sich still an das Bett, und gab ihm die seinigen, die er mit glühenden Küssen bedeckte, wobei er die zärtlichsten Versicherungen seiner Liebe in ununterbrochenem Strome über Gellert ergoß, aber dabei augenscheinlich ruhiger wurde. Nach einiger Zeit trat er immer dringender mit der Bitte hervor, Doris möge ihm doch ein Pfand ihrer Treue geben, sie solle sich mit ihm verloben. „Ja, verloben," rief er, „eher kann ich nicht ruhig sein, ich muß ein Unterpfand in Händen haben. Gewißheit! Gewißheit! Die Ungewißheit tödtet mich." Es schien, als wollte die alte Unruhe wieder losbrechen, und Hebenstreit gab Gellert ein Zeichen, auf die Wünsche des Kranken einzugehen. Gellert, der bisher des Redens sich so viel als möglich enthalten, und auf die Fragen des Kranken so einsilbig wie möglich geantwortet, mußte jetzt eine längere Rede riskiren und erklärte, er könne der Zärtlichkeit nicht länger widerstehen und sei bereit sich mit ihm zu versprechen.

Der Kranke gerieth außer sich vor Entzücken, sein Gesicht strahlte. „Bringt Ringe her," rief er, „Ringe! Ein Ring gehört zur Verlobung." Dabei richtete er sich im Bett empor und blickte suchend umher, „Ringe, Ringe müssen wir haben." Der Doctor riß mit rascher Geistesgegenwart einen kleinen Vorhang los, der in Messingringen lief, trennte ein Paar davon ab, und gab einen Neß, einen Gellert. Diese vollzogen darauf die feierliche Ceremonie des Ringwechsels in aller Form.

Kaum war das geschehen, so ging mit dem Kranken eine plötzliche Veränderung vor sich; er wurde ganz still, ließ Gellerts Hände los, legte seine Hand mit dem Verlobungsringe vor sich aufs Deckbett, und heftete seine Augen mit verklärtem Ausdrucke auf den Ring. „Nun bist Du mein, Doris, mein auf ewig!" Ueber dieses Thema monologisirte er noch eine Zeit lang, aber in immer abgebrocheneren Sätzen. Die erschöpfte Natur machte ihr Recht geltend, und nachdem der tobende Sturm im Innern glücklich beschwichtigt war, siegte sie, und in einer halben Stunde verkündigten die ruhigen Athemzüge des Kranken, daß er in einem festen, gesunden Schlummer lag.

Der Doctor und Gellert hatten dieser Gestaltung der Dinge mit ängstlicher Erwartung zugeschaut, sich nicht gerührt und fast den Athem angehalten, um den Einschlummernden nicht zu stören. Jetzt trat der Doctor an das Bett, lehnte sich über den Kranken, lauschte eine Zeit lang den Athemzügen, und wandte sich dann triumphirend zu Gellert: „Gott sei Dank, wir haben gewonnen, die Krisis ist überstanden. Das ist ein normaler Schlaf, und der wird nach aller Wahrscheinlichkeit nicht sobald aufhören. Nun kommen Sie, lieber Freund, einer Ihrer Famuli mag die Wache übernehmen, und Sie ruhen nach der Anspannung der letzten Stunden gehörig aus."

Damit gingen die beiden ins Nebenzimmer, und Gellert ließ sich seiner Verkleidung durch Sauer entledigen, während Gödicke die Krankenwache übernahm.

„Doctor," meinte Gellert während des Ausziehens, „ein Leipziger Professor ist ein geplagtes Thier und muß sich viel gefallen lassen,

aber das dürfte wol noch nicht in der Geschichte vorgefallen sein, daß sich einer aus Christenliebe mit seinem Zuhörer hätte trauen lassen müssen. Von solchen Pflichten steht in Matrikel und Instruction nicht ein Wort."

Der joviale Arzt, aufs höchste ergötzt durch das Gelingen seiner kühnen List, hatte sich auf ein Sopha geworfen und schüttelte sich vor Lachen, als er die ganze erlebte Scene noch einmal in ihren Einzelnheiten an seiner Seele vorübergehen ließ. „Wahrhaftig, Gellert," sagte er, „es gehört die ganze Unzurechnungsfähigkeit eines Liebesparoxismus dazu, in Ihnen ein junges, liebenswürdiges Mädchen zu sehen. Sie gehören meiner Ansicht nach nicht zu den Schönheiten, obgleich mir Ihr altes, treues Gesicht, worauf der liebe Gott nichts als Güte und Wohlwollen geschrieben hat, nicht um alle hübschen Gesichter der Welt feil wäre. Aber unter dieser gebirgischen Spitzenhaube (dabei hielt er den Hauptschmuck mit zwei Fingern lachend in die Höhe) sah Ihr ernstes Professorenantlitz unwiderstehlich possirlich aus. Aber nun zu Bett mit Ihnen, Sie müssen mir ordentlich ausschlafen. Sorgen Sie sich nicht, die Gefahr ist vorüber, morgen früh wird Ihr Pflegling ohne Zweifel bei vollem Bewußtsein erwachen, und wenn Sie nicht bis Mittag schlafen, werden Sie sein Erwachen selbst noch erleben können."

Damit empfahl sich der treffliche Aesculap, und Gellert legte sich zur Ruhe nieder, Gott für die glückliche Wendung von Herzen dankend.

Als er am andern Morgen an das Bett seines Pfleglings trat, schlief dieser noch fest und hatte die ganze Nacht ununterbrochen fortgeschlafen. Gellert schickte seinen ermüdeten Sauer, der um Mitternacht Gödicken abgelöst hatte, zur Ruhe, und setzte sich selbst ans Lager so, daß beim ersten Augenaufschlagen der Blick des Kranken ihn treffen mußte. Wie harrte er sehnlichst des Erwachens, und doch wie freute er sich, je länger sich's verzögerte. Auf dem Gesicht des Schlummernden war deutlich die wohlthätige Wirkung zu lesen, die dieser herrliche Schlaf auf sein zerrüttetes Nervensystem ausgeübt, die Züge waren ruhig und sanft, keine Spur der Aufregung, die sie gestern verzerrt, mehr zu sehen. Endlich öffnete Roß die Augen, und sein erster, voller, selbstbewußter Blick fiel auf Gellert. „Mein verehrter Freund und Lehrer!" waren die ersten Worte des Genesenen, und sie tönten in Gellerts Ohren wie Sphärenmusik.

„Gott sei gelobt, er hat geholfen! Aber jetzt, mein theurer, junger Freund, mein wiedergeschenkter Sohn, vor allen Dingen Ruhe. Sie dürfen sich nicht aufregen, erzählen Sie mir später, was Ihnen widerfahren; jetzt würde es Sie zu sehr angreifen."

„O nein! O nein! Sie müssen alles wissen. Seit ich Ihr theures Angesicht sehe, ist mir's als wären alle die tumultuarischen Geister und Gedanken, die mich in letzter Zeit umgetrieben, zur Ruhe gewiegt. Ich fühle mich so froh und sicher, wie ein Sohn am Herzen seines Vaters. Aber sprechen muß ich mit Ihnen, ich habe Ihnen so viel mitzutheilen; es würde mich mehr beängstigen, wenn ich's verschweigen müßte."

„Nun, so erzählen Sie in Gottes Namen."

Und nun erfuhr Gellert ausführlich, was er geahnt. Roß hatte in Freiberg seinen Empfehlungsbrief abgegeben, und seine Liebe und seine intime Verbindung mit Gellert waren hinlänglich gewesen, ihn mit Dorchen in die engste Berührung zu bringen. Die beiden jungen Seelen hatten sich in ihrer Begeisterung für den verehrten Lehrer so einander genähert, daß beide Feuer gefangen hatten. Ja, es war zum vollen Geständniß von beiden Seiten gekommen, und Doris hatte nur die eine Bedingung unerschütterlich aufrecht erhalten, daß von einer Verlobung nicht die Rede sein könne, ehe Gellert sein Ja und Amen und seinen väterlichen Segen dazu gegeben. Mit diesem Bescheide hatte Roß Abschied nehmen müssen. Auf der Reise hatte seine nervöse Reizbarkeit und die Ungewißheit, ob Gellert seine Wahl billigen werde, ihn in fieberhaften Zustand versetzt, der sich schon im Postwagen in bedenklicher Weise gesteigert hatte. Wie er aus dem Postwagen und in Gellerts Haus gekommen, das wußte er nicht zu sagen. Jedenfalls war er schon in Betäubung ausgestiegen, und hatte in halb oder ganz bewußtlosem Zustande den wohlbekannten Weg instinctartig eingeschlagen, wie er denn auch seine Effecten gar nicht reclamirt hatte. Nur so viel erinnerte er sich, daß er einen sehr lebhaften Traum gehabt, als ob er Dorchen leiblich in seiner Nähe sehe, und mit ihr den Verlobungsring wechselte.

Nun kam die Reihe des Erzählens an Gellert, der den Genesenen mit den Umständen seiner Krankheit vorsichtig bekannt machte, und ihm lachend mittheilte, wie er Dorchens Rolle mit bebendem Herzen habe spielen müssen, ihn auch auf den Messingring an seinen Finger hinwies. Der junge Mann mußte nun seinerseits herzlich lachen, fügte aber seinem Dank die sehr entschiedene Bitte hinzu, nun für ihn den Freiwerber zu machen.

„An diesem Ringe halte ich Sie, theuerster Lehrer; ich kann die Ansprüche, zu denen er mich berechtigt, zwar nicht an Sie geltend machen, Sie müssen aber dazu beitragen, daß an die Stelle des im täuschenden Spiel empfangenen Ringes bald der echte und wirkliche von Dorchen trete."

„Aber, lieber Freund," schaltete Gellert ein, „erst muß Ihr Vater sein Ja dazu geben und auch willig sein, Sie nicht nur in eigner Person, sondern auch mit einem zweiten Ich, mit dem nöthigen Lebensunterhalte zu versehen."

„Was seine Einwilligung betrifft," entgegnete Roß, „so bin ich deren gewiß, er hat mir in diesem Puncte völlig freie Hand gegeben, und würde gegen eine von Ihnen gebilligte Wahl sicherlich nichts einzuwenden haben. Was den Unterhalt betrifft, so vergaß ich vorhin über der Hauptsache, daß ich in der Nähe von Joachimsthal in einer Silbergrube ein passendes und sehr vortheilhaftes Engagement gefunden, das mich jeder Lebenssorge überhebt. Und nun, theurer Lehrer und zweiter Vater, nun machen Sie ein kurzes und gutes Ende. Krönen Sie Ihr Werk an mir damit, daß Sie mir Dorchen geben. Ich weiß, daß ich sie nicht verdiene, habe ihr auch nicht verschwiegen, aus welchem geistigen und leiblichen Elende Sie mich gerettet. Sie hat es mir nicht nur vergeben, o sie ist ein Engel, sie hat mir gestanden, daß es mich ihr näher bringe, wenn ich meinen Seelenfrieden und mein neues Leben Ihnen verdanke, wie es ihr ja selbst also ergangen sei. Ich weiß, daß Doris mich liebt, und daß ich ohne sie nicht leben kann. Glauben Sie, theurer Lehrer, Gott hat uns zusammengeführt, und Sie dürfen uns nicht scheiden."

Wer hätte solcher Beredsamkeit widerstehen können! Was wollte der gute Gellert thun? Sein Verstand sagte ihm zwar, daß die beiden nicht ganz für einander zu passen schienen, aber sein Herz schlug für beide, und konnte sich nicht zu einer harten Zurückweisung entschließen. Er sagte daher seine Verwendung zu, und begab sich auf die dringende Bitte seines Pfleglings sogleich in sein Zimmer, den entscheidenden Brief zu schreiben.

Hier saß er eine Zeitlang, die Arme über einander geschlagen, in seinem Lehnstuhl. „Gott weiß," sagte er halblaut vor sich hin, „wenn's auf mich angekommen wäre, hätte ich die Sache eher gehindert als gefördert. Nun bin ich zwar daran Schuld, aber wahrlich sehr gegen meinen Willen. Und es ist auch wohl besser so; Gott muß es wissen, warum er die beiden lieben Wildfänge an einander gebunden. Vielleicht daß einer den andern zur Raison bringe. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht unsere Gedanken; aber er hat die höheren und wunderbareren und führt es alles herrlich hinaus. Immerhin kann man auf den guten Grund, der in beide gelegt ist, etwas wagen. Und wer bin ich, daß ich ein Nein dazwischen werfen wollte, wo Gott selbst sichtbar alles gefügt. Es sei darum; an Dorchen selbst will ich nicht schreiben, und meine Worte nicht so stellen, daß sie gradezu eine Empfehlung oder Aufforderung enthalten. Die mütterliche Freundin mag es ihr mittheilen, und ihr eignes jungfräuliches Herz die letzte Entscheidung haben."

Wir sind im Verlaufe unserer Erzählung schon oft so indiscret gewesen, unsrem guten Gellert über die Achsel in die Briefe, die er gelesen und geschrieben, zu sehen, daß eine Indiscretion mehr oder weniger unserem guten Namen nicht schaden wird, zumal der größte Theil der angezogenen Correspondenz, ohne Namen zu nennen, dem großen Publicum schon gedruckt vorliegt. Mit Uebergehung alles dessen, was für den Zweck und Verlauf unsrer Erzählung unwesentlich ist, lauteten die Worte seines Briefes also:

„Etwas Heimliches. Was haben Sie mit Herrn Roßen gemacht? Den andern Tag, als er aus Freiberg kam, ward er krank. Es war ein Anfall eines hitzigen Fiebers. Er phantasirte, und wenn ich ihn fragte, bo er nichts essen wollte, so sagte er: Dorchen. Fragte ich, was ihm fehlte so antwortete er: Dorchen. Dieses ist die einzige Antwort, die sich auf alle meine Anfragen in währender Krankheit geschickt hat. Noch nicht genug. Er ward so schwach, daß sein Ende gewisser schien, als seine Genesung. Was geschahe? Er be-

gehrte Dorchen. Wir suchten ihn zu besänftigen. Nichts: Der Arzt rieth, man solle sich, weil er phantasirte, nach seinen Einfällen einrichten und seiner Einbildung zu Hilfe kommen. Ich setzte geschwinde eine gebirgische Cornette auf und zog einen kannefaßnen Schlafpelz an, mit einem Worte ich verwandelte mich bis auf meine ernsthafte Miene in Dorchen. Nach tausend zärtlichen Versicherungen einer Liebe, die er mit in die unterirdischen Gewölbe nehmen wollte, verlangte er, daß ich mich mit ihm sollte trauen lassen. Ich weigerte mich so lange, bis ich eine heftige Erbitterung bei ihm merkte, die zu seiner Hitze im Geblüte mir zu gefährlich schien. Ich sagte ihm, daß ich seiner Zärtlichkeit nicht widerstehen könnte, und versprach ihm meine Hand nicht allein, sondern mein Herz und zum Pfande der Treue etliche Ringe, die ich von den Vorhängen abzog, zu geben. Und hiermit waren wir getrauet. Da er nach 24 Stunden wieder zu sich selber kam, hat ihn diese im Fieber vorgenommene Handlung so wenig gereuet, daß es schien, als ob er sie bei munterm Geiste noch bestätigen wollte.

„Dorchen macht meinem Freunde viel Unruhe. Es ist gewiß, daß er alles an ihr gefunden, was er zeither gesucht hat. Kurz, Dorchen hat einen völligen Sieg über das Herz eines ehrlichen und sehr zärtlichen Menschen erhalten. Vergnügt sie ein solcher Triumph so sehr, als unsern Roß die kleine Sclaverei, so sind sie beide glücklich. Sie hat mit einem Menschen zu thun, den ich kenne. Dorchen wäre mir viel zu lieb, als daß ich sie nur in der geringsten Gefahr sehen sollte. Ihr Liebhaber gehört unter die Leute, die ich rechtschaffen nenne. Er ist tugendhaft. Er besitzt Wissenschaften, die sein Fleiß und sein Geschicke merkwürdig gemacht haben. Er ist zärtlich, und dieses um so mehr, weil er wenig oder gar nicht geliebt hat, und das Schaugerüste der Liebe nur von der guten Seite kennt. Will Dorchen lieben? Gefällt Dorchen ihr Verehrer? Getraut sie sich die kleinen Beschwerlichkeiten auszustehen, die in der Welt der Zärtlichkeit so wenig außen bleiben, als in unsrer Frost und Kälte, so rathe ich ihr, als ihr Freund, daß sie dem Verlangen ihres Liebhabers auf eine redliche Art Gehör gibt.

„Wer weiß, ob es aller dieser Anleitung bedarf und ob unsere Prinzessin nicht selbst den Lehrmeister in sich trägt, der sie zärtlich gemacht. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Glück zu einer ewigen Liebe. Wird sie so treu, so zärtlich sein, als ich in meiner Jugend gewesen, so beneide ich meinen Freund.

„Die guten Kinder werden lange Zeit brauchen, ehe sie unsere Erfahrung bekommen. Ist es nicht artig, wenn wir die Jugend noch im Thale sehen, da wir schon über den Berg sind?

„Wird Dorchen Ihrer guten Einsicht, Ihren Lehren, meine Freundin, ihrem Liebhaber und einem alten, alten Hofmeister, mich meine ich, folgen, so ist es im Ernste nicht zu glauben, daß ihr die Reue, die Tugend eine Liebe verbieten sollte, die ein großes Theil eines unsäglichen Vergnügens ausmacht, das uns der Schöpfer mit einem gewissen Vorbehalte gönnen will."

Leider sagen uns unsere Quellen nichts darüber, ob das Erwartungsfieber bei dem liebenswürdigen Dorchen in eben so gefährlichen Paroxysmen verlaufen, wie bei ihrem Liebhaber; wir hoffen vielmehr, daß ihr ängstlich schlagendes Herz, nachdem es einen würdigen Gegenstand seiner Ideale und Wünsche gefunden, sich zur Ruhe wird gelegt haben. Was wir von dem weitern Verlaufe der Sache mitzutheilen wissen, beschränkt sich darauf, daß Gellert in seinen späteren Briefen aus Carlsbald einer Madame Roß und vieler froh und glücklich mit ihr verlebten Stunden gedenkt. Wir glauben aus diesen Andeutungen ein Recht zu haben, die Vermuthung auszusprechen, daß Dorchen aus dem Briefe Gellerts ein Ja herausgelesen und später ihre Wahl nicht zu bereuen gehabt hat.

Die Kinderkreuzzüge im Mittelalter.

Von Medicinalrath Dr. Wald.

Eine der abenteuerlichsten und traumhaftesten Begebenheiten der Weltgeschichte sind die Kinderkreuzzüge des Jahres 1212. Die Historiker gehen gleichgültig an ihnen vorüber; und so mag es kommen, daß die meisten unserer Leser aus ihrer Schulzeit nur eine flüchtige Notiz aufbewahrt haben: daß an der allgemeinen Begeisterung für die Befreiung des heiligen Landes auch einmal die Kinder theilgenommen hätten. Und doch gibt es kaum ein Ereigniß, welches uns so tiefe Blicke in das Innere der Menschennatur gestattet, welches so klar die Gesetze darlegt, nach denen die Geister auf einander wirken, und große Ideen mit unwiderstehlicher Gewalt den Verstand der Verständigen über den Haufen werfen.

Es ist das Kennzeichen unsrer Zeit, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen zu Einem großen Körper, sei's zur Kirche, zum Staate oder zu den einzelnen Gliederungen desselben, verblaßt ist. Jeder steht für sich und meint, seinen eignen Kreis nach den Gesetzen seines besonderen Wesens beanspruchen zu können. Die Unterordnung unter große Ideen, denen gegenüber der Einzelverstand zu schweigen hat, ist geschwunden.

Wenn man einem schwärmenden Bienenvolke seine Königin nimmt, so wird alsogleich der ganze Schwarm das inne; nicht, weil sie alle den Raub sinnlich wahrgenommen hätten, sondern als ob das innerste Leben jedes einzelnen getroffen wäre. Denn auch die weiter Umherschweifenden wissen es sofort und folgen mit ängstlichem Summen dem, der den Kern und Mittelpunkt ihres Wesens davonträgt. Dies ist eine von den seltenen Erscheinungen, die uns einen unmittelbaren Blick in das innere Leben der Natur gestatten. Sie zeigt uns: daß ein unsichtbares Band die Sonderwesen verbindet, die eines Geschlechtes sind. Dies Band ist die Sympathie, die Mitleidenschaft — eine unvollkommene Bezeichnung für jenen geheimnißvollen Trieb, der eine ganze Welt lebensvoller Erscheinungen in sich schließt und im Reiche der Lebendigen das Einzelwesen an die Gesammtheit knüpft. Zwar wird dieser Trieb im Menschen, wie alle dunkeln Triebe unser Natur, durch Vernunft und Selbstbestimmung geregelt. Aber es gibt Momente in der Geschichte unseres Geschlechts, in denen er plötzlich, mit zügelloser Gewalt hervorbrechend, Vernunft und Sitte überwältigt und Ereignisse hervorruft, welche die Zeitgenossen mit Unruhe und Staunen erfüllten, und die der Nachwelt oft unbegreiflich sind. So gab es Krankheiten, welche, wie die Tanzwuth des Mittelalters, sich über halbe Welttheile erstreckten und ausschließlich durch Sympathie, ohne alle materielle Vermittlung, mit Blitzesschnelle sich verbreiteten. In die Klasse dieser Erscheinungen gehören die Kinderfahrten des Mittelalters.

Zu jener Zeit war das heilige Land längst wieder den Christen entrissen. Vergebens durchirrte der vertriebene König von Jerusalem die Reiche des Abendlandes, um Hilfe gegen die Ungläubigen zu erflehen; vergebens bemühte sich der Papst Innocenz III, die alte Begeisterung wieder wachzurufen. Seine Sendlinge fanden keinen Anklang mehr. Wenn auch einzelne Fürsten noch das Kreuz nahmen, so geschah dies lediglich mit politischen Hintergedanken, und ohne allen Erfolg. Der Schmerz zwar über den Verlust des theuersten Kleinodes der Christenheit wurde überall empfunden, aber man gab demselben nur Ausdruck in zahlreichen Bittgängen und Umzügen und erflehte die Befreiung des heiligen Grabes von den Heiligen, ohne selbst einen Arm dafür zu regen.

Da geschah es, daß die große Idee von der Befreiung des heiligen Landes urplötzlich, wie mit magischer Gewalt, die Kinder ergriff. Hätten wir nicht so zahlreiche und umständliche Nachrichten vieler gleichzeitiger Chronisten, man müßte, was nun geschah, für einen abenteuerlichen, großartigen Traum halten. Gleichzeitig in den beiden Hauptländern der Christenheit, in Deutschland und Frankreich, entbrannte durch die im Frühlinge des Jahres 1212 besonders lebhaft angestellten Processionen für die Befreiung des heiligen Grabes, in den Kindern die Sehnsucht, die Ehre der Christenheit an den Ungläubigen zu rächen, und was die Bedächtigkeit der Männer preisgegeben hatte, was Kaisern und Königen unmöglich dünkte, im glühenden Vertrauen auf Gottes unmittelbare Hilfe zu vollbringen.

Es war im Juni des Jahres 1212, als der Hirtenknabe Etienne, aus dem Dorfe Cloies bei Vendome, plötzlich als gewaltiger Prediger des Kreuzes hervortrat. Der Heiland, so berichtete er, sei ihm in Gestalt eines Pilgers erschienen, habe die Schmach beklagt, die seinem Grabe angethan würde, und ihn zum Prediger des Kreuzes

bevollmächtigt. Zur Beglaubigung dessen habe er ihm einen Brief an Frankreichs König übergeben. Die Predigten dieses Knaben wirkten zahlreiche Wunder und erregten hierdurch sofort die allgemeine Aufmerksamkeit. Von allen Seiten strömten Neugierige und Gläubige in Scharen herbei, man staunte den jugendlichen Prediger an, man bewunderte den hinreißenden Fluß seiner Rede, die Kraft und Glut seines Ausdrucks, man stritt über die Macht, aus welcher er jene Wunder wirkte, aber hierauf beschränkte sich der Eindruck, den er auf die Erwachsenen machte. Die Chronisten geben uns ein deutliches Bild davon, was die Leute von seinem Auftreten hielten. Die meisten waren der Ansicht, daß der Knabe das Werkzeug geheimnißvoller Mächte sei, man stritt darüber, ob er von Zauberern angestiftet oder vielleicht gar unmittelbar durch satanische Einflüsse seine Wundergabe erhalten habe. Aber Wunder wirkten seine Predigten auf die Kinder. Wohin er kam, entzündete er in Knaben und Mädchen eine fieberhafte Sehnsucht nach dem heiligen Grabe — sein Blick, die Verzückung, die Glut des jugendlichen Schwärmers wirkte glühende Begeisterung, so daß bald der bloße Klang des Wortes „Jerusalem!" mit magischer Kraft die jugendlichen Gemüther ergriff. Aus allen Gegenden Frankreichs strömten die Kinder scharenweis herbei, um des heiligen Stephanus ansichtig zu werden. An vielen Orten erhuben sich gleichzeitig ähnliche Kreuzprediger unter den Kindern, und wirkten geglaubte Wunder. Welcher Art die letzteren waren, geht aus folgender Erzählung hervor. Ein Hirtenknabe aus Chartres war von einer solchen Kinderpredigt zurückgekommen und fand seine Schafe zerstreut, fremde Saaten verwüstend. Als er nun sich anschickte, sie zu verjagen — siehe, ein großes Wunder: Die Schafe fielen vor ihm nieder auf die Knie und baten flehentlich um Gnade. Aehnliche Wunder wurden überall erzählt, von den Erwachsenen bekrittelt, oder als Teufelsspuk verurtheilt, — von den Kindern mit Begeisterung vernommen. Immer feuriger predigte Stephan, immer glühender ward die Zuversicht, daß Gott die Kinderscharen dazu ersehen habe, das heilige Land den Heiden zu entreißen und mit glänzenden Siegen ihr Werk zu krönen. Alle Hindernisse der räumlichen Entfernung, der Macht der Feinde, seien vor ihm nur ein Spott, und es gäbe keine Gewalt und keine Bande, welche die Gottberufenen zurückhalten dürfe in der thatenlosen Heimat. Denn Gott habe ihm gezeigt, wie er das Meer würde vor ihm austrocknen, daß das heilige Heer, wie einst Israel, trocknen Fußes hindurch wandeln werde, und wie die Feinde kaum den Anblick der Streiter Christi ertragen, sondern zu schmählicher Flucht sich wenden würden!

Die Geistlichkeit hielt anfänglich mit ihrem Urtheil über die Verzückung der Kinder zurück, doch entschied sich endlich der größte Theil derselben dahin, die ganze Sache für das Werk ruchloser Zauberer zu erklären. Anders urtheilte der Papst. „Wie beschämen uns," rief er aus, als er die Nachricht von der wachsenden Begeisterung der Kinder erhielt, „diese Kleinen, uns, die wir müßig zusehen, wie man Gott seine Ehre nimmt!" — Und alles Ab- und Zureden der Geistlichen und der Besonneren unter den Laien half nichts, täglich sah man neue Scharen verzückter Kinder, Knaben und Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs nach Vendome eilen, geführt von jugendlichen Propheten, um zum heiligen Stephanus zu gelangen. Denn wie viel Knaben auch als Führer aufstanden, sie alle anerkannten den Stephan als ihr Haupt. Und wer den dahinziehenden Kinderscharen staunend zurief: „Wohin?" dem wurde die tausendstimmige Antwort zarter Stimmen: „Wir ziehen zu Gott!"

Als die Bewegung bereits unaufhaltsam geworden, versuchte es die weltliche Obrigkeit, sich ins Mittel zu legen. Aber nicht eher entschloß sich der König Philipp dazu, als bis er das Gutachten der Meister der hohen Schule zu Paris über die räthselhafte Erscheinung erfordert hatte. Dieses fiel dahin aus: daß man die Sache als Zauberwerk ansehen, die Versammlungen verbieten und dem Fortziehen der Kinder Einhalt thun müsse. Eher aber hätte der König dem Erdbeben gebieten, dem Strome, der die Dämme durchbricht, ein Halt zurufen, als dem wachsenden Taumel der jugendlichen Gemüther entgegentreten können. Ja, die Begeisterung fing nunmehr an, sich auch auf die Erwachsenen zu verbreiten. Wohin die Kinderzüge auch kamen: auf den Märkten der Städte, auf den Aeckern der Dörfer, verließen die Arbeiter ihr Tagewerk und schlossen sich den schwärmerischen Kindern an, denen überall bereitwillig Nahrungsmittel und Almosen gespendet wurden. Und wer das fanatische Treiben der jugendlichen Schwärmer tadelte und ihnen heimzukehren empfahl, der wurde als Gottesverächter geschmäht.

Wie aber verhielten sich die Eltern dieser Verzückung ihrer Kinder gegenüber? Die meisten derselben ließen sie willig ziehen, indem sie in dieser außerordentlichen Erscheinung eine göttliche Einwirkung erblickten. Und so rüsteten sie denn ihre Lieblinge mit dem Pilgerrocke, der aus den Kreuzzügen bekannten Sclavina, aus, gaben ihnen Stab und Ränzel und ließen sie in Gottes Namen ziehen. Die Reicheren bewehrten ihre Knaben mit Panzer und Schwert und gaben ihnen ein Gefolge; die Mädchen, deren eine große Zahl sich den Zügen angeschlossen hatte, wurden in Knabenkleider gesteckt.

Vendome war der Sammelplatz des jugendlichen Kreuzheeres, und schon gegen Ende des Junimonates strömten tausende und abertausende verzückter Kinder dorthin. Da war kein Unterschied des Standes zu bemerken, aus den Hütten der Armen wie aus den Burgen der Grafen und Barone strömten sie, dem magischen Rufe Stephans folgend, zusammen. Die aber mit Gewalt zurückgehalten wurden, die verfielen in verzehrenden Gram, weinten Tag und Nacht und erkrankten an erschreckenden Nervenzufällen, bis die geängsteten Eltern sie den Scharen folgen ließen. Oder sie befreiten sich mit List oder Gewalt, und gaben so den erschreckten Angehörigen noch mehr Veranlassung, den ganzen Taumel für das Werk ruchloser Zauberer zu halten.

So waren denn, des königlichen Verbots ungeachtet, schon zu Anfang Juli mehr als 30,000 Kinder bei Vendome versammelt, bewaffnet und unbewaffnet, Vornehme und Geringe, viele zu Roß, die meisten zu Fuß. Der Andrang zum heiligen Stephan war so groß, daß sich glücklich schätzte, wer auch nur einige Faden seines Gewandes erlangen konnte, und bald wurde es nothwendig, daß er sich, um die begeisterten Scharen abzuhalten, eine Leibwache von prächtig gekleideten Trabanten bildete. Diese wurden aus den vornehmsten Knaben gewählt, welche sich eine Ehre daraus machten, mit dem Heiligen in so nahe Berührung zu kommen Der Zug setzte sich in Bewegung. Oriflammen wurden vorangetragen, und in hinreißender Andacht sangen die Kleinen, Wachskerzen tragend und Rauchfässer und Kreuze schwingend, Hymnen frommer Begeisterung in nie gehörten Weisen. Leider sind uns nur wenige Bruchstücke derselben, und zwar nicht einmal in der Ursprache, in den lateinischen Chroniken überliefert. Stephan selbst zog thronend auf einem mit prächtigen Teppichen geschmückten Wagen voran, von seinen berittenen Trabanten umgeben. Und wer begegnend nach der Richtung des wunderbaren Zuges fragte, dem erscholl die Antwort: „Hin zum Kreuze, hin durch das Meer, zu Gott, zum wahren Kreuze!"

Der Juli war heiß und trocken, und der Zug durch die staubigen und versengten Ebenen der Provence höchst beschwerlich. Schon in den ersten Tagen der Wallfahrt traten die Folgen der thörichten Schwärmerei mit furchtbarem Ernste ein. Zu tausenden verschmachteten die Kinder unterwegs vor Erschöpfung und Durst, andere tausende, die noch lebend auf dem Wege liegend gefunden wurden, kehrten in die Heimat zurück. Aber die Begeisterung hielt vor, bis der Zug Marseille erreicht hatte. Zum Tode erschöpft, aber voll gläubigen Vertrauens, eilten sie ans Meer. Es regte sich nicht, und seine Wogen machten nicht Anstalt, sich in Mauern aufzuthürmen, und der heiligen Schar einen Pfad zu öffnen. Aber von den Einwohnern gastlich aufgenommen, mit Speise und Trank erquickt, harrten sie willig der weiteren Offenbarungen, die ihrem heiligen Führer zugehen mußten.

Vor allen Einwohnern der reichen Handelsstadt zeichneten sich zwei Kaufleute durch den frommen Eifer aus, mit welchem sie sich der jugendlichen Pilger annahmen und ihrem Führer Verehrung zollten, — Hugo Ferreus und Wilhelm Poreus. Sie wohnten allen Andachtsübungen der Schar bei, überboten die jugendlichen Schwärmer noch in ausschweifenden Aeußerungen der Begeisterung und gewannen so das unbedingte Vertrauen der Kinder. Sie wußten ihren Führer Stephan zu bestimmen, daß er es als Gottes Willen anerkannte, das heilige Land zu Schiffe zu erreichen und erboten sich, kostenfrei das Kinderheer dorthin zu befördern.

Noch war dasselbe so zahlreich, daß zur Einschiffung eine Flotte von sieben der größten Schiffe erforderlich war, und so segelten diese zu Anfang August aus dem Hafen von Marseille ab — in Tod und Verderben. Schon am zweiten Tage der Fahrt erhob sich ein furchtbares Unwetter. Zwei Schiffe zerschellten an der Felseninsel San



„Nachsitzen!" Originalzeichnung nach seinem Bilde von F. Hiddemann in Düsseldorf.

Pietro bei Sardinien, und die tausende der darin befindlichen Kinder, unter ihnen Stephan, wurden von den Wellen verschlungen. Sie hatte das glücklichere Loos getroffen, die ein schneller Tod mitten in ihrer gläubigen Verzückung dahin gerafft hatte. Die übrigen Schiffe setzten ihren Lauf nach der Levante fort. Als sie die Höhe der Insel Cypern erreicht hatten, da änderten die beiden ruchlosen Heuchler ihren Curs und statt nach Syrien, steuerten sie auf die ägyptischen Häfen. Poreus lief in Bugia, Ferreus in Alexandrien ein und verkauften sämmtliche Kinder auf den dortigen Sklavenmärkten.

Von den weiteren Schicksalen der unglücklichen Kinder ist uns nur spärliche Nachricht aufbehalten. Achtzehn Jahre darnach im Jahre 1230 kehrte ein Pilger aus Aegypten zurück, welcher damals gleichzeitig mit den Kindern verkauft worden war. Er berichtete, daß ein Theil der letzteren von dem Chalifen zu Bagdad angekauft und eine gute Behandlung erfahren hätte. Dagegen seien andere von sarazenischen Fürsten angekauft, und, weil sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten, unter grausamen Martern zu Tode gequält worden. Zur Zeit, als er selbst das Land verlassen, seien noch etwa 700 jener Kinder, inzwischen zu kräftigen Männern herangereift, als Sklaven in den Pflanzungen des Statthalters von Alexandrien vorhanden gewesen; und es ist erfreulich, zu vernehmen, daß auch nicht einer von ihnen vom Glauben abgefallen war. Weder durch Drohungen und Martern noch durch Liebkosungen und Versprechungen, hatten sie sich zur Untreue verleiten lassen.

Die beiden ruchlosen Sklavenhändler entgingen ihrer Strafe nicht. Mit ihrem Golde waren sie nach Sicilien unter den Schutz des dortigen sarazenischen Emirs geflüchtet. Dort ließ Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe sie mit sammt diesem Emir und dessen Söhnen an denselben Galgen henken.

Inzwischen hatte sich in Deutschland dasselbe wunderbare Schauspiel buchstäblich wiederholt, welches Frankreich in fieberndе Aufregung versetzt hatte, die bald in unsägliche Trauer verwandelt werden sollte. Es ist kaum anzunehmen, daß die kleinen Fanatiker Kunde von den Vorfällen bei Vendome erhalten haben; aber auch hier erhoben sich allerorts zehnjährige Propheten, und wie ein Feuerbrand auf der Steppe verbreitete sich flammende Begeisterung durch die jugendlichen Gemüther. Mehr noch als in Frankreich scheint dieselbe auch die weibliche Jugend ergriffen zu haben, denn die Chronisten erwähnen durchweg der großen Zahl der Mädchen, welche in lange Pilgerröcke gekleidet mit Ränzel und Stab sich den Knabenscharen angeschlossen hätten. Zwei Heere bildeten sich, zusammen gegen 40,000 Kinder zählend. Das erste derselben stand unter Führung eines kleinen Knaben, Nikolaus, der nach der freilich fast unglaublichen Angabe einiger Chronisten, erst zehn Jahre alt gewesen sein soll. Auch hier geschah es, daß sich die Söhne der Edeln in die Scharen drängten, wenn diese an den väterlichen Burgen vorüberziehend ihre Gesänge ertönen ließen, welche mit magischer Gewalt die Kinder zu ihnen herabzogen. So sah man die Kinderscharen allerwärts dem Meere zueilen, welches, wie auch sie mit Zuversicht glaubten, sich vor ihnen zurückziehen werde.

Bevor noch der erste Heerhaufen unter dem Knaben Nikolaus die Alpen erreicht hatte, waren tausende der Kinder bereits in den schwäbischen Gebirgen und Wäldern umgekommen. Auch war die Disciplin des Zuges viel schlechter als die der französischen Kinderscharen, sowie es auch dem deutschen Wesen entsprach, daß die Pilgerknaben nicht wie dort sich unter ein einziges Haupt gestellt hatten, sondern mehrere Heere bildeten. Der Alpenübergang über den großen Bernhard kostete neue tausende, und die Nachzügler fielen in die Hände italienischer Räuber, oder verschmachteten unterwegs. Dennoch waren es noch gegen 8000, welche am Abende des 24. August 1212 vor den Thoren Genuas ankamen.

In dieser Stadt hatte man dem abenteuerlichen Zuge nicht nur mit Spannung, sondern sogar mit Besorgniß entgegengesehen. Genua hatte nämlich in dem damaligen Streite zwischen Kaiser und Papst des letzteren Partei ergriffen, und der hohe Rath argwöhnte in dem Herannahen einer Schar bewaffneter, wenn auch jugendlicher Pilger aus Deutschland feindliche Absichten. Auch wurde die Befürchtung eintretenden Mangels an Lebensmitteln geltend gemacht. Die Stadt schloß daher den Kindern ihre Thore und nöthigte sie, schon am folgenden Tage ihr Gebiet zu verlassen. Nur denjenigen unter dem Pilgerheere, welche sich von dem abenteuerlichen Zuge lossagten, wurde Gastfreundschaft in der Stadt bewilligt. Diese Bedingung wurde von vielen Knaben und Mädchen angenommen, von denen die meisten in Genua zurückblieben und bald das Bürgerrecht erlangten. Ja, mehrere von ihnen wurden mit der Zeit reiche und angesehene Leute, und noch in späten Jahrhunderten leiteten manche der berühmtesten Genueser Patriziergeschlechter, unter diesen als vornehmstes die Vivaldi, ihre Abstammung von jenen damals in Genua zurückgebliebenen deutschen Knaben her.

In dem Pilgerheere aber, welchem der Aufenthalt und die Erholung in der Stadt versagt war, die den ermatteten und halb verhungerten Kleinen so lange schon als ersehnter Ruhepunkt vorgeschwebt hatte, brach Zwietracht aus. Die einen wollten „zur Mutter“ zurück, die andern verharrten bei ihrem Vorsatze. So trennte sich denn das Heer noch vor Genua; die Heimkehrenden zerstreuten sich in den Ebenen der Lombardei, um einzeln über die Alpen den Rückweg zu gewinnen. Aber nur wenigen gelang derselbe, die meisten kamen im Elende um, und glücklich priesen sich die, welche von den dortigen Bauern als Knechte oder Mägde angenommen wurden. — Auch die Schar der südwärts ziehenden Kinder lichtete sich täglich. Als sie nach Pisa kamen, gelang es einigen, Schiffe zur Ueberfahrt nach dem heiligen Lande zu gewinnen: ob sie es erreicht hatten oder unterwegs zu Grunde gegangen waren, ist unbekannt geblieben. Die übrigen zogen immer weiter nach Süden, bis endlich auch bei ihnen das Feuer der Begeisterung erlosch. Viele kamen erst in Rom, die letzten sogar erst in Brundusium, dem Südostpunkte Italiens, zur Besinnung, und entschlossen sich zur Heimkehr. Einzeln, barfuß und hungrig, verhöhnt und verspottet auch von denen, die noch kurz zuvor bei ihrem Auszuge behilflich gewesen waren, kehrten sie wenige Monate später in die heimischen Gefilde zurück. Uebrigens blieben alle Heimgekehrten der Kirche gegenüber zum Kreuzzuge verpflichtet, und der Papst befreite von ihrem Gelübde nur die Mädchen und die ganz jungen Knaben; den übrigen bewilligte er nur Frist bis zu ihrem reiferen Alter.

Von den Schicksalen des **zweiten** deutschen Kinderheeres haben wir nur dürftige, abgerissene Nachrichten. Wir wissen nur, daß der Zug, der wenig kleiner war, als der des Nikolaus, seinen Weg nach Italien durch die Urcantone der Schweiz über den St. Gotthard genommen hatte, und daß die schlecht disciplinirte Schar sich schon in der Lombardei auflöste. Von den Italienern mit Kälte, ja mit Widerwillen und Spott aufgenommen, gelang die Heimkehr nur wenigen, und die bis in die Seestädte vorgedrungenen waren, sind dort verschollen.

Dies war der klägliche Ausgang einer Erscheinung, welche, mit glühender Begeisterung begonnen, die Welt für einen Augenblick mit staunender Ehrfurcht erfüllt hatte.

Am Familientische.

Aus der Schulzeit.

Zu dem Bilde „Nachsitzen“ von F. Hiddemann.

Es ist doch eine schöne Einrichtung, das **Nachsitzen**! Nicht wahr, Ihr Jungens, besonders wenn der Lehrer es sich bequem macht und nicht dabei bleibt? Wer von uns Alten hätte nicht irgend eine lustige Erinnerung an solch ein Stück Schulleben, dem dann freilich oft der zürnende und strafende Ernst des Herrn Papa folgte! aber wer dachte in jener Zeit an das **Nachher**! Für die glückliche Jugend gibt es ja nur die **Gegenwart**.

Und sind dir, lieber Leser, im Getümmel des Lebens und in der Unruhe der täglichen Arbeiten und Sorgen alle solche Erinnerungen geschwunden — nun so sieh einmal das Bild unseres Meisters Hiddemann auf der vorstehenden Seite an! Werden da nicht alte Klänge „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“ in dir wach? Wir möchten wetten, ein Schmunzeln um deine Lippen zu erblicken, wenn du auch zwischen den Zähnen so etwas wie: „die Schlingel“ hervorstößest.

Die Schule ist beendigt: sechs Kinder sind zum Nachbleiben verurtheilt. Die meisten benützen diese zum Nachdenken und Nachlernen ihnen von pädagogischer Weisheit gewährte Muße in sehr edler Weise. Der eine Junge, der nach amerikanischer Mode den Tisch der Bank vorzieht und seine Beine sehr gentlemanlike über einander kreuzt, verspeist mit weinerlich behäbiger Miene einen Apfel, um sich für sein böses Schicksal zu trösten.

Die zwei Schlingel in der Mitte sind noch würdiger beschäftigt. Die bösen Buben haben die Pfeife des Herrn Schulmeisters herbeigeholt und füllen nun den Kopf mit zusammengestopftem Papier, das sie aus einem Schulhefte höchst ordnungswidrig herausreißen. Oder hat der Junge, der so

emsig mit dem Kantel stopft — und der überdem sich des Lehrers Sammtkäppchen verschafft zu haben scheint — noch etwas anderes, weniger Harmloses in die Pfeife gethan? Verwegen genug sieht er dazu mindestens aus, während sein Gehilfe mit den Pausbacken nur der gutmüthige Verführte sein dürfte, der mit großer Bedachtsamkeit, Sorgfalt, aber nicht ohne Behagen sein Zerstörungswerk ausführt.

Als Nr. 4 begegnet uns ein Malergenie. Wie gemüthlich hat der Junge sich auf den Schultisch ausgestreckt — wie träumerisch ruht sein Kopf auf dem stützenden Arm — malt er wirklich oder spielt er nur mit dem Tintenfinger auf dem weißen Tische? sonst sieht es übrigens aus, als ob er unter dem Schutze seiner langen Haare bald einschlummern wolle.

Und die beiden Mädchen! Ihr haltet euch brav — euch muß ich wirklich loben. Ihr nehmt das Nachsitzen nicht so leicht, wie die bösen Burschen, ihr denkt daran, das Versäumte nachzuholen. Dabei seufzt eines von euch vielleicht:

„Einmaleins und zweimalzwei —
Ach die bösen Zahlen!
Bringen manchem guten Kind
Sorgen, Thränen, Qualen.“

Um den vielleicht nicht entfernten Lehrer völlig zu täuschen, ist es ganz stille, mäuschenstille im Zimmer. Unter einer der Bänke verfolgt auch eine Maus ungestört ihren Pfad — die Kinder sind alle zu sehr in Anspruch genommen, um ihr leises Fortbewegen wahrzunehmen. Wenn sie den Lehrer von ferne hören, wird die Pfeife wahrscheinlich wieder an Ort und Stelle gebracht, Schiefertafel und Buch von der Erde aufgehoben sein, und alle höchst ernst und fleißig an ihren Plätzen sitzen.

Während ich das schreibe, gucken mir zwei muntere Köpfe über die Schultern auf das vor mir liegende Bild. „Wollt ihr wohl weg, ihr Stricke! Für euch, kleines Daheim, ist das Bild gar nicht gemacht — ihr habt ja schon ohnedies den Kopf voll Tollheiten stecken. Uebrigens könnt ihr euch noch nebenbei merken, daß wenn ich euch ein Mal bei solchen Streichen erwischte, es euch schlimm gehen sollte. Verstanden?“

Mein kleines Töchterchen aber fügte hinzu: „Nicht wahr, Papa, wir Mädchen sind doch immer viel artiger, als die Jungen?“ R. K.

In den Cedersümpfen Canadas.

Aus dem Tagebuche eines Ausgewanderten.

Die Jagd in dem südlichen oder mehr bevölkerten Theil Canadas ist nicht mehr von großer Bedeutung. Das Niederschlagen der Wälder, die Eisenbahnen und die allgemeine Jagdfreiheit haben zum wenigsten die hohe Jagd sehr beschränkt. Nur in den großen Cedersümpfen, die für menschliche Füße schwer zugänglich, haust noch der braune Bär und schlüpft noch der schlanke Hirsch und das zarte Reh hinter dunklem Gestrüpp hervor. Man denke sich übrigens unter Cedersümpfen nicht eine ununterbrochene Fläche von Morast, aus der Cedern hervorwachsen. In der Regel ist der Boden dieser Sümpfe nicht morastig, sondern besteht aus steifem Lehm; nur dadurch, daß dieselben niedrig gelegen sind, so daß das Wasser umliegender Höhen sich in ihnen ansammelt, ohne Abfluß zu finden, und ohne mit Leichtigkeit in den Boden eindringen zu können, haben sich diese mit Wasser seicht bedeckten Flächen gebildet, aus denen dann die Cedern und eine Abart derselben, der Tamarakbaum in dichter Masse hervorwachsen. Hin und wieder erhebt sich aber das Terrain um mehrere Fuß und bildet trockene mit anderen Baumarten bedeckte Erdrinden, oft von großem Umfang. Hier verbirgt sich der Silberfuchs in seiner Höhle und sein Bruder der schwarze Fuchs. Der Waschbär schleicht auf den alten halbverfaulten Riesenstämmen entlang. Das schwarze Eichhörnchen schwingt sich von Baum zu Baum und unten im feuchten Grunde lassen die Klapperschlangen ihr unheilverkündendes Geräusch vernehmen. — Ein wunderbar schönes Stück Natur ist solch ein Sumpf, eine herrliche, schauerliche Einsamkeit und doch so lebendig, so voll heimlichen Lebens. Wohin man blickt, regt sich's und das Ohr wird berührt von fremden oft unheimlichen Tönen. Aber kein lieblicher Vogelgesang, kein Duft von Blumen erheitert das Gemüth. In Canada singen die Vögel nicht, sie schreien und kreischen nur, die Blumen duften nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Aber die Farbenpracht von Vögeln und Blumen ist unbeschreiblich schön, und in diesen Sümpfen kann man sie so ungestört genießen. Goldgelbe Vöglein, so gelb, daß fast die Augen geblendet werden, flattern durch die tiefgrünen Zweige und wiederum ganz purpurrothe azurblaue Schwinger schießen mit hellem Geschrei durch das Dickicht und verschwinden im dunklem Hintergrunde. Kleine grünschillernde Kolibris von der Größe eines Maikäfers umschwirren die lichtere Stellen bedeckenden Blumen und man kann sie mit dem Strohhute fangen, wo sie dann gar jämmerlich zirpen. Es summt und schreit, es schwirrt und pfeift und zischt und flattert um den einsamen Wanderer. Die alten Buchen und Ulmen krachen und dröhnen vom Winde bewegt und die schlanken Cedern biegen und beugen ihre grünen Zweige langsam und geräuschlos über das klare Wasser, und im Wasser regt es sich von grünen, kleinen Fröschen, die ihr helles Pfeifen nur zu oft vernehmen lassen, selten begleitet vom tiefen lauten Gebrüll des großen Bullfrosches. Der harzige Duft des Tamarak erfrischt die Nerven und die warmen Strahlen der Sonne dringen hin und wieder durch das Dickicht und spielen auf der stillen Wasserfläche. Mühsam und langsam sucht der Wanderer seinen Weg durch dieses Dickicht. Auf allen morschen Stämmen entlang balancirt er über die tieferen Stellen des Wassers, an herabhängenden Zweigen sich haltend, schwingt er sich auf trockenere Plätze und schlürft fußtief durch dürres Laub, große und kleine Baumstämme überspringend und oft gehemmt in seinem Wege durch völlig entwurzelte Riesenstämme. Dann wieder tief zur Erde sich bückend, schlüpft er durch dichtes Gesträuch, das ihm Hände und Gesicht zerreißt, bis er auf einer lichteren freien Stelle, auf einen Stamm sich setzend, neue Kräfte sammeln kann.

So saß auch ich nach ermüdeter Wanderung ausruhend auf einem Baumstamme. Ich war zum ersten Male in einen Sumpf eingedrungen, die dicken unbiegsamen Sohlen meiner großen Stiefel hatten das Gehen, Springen und Balanciren sehr erschwert. Ich erkannte, wie gewandt und praktisch bekleidet der Waidmann in dieser Wildniß sein muß, um mit Erfolg jagen zu können, wie vertraut er mit der Natur dieses Baumlabyrinths sein muß, um nicht zu verirren, und wie genau er auf jede Kleinigkeit auf seinem Pfade zu achten hat, auf Wind, Sonne, Stand und Richtung der Bäume, feuchte und trockene Beschaffenheit des Bodens und sogar auf die dürren Zweige, ob einer gebrochen durch Gewalt, oder durch natürliche Ursachen, um dem Hirsch und dem Rehe unbemerkt anzukommen. Der Indianer, der Sohn der Wälder, findet seinen Weg, wie durch Instinkt, er schleicht geräuschlos wie eine Katze durch das dichte Unterholz und es macht ihm keine Mühe, den Hirsch in seinem Lager oder an seiner Tränke zu überraschen. Da die Sonne sich schon stark neigte, und mein geräuschvoller Fußtritt mir wenig Hoffnung auf einen Erfolg meines Jagdzuges ließ, so beschloß ich meinen Weg nach Westen zu verfolgen, um den Saum des Waldes zu erreichen, denn entferntes Hundegebell und der helle Klang einer Axt schienen mir sichere Anzeichen, daß ich nach dieser Richtung hin den kürzesten Weg hatte. Nach langem mühsamen Gange schien ich nicht mehr weit von einer großen Lichtung zu sein. Die Sonne war untergegangen, und ich setzte mich wiederum nieder, um Kräfte zum letzten kurzen Gang zu sammeln.

Alles war still um mich her, nur die altersschwachen Riesen ächzten und stöhnten und ein leises Rauschen in den Wipfeln klang wie das Abendlied der Natur. Von weither schallte das heisere Gebell des Fuchses und der kleine Nachtsänger, der melancholische Whip-poor-will, sang seinen traurigen Gesang am Saum des Waldes. — Ich brach auf und nach kurzer Arbeit hatte ich das Freie erreicht. Ich wußte nicht, wo ich war, ich sah mehrere Blockhäuser in geringer Entfernung, aber sie waren mir fremd. Die Sonne war untergegangen, die Luft war warm und der feuchte Nebel lagerte sich über Wald und Flur, die große weiße Eule schwebte leise über das Feld, und die kleinen bunten Vögel huschten schen in ihre dunklen Quartiere im Walde. In Canada ist die Dämmerung sehr kurz, nach dem Untergang der Sonne folgt in wenig Minuten tiefe Nacht, ich mußte mich also beeilen, um nicht von ihr überrascht zu werden, denn die Felder waren mit Baumstümpfen übersäet und große Wasserlachen ließen mich nicht meinen Weg gemächlich verfolgen. Die Ansiedlung schien jedoch bald erreicht; ich hörte die Bewohner mit einander reden und eine hübsche klare Stimme sang eine mir bekannte Melodie. Als ich näher kam, vernahm ich deutlich den Refrain eines Liedes:

Ist's auch schön im fremden Lande,
Doch die Heimat ist es nie!

Ich verbarg mich hinter einem großen Stumpfe und lauschte, die Stimme war rein und klangvoll und ich bemerkte ein junges Weib vor dem Hause sitzend, in ihren Armen wiegte sie ein Kind, und ihr Gesicht war nach dem röthlichen Abendhimmel gewandt. Sie sang das schöne Lied: „Herz, mein Herz warum so traurig?“ mit tiefem Gefühl, das mich seltsam erregte. Ich trat an das Haus heran und versuchte mich von weitem schon bemerkbar zu machen, um sie nicht aus ihren lieblichen Träumen zu plötzlich aufzuregen. Sie bemerkte mich bald und eilte ins Haus, aus dem sie gleich darauf, von einem jungen Manne begleitet, hervortrat. Ich schritt zu ihnen heran und gab mich als Landsmann zu erkennen. Das junge Paar war sehr erfreut, einen Deutschen zu sehen, da sie weit und breit die einzigen waren und nur selten den Laut der Muttersprache vernahmen. Sie waren vom Harz und erst ein Jahr in Canada: daher das sehnsüchtige Lied der jungen hübschen Frau. — Nach kurzer Unterredung mußte ich leider mich von ihnen trennen, da ich noch zwei volle Stunden bis zu meiner Wohnung zu marschiren hatte. Ich schwang die Flinte auf die Schulter und nach kräftigem Händedruck verließ ich das kleine Stückchen Heimat. Bald darauf hörte ich dasselbe Lied, nur klagender und wehmüthiger durch die stille Nacht schallen.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Wie erklärt es sich, daß die wenigen Impfpocken den ganzen Pockenstoff verzehren, während bei den natürlichen sich eine Masse Pocken vorfinden?
Lehrer R. in W.

Antwort: Es ist eine bei allen ansteckenden Krankheiten herrschende Regel: daß der durch Impfung dem Körper einverleibte Krankheitsstoff zwar dieselbe Krankheit erregt, jedoch meist in viel geringerem Grade, und mit milderem Verlauf, als wenn der Körper in der gewöhnlichen Weise angesteckt wird. Eine Erklärung dafür läßt sich bis jetzt ebenso wenig geben, als für die Thatsache, daß die Okulirung eines einzigen Zweiges, ja nur eines Auges von einem veredelten Baume, die ganze Natur des Wildlinges umzuändern und zu veredeln vermag.

Frage: Wirkt das Licht des Petroleums nachtheilig auf die Augen?
J. J. J . . g. in Lehe.

Antwort: Petroleumlicht ist keine besondere Sorte von Licht, hat deshalb dieselbe Beschaffenheit wie jedes andere gleich helle Licht derselben Lichtstärke. Helles, unmittelbares oder ja stark reflectirtes Sonnenlicht so wie blendendes Lampenlicht ist stets für die Augen nachtheilig, deshalb gefärbte Lampenschirme empfehlenswerth. Bei krankhaft gereizten Augen ist doppelte Vorsicht nöthig.

Frage: Wann wurde der Montblanc zum ersten Male, und wie oft ist er bestiegen worden?
R. L. in D.

Antwort: Nach authentischer Statistik ist der Montblanc vom Jahre 1786 bis Ende 1865 im ganzen — 293 Mal bestiegen worden; unter den Besteigern waren 187 Engländer, 39 Franzosen und Savoyarden, 21 Amerikaner, 19 Deutsche und 9 Schweizer. Die erste Besteigung wurde im Jahre 1786 ausgeführt von Jakob Balmat und Dr. Piccard; die zweite und dritte von H. B. de Saussure — Marie Paradis aus Chamouny war die erste Frau, die den Bergriesen bestieg, und zwar im Jahre 1809; Henrietta d'Angeville die zweite im Jahre 1838. Im Jahre 1865 ist der Montblanc von 35 Personen erklommen worden, unter denen 4 Damen waren.

Er weiß, wo Barthel Most holt. Zur Lösung der Frage in Nr. 19.

Markgraf Johann von Cüstrin (1535—1571), hatte sich einen Hofbeamten, etwa was wir Minister des Königlichen Hauses nennen, vom Rhein her verschrieben, weil derselbe in dem Ruf eines guten Finanzmannes stand. Er nahm ihn in seine Dienste und erwies ihm einst die Ehre, bei ihm ein Banquet anzunehmen. Dabei fiel ihm die Vortrefflichkeit der Weine des Herrn Barthel (der Hofbeamte hieß mit Vornamen Bartolomäus und bekanntlich wurde man damals fast allgemein nach dem Taufnamen gerufen) auf und er konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß dieser Wein nicht aus seinen Landen stammte, obwohl es bei schwerer Strafe untersagt war vom Auslande (außer in den Keller des Markgrafen) Wein einzuführen, damit der inländische Crossener getrunken und dessen Cultur geschützt werde. Dennoch wollte Markgraf Johann seinen Gastgeber nicht fragen, um ihn nicht zu beschämen oder zum Lügen zu veranlassen, er erkundigte sich deshalb zuerst bei seinen Nachbarn, und da diese nichts wußten, sah er sich um und bemerkte sich gegenüber einen Mitgast, der ein so pfiffiges Gesicht machte, daß der Markgraf annehmen mußte, er wisse, woher der Wein stamme. Zu diesem sagte er nun: „Er weiß, wo Barthel Most holt." — Von da soll die Redensart herrühren.

R. in C.

Räthsel.

I.

Ein jedes Wesen will die erste sein,
Vom Menschengeist, voll Licht und Sonnenschein,
Bis zu des Lebens letzter Dämmerspur:
Doch wahrhaft ist's der Weise nur.

Die zweite flammt im Osten auf;
Die Schatten fliehn, die Sonne kommt herauf;
Sie mahnt zum Wirken dich, zum Schaffen,
Eh' Geist und Hände dir erschlaffen.

Mit jedem neuen Vollmondsglanze
Kehrt sicher viermal dir das Ganze.
Du lasest seine Inselabenteuer
Als Kind beim trauten Weihnachtsfeuer.
Die Jahre fliehn; du bist kein Kind geblieben;
Jetzt suchst du das verlorne Manuscript, das es geschrieben.

II.

Mit e zeig ich ein Werkzeug an,
Das manche Last emporgeschwungen;
Auch hat es manchem wohlgethan
Was ich erzählt hab' und gesungen;
Mit o läßt du an Bein und Holz
Durch meinen Dienst dich wol ergötzen,
Doch sind die meisten viel zu stolz,
Mich an sich selber anzusetzen.

III.

Die erste ist ein edles Thier
Voll Feuer, Muth und Kampfbegier.
Die zweite schlängelt sich dahin
Durch Thal und Flur und Wiesengrün
Das Fischlein fühlt sich so gesund
Auf seinem klaren Kieselgrund
Das Ganze brachte Spott und Hohn
Der stolzen „großen Nation".

Für das kleine Daheim.

I.

Blick nieder!
Da siehst Du fünf Brüder.
Der erste, Stämmigste, der hat am meisten zu thun;
Man läßt ihn selten ruhn.
Der andre zeigt sich stets von muntrem Sinn;
Wo etwas Neues geschieht, da will er hin.
Der dritte lang und schlank, dabei von festem Kern,
Er hilft dem stämmigen Bruder vor all den andern gern.
Der vierte, leider, ist dem Weltsinn etwas hold;
Er schmückt sich gar zu gern mit Silber und mit Gold.
Der Kleinste, Benjamin, was auch die Brüder treiben,
Der soll, so weit es geht, in Ruhe bleiben.

II.

Was war die Jungfrau, schön geschmückt?
Ihr Auge strahlte ganz entzückt.
Sie ging, nachdem die Glocke gerufen,
Hinauf die hohen Kirchenstufen.
Und drinnen hat der Pfarrer gefragt,
Und feierlich hat sie Ja gesagt.

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 22.

I. Kiel. II. Gras — Satg. III. Proceß. — **Für das kleine Daheim.** I. Papierdrache. II. Erzogen — verzogen. III. Knopf. — **Rebus:** Wie jemand liest in der Bibel, so steht seines Hauses Giebel.

Briefkasten.

Herrn A. Pf. in Neukirch. Zu dem „schönen Heidenkinde" ist von Ihnen bemerkt worden, daß in dem Briefe des alten Schüttmeister d. d. Smyrna, den 26. Dec. 1718 von einem „Prediger der herrnhutischen Brüdergemeinde" die Rede sei, da doch der erste Baum zum Anbau von Herrnhut erst am 17. Juni 1722 gefällt worden. Da man den guten Schüttmeister eines solchen Anachronismus nicht bezüchtigen wird, so muß der Herausgeber diesen Fehler auf seine Schultern nehmen, und er hat sich ohne Zweifel bei Anfertigung des Auszuges aus der Kohlschen Hauschronik eines Lese- oder Schreibfehlers schuldig gemacht. Da ihm die Urschrift nicht mehr zugänglich ist, so vermag er eine zuverlässige Berichtigung des Irrthums nicht zu geben. Vielleicht stand dort „der mährischen Brüdergemeinde," vielleicht hieß es noch anders. Jedenfalls wird es ein protestantischer Geistlicher gewesen sein.

An Herrn M. in Ostfriesland. Unter der Bedingung, daß Sie die Quelle nennen und die betr. Nr. Ihres Blattes einschicken, wollen wir den Abdruck des betreffenden Artikels gestatten. Auch darüber, ob die Quellenangabe bei dem früheren Falle nachgeholt ist, sehen wir einem Belege entgegen.

Der Vogelfreundin. Der Verfasser der Vogelstube läßt sich bedanken und erwiedert, daß er Heizvorrichtungen nicht angewendet, sondern die Thiere, je 2—3 zusammen, in Käfigen überwintert hat. Außer Rothkehlchen und Bachstelzen würde übrigens keines der übrigen künstliche Wärme bedurft haben.

Herren F. und C. in Pr. E. Auch die Postämter liefern auf Bestellung und bei Vorausbezahlung vollständige ältere Quartale zum gewöhnlichen Preise von 1/2 Thlr., haben Sie also die Güte Ihre Bestellung aufzugeben.

Frau Dr. R. in D. b. M. Auch Sie ersuchen wir, Ihre Bestellung entweder bei Ihrer Buchhandlung oder beim Postamte aufgeben zu wollen. So lange der Vorrath reicht, liefern wir gern jedes einzelne Quartal nach.

Dem Ausgewanderten in Canada. Wie Sie sehen, hat Ihr erster Beitrag früher sein Plätzchen gefunden, als Sie dachten. Lassen Sie mehr von sich hören.

A. W. in B. — Ihre Einsendung eignet sich leider nicht für uns. — Ihre Anfrage soll erwogen werden.

F. K. in E. — Sie hatten Recht: die Sachen sind nicht für die Oeffentlichkeit paßend.

Frl. M. K. in B. „Liebes Daheim, ich bitt' gar zu sehr, Erzähl mir von den Künstlern mehr." Soweit es das Gleichgewicht gestattet, soll Ihr Wunsch erfüllt werden. Auch einen Bildhauer werden Sie über kurz oder lang finden.

Hrn. von L. in P. Einzelabdrücke der verschiedenen Holzschnitte auf chinesischem Papier können wir vorläufig beim besten Willen nicht abgeben, ebensowenig die Rückseite der Bilder frei lassen. Einigen würden wir damit einen Gefallen thun, aber die meisten Leser würden sich über eine solche Kürzung des textlichen Inhalts bitter beschweren. Vielleicht findet sich später eine andere Form.

A. T. in Kiel „im Namen vieler." Allerdings haben einige den betreffenden Rebus gelöst, wenn auch nicht viele. Die meisten haben das im Tell (im Gürtel) liegende J übersehen. Der Rest macht keine Schwierigkeit: Uhr ißt Tische s Uhrtheil (Zeiger.)

Herrn Stollenfaktor R. H. in Zinnwald. Die Postverwaltungen in Geising ist verpflichtet, Ihnen No. 15 zu liefern, wenn Sie rechtzeitig reklamirt haben und wir können Sie nur auffordern, sich nicht abweisen zu lassen.

Herrn Pf. R. in D. Ihre Fragen sollen beantwortet werden. Ihre Besorgniß ist ganz unbegründet. Treten Sie solchen Stimmen nur stets entgegen und behaupten Sie das strictr Gegentheil.

35 C. Kpfbg. Ihre Sendung ist „zu dem Uebrigen" gelegt.

Herrn R. in Cottbus. Besten Dank für Ihre sogleich benützte Mittheilung. Ihre Bitte soll erfüllt werden.

Richtige Lösungen des Rebus in No. 21 gingen ein von M. B. in Herrenhut, Abonnent in Herdecke a. d. Ruhr (freundl. Dank für die Begleitworte). — A. S. in A. — B. in Gr. A. — H. S. & R. P. in Berlin. (Allerdings, wenn sie sehr gut sind.)

Zur gefälligen Beachtung für neueingetretene Abonnenten:

Das erste Quartal des vorliegenden II. Jahrgangs (Nr. 1—13), sowie sämmtliche Quartale des I. Jahrgangs, können einzeln für den gewöhnlichen Preis von 1/2 Thlr. durch alle Buchhandlungen und Postämter, oder durch uns direct (in diesem Falle gegen Postvorschuß), bezogen werden. Ferner ist zu beziehen, soweit der nicht mehr große Vorrath reicht:

Daheim, I. Jahrgang, complet, broschirt . . . . 2 Thlr. — Sgr.
„ „ „ elegant in Leinwand gebunden mit Golddruck und Pressung 2 „ 15 „

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

Ausgegeben im März 1866. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1865 bis dahin 1866.

№ 24.

1866.

Scenen aus der Fremdenlegion in Afrika.

Nach eigenen Erlebnissen erzählt.

III. Fatimahs Befreiung.

(Schluß.)

Es war schon nahe elf Uhr, als der Lieutenant an einem Hause der sogenannten Marine — dem untern Stadttheil Orans — wiederholt schellte. Ein Neger öffnete endlich und fragte, was wir begehrten. Ich kann noch heute nicht ohne Lachen an das vor Erstaunen verzerrte Gesicht des Kerls denken, als der Lieutenant ihn plötzlich zurückschob, mit uns in das Haus trat, die Thür verschloß und den Schlüssel zu sich steckte, ihm das Licht aus der Hand nahm und mit uns in den innern Theil des Hauses drang.

„Nun, Hussein," ertönte aus dem Zimmer eine Mannesstimme, „wer schellt so spät, was will man?"

„Ihnen einen Besuch abstatten, lieber Herr Landsmann!" erwiderte Pepoli, indem er die Thüre öffnete und wir in ein ganz nach französischem Geschmacke reich möblirtes Zimmer drangen.

Ich sage „wir", obgleich es nur der Lieutenant und ich waren, denn Paul hatte Geistesgegenwart genug besessen, um den Neger, den wir einen Augenblick vergessen hatten, wiederum aufzusuchen und uns nachzuführen.

Der Signor Cecconi war ein Mann in der Blüthe des Mannesalters und zeigte auf seinem Gesichte den italienischen Typus in seltener Vollkommenheit. Er war mit Schreiben beschäftigt, als wir eindrangen, hatte aber sogleich die Feder fortgeworfen, war aufgesprungen und zeigte uns seine kräftige und wohlproportionirte Mannesgestalt.

„Sie werden entschuldigen," sagte Pepoli, „daß wir uns das Vergnügen machen, Sie so spät zu besuchen; aber da Sie nie in Ihrem Hause zu treffen waren, wenn irgend einer meiner Abgesandten Sie in meinem Namen aufsuchte, und Sie es auch nicht für gut fanden, meine Briefe zu beantworten, so mußte ich diesen Weg einschlagen, um mir das Vergnügen zu verschaffen, mich mit Ihnen auszusprechen."

Während der ersten Worte des Grafen war Cecconi etwas blaß geworden, jedoch je länger der Graf sprach, je mehr war diese momentane Erregung geschwunden. Als jener geendet, wies er ihm lächelnd einen Stuhl und sagte:

„Setzen Sie sich doch, Herr Graf! ich glaubte nicht mehr, das Vergnügen zu haben, Sie noch einmal zu sehen; denn ich war fest überzeugt, daß man Sie heute in Arzew arretirt hätte."

„Es wäre auch geschehen, lieber Herr Cecconi," erwiderte Pepoli, dem sichtbar die Ader auf der Stirne zu schwellen anfing, „wenn der Obrist Mellinet die Denunciation, welche Sie ihm im Namen Bachrins haben zukommen lassen, im Ernste aufgenommen hätte; doch dem war nicht so. Er beorderte mich vor der Hand nach Oran, und werde ich ihm morgen früh meine Visite abstatten."

„Nun denn, Herr Graf," sagte der andere, „so möchte ich Sie doch bitten, mir den Grund Ihres Besuches bei mir anzugeben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Paul, das blanke Faschinenmesser in der Hand, führte den noch immer sich sträubenden Neger in das Gemach seines Herrn.

Ich lachte laut auf, als ich den Ausdruck von Furcht und Schrecken auf dem Gesichte des Schwarzen mit dem des Erstaunens und Zornes auf dem Gesichte seines Herrn verglich.

„Was ist das?" schrie dieser, „wer wagt es! . ."

„O ereifern Sie sich nicht," unterbrach ihn Pepoli, „es ist dies ganz einfach eine Vorsichtsmaßregel, um zu verhindern, daß man uns störe!"

„Ein Ueberfall in meinem eigenen Hause?!" schrie Cecconi bebend vor Wuth.

„Wir wollen uns um die Benennung nicht streiten," entgegnete Pepoli ruhig, „und wollen lieber von unseren Angelegenheiten . . ."

„Sie werden augenblicklich mein Haus verlassen!" schrie Cecconi und wollte sich der Thüre nähern.

Pepoli war aufgesprungen und stellte sich vor ihn.

„Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen!" rief er, „ehe unsere Angelegenheiten geordnet sind, und wenn Sie Widerstand leisten, per bacco! Doch nein! Sie sind zu vernünftig dazu; setzen Sie sich und hören Sie mich ruhig an."

Eine plötzliche Veränderung war in den Zügen Cecconis einge-

treten; dem mühsam unterdrückten Zornesausbruche war ein verschmitztes Lächeln gefolgt. Er setzte sich wirklich ganz ruhig wieder hin und sagte mit einer Stimme, aus der jede Aufregung geschwunden zu sein schien:

„Sie werden mir zugestehen, daß dies eine seltsame Art ist, Bekanntschaften anzuknüpfen; doch man erzählt so viel wunderliche Dinge von Ihnen, Herr Graf, daß ich wohl im Unrechte bin, über Ihr Verfahren noch erstaunt zu sein."

„Genug der Phrasen!" rief Pepoli, „Sie haben mich denuncirt, weil ich ein junges Mädchen, das vor einigen Monaten den Mißhandlungen ihres angeblichen Vaters entlief, beschützt und so sicher verborgen habe, daß es Ihnen und ihm unmöglich ward, seinen Aufenthalt zu entdecken."

Ein feines Lächeln war die stumme Antwort des Italieners.

„Ich weiß," fuhr Pepoli fort, „daß Bachrin Ihnen das Mädchen zuführte, und daß Sie es nach einem mir unbekannten Orte der Türkei schicken wollten; daß —, mit einem Worte — diese ganze Sache für Sie nur die Bedeutung eines Geschäftes hatte, und deshalb, sowie um jegliches Aufsehen zu vermeiden, habe ich mich brieflich an Sie gewandt und Sie ganz einfach gefragt, was für eine Summe Sie verlangen würden, um dies Geschäft rückgängig zu machen, indem ich mich erbot, Ihnen die geforderte Summe gleich auszahlen zu lassen. Sie haben es nicht für nöthig gehalten, mir zu antworten, jedoch bin ich nach meiner Correspondenz mit Ihnen ein Paar Mal meuchlerisch angefallen worden, was wahrscheinlich Ihre Antwort sein sollte, und als diese Anfälle den von Ihnen gewünschten Erfolg nicht hatten und es Ihnen trotz aller Anstrengung nicht gelang, den Aufenthalt Fatimahs zu erkunden, haben Sie mich denuncirt und glauben, daß man mich zwingen werde, jenes Mädchen ihrem Vater, das heißt, Ihnen indirect, wieder auszuliefern. Dieser letzte Zug, Herr Cecconi, war sehr geschickt von Ihnen ausgeführt, denn, in der That, ich habe nicht die geringsten Beweise von dem, was mir Fatimah erzählt, und wenn Bachrin einen Eid leistet, daß sie seine Tochter sei, so wird sie ihm zurückgegeben werden, und Sie, lieber Herr, werden wahrscheinlich die Anklage, mit Sclavinnen zu handeln, entrüstet von sich abweisen. Ich gestehe, Sie sind in einer ausgezeichneten Lage, denn die Vermuthungen und Behauptungen Fatimahs sind dem Gerichte gegenüber keine Beweise, und deshalb bin ich heute hierhergekommen, um Ihnen meinen brieflichen Vorschlag mündlich zu erneuern. Wie viel wollen Sie und Bachrin für die Freiheit Fatimahs?"

Cecconi hatte diese ganze Rede mit äußerster Ruhe angehört und als der Graf geendet, schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Wie wenig kennen Sie dieses Land, Herr Graf," sagte er, „um solchen Geschichten nur den geringsten Glauben zu schenken. Ich habe Ihren Brief nicht beantwortet, erstens, weil ich diese ganze Sache nicht begriff und dann, weil mir die Anklage, ein Sclavenhändler zu sein, wirklich zu lächerlich erschien. Seit mehr als fünf Jahren schon kaufe ich dem Bachrin den Kauar Löwenfelle und Straußfedern ab, und als er mir unaufhörlich sein Leid klagte und Sie beschuldigte, ihm seine Tochter entführt zu haben, gab ich ihm den Rath, den ihm wohl ein jeder vernünftige Mensch gegeben haben würde, sich an den Obristen Ihres Regimentes zu wenden. Da jedoch, wie Sie wissen, die Araber mit großer Schwierigkeit bei den Herren Officieren vorgelassen werden und sich nur schwer mit ihnen verständlich machen können, so schrieb ich alle seine Aussagen nieder und rieth ihm, der Verständlichkeit halber, bevor er mit dem Obristen spräche, ihm dieses Papier zu übersenden. Das ist alles, was ich in dieser Sache überhaupt gethan habe, und kann ich Ihnen weiter hierüber keine Silbe mehr sagen, als eben nur dies."

„Meisterlich!" rief Pepoli, „ja, ja, Sie sind ein geschickter Herr und machen Ihrem Handwerke, das nur mit der größten Schlauheit betrieben werden kann, alle Ehre. Sie sind der redliche Mann, und wenn Sie sich die Mühe geben wollten, würde es Ihnen nicht schwer fallen, zu beweisen, daß ich selbst der Sclavenhändler bin. Doch ist dies alles Nebensache. Fatimah ist noch nicht in Ihrer Gewalt und wird auch nie hineingerathen . . ."

Wiederum zeigte sich jenes Lächeln, das ich schon vorhin bemerkt hatte, auf den Lippen Cecconis.

Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr mein Gehirn. Ohne mir Zeit zu lassen, ihn zu erörtern, ging ich auf den Lieutenant zu und sagte zu ihm in deutscher Sprache: „Herr Lieutenant, ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß dieser Schurke weiß, wo Sie das Mädchen verborgen halten."

Er verstand mich im ersten Augenblicke nicht, und ich mußte meine Worte wiederholen.

„Unmöglich!" sagte er dann — „und doch — nein, nein! es kann nicht sein."

Cecconi hatte einen durchdringenden Blick auf mich geheftet; doch schien sich keine Unruhe bei ihm zu zeigen, im Gegentheil, sein Gesicht wurde heiter und indem er den Neger ansah, lachte er laut auf.

„Sehen Sie, meine Herren," rief er, „meinen Hussein doch an. Ich würde, wer weiß was, drum geben, wenn ich wüßte, was jetzt in seinem Kopfe vorgeht, was er sich wohl von Ihrem Besuche denken mag."

Und ohne Unterbrechung ließ er diesen französisch gesprochenen Worten einige in arabischer Sprache folgen, die an den Mohren gerichtet waren und von diesem in gleicher Sprache beantwortet wurden.

Sidi Brahim hatte vollständig recht, ich war ein ungelehriger Schüler, denn ich hatte keine Silbe verstanden. Ich warf einen Blick auf Paul und dieser antwortete mit der gleichgültigsten Miene von der Welt deutsch: „Er hat ihn gefragt, um wie viel Uhr er wohl Bescheid über den Ausgang erhalten könne, und der andere hat erwidert, in einer Stunde."

„Ist das Ihre letzte, wohlbedachte Antwort gewesen, Herr Cecconi?" fragte der Graf nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Bester Herr," entgegnete dieser, „sind Sie denn noch immer nicht davon überzeugt?"

„Nun dann," antwortete der Graf, „so muß der Knoten, den man nicht lösen kann, durchschnitten werden! Ich kam hierher, um Ihnen ein Duell vorzuschlagen, Herr Cecconi!"

Ein helles Gelächter war die Erwiderung des Kaufmanns.

„Ja!" rief er, „das ist ganz Ihrem Charakter gemäß, Herr Graf, ohne Duelle scheinen Sie gar nicht leben zu können und die bittre Erfahrung, die Sie gemacht, scheint Ihnen gar nichts genützt zu haben." — Wider all mein Erwarten blieb der Graf ganz ruhig.

„Auch darauf war ich vorbereitet!" sagte er, „ich hatte ganz richtig vorausgesehen, daß ein Mensch, wie Sie, sich nicht schlagen würde und deshalb habe ich auf ein Mittel sinnen müssen, Sie doch dazu zu zwingen."

„Ich bin nicht neugierig," antwortete jener, „doch würde ich Ihnen sehr verbunden sein, jenes Mittel durch Sie kennen zu lernen!"

„Sehr gern," erwiderte der Graf mit einem verächtlichen Lächeln — „es handelt sich ganz einfach darum, dem in Algier commandirenden General Pelissier die Beweise zu liefern, daß Ihre Frau Schwester, die sich seiner besonderen Gunst zu erfreuen hat, in directer Verbindung mit Mustapha ben Abbas, dem geheimen Agenten Abdel Kaders in Algier steht, sowie ihm den Namen des Signor Cecconi als Autor der Schmähartikel zu nennen, die über ihn in den englischen Zeitungen publicirt sind."

Leichenblässe hatte sich auf Cecconis Gesicht gelagert; doch mit Gewalt suchte er seine innere Bewegung zu beherrschen, zuckte mit den Achseln und wollte etwas erwidern, doch Pepoli ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„O Sie wissen gar wohl, was Ihrer harrt," sagte er, „von allem, was ich behaupte, besitze ich die unumstößlichsten Beweise, ich trage sie sogar bei mir, hier in meiner Brieftasche, hier auf meiner Brust! Tödten Sie mich, so werden Sie fortfahren können, den ehrlichen Kaufmann zu spielen, wenn nicht, so muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Rolle zu Ende ist, und wozu der General im Zorn sich hinreißen läßt, wird Ihnen gleichfalls nicht unbekannt sein."

Ich weiß nicht, was Cecconi geantwortet haben würde, wenn nicht ein heftiges Pochen an der Hausthür unsren Gedanken eine andre Wendung gegeben hätte. Hussein stürzte der Thüre zu, jedoch Paul hatte ihn beim Kragen erfaßt und riß ihn mit kräftiger Faust zurück.

„Oeffnen Sie!" rief Pepoli meinem Freunde zu, „öffnen Sie! vielleicht bringt uns der Neuangekommene Verstärkung."

Paul stürzte zur Thür hinaus — ich zog mein Messer und auch der Lieutenant legte den bloßen Degen auf die Knie und nahm zwei Terzerole aus der Seitentasche, von denen er mir eins reichte. — Ich stellte mich zur Seite des an allen Gliedern zitternden Mohren; der Graf hatte den Hahn gespannt und ließ den Signor Cecconi nicht aus den Augen.

Wir hörten deutlich, wie die Hausthür sich öffnete und wieder schloß . . . dann wurde es einige Augenblicke lang still . . . . darauf hörten wir schwere Tritte auf der Treppe . . . die Stimme Pauls erschallte . . er bezeichnete auf arabisch die Thür des Zimmers, in welchem wir uns befanden, dann hörten wir leises Gemurmel und endlich öffnete sich die Stubenthür.

Zwei Beduinen, denen eine verhüllte Frau folgte, traten ein und trugen auf ihren Armen ein leblos scheinendes Kind von ungefähr zwölf Jahren, wenigstens nach der Größe zu schließen, denn das Gesicht des armen Wesens war vollständig verhüllt und der Körper in Bournous eingewickelt. In dem Augenblicke, wo sie das Zimmer betraten, fiel einer dieser Bournous zur Erde und ich sah, daß die Beine und die Hände des lebenden Wesens, welches diese Hülle verbarg, mit Stricken von Kameelhaar gefesselt waren.

Doch kaum hatte der Graf einen Blick auf einen der Träger geworfen, als er einen Schrei, dem eines wilden Thieres gleich, ausstieß, auf ihn lossprang und ihn an der Gurgel faßte.

Cecconi hatte mit Windesschnelle den Augenblick benutzt, wo er sich nicht mehr unter Aufsicht des gespannten Terzerols des Lieutenants befand, war aufgesprungen und sich einem Schranke nähernd, hatte er einen darüberhängenden Yatagan*) ergriffen; — doch fast eben so schnell war ich ihm nachgesprungen und in dem Augenblicke, wo er die mörderische Waffe aus der Scheide zog, fühlte er den kalten Lauf meiner Pistole an der Schläfe.

„Paul!“ rief ich, „Paul! à nous! à nous!“

„Hier bin ich!“ rief mein so eben eintretender Freund, „drei gegen vier, die Partie ist noch lange nicht gleich!“

„Hund, verruchter!“ schrie während dessen der Graf, „wie kommst Du in dieses Haus? . . . sprich . . rede . . Du bist todt!“

Einige Augenblicke unbeschreiblichen Wirrwarrs folgten jetzt — der Graf hatte seiner angeborenen Heftigkeit die Zügel schießen lassen und schrie wie ein Besessener — Cecconi, dem ich die Cravatte am Halse fest zuschnürte, stöhnte und fluchte — die Frau, welche die beiden Träger begleitete, kreischte wie eine Wahnsinnige — der Neger schrie — der andere Beduine sprach, ich weiß nicht was — und inmitten von all diesem Getobe, Geschrei und Gefluche Paul, der sein blankes Faschinenmesser um den Kopf schwang und Sidi Brahim wahrscheinlich entzückt hätte, denn im fließendsten Arabisch versprach er, ihnen keinen Knochen unzerbrochen im Leibe zu lassen, ihre Schädel zu Brei zu schlagen und ihre Herzen von den Hunden zerreißen zu lassen . . .

Und als wenn das alles noch nicht genug wäre, kam einige Augenblicke später ein unbeschreiblich schmerzlicher Hilferuf von der in den Bournous eingehüllten Person.

Plötzlich — der Anblick wird mir ewig vor den Augen bleiben, — schleuderte der Graf mit Titanenkraft den Araber, den er um die Gurgel gefaßt hatte, weit von sich, stürzte auf jenen Ort zu, von dem der Hilferuf kam, riß mit gewaltiger Faust alle Hüllen fort und mit einer markdurchdringenden Stimme, in der Freude, Zorn, Hoffnung einen seltsamen Accord bildeten, hörten wir einige Secunden später den uns mit Erstaunen und unbeschreibbarer Erregung erfüllenden Namen „Fatimah! Fatimah!“

Es war die angebliche Tochter Bachrin ben Kanars, welche die beiden Beduinen herbeigeschleppt hatten.

Wer hätte kaum eine Viertelstunde später sich wohl denken können, daß in diesem Zimmer vor so kurzer Zeit noch der unbändigste Zorn und die wahnsinnigste Wuth geherrscht hätten? Alles ist ruhig — alles ist freundlich — alles ist Friede!

Cecconi sitzt gemüthlich auf dem Canapé, ihm gegenüber der Graf, der in diesem Augenblick ein Papier unterzeichnet; die Beduinen kauern in einer Ecke, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Lippen zittern, und zwischen ihren Fingern gleiten die Perlen des Rosenkranzes, den die Araber, sowie sie einen Augenblick Ruhe haben, ohne Unterbrechung abbeten. Das Weib kauert gleichfalls in einer Ecke und stiert, so wie der Neger, fast blödsinnig vor sich hin. Paul zündet in diesem Augenblick seine Cigarre an der meinigen an.

Alles ist Ruhe und Frieden in diesem Zimmer, wo vor wenigen Minuten noch Blutdurst aus allen Blicken sprühte.

Aber ein Bild, welches darzustellen einen Künstler erfordern würde, bietet sich dem Blicke dar; zur Seite des Grafen kniet ein junges Mädchen und hat ihre Augen auf sein schönes männliches, von der Hitze des Kampfes noch strahlendes Gesicht gerichtet, als wenn sie in Ekstase versunken wäre.

Sie kann höchstens dreizehn Jahre alt sein, die Zeit, wo in jenen Climaten die Knospe sich zur prangenden Rose entfaltet hat. Die Schönheit Fatimahs ist unbeschreiblich — kein Pinsel ist fähig, diesen Glanz von Unschuld und Liebe, der ihren schönen Kopf wie ein Nimbus umschwebt, genügend wiederzugeben.

Sie sieht zum Grafen wie zu ihrem Schutzengel empor . . . das Schicksal hatte ja alles so räthselhaft geführt; ihre Verfolger wollten sie ins Verderben stürzen, hatten diejenigen, welchen sie vertraute, durch Gold erkauft; man wollte sie jenem finstren Bachrin zuführen, der ihre Kindheit gemartert, jenem unbekannten Franken, der die Schönheit wie eine Waare behandelt, die von Hand zu Hand geht . . . und — o Allah ist ein Gott der Liebe und Güte, wie die Franken ihr gesagt, man hatte sie wieder jenem Häuptling der Franken zugeführt, der sie schon einmal den Händen ihres Peinigers entrissen, der so gütig, so liebevoll mit ihr gesprochen, der sie beschützt, vor dem die Beduinen und die Kabylen zittern und der ihr gesagt, daß sie frei werden würde, daß sie nicht mehr Sclavin sei, daß . .

Frei? O sie sehnt sich gar nicht nach Freiheit — Sclavin? warum denn nicht? das Loos der Sclavin ist ja beneidenswerth, wenn der Herr und Gebieter dem Frankenhäuptling ähnlich sieht, wenn seiner Stimme Klang so huldvoll, so gütig, sein Blick so feurig und so liebevoll . . .

Sowohl Paul als ich, wir sahen ganz gut, was in dem Herzen des armen Mädchens vorging — die Töchter der Sahara und des Atlas kennen die raffinirte Kunst, ihre Gefühle zu verbergen, nicht.

Paul ward düster, ich traurig! Armes Mädchen, welches Loos stand dir bevor!

Der Graf hatte einen Wechsel von zehntausend Franken unterzeichnet und der Segner Cecconi nahm eine von Bachrin ben Kanar unterzeichnete Urkunde aus dem Schranke und überreichte sie ihm. Paul und ich mußten als Uebersetzer dienen. Wir schauderten, es war ein regelrechter Verkaufscontract, nur der Name des Käufers war ausgelassen, denn Herr Cecconi, seiner Sicherheit halber, schien nur eine Art von Commissionär zu sein.

Nach dem Gesetze, welches die Franzosen in Afrika befolgen, brauchte jetzt der Graf nur seinen Namen darauf zu setzen, ihn der Betreffenden zu übergeben, und sie war frei, denn sie war durch diesen Ankauf französische Unterthanin geworden, konnte keine Sclavin mehr sein und der Fiscus erklärte sich zu ihrem Vormund. So unsinnig dieses Verfahren auch erscheinen mag, so war es doch das einzig richtige, um die beiden Interessen der französischen Legislation und der mohamedanischen Religion zu wahren; der Christ, der einen Sclaven oder eine Sclavin kauft, schenkt mit ihnen dem Lande einen Unterthan, der mit ihm vor dem Gesetze auf gleichem Fuße steht.

„Jetzt, mein Herr,“ sagte der Graf, indem er das Document aus den Händen des Italieners nahm, „rechne ich auf Sie, daß Sie dem armen Mädchen eine jegliche Verfolgung von Seitens Bachrins ersparen. Sie wissen, daß ich in meiner Brieftasche die Mittel besitze, Sie zu verderben.“

Cecconi verbeugte sich stumm.

„Steh auf, mein Kind,“ fuhr der Graf, sich an das junge Mädchen wendend, fort, „und komm mit mir, ich werde Dich hinführen, wo Du das Leben wirklich kennen lernen wirst, wo . .“

„Bleibst Du bei mir, Sidi?“ fragte sie in gebrochenem Spanisch.

„Nein!“ erwiderte der Lieutenant, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr, „nein, aber man wird Dich pflegen und Dich erziehen.“

„Führe mich, wohin Du willst!“ unterbrach ihn das schöne Kind mit gleichgültiger Stimme, in der jedoch der Schmerz ihrer Seele wie ein verhallender Accord nachtönte.

Einige Minuten später verließen wir alle vier das Haus des Italieners. Paul und ich waren neugierig zu erfahren, wohin der Graf das junge Mädchen führen würde, aber wiederum schien es uns indiscret, ihm zu folgen. Wir fragten ihn deshalb, ob wir uns jetzt zurückziehen dürften; er verneinte jedoch unsre Bitte und bat uns, ihn noch ferner zu begleiten. Wie erstaunten wir, als er mit uns gerade auf das Haus des Obristen Mellinet zuging, welcher mit seiner Fa-

---

*) Der Yatagan, ein leichtgebogenes, 2—2½' langes Messer ohne Kreuzgriff, ist die blanke Waffe der Araber.

milie ein Haus neben den Magazinen des Regiments bewohnte. Obgleich es beinahe Mitternacht war, so war doch immer noch Gesellschaft beim Obristen und der Graf fand nicht die geringste Schwierigkeit, vorgelassen zu werden. Fatimah, Paul und ich, wir warteten im Vorzimmer.

Nach beinahe einer halben Stunde kam Frau von Koslowska, die Nichte des Obristen, welche mit ihrem Gemahl, Hauptmann in unserm Regimente, das Haus ihres Oheims bewohnte, mit dem Grafen in das Vorzimmer und nahm das junge Mädchen mit sich in ihre Gemächer. Diese sträubte sich anfangs, mit ihr zu gehen, aber ein einziges Wort des Grafen genügte, um sie dazu zu bewegen.

Er bat dann uns, ihm zu verzeihen, uns nicht begleiten zu können, aber er müsse, sagte er, noch zum Obristen zurückgehen. Wir erhielten als Dank ein Paar herzliche Händedrücke von ihm mit der Versicherung, daß wir bald weiteres von ihm hören würden. Wir fragten ihn, ob wir nicht den Kabylen losbinden sollten, jedoch er meinte, daß es besser wäre, ihn über Nacht unschädlich zu machen, da am folgenden Morgen Fatimah mit Frau von Koslowska nach Algier reisen würde, um in das Ursulinerinnenkloster aufgenommen zu werden, welches der Bischof Dupuc für weibliche arabische Catechumenen in Algier gegründet hatte.

„Und will Fatimah Christin werden?“ fragte Paul.

Der Graf ließ den Kopf sinken, sein Blick umwölkte sich und seine Stimme zitterte merkbar, als er die Frage meines Freundes beantwortete.

„Sie hat mich gefragt,“ sagte er, „ob der Gott der Christen mein Gott wäre und als ich dies bejahte, erklärte sie, daß sie gern nach Algier gehen und sich in seiner heiligen Religion unterrichten lassen wolle.“

* * *

Als wir das Thor der Caserne durchschritten und auf der Wachstube die verhängnißvollen Worte: „Erlaubniß bis elf Uhr — zurückgekommen um ein Viertel auf zwei“ ins Rapportbuch einschreiben sahen, erschienen uns die Vorgänge des verflossenen Abends in ihrem wahren grellen Lichte! — Wir setzten uns auf einen Stein und plauderten noch eine ganze Stunde.

Ich dachte fortwährend an das schöne junge Mädchen. Paul unterbrach mich oft unwillig und sprach zu mir von dem Grafen und dessen chevalereskem Charakter, der ihn entzückte.

Was uns aber beiden diesen Abend auf ewig theuer machte, war, daß wir zum ersten Male ein wirkliches und sogar gefahrvolles Abenteuer erlebt hatten, daß sowohl unsre Herzen als unsre Geister stark geblieben waren, und daß einer des andren Gedanken mit Pfeilschnelle errathen hatte.

Am nächsten Morgen jedoch kam die Schattenseite. Paul bekam stillschweigend seine acht Tage Arrest .. der Glückliche! Ich — ich war ja der Liebling des Capitän Studinger!

Von Donnerworten begleitet — in einer Rede, die von Grünschnäbeln, Kreuzmillionen &c. wie ein Hase gespickt war — erhielt ich meine vierzehn Tage.

Wie schritt der Hauptmann so vergnügt zur Caserne hinaus, mit welcher Wonne strich er sich seinen grauen Schnurrbart! — Ich hatte mich doch endlich fangen lassen, und der alte Groll, den er mir nachtrug, hatte doch schließlich zum Ausbruch kommen können.

Aber wie betrübt kam der würdige Herr vom Generalrapport zurück — mit welcher Vehemenz gesticulirte er, wie war die Ader auf seiner Stirn geschwollen, als er mit dem gutmüthigen Capitän Viava (Pauls Hauptmann) die Gründe, weshalb der „launische“ Obrist die Strafe der beiden mauvais sujets von Sergeanten trotz seiner Widerrede aufgehoben, zu errathen suchte! Welch furchtbaren Blick warf er uns nach, als wir ihm am selben Nachmittage auf der Straße begegneten und kerzengrade an ihm vorbeimarschirten.

* * *

Einige Wochen später las ich eines Morgens auf dem Theaterzettel, daß Abends ein neues Stück gegeben würde, dessen Titel war: „Intrigue et amour, traduit de l'Allemand de Schiller.“ Ein unwiderstehlicher Wunsch, ein deutsches Stück auf einem französischen Theater zu sehen, bewog mich, wiederum eine permission d'onze heures für mich und für Paul zu erbitten, die mir auch vom Major ertheilt wurde. Der Capitän Studinger war natürlich davon benachrichtigt worden und mußte sich vorgenommen haben, mir mein Vergnügen zu verleiden, denn gegen Mittag bekam ich Befehl, die Wache am Château d'eau für vierundzwanzig Stunden zu beziehen. Ich klagte dem Lieutenant Schmacker, einem braven Schwaben, welcher vor zwanzig Jahren einmal in Heidelberg Jura studirt hatte und der mir sehr gewogen war, mein neues Leid.

„Ach was,“ sagte er mir, „sehen Sie zu, daß irgend ein Camerad Sie um 6 Uhr ablöst, und wenn das Theater um 10 Uhr aus ist, übernehmen Sie wieder die Wache. Ich habe heute Ronde und werde ein Auge zudrücken.“

Ich fand keinen meiner Cameraden, der für mich vier Stunden am Château d'eau sich gratis langweilen wollte, wohl aber einen Belgier, mit Namen van der Tronten, der mir vorschlug, ganz und gar zu tauschen, er wolle an diesem Tage für mich auf Wache ziehen, wenn ich die seine am nächsten Sonntage, wo er gern frei zu sein wünschte, übernehmen wollte. Ich trug dem Lieutenant Schmacker das Arrangement vor und erhielt seine Zustimmung. Um vier Uhr befand ich mich auf dem Place d'armes zur Parade und führte von da aus meine Leute bis zum Thore du Ravin, wo van der Tronten mich erwartete, mir das Commando abnahm und auf den Posten des Château d'eau — eine Art von Blockhaus, eine Viertelmeile von der Stadt in einer einsamen, verwilderten Gegend gelegen — zog.

Um fünf Uhr traf ich mit Paul zusammen und da es noch zu früh war, um ins Theater zu gehen, so schlenderten wir wieder bis zum Café Maure, um eine Tasse Caffee zu trinken.

Als Said uns eintreten sah, kam er hastig auf uns zu.

„So eben war Bachrin ben Kauar hier,“ sagte er, „setze Dich nicht auf jenen Platz in der Ecke dort, da hat er gesessen.“

Es war das erste Mal, daß wir wieder von dem Kabylen sprechen hörten; wir hatten keinen Begriff, was aus ihm geworden sein könne, und kümmerten uns auch wenig darum.

„Kommt er oft her?“ fragte Paul.

„Von Zeit zu Zeit,“ erwiderte der Kleine, „er hat mich sogar einmal gefragt, wann Du und Dein Freund herkämen.“

„Er will uns vielleicht unsere Riemen wiedergeben,“ sagte ich lachend, indem ich auf die Bank kletterte.

Wir tranken unsern Caffee, rauchten eine Pfeife und gingen endlich ins Theater.

Ich kann keinem Deutschen den Rath geben, Schiller in französischer Uebersetzung aufführen zu sehen — es ist herzzerreißend. Wir verwünschten mehr als einmal die unglückliche Idee, die wir gehabt, waren mehr als einmal auf dem Punkte, das Theater zu verlassen, blieben jedoch, um zu sehen, wie das Publikum am Schlusse des Stückes urtheilen würde. Schon gegen halb elf war es beendet und wurde dermaßen ausgepfiffen, daß der Compagnie für alle Zeiten die Lust verging, deutsche Stücke aufzuführen.

„Komm,“ sagte Paul, „wir wollen diese fünf Acte herunterschlucken! Der arme Schiller wird sich heute wohl im Grabe umwenden; — komm, wir wollen eine Tasse Caffee auf sein Wohl trinken.“

„Caffee, immer Caffee, regt Dich das denn gar nicht auf?“

„Ich weiß nicht — komm, mir ist, ich weiß nicht wie .. die Limonadengeschichte — mir ist ganz wunderlich im Kopfe!“

In wenigen Minuten waren wir an der Thür des Caffeehauses.

„Sieh!“ rief Paul, „dort in der Ecke — dort sitzt er!“ —

„Wer?“ —

„Bachrin! Sieh Dir diesen famosen Kopf an — diese Augen — Wahrhaftig, der Kerl sieht aus wie eine Hyäne, die Blut riecht! — Komm!“

Ich weiß nicht, welch ein eigenthümliches Gefühl mich mit einem Male beschlich; ich versuchte Paul zurückzuziehen, um ihn zu verhindern, ins Caffeehaus zu treten; da mir dies jedoch nicht gelang, sprang ich vor und trat zuerst in die Thür. Kaum hatte ich den ersten Schritt über die Schwelle gethan, als Bachrin wie durch Zufall den Kopf umwandte.

Plötzlich traten seine Augen wie glühende Kugeln aus den Augenhöhlen — sein Mund öffnete sich, als wolle er einen Schrei ausstoßen; aber nur ein Gegurgel, das ihn zu ersticken schien, kam aus seiner zugeschnürten Kehle — seine Arme waren mir entgegengestreckt, und alle Glieder seines Körpers bebten, wie vom Winde bewegtes Laub. Dieser gräßliche Anblick dauerte nur einige Secunden, dann gelang es ihm, aufzustehen, mir näher zu treten, mich scharf anzusehen, — und mit einem furchtbaren Schrei, wie nie ein menschliches Ohr einen gleichen gehört, war er zur Thür hinaus.



Der Hundefriseur. Ein Blatt aus meinem römischen Skizzenbuche, von L. Löffler

Bleich und stumm standen wir da . . . wir sahen uns an . . . wir fanden keine Worte, um unserm Entsetzen einen Ausdruck zu geben . . .

„Sidi, Sidi!" rief plötzlich Said mit bebender Stimme, „mach zwei Hörner mit Deiner linken Hand — schnell — der Kabyle hat Dich verzaubert!"

Und ehe ich es mir versah, hatte der Knabe meine Hand ergriffen und meine Finger so geordnet, wie er es haben wollte. Ich ließ alles mit mir geschehen, ich war unfähig, ein Wort auszusprechen.

„So," sagte Said, „jetzt bist Du gerettet, jetzt hat der Böse keine Macht mehr über Dich!"

Stillschweigend kamen wir in die Caserne zurück — wir waren beide wie gelähmt — ich legte mich in meine Hängematte und versuchte zu schlafen. Umsonst, obgleich ich wach war, schien es mir, als ob ein Alp mich erdrücke . . mir war das Herz so schwer . . ich fühlte mich so unglücklich . . . und endlich, ohne zu wissen, warum, fing ich bitterlich an zu weinen.

Endlich gegen Morgen schlief ich ein . . . doch schon nach einigen Stunden wurde ich durch ein starkes Geräusch geweckt. Als ich die Augen aufschlug, stand Paul neben mir, schien außer Athem, nahm mich in die Arme, küßte mich und drückte mir die Hände.

„Was ist Dir?" fragte ich, „was ist vorgefallen?"

„Der Sergeant van der Tronten ist auf der Wache des Château d'eau gestern gegen 10 Uhr von einem Kabylen ermordet worden . . . Bachrin glaubte ein Gespenst zu sehen, als Du in das Caffeehaus tratest!" — —

* * *

Am Anfange des Jahres 1849, als sein Verwandter zum Präsidenten der französischen Republik erwählt wurde, nahm Graf Ugo Pepoli seinen Abschied aus der Fremdenlegion und lebt seitdem ruhig in Rom.

Drei Jahre später nahm im Kloster der heiligen Ursula eine Araberin, die man Fatimah nannte, den Schleier unter dem Namen Schwester Ste. Marie des Anges.

König und Gärtner.

Von **Louis Schneider.**

Für das Verhältniß, in dem Lenné zu seinem König Friedrich Wilhelm IV. stand, reicht diese Ueberschrift freilich nicht aus, denn der König war in künstlerischer Beziehung sein eigner Gärtner und Lenné der König seiner Gärten. Bei keinem der Werke, die Lenné für den König ausgeführt, dürfte sich mit Bestimmtheit angeben lassen, wo die Ideen des Königs aufgehört und die Ausführung Lennés begonnen, — wo Lennés Ideen andererseits, noch während der Ausführung neue Directionen durch den König empfangen, — oder wo überhaupt die Einwirkung des Fürsten aufhörte und die des Künstlers begann? Unzweifelhaft selbstständig steht Lenné in allen seinen Schöpfungen, die er außerhalb der Sphäre seines königlichen Bau- und Gartenherrn unternahm und beendete, namentlich von dem Augenblicke an, wo seine Anerkennung und sein Ruhm schon so fest stand, daß die etwaige Opposition eines Ingenium loci ihn in seinen Entwürfen nicht mehr hemmen konnte. Anders war es dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gegenüber, von dem er selbst so gern die Leichtigkeit, Genialität und Zierlichkeit der ersten Entwürfe rühmte, denen er dann nur die technische Kenntniß, das botanische Wissen und das architektonische Maß hinzuzufügen brauchte. — Selten wird sich zwischen einem Fürsten und seinem Ziergärtner ein solches Verhältniß der Wechselwirkung auf einander nachweisen oder verstehen lassen, wie es zwischen diesen beiden so reich begabten Naturen stattfand, ja die Schöpfungen, welche beide in Gärten und Bauten hinterlassen, können erst ganz verstanden werden, wenn man die Begabung beider, ihre Stellung zu einander und die Verhältnisse näher kennt, unter denen diese Werke entstanden.

Ich sah Lenné zum erstenmale im Herbste des Jahres 1848. Die Einweihung der Friedenskirche bei Sanssouci hatte bereits stattgefunden und eines der sinnigsten, bedeutungsreichsten Werke war in den Hauptsachen vollendet, in den Details und dem äußerlichen Schmuck der Vollendung nahe. Von dem wüsten Straßenlärm und dem „Spritzen der jungen Freiheitswellen" aus Berlin und meinem Berufe vertrieben, war ich nach Schleswig geeilt, um mich dort den siegreich vorgehenden preußischen Truppen anzuschließen, und kam von dort zurück, als der Kampf mit dem zweiten Vormarsch gegen Jütland zu Ende schien. Der General-Adjutant v. Rauch, mein stets wohlwollender Gönner, hörte mit Interesse, was ich in den Elbherzogthümern von der Armee, vom Volk und vom Lande gesehen und meinte, es würde vielleicht dem Könige Freude machen, so durchaus Selbstbeobachtetes zu hören. Ich wurde zum folgenden Tage früh nach Sanssouci bestellt, denn der König pflegte jeden Tag vor dem Frühstücke, welches er stets mit der Königin in traulichster Unterhaltung einnahm, weite Spaziergänge durch die so ausgedehnten Gärten und geschmückten Felder der Insel Potsdam zu machen. Beim Heraustreten aus dem Schlosse machte General v. Rauch den König auf mich aufmerksam und während er die Terrassen hinabging, mußte ich von meinem friedlichen Feldzuge in Schleswig, von den Stimmungen und Vorgängen dort erzählen.

General v. Rauch war im Schlosse zurückgeblieben, nur der Flügeladjutant vom Dienst begleitete den König wie immer bei diesen Morgenspaziergängen und hatte die Schlüssel zu allen jenen Verbindungs- und Durchgangsthüren bei sich zu führen, die dem Könige den Eintritt in Abgeschlossenes und in die Baulichkeiten gestatteten. So ging es auf eine kleine, hinter dichtem Gebüsch versteckte Thür in der langen Mauer zu, welche den ehemaligen Küchen-, jetzt Marlygarten, von den eigentlichen Gärten Sanssoucis trennt. Die Thür ist noch jetzt so schmal, daß sie nur einer Person den Durchgang gestattet und eine Lavatafel über derselben eingelassen, welche einen Christuskopf auf Goldgrund aus den Ateliers des Herrn von Kleeber in Berlin zeigt. Jenseits derselben betrat ich zum erstenmal den Marly- oder Friedensgarten, wie er noch immer vom Publikum genannt wird, dieses Meisterstück Lennés, dem durch Beseitigung der Schwierigkeiten, welche der Anlage entgegenstanden, wohl kein anderes seiner Werke an die Seite gesetzt werden kann! Damals freilich war alles noch nicht so reich und fertig wie jetzt; auch der Herbst hatte seinen Einfluß auf den Blätterschmuck junggepflanzter Bäume schon begonnen. Doch konnte man den wunderbaren Reiz dieser Schöpfung nicht verkennen. Immer noch zuhörend, ging der König auf den Haupteingang der Friedenskirche zu, wo die schönen Platanen des alten Nauener Kirchhofs hingepflanzt worden waren, und fand dort Lenné, der aus seiner nahegelegenen, unmittelbar an den Marlygarten anstoßenden Wohnung dort hingekommen war, wahrscheinlich von der Richtung benachrichtigt, die der Spaziergang des Königs genommen, denn bei solchem Zusammentreffen war ja oft schon das Beste, Folgenreichste verabredet worden. So wurde ich stummer Zeuge einer jener interessanten Unterhaltungen zwischen dem Könige und Lenné.

„Nun, Lenné, haben Sie sich mit meiner Anschauung versöhnt? Ich konnte, ich durfte Ihnen darin nicht nachgeben, — glaube auch nicht, daß irgend jemand beim Beschauen dieser Kirche, wenn er nur den rechten Sinn dafür mitbringt, den Mangel empfinden wird, den Sie mir immer noch vorhalten."

„Ich kann mir nicht helfen, Ew. Majestät, diese Colonnade quer vor der Kirche durch den Garten vernichtet das Beste, was ich hier zu schaffen vermeint. Ich freute mich, in diesem so engen, von Mauern und Gebäuden eingezwängten Raume eine Fernsicht zu schaffen, die eben jeden Gedanken an Begrenzung ausschließt. Durch Aushebung des Weihers um die Absis der Kirche, war mir das gelungen. Nun schneidet diese Colonnade mir den Garten in zwei Hälften von ganz verschiedenem Charakter, während ich darnach gestrebt hatte, etwas durchaus Zusammengehöriges, Ineinanderlaufendes zu schaffen."

„Daß Sie das vermögen, bedarf doch nach dem, was Sie aus dem alten Hopfenkruge beim neuen Palais gemacht, für niemand mehr des Beweises; hier handelte es sich aber nur um einen Vorgarten zur Kirche. Daß Sie ihn so schön gemacht, bleibt ja Ihr Verdienst, aber unumgänglich nöthig wäre es nicht gewesen. Immer soll es nur ein Vorgarten zu einer Kirche sein, kein Garten, in dem unter anderem auch eine Kirche steht, die dann wahrlich Gefahr läuft, für eine architektonische Zierde des Gartens gehalten zu werden, wäh-

rend mir daran liegt, grade die Kirche dicht an meinem Schlosse zu haben. Sanssouci hat alles von meinem unsterblichen Vorfahren erhalten. Nur Wasser nicht, und eine Kirche grade hier, lag wohl auch nicht in der Anschauung seiner Zeit. Wasser habe ich Sanssouci gegeben und diese Kirche mit ihren Vorgärten — das erkenne ich erst in diesem Jahre des Abfalles und der Untreue recht inbrünstig, — mußte der Abschluß des Ganzen werden."

„Aber Ew. Majestät haben doch bei allen Ihren Kirchenbauten dahin gestrebt, den landschaftlichen Schmuck möglichst weit auszudehnen. Hier war nun Gelegenheit, — das heißt Gelegenheit war in diesen beiden vernachlässigten und verwilderten Gemüsegärten eigentlich nicht, und ich war so stolz darauf, diese Gelegenheit erzwungen zu haben, — aber die Colonnade macht meinen ganzen Plan unverständlich. Niemand wird verstehen, was ich gewollt und was ich gekonnt, wenn ich nicht mehr da bin, es wenigstens zu erklären."

„Nun, da trösten Sie sich mit mir! Ich kann auch nicht Jedermann mein innerstes Meinen und Fühlen — ungefähr wie ein Guide de Voyageur mittheilen, und muß eben zufrieden sein, wenn nur wenige meine Gedanken errathen. Ich habe Ihnen ja nachgegegeben und in der Mitte der Colonnade eine Durchsicht gelassen, so daß Sie wenigstens von Ihrer Wohnung aus diese Fernsicht haben. Aber der Abschluß durch diese Colonnade gehört zum Wesen meines ganzen Bauwerks. Ich kann es mir gar nicht ohne Austadung nach dieser Seite hin denken, weil auf der andern Seite der Kreuzgang sich anlehnt. Sie müssen sich nun schon einmal fügen, Lenné. Da oben auf Vogels Weinberg will ich Ihnen dann desto freiere Hand lassen!"

„Der Friedensgarten ist aber nun einmal, Ew. Majestät —"

„Sie wollen sagen: Marlygarten, nun, was ist der Marlygarten nun einmal?"

„Er ist eine so eigenthümliche Verherrlichung von Sanssouci, daß ich ihn tadellos gewünscht hätte."

„Nun, Lenné, wer einen Garten um eines Gotteshauses willen tadelt, nach welchem der Hausherr ein tiefes Bedürfniß gefühlt, an dessen Urtheil kann Ihnen nichts liegen. Sie sind ja selbst ein so gläubiger Christ, wenn auch nicht unserer Confession, daß Sie den Stolz des Landschafters einmal der Demuth des Christen unterordnen müssen. Jetzt sagen Sie mir, werden die Voltairelinden hier auch gut fortkommen?"

„Ich denke wohl, Ew. Majestät! Es ist wenigstens alles geschehen, was meine neuesten Erfahrungen festgestellt, um sie die späte Versetzung überstehen zu lassen."

„Sie glauben gar nicht, was ich mich freue, diese Voltairelinden gerade hierher in den Schatten neben das hochragende Goldkreuz der Kirche zu stellen. Es wäre schade, wenn sie ausgingen und ihrem ersten Pflanzer die Beschämung ersparten, zum Schmuck einer Kirche gerade in Sanssouci zu dienen! Adieu Lenné. Die Statue oben beim Billardzimmer ist ja schon wieder beschädigt. Lassen Sie doch recht aufpassen. Ich möchte nicht gern dem Publikum den Zutritt verschließen."

Das war meine erste Bekanntschaft mit Lenné, die später reich an freundschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen werden sollte. Was damals der König zu ihm sagte und er erwiederte, verstand ich nicht in seiner ganzen Bedeutung. Das Terrain war mir selbst noch zu neu. Erst später sollte ich mancherlei Erklärung dafür erhalten. Ich erzähle daher nur, was ich sowohl vom Könige, von Lenné, wie von anderen darüber erfahren, als eine auf den Wunsch des Königs zu bearbeitende Geschichte von Sanssouci mir die Akten der General-Gartenintendantur zugänglich machte.

Das Terrain, auf dem jetzt die Friedenskirche mit ihren beiden Vorgärten steht, von denen der westliche eben der Marly- oder Friedensgarten ist, gehörte vor der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm I. im J. 1713, Potsdamer Bürgern, von denen der junge König in eben so formloser als wohlfeiler Weise zwei Theile abzweigte, und auf ihnen einen Hopfengarten östlich und einen Küchengarten westlich anlegte. Dieser Küchengarten, in welchem der König sich auch ein Wohnhaus erbaute, ist es, von dem die Markgräfin von Bayreuth in ihren Mémoiren mit solcher Geringschätzung spricht und sich über den strengen Vater beklagt, der seine Kinder gezwungen, in einem so erbärmlichen bäuerischen Gemüsegarten die langweiligen Nachmittage zuzubringen. Der König hatte dort eine Kegelbahn, auf welcher er mit den Officieren seines Riesenregiments, den großen Potsdamern, Kegel schob, bei starker Hitze selbst in Hemdsärmeln. Auch einen Schießstand hatte er sich eingerichtet, von welchem noch jetzt die beiden thurmartigen Seitengebäude der Schießgallerie und die Scheibenmauer existiren, die erstere in dem Privatgarten Lennés, die letztere am Fuß des Campanile neben der Kirche. Das Haus, welches der König sich gebaut, nannte er sein Marly, um dadurch die Prachtbauten und die Verschwendung der französischen Könige zu verhöhnen, denn er hatte ja den prachtvollen Lustgarten seines Vaters zu einem Exercirplatze einebnen lassen und einen Gemüsegarten zu seinem Versailles gemacht! Als Friedrich der Große darauf sein Sanssouci dicht neben dem Küchengarten seines Vaters baute, wurde Marly vergessen und wieder zu dem, was es ursprünglich gewesen. Niemand dachte des rings mit einer Mauer umzogenen Fleckes; selbst bei den ältesten Bewohnern Potsdams lebte kaum noch eine Erinnerung daran.

Nun hatte König Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz den festen Vorsatz gefaßt, eine Kirche in nächster Nähe seiner Sommerresidenz, damals Sanssouci und das liebliche Charlottenhof, zu bauen. Der geniale Persius mußte schon damals Pläne entwerfen und auf einer italienischen Reise wurden schon vom Kronprinzen im voraus Ankäufe und Bestellungen für die künftige Kirche des königl. Hauses gemacht. So das berühmte Mosaikbild aus der Altar-Absis einer alten Kirche auf der Insel Murano bei Venedig. Als nun der König freier schalten konnte, wurden die beiden alten Gärten, der Küchen- und der Hopfengarten Friedrich Wilhelms I., zum Bauplatz für die Ausführung dieses Lieblingsgedankens bestimmt und die Lage der Kirche grade auf der Grenze zwischen den beiden Gärten für die zweckmäßigste erkannt. Lenné konnte unmittelbar aus dem Fenster seines kleinen, so überaus bescheidenen Wohnzimmers, im Entresol des Gebäudes der General-Gartendirection, das ganze Terrain übersehen, auf dem das Neue entstehen sollte, und freute sich schon, daß durch das Fallen der langen so unschönen Mauer eine bedeutende Ausdehnung gewonnen werden würde, so daß er sich in seinen Entwürfen nicht zu beschränken brauchte. Das Fallen der Mauer nahm er wenigstens als selbstverständlich an, da der König die Kirche ja in Sanssouci haben wollte. Hier stieß er aber schon auf den ersten Widerstand. Der König sagte ihm bei Vorlegung des Entwurfes: die alte Mauer um den Küchengarten Friedrich Wilhelm I. dürfe nicht fallen, es müßten auch alle Erinnerungen an den Erbauer, die Scheibenmauer, der Schießstand, sogar die alten verkrüppelten Obstbäume erhalten werden, denn grade die Erinnerung und Dankbarkeit für diesen seinen glorreichen Vorfahren, habe ihn zur Wahl des Platzes für die neue Kirche veranlaßt. Der so umschlossene, gegebene Raum solle für ihn und die Königin reservirt bleiben, wenn sie einmal ungesehen und ungestört vom Publikum sich in einem Garten ergehen wollten, denn da alle königlichen Gärten dem Besucher unbeschränkt offen stehen, so hatte der König wirklich nicht einen Fußbreit Gartenraum, in welchem er unbelästigt sich erholen konnte. Dagegen sollte der östliche Vorgarten, der alte Hopfengarten, der öffentliche Eingang für die künftige Schloßgemeinde sein. Nicht auf dem Boden von Sanssouci selbst wolle er die Kirche haben, wo Voltaire, d'Argens und alle jene skeptischen Freigeister verkehrt, sondern da, wo der gottesfürchtige, sittenstrenge Friedrich Wilhelm I. seine bescheidene Erholung von schwerer Regierungsarbeit gesucht.

Das waren keine gartenkünstlerische, aber um so gewichtigere Gründe, denen Lenné im richtigen Erkennen der Motive nicht einmal einen Wunsch entgegenstellte. Es war eben nur eine Schwierigkeit mehr zu beseitigen und dies grade ein großer Reiz für Lenné. Aber jene Colonnade war damals noch nicht projectirt, wenigstens wußte Lenné noch nichts davon; er faßte also als nächste Aufgabe für sich ins Auge, die Mauer so zu verdecken, daß sie nirgends durch ihr Erscheinen dem Auge wehe that, und suchte nun die Fernsichten durch Benutzung der ganzen Länge beider Gärten herzustellen, und denkt man sich jetzt noch diese Colonnade weg, so würde er in der That geradezu Wunderbares erreicht haben. Der König wollte aber den Garten nicht so praedominirend gegen die Kirche haben, denn Gärten hatte er bei Potsdam genug, und als er nun gar sah, wie Vortreffliches Lenné mit voller Liebe schuf, so daß die Kirche wirklich nur zur architektonischen Zierde eines Gartens geworden wäre, mußte jene Colonnade entstehen, welche den königlichen Gedanken besser zur An-

schauung brachte, als der Gewinn einer wenn auch überraschenden und reizvollen Fernsicht.

Lenné hat mir auch später oft von diesen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Könige erzählt und immer bedauert, daß das Beste, was er trotz der so hindernden Bedingungen geschaffen, der Friedensgarten, nicht seinen eigentlichen Abschluß erhalten.

Denn auch an dem Namen Friedensgarten hielt Lenné fest, obgleich der König, als er diese Bezeichnung im Munde des Publikums zuerst hörte, verboten hatte, ihn anders als Marlygarten zu nennen. Dem Könige gegenüber nannte Lenné natürlich sein Werk ebenfalls den Marlygarten, aber im vertrauten Gespräch behauptete der Friedensgarten sein Recht, und es freute ihn jedesmal, wenn andere ihn so nannten, wenn selbst ciceronisirende Lohnbediente den besuchenden Fremden keinen andern Namen zu nennen wußten. Wie ernstlich aber der König den Garten: Marlygarten genannt haben wollte, davon gab es vielerlei Proben. Die sämmtlichen Statuen und Marmorbildwerke der Potsdamer königlichen Gärten werden im Winter mit hölzernen Gehäusen umgeben, um sie gegen den zerstörenden Einfluß des nordischen Winters zu schützen. Die einzelnen Bretter dieser Gehäuse sind zum Behufe leichteren Zusammensetzens mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet, je nachdem sie zu Sanssouci, Charlottenhof, Neuen Palais u. s. w. gehören. Als der König im Winter 1850—51 einmal von Berlin nach Potsdam herüber kam, und einen Spaziergang durch seinen Marlygarten machte, sah er die Statuengehäuse mit den Buchstaben Fr. G. Nr. 1, 2, 3 u. s. w. bezeichnet. Er fragte die dort beschäftigten Gartenarbeiter, was diese Buchstaben bedeuten sollten und als diese ihm sagten Friedensgarten, wie sie ja auch nie anders gehört hatten, mußten die Buchstaben sofort entfernt und durch M. G. ersetzt werden.

Auch das bedarf einer Erklärung. Der König hatte wiederholt und endlich auch durch einen Brief an den Bischof Eylert vom 12. April 1845, also am Vorabende der Grundsteinlegung für die Kirche, ausgesprochen, daß er sie die Friedenskirche nennen wolle. Der erwähnte Brief des Königs ist nicht allein als Stiftungsurkunde für die Kirche merkwürdig, sondern auch ein Denkmal für den königlichen Stifter selbst. Er lautet:

„Verehrtester Eylert!

Nach vielem Nachdenken will ich die neue Vorstadt-Kirche „Christ-Kirche" oder „Friedenskirche" nennen, nach ihrer Vollendung aber als Weih-Inschrift setzen:

Christo, dem Friede-Fürsten, unserem Herrn!

und das ihren eigentlichen officiellen Namen sein lassen. Es scheint mir passend, eine Kirche, welche zu einem Palastbezirke gehört, der den Namen Sanssouci „ohne Sorge" trägt, dem ewigen Friedensfürsten zu weihen und so das weltlich negative „Ohne Sorge" dem geistlich positiven „Frieden" entgegen oder gegenüber zu stellen. Billigen Sie meine Gedanken, so überlasse ich Ihnen ganz, in Ihrer Rede darauf anzuspielen. Haben Sie Bedenken, so sagen Sie mir es ja recht offen. Vale! Friedrich Wilhelm.

„Der Name „Friedens-Kirche", als die vulgäre Bezeichnung der neuen Kirche, lächelt mich so an, daß ich mich für denselben entscheide, falls Sie nichts Unpassendes darin finden.

„Der feierliche Name, den ich auf die Façade und auf das Kirchsiegel schreiben lasse, wird dann so, wie ich ihn oben bezeichnet habe."

Was war natürlicher, als daß auch Lenné vollständig auf diese Ideen des Königs einging, und in der That athmet sein Werk in allen seinen Theilen, im Ganzen wie im Detail, Friede, Ruhe und Beschaulichkeit. Alle Wege des Gartens führen nur zur Kirche, man kann gar nicht anders, immer muß man zu ihr zurückkehren, wenn der Weg sich auch stellenweise anscheinend im Gebüsche verliert. Die Marmorbildwerke stören durch ihren conventionell mythologischen Charakter nirgends den Gedanken an die Nähe des christlichen Gotteshauses. Es ist eben keine Flora, sondern ein Mädchen mit Blumen, keine Najade, sondern ein wasserschöpfendes Mädchen. Jedermann nannte den Garten vor der Friedenskirche auch den Friedensgarten und Lenné hielt den Namen für so durchaus bezeichnend, so ganz dem Gedanken des Königs angepaßt, daß er nie einen andern gebrauchte, bis der König ihm erklärte, er wolle ihn Marlygarten genannt haben, weil ein nur zur Lust bestimmter und so meisterhaft gelungener Fleck Erde nicht denselben Namen tragen dürfe, wie das an ernste Beschaulichkeit und Einkehr mahnende Gotteshaus! Die geschmückte Natur solle den Besuch der Kirche einleiten, nicht ihn ersetzen. Gegen den so ausgesprochenen und bei allen Gelegenheiten festgehaltenen Willen des Königs ließ sich nichts einwenden; doch blieb es im Munde des Volkes beim Friedensgarten, und wird wahrscheinlich auch für alle Zukunft dabei bleiben.

Der Ungehorsam gegen den Willen des Königs wird somit zu einem Complimente, zu einer Huldigung für den königlichen Stifter, sowie zu einer dauernden Anerkennung für Lenné. Offiziell ist freilich immer nur von einem Marlygarten die Rede, und jedenfalls ist diese Benennung durch die dankbare Anerkennung Friedrich Wilhelm IV. für seine christlich gesinnten Vorfahren gerecht. — Lennés Benennung aber eben so unzweifelhaft gerechtfertigt!

Biographien und Nekrologe werden das Ihrige thun, um das Geschick, die Kunstfertigkeit und das schöpferische Genie Lennés zu preisen. Hier kam es darauf an, die zarten Saiten anzuschlagen, die zwischen dem Könige und seinem Gärtner nicht allgemein bemerkbar erklangen, wenn es auf gegenseitiges Ergänzen der reichen Phantasiebildungen ankam. Beide gingen in manchen Beziehungen zu weit. Der König über seine Mittel, der Künstler über die Grenzen, welche ihm Geschichte, Pietät und preußische Tradition hätten setzen sollen. Schon unter König Friedrich Wilhelm III. kam dergleichen zum Austrag. Als Lenné endlich so gestellt war, daß er selbstständig schaffen konnte, wollte er ganz Sanssouci zu einem homogen englischen Parke umgestalten, und begann auch diejenigen Theile des Gartens unmittelbar vor und neben den berühmten Terrassen nach englischer Art anzulegen. Die schnurgeraden Alleen sollten zu Schlangenwegen, — die beschnittenen Hecken zu blühenden Sträuchern werden, namentlich war dies bereits vor der Bildergallerie in dem sogenannten holländischen Quartier in vollem Gange, als der Kronprinz davon erfuhr und augenblicklich bei seinem Vater den Befehl erwirkte, daß alle von Friedrich dem Großen selbst vorgeschriebenen Anlagen genau so bleiben sollten, wie sie die altfranzösische Gartenkunst repräsentire. Spuren von diesen begonnenen Umgestaltungen Lennés finden sich noch in dem Hain vor dem Eingange zu Sanssouci vom Obelisken aus, denn dort stehen noch heute junge Bäume in und zwischen den mächtigen Alleen, welche in Form eines Sternes zum Eingange führen. Auch die Wege dazwischen sind verschwunden und aus dem Prachtstück à la „le Nôtre" ist ein Hain geworden, an und für sich schön, aber nicht das, was Friedrich der Große gewollt, ohne den man sich Sanssouci doch nun einmal nicht denken kann! Als Entschädigung für dieses Nichteingehen auf die modernen Umgestaltungspläne Lennés, wollte der Kronprinz ihm ein Terrain nordwestlich von Sanssouci zuweisen, auf welchem Raum genug zu den ausgedehntesten Parkschöpfungen war. Es war das Terrain des alten Hopfenkruges von Bornstedt, und die sogenannten Karpfenteiche. Mit Eifer machte sich Lenné an die Arbeit und schuf einen Entwurf, der den Kronprinzen entzückte. Es kam aber auf die Zustimmung Friedrich Wilhelm III. an, und da es sich dabei um rentables Terrain handelte, so war die Gewährung zweifelhaft, denn wer kannte nicht den sorgsamen Haushalt des Königs, der sich selbst sogar keine Ausgabe erlaubte, wenn sie blos zu seinem Vergnügen dienen sollte. Nun war der Hopfenkrug ein ziemlich verkommenes Wirthshaus, in welchem Soldaten, Handwerksburschen und Dienstmädchen zu sonntäglichen Tanzvergnügungen zusammenkamen. Gerade als der Entwurf für die umfängliche Verschönerung mit wenig Hoffnung auf die Genehmigung zur Ausführung fertig war, kam es in diesem Hopfenkruge zu Schlägereien und allerlei Unsitte. Mit diplomatischem Lächeln erzählte nun Lenné gern, wie er dem Könige dies gemeldet; als einziges Mittel, dem Unfuge in unmittelbarer Nähe der königlichen Gärten zu steuern, den Abbruch dieses schon halb verfallenen Kruges vorgeschlagen und nur ganz obenhin angedeutet habe, daß man ja das so gewonnene Terrain durch einige neue Anlagen mit dem Sanssoucigarten in unmittelbare Verbindung bringen könne. Unsittlichkeit in der Nähe Friedrich Wilhelm III.! das war genug, um sofort die Wegschaffung des hinderlichen Hopfenkruges herbeizuführen. Alles andere ergab sich dann leicht von selbst. — An dieser Stelle ist es denn auch, wo König Friedrich Wilhelm IV., schon bei Lebzeiten Lennés, die Büste seines Gärtners auf einer Hermensäule aufstellen ließ. Er selbst ruht in der Gruft der von ihm gebauten Friedenskirche; seinem Gärtner, Gartenkünstler und Gartenarchitekten sollte die Büste inmitten seiner Schöpfungen aber den Dank und die Erinnerung aller Besucher von Sanssouci bis in die spätesten Zeiten bringen!

Eines Malers Frühling in Appenzell.

Text und Illustrationen von W. Riefstahl.

Es war im Frühling, im wunderschönen Frühling des verflossenen Jahres, als ich am Bodensee das schweizerische Gestade betrat, um mich wieder einmal für einige Wochen in mein grünes Paradies, das Appenzell, zu versenken. Im Frühling, das war mein langgehegter Wunsch, wollte ich Land und Volk sehen, das ich schon von manchem Sommer her kannte. Ich wußte: da feiert es seine kirchlichen und weltlichen Feste, da ist es zu Hause, da kann man es gleichsam en famille sehen und studiren, während es im Sommer, — wo es von und für die Fremden lebt, wo es genug zu thun hat mit Heuen und Sennerei, seinen Haupterwerbsquellen, — dem ruhigen Beobachter nicht Stand hält, sich mit einem Wort nicht von seiner interessantesten, eigenartigsten und liebenswürdigsten Seite zeigt.

Schon die Hinreise lohnte den Entschluß. Die Bahnzüge führen wenig Reisende, man hat Raum und Ruhe die ohnehin so flüchtigen Eindrücke zu genießen, was auf landschaftlich so schönen Strecken, wie von Kempten nach Lindau, gewiß von Werth ist. Einsam im Frühlingssonnenschein, fast nur von den Beamten des Zuges belebt, liegen die hübschen Bahnhöfe da. Die Lokomotive schweigt, und statt des lärmenden Getümmels im Sommer, hört man aus einem nahen Wäldchen süßen Vogelgesang und das friedliche Rauschen des Baches und der Brunnen. Leuchtend thun sich die zarten Silhouetten des Gebirges am Horizont auf, denn weite Schneefelder bedecken noch die Gipfel und Einsenkungen. Manche Alpe, manches Hochthal ist noch verschneit; die Thalsohle aber und die niedern Gehänge prangen schon im saftigsten Grün und in unzähligen Frühlingsblumen, unter ihnen die tiefblauen Sterne der Gentianen. Um die Wohnungen der Menschen schlingt sich ein Kranz blühender Obstbäume, der fast zum Walde wird, bis am Ende der Fahrt der strahlende Spiegel des Bodensees auftaucht und an seinem nächsten Ufer das alterthümliche Lindau. Eine kurze Fahrt über den See, den erhabenen Zinnen der Appenzeller Berge zu, und man betritt den Schweizerboden.

Eine kurze Rast hielt ich in St. Gallen, der Stiftsbibliothek des 1805 aufgehobenen berühmten Benediktinerklosters wegen, die in einem phantastisch arangirten, mit allem Reichthum des Materials geschmückten Rococosaale 30,000 Bände birgt; helle Plätzchen laden zum Studiren ein. In einem Gemach aber auf der oberen Gallerie, wohlverwahrt mit schwerer eiserner Thür und festen Schlössern, steht in Wandschränken ringsum jene Sammlung weltberühmter Manuscripte, verfaßt und geschrieben in den Glanzzeiten des Klosters, von noch heute gefeierten Namen, den Zierden des Gotteshauses und ihrer Zeit. Die als Denkmäler der deutschen Sprache wichtigsten und kalligraphisch schönsten sind aus dem 8.—13. Jahrhundert, und man ist erfreut, diese ehrwürdigen Zeugen alter Zeiten so wohlerhalten zu sehen; das Pergament so fest, die Farben der Initialen, das Gold der oft durch den ganzen Codex gleich tadellosen Schrift so glänzend und frisch, als hätte Notker seine deutschen Psalmen gestern und nicht vor 1000 Jahren beendigt. Das Psalterium aureum (goldener Psalter), ein durchweg mit Gold geschriebener Codex, das evangelium longum (das lange Evangelium) von dem unermüdlichen Schönschreiber Sintram könnten, nach ihrer guten Erhaltung, aus dem vorigen statt aus dem 9. Jahrhundert sein. Wahrlich, wer ein Herz hat für Art und Geschichte seines Volkes kann nichts Ehrwürdigeres und Anregenderes sehen, als diese stummen Zeugen aus dem Jugendalter deutschen Lebens und Wissens. Eine andre Sehenswürdigkeit in diesen Räumen sollte ebenfalls kein Reisender zu sehen versäumen. Ich meine das Relief des Kantons St. Gallen, von dem wackern Geoplastiker Schöll in St. Gallen dargestellt. Dasselbe nimmt ein ganzes Zimmer für sich ein und ist durch Oberlicht vortrefflich beleuchtet. Der höchste Gipfel des ganzen Terrains, einschließlich von Appenzell, der Säntis, ist ungefähr 9 Zoll hoch. Dieser Maßstab gestattet eine so detaillirte Darstellung und die Ausführung des Ganzen ist eine so saubere und liebevolle, daß in der That kein Häuschen, kein Pfad fehlt. Diese tüchtige Arbeit ist das mühsame Werk vieler Jahre. Herr Schöll hat an demselben seine Schule gemacht und zugleich hohe Ehre für sich und seinen Kanton, der, ein kleiner Souverain, ein so bedeutendes Werk bei seinem strebsamen Bürger bestellte, dadurch gewonnen. Am andern Tage war ich am Ziele, im Dorfe Appenzell, der Hauptstadt von Innerrhoden, wo ich im Hecht, dem freundlich vertrauten Wirthshause meine Residenz aufschlug. Ich hatte es gut getroffen, denn andern Tags, am letzten Sonntag des April, sollte die Landsgemeinde gehalten werden, die Versammlung aller stimmfähigen Bürger, auf der die Angelegenheiten des Landes nach Maßgabe der vier Wochen vorher ertheilten Tagesordnung verhandelt, die Beamten neugewählt und Gesetze besprochen oder verworfen werden.

Die Reformation hat den ohnehin kleinen Staat Appenzell in zwei Hälften getheilt. Die Bewohner des dem Bodensee nähergelegenen Hügellandes, bei denen durch den leichteren Verkehr mit dem Außenlande schon früh Handel und Industrie heimisch waren, nahmen dieselbe an, während die Söhne des Gebirges, noch heute fast ausschließlich Hirten, der alten Kirche treu blieben. Jede Staatshälfte sonderte sich damals streng, ja mit Erbitterung, von der andern nach dem Bekenntniß, so daß in Außerrhoden kein Katholik und in Innerrhoden kein Protestant gelitten wurde.

Unter dem Einfluß dieser Trennung mit sind Außer- und Innerrhoden zwei ganz verschiedene Volkstypen geworden, welche dem scharfen Beobachter sogar an einzelnen Individuen erkennbar sein sollen, abgesehen von dem äußerlichen Unterschied, den die Kleidertracht macht. Außerrhoden ist ganz modernisirt. Die Weiber des Gebirges dagegen prangen noch in den heitern Farben eines ebenso originellen wie kleidsamen Costüms, dessen Variationen für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens genau vorgeschrieben und genau beobachtet werden. Die Tracht der Männer, zwar weniger kleidsam und sehr einfach, hat dennoch ein eigenthümliches Gepräge, besonders auch dadurch, daß die stets hoch aufgekrempten Hemdsärmel die muskulösen, tiefgebräunten Arme sehen lassen, ohne Zweifel noch eine Gewohnheit aus den Urzeiten des Volkes, wie bei den Tyrolern die bloßen Kniee und Knöchel. Die Verfassung beider Landestheile ist rein demokratisch. — —

Es war heute lebhaft im Hecht, in dem sich die Männer der Regierung und die Häupter des Volkes versammelt hatten, und die freundliche würdige Hechtwirthin hatte vollauf zu thun. Ich war bald in den vertrauten Räumen heimisch eingerichtet und sah mit erwartungsvoller Spannung dem andern Morgen entgegen, denn eine Appenzeller Landsgemeinde ist ein Ding, das nicht der tausendste Tourist zu sehen bekommt. Schon in früher Morgenstunde strömte das Landvolk in Festkleidern zu den Straßen des Ortes herein, die Männer meist einen alten Galanteriedegen oder Infanteriesäbel tragend. Es wird nämlich noch festgehalten an der alten deutschen Ordnung, die Waffe sei das Zeichen des freien Mannes und stimmfähigen Bürgers, und mit derselben müsse er bei jeder öffentlichen Versammlung erscheinen.

So imposant das klingt, so harmlos sieht die Sache in der Wirklichkeit aus. Man denke sich einen jener wettergebräunten Hirten in der Lederkappe, weißem Futterhemd und schweren Schuhen (in Hemdsärmeln darf niemand auf der Landsgemeinde erscheinen), die kurze Pfeife im Munde, einen zierlichen Hofmannsdegen in den knochigen Händen, oder gar zusammengebunden mit dem Regenschirme! Ich hatte wirklich erwartet, manches alte Gewaffen bei dieser Gelegenheit zu sehen, da die streitbaren Vorfahren aus ihrem vielen siegreichen Kämpfen viel kostbare Beute auch an Waffen in ihre Berge heimschleppten und es in früheren Zeiten durchaus nichts Ungewöhnliches war, daß sich zwei oder drei Harnische in einer Familie vererbten. Aber auch nicht ein Stück kam mir vor, und später lernte ich den industriellen Appenzeller selbst kennen, mit dessen Hilfe die süddeutschen Antiquare längst mit allen Antiquitäten aufgeräumt hatten.

Immer lebhafter wurde es in den Straßen. Von Zeit zu Zeit zogen drei Tambours und zwei Pfeifer in halb weiß halb schwarzen Fracks und dreieckigen Hüten, begleitet von vier Hellebardenträgern, welche heute als Polizei und Trabanten der Würdenträger

figurirten, durch die Straßen, lauter Gestalten, wie sie noch hin und wieder bei den Schützenfesten entlegener deutscher Städtchen erscheinen. Nach dem Festgottesdienst schloß sich ihnen die Bürgermusik an, und nun zog man zum Hecht, um die versammelte Regierung und die Notabeln auf den Landsgemeindeplatz zu führen. Wie der Zug in würdevoller Haltung bei den Klängen eines Marsches durch die enge Hauptstraße dahinschritt und die zur Seite stehende Menge schweigend das Haupt entblößte, vergaß ich die einzelnen grotesken Figuren über dem eindrucksvollen Ganzen; es war die altehrwürdige Ceremonie, mit der eine freie Volksgemeinde sich anschickt, ihre Angelegenheiten selber zu ordnen. Der Landamman, der Landschreiber und der Landweibel bestiegen eine wenige Stufen erhöhte Estrade, „den Stuhl", deren Brustwehr mit den Landesfarben, schwarz und weiß, und mit zwei mächtigen Schwertern, den Zeichen der richterlichen und obrigkeitlichen Gewalt decorirt war. Auf zwei, nur etwa einen Fuß über dem Boden erhöhten Brettern standen die übrigen Mitglieder der Regierung, der Zengherr, der Statthalter, der Bauherr, der Kirchenpfleger ꝛc., und neben dem Stuhle die Hauptleute der einzelnen Rhoden, alle in langen, schwarzen Mänteln und mit dem Degen umgürtet. Der Landamman eröffnete mit einer würdigen Ansprache die Versammlung, worauf man zu den Geschäften schritt, die in der überall gleichen Weise verhandelt wurden. Der neu gewählte Landamman leistete den vom Landschreiber vorgelesnen Eid, und übernahm sofort das Präsidium der Versammlung. Den Schluß bildete die Eidesleistung des ganzen Volkes auf die Verfassung.



Appenzeller Frauen und Mädchen.

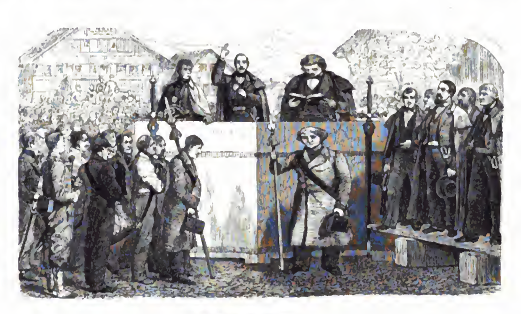


Appenzeller Sennen.

Nun löste sich die Versammlung in die einzelnen Rhoden auf, deren jede sofort die Neuwahl ihrer Beamten vornahm, die Rhode Schwendy aber vollzog das Wahlgeschäft auf dem Stuhle nach einem alten Ehrenvorrechte, welches sie sich erworben, indem sie zuerst ihre zwingherrlichen Dränger aus dem Lande jagte und deren Burgen brach — ein Beispiel, welchem die andern bald folgten. Unter der Vorhalle des Kirchleins zu Schwendy ist die Historie, erbaulich und einfältig aufgeschrieben, für Jedermann zu lesen. Wie sehr das Ganze durch seine Einfalt von dem Bilde abweicht, welches wir bei ähnlichen Anlässen anderswo empfangen, mag man unter anderm aus der Art abnehmen, wie der Landschreiber und der Landweibel alle sechs Jahr nen gewählt werden. Da beide die einzigen namhaft besoldeten Beamten sind, so betrachtet das Volk ihre Wahl zugleich als eine zu ertheilende Gunst. Der Landschreiber muß allerdings ein mit den Gesetzen und der Schriftführung vertrauter Mann sein; er führt die Staatskanzlei und ist der Hauptarbeiter der Regierung. Seine Besoldung beträgt 1200 Franken. Die Bewerbung um diese Stelle geschieht vor allem Volke, wie auch die des Weibels, des obrigkeitlichen Executivbeamten, der 600 Franken Gehalt hat. Da dieses Amt keine besonderen Kenntnisse erfordert, so kann jeder zuverlässige Mann es verwalten, und es ist in der That üblich geworden, außer der Zuverlässigkeit die Bedürftigkeit

als Hauptqualification zu betrachten. Natürlich ist dieses Amt sehr begehrt und bei der Bewerbung hört man wohl ganz treuherzig sagen: „Theure, liebe Eidgenossen, ich bitt' euch recht sehr, wollet mir die Stelle geben; ich bin ganz arm, habe sieben Kinder und mein Weib ist schon lange krank. Ich werde euch mit aller Treue dienen ꝛc."

Nach den ernsten Geschäften des Tages folgte Schmaus und Tanz im großen Saale des „Hecht". Wenn es sonst auch bei ländlichen Tänzen nach unsern Begriffen meist weder zart noch graziös hergeht, so überstieg diese Art doch alles bis dahin Gesehne, — ja vom Tanzen konnte eigentlich kaum mehr die Rede sein. Denn anstatt im Kreise sich Paar nach Paar herumzuschwingen, wirbelt nicht allein alles dicht gedrängt durcheinander, sondern mit entschiedener Vorliebe und Bravour arbeitet jeder mit seiner Tänzerin da hinein, wo der Knäuel grade am dichtesten ist, drängt mit aller Gewalt in die andern hinein, stößt und wird gestoßen, und das ist nach hiesigen Be-



Appenzeller Landsgemeinde.

griffen das Hauptvergnügen. Der Schweiß trieft ihnen von der Stirn, unaufhörlich schmettern Juchzen und der lachende Kuhruf darein. Die Tänzerinnen, oft zarte, durch die fortwährende Arbeit über dem Stickrahmen früh gebeugte Gestalten wollten mich fast dauern, allein auch sie meinen, ohne die Püffe wär's keine Lust, und die gilt für die bravste Tänzerin, die womöglich blutige Ellbogen und tüchtig blaue Flecke vom Tanzboden heimträgt. Dabei wird die ganze Nacht flott getrunken; man liebt heute den Wein nur mit viel Zucker und als Präservativ haben die meisten ein Maß fetten Rahms vorher genossen. In der That sah ich während dieser bewegten Tage nicht einen auch nur angetrunkenen Mann. Als ich so in das wüste Treiben hineinblickte, schweiften meine Gedanken über den jungen Rhein nach Tyrol zu den edlen Passeyrern. Da stehen in dem mit dunklen Heiligenbildern geschmückten Saale die schlanken Passeyrer Burschen und Mädel ringsum und ihre Augen folgen dir, Maria, in dem graziösesten und ausdrucksvollsten der Tänze, dem „Altdeutschen", wie du bald sittsam weichend, bald nahend dich vor dem schlanken Sarnthaler, dem besten Tänzer des Etschlandes, einherschwingst, wie er beharrlich dir folgend in ausdrucksvollen und kräftigen Bewegungen endlich dich erreicht und nun im feurigen Walzertakt mit dir dahinfliegt. — — —

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Pollux und der Hundefriseur.

(Zu dem Bilde auf Seite 349.)

Der Abend brach herein. Wir hatten einen Spaziergang in der Umgegend Roms gemacht und kehrten zurück von den unterirdischen Grabstätten der Scipionen; die Schwüle des Tages lag noch drückend in den Straßen, als wir langsam die breite Scalinata am spanischen Platze hinaufstöhnten. Mönche, Modelle und Bettler lagen auf den Stufen umher und riefen ohne Aufhören ihr „carita signori."

Da sprang plötzlich ein Hund auf mich zu mit allen Aeußerungen der lebhaftesten Freude; seine thierischen Pantomimen schienen andeuten zu wollen, daß ich die einzige Person auf der Welt sei, die er schon so lange vergebens gesucht und jetzt endlich gefunden habe. Ich beruhigte ihn auch meinerseits, versicherte ihn meines Wohlwollens und fragte die nächste Gruppe, ob sein Besitzer vielleicht unter ihnen sei? Aber man schwieg und murmelte höchstens von einem „cane misero" und so lud ich ihn ein mir zu folgen, was er auch that und mit den possirlichsten Sprüngen andeutete, daß ich das Geheimniß seines Herzens errathen.

Pollux, so nannte ich, damals vom klassischen Alterthume umweht, den Findling, war ein Bastard in des Wortes verwegenster Bedeutung; nur sein zottiges Fell verrieth die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Pudel und Spitz. Anfangs war er der höchst unangenehme Zuwachs meines Ateliers, und Brighella, der Nachbarin Katze, durchaus nicht gewillt, sich ihr Treppenrecht schmälern zu lassen; dennoch waren durch des Hundes angeborne Liebenswürdigkeit, sein überaus weltmännisches savoir faire die ärgsten Feindseligkeiten bald beseitigt, und es trat, wenn auch nicht grade Freundschaft, so doch eine gewisse Duldung von weiblicher Seite hervor.

Fortan war Pollux mein unzertrennlicher Gefährte. Tags lag er neben meiner Staffelei, ging Mittags mit zum Falcone und Abends in den Palazzo Ruspoli oder Monte Citorio. In letzterem, einer Restauration besseren Ranges, saß allabendlich Mathiä, der Lieblingsschüler Thorwaldsens, am Ende eines langen Tisches und hatte auf beiden Stühlen, rechts und links neben sich seine beiden Jagdhunde, von denen Foca (Seekalb) einer gewissen römischen Berühmtheit genoß. Er war entzückt über meine Hundeliebe, fand meinen Hund besser als ich je zu ahnen wagte, und schlug sogar vor, ihn für die Wachteljagd abzurichten. Zu diesem Zwecke mußte er aber seines Hauptschmuckes, der zottigen Haare, beraubt werden, weil sonst, nach des jagdlustigen Bildhauers Behauptung, das hohe Gras und Brombeergestrüpp der Campagna den besten Willen des neuen Schülers lähmen würden. Gewisse Leute, erzählte man mir weiter, beschäftigten sich mit der Hundescheererei und trieben dies auf offener Straße, und ein solcher Mann habe noch in den letzten Tagen in Trastevere gesessen, zu diesem möchte ich doch am nächsten Tage gehen.

Und ich ging, und durchlief lange umsonst das entlegene Stadtviertel, bis ich endlich um eine Ecke biegend, den römischen Hundefriseur vor mir hatte. Die Kundschaft war recht reichlich und so geschah es, daß ich geraume Zeit warten mußte, ehe an meinen Pollux die Reihe kam. Doch was hätte ich nicht für ihn gethan, der mir mit so inniger und, wie es schien, ganz uneigennütziger Liebe anhing.

Ein Adonis verließ er den Schoß des scheerenkundigen Schnitters, zwar erst etwas verlegen und fröstelnd, bald aber wieder vergnügt und behender als zuvor. Mit einem gewissen Stolz sah ich den neuen Jagdzögling die Straßen entlang jagen, große Ringe beschreiben und in die verschiedenen offenstehenden Thüren laufen und gedachte im voraus der Freude meines Freundes Mathiä.

Ich kam an der Engelsburg vorüber, überschritt den Ponte San Angelo und bog ein in die Via Tordinona. Da hemmte ein Auflauf von Menschen meine Wanderung. Was gab es denn? — Nichts — ein Messerstich. Das geschieht in Rom öfter. Ich ging also weiter und pfiff meinem Pollux. Ja, aber wo blieb denn Pollux? er war nicht zu sehen, nicht zu hören. Ich kehrte um. Die Menschen verliefen sich, aber Pollux blieb nicht übrig — kurz Pollux war fort und blieb fort und niemals sah ich ihn wieder.

Ob durch die Schur gekränkter Ehrgeiz ihn zu schnöder Flucht veranlaßte, ob ihn ein räthselhaftes Verhängniß ereilt, oder ob er plötzlich den zweiten einzigen gefunden, den er gesucht — ich habe davon keine Ahnung. L. L.

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Welchen geschichtlichen Ursprung hat das lateinische Sprichwort: Hic Rhodus hic salta? — L. B. in W.

Antwort: Die Geschichte dieses Sprichwortes findet sich in Ciceros Schriften. Es war ein Prahlhans, der in Rom in einer Gesellschaft sich mit seinen hohen Leistungen im Springen brüstete und dabei erzählte, zu Rhodus habe er einst einen Sprung von ich weiß nicht welcher Höhe ausgeführt; worauf einer der Anwesenden erwiderte: Hic Rhodus hic salta! (Hier ist Rhodus, hier spring!) d. h. sonst glaub ich's nicht.

Frage: Es werden in letzter Zeit oft jodhaltige Cigarren als Heilmittel für Krankheiten, die sonst durch Leberthran geheilt wurden, in den Zeitungen ausgeboten. Auf welche Weise wird nun das in den Cigarren enthaltene Jod dem Körper zugeführt?

Antwort: Beim Rauchen der Jodcigarren entweicht nur der geringste Theil des in die Cigarre gebrachten Jods dampfförmig, und zwar als Jodammonium, an Ammoniak gebunden. Der bei weitem größte Theil des Jods findet sich in der Asche wieder vor; es ist als Jodkalium an das Kali derselben, zu ganz geringen Theilen auch an Kalk als Jodkalcium gebunden. Allerdings gelangt das im Rauche enthaltene Jod durch Aufsaugung in der Mundhöhle sehr rasch in den Blutstrom. Aber den Leberthran ersetzen die Jodcigarren in keiner Weise, und sind überhaupt nur ein unsicheres Mittel, mit welchem die Aerzte sich nicht befreunden werden, — welches aber, wegen der hohen Gefährlichkeit des Jods, bei Anlage zur Brustkrankheit als Hausmittel absolut verwerflich ist.

Frage: Was ist festgestellt über den „Selbstmord des Scorpions?"

Antwort: Es ist wahrscheinlich der in der allgemeinen Vorstellung verbreitete Umstand gemeint, daß der Scorpion sich, wenn er gequält wird, mit seinem Stachel selbst verwunden und daran sterben soll. Beantworter dieses kann darauf mit einem Fall aus seiner Praxis dienen. Er hielt einen Scorpion, der ihm eines Tages in Norditalien vom Fenstervorhang auf den Kopf fiel, ungefähr ein halbes Jahr in einem Wasserglase und hat ihn oft mit einem Federhalter gekitzelt; drückte er mit der Stahlfeder den Scorpion auf dem Boden fest, so schlug derselbe in heftigster Wuth mit seinem Stachel gegen die Feder, daß es metallisch erklang. Oft traf sich das Thier auch selbst auf den eignen Panzer und zwischen die Hornglieder, aber es war von keiner Vergiftung oder Abnahme der Munterkeit die Rede. Trotzdem das Thier ½ Jahr ohne jegliche Nahrung in dem Glase verbrachte, so lebte es doch, ungeachtet fast wöchentlich wiederholter Selbstverwundung munter fort, bis es eines Tages von der Magd des Hauses in die Oelflasche gesetzt wurde, in welcher man in Italien alle vorkommenden Scorpione zu sammeln pflegt, sie verfaulen läßt und dann diese Flüssigkeit als unfehlbares, in jeder Haushaltung vorräthiges Mittel gegen Scorpionenstich benutzt.

Räthsel.

I.

Durch des Bergs gehöhlte Klüfte
Flammt es donnernd jähen Tod;
Ueber Wolken in die Lüfte
Trägt's des kühnen Schiffers Boot;

Zu des Feuerberges Schwellen
Strömt's Verderben, Tod und Graus;
Anvermählt lebendgen Quellen
Sprudelt es Genesung aus;

Tiefster Nächte Dunkelheiten
Werden klar von ihm erhellt;
Dennoch geht's, wie Geister schreiten,
Unsichtbar durch diese Welt.

II.

Das erste läßt mit heiserm Ton sich hören.
Vom zweiten soll uns der Euclid belehren.
Das Ganze ist berühmt als kleine Stadt,
Die großen Ueberfluß an Witzen hat.

Für das kleine Daheim.

I.

Im Winter bin ich ein Kleinod
Von anerkanntem Werth.
Und wär' ich schwarz wie die Mohren,
Ich werde gehätschelt, geehrt.
Kaum aber kommt der Frühling
Mit seiner bunten Zier,
O Wechsel der menschlichen Launen!
Dann fragt kein Mensch nach mir.

II.

Es gibt einen Schlüssel auf Thal und Höhn,
Den formte fein Schlosser, der Lenz, gar schön,
Damit er rufe zu deinen Füßen:
Auf soll ich dir jetzt den Himmel schließen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 23.

I. Freitag. II. Hebel — Hobel. III. Roßbach. **Für das kleine Daheim.** I. Die fünf Finger. II. Die Braut.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen ferner ein:

Von Kaufmann Hoffbauer in Berlin (direct an Hrn. Corvettencapitän Werner in Kiel eingesandt, worüber hier auf besonderes Verlangen quittirt wird) Thlr. 20. — L. E. W. in Wetzlar Thlr. 2. — Velhagen & Klasing in Bielefeld, zweiter Jahresbeitrag Thlr. 10. — Michaelis in Berlin Thlr. 2. — Aus Mohrungen Thlr. 5. — Pastorin Augustin Thlr. 1. — Lenz in Berlin Thlr. 1. — Missionar H. A. in Südafrika Thlr. 1. 15 Sgr. — L. K. in Waldenburg, zweiter Jahresbeitrag Thlr. 10. — Justizrath Stetter in Magdeburg Thlr. 1. — von Waldow auf Steinbergen Thlr. 1. — II. Mädchenklasse der Stadtschule zu Labes 15 Sgr. — Die Prima des Gymnasiums zu Gütersloh Thlr. 7. Betrag der vorigen Quittung Thlr. 1931. 3 Sgr. In Summa: **Thlr. 1993. 3 Sgr.**

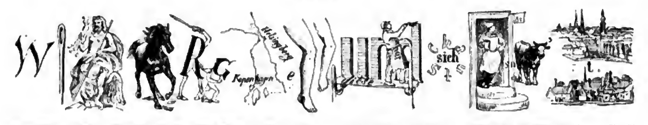
Die gewaltigen Stürme und entsetzlichen Verluste an Menschenleben in der letzten Zeit, sowie die heroischen Fälle von Aufopferung und Hilfeleistung der Rettungsmannschaften (wir erinnern an die Rettung der Passagiere des Dampfers Excelsior, gescheitert an der ostfriesischen Küste bei der Insel Juist*), müssen die Theilnahme des ganzen Vaterlandes von neuem in erhöhtem Maße dem Rettungswerke zuwenden. So viel auch geschehen ist, das Resultat ist im ganzen ein kleines geblieben, und wir können die Stimmen derer nicht entkräften, die darin ein klägliches Zeichen unsrer an **Worten** so großen Zeit erblicken.

Wohlan, wir erheben immer und immer wieder unsren Ruf an die Leser des Daheim im Norden und Süden und hoffen, ein jeder werde sein Theil an diesem Vorwurfe von sich abwälzen. Wir legen das Rettungswerk auch ans Herz der Jugend, das noch immer warm geschlagen hat für die Größe und Ehre des Vaterlandes, der deutschen Jugend auf Gymnasien, Real- und Töchterschulen, in Volksschulen u. s. w. Viele eurer Kameraden haben bereits unter sich gesammelt und aus den Händen der Jugend ist schon manches große Werk hervorgegangen.

Wir wollen unsern Lesern die Nachricht nicht vorenthalten, daß nun in der Nähe der Daheimstation noch eine zweite Rettungsstation errichtet und nach der verstorbenen Gattin des um das Rettungswesen hochverdienten Capitän Werner: „Auguste Werner" genannt worden ist.

*) „Einen Anblick, wie die 15 Geretteten ihn boten," sagt der Bericht der Station, die diese glorreiche Rettung vollbracht hat „wer könnte ihn je vergessen und wenn er hundert Jahre alt würde! Seit der Nacht vom Sonntag auf Montag, in welcher die Strandung erfolgte, bis Sonnabends früh! also fast eine volle Woche, war keine Nahrung über ihre Lippen gekommen. Sturm und Schloßen, Brandungen und Regen hatten sie gepeitscht, die Taue, mit welchen sie sich befestigt, hatten sie geschunden, endlich hatte der Hunger sein schreckliches Recht verlangt, mehrere hatten das Fleisch von den Gestorbenen geschnitten und gierig verschlungen. So stierten sie mit verschwollenen Händen und Füßen vor sich hin, nicht mehr fähig zu einem Lächeln der Freude in den erfahlen Zügen. Viele von uns dachten: möchten diese Unglücklichen nur einen Augenblick von allen denjenigen gesehen werden, welche bisher gegen die Rettung von Schiffbrüchigen und die darauf gerichteten Bestrebungen gleichgültig gewesen sind, wie rasch würden Herz und Hand sich öffnen, wie gern würden sie beitragen, so furchtbares Elend von Mitmenschen, vielleicht von sich selbst fern zu halten."

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im März 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. **№ 25.**

Dem Abgrunde zu.

Erzählung von Ottilie Wildermuth.

In der anmuthigen Umgebung der kleinen Garnisonsstadt N. stand ein freundliches Landhaus, vom Volk mit dem Namen „Schlößchen" beehrt, von bösen Zungen auch „die Unnoth" benannt, das sehr verschiedne Schicksalswechsel erfahren hatte, ehe es ein glücklicher Bräutigam als die Heimat seines jungen Glückes erworben hatte.

Abergläubischen Gemüthern dünkte es ein gewagter Kauf, denn von den bisherigen Bewohnern war noch keiner darin glücklich gewesen.

Das Schlößchen war noch ziemlich neu; vor etwa dreißig Jahren hatte es ein unternehmender junger Wirth erbaut zum Ziel der Ausflüge für die lebenslustigen Stadtbewohner, und er versprach sich große Dinge davon, da es das erste Café war, das in Stadt und Gegend errichtet wurde. Der halbfranzösirte Herr Wirth verbat sich den sonst üblichen frommen Zimmerspruch bei Aufrichtung des Hauses: „Das ist nur alter Aberglaube, davon weiß man in Paris nichts," er taufte es selbst: „Zum angenehmen Plaisir" und eröffnete es mit einem solennen Doppelball; oben tanzten die Officiere und Honoratioren nach der Trompetermusik der Garnison, unten Handwerker nach den gemischten Instrumenten des Stadtmusikus. Ein alter Maurer, der an dem Hause mit gebaut, schüttelte bedenklich den Kopf dazu: „Das ist ein leichtfertiger Anfang," meinte er, „das thut nicht gut, wo der Herr das Haus nicht bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen." Man lachte ihn aus, und oben bliesen die Trompeter und unten geigten die Zinkenisten, daß man seine Warnungsworte nicht mehr vernahm.

Ein junger Steinhauer, der sich dünkte ein halber Bildhauer zu sein, weil er einmal einen Posaunenengel auf einen Grabstein ausgehauen hatte, wagte sich eine Treppe höher auf den Ball ersten Ranges; eines Finanzraths Töchterlein, das ihm einen Walzer bewilligt hatte, erfuhr in der Pause mit Entsetzen, daß ihr Tänzer ein Maurergesell sei; ihr Anbeter, ein junger Referendarius bewies dem [illegible] Burschen, indem er ihn die Treppe hinunterwarf, daß er sich vermessen in einen Kreis von höherer Bildung gedrängt habe. Der junge Mensch fiel unglücklich und brach das Genick, das gab große Empörung im Volke, und nur mit Mühe konnte eine blutige Schlägerei verhindert werden. Die bestürzte Honoratiorenschaft entfloh auf einer Leiter durchs Fenster, während die wüthenden Werkleute die verschloßnen Thüren oben einschlugen, und nur mit Mühe konnte der Wirth sein neues Eigenthum vor gänzlicher Zerstörung sichern. Durch Militairgewalt wurde Ruhe geschafft, aber es war eine unselige Einweihung, und die Nacht, die mit Trompeten und Flötenlauten begonnen hatte, endete in Flüchen und Todesstöhnen.

Allmählich verwischte sich freilich der peinliche Eindruck jener Nacht; vom Volke wurde zwar das Wirthshaus zum „angenehmen Plaisir" beharrlich gemieden, aber Beamte und Officiere brachten allein oder mit Familie manchen heitern Abend hier zu. Doch wollte kein rechtes Gedeihen in die Wirthschaft kommen, die Damen speisten mit den lieben Kleinen meist saure Milch, oder tranken Thee, den sie selbst mitbrachten und sich vom Wirth nur Wasser und Milch dazu ausbaten, die Herren tranken Bier, von dem er nur geringen Vortheil hatte, und die lieben Kleinen, die man mitbrachte, verderbten oft mehr an Haus und Garten, als die ganze Gesellschaft verzehrte.

Als nun der Besitzer einer romantisch gelegnen Mühle der Nachbarschaft, Vater einer hübschen Tochter, eine Wirthschaft eröffnete, da wurde es Mode zum schönen Müllerstöchterlein zu lustwandeln, und das „angenehme Plaisir" stand verlassen. Nach einem Jahr wurde die Inschrift über dem Portal abgenommen, das Haus versteigert, und der Wirth ging mit den geringen Trümmern seiner Habe nach Amerika.

Ein strebsamer Apotheker, der sein sichres Geschäft aufgegeben hatte, um Seidenraupen zu ziehen, kaufte das angenehme Plaisir. Die Tische und Bänke im Garten wurden weggeschafft, die Akazien, die eben anfingen Schatten zu geben, wurden ausgereutet, und der ganze Garten mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Die untern Räume wurden zum Quartier für die Raupen eingerichtet, oben war der Gelaß für Spinnereien und zum Abhaspeln der Cocons, ja, es standen bereits die Webstühle bereit, an denen die künftige Seide der zukünftigen Raupen gewoben werden sollte, die sich von den neugepflanzten Maulbeerbäumen dereinst ernähren würden.

Ehe aber die Maulbeerbäume wuchsen, sollten die Raupen künstlich ernährt werden und krepirten sämmtlich. Es wurden andre angeschafft, die bis zum Einspinnen kamen, da wurden aber die Cocons im Haspeln ruinirt; und als endlich die Maulbeerplantage ins Gedeihen kam, da hatte der Herr des Hauses gänzlich abgesponnen und das Anwesen wurde zum zweiten Mal verkauft.

Ein Kunstgärtner wagte sich daran, der riß die Maulbeerbäume heraus und legte den Garten in schöner, geschmackvoller Weise an; jetzt schmückten ihn schöne Rosenbäume und blühende Gesträuche, auch ein anmuthiges kleines Bassin mit einem Springbrunnen in der Mitte von jener Zeit her. Der Garten wurde vielfach bewundert und der Gärtner hatte gute Zeit, wenn ein Ball, eine Hochzeit oder ein Leichenbegängniß in höhern Kreisen einfiel, hatte auch wohl hie und da Blumenstöcke zu einer Geburtstagsfeier zu liefern. Aber die Stadt war nicht groß und reich genug, um einen Kunstgärtner zu ernähren, ein schweres Hagelwetter zerschlug die Scheiben seiner Frühbeete, vernichtete Blumenflor und Gemüse, und bald hauste in dem angenehmen Plaisir hinter den blühenden Rosen- und Granatbäumen der stille Mangel und die bittre Sorge.

Der Gärtner hoffte immer noch sein Anwesen ins Blühen und Gedeihen zu bringen, da stürzte er im Frühling von einem hohen Baum und starb nach langer Krankheit an den Folgen dieses Falles; seine trostlose Wittwe suchte lange vergeblich das eminöse Lusthaus zu verkaufen.

Heute aber, an einem herrlichen sonnenwarmen Tag im wunderschönen Monat Mai schienen alle Spuren einer so traurigen Vergangenheit von dem Schlößchen verwischt zu sein. Wie die verjüngte Erde selbst, prangte es in bräutlichem Schmuck, um ein glückliches junges Paar zu empfangen. Im Garten unten blühte und duftete es von allen Seiten um die Wette, frühe Pfingströschen, das müßige Geschlecht der Tulpen und Sternblumen, Syringen, Kleebaum und der gute heimische Apfelbaum dazwischen; am Schlößchen waren Blumengewinde von einem Fenster zum andern geschlungen, über dem Portal prangte ein „Willkommen" von einem riesigen Kranz eingefaßt, sogar die breite Freitreppe war noch mit Blumen und Grün bestreut, das von der Bekränzung übergeblieben war.

Ein junger Hauptmann von Stromberg war es, der sich diesen anmuthigen Sitz für seinen neubegründeten Ehestand erkoren hatte, und der hoffte mit dem Sonnenschein seines jungen Glückes alle Nebel trüber Vorbedeutungen zu zerstreuen. Keine Wohnung war ihm sonnig und freundlich genug erschienen für seine junge Frau, die obgleich früh verwaist, doch bis jetzt ein verwöhntes Kind des Glückes gewesen war. Er konnte ihr nichts bieten als den ehrenvollen Namen eines tapfern Kriegers, eine schöne männliche Gestalt, sie aber gab ihm mit ihrer vielgesuchten Hand, mit der ganzen Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Wesens ein reiches Vermögen mit freudigem Herzen hin; sie hatte um seinetwillen mit ihrer ganzen Familie gebrochen, die in „spießbürgerlichem" Vorurtheil die Heirath mit einem Soldaten durchaus nicht zugeben wollte, — da sollte es denn seine Sorge sein, ihr Leben so sonnig als nur möglich zu machen und ihr das todte Geld als lauter lebendige Glückseligkeit und Lebensfreude zurückzugeben. Dies Landhaus schien ihm nun wie geschaffen für seine Wünsche, Emiliens Vermögen war groß genug, daß er den Ankauf und die Kosten einer eleganten Herstellung wagen konnte, die Entfernung von der Stadt war nicht zu groß, und sollte ihn seine Pflicht noch einmal ins Feld rufen, so war das eine allerliebste Einsamkeit für eine junge Strohwittwe.

Heute nun sollte das glückliche Paar nach einer kleinen Hochzeitsreise seinen Einzug in den Feensitz halten, und die großartigen Anstalten, die Strombergs Freunde zum Empfang getroffen, hatten zahlreiche Zuschauer aus dem Städtchen herbeigelockt. Buben und Mädchen jedes Alters, Mägde, die schaulustiger waren als die schreienden Kinder, die sie als Vorwand mitgeschleppt, und vor allem die eminösen alten Weiber mit häßlichem Gesicht und zerlumpten Kleidern, die sich überall am meisten vordrängen, wo es was zu sehen gibt, — sei es um einen Hochzeitzug oder einen Sarg.

Der wartenden Menge wurde die Zeit lang, den Officieren, die oben im Salon den Freund mit einer kleinen Collation empfangen wollten, noch länger, und bald hätten sie einen Vorangriff auf die Champagnerflaschen gemacht. Kein Wagen zeigte sich weit und breit, — endlich sah man zwei Reiter nahen. „Das werden die Vorreiter sein!" rief ein Bube. „Dummer Kerl, ein König ist er grad noch nicht!" fuhr ihn der andre an, „nur Könige haben Vorreiter!" „Eine Frau, eine Frau reitet mit!" schrien die ersten Vorposten und die Masse drängte sich mit Jubel und Verwunderung dem hier noch unerhörten Schauspiel einer reitenden Dame entgegen.

Es war Stromberg und seine junge Frau, die im fröhlichen Uebermuth des neuen Glückes auf der letzten Station eins seiner prächtigen neuen Reitpferde bestiegen hatte und nun aber, überrascht durch die unerwartete Zuschauermenge, sich doch etwas schüchtern näher an ihn drängte.

Es war ein anmuthiges Bild, des schönen Maitags würdig. Die feine graziöse Gestalt der jungen Frau im grünseidnen Kleid, dem schwarzen Hütchen mit wallenden Federn an der Seite des stattlichen Kriegers, der in seiner männlichen Haltung mit dem Ausdruck berechtigten Selbstgefühls so recht ein passender Schutz für das zarte, schmiegsame Wesen schien.

Etwas beklommen durch den Zudrang der gaffenden Menge ritt das schöne Paar rasch voran; als militairischer Gruß schallte ihnen vom Schlößchen ein lustiges Peletonfeuer entgegen, auf dem Balkon standen in glänzendem Waffenschmuck Strombergs Kameraden und riefen ihnen ein jubelndes Hurrah zu; so zogen sie ein durch die Allee blühender Bäume im goldnen Sonnenschein, jung und schön, reich und glücklich, liebend und geliebt, voll zuversichtlicher Hoffnung, keine Wolke am lichtblauen Himmel, keine trübe Ahnung in ihrer Seele; wer weiß das Ende?

Die Kameradschaft ist eine schöne Beigabe des Militairstandes und gedeiht in ihm mehr als in jedem andern Beruf, wo selten eine Männerfreundschaft die Studienjahre überdauert. Auch bei Emilien schwand der letzte Rest vom Vorurtheil gegen den Soldatenstand bei der offnen, herzlichen Begrüßung der Waffenbrüder, sie fühlte sich geschätzt und gehoben als das liebende Eigenthum des Einen unter der treuen Hut des ganzen Kreises.

Kaum fand sie Zeit und Muße, die schönen Zimmer, die freundliche Aussicht ihrer neuen Heimat zu bewundern, zu Ruhe und innerer Sammlung konnte sie hier so wenig kommen als auf der raschen Hochzeittour durch die Herrlichkeiten einer glänzenden Residenz; im Gartensaal unten war das Festmahl bereit, der Oberst selbst führte sie mit ritterlicher Galanterie an den Ehrenplatz und stellte sie den Frauen der Officiere vor, die sich dazu eingefunden hatten.

Die Damen waren durch den auffallenden Aufzug etwas eingenommen gegen die junge Frau, aber Emiliens anspruchloses Auftreten, ihre natürliche Munterkeit und leichte Unterhaltungsgabe gewannen ihr bald die Herzen, die Heiterkeit stieg, es folgten sich immer stürmischere Toaste, die Liebe der Kameraden zu Stromberg steigerte sich zu leidenschaftlicher Begeisterung, sein Bild verklärte sich von dem eines braven Officiers zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel, bis sich endlich um Mitternacht die Gäste trennten.

So waren sie nun allein, ein Gedanke an die Bedeutung des Tages, an den Ernst des neuen Lebenskreises, in den sie nun eintrat, stieg in Emiliens Seele auf, sie fühlte das Bedürfniß ruhiger Sammlung und suchte nach dem kleinen Testament, das ihr die alte Tante noch in die Reisetasche gesteckt hatte; da ertönte drunten schmetternder Trompetentusch, eine vollstimmige Militairmusik brachte noch den Gruß der Kameraden, und in rauschenden Allegros ging der letzte ernste Gedanke Emiliens unter.

So wurde das Schlößchen zum vierten Mal eingeweiht.

Ihre zierliche, bewegliche Gestalt und die ganze Frische und Lebendigkeit ihres Wesens gaben Emilien ein sehr jugendliches Ansehen, und doch war sie nicht mehr eine Dame in „ihren Zehen", wie der Engländer sagt. „Das ist Dein größtes Glück, daß ich nicht mehr achtzehn bin," sagte sie scherzend zu ihrem Gemahl, „wenn ich nicht schon mündig wäre, wie hätt' ich den zehnstimmigen Widerspruch überwinden können, den Vetter und Basen, Onkel und Tanten, ja meine Brüder selbst gegen unsre Verbindung erhoben." „Meinte ja doch Deine Tante, Dein ehrwürdiger Papa Commerzienrath würde sich im Grab umwenden, wenn er wüßte, daß seine Emilie nebst seinen langgesparten Thalern einem Officier zu Theil würde!" sagte Stromberg halb scherzend, halb gekränkt, „wenn er vollends gesehen hätte, wie sie zu Roß eingezogen in ein lustiges Landhaus, da käme er am Ende wieder!"

Emilie schwieg, sie wußte wohl, wie ihre Heirath gegen die Vor-

urtheile ihrer verstorbenen Eltern anstieß, und es blieb ihr ein verletzbarer Punkt. Und doch, sie war ja ihr Lebenlang eine gute, treue Tochter gewesen; sie, die lustige Königin der Bälle, die Zierde fröhlicher Gesellschaften, hatte Monate lang ohne Klage an der Eltern Krankenlager verweilt in unermüdeter Pflege, sollte sie nun nicht das Recht haben, ihrem Herzen folgen zu dürfen? sollte ein „spießbürgerliches Vorurtheil" seine Macht noch übers Grab hinaus üben? Sie hatte sich immer von diesen Schranken beengt gefühlt und gar nicht für nöthig gehalten, gerade zu sein wie alle Leute, sie hatte sich der ganzen natürlichen Lebhaftigkeit ihres Wesens hingegeben, doch mit soviel Verstand und sicherem Takt, daß ihr Ruf nie darunter litt, und gerade an der freien Sitte, dem leichten gefälligen Anstand des Militairs hatte sie stets besondern Gefallen gefunden.

Sie stand unter der Obhut einer Tante, als Hauptmann Stromberg unter ihren zahllosen Bewerbern den Preis davon trug und sie ihre Wahl ritterlich vertheidigte gegen die zahllosen Angriffe ihrer Familie. „Weißt Du denn, daß Stromberg von ganz geringer Herkunft ist?" sagte die Tante. „Sein König hat ihm auf dem Schlachtfelde den Orden und den Adel verliehen!" sagte Emilie triumphirend, „was ist schöner, Tante, den Adel erben oder den Adel erwerben?" „Er ist arm, denkst Du denn nicht, daß er eine reiche Frau suchen mußte?" „Welch höhern Werth kann mein Reichthum haben, als daß er mir möglich macht, meinem Herzen zu folgen; zudem ist er als einfacher Soldat an die frugalen Sitten des Feldes gewöhnt und schätzt meinen Reichthum nur, weil er ihm möglich macht, mir das Leben recht schön und freundlich zu machen."

„Das wäre!" lächelte die Tante ungläubig. „Dann aber denke, Kind, ein Soldat! wir sind ja gar nicht sicher vor einem neuen Krieg!" „Ach siehst Du Tantchen, das eben denke ich mir schön! Ich meine, es müsse schrecklich langweilig sein einen Mann zu haben, um den man nie ein bischen Angst haben darf, dem gar keine Gefahr droht, als wenn ihm etwa auf dem Heimweg von der Kanzlei ein Dachziegel auf den Kopf fiele? Wie schön dagegen, wenn ich meinen Mann noch mit Thränen begleite, wenn er hoch zu Roß bei hellem Trompetenklang ins Feld zieht, wenn mein Schicksal verflochten ist mit dem ganzer Völker und Königreiche, und wenn er dann heimzieht mit Lorbeeren bekränzt und ich ihm entgegenfliege!" sie sprang auf, als ob der Sieger schon vor der Pforte stünde und harrte auf ihren Gruß.

„Gott verzeih Dir den Leichtsinn!" seufzte die Tante, die den Hauptschlag auf die Letzte verspart hatte; „Kind, ich weiß noch etwas." „Was denn!" fragte Emilie erschrocken über die gar bedeutsame Miene der Tante.

„Er spielt," sagte diese mit vielsagendem Ton.

„O, ist's nur das!" rief Emilie erleichtert, „das ist auch so einer von den Popanzen, mit denen sich der gute Papa, der keine Karte gekannt hat, plagte; als ob es nicht eine Menge respektabler Männer gäbe, die bis an ihr Lebensende spielen, ohne daß es mehr damit auf sich hätte, als des seligen Papas Brettspiel."

„Er hat schon sehr hoch gespielt und sich in bedeutende Verlegenheiten gebracht," fuhr die beharrliche Tante fort.

„Auch das hat er mir selbst vertraut," entgegnete eifrig Emilie, „so offen und ehrenhaft ist sein Charakter. Aber gerade daß er schon Unglück gehabt, ist eine Warnung für ihn gewesen, es wäre viel bedenklicher, wenn er besonders glücklich spielte."

„Ich würde ihm wenigstens als Bedingung sein Ehrenwort abfordern, keine Karte mehr anzurühren."

„Das wäre ein unedles Mißtrauen! Sie wissen gar nicht, Tante, was eine gute, gescheidte Frau über einen Mann vermag! Ich will ihm schon sein Haus so schön und angenehm machen, daß er von selbst der Karten vergißt."

Kurz alle Pfeile prallten ab, man ließ geschehen, was man nicht hindern konnte, Emiliens bräutliche Glückseligkeit, das treuherzige und ehrenhafte Wesen Strombergs entwaffnete auch die Bedenklichen in etwas. Ein Gelehrter war er freilich keineswegs, es fehlte ihm dazu nicht nur Erziehung, sondern auch Sinn und Begabung, aber keinem Stande wird es so leicht wie dem seinen, geistige Lücken mit einem gewissen chevaleresken Anstand zu überkleiden, der den Mann des Wissens weit in Nachtheil stellt. Wenn Emilie am Fenster saß und Stromberg an der Spitze seines Corps mit klingendem Spiel vorbeizog und zu ritterlichem Gruß den Degen neigte, oder wenn er auf dem edlen Roß — das er erst seit der Brautzeit hielt — an der Pforte ansprengte, sich leicht aus dem Sattel schwang und die Zügel zur Seite warf, wenn dann der grundgelehrte junge Bibliothekar, der auch einst um ihre Hand geworben, bescheidentlich in schwarzen Röckchen mit ein Paar Folianten unter dem Arm vorbeiging und seinen Filzhut zog, — da lachte sie den Bruder aus, der ihr hohe Geistesbildung eines Mannes als wesentlich zum ehelichen Glück vorgestellt hatte und trällerte aus Körners Nachtwächter:

> Ich verlang' einen hübschen Jungen,
> Von offenem Sinn und geradem Verstand.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch religiös war Stromberg, wie Emilie der Tante versicherte, und er habe gar nichts dagegen, wenn sie in die Kirche gehe, so oft sie wolle. – „Viel Worte kann ich nicht darüber machen," sagte er, „ich bin Soldat, wenn aber einer nur ein ehrlicher Kerl ist, das ist die Hauptsache, mehr verlangt unser Herrgott nicht."

Es war kein Grund, die Hochzeit lang zu verschieben. Strombergs liebende Ungeduld, und, sei's gestanden, die Unbescheidenheit einiger Gläubiger, drängten zum Ziel; daß er in eine neue, entfernte Garnison versetzt wurde, war ihm und Emilien lieb, in der neuen Heimat sollte ein neues Leben beginnen. Und so waren sie beide voll fröhlicher Zuversicht in das Schlößchen eingezogen, für das der junge Gatte den Namen „Emilienlust" vorschlug.

Und ein fröhlicher Anfang war es für das junge Ehepaar, zumal für den Gatten eine Zeit voll angenehmer Ueberraschungen und erfreulicher Entdeckungen. Der spießbürgerlichen Erziehung verdankte die junge Frau eine Fülle praktischer Tugenden, die eine sehr erwünschte Zugabe waren zu den leichten, anmuthigen Gaben, die sie zu einer so liebenswürdigen Gesellschafterin machten. Sie war die beste Köchin, wußte die einfachsten Gerichte so schmackhaft und in so gefälliger Form zu geben, daß den „einfachen Krieger" nie eine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der Table d'hôte ankam, sie war flink und emsig wie eine Biene, und die feinen Finger, die nur für zierliche Phantasiearbeiten geschaffen schienen, stellten sein Weißzeug, das sich unter der eleganten Uniform in einem unnennbar bösen Zustande befunden hatte, in kurzer Zeit auf den anständigsten Etat. Daneben zeigte sie bei allem Sinn fürs Schöne und Elegante viel ökonomisches Talent. Bald nach der Hochzeit war er genöthigt, ihr den letzten Beweis seines Vertrauens zu geben, indem er ihr seine Schulden anvertraute. Emilie nahm die Mittheilung auf als eine feinfühlende und liebevolle Frau und erleichterte ihm ein volles Geständniß durch die Entschuldigungsgründe, die sie selbst für ihn fand. Bezahlt mußte alles werden, auch sämmtliche Kosten der Wohnung und Einrichtung; das Vermögen, das noch überblieb, war ansehnlich genug. Emilie entwarf einen Etat für die Zukunft, bei dem für die Wünsche und Bedürfnisse des Mannes reichlich vorgesehen war, sie selbst unternahm mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Summe, den Haushalt anständig zu bestreiten und sie zeigte, daß sie durchführen könne, was sie versprochen. Jede Arbeit schien bei ihr Spiel zu sein, und doch verstand sie jede, als ob sie davon leben müßte; daneben war sie stets frisch und munter, bereit zu jedem geselligen Scherz ihre Hand zu leihen und unerschöpflich in sinnreichen Erfindungen.

Schon daheim war ihre Vielseitigkeit anerkannt worden, nun aber fühlte sie sich durch die laute Bewunderung ihres Mannes erst recht gehoben und zu neuen Leistungen angefeuert, in der Küche wie am Nähtisch, als Wirthin, wie als Gast, im Ballsaal wie zu Pferde, überall erschien sie gerade an ihrem Platz, es war nur eine Stimme über Strombergs ungeheures Glück in einer solchen Wahl, und mit einem nie gekannten Gefühl der Sicherheit und des Behagens sah er mit dieser Hausfrau sein Haus auf Felsen gegründet.

Emilie that ihr Bestes, ihn ohne allen Anschein von Zwang ans Haus zu fesseln. Die vielen Stunden, die ihm der Dienst frei ließ, wurden auf Spaziergängen, in Gesellschaft, oder im Garten zugebracht. Emilie freute sich, daß sie schon als Braut zum Entsetzen der Tante reiten gelernt hatte, das Reitpferd, sonst ein Feind des ehelichen Glücks, weil es Mann und Frau unvermeidlich trennt, führte sie gerade auf die angenehmste Weise zusammen. Wie herrlich, miteinander durch Wälder und Felder zu fliegen, welche reizende Abhängigkeit, die den Mann zu beständiger zärtlicher Sorge und Aufmerksamkeit nöthigte. Emilie wünschte die ganze bedenkliche Verwandtschaft zu Zeugen ihres Eheglücks herbei, und recht stolz trug sie ihre ungetrübte, fröhliche Häuslichkeit zur Schau, wenn sie Besuche von Angehörigen hatte; Onkel und Tanten konnten über die soliden, gemüthlichen Eigenschaften ihres Gatten gar nicht erstaunter und gerührter sein, als dieser

selbst war. „Ich hab's ja immer gesagt, ich bin ein ungeheuer guter Kerl und habe den größten Geschmack für Solidität, wenn man mich recht behandelt," sagte er mit behaglicher Verwunderung.

Immer konnte man nun freilich nicht reiten und im Garten spazieren, es gab auch Regen- und Wintertage. „Herrliches Wetter zum Daheimbleiben," sagte Emilie, als Stromberg vom Exercieren zurück kam, „nun wollen wir etwas Hübsches miteinander studiren, Geschichte zum Beispiel; weißt Du, der Papa wollte mich nichts lernen lassen, er meinte, Lesen und Schreiben sei schon zu viel für Mädchen, weil sie dann nur Romane lesen und Liebesbriefe schreiben, da habe ich mich denn immer gefreut als Frau noch zu studieren." „Na, was hast Du denn Schönes?" fragte der Gatte mit gelindem Gähnen. „Da hat mir Bruder Heinrich ein interessantes Geschichtswerk mitgegeben, nun liest Du mir vor, während ich nähe, nicht wahr, Liebster? Und morgen repetiren wir uns das heut Gelesene, ehe wir weitergehen, da werden wir gelehrt im Umsehen." „Ist wirklich commod, wenn's so leicht geht," sagte Stromberg und schickte sich gefällig dazu an. Er las auch eine Stunde unverdrossen mit einigem Stolpern über die fremden Wörter, dann aber sagte er mit ganz gewaltigem Strecken und Gähnen: „Schatz, das ist langweilig, die Kerls da sind alle schon so lang todt, wenn wir bei Babylon anfangen, so kommen wir heuer nimmer nach Leipzig, gib Acht, morgen bringe ich einen historischen Roman, da lernt man Geschichte im Umsehen."

Emilie ließ sich den Roman gefallen, wollte es aber doch mit einer andern Branche des Studiums versuchen. „Was verstehst Du denn für Sprachen, Lieber?" „Deutsch, wenn ich das nicht könnte, so müßte ich bellen," war Strombergs prompte Antwort. „Ich kann auch nichts, als ein klein wenig Französisch," sagte Emilie, ihren Verdruß über die naive Antwort verschluckend, „wie wär's, wenn wir zusammen eine französische Stunde nähmen?" „Was, ich mich noch schulmeistern lassen? Mein Schatz, das muthest Du mir nicht zu, wenn man einmal so gut deutsch dreingeschlagen hat, fängt man in meinem Alter nicht erst an, Französisch zu lernen."

„Weißt was, Kind," meinte er statt dessen, „ich muß auch hie und da wieder Abends ins Kreuz zu meinen alten Freunden, es schadet sonst Dir, man hält Dich für eine gewaltthätige Frau, die den Mann einsperrt, ich bestelle Dir dann Frau von Neubert zur Gesellschaft." Emilie konnte nichts dagegen haben, auch ohne Studien ward dem emsigen Frauchen die Zeit nie lang, und es freute sie, wenn Stromberg immer gut gelaunt und zu rechter Zeit zu ihr zurückkehrte.

Sie hatte kein Gelübde gefordert, das Spiel zu unterlassen. „Ich weiß, daß Du mich zu lieb hast, um mich je damit zu betrüben," sagte sie zuversichtlich. Nun, betrüben konnte sie's nicht, wenn er in Gesellschaft hie und da mitmachte, doch war ihr von der Tante und vom Vater her ein leises Grauen davor geblieben, und sie freute sich, daß er meist ihrer Bitte folgte, mit ihr nach Hause zu gehen, wenn sie fand, daß er begann eifriger und pikirter darauf zu werden, als sich mit leichter Unterhaltung vertrug. Sie lernte ihm zu lieb Ecarté, und dies wurde zur häufigsten Abendunterhaltung des Ehepaars.

Strombergs gerühmte Religiosität bewährte sich, indem er seiner Frau durchaus nichts in den Weg legte, sie durfte sich erbauen, wie sie wollte. Sie fiel ihm auch damit in keiner Weise lästig, sie lachte über die schlechten Witze, mit denen er sich vom Gottesdienst und erbaulicher Lectüre dispensirte, und dispensirte sich selbst. Sie hatte es zuvor gar leicht genommen, einen so braven, gutmüthigen Mann für den Glauben zu gewinnen, nun aber gewann er sie, eben weil er so brav und gutmüthig war, unabsichtlich für die tolerante Lehre: „Wenn einer nur ein ehrlicher Kerl ist," für den bequemen Glauben an den ‚Dieu des bonnes gens'.

Stromberg wurde noch einmal ins Feld gerufen, ehe er sein erstes Kind hatte begrüßen können. Emilien wurde das Herz doch etwas schwerer als sie geglaubt, als sie vom Balkone einer Freundin in der Stadt dem abziehenden Corps nachsah, das unter Trompetenklängen mit wehenden Fahnen abzog. Aber die Zeit der Einsamkeit verflog ihr schnell in emsiger Sorge für das erwartete Kindlein, und als ihr Gatte nach wenigen Monden siegreich zurückkehrte, von leichten Wunden geheilt, zum Major befördert, mit neuen Orden geschmückt, da konnte sie ihm schon den neugeborenen Sohn entgegenbringen. Wieder erblühte ein fröhlicher Lenz im „angenehmen Plaisir" und ein wolkenloser Himmel wölbte sich darüber.

Während des kurzen Feldzugs hatte Stromberg wieder mehr und höher gespielt als seit lange; man setzt leichter den Besitz aufs Spiel, wo man sein Leben einsetzt, die spannenden Stunden des Wartens zwischen dem Kampf kürzt man am liebsten mit der angenehmen Aufregung des Spiels, und man zählt nicht mehr Gewinn oder Verlust, wo vielleicht die Augenblicke des Lebens gezählt sind.

In die Heimat zurückgekehrt, fand er selbst natürlich, daß er auch wieder ins alte, solide Geleise zurückkehre, zumal er nun mit der Vaterwürde bekleidet war. Er hatte unbeschreibliche Freude an dem kleinen Jungen, es war so hübsch mit der genesenden jungen Mutter in der Laube neben dem kleinen Korbwagen zu sitzen und sein Erwachen zu belauschen, so hübsch das kleine Ding auf den Armen zu schaukeln, wenn die Händchen nach seinem Schnurrbart krabbelten, aber Abends, da war es minder angenehm, ihn schreien zu hören oder als müßiger Zuschauer im Wege zu stehen, wenn die Mutter mit tausend zärtlichen Sorgen und Geschäften um den kleinen Hausgötzen bemüht war. So brachte er denn seine Abende regelmäßig in Gesellschaft zu; daß dort gespielt wurde, war natürlich, womit sollte man sonst den Abend todtschlagen?

Anfangs kam er pünktlich nach Haus, aber die junge Mutter, deren Nachtruhe durch den kleinen Schelm geschmälert wurde, traf er dann meist schlafend oder doch schläfrig, so hielt er für unnöthig das Spiel früher abzubrechen. Zudem fand er sich, wie jeder gewissenhafte Hausvater neuerer Zeit, verpflichtet, sich für seine Familie zu erhalten und darum seine Nachtruhe zu schonen, deshalb bezog er ein stilles Hinterzimmer, wohin das Kindergeschrei nicht drang und wo er unbemerkt heimkehren konnte, so spät er wollte.

Emilie war wieder vollkommen bei Kräften, fast blühender als zuvor, auf Strombergs Wunsch lud sie eine Theegesellschaft ein; als der Theetisch mit ihrer gewohnten Zierlichkeit arrangirt war, kam der Gemahl herein und setzte mit triumphirender Miene ein prächtiges silbernes Theeservice auf die Tafel. „Woher das?" fragte Emilie, die sorgsame Verwalterin der Einkünfte, fast erschrocken, „das ist doch zu kostbar für unsre sonstige Einrichtung!" „Es ist Beute," sagte Stromberg lächelnd. „Vom Krieg?" fragte sie zweifelhaft. „Nun nimm es wie Du willst," beschwichtigte er, „es ist mein eigen, das erste Geschenk beinahe, das ich Dir aus eignen Mitteln bringe." „Ein Spielgewinnst!" rief sie jetzt und schob fast mit Grauen das glänzende Geräthe zurück, „o, das freut mich nicht!" „Und wenn ich nun einmal glücklich war im Spiel," sagte er, nun seinerseits gekränkt, „so hätte ich freilich wohl besser gethan, für meinen ersten Gewinn mich allein zu belustigen, statt daß ich Dir eine Freude damit machen wollte, nun Du es so aufnimmst." „O, ich bitte Dich, verdenk mir's nicht, Du weißt, die Furcht vor dem Spiel ist mir anerzogen; gewiß erkenne ich Deine Freundlichkeit, aber, nicht wahr, Du versprichst mir nimmer so hoch zu spielen?" „Nun ja, Du Närrchen, bilde Dir nicht so einfältige Dinge ein, da sieh das ganze Officiercorps, vom General bis zum Lieutenant macht jeder zu Zeiten sein Spielchen, und noch hat sich keiner damit ruinirt, purer Aberglauben! Es haben auch schon Leute ihr Vermögen vertrunken oder in Speculationen verloren, soll's darum gar keine Spekulanten mehr geben, oder niemand mehr Wein trinken?"

Emilie schwieg und suchte das peinliche Gefühl zu überwinden, mit dem sie der Anblick des kostbaren Geräthes durchzuckte, es ist so viel angenehmer das Beste zu hoffen, selbst wo man Schlimmes sieht! Man läßt den harmlosen Schmetterling fliegen, aber es kann eine Raupe daraus werden, die alle Blüthen unsers Glücks zerfrißt, bis der Baum kahl steht.

Dem ersten Sohn folgte ein Töchterlein, dann noch ein Knabe, gesunde, helle, lebensvolle Kinder, Emiliens lebendiges Wesen förderte ihre frühe Entwicklung, sie entsagte gern der Gesellschaft, in der sie sich doch so leicht und heiter bewegte, um bei ihrem Kindervölkchen zu weilen und den Vater immer wieder mit ihren neuen Kenntnissen und kleinen Künsten zu überraschen. Stromberg war aufs neue avancirt, „er trägt den General in der Tasche," sagten seine Bekannten, und doch war ihr, als ob sich allmählich mehr und mehr ein Schatten ausbreite und über ihr freudenhelles Haus lege. Es war Regel geworden, daß der Vater jeden Abend außer dem Haus zubrachte, es wurde leider auch beinahe zur Regel, daß er verstimmt oder unnatürlich aufgeregt nach Hause kam. Emilie blieb um so mehr zu Hause; ihr Wunsch war ja doch nicht mehr mächtig genug, ihren Mann vom Spieltisch loszureißen, und sie konnte ihn nicht mehr spielen sehen, das un-



Kohell, 5 Jahr alt. Hamdany, 7 Jahr alt. Saady, 19 Jahr alt.

Arabische Stuten des Königs von Würtemberg in Scharnhausen. Nach der Natur gezeichnet von O. Fikentscher.

heimliche Feuer, das in seinen Augen anfing, sobald die grünen Tische aufgeschlagen wurden, machte ihr weh ums Herz. Allmählich zog Stromberg die Verwaltung des Vermögens an sich, sie bemühte sich noch mehr als zuvor, alles recht zweckmäßig einzutheilen, ihr Gatte belächelte oft die alte Sparsamkeit des Vaterhauses, die wieder bei ihr auftauchte, er brachte den Kindern kostbares Spielzeug, ihr selbst die reichsten Geschenke zur Ergänzung ihrer einfachen, doch stets zierlichen Toilette; sie konnte sich nicht mehr darüber freuen, der Boden auf dem sie stand, kam ihr immer unsicherer vor. Sie bemerkte, daß Capitalien heimbezahlt und nicht wieder angelegt wurden, daß ihr Mann bisweilen seinen Gehalt zum voraus einnahm, Bekannte neckten ihn hie und da in ihrer Gegenwart mit seinem hohen Spiel; endlich wagte sie ihm Vorstellungen zu machen. Stromberg nahm sie mit dem aufbrausenden Trotz des bösen Gewissens auf und schloß ihr für immer den Mund mit dem unedlen Wort: „Natürlich, es handelt sich um Dein Vermögen, da steht Dir das Recht zu, meine Ausgaben zu kontrolliren, willst Du mir vielleicht gefälligst ein Taschengeld aussetzen?" Emilie schwieg, sie deckte die sorgenvollen Falten, die sich auf ihrer klaren Stirn zogen, mit heiterem Lächeln, zumal wenn sie mit ihren Verwandten zusammentraf, aber sie sagte sich leise: „Es geht abwärts, ich will noch aufhalten so viel ich kann."

Es ging abwärts. Zehn Jahre nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes finden wir Emilie nicht mehr in dem heitern Schlößchen mit dem blumengeschmückten Balkon, sie haben es um hohen Preis vermiethet und eine Wohnung in der Stadt bezogen, eine von denen, die Stromberg vor fünfzehn Jahren viel zu eng und düster fand. Emilie litt viel an Rheumatismen, „es sei ihr draußen zu luftig," sagte sie, „und Stromberg wolle wegen der Kinder näher bei dem Arzte sein," ihre Freunde wußten wohl, was der Wohnungswechsel zu bedeuten habe. Doch verstand Emilie auch die trübe Stadtwohnung hübsch und gefällig zu erhalten, man konnte noch keinen Mangel ahnen hinter dieser hübschen, geschmackvollen Einrichtung. Emsig wie immer saß sie früh und spät an ihrem Nähtischchen, aber man hörte nicht mehr den fröhlichen Gesang, mit dem sie sonst ihre Nadel beflügelt hatte, selbst die muntern, wohlgestalteten Kinder konnten ihr nur noch ein wehmüthiges Lächeln ablocken.

„Nun was machen wir aus den Jungen?" fragte Stromberg in einer der vertraulichen Stunden, die selten, ach wie gar selten zwischen den Eheleuten geworden waren. „Ich denke Soldaten, das ist das einfachste." „O, lieber nicht!" bat Emilie ängstlich und bewegt. „Na, warum nicht?" entgegnete Stromberg aufbrausend, „ich denke, der Stand, in dem sich ihr Vater Adel und Orden geholt, wird auch für sie gut genug sein!" „O, ich bitte Dich, sei nicht böse!" bat Emilie mit stockender Stimme, „aber, siehst Du, ich fand die Knaben neulich spielend mit alten Karten, mit solchem Eifer, meinst Du nicht, im Militairstand sei wirklich die Versuchung dazu größer als in jedem andern? Wie meinst Du, wenn wir Julius, der so sehr talentvoll ist, das Gymnasium fortbesuchen ließen und für eine gelehrte Laufbahn bestimmten? Wilhelm mit seinem gefälligen, lebhaften Wesen würde gewiß zum Kaufmann taugen, die Zucht und Aufsicht der Lehrzeit wäre ihm wohlthätig. Und, wenn Du gestatten würdest, daß ich Amalie in das Erziehungsinstitut der Residenz schicke, so ungern ich sie entbehre, das Mädchen ist sehr begabt, ihr lebendiger Sinn ist hier nicht beschäftigt genug, meine eigne Bildung ist zu mangelhaft, lieber Mann, wir wissen ja nicht, wie sich unsrer Kinder Zukunft gestaltet, wollen wir ihnen nicht wenigstens eine gute Erziehung sichern?" Sie sprach so innig bittend, ohne Vorwurf und doch lag ein unausgesprochnes, unsagbares Weh in ihrem Ton, das Stromberg tief erschütterte. Aber er wollte keiner Bewegung nachgeben, „nu, nu, nimm nicht alles gleich so tragisch! meinetwegen mach aus ihnen was Du willst, an mir soll es nicht fehlen, wer weiß, ob ich nicht für ihre Zukunft noch brillanter sorgen kann als Du denkst!" So geschah es denn nach der Mutter Willen.

Emilie saß allein bei ihrer Arbeit, sie stickte einen polnischen Rock für Julius, ihren Aeltesten, ihres Herzens Stolz und Freude. Ein polnischer Rock war das Eleganteste, was dazumal ein aufblühender Jüngling tragen konnte, die Ausgabe dafür beim Schneider wäre ihr zu hoch gewesen, aber ihr Liebling sollte doch nicht hinter andern zurück stehen. Sie wurden immer heitrer, während sie so mit geschickter Hand die kunstreichen Schnörkel ineinander verschlang. „Es muß ihm prächtig stehen!" dachte sie, „und kommt eben noch recht zur Prüfung, gewiß erhält er wieder einen Preis! Er muß einmal eine gute Carriere machen als Jurist, und wer weiß, wenn dann der Vater seinen Sohn sieht in ehrenvoller Stellung, die er sich durch eigne Tüchtigkeit erworben, ob ihn dies Gefühl nicht hebt und ihm leichter macht, den Spielteufel abzuschütteln. Und Amalie! wie hübsch das Mädchen ist, wie sie singt und spielt und die netten kleinen Liedchen dichtet, und wie flink und gewandt, wenn sie mir in der Ferienzeit im Häuslichen zur Hand geht! Und wenn wir ihr auch nicht viel mehr geben können, es müßte wunderlich gehn, wenn sie nicht doch eine gute Partie machte, und eine schöne Aussteuer muß sie auf allen Fall haben, dafür bin ich noch da. Dann Wilhelm, der kleine Schelm, nun, der ist nicht so begabt wie Julius, aber so ein netter Bursche, so freundlich und gewandt! solche Leute machen am leichtesten ihr Glück, die Welt steht ihm ja weit offen!"

Eben war sie fertig und betrachtete wohlgefällig ihr gelungenes Werk, da trat ihr Mann ein mit verstörter Miene. Sie ging ihm heiter entgegen: „Da sieh," sagte sie scherzend, „was Du für eine geschickte Frau hast! da habe ich nun wenigstens vier Gulden erspart, sitze aber auch zwei volle Tage daran, und gestern die halbe Nacht!" Er hörte sie zerstreut an und stotterte verlegen und eilig: „Höre, hast Du nicht noch etwas baares Geld? gib doch geschwind her!" „Noch zehn Gulden vom Haushaltungsgeld," sagte sie, „hab' ich nicht gut Haus gehalten?" Ohne, wie sie gehofft, über ihre Sparsamkeit zu staunen, sagte er nur unruhig: „Zehn Gulden, das reicht nicht, hast Du sonst nichts? Gib doch rasch, ich kann nicht warten! es ist eine Ehrenschuld an W., der in einer Viertelstunde abreist! Hast Du nichts?" „Gar nichts!" sagte die arme Frau, der jetzt erst die Augen ganz aufgingen. „Gar nichts?" fragte er heftiger, „Du sollst es ja schon morgen wieder haben!" Sie schüttelte traurig den Kopf. „O doch!" sagte er nach einigem Besinnen; „Du hast ja noch das große Goldstück!" „Meiner Mutter Hochzeitmünze, ein heiliges Erbstück," sagte sie langsam. „Ach, sei nicht so kindisch! ich löse Dir später ja wieder ein; ist Dir ein alter Dukaten lieber als Deines Mannes Ehre?"

Emilie schloß schweigend die Kommode auf und holte aus einem verborgnen Fach, sorgsam in feines Papier gewickelt und in einem Etui verwahrt die alte, schwere Goldmünze, sie trug auf einer Seite die Inschrift: „Der Herr segne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder!" Auf der andern: „Dein Weib wird in Deinem Hause sein wie eine Rebe und Deine Kinder um Deinen Tisch wie Oelzweige," mit symbolischen Bildern dazu nach alter Weise, Emiliens Mutter hatte es als Hochzeitgeschenk von ihrer Großmutter erhalten. Stromberg wich dem Blick aus, mit dem seine Frau die Münze in seine Hand legte und eilte damit fort. Emilie setzte sich nieder und legte das Haupt in beide Hände, das Herz war ihr zu schwer zum Weinen. Nun hatte sie den Segen aus dem Hause gegeben.

Wenige Tage darauf erhielt sie einen Brief von der Vorsteherin des Töchterinstituts, wo Amalie war, sie freute sich stets auf diese Briefe, sie waren eine der wenigen Freudenquellen, die der armen Mutter noch geblieben. Auch diesmal kamen gute Zeugnisse. „Etwas flüchtig zwar, etwas eigenwillig, aber doch ist sie ein gutes Kind, voll der reichsten Gaben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen." Das lockte wieder eine Freudenthräne in der Mutter Augen, aber sie las weiter: „Ich bin genöthigt, Sie aufmerksam zu machen, daß der Pensionsbetrag für Fräulein Amalie vom letzten Jahr noch nicht bezahlt ist, während bereits für das kommende Halbjahr vorausbezahlt werden sollte. Nach den Gesetzen unsrer Anstalt, die Ihnen bekannt sind, wäre sie dadurch schon entlassen, wenn wir nicht auf eine so talentvolle Schülerin besondre Rücksicht genommen hätten." Emilie legte sinnend die Hand an die Stirn, hatte sie denn nicht schon vor drei Monaten das Geld verpackt und abgesandt? Mit einemmal ging ihr ein trauriges Licht auf; ihr Mann selbst hatte ja das Packet mitgenommen, als er Amalie zum letztenmal besucht hatte. Also so weit war es schon gekommen!

Lange sann sie trostlos über diese neue Entdeckung, was konnte sie thun? Längst schon hatte sie ja alles erschöpft: Bitten und Thränen, Vorwürfe und Klagen, sie hatte oft heftige Entgegnungen, oft finstres Schweigen, oft aber auch Betheurungen und heilige Versprechungen erhalten, daß alles anders werde müsse. Von Jahr zu Jahr hatte sie

gehofft, das Landhaus wieder beziehen zu können, nun war es mit Schaden verkauft worden, um nöthige Schulden zu decken. Stromberg konnte nie den Muth finden, seiner Frau zu gestehen, bis zu welchem Grad seine Finanzen schon ruinirt waren. „Dies wahnsinnige Unglück, das mich seit Jahren verfolgt, muß sich wenden!“ dachte er, „es ist nicht möglich, daß es so fortgeht! Hat sich dann einmal das Blatt gewendet, kann ich auch nur die tiefsten Lücken ausfüllen, dann gut Nacht Spiel! Wenn sie nur nicht glaubte, ich spiele mir zur Freude, mir zur Qual spiele ich; aber ich stecke zu tief drin, es führt kein andrer Weg mehr zurück.“

Er verrannte sich ganz in dem Gedanken, daß er jetzt nur noch um seiner Kinder willen spiele, die er wirklich zärtlich liebte, er hoffte darum Gott müsse seinen Segen dazu geben; — Gottes Segen zum Spiel?!

Und leise, langsam mit kleinem Gewinnst und großem Verlust zog ihn der Dämon tief und tiefer — bis zum Abgrund.

Endlich erhob sich Emilie aus ihrem dumpfen Brüten, sie öffnete ihren niedlichen Glasschrank, nahm das silberne Theezeug und wickelte es ein. Sie hatte es stets mit Widerwillen betrachtet, und doch kostete es sie schmerzlichen Kampf, es war das erste Stück aus dem Haushalt, das sie verkaufte, und ihr, die in der geordneten Fülle eines reichen Elternhauses aufgewachsen war, galt das für ein Zeichen schmählichen Herunterkommens. Aber sie wußte sonst keinen Ausweg, wenn alles bereinigt wäre, so wollte sie es Stromberg mittheilen, sie hoffte das Letzte von seiner Beschämung.

In der Dämmerung ging sie zu einem bekannten Silberarbeiter; wenn man auch beim Lampenlicht die glühende Röthe ihres Gesichts nicht sah, so mußte man an ihrer stockenden Stimme hören, daß ihr ein solches Geschäft neu war. „Herr Berner,“ begann sie, „ich möchte gern das Theezeug, das mir wirklich entbehrlich ist, da ich bei meiner schwachen Gesundheit nie mehr größere Gesellschaften sehe, verwerthen, um meinem Mann eine kleine Ueberraschung zu bereiten, zu welchem Preis könnten Sie es übernehmen?“ Der Silberarbeiter betrachtete das Geräth und betrachtete die Frau zuerst mit verwunderten, dann mit mitleidigen Blicken. „Gnädige Frau,“ sagte er endlich, „das Silberservice, das Ihr Gemahl vor etwa vierzehn Jahren bei mir kaufte, habe ich etwa vor einem halben Jahre zum Silberwerth wieder von ihm angenommen und baar bezahlt; dieses Service hier, von sehr ähnlicher Arbeit, ist plattirt, und für mich ganz ohne Werth.“ „Ah so,“ sagte Emilie mit tonloser Stimme aber möglichster Fassung, „da beabsichtigt mein Mann, scheint's, dieselbe Ueberraschung, er weiß längst, daß mir das Silbergeräth zu kostbar war, — entschuldigen Sie meinen Irrthum.“ Arme Frau, deine großmüthige Lüge täuscht niemand mehr!

Sie ging heim und legte sich zu Bette, geschüttelt vom Fieberfrost, das war zu viel.

Am andern Tag legte sie ihrem Mann den Brief der Vorsteherin vor und sagte ihm, ohne allen Zusatz, in welcher Weise sie die Schuld hatte decken wollen. Er stierte zu Boden und sagte kein Wort. Zuletzt entschied er mit dem unsichern Trotze der Schuld: „Man nimmt das Mädchen nach Haus, sie hat genug studiert, ich brauche keine Gelehrte zur Tochter.“ Die Mutter verkaufte ihre goldne Kette, um die rückständige Pension zu bezahlen und Amalie kam nach Hause.

Sechs Jahre sind wieder hingegangen, lange, schwere Jahre mit bleiernen Flügeln, und sie haben eine viel merklichere Veränderung in Strombergs Hause hervorgebracht. Sie waren nun in ein finstres Hinterhaus gezogen, wo Emilie im Verein mit dem Töchterlein noch mit äußerster Mühe und Sorgfalt aus den Resten ihres Besitzthums eine anständige Wohnung herzustellen wußte. Sie hatte längst aufgegeben, mit dem bösen Genius ihres Mannes zu ringen, und dieser selbst auch. Er spielte nicht mehr um sich aufzubringen, er spielte nicht zu seinem Vergnügen, nicht zu seiner Qual, er spielte, weil er spielen mußte. Emilie sorgte fort und fort für seine Bedürfnisse, für seine häusliche Bequemlichkeit mit rührender Treue, — ob er es fühlte, das sah niemand. Er erkundigte sich sorgsam jeden Morgen nach ihrer leidenden Gesundheit, er trug und legte sie, wenn sie zu schwach war zum Gehen, er brachte ihr je und je eine Erquickung nach Hause, aber Abend für Abend schlich er fort, — zum Spiel.

Der Hausarzt, der die arme Frau bedauerte und bewunderte, nahm nie eine Belohnung, sie aber verschwieg ängstlich ihre quälenden Gliederschmerzen aus Furcht, er könnte ihr eine Badereise vorschreiben, deren Kosten sie nicht erschwingen könnten.

Niemand hatte je eine Klage von ihren Lippen gehört; sie hatte den Umgang mit ihren Brüdern aufgeben müssen, seit dieselben ihrem Mann einmal ernstliche Vorstellungen gemacht. Die Tante hatte ihr angeboten, sie und die Kinder zu sich zu nehmen und zu versorgen, wenn sie sich von ihrem Manne trennen wollte, — sie hatte das ein für allemal dankend abgelehnt.

Den General hatte Stromberg noch nicht aus der Tasche gezogen, er hatte schon ernstliche Warnungen erhalten und war nur aus Rücksicht für seine Familie noch im Besitz seiner Stelle und seiner Orden geblieben, ein Theil seines Einkommens war mit Beschlag belegt und das Damoklesschwert einer unfreiwilligen Entlassung hing beständig über ihm.

Julius hätte längst die Universität beziehen sollen, — aber die Mittel fehlten, die Tante hatte sich erboten, die Kosten seiner Studien zu bestreiten, wenn der Vater selbst sie darum bitte und ihr sein Ehrenwort gebe, nie mehr eine Karte anzurühren. So war Julius nun als Gehilfe bei einem Rechnungsbeamten eingetreten, der Prinzipal konnte seine Talente nicht genug rühmen und die Mutter trug sich noch mit der leisen Hoffnung, daß diese ihm doch noch den Weg zu einer bessern Stellung brechen sollten. Wilhelm war noch Lehrling bei einem Kaufmann.

Strombergs Freunde und Waffengenossen hatten sich allmählich von ihm zurückgezogen und er mußte seine Spielgesellschaft in niedrigeren Schichten suchen; es war nicht mehr ehrenvoll für einen höhern Officier, mit ihm umzugehn. Natürlich! Ein ruhigeres Temperament, die Gunst der Fortuna, je und je auch vernünftige Grundsätze machen es andern möglich, gefahrlos mit dem Dämon zu spielen, dem ihre Ehre und Sitte Eingang in ihre Kreise gestatten, wenn aber dieser Dämon sich einen unter ihnen zum Opfer ersieht, ihn fester und fester an sich zieht, bis er ihn in den Abgrund stürzt, — dann wenden sich die Männer von Ehre nicht mit Grauen von dem Dämon ab, o nein, sie zucken die Achseln über das Opfer und — fahren fort, ihr anständiges Spiel zu machen.

Und doch war in dem freudlosen Hause eine helle Blume aufgegangen, eine Blume, die in reiner Luft und gutem Boden die Zierde jedes Hauses hätte werden können: Amalie, das einzige Töchterlein. Sie war ein eigenthümliches Wesen, diese Amalie, so voll kindlicher Treuherzigkeit und neckischer Lust, so flüchtig und so vielgestaltig, daß es schwer ist, ihr Bild festzuhalten. Sie war nicht eben schön, sie hatte nicht die zierliche Gestalt und die feinen Züge ihrer Mutter, nicht die frische Blüthe schwäbischer Schönheiten, mehr den farblosen Teint und die funkelnden Augen der Französin, aber ein Hauch von Leben und Tugend, eine bewegliche Anmuth, weibliche Schweigsamkeit neben schelmischem Trotz lag auf ihrem Wesen, der sie vor vielen anerkannten Schönheiten anziehend und gesucht machte.

Ein helles Element war sie in der trübseligen Heimat, und wie oft auch die Mutter auf ihren Leichtsinn schalt, sie fühlte doch selbst eine Regung der lange begrabnen Jugendlust im Einfluß dieses lebensfrischen Wesens. Amaliens Wissen freilich blieb lückenhaft, aber sie war voll guter Einfälle, stets bei der Hand mit einer drolligen Entgegnung und wußte die Reste ihrer frühunterbrochnen Institutsbildung mit bestem Erfolg an den Mann zu bringen.

Ihre Finger waren zu allem geschickt, vor allem zeigte sie ein unübertreffliches Talent, Püppchen zu bekleiden und sie mit reicher Phantasie zu Gruppen zu bilden, ihre Schöpfungen waren fein und niedlich wie Werke von Elfenhand und wurden durch die wenigen Bekannten, die noch die Mutter besuchten, bald in weitern Kreisen bekannt und gesucht. So ward, was anfangs Spiel gewesen, bald eine reiche Erwerbsquelle für Amalie, zu Weihnachtsgaben, zu geselligen Scherzen, zu heiterem Schmuck von Hochzeittafeln wurde ihr Talent benützt, sie saß vom frühen Morgen bis tief nach Mitternacht in dem trüben kalten Zimmer und bildete mit unerschöpfter Phantasie Räubergruppen, ländliche Scenen, idyllische Bilder, — das ganze reiche bunte Leben, für dessen Freude sie nicht bestimmt war. Dieser Mutter, deren Lebensmuth gebrochen war wie ihre Körperkraft, die nur in rastloser Pflichterfüllung noch das Mittel fand, von einem Tag zum andern hinzuleben ohne vor- und rückwärts zu blicken, war es ein Räthsel, wie Amalie auf diesen sinkenden Brettern so leicht und heiter wie ein Vöglein hinhüpfen konnte.

(Schluß folgt.)

Die Kinder der Wüste im Garten Europas.

(Hierzu das Bild auf Seite 361.)

In den Feldzügen zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte man an der Spitze der Würtemberger eine stattliche Soldatengestalt bemerken, die sich besonders dadurch hervorhob, daß sie stets auf den prächtigsten arabischen Hengsten erschien. Es war Kronprinz Wilhelm von Würtemberg, der nachmalige, 1864 verstorbene König-Ackerbauer, der sein Land zum Garten Europas gemacht und in diesen Garten die Kinder der Wüste, die arabischen Rosse hinein verpflanzt hat. In jenen Feldzügen lernte er die Vorzüge des reinen arabischen Pferdes kennen, seine Ausdauer und Intelligenz, seinen vortrefflichen, zuverlässigen Charakter, und mehr als einmal trug ihn sein Hengst Emir aus Tod und Gefahr. Von da ab schreibt sich die Liebe und Leidenschaft des Königs für die „Araber“ und sein Trachten, sie in Würtemberg einzubürgern, was ihm in so hohem Maße gelungen ist. Die Landwirthschaft des Landes lag im Anfang des Jahrhunderts darnieder; wenn auch nicht verarmt, so war Würtemberg doch durch Krieg, Mißwachs und Nässe herabgekommen. Fortan ist es das Hauptziel seines Lebens gewesen, durch Vorbild und Beispiel Ackerbau und Viehzucht zu heben, und er hat sie auf eine Blüte gebracht, die ihm für immer unvergessen bleiben wird. Des Königs Meiereien und Zuchthöfe sind heute noch die vollkommensten in Würtemberg, und was er geleistet hat, das schuf er selbst, persönlich, aus eigner Sachkenntniß und aus eigner Erfahrung heraus. Es war also keine unnütze Spielerei, als er seit Beendigung der großen Kriegsepoche und besonders seit er zur Regierung gekommen war, dem Orient die edelsten, ältesten und reinsten Pferdegeschlechter entführte und auf seinen Gütern bei Stuttgart eine rein arabische Pferdezucht begann, die heute noch unerreicht dasteht, sondern er war sich der wichtigen Rückwirkung auf sein vorzugsweise ackerbauendes, viehzüchtendes Land wohl bewußt. Außerdem war er ein erfahrner Kenner und bis in sein spätes Alter ein sicherer, kühner Reiter.

Etwa 2 Stunden von Stuttgart entfernt, angesichts der schwäbischen Alb, auf der Höhe eines fruchtbaren Plateaus liegen die 3 Gestüthöfe Weil, Kleinhohenheim und Scharnhausen. In letzterem errichtete der Kronprinz 1810 das erste Gestüt, bestehe. aus 5 Stuten und seinem oben erwähnten Leibhengst Emir. Die erste große werthvolle Vermehrung glückte im Jahre 1817 und 1818 durch zwei Transporte Hengste und Stuten aus den berühmtesten Rassen Persiens und des Kaukasus, wobei der Einfluß der Königin Katherine, Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, ungemein förderlich war. Aber die Wünsche des Königs neigten sich immer mehr der rein arabischen Zucht zu und derselbe Einfluß setzte den russischen Gesandten in Konstantinopel in Bewegung. Ein Graf Rzewusky wurde in fast unbekannte Gegenden Arabiens gesandt, und nach zweijähriger Abwesenheit lieferte dieser geschickte, tüchtige Mann einen Transport von 8 Hengsten und 12 Stuten in Livorno ab, welche als der Stamm des jetzigen Gestüts betrachtet werden können. Wie der Araber sein bestes Pferd auf die 5 Stuten des Propheten zurückführt, so reicht auch heute noch der Stammbaum der edelsten Thiere im Marstall zu Stuttgart auf die Stuten zurück, die damals Graf Rzewusky gebracht, denn die Nachkommen der Stuten Hasfoura, Elkanda, Schakra, Murana, Geyran, Abululu sind heute noch Zierden des Gestüts.

Jetzt folgten sich rascher die Erwerbungen der ausgezeichnetsten Thiere, hauptsächlich aus den von den Wüstenarabern am höchsten geschätzten Rassen Saklavi, Koheil, Hamdany u. s. w. Alles setzte der König in Bewegung, keine Kosten wurden gescheut und wo er von einem ausgezeichneten Pferde in den Ländern des Mittelmeeres hörte, da fahndeten seine Agenten danach.

Nach manchen Erfahrungen und Selbsttäuschungen in Bezug auf Experimente mit persischen, englischen, nubischen, und kaukasischen Pferden, beschränkte sich der König überwiegend auf die Zucht der reinen arabischen Rasse, die seiner Meinung nach, die Vorzüge aller übrigen Pferderassen in sich vereinige, und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß schon die erste in Würtemberg geborne Generation größer und kräftiger wurde, ohne im geringsten von dem hohen Adel, den schönen Formen und dem feinen, seidenweichen Haar des Wüstenpferdes zu verlieren. Daß natürlich mit dem Verlassen der Wüste, der freien Luft und der eigenthümlichen Lebensbedingungen manche Eigenschaften des Arabers verloren gehen, daß also der Pascha von Agypten Recht hatte, als er dem Baron von Hügel, der für den König in Agypten kaufen sollte, sagte: „Das arabische Pferd ist nur solange ein arabisches, als es die Luft der Wüste athmet“ ist erklärlich, wenn man sich die Lebensgewohnheiten der Thiere in Arabien und in Europa vergegenwärtigt. „Das arabische Pferd,“ sagt oben genannter Freiherr von Hügel, in seinem Werke über die Gestüte des Königs, „geboren unter dem weiten Himmelszelt der Wüste und bis zum letzten Athemzug ohne jedes schützende Obdach, liegt vom Augenblick seiner Geburt an im Kampf mit den Elementen. In frühster Jugend schon beginnt sein mühsames, mit Entbehrungen jeder Art verbundenes Leben, denn schon als kleines Fohlen muß es die langen Wanderungen der Nomadenhorden in der glühenden Hitze jener Zonen mitmachen. Kaum hat es das zweite Jahr erreicht, so trägt es schon den Beduinenknaben, um unter dessen leichtem Gewicht auf seine Bestimmung vorbereitet zu werden. Als Futter erhält es ein Paar Hände voll Gerste, einige Datteln und etwas Kameelmilch, das Wasser mißt man ihm spärlich zu. Nach zurückgelegtem dritten Jahre ist der „Araber“ ein vollkommenes Pferd und der Beduine muthet ihm jetzt jede Anstrengung zu; von jetzt bleibt er seines Herrn unzertrennlicher Begleiter und trägt ihn auf den langen Märschen wie auf den gefährlichen Raubzügen. Vor der Thüre des Zeltes an einem Vorder- oder Hinterfuß angebunden, ist sein Kopf stets frei; er beobachtet alles, was um ihn vorgeht, und lernt schnell jede Bewegung im Lager begreifen. Tag und Nacht unter freiem Himmel, athmet er die frische, trockne, reine Wüstenluft, welche sein Blut verdünnt und seiner Lunge jene bewundernswerthe Elasticität und Kraft verleiht. Die Sinne des „Arabers,“ nie durch dumpfen Stall und durch müssiges Wohlleben betäubt, erreichen eine Schärfe, die etwas wahrhaft Staunenswürdiges, ja Unglaubliches hat, denn ehe selbst das Falkenauge des Beduinen den Feind erspähen kann, zeigt ihm schon das Gebahren seines treuen Pferdes die drohende Gefahr. — Wie ganz anders müssen wir hier das auf unsern Boden verpflanzte arabische Pferd erziehen und behandeln! Welcher Unterschied zwischen der Freiheit der Wüste und dem schönsten, luftigsten Stall! Am Kopfe angebunden, theilnahmlos gemacht durch die Einförmigkeit seines Lebens im Stall wird das Nervenleben abgestumpft, noch nachtheiliger wirkt die mit ammoniakalischen Dünsten geschwängerte Stallluft auf die Lungen. Von Bewegung kann den feurigen Thieren, die im Mutterlande an jede Art täglicher Strapazen gewöhnt sind, während des größten Theils des Jahres nur ein kümmerliches Quantum gegeben werden!

Wenn sich nun trotzdem die arabische Rasse in den königlichen Gestüten in unverminderter Güte erhalten hat, welch eine Mühe und Sorgfalt muß darauf verwendet worden sein!

Der Stolz des Königs war damals der Schimmelhengst Bairaktar, sein Leibreitpferd, vielleicht das schönste Pferd, was jemals nach Europa gekommen ist. Er war schneeweiß, vom feinsten, metallisch-glänzenden Seidenhaar, sein Kopf vom höchsten Adel, sein Gang tanzend, sein Auge sprühte von Feuer und sein Temperament war gutmüthig, zutraulich und angenehm. Er mußte im Jahre 1839 wegen Altersschwäche getödtet werden und ist als der Stammvater des jetzigen, reinarabischen Gestüts zu betrachten.

Im Jahre 1822 erwarb der König den Rapphengst Mameluk, 1826 kamen über Konstantinopel die Schimmelstute Kaaba und der Fuchshengst Seglavi, nachdem sie lange von einem langfingrigen türkischen Pascha zurückgehalten worden waren. 182[illegible] kam der durch Größe und Stärke ausgezeichnete, von einem armenischen Händler erstandene Schimmelhengst Sultan Mahmud von der Inseln Bahrein im persischen Meerbusen, von der Rasse der Buschiaraber. Im Jahre 1840 sandte der König seinen Oberstallmeister Baron von Taubenheim in den Orient, um Pferde zu kaufen. Er brachte den Fuchshengst Cham und eine braune Stute mit, über deren Erwerbung Hackländer, der Begleiter des Baron, in seiner orientalischen Reise recht interessante Einzelnheiten berichtet.

Die Stute wurde einem Beduinen abgekauft, der im Libanon mit Sturmeseile an der Reisegesellschaft vorübersauste; sie war so schön und edel, daß der Baron von Taubenheim rief: „Dies Pferd oder keins“ und dann auch wirklich den Beduinen auffand, der sein Thier ohne große Umstände, jedoch nach gewaltigem Feilschen um hohen Preis verkaufte. Der Hengst gehörte einem reichen, würdevollen Perser zu Damaskus, der ihn sehr werth hielt und nur dadurch dem Drängen der Europäer nachgab, daß man an seine Großmuth mit der Vorstellung appellirte, dem Imrachor Agassi des deutschen Sultans sei eine Pilgerfahrt nach Jerusalem auferlegt und es werde ihm nur dann wieder die Sonne der Gnade des deutschen Sultans leuchten, wenn er den Hengst mitbringe. Endlich sagte der Perser zum Dollmetscher: „Ich will großmüthig handeln und ihm seinen Wunsch gewähren. Möge es meinen Kindern oder Kindeskindern zu Gute kommen. Ich versichere dich, Herr, das Pferd war mir lieb; sieh' sein glänzendes seidenes Haar an, das ich oft gestreichelt, hör' seine helle Stimme, die es am Morgen an meinem Zelte erschallen ließ und mich damit weckte. Hättest du die Schnelligkeit seiner Glieder gesehen, wie er über den Sand dahin flog und doch augenblicklich anhielt, wenn ich meinen Arm ausstreckte, du würdest mir nicht zumuthen, meinen Hengst zu verkaufen. Doch ich gebe ihn dir, weil der Prophet sagt: sei barmherzig gegen den unbekannten Pilger, auch wenn er nicht deines Glaubens ist!“

Hätte der Perser gewußt, wie man mit seinem großmüthigen Herzen umsprang, er hätte den Hengst sicher nicht gegeben.

Von nun an vermehrte sich der Bestand in rapider Weise theils durch wiederholte Reisen und Ankäufe im Orient, theils durch Geschenke (z. B. des Vicekönigs von Aegypten), zuletzt durch einen großen Ankauf in Kairo, aus der Auction der Gestüte des Vicekönigs von Aegypten, woher viele der jetzigen geschätztesten Pferde in Scharnhausen stammen. Abbas Pascha, der größte Züchter des arabischen Pferdes, vielleicht Salomo nicht ausgenommen, — er hielt über 1000 der edelsten Thiere — hatte seinem Sohne El Hami Pascha die reichen Gestüte hinterlassen. Dieser theilte nicht die Neigung seines Vaters, und nach seinem frühen Tode kamen die Pferde zum Verkauf, wozu sich Liebhaber der ganzen Welt eingefunden hatten, denn es waren da Thiere zu kaufen, von denen jedes das Glück eines arabischen Scheichs ausgemacht haben würde. Der König erwarb bei dieser Gelegenheit die Hengste Gadir und Sabhan und die Stuten Dachma, Doueba und Moreghia, so allgemein geschätzte Thiere, daß deren Wegführung unter den türkischen und ägyptischen Kennern die höchste Aufregung hervorrief und die Pferde, um sie vor böswilligen Einflüssen zu sichern, schleunigst in Sicherheit gebracht werden mußten. Alle diese verschiedenen Thiere mußten über die See und dann auf dem Landwege entweder über Alpenpässe, wie den Splügen, oder über den Karst transportirt werden, wobei sie Temperaturunterschiede von 20 Grad Wärme bis 12 Grad Kälte auszuhalten hatten, was nur das arabische Pferd zu ertragen im Stande ist.

Was es heißen will, diese kostbaren, muthigen Thiere zu Schiff zu bringen, sie in der Seekrankheit zu pflegen, sie über Teufelsbrücken, über Eis und Schnee und Wasserfälle zu reiten, welche Sorge die Agenten auszustehen hatten, ehe sie ihre Anvertrauten glücklich in Stuttgart abgeliefert hatten, ist leicht zu ermessen.

Auf solche Weise gelang es dem Könige, in seinem Gestüt die Elite fast aller bekannten edlen arabischen Pferdegeschlechter zu vereinigen und es auf die Höhe zu bringen, die es gegenwärtig einnimmt, wo es 88 Mutterstuten, 10 Hengste und 230 Fohlen von 1—4 Jahren zählt.

Ein Besuch auf den Gestütshöfen bietet des Interessanten viel. In Weil befinden sich die Mutterstuten mit den saugenden Fohlen, in Kleinhohenheim die älteren Hengstfohlen und in Scharnhausen die Stutfohlen mit einigen zwanzig der ausgezeichnetsten Zuchtstuten. Während unser Maler einige günstige Augenblicke benutzt, um drei der schönsten Stuten, die edle Saady, Hamdany und Koheil, die von den zuvorkommenden Beamten zusammengetrieben sind, in dem Moment zu zeichnen, wo sie vor einem bellenden Köter zusammenfahren, haben wir Muße, uns die Einrichtungen des einem wohlhabenden landwirthschaftlichen Besitzthum gleichenden Gestütshofs Scharnhausen anzusehen und uns über die Details des Betriebes zu unterrichten.

Der Hauptgrundsatz bei Behandlung des edlen arabischen Pferdes ist: So viel als möglich freie Luft und Bewegung. Dem nachzukommen ist in unserm Klima nicht leicht. Die raschen Temperaturwechsel und die langen, strengen Winter machen es schwer, selbst in diesen großen, schönen Stallungen die zur Gesundheit nöthige gleichmäßig warme Luft zu erhalten und namentlich den Mutterstuten die erforderliche freie Bewegung zu geben. Die Stuten müssen, wenn die Jahreszeit den Weidgang nicht erlaubt, täglich eine Stunde wenigstens geritten oder an der Hand geführt werden. Sobald aber der Weidgang möglich wird, bleiben sie den Sommer über fast den ganzen Tag im Freien, auf großen, weiten Wiesenflächen, gegen die Hitze geschützt durch schattige Bäume oder offene Schuppen, wo sie weiden, galoppiren, spielen und ein überaus anziehendes Bild gewähren. Man muß eine Heerde dieser edlen Thiere einherbrausen gesehen haben, um sich einen Begriff von der phantastischen, malerischen Erscheinung zu machen. Getränkt werden die Thiere an offnen, laufenden Brunnen, die sich in der Mitte des Hofes befinden. Im Winter besteht das Futter aus Gerste, Hafer, Heu und Futterstroh, im Sommer kommt das Grünfutter, was sie selbst abweiden, hinzu. Die Saugfohlen erhalten schon bei der Mutter, wenn sie Lust dazu zeigen, gequetschten Hafer. Sie werden im Alter von zwanzig Wochen abgesetzt und dann in Heerden, nach Jahrgängen geordnet, auf die Weide getrieben. Mit größter Strenge wird auf die ruhigste und sanfteste Behandlung gehalten. Jeden, der das Gestüt besucht, überrascht die Frömmigkeit der Thiere, was allein Folge der guten Behandlung ist. Rarey würde hier seine Kunst vergebens zu zeigen versuchen, denn seit Jahren ist ein böses Thier sowohl beim Beschlagen als beim Reiten eine unbekannte Erscheinung. Als Beweis dieser Frömmigkeit mag dienen, daß zum oberflächlichen Zureiten von 20—25 edlen Fohlen nur 2—3 Tage nothwendig sind, so daß sie nach dieser Zeit in Trupps von 10—12 Stück ohne Gefahr ausgeritten werden können. Dies geschieht anfangs in bedeckten Bahnen, dann, um sie an unbekannte Gegenstände zu gewöhnen, auf nicht allzufrequenten Wegen. Nach zurückgelegtem vierten Jahre werden die Fohlen an den Marstall abgegeben, um dort zum Gebrauch des Königs und des Hofes zu dienen. Die Zuchtthiere werden zu keinem, auch nicht dem leichtesten Dienste verwendet. Da die Aufzucht bedeutend größer ist als der Bedarf, so werden jährlich in Stuttgart die überzähligen Fohlen zu hohen Preisen verkauft, wobei sich Käufer aus aller Herren Ländern einfinden. Auf den Gestüten selbst findet der Kenner und Liebhaber dann und wann ein edles Thier aus freier Hand zu kaufen, wobei sich der Preis aber bis zu 4000 Gulden steigert.

Wer sich überzeugen will, welch' tiefe Wurzeln die nützliche und schöne Passion des verstorbenen Königs in Würtemberg geschlagen hat, mit welcher Theilnahme und welchem Stolz alle Stände des Volks die edlen Thiere betrachten, der sehe sich einmal auf dem großen Canstatter landwirthschaftlichen Volksfeste um. Das ist ein Volksfest in der wahren Bedeutung des Worts, denn es ist gegründet auf die Bedürfnisse, die Beschäftigung und die Liebhaberei des Volks. Und wem es zuviel ist, daß wir das schöne Würtemberg den Garten Europas genannt haben, der gehe auf dasselbe Canstatter Volksfest und sehe sich die zur Schau gestellten Produkte an, — er wird eines Besseren belehrt werden.

Ein deutscher Rosengarten.

„Die größte Merkwürdigkeit meines Heimatortes haben Sie aber noch nicht gesehen, Doctor,“ sagte zu mir der würdige Pfarrer von Köstritz, der kein anderer als unser Freund Julius Sturm ist, nachdem wir das Schloß bewundert, den Park durchwandert und sogar in der neuen Badeanstalt eingekehrt waren.

„Und die wäre?“ entgegnete ich.

„Der größte Rosengarten, den unser Vaterland besitzt; dahin will ich Sie jetzt führen.“

Wir setzten unsern Weg durch einige enge Straßen fort und gelangten dann über einen Hof, wo es nicht gerade nach Rosen duftete,

in einen weiten, großen Garten, in dem ich erst recht vergeblich nach Rosen umherspähete.

„Sie meinen wohl, ich wollte Sie zum Besten haben?" kam mein Freund meinen erstaunt fragenden Blicken entgegen; „aber doch befinden wir uns hier in einem Rosengarten. Die ganzen 20 Morgen Landes, die Sie vor sich sehen, sind ausschließlich der Rosencultur gewidmet, aber Sie müssen nicht vergessen, daß wir uns bereits im Spätherbst befinden und daß hier mehr Rosenstöcke zur Versendung gezogen werden als Rosen selbst zur Blüte kommen. Doch da kommt mein lieber Herger ja, der Herr dieser Rosengefilde und mein alter Schulcamerad. Der kann Ihnen das alles besser selbst erklären."

„Sie kommen zu einer ungünstigen Zeit," meinte Herr Ernst Herger, nachdem ich ihm vorgestellt war; „jetzt rüsten wir der schönsten der Blumen, wie schon Anakreon sie nennt, das Winterlager. Darum sehen Sie, wie wir die hochstämmigen Pflanzen zum Boden niederlegen und Stämme und Krone mit Erde bedecken."

„Und das genügt, sie vor der Kälte zu schützen?"

„Vollkommen; die Erddecke schützt sie nicht allein gegen den Frost, sondern erfrischt und bewahrt sie auch vor Stockung, Moder und Fäulniß. Nur bei einigen besonders zarten Rosen aus den Gruppen der Bourbons, Noisetten u. a. wird, nachdem die Krone reichlich mit Erde bedeckt ist, der dadurch entstandene Hügel noch mit trockenem Laub oder Tannenreißig geschützt. In kurzer Zeit gleicht mein Garten dann einem großen Friedhof — unter den Hügeln schlummern die anmuthigen Blumen bis zum glorreichen Wiedererwachen im Lenze."

„Man merkt es, Herr Herger, daß Sie ein Freund des Dichters der „„zwei Rosen"" sind," schaltete ich ein.

„Sie täuschen sich," entgegnete Sturm, „wenn Sie meinen, er hätte von mir die Poesie der Rosen gelernt. Der hat alles studirt und excerpirt, was je ein Dichter oder ein Weiser über seine Lieblingsblumen gesagt und was Geschichte und Sage darüber zu vermelden wissen."

„Das ist wahr. In den Wintermonaten beschäftige ich mich gerne mit guten Büchern und da trage ich dann mancherlei zusammen, was ich auch zum Theile in den Vorworten zu meinen Catalogen veröffentlicht habe," sagte Herger und führte noch gleich mancherlei aus der Geschichte der Rose an, wie die Griechen sie geehrt, die Römer damit einen ungeheuren Luxus getrieben ꝛc.

„Uebrigens," fuhr er fort, „glaube ich, daß unsere Zeit womöglich noch mehr verbraucht. Von der Moosrosencentifolie z. B. werden an manchen Orten alljährlich tausende und tausende verbraucht; von der Bourbon Souvenir de la Malmaison und der Rose de la Reine bedarf Berlin allein so viele zum Fenster- und Zimmerschmucke, daß trotz der fleißigen Anzucht der dortigen Gärtner immer noch ein bedeutender Theil von auswärts bezogen werden muß. In England gibt es die größten Rosengärten der Welt. In der Grafschaft Herfordshire z. B. sind solche, die eine Fläche von 40 Aeckern einnehmen, ein Rosengärtner in Sawbridgeworth setzt in nächster Umgebung alljährlich allein über 10,000 Moosrosen ab. Selbst in Rußland blüht die Rosencultur, der Graf Bobrinsky allein läßt über 2000 Rosenbäumchen in seinen Häusern sorgfältig pflegen, und die Zimmer des Kaisers im Taurischen Palast werden vorzüglich nur mit Rosen geschmückt. Frankreich versendet seine Rosenzöglinge nach allen Theilen der Welt, nach England allein in den letzten Jahren jährlich nahe an eine Million Rosen."

„Nun ist's aber genug vom Auslande," meinte Sturm; „der größte und schönste Rosengarten ist mir doch der Deinige, und die schönste Rose die deutsche."

„Mein Garten ist wohl der größte in Deutschland," sagte sein Freund, „und in Deutschlands frischer Natur gelangt allerdings die Rose zur höchsten Vollkommenheit. Ich pflege ihrer über 1500 verschiedene Varietäten aus etlichen 30 der vorzüglichsten Gruppen, wovon allein auf die herrliche Gruppe der reizenden Moosrose über 150 und auf die Gruppen der Remontanten- und Bourbon-Rosen, den Lieblingen der heutigen Zeit, über 500 kommen. Sehen Sie, da sind meine Schulen," fuhr er fort, indem wir durch die langen Reihen der noch zum Theil unbedeckt stehenden halbhohen und hohen Bäumchen gingen; „die enthalten ohne den reichen, frischen, jungen Nachwuchs, jetzt nahe an 70,000 wohlgezogene Glieder, meine hochstämmigen Zöglinge, deren schönste und beste dann nach allen Gegenden der Erde hinauswandern. Das sollten Sie im Sommer sehen, diese Farbenpracht, da finden Sie Weiß, Gelb, Fleischfarbe, Rose und Purpur in den verschiedensten Nüancen; da leuchtet Ihnen in der glänzenden Prunkgruppe der Rosomenen das helle feurige Roth von Charles Boisserie bis zum Dunkelscharlachcarmoisin des Lord Raglan entgegen."

„Charles Boisserie, Lord Raglan," unterbrach ich ihn; „was bedeuten diese Namen?"

„Jede Varietät der Rosen hat ihre besondern Namen," erwiderte er; „da finden Sie in der Classe der Sommerrose eine prächtiglenchtendrosa Charlotte Birchpfeiffer, eine weißfleischfarbene Duchesse d'Orleans, eine Jenny Lind; und unter den Moosrosen eine zartrosa Béranger, eine Rosa Benheur, eine Zoë ꝛc.; unter den französischen Rosen (Rose de Provence) eine Namens Leopold I., schwärzlich purpurfarben, eine andere Napoleon, lebhaft carmoisinroth, eine dritte Prinz von Preußen, roth mit dunkelpurpur. Ueber 1200 solche Namen können Sie in meinen Catalogen lesen. Das ist der Erfolg und der Triumph der Rosenzucht. Immer neue, immer mehr vervollkommnete Varietäten verdrängen die alten oder stellen sie in den Schatten; nur ein Muster in Bezug auf Duft, Füllung und Formenschönheit ist uns gegeben, die uralte Centifolie, die dem Naturfreund darum fast geheimnißvoll erscheint, weil es lange fortgesetzter Culturen bedarf, um den Urtypus einer Pflanze insoweit zu verändern, daß die einfachen Blüthen derselben, anfangs als weniger, dann als immer mehr, und zuletzt als ganz dichtgefüllte und volle, endlich sogar als vollendet schön gebaute Blumen erscheinen. Wie eine unmittelbar aus Gottes Hand vollkommen hervorgegangene Blume ragt die Centifolie aus alter Zeit in die unsrige hinein; und doch fehlte ihr eine Eigenschaft, die des Lange-, des Immerblühens — die hat ihr nun unsere heutige Cultur, wenigstens annähernd, auch verliehen. Alle anderen Varietäten müssen wir uns aus Wildlingen erziehen."

„Wo kommen denn diese Wildlinge her?"

„Ich kaufe alljährlich zwischen 25 und 30,000 Rosenwildlinge und zwar stammen dieselben aus den f. g. Reussischen und Weimarischen Oberlanden, aus dem Thüringer und Teutoburger Walde und dem Harz. In diesen Gegenden sind es meist wieder die ödesten und unwirthlichsten Reviere der Wildniß, in denen sie aufwachsen. Von den Jenaischen Bergen, aus den Umgebungen der Rudelsburg, aus den Ilmen- und Saalthälern, aus den Waldungen von Ilmenau, und vor allen von den rauhsten Höhen und aus den wildesten Gründen des Harzes kommen die meisten her; ja sogar von der Harzburg trafen einstmals einige wilde Rosen, durch Freundeshand den Burgtrümmern entnommen, als sinniges Geschenk unverhofft in meinem Garten ein.

„Wenn sie nun der Busch- und Waldöde entrissen sind, werden sie, wie sie sind, aber doch als wohlgeordnetes Heer in Reih und Glied im Garten aufgestellt. Nun bedarf es mannichfacher Manipulationen, um sie vorerst hübsch grad und für ihren künftigen Stand geschickt zu erziehen und zur eigentlichen Veredlung vorzubereiten. Viele ertragen diesen Uebergang aus der Wildniß in die neue Cultur gar nicht und sterben, trotz aller Pflege, noch vor der Veredlung ab. Sehen Sie einmal diesen ungeheuren Haufen Gestrüpp an — das sind todte Rosen. Damit wirthschafte ich im Winter auf königliche Weise. Meine Oefen werden fortwährend mit Rosenholz geheizt."

„Und was machen Sie mit den Rosenblättern?"

„Die Rosenblätterernte ist nicht so bedeutend in meinem Garten; der Flor spielt bei mir nur eine untergeordnete Rolle, weil die größte Menge der in Cultur stehenden Bäumchen vorerst ihre jugendliche Kraft nicht zum vorzeitigen Blühen, sondern zum Wachsthum und zur Ausbildung der Krone verwenden müssen; aber trotzdem werden immer noch in jedem Jahre 10—15 Centner Rosenblätter gesammelt. Die werden dann vorläufig in Fässer eingesalzen, zugeschlagen und so als ein besonderer Artikel in den Handel gebracht und zuweilen erst nach Jahren von den Droguisten zu Rosenwasser oder von den Tabakfabriken statt des türkischen und persischen Rosenöls verwendet. — Uebrigens, um noch einmal auf die Cultur zurückzukommen, geschieht die weitere Anzucht durch Oculation im Freien; ein großer Theil aber meiner Zöglinge, namentlich die remontirenden Moosrosen besteht aus mühsam durch Samen erzogenen Stämmchen. Die überlebenden Wildlinge werden dann zu Sträuchern, Pyramiden, oder wie es der

heutige Geschmack erfordert, zu 4—10 Fuß hohen Kronenbäumchen ausgebildet.“

„Und dann verlassen sie Ihr Gebiet und gehen hinaus in die Welt?“

„Ja wohl, und gelangen zu allerhand Ehren. Theils prangen sie auf öffentlichen Promenaden oder in Parks oder auch in den Sälen königlicher und kaiserlicher Schlösser. In alle deutschen Hauptstädte und Bäder gehen meine Zöglinge — viele aber nach England, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Polen, Ungarn, Galizien, nach der Moldau und Wallachei, ja einige sind bis nach Sibirien gegangen; andere gehen nach Amerika, ja nach Peru und Chili. Sie finden sie in den königlichen Gärten von Potsdam, wie in den kaiserlichen von Petersburg, auf dem Albrechtsberg bei Dresden, in Ziergärten und auf Friedhöfen. Ja, nicht nur als Symbol der Anmuth und Tugend treten sie auf, nein auch als Symbol der Trauer. Ich ziehe eine eigne Gruppe von Trauerrosen in verschiedenen Farben, die mit ihren haarartig zur Erde niederhängenden, schön belaubten Zweigen, an denen zur Zeit der Blüthe zahllose, nettgebaute Röschen erscheinen, ein würdiger ernster Schmuck der Gräber unserer Lieben sind.“

„Eine solche sandtest Du ja wohl einmal an Friedrich Rückert?“ schaltete hier Sturm ein; „hast Du noch seine Antwort?“

„Ja wohl,“ erwiederte der Rosengärtner, eilte ins Haus und kam bald mit einem schon etwas vergilbten, sorgfälig verwahrten Brieschen zurück, von Neuseß am 3ten Pfingstfeiertag 50 datirt, das also anhub: „Für die schöne Trauerrose, womit Sie mich im Namen unseres Freundes M. beschenkten, wollte ich Ihnen nicht eher danken, als bis sie über die Verpflanzung nicht mehr trauerte, sondern fröhlich zu wurzeln und zu treiben verspräche, was sie nun wirklich thut. Mögen Ihnen alle Ihre Gewächse und Pflanzungen, des Gartens und des Lebens, so fröhlich gedeihen! rc.“

Unter der lebhaften, anschaulichen Schilderung des begeisterten Besitzers, der wie ein Künstler seine Arbeit und sein Geschäft treibt und oft mit dichterischem Schwunge davon zu erzählen weiß, hatte sich mir der weite herbstlich trübe Garten wonnig belebt mit unzählig farbigen, köstlich duftenden Rosen. Unter diesem Eindruck verließ ich mit Freund Sturm still den schönsten Rosengarten Deutschlands, nachdem ich seinem Herrn für den mir gewährten Genuß gedankt und mir vorgenommen hatte, den Lesern des Daheim in Bälde davon zu erzählen.

R. K.

Eines Malers Frühling in Appenzell.

Text und Illustrationen von W. Riefstahl.

(Schluß.)

Das Frühjahr ist eine bewegte Zeit in der kleinen Appenzellischen Welt; die Sonne hat schon beharrlich das winterliche Gewand des Gebirges zerstört, nur noch in den Einsattlungen und den tieferen Rinnen, sowie auf den nördlichen Abhängen glänzen unzählige Reste desselben, die Linien und Formen des Ganzen zerreißend. Nach und nach schwinden aber auch diese, und nun liegt es da in prächtigen goldigen und grauen Tönen, denn die Rasendecke der Alpen und der zahllosen Grasbänder der Wände ist noch nicht erneut, wie die der Thalweiden und Voralpen, die eben im herrlichsten Schmuck des jungen Jahres prangen. Da regt es sich in den Stadeln, die Sennen legen das für die Alpfahrt allein gebräuchliche Kostüm an, die gelben Kniehosen und weißen Strümpfe, den bunten Schurz um die Hüften und den Hut mit Blumen geziert. So führt er seine Herde in die Voralpen. Den ganzen Mai und Juni hindurch hört man Morgens das dumpfe Läuten der riesenhaften Kuhglocken, welche die schönsten Thiere an reich verzierten Riemen tragen, unaufhörlich begleitet von dem jauchzenden, langgezogenen Kuhruf der Sennen. Alles Geräth zur Milchwirthschaft, Mundvorrath u. dgl. wird ihnen nachgeführt, den Schluß bildet der Geißbub mit seiner munteren Herde. Man wird dieser sich stets gleichenden Züge nicht müde, denn es ist ein Vergnügen die edlen, schmuck gehaltenen Thiere zu sehen, wie sie schnauben und brüllen im Gefühl der fröhlichen Fahrt zu den fetten Weiden; und ihre Herren und Treiber meist junge, hübsche Bursche, stolz auf ihren Beruf oder Besitz.

Nun, da alle Stege gangbar sind, darf man nicht länger säumen, die oft genannten und oft beschriebnen Fahrten ins Gebirge zu machen, zum Wildkirchli, zum Seealpsee, auf den Fähneren, Kamer und hohen Kasten, und wer Neigung und Beruf dazu fühlt, wie mein englischer Gefährte, auch auf den Säntis, den König des Alpsteins. Weniger bekannt, doch herrlich lohnend ist der Gang zum Säntis-See, tief smaragdgrün, umgeben von hohen Alpen und kühnen Bergformen, und noch weiter zum Fählensee, einem rings in starren, steilen Felsen gebetteten dunklen Gewässer. Rechts von dem Wege zu letzterem führt ein Pfad steil in einer Rinne über weichende Geröllhalden und Schneestreifen auf einen kahlen Sattel, Bötzel-Alp glaub' ich heißt der Platz, da öffnet sich wie mit einem Schlage ein großes, wundervolles Bild des Hauptgebirgsstockes, von dem man bis dahin während der ganzen Fahrt nichts erblickte. Ueber ein Labyrinth von Schneefeldern, Terrassen, Zacken und Wänden ragen in majestätischen Linien der Altmann kühn und stolz aufgebaut, und nur etwa 20 Fuß höher, der Säntis auf mächtiger, beschneiter Basis. So nahe lag dieser Riese vor uns, daß wir zu unsrer Verwunderung eine Spur in dem großen Schneefelde, das seinen Gipfel verhüllt, entdeckten. Der Wirth von Mäglisalp, die etwa 300 Fuß unter uns lag — im Sommer eine Kolonie von Sennhütten, sowie Stationsort für die Säntisbesteiger — war mit seinem Sohne hinaufgestiegen, um die Hütte auf dem Gipfel zu untersuchen. Da fanden sie denn harte Arbeit vor, denn ein Wintersturm hatte das Dach davon getragen. In dieser Höhe erst, über der Grenze des Baumwuchses, sieht man dem Gebirge ins Herz hinein, hier erst enthüllt es alle Wunder seiner unnahbaren Einöden, seiner Vernichtung drohenden Schrecken. — Der das Rheinthal begrenzende Zweig des Alpsteins fällt gegen den Bodensee nach und nach ab, und über einen der niedrigsten Sättel, den Stoß, führt eine Straße nach Altstätten. Der Stoß ist auch ein beliebter Aussichtspunkt, das breite, wohlangebaute Rheinthal mit seinen unzähligen Ansiedlungen liegt zu unsern Füßen, gegenüber begrenzt von den Vorarlbergischen Alpen, südlich überragt von einer langen Kette bündnerischer Berghäupter. Dies ist ein classischer Boden für die Appenzeller, denn hier wurde am 7. Juni 1405 die Schlacht am Stoß geschlagen, deren glücklicher Ausgang hauptsächlich die Freiheit des Völkleins begründete. Der Herzog von Oesterreich und der Abt von St. Gallen nebst vielen ihrer Ritter, ein wohlgerüstetes Heer von 10,000 Mann, waren herangezogen, die widerhaarigen Nachbarn sicher zu erdrücken. Es war aber ein regnichter Tag und der Boden schlüpfrig, da fielen die unverzagten Mannen, obwohl nur ein kleines Häuflein, nachdem sie, festeren Trittes wegen, ihre Schuhe ausgezogen, von der Höhe des Stoß hinab, in die dichten Haufen der Schwergewappneten und trieben's so mannlich mit „Hauen, Schießen und Stechen“, daß mancher edle Ritter dahinsank und das stolze Heer zerschlagen sich zur Flucht wandte. Das Andenken dieses Sieges ist noch lebendig im Volke mit manchen Einzelheiten, z. B. dem tapfern Widerstande des Hirten Uli Rotach, der, durch eine Sennhütte im Rücken gedeckt, sich gegen 12 Feinde vertheidigte, die er einen nach dem andern erlegte, bis man Feuer in die Hütte warf und der Held blutend in die Flammen sank. Alljährlich am Schlachttage erhebt sich Morgens 6 Uhr vom Flecken eine, vom Pfarrer und den höchsten Beamten geführte, Procession, die betend den 1½ St. weiten Weg zum Schlachtfelde zieht. Etwa ½ Stunde vor dem Ziel ist kurze Rast am Sammelplatz, noch heute so geheißen, weil hier das Häuflein der Appenzeller sich zusammenfand, um mit Hilfe von 200 Männern von Uri den harten Strauß zu bestehen. Hier hält der Landschreiber an die nach altem Brauch bewaffnete Schar, zu der jedes Haus wenigstens einen Mann sendet, eine kurze Ansprache. Bald danach ist das Ziel erreicht, und die Waller, schon von einer großen Menge aus den umliegenden Orten empfangen, scharen sich um die kleine Kapelle, welche, noch im Jahre des Sieges errichtet, das älteste Gotteshaus des Ländchens sein mag. Ihr Inneres birgt nur einen einfachen Altar mit einer Tafel, welche ausführlich und treuherzig Bericht von dem ruhmreichen Tage giebt. Nachdem eine Messe gelesen, gefolgt von Musik und Männergesang,

hält der Pfarrer die Festrede. Es war ein schöner Anblick diese Schar kräftiger Männer um das kleine Gotteshaus versammelt, in der Tiefe das schöne Rheinthal, ringsum die Gipfel des Gebirgs,



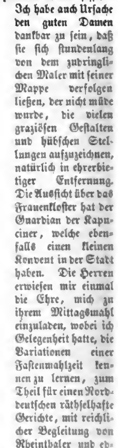
Die Nonnen des Franziskanerinnenklosters im Heu.

alles strahlend unter der Bläue des heiteren Frühlingshimmels. Wegen des kirchlichen Charakters des Festes hat sich Außer-Rhoden von demselben längst losgesagt, und es ist erst kurze Zeit, daß man die Procession eingeladen hat, die Straße durch den protestantischen Flecken Gais einzuhalten, da man früher, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, um den Ort herum ging.

Inzwischen ist die Zeit der ersten Heuernte herangekommen, und alles, was Arme hat, muß nun helfen. Eine der ausgedehntesten Besitzungen an Wiesen und Alpen hat das Frauenkloster der Franciskanerinnen, dessen behäbige Gebäude das äußerste Ende des Orts gegen das Gebirge zu bilden. Nach bischöflicher Vorschrift besorgen die Schwestern selbst ihre Heuernte in den den Klostern nahliegenden Gründen, damit die heilsame, starke Bewegung in freier Luft ihrer Gesundheit zu Gute komme. Und augenscheinlich unterziehen sich die frommen Frauen dieser Obliegenheit gern; mit großen Strohhüten gegen die Sonne gewappnet, sieht man sie scherzend und lachend das duftende Heu ausbreiten oder in Haufen sammeln, während die rüstigen Klosterknechte die Lasten zu den Wagen schleppen. Ertönt die Betglocke vom Kloster herüber, so fallen alle auf die Kniee, die braunen Gestalten, auf dem hellen, grünen Grunde — ein Bild, das mich jedesmal wieder fesselte.



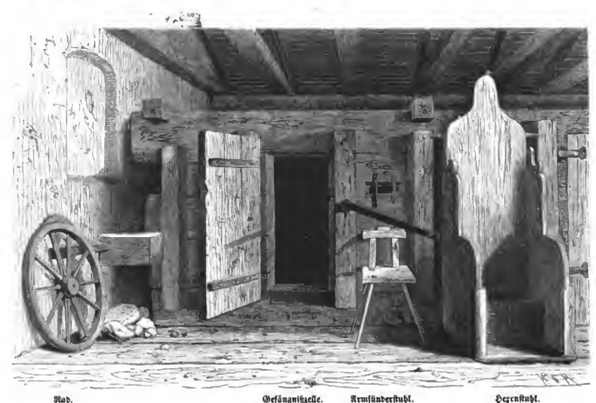
Stickerin. Molkenverkaufer. Kurgäste.



Ich habe auch Ursache den guten Damen dankbar zu sein, daß sie sich stundenlang von dem zudringlichen Maler mit seiner Mappe verfolgen ließen, der nicht müde wurde, die vielen graziösen Gestalten und hübschen Stellungen aufzuzeichnen, natürlich in ehrerbietiger Entfernung. Die Aussicht über das Frauenkloster hat der Guardian der Kapuciner, welche ebenfalls einen kleinen Konvent in der Stadt haben. Die Herren erwiesen mir einmal die Ehre, mich zu ihrem Mittagsmahl einzuladen, wobei ich Gelegenheit hatte, die Variationen einer Fastenmahlzeit kennen zu lernen, zum Theil für einen Norddeutschen räthselhafte Gerichte, mit reichlicher Begleitung von Rheinthaler und edlem Veltliner Wein. In dem geräumigen Refectorium nehmen die Speisenden nur eine Ecke ein, der Pförtner reicht die Gänge in rascher Folge herum; die Unterhaltung ist sehr lebendig in meiner Nähe, die

jüngeren Patres verhalten sich ruhiger, einige lesen auch Zeitungen. Nach dem Essen ging es in den Garten unter eine schattige Laube, wo sich die Väter als eifrige und tüchtige Kegelschützen erwiesen.

Von allen kirchlichen Festen wird das Frohnleichnamsfest, wie überall, mit möglichster Prachtentfaltung gefeiert, und noch einmal sollte ich das Städtchen im heitersten Festgewande sehen. Guirlanden, Kränze und Fahnen schmückten reichlich die Straßen, religiöse Sprüche und Bilder waren überall zu sehn, ja manches Haus war fast überdeckt mit bunten Tüchern und Festons. An gewissen Punkten waren reich decorirte Altäre errichtet und einer derselben brachte alle in mir schlummernden Antiquitätsgelüste in Aufruhr. Die ihn bedeckenden Teppiche waren aus dem 16. Jahrhundert und zeigten reiche figürliche Compositionen in sorgfältiger Stickerei und harmonischem Kolorit. Indes die Eigenthümerin, eine alte ledige Frau, die reichste Bäuerin des Ortes, die noch mehr an alterthümlichem Hausrath besitzen soll, hütete ihre Schätze als Familienheiligthümer und hatte schon manchen Antiquar abgewiesen. Nun erhob sich die Procession, von welcher in ihrer bunten Mannigfaltigkeit schwer ein Bild zu geben ist. Da sah man die vornehmsten Bürger, brennende Kerzen in den Händen, den Pfarrer mit der Monstranz unter seinem Baldachin, begleitet von hochgewachsnen Männern in altmodischen Grenadier-Uniformen und den bekannten riesigen Bärenmützen der französischen Garde. Außer vier oder fünf Priestern der nächsten Gemeinden folgten ihm zwei schöne Knaben, als Engel angethan, so naiv in ihrem Aufputz, wie es dem unbefangenen Sinne des ländlichen Völkchens angemessen ist. Sie trugen ein hohes Diadem mit vielen künstlichen Blumen, ein weißes Oberhemdlein, am Halse mit der modernen Cravatte geschlossen, an den Händen weiße Handschuhe und die Strümpfe bis zum Knie mit rothen Kreuzbändern bewickelt, die Füße aber staken in neuen, bunten Morgenschuhen. Natürlich hatten sie Flügel an den Schultern und an einem Bandelier einen Hirschfänger. Vor einem Altar aber zogen die Knäblein vom Leder, kreuzten mit mannhaftem Geklapper die Klingen und sangen unisono eine Hymne tapfer herunter. Die weibliche Jugend war auch schönstens mit der Farbe der Unschuld angethan und trug in ihrer Mitte auf zierlicher Bahre das holde Jesuskindlein. Neben vielen Kirchenbannern sah man heute auch die Fahnen der Rhoden, getragen von starken Männern in alten Officiersuniformen. Sie übten noch die alte, in Deutschland fast ganz verschwundne Lanzknechtskunst des Fahnenschwenkens mit einer Sicherheit und Würde, welche eifrige Uebung voraussetzte. Ich stand von vielem Volk umgeben am Frauenkloster, wohin die Procession aus der Stadt durch die Wiesen zog. Alle Glocken klangen, Chorgesang der Männer und die Stadtmusik abwechselnd tönten in die leicht verschleierte Morgenluft, die Fahnen flatterten im Winde und über allem ragten die blauen Berge. So kamen sie langsam daher gewallt, ein feierliches, rührendes Bild, das manches Auge feuchtete und fast alle Kniee beugte.



Rad. Gefängnißzelle. Armsünderstuhl. Hexenstuhl.

Die Folterkammer in Appenzell.

Die vormalige Hechtwirthin.

Heute war zur Verherrlichung der Procession auch eine Abtheilung der Landeswehr, Männer des zweiten Aufgebots, einberufen worden, denn die Recruten waren schon entlassen, nachdem sie eine Uebungszeit von nur sechs Wochen durchgemacht hatten. Die junge Mannschaft und die Officiere selbst schienen nicht viel auf Strammheit der militärischen Haltung zu geben, beim Antreten z. B. ging es immer recht heiter her. Nun fuhr der Instructor zwar zuweilen etwas barsch darein, es geschah mehr pro forma, als aus wirklichem Zorn über die jugendlichen Freiheiten. Appenzell Inner-Rhoden stellt ein Halb-Bataillon zum schweizerischen Heer und die Appenzeller sollen zu den besten Soldaten desselben gehören. Die Officiere sind natürlich Eingeborene, und zwar aus den verschiedensten Lebensstellungen; der frühere Kommandant war ein Schlossermeister, der militärische Passion trotz einem General hatte. Am letzten Tage der Uebungszeit war Recrutenball im Hecht; auf der Musikantentribüne spielte ein Hauptmann, der die Uniform flugs abgeworfen,

die zweite Geige; ein junger Bauer, der während der Kurzeit jeden Morgen früh zwei Uhr von seines Vaters Hof die Molken auf einem zweirädrigen Karren eigenhändig nach St. Gallen fuhr und auch schon manchem unsrer Landsleute das heilende Getränk im Weißbad kredenzt hat. In vielen Häusern sieht man Officierportraits in prächtigen neapolitanischen und päpstlichen Uniformen und es ist sicher, daß die Appenzeller so viel Neigung und Geschick zum Soldatenwesen haben, wie irgend eine Nation. — Hat schon das Militärwesen hier eine der demokratischen Staatsverfassung streng entsprechendes Gepräge, so gilt dies noch mehr von der Rechtspflege. Im ganzen Kanton gibt es keinen Rechtsgelehrten, noch wird nach einem Codex Recht gesprochen. Die Richter sind aus dem Volke selbst gewählt und ihre Sprüche geschehen nach persönlicher Ueberzeugung und so weit sie anwendbar ist, nach einer Sammlung von früheren strafrechtlichen Beschlüssen. Die höchste richterliche Behörde, namentlich auch für schwere Verbrechen, bildet der große Rath. Draußen vor dem Ort auf einem niedrigen Hügel ist die Richtstätte und der Galgen, beide etwas verfallen, denn seit Jahren ist nicht über Leben und Tod erkannt worden. Auf dem Rathhause unter dem Dachstuhle sind die Gefängnisse, die schlimmsten, die ich kenne. In dem ohnehin wenig erhellten Raum stehn etwa acht Behälter in der Größe und Gestalt von Menageriewagen, construirt aus starken Bohlen mit je zwei Abtheilungen, deren jede ein Luftloch von ein Quadratfuß als einzige Lichtöffnung hat, eine Lagerstatt mit Stroh ist die ganze Ausstattung des vollkommen finstern Raumes. In dem schlimmsten dieser schlimmen Löcher schmachtete zu Ende des vorigen Jahrhunderts monatelang der Landammann Sutter, angeklagt und schuldig befunden des Hochverrathes durch die Intrignen seiner Feinde. Das Verfahren wurde mit Folter und allen barbarischen Formen vergangener Zeiten geführt und endete mit seiner Enthauptung den 9. März 1784. Nach etwa zwanzig Jahren wurde die Ehre dieses Opfers der Parteiwuth durch einen feierlichen Spruch wieder hergestellt und seine Gebeine in öffentlichem Aufzuge von der Richtstätte nach dem Gottesacker übergeführt. Vor seinem Gefängnisse sieht man auch noch verschiedne Instrumente des peinlichen Verfahrens alter Zeiten, das Rad, den Hexenstuhl, den Armensünderstuhl, der bei Enthauptungen gebraucht wird, letzterer nicht ohne Spuren seiner schauerlichen Bestimmung. An der Front des Hauses ist auch der Pranger befestigt, der noch unter den Strafen figurirt, wie auch das Gassenlaufen und andere entehrende Strafen.

Um nun mit einem heitern Bilde zu schließen, kehre ich zu dem vielgenannten Gasthause, zum Hecht, zurück, dessen vormalige Wirthin eine der bekanntesten Persönlichkeiten der östlichen Schweiz war, in Tracht, Sitte und Wesen eine ächte Tochter ihres Volkes: flink mit der Zunge, stets angethan mit dem gefälligen Kleide desselben, eine Mutter der Armen und die Beratherin aller; ihren Gästen — hohen und niedern — das Muster einer Wirthin. Als einmal König Ludwig von Baiern in dem Hecht einkehrte, fragte sie ihn unter anderm: „Herr König, habt ihr auch Töchter?“ Und auf die freundlich bejahende Antwort des Monarchen fuhr sie fort: „Nun, da mag's auch schwer halten, bis sie unter die Haube gebracht sind!“ Derlei Anekdoten erzählt man sich viele von ihr in Appenzell. Der Hecht ist noch immer wohlbestellt in Küche und Keller, noch immer empfängt und bedient eine freundliche Wirthin ihre Gäste und macht ihr Haus auch zum Sammelplatz der Eingebornen, in deren Kreise sich der Fremde bald wie am eignen Herde fühlt, denn die Schweizer sind ein biederes und fröhliches Volk. Bist du, lieber Leser, besonders in Gunst, so setzt sich wohl die freundliche, schmucke, schwarzäugige Nachbarin mit ihren Schwestern, die bravsten Mädchen von Appenzell, in den Kreis und singen und jodeln zur Guitarre, daß dir das Herz im Leibe lacht. In diesem Hause mußt du wohnen, wenn du gleich mir acht Wochen voll Erfrischung und Stärkung verleben willst — einen „Frühling in Appenzell“.

Am Familientische.

Die Arzneimittel vor fast 200 Jahren.

Der große Kurfürst schon hatte in Brandenburg Medicinalreformen angestrebt, da ein zu großer Wust von allerlei Geheimmitteln sich in den Apotheken angehäuft hatte. Als das Medicinaledikt erschienen war und es einen König in Preußen gab, wurde das oberste Medicinalcollegium beauftragt, die allenthalben verstreuten Vorschriften zu der Bereitung der Arzneimittel zu sammeln, sichten und ordnen; so entstand das Dispensatorium borusso-brandenburgicum als Gesetzbuch für Aerzte und Apotheker, dessen siebente Auflage heutzutage noch, aber in unendlich verbesserter Gestalt, Gesetzeskraft hat.

Um das Collegium etwas für die gehabte Mühe zu entschädigen, befiehlt eine vorgedruckte Cabinetsordre allen Doctoren, Aerzten, Physikern, Apothekern, Specereihändlern, Badern und Hebeammen, daß sie sich für drei Reichsthaler und sechszehn Groschen dies Dispensatorium, Medicinaledikt und Taxe kaufen sollen. Es wird darin zugleich allen Buchhändlern verboten, diese Werke zu verkaufen, sub poena quingenorum Solidorum Imperialium Fisco nostro solvendum; die Hälfte dieser Strafgelder soll das Collegium erhalten und ebenso den Erlös vom Verkauf der drei Bücher.

Das hohe Collegium muß also in großer Gunst gestanden haben, weil seinethalben den Buchhändlern das Gewerbe beschränkt und den Hebeammen u. s. w. Bücher aufgedrängt wurden, die, weil sie lateinisch geschrieben, für sie völlig unverständlich waren, nur damit das hohe Collegium recht viel Geld für seine allerdings bedeutende Mühe erhalte.

Unter den vielen Arzneimitteln dieses in Großquartformat 1713 bei Joh. Michaelis in Berlin herausgekommenen Dispensatoriums, dessen Eleganz in Bezug auf Papier und Druck sehr in der Vorrede belobt wird, erregt gleich auf den ersten Seiten die Aufmerksamkeit die Vorschrift zu einem Amulet. Man muß dabei bedenken, daß die Apotheker sämmtliche Mittel vorräthig halten mußten, weil sie die Aerzte oft anwendeten und das Publikum sie vielfach begehrte.

1. Helmonts Amulet gegen die Pest.

Man hänge große und alte Giftfrösche, die man im Juni des Nachmittags gefangen, — ich übersetze stets wörtlich genau — mit den Hinterbeinen lebend am Herde auf, stelle eine Schüssel, unter der ein mäßiges Feuer unterhalten wird, mit Wachs darunter auf, damit sich der Geifer und Gischt, den die Frösche mit ekelhaftem Gestank aushauchen, darauf festsetzt. Nach drei Tagen setzt sich allerlei Gethier, das wie Fliegen herbeikommt, auf die Schüssel und bleibt am Wachse kleben. Wenn nun die Frösche krepirt sind, röste man sie, um Pulver daraus zu machen. Dies forme man mit dem Geifer und Gethier, was man alles von der Schüssel sehr sorgsam zusammenkratzen muß, in eine Rolle, etwa einen Zoll lang. Dieser Rolle gebe man das Aussehen einer Kröte und hänge sie, in ein Nesseltuchsäckchen genäht, an einen leinenen oder seidenen Faden so am Halse auf, daß sie an die Herzgrube zu liegen kommt. Je öfter und länger das getragen wird, desto sicherer wird man von der Pest verschont bleiben.

Obgleich dies Amulet — sagt eine Anmerkung — von vielen für gar nichts werth gehalten wird, hat es sich doch durch verschiedene Experimente der Aerzte und Wundärzte im letzten ungarischen Kriege zwischen den Rebellen und Kaiserlichen, als die Pest arg wüthete, tausendfach bewährt.

Ueberhaupt drängt sich durch diese Bemerkung der Gedanke auf, daß das hohe Medicinalcollegium auch die Mischereien der Canidia mit aufgenommen, jener übel beleumundeten Giftmischerin und Zauberin, von der Horaz sagt (in der bekannten Güntherschen Uebersetzung): Canidia läßt wilden Feigenbusch, den Gräbern ausgerauft,

Cypressen auch vom Leichenstein
Und Eier, mit der Kröte giftgem Blut getränkt,
Und eines Uhu Fittige,
Sammt Kräutern, welche Jolcos und Iberien,
Der Gifte Vaterland erzeugt,
Mit Knochen, einer Hündin Rachen abgejagt,
Auflodern in der Zauberglut —
— und schaufelt keuchend jene grause Gruft,
Worin ein Knabe bis ans Haupt
Verscharrt, nur mit dem Kinne ragt empor,
Damit, wenn blickend nach verbotner Kost
Das Auge bräche — dann sein Mark
Das ausgedörrte, und die Leber sei
ein vielbewährter Trank . . .

Freilich ist das beinahe 2000 Jahre her, jedoch folgende Vorschrift aus dem Dispensatorium des vorigen Jahrhunderts ist fast dasselbe, wenn nicht ärger.

2. Essenz aus dem menschlichen Gehirn.

Das Gehirn eines Jünglings, der sich einer guten Gesundheit und vortrefflichen Körperbeschaffenheit erfreut hat, der aber gewaltsam getödtet sein muß, werde mit allen Gefäßen und dem Rückenmarke in einem steinernen Mörser zerstampft und in einen gläsernen Kolben oder eine große Phiole gethan und soviel Kaiser Karls Hauptwasser und Weingeist zugeschüttet, daß dies etwa vier oder fünf Finger breit drüber ragt. Man verschließe das Glas luftdicht und bewahre es ein oder mehrere Jahre lang auf, dann erst destillire man es und zwar mehremal.

Was für Todsünden laden diese beiden Vorschriften allein auf die Apotheker vor etwa 200 Jahren. Thierquälerei, Zauberei mit Amuleten, Leichenräuberei oder gar Mord und Todtschlag! Denn woher Gehirn und Rückenmark nehmen, wenn nicht stehlen? Auf Verbrecher oder Selbstmörder konnten die Aermsten nicht rechnen, da diese doch gewiß selten Jünglinge waren. Und wenn sie dann nun wirklich einmal eine Leiche hatten, mußte doch erst er-

mittelt werden, ob das Individuum sich guter Gesundheit und untadelhafter Körperconstitution erfreut. Paßte das nicht, blieb blos der Todtschlag übrig. Wie aber, wenn sie auf die eine oder andere Weise Gehirn &c. erhalten und dieses schon destillirten — auf einmal verbreitet sich das Gerücht, der junge Mann sei doch krank gewesen, habe den oder jenen organischen Fehler gehabt! Der Vorrath war aber erschöpft, der Arzt hatte es eben wieder verschrieben, aber das konnte doch nicht gegeben werden! Diese beiden Vorschriften sind aber durchaus nicht einzig in ihrer Art. Kröten, Giftfrösche &c. werden noch öfter innerlich und äußerlich angewandt und Essenz gibt es auch noch vom Gehirnschädel &c. Bei vielen Präparaten ist aus irgend welchem Grunde die Vorschrift gar nicht angegeben, uns Epigonen ist blos der Mund wässerig gemacht z. B.

3. Matthiolus' Gegengift.

Ein kostbares Medikament, was heutzutage selten geworden ist, da Theriak und Mitdribat in so hohem Ansehen stehen. Mit gutem Grunde kann es hier fehlen, man muß aber in solchen Dingen mehr auf das Urtheil gewöhnlicher Leute, als auf das erfahrener Aerzte geben. (Sehr naiv und collegialisch.) Wer es bereiten will, befrage die Pharmakopoe der Augustiner, die doch alle Apotheker besitzen.

4. Wasser für den Husten.

Das Herz, die Milz und die Lunge eines schwarzen Kalbes, Schwarzwurzeln, China, Süßholz und Hufletttigwurzel, Zimmt, Huflettigblätter, Ehrenpreis, Skabiosen, Andorn, Lungen und Salbeikraut, Veilchen — Ochsenaugen — Mohn und Gänseblümchen, Krume von Weizenbrot, Wegerich, Boretsch, Ehrenpreis und Ochsenaugenwasser lasse man zwei Tage lang stehen und füge hinzu Ziegenmilch und das Blut eines Ferkels, dann erst destillire man alles kunstgerecht.

5. Wasser fürs Podagra.

Man mische den Inhalt eines Hirschmagens, oder wenn man den nicht haben kann, thut's auch ein Ochsenmagen, mit Froschlaich und destillire das.

6. Kaiser Karl V. Hauptwasser.

Majoran, Melisse, spanischer Hopfen, Rosmarin, Lavendel, Rosen, Lilien und Salbei, Nelken, Muskatnüsse, Kardemom, Zimmt, Kubeben, Paradieskörner, Muskatblumen, Moschus und Ambra stehe mit Weingeist sechs Tage lang an einem mäßig warmen Orte und werde dann nach allen Regeln der Kunst destillirt.

Für diesmal dürfte es genug sein, es ist noch eine große Masse der „frivolsten Compositionen“ in diesem königlich preußischen Dispensatorium vorhanden, Pulver, Pillen, Wasser, Salben, Pflaster, die Zahl ist Legion; vielleicht daß wir später einmal noch einiges hier mittheilen. Dr. H. L.

Was ist ein Rebus?

Diese für die Leser des Daheim so wichtige Frage ist kürzlich auf da Schloßbrücke zu Berlin entschieden und erledigt worden von zwei Dienstmännern, welche mit einander die neueste Nummer des Daheim betrachteten, die einer von ihnen so eben aus der Expedition geholt hatte. Nachdem sie mit ihrer Besichtigung bis zu dem Rebusbilde auf der letzten Seite gelangt waren, und der eine von ihnen dasselbe eine Zeit lang mit Kopfschütteln und stummer Verwunderung betrachtet hat, entspinnt sich zwischen ihnen die folgende Unterhaltung.

Dienstmann I. Na, da hört allens uf. Wat soll denn des confuse Zeug hier bedeuten?

D. II. Des nennt man eenen Rebus.

D. I. Sag mal, Schultze, was sind denn des eegentlich für Dinger, die Rebusser?

D. II. Det will ick dir belehren. Wenn de hinten in eene Zeitung uf de rechte Ecke recht ville kleene Bilderken siehst, die och manchmal aus Versehen verkehrt gedruckt sind, un och Buchstabens dermang, und de des nu recht lange von hinten und vorn betrachten dhust, un dir den Kopp zerbrichst, un nich weeßt, wat des allens bedeuten soll, so nennt mer des eenen Rebus.

D. I. Also des ist een Rebus?

D. II. Ick will mir dir noch mehr verdeutlichen. Wenn de z. B. hier von de Brücke in die Spree fällst und bis an den Hals im Wasser stehst, so daß nur noch dein Kopp raußer sieht, so stellt des eenen Schaafkopp vor und is een juter Rebus.

D. I. Ah, nu is et mir erscht klar, was een Rebus is. Nich wahr, Schultze, nu wenn du mir nu wieder raußer ziehst aus det Wasser, so stellt des eenen Zugochsen vor, un is ooch keen schlechter Rebus?

Frage- und Antwortkasten.

Frage: Es ist mir schon oft in eigner Erfahrung vorgekommen, es sei leichter, einige hübsch dahinfließende Verse als ein gutes interessantes und anziehendes Stück Prosa zu schreiben. Nach Ihrem Briefkasten zu schließen, müssen Sie wohl auch schon zu ähnlichen Gedanken gedrängt worden sein. Worin finden Sie nun d'r Erklärung dieser weithin zu beobachtenden Erscheinung?

Antwort: Auch wir haben die Erfahrung gemacht, daß jemand leicht einen hübschen Vers, dagegen schwer eine genießbare Prosa schreibt. Den Grund suchen wie darin, daß bei aller Leichtigkeit des Entstehens der Vers doch dem Gedanken eine knappere Form, eine größere Concentration und eine sauberere Fassung auferlegt, als die bequeme oft schlotterige Prosa. Etwa wie ein Soldat im Kommando straffer, stattlicher dasteht als außer Dienst.

Frage: Können Segelschiffe dem Winde direkt entgegenfahren? Man liest ja oft, daß sich Segelschiffe begegnen, von denen also eins dem Winde entgegenfahren muß.

Antwort: Segelschiffe können nicht direkt, aber indirekt dem Winde entgegenfa'ren, in dem sie kreuzen (laviren). Die Segel lassen sich so schräg stellen, daß sie in Verbindung mit der langen und verhältnißmäßig schmalen Form des Schiffsrumpfes, letzteren selbst dann noch vorwärts durch das Wasser treiben, wenn der Wind mit der nach vorn verlängerten Kiel (Mittel-)-Linie des Fahrzeugs einen Winkel von 66—68° bildet. Bei besonders scharf gebauten Schiffen mit Schrägsegel (Gaffelsegeln) ist diese Grenze sogar erst 55—50°. Würden Schiffe nur im Stande sein, vorwärts zu gehen, wenn jener Winkel ein rechter oder großer wäre, so würde es unmöglich sein, dem Winde entgegen zu fahren; unter den angegebenen Umständen kann dies jedoch auf Umwegen (Kreuzen) geschehen und zwar ist das Verhältniß der Schnelligkeit unter sonst gleichen Voraussetzungen wie 3 : 1 d. h. ein Schiff, welches nach einem bestimmten Punkte hin kreuzt, wird dreimal so viel Zeit gebrauchen, um ihn zu erreichen, wie ein anderes, welches mit günstigem Winde aber gleicher Geschwindigkeit direkt nach jenem Orte steuert.

Frage: Gibt es kein Mittel, um das Ansetzen mit Schlamm an der inneren Glasfläche von Süßwasseraquarien zu verhüten? L. B. in Zürich.

Antwort: Zum Theil dadurch, daß man Wasser aus einem rasch fließenden Bache verwendet, nicht solches aus einem von Algen &c. überwucherten Teiche oder Pfuhle. Näheres finden Sie in den vielen über das Aquarium erschienenen Bücher, die Ihnen jede dortige Buchhandlung besorgt.

Frage: Mein Schwager ist als Kaufmann am 1. November 1861 nach Australien ausgewandert, er hat den letzten Brief 1863 den 19. Februar geschrieben und seit der Zeit nichts mehr von sich hören lassen; auf alle Briefe, die von hier abgegangen sind, ist keine Antwort erfolgt. Seine Eltern sind in hohem Alter, der Vater hat bereits das siebenzigste Lebensjahr zurückgelegt und da es sein einziger Sohn ist, so blutet sein Herz oft von Kummer und Sorge und er trägt, da keine Nachricht kommt, seine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube um den abhanden gekommenen, einzigen, hoffnungsvollen Sohn, weil er sich immer einbildet, derselbe sei nicht mehr unter den Lebenden auf Erden. Ich nehme deshalb, als der Schwiegersohn meiner innig geliebten Eltern, meine Zuflucht zu Ihnen &c. C. J. in M. b. B.

Antwort: Wir rathen Ihnen eine Annonce in einem der deutschen zu Melbourne und Adelaide erscheinenden Blätter (oder auch in einem der englischen) zu erlassen. Die bekannten Berliner Annoncenbureaus z. B. Retemeyer werden Ihnen dies besorgen. Vielleicht kommt dem verlornen Sohne auch durch diese Nummer die Kümmerniß seiner Eltern zu Ohren.

Frage: Wie stammt man Staare in Gärten an, die weniger von ihnen besucht sind? R. in Z.

Antwort: Vorausgesetzt, das sich diese Geselligkeit liebenden ebenso amüsanten als nützlichen Vögel überhaupt in der Gegend aufhalten oder aufhalten können, d. h. daß ihnen feuchte Aecker, Wiesen, Viehweiden, Triften &c. ihre hauptsächliche Nahrung: Insekten und deren Larven, Würmer, besonders die so schädlichen Erdschnecken, Regenwürmer, Engerlinge u. dgl. in hinreichender Menge darbieten, — dadurch, daß man ihnen die bekannten, in Nr. 31. des Jhrg. 1865 des Daheim beschriebenen und abgebildeten Brutkästchen in gehöriger Anzahl einrichtet. So hat der Oberforstmeister Dietrich im sächsischen Erzgebirge die Staaren bis zur Höhe von 3000 Fuß durch über 100 Brutkästchen, welche er in der Nähe der von zwei verderblichen Rüsselkäfern heimgesuchten Fichtenpflanzungen anschlagen ließ, angesiedelt und die durch Menschenhand nicht zu rettenden Reviere dadurch vor dem Untergange bewahrt. So hat Dr. H. O. Lenz im Verein mit dem Förster in Friedrichsroda die Staaren im Herzogthume Gotha und einem großen Theile des Thüringer Waldes gleichfalls durch Anschlagen vieler Staarenkasten — Lenz hat „an seinen Hausgiebeln und den nahe stehenden Bäumen allein 42 dergleichen, und stellt von seiner Wohnung aus jährlich ein Bataillon von 504 Staaren ins Feld, welches täglich ein Heer von 35,280 großen, dicken, fetten (Erd-) Schnecken niedermetzelt und verschluckt“ — ansässig gemacht und dadurch dem Lande eine große Wohlthat erwiesen.

Legen Sie also nicht nur selber recht viele Staarenkästchen an, sondern gewinnen Sie Ihre Nachbarn dafür! Vielleicht bringt das Daheim einmal etwas Ausführlicheres über den beliebten, nützlichen Vogel.

Frage: Werden Segelschiffe im Gefecht blos durch das Steuer gedreht, wenn sie sich zum Abgeben ihrer Breitseiten umzuwenden gezwungen sind?

Antwort: Gegenwärtig kommen zwar nicht mehr Kriegssegelschiffe, sondern Dampfschiffe in das Gefecht, welche allerdings sich lediglich mit Hilfe des Steuerruders drehen, indessen vermögen Segelschiffe Wendungen und Drehungen mit dem Steuerruder allein nur innerhalb gewisser Grenzen auszuführen. Das Schiff gehorcht dem Ruder so lange willig, als es mit einer bestimmten Schnelligkeit durch das Wasser geht. Sobald diese Fahrt bei größeren Drehungen dadurch gehemmt wird, daß der Wind von vorne auf die Segel fällt, müssen diese vorn und hinten auf dem Schiffe verschieden gestellt werden, um als geeignete Hebel die Wirkung des Ruders zu unterstützen.

Der Thierfreundin, welche sich nach dem endlichen Schicksale der „drei Gleichen“ aus Nr. 2 dieses Jahrgangs, die ihr einen so wehmüthigen Eindruck hinterlassen haben, erkundigt, zur Antwort, daß von diesen 3 Affen im zoologischen Garten zu Dresden seitdem einer an den Folgen einer ihm von seinen Gefährten beigebrachten Bißwunde und die beiden andern an der Schwindsucht gestorben sind. Es ist letztere das frühere oder spätere Schicksal aller nach Europa gebrachten Affen, dessen Luft sie alle zum Opfer fallen. Sollte übrigens jener Aufsatz den Eindruck gemacht haben, als ob etwa die Kälte hierzu beigetragen hätte, so ist das dahin zu berichtigen, daß die Affen im Winter in geheizten Räumen sich befinden und eher von der Hitze als von der Kälte zu leiden haben.

Frage: Welche Anredeweise von Seiten der Kinder zu ihren Eltern fordert der Anstand; mit „Du“ oder mit „Sie“? Die „Gesellschaft der Freunde“ in S.

Antwort: Der Anstand gestattet, Herz, Gemüth und Kindessinn aber erfordern das Du. Das Sie ist glücklicherweise überwunden und spukt

nur noch in (abgeschriebenen) Neujahrsbriefen und Briefstellern. Denken Sie sich den Verkehr zwischen Mutter und Kind, in dem das Lieblichste und Heiligste auf Erden begriffen ist, den unsre Dichter mit den hellsten, zartesten Tönen der Poesie umkleidet haben, und dann denken Sie sich das Kind die Mutter mit Sie anredend! Es ist ein fröstelnder, erkältender Gedanke, den wir lieber nicht ausdenken wollen.

Frage: Welches Datum schreiben unsre Antipoden zu gleicher Zeit mit uns? A. M. in G.

Antwort: Bereits Magelhans Expedition machte auf der ersten, in der Richtung des Sonnenlaufes von Ost nach West ausgeführten Erdumsegelung, das ihnen schließlich ein Tag in der Zeitrechnung fehlte. Sie hatten längere Tage gehabt als ein der Sonne entgegenfahrendes, von West nach Ost segelndes Schiff sie hat. Letzteres wird bei der Rückkehr in Europa umgekehrt einen Tag zu viel haben. Es ist deshalb bei den Schiffern Gebrauch geworden auf dem 180° von Greenwich, den man die Datumscheide nennt, das Datum zu wechseln. Die von Ost nach West Fahrenden überschlagen beim Passiren des Meridians ein Datum, die von West nach Ost Gehenden schreiben dasselbe Datum zweimal. Länder von Bedeutung gibt es unter jenem Meridian nicht; Neuseeland, das von demselben getheilt wird, richtet sich — soweit wir wissen — nach dem benachbarten Australien.

— Der beschränkte Raum gestattet uns, nur einen kleinen Theil der einlaufenden Fragen zu beantworten, wir haben also zunächst bei Seite gelegt: Die anonymen, die zu weitläufigen und unbestimmten, die überhaupt ungeeigneten (besonders solche medicinische, die vor das Forum des Arztes gehören). Manche kommen noch zur Beantwortung, wenn es der Raum gestattet. Stets bitten wir jedoch festzuhalten, daß der Fragekasten nicht zur persönlichen Bequemlichkeit einzelner dienen soll, sondern ein Ort ist, wo allgemein interessante, wissenschaftliche Dinge zur Frage kommen, und darnach gefälligst die Fragen einzurichten.

Räthsel.

I.

Der Landmann liebt es auf dem Feld zu sehn,
Es zeugt von seines Ackers Güte,
Doch darf kein Sturm bei seiner Ernte wehn,
Nicht leicht ist's, daß man es behüte.
Liest du es rückwärts, warnt es vor Verschwendung;
Folgst du dem Zuruf, wirst du reicher sein,
Als wenn bei einer günst'gen Schicksalswendung
Du tausende urplötzlich nanntest dein.

II.

Jüngst hielt mit Schauer, Sturm und Finsterniß
Die erste Silbe mich umfangen,
Als sie die beiden letzten mir entriß,
Verzichtet ich, sie wieder zu erlangen,
Und hoffte still für den verlornen Schatz
Vom Ganzen Trost, Erquickung und Ersatz.

III.

Man machte meine Mutter kalt
Und riß mich weg von ihr,
Dann raubte man mir mit Gewalt
All' meiner Haare Zier;
Ersäufet ward ich und geschlagen,
Und nun zum Lohn für alle Plagen —
Was muß so schwer ich Aermste büßen? —
Trittst du mich täglich mit den Füßen.

Für das kleine Daheim.

I.

Sag, kennst du wol den kleinen Tropf,
Hat einen Hut, und keinen Kopf;
Und unter dem Hute obendrein
Steckt weiter gar nichts als ein Bein.

II.

In meinem hohlen Bauch
Ist nichts als Schmutz und Rauch;
Kehrst du mich um, so bleib' ich doch
Nichts weiter, als ein schmutzig Loch;
Doch wird ein Kopf an mich gesetzt
Und noch ein Schwänzlein ganz zuletzt,
So kann auf dieser Erden
Ich einmal besser werden.

III.

Gar gern siehst du mich prangen
Rings um dein Eigenthum,
Doch soll ich dich umfangen,
Bringt dir's nicht Freud' und Ruhm.
Drehst du mich um, so beiß' ich
Den, der mich beißt;
Nun sage, Kind, wie heiß' ich?
Wenn du es weißt.

Auflösung der Räthsel und des Rebus in Nr. 24.

Räthsel: I. Gas. II. Krähwinkel. **Für das kleine Daheim:** I. Ofen. II. Himmelsschlüsselchen (Primel). — Rebus: Wer Gott vertraut, gesunde Glieder hat, auf diese baut und um sich schaut, wird stets noch satt in Dorf und Stadt.

Briefkasten.

St. in B. Freundlichen Dank für den kunstvoll verschlungenen Wunsch. — Stud. R. „Wie jemand liest" 2c. ist ein altes, in vielen Gegenden Deutschlands allbekanntes Sprichwort. — E. F. in B. Wir müssen Ihren Artikel, wie so manches andere Interessante, für eine der ersten Nummern des nächsten Quartals aufsparen. Dann aber erscheint sowohl das „süddeutsche Original" als der „Mann in der Lüneburger Haide." — Frau Gräfin M. auf B. Decken für 1 oder 2 Quartale existiren nicht, sondern nur solche für einen ganzen Jahrgang. Die Post besorgt dieselben nicht. Bei event. Bestellung bitten wir um genauere Adresse. — Pf. H. in L. Der erste Vorschlag gar zu allgemein und darum nicht von hinreichendem Interesse; (abgesehen davon, das Leute wie R. rar sind;) desto besser der zweite, „die Kameele", den wir schon längst ins Auge gefaßt. Wollen Sie ihn nicht selbst in die Hand nehmen? Selbst ist der Mann und wer so praktische, hübsche Stoffe vorschlagen kann, kann sie sicher auch schreiben. In unsrer Zeit macht nicht mehr der Stil oder die Gelehrsamkeit den Schriftsteller, sondern der sichere, instinktive Blick fürs Interessante. Den haben Sie: einen Griff weiter hinein in den Stoff — und Sie werden sehen, es gelingt. — Präpos. H. P. in N. N. Trotz Ihrer Gründe haben Sie uns nicht überzeugt. Die Hauptperson haben wir bereits weitschichtig behandelt und die andern, wenn auch in ihrer Art recht tüchtige Leute, sind doch nicht von allgemeiner Bedeutung. Fahren Sie in den Fischstudien fort, die erste wird bald zum Abdruck kommen. — F. M. in St. Freundlichen Dank für die Notizen.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, ihre Bestellung gefälligst rechtzeitig erneuern zu wollen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1866. Ausgegeben im März 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1866. № 26.

Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy,

an dessen 57. Geburtstage (3. Februar 1866) geschrieben von J. Schubring in Dessau.

Als ich Ostern 1825 die Universität Leipzig mit Berlin vertauschte, wurde mir von meinem lieben Lehrer Wilhelm Müller (Dichter der Griechenlieder rc.) eine Empfehlung an das Mendelssohnsche Haus zu Theil, in welchem derselbe vor kurzem einige genußreiche Wochen verlebt hatte. Dieser Empfehlung zunächst, hauptsächlich aber dem überaus gastfreien Sinn, der in diesem Hause herrschte, habe ich es zu danken, daß ich die ganze Zeit meines Berliner Aufenthaltes, fünf Jahre hindurch, mit einer Freundlichkeit aufgenommen worden bin, welche dem sonst ziemlich Einsamen und Unberathenen ganz außerordentlich wohl that. Je mehr ich mir bewußt bin, daß meine Art und Weise gar nicht darnach angethan war, in jenes glänzende Geistesleben meinerseits irgend fördernd einzugreifen, daß ich mich deshalb immer mehr empfangend als gebend verhalten konnte, um so dankbarer muß ich die freundliche Geduld rühmen, mit welcher ich behandelt und getragen worden bin.

Es war wirklich ein glänzendes Geistesleben, das sich in jener Nr. 3 der Leipziger Straße — dem jetzigen Herrenhause — bewegte. Die Familie war ebensowohl innerlich mit allerlei geistigen Gaben reich bedacht, als auch mit äußern Glücksgütern glänzend ausgestattet, welche letztere weder zu eitler Prunksucht noch zu üppigem Genußleben, sondern vielmehr zu einer vielseitigen Entwicklung aller geistigen Kräfte und erfreulichen Darstellung eines wahrhaft gebildeten Hauswesens dienten. Eltern und vier Kinder, in jener Zeit in ungestörtem Wohlsein, durch eine nicht gewöhnliche herzliche Liebe und Uebereinstimmung harmonisch mit einander verbunden, die auf jeden Hinzutretenden einen gar wohlthuenden Eindruck machte. Das Leben war häuslich, sofern die Familie wenig nach auswärts geführt ward, sondern nach der Tagesarbeit die Abendzeit am liebsten im traulichen Beisammensein verlebte. Selten aber traf man sie ganz allein, sondern theils stellte sich eine kleine Schar nähergetretener junger Leute ein, theils füllte sich der Kreis mit Gästen anderer Art. Selten fanden zusammengebetene Gesellschaften statt. Wer sich angezogen fühlte, der kam; und wer gern kam, war gern gesehen. Wissenschaft, Kunst, Literatur waren gleichmäßig vertreten. Humboldt war oft da. Wenn er kam, pflegten die Anwesenden nach und nach um ihn herum einen Kreis zu bilden, indem vor seinem interessanten Gespräch bald jede andere Unterhaltung verstummte. Er konnte ohne alle Pause Stunden lang aus dem Schatz seiner Erfahrungen höchst anziehende Mittheilungen zum Besten geben. Hegel kam auch, trug aber zur Unterhaltung wenig bei, sondern suchte in einer stillen Whistpartie Erholung von seiner angestrengten Geistesarbeit. Außer mit ihm entsinne ich mich kaum, daß im Hause Karte gespielt worden wäre. Berühmte und unberühmte Leute, Reisende aller Art, Musiker zumal, aber auch andere Künstler fanden ein geistvolles Verständniß ihrer Bestrebungen. Die Unterhaltung war stets bewegt und schwungvoll.

Die Erziehung war sorgfältig auf die Hebung der vom Schöpfer reichlich in die Kinder gelegten Schätze bedacht. Felix war der allgemeine Liebling, aber keineswegs verzogen. Gab er dem Vater eine Veranlassung zur Unzufriedenheit, so wurde ihm weder der mahnende Blick noch das ernste aber stets ruhige Wort erspart. Wir hatten vor dem Hausherrn eine ganz unbegrenzte Verehrung. Wenn sein großes, kurzsichtiges Auge über die Brille weg sah, konnte er mit einem gar wunderbaren Blick Respekt fordern. Das köstliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn tritt in dem veröffentlichten Briefwechsel deutlich vor Augen. Gern aber nahm der Vater auch an den Scherzen der Jugend Theil und hatte sein Wohlgefallen daran. Ich sehe noch seinen verwunderten Ausblick, als einmal nach vollendetem Mittagsbrot der jüngste Sohn den von Bruder Felix an diesem Morgen aufgeschriebenen und dann heimlich eingehändigten vierstimmigen Kanon anstimmte: „Gesegnete Mahlzeit, prost Mahlzeit, wohl bekomms!“ Die kindliche Lust, den Vater zu überraschen, trat mit Singetönen so plötzlich in das vorausgehende Gespräch hinein, und der Vater blickte den kleinen Wagehals so seltsam an, daß ein allgemeines Gelächter den ersten Versuch unterbrach. Erst bei der Wiederholung konnte der Satz glücklich durchgeführt werden.

Daß der Knabe Felix in keine Schule ging, sondern von Hauslehrern theils allein theils mit den Schwestern unterrichtet ward, war seiner zurückhaltenden zarten Eigenthümlichkeit ganz entsprechend und führte ihn um so schneller vorwärts, als es ein tieferes Eingehen in die Sache und eine ungestörte Entwicklung seines Charakters ermöglichte.

Andrerseits glaube ich allerdings hierin auch eine Ursache davon zu erkennen, daß er, leicht verletzt und verstimmt, niemals recht fähig war sich in die Welt zu schicken. Die nicht gehärtete Weichheit des Gemüths konnte unangenehme Eindrücke nicht leicht verwinden. Vielleicht wäre diese Reizbarkeit besser überwunden worden, wenn frühzeitig ein Abhärten und Abreiben in der Berührung mit allerlei Schulkameraden stattgefunden hätte.

Mit der älteren Schwester Fanny trieb der Knabe seine musikalischen Studien gemeinschaftlich, und sie hat ihm in Composition und Klavierspiel lange Stand gehalten. Zwischen beiden war ein gewiß seltenes gegenseitiges Verständniß und herzliche Anerkennung. Partituren spielten sie vierhändig so hinreißend, daß der Lehrer Berger, der wohl selten lobte, als sie ihm nach längeren Jahren wieder einmal vorspielten — es war das Ballet aus der Hochzeit des Camacho — wie außer sich aufsprang und begeistert ausrief: „Aber, Kinder, ihr spielt doch auch ganz famos!" In die ersten Hefte der herausgegebenen Lieder nahm Felix einige Compositionen der Schwester mit auf, wenn er auch darüber scherzte, wie sie in Nr. 3 mit dem schwerfälligen Grillparzerschen Text umgesprungen sei. Sie neckte dagegen wieder mit den falschen Oktaven von f nach a am Schlusse des ersten Verses des Liedes Nr. 5, wogegen er sich damit vertheidigte, daß mit dem f im Sopran die Streichinstrumente schließen und mit dem a die Blaseinstrumente einfallen sollten. — Der musikalischen Schwestertreue, mit welcher die liebe Fanny ihr Leben lang dem geliebten Bruder anhing, konnte kein schöneres Loos zu Theil werden, als daß sie während der Probe Felixischer Musik, welche sie leitete, mitten im Vollgenuß, daß alles so herrlich ging, plötzlich vom Schlage getroffen schmerzlos ihren Geist aufgab. — Mit Rebecca, der jüngeren Schwester, trieb er Griechisch bis in den Aeschylos hinein, so daß es auch in dieser Sphäre an Gemeinsamkeit und Verständniß in der Familie nicht gefehlt hat. Mit dem muntern Beecchen tändelte der Bruder gern und kniff sie beim Gespräch in die Wangen.

Der Felix war doch ein wunderbar begabter Mensch. Abgesehen von der Musik, als dem Mittelpunkte seines Lebens, zeigte sich diese Begabung nach den verschiedensten Richtungen hin, ohne daß er damit eiteln Prunk getrieben hätte.

Er turnte z. B. kräftig und geschickt. Reck und Barren standen unter den Bäumen des Gartens, und es verschlug ihm wenig, kurz vor den Concertaufführungen, welche Sonntags in der Mittagszeit alle vierzehn Tage im Hause stattfanden, auch wenn er darin Clavier zu spielen hatte, erst eine halbe Stunde tüchtig zu turnen. Das eine Mal wurde er unmittelbar vom Reck an den Flügel gerufen; weil er aber just sich einen kleinen Splitter in den Finger gerissen, hinterließ derselbe während des Es-dur-Concerts von Beethoven Blutspuren auf den Tasten, die ich ihm behutsam während des Spiels unter den Fingern wegwischte. — Er schwamm recht gut. Wir haben einen heißen Sommer hindurch fast täglich in der Pfuelschen Schwimmanstalt gebadet, und es war mir sehr verdrießlich, daß wenn wir im Wasser mit einander rangen, er mich immer, obwohl ich größer und stärker war, bezwang und untertauchte. Bei der großen Entfernung der Schwimmanstalt am Schlesischen Thore hatte Mama für einen Wagen gesorgt, und die Folge war, daß ich jenen Sommer fast jeden Abend mit ihm heimfuhr. Nach dem Thee gab es dann regelmäßig Musik, fast am schönsten, wenn wir allein waren. Freie Phantasien wie später, trug er damals nicht vor. Aber Beethoven oder Bach hat er gespielt, wie ihm wenige nachthun werden. Seine eigenen Compositionen spielte er meist nur auf ausdrückliches Verlangen. Die Zeit nach dem Thee war dazu in der Beziehung eine unglückliche Stunde, daß gewöhnlich neun Uhr herankam, wo die Wache vom Leipziger Thore her unter den Fenstern bis zum Kriegsministerium hin den Zapfenstreich trommelte. Nicht selten traf das gerade ins Adagio hinein und verursachte natürlich eine höchst unangenehme Störung. Schon von weitem hörte man es leise herankommen, und je näher, desto ärger wurde das Getöse, bis auf dem Höhepunkte die Fenster klirrten. Wer je den Schmelz des Spieles vernommen und die Versenkung der Seele in diese Herrlichkeiten der Kunst — wie sie Mendelssohn so ganz hinnahm und wie sie sich auf den schwer werdenden Lidern der wunderschönen Augen ausdrückte — mit angeschaut hat, der kann verstehen, wie herzzerreißend diese Mißtöne in die Andacht hereinschallten. Und waren sie überstanden, so mußten sie für den Rückmarsch nochmals wieder erwartet werden. Das eine Mal sprang er auch mitten im Satz auf und rief im Zorn: „Ueber die dumme, abscheuliche Kinderei!" Freilich an die natürliche Vorsicht, der bösen Geisterstunde zum voraus aus dem Wege zu gehen, dachten wir nicht.

Mendelssohn war auch ein straffer Reiter. Der eine gemeinsame Spazierritt, den ich mit ihm gemacht, ging nach Pankow, von wo aus wir in den Schönhauser Garten gingen. Es war um die Zeit, wo er sich mit der Ouvertüre zum Sommernachtstraum trug. Wir lagen bei dem herrlichen Sommerwetter im schattigen Grase und waren in lebhaftem Gespräch, da faßte er plötzlich meinen Arm fest und flüsterte: Still! Nachher erklärte er mir, es sei da eben eine große Fliege vorbeigesummt und er habe sie gerne wollen ausklingen hören. Als die Ouvertüre fertig war, zeigte er mir die Stelle in dem Durchführungstheil, wo das Cello in der abwärts gehenden Tonleiter im Septimen-Accord das Thema aus h-moll nach fis-moll führt und sagte: „Siehst Du, das ist die Schönhauser Brummfliege!" *)

Auch zum Tanz, der ihm in den Jünglingsjahren viele Freude machte, hatte er Geschick. Sein Geburtstag wurde deshalb einmal ihm zu Liebe durch eine Maskerade gefeiert. Nur das Schlittschuhlaufen stand ihm nicht an. Das einzige Mal, wo ich ihn dazu bewegen konnte, war ihm die Kälte trotz der großen Pelzhandschuhe so unangenehm, daß er es wohl nicht wieder gethan hat.

Wie in diesen leiblichen Uebungen, so zeigte sich seine Begabung auch in geistiger Sphäre in verschiedenen Richtungen. Er spielte vortrefflich Schach, was auch eine Lieblingserholung des Vaters war. Daß er seine Mutter am Geburtstage mit einer selbstgefertigten und vom Lehrer in den Druck beförderten Uebersetzung der Andria des Terenz überrascht hat, habe ich nur außerhalb des Hauses erfahren. Es wurde mit dergleichen nicht geprunkt. Im Zeichnen war Rösel sein Lehrer gewesen, und wenn ich von Leistungen in dieser Beziehung nicht zu reden weiß, so war ihm doch der Sinn für künstlerische Auffassung der Natur, sowie für bildende Kunst erschlossen worden; mit Verständniß und begeisterter Liebe wußte er ältere wie neuere Meisterwerke zu erfassen. Was aber ins mathematische Fach schlug, schien ihm weniger zuzusagen. Vergebens habe ich mich einmal abgemüht, ihm klar zu machen, warum der Polarstern, der gerade schön hell und klar am Himmel funkelte, allein genüge, um sich über die vier Himmelsgegenden zu orientiren. Die in Gedanken zu ziehende senkrechte Linie bis zum Horizont, die Verlängerung der Gesichtslinie durch das Auge nach hinten zu und die rechtwinklige Kreuzung mit der Seitenlinie wollten ihm nicht in den Sinn.

Wie der liebe Freund componirte, habe ich nur ein einziges Mal mit angeschaut. Ich kam zur Vormittagszeit in seine Stube und fand ihn Noten schreibend, wollte alsbald wieder gehen, um nicht zu stören. Er lud aber zum Bleiben ein, indem er sagte: „Ich schreibe blos ab." Ich blieb denn und wir redeten von allerlei, während er immer weiter schrieb. Nicht ab, denn es lag kein Papier da, außer dem, auf welchem er schrieb. Es handelte sich um die große Ouvertüre aus c-dur, welche damals auch aufgeführt aber nicht veröffentlicht worden ist, und war eine Partitur für volles Orchester. Er fing mit dem obersten System an, machte langsam ein Taktpause-Zeichen, ließ ziemlich reichlichen Raum und zog dann den Taktstrich von oben herab über das ganze Blatt. Hierauf beschrieb er das zweite, dann das dritte System u. s. w., theils mit Pausen, theils mit Noten. Bei den Violinen kam zum Vorschein, warum er den Takt so breit angelegt, denn es gab da eine Figur, welche Platz brauchte. Die an der Stelle regierende längere Melodie wurde in nichts ausgezeichnet, sondern bekam eben so, wie die andern Stimmen ihren Takt und wartete beim Taktstrich auf die Fortführung, wenn ihr System wieder an die Reihe kam. Dabei gab es kein Vor- oder Zurücksehen, Vergleichen, Ueberhören oder dergleichen, sondern die Feder ging allerdings langsam und

*) Diese Worte erinnern mich an die Deutungen, die man der neuern Musik so gern unterlegt, wonach man ganz bestimmte Gedanken aus der Musik herauszuhören liebt. Friedrich Schneider war im hohen Grade damit unzufrieden und stellte dieser Programm-Musik, die er höchstens in Beethovens Pastoral-Symphonie anerkennen wollte, die „freie deutsche Musik" als eine höhere Stufe gegenüber. Mendelssohn sagte, seit Beethoven jenen Schritt gethan, gehe es nicht mehr an, ganz davon zu abstrahiren. In der Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt" tritt eine gar reizende Gesangsmelodie als Wiederaufnahme der ersten Noten des Einganges auf, die erst mit der Terz, dann sich steigernd mit der Quinte und endlich mit der Octave einsetzt. Ich sagte Mendelssohn, daß ich aus derselben die Töne der Liebe herausfühle, welche bei der glücklichen Fahrt dem Ziele ihrer Sehnsucht selig näher und näher komme. Er antwortete, das habe er sich dabei nicht gedacht, sondern ihm sei gewesen, als wenn ein gar freundlicher alter Mann hinten auf dem Schiffe sitze und mit vollen Backen zur glücklichen Fahrt in die Segel blase.

vorsichtig, aber ohne jeden Aufenthalt vorwärts, und wir sprachen ohne Aufhören weiter. Das Abschreiben, wie er es genannt, beruhte also darauf, daß das Ganze so vollständig bis in jeden einzelnen Ton hinein durchdacht und ausgetragen in der Seele lag, als sähe er es fertig vor sich. Ich habe späterhin auch andere halb fertige Compositionen gesehen, z. B. bei Friedrich Schneider, da war durchgehend die Baßstimme ausgeschrieben, oft beziffert, dazu hier und da in verschiedenen Instrumenten eine musikalische Figur angedeutet, das Uebrige noch unbeschrieben. „Das fülle ich später aus," sagte er dazu. Ob es aber nicht mit dieser Art des Componirens zusammenhängen mag, daß des nachfolgenden Ausfüllens gar leicht zu viel wird und eine lärmende Ueberladung entsteht, während bei Mendelssohns Art jeder einzelne Moment schon im Zusammenhang und Fluß des Ganzen nicht allein mit Noten, sondern auch mit Pausen seine ganz bestimmte Begrenzung hatte?

Mendelssohns Charakter lag eine tiefe Religiosität zum Grunde. Daß dieselbe der specifisch-kirchlichen Färbung entbehrte, darüber haben wir in früheren Jahren viel disputirt. Ich war damals als unbedingter Schleiermacherianer fast unfähig, das Christenthum in anderer Gestalt anzuerkennen, und habe mich deshalb gegen Felix wohl manchmal versündigt. Wilmsen, der ihn und seine Geschwister unterrichtet und confirmirt hat, schien mir zu unbedeutend, und ich ließ wohl ein Wörtchen darüber fallen, daß sie lieber zu Schleiermacher hätten gehen sollen. Da ward Felix aber ernstlich böse, ich sollte ihm seinen Beichtvater nicht antasten, dem er mit herzlicher Verehrung zugethan war. Freilich auch zu dessen Gottesdienst ging er wohl nicht viel. Wenn ich aber daran denke, mit welchem religiösen Ernst er seine Kunst auffaßte, daß ihm deren Ausübung immer wie ein Gottesdienst war, wie jedes erste Notenblatt seiner Compositionen auf der Stirn die Gebets-Anfangsbuchstaben trägt, wie er die Nachtwache bei dem sterbenden Freund Hanstein dazu verwandte, in der hier componirten ersten der später herausgegebenen sechs Fugen — aus e-moll — die mehr und mehr verzehrende Krankheit durch alles Ringen hindurch endlich in den Erlösungschoral in e-dur hinauszuführen; wie gerade die allerbesten Griffe in seinen Oratorien seinem feinen Takte zu verdanken sind — z. B. der Text zu der Arie des vor Damascus neu bekehrten Paulus in den drei Tagen seiner Blindheit, wo Mendelssohn von allen andern Vorschlägen nicht befriedigt, den dazu wie gemachten 51. Psalm selbst aufgefunden, — ja, wenn ich das ganze Bild des lieben Freundes in seinen Anschauungen und Urtheilen über Kunst und Künstler mir vergegenwärtige: — ob er am Dirigentenpult stand oder am Flügel saß oder im Quartett die Bratsche führte, — auf dem Antlitz thronte Religion und Anbetung; darum bezauberte er auch so mit seiner Musik. Ausdrücklich sagte er einmal, daß ihm religiöse Musik als solche nicht höher stehe als andere; jede müsse in ihrer Art zu Gottes Ehre dienen.

Einstmals klagte ich ihm, daß es mir schwer werde, die Bach'sche Musik anders denn als ein trockenes Rechenexempel aufzufassen. Da wollte er mich eines Bessern überzeugen und holte die Matthäus-Passion, davon er kurz zuvor aus den Zelterschen Vorräthen eine Abschrift geschenkt bekommen. Wir sangen daraus mit den Schwestern ein gutes Theil und da er sah, daß es mich Laien hoch entzückte, faßte er Muth und wir verabredeten eine Wiederholung mit besseren Kräften. Eduard Devrient nebst Frau waren bald zur Hand und sangen vortrefflich; bald war ein kleiner Chor von 16 Stimmen zusammengebracht und wöchentliche Uebungen eingerichtet. Das Entzücken aller Theilnehmenden und Zuhörenden ermunterte und drängte zu der im andern Jahre folgenden öffentlichen Aufführung, durch welche dieses längst verschollene Meisterwerk der Welt wieder gegeben worden ist. Irre ich nicht, so war dies die erste öffentliche Aufführung, die er unternommen, mit der er aber auch als Meister in der Direction in die Welt trat. Diese liebenswürdige Freundlichkeit mußte alle Welt bezaubern, und so viel Fehler auch bei der großen Schwierigkeit dieses Werkes in den Proben vorfielen, und so viel Wiederholungen gemacht werden mußten, so ist doch weder bei ihm je die Geduld gerissen, noch uns Theilnehmern der Sache zu viel geworden.

Wie er dieses Werk in sich aufgenommen hatte, davon gibt Zeugniß, daß er eine der späteren Gesangproben am Flügel ohne Noten leitete und nach Vollendung des einen Satzes sagte: „Der Sopran hat im 23. Takte nicht c, sondern cis." Die Passionsmusik rief in den dortigen musikalischen Kreisen eine wahre Begeisterung hervor. Mendelssohn erzählte mit herzlicher Freude ein Jahr später, als er aus England zurückgekehrt war, Bader sei ihm auf der Straße begegnet und habe ihm entgegen gerufen: „Da sind Sie ja wieder, wann singen wir wieder die Passion?" Außer Devrient, der den Christus vortrefflich sang, zeichnete sich Stümer als Evangelist aus. Aber so entzückend er vortrug, so hatte er selbst für seine Person keinen Geschmack an dieser Musik gefunden. Während der Aufführung hatte er in der Pause seine Frau gesprochen und mit Verwunderung in ihren Augen Spuren von Thränen bemerkt. Sie antwortete ihm aber, sie brauche sich dessen nicht zu schämen, denn um sie her hätten alle Männer geweint. Das hatte denn auch zurückgewirkt, und Stümer hat gegen Mendelssohn bekannt, daß er nun erst geahnt, daß hinter der Musik denn doch etwas sei, und beim zweiten Theil hat es ihn schon ergriffen.

Von jener Zeit her führte Mendelssohn auch bei den kleinen häuslichen Aufführungen den Taktstock, während er früher vom Flügel oder vom Bratschenpult her bescheidentlich seine Meinung kundgegeben. Er trat auch selbstständiger auf als sonst, wie ich mich des Falls erinnere, daß er bei der Haydnschen Symphonie aus d-dur langsamere Tempos forderte, als man sonst gewohnt war. Immer wieder eilte das Orchester voran, aber er hielt mit eisernem Willen und starken Taktstockschlägen zurück, daß selbst der treue Eduard Ritz als Vorgeiger zu murren anfing. Ich für meine Person mußte gestehen, daß mir über diese Symphonie damals ein ganz neues Licht aufging. Den letzten Satz hatte ich immer den Bärentanz nennen hören; aber diesmal war es eine überaus liebliche Musik. Man darf den guten Vater Haydn nicht überstürzen.

Was Mendelssohn als Dirigent für Zartheit und Nüancirung in das Orchester gebracht, ist zu bekannt, als daß davon zu sagen Noth wäre. Ich glaube, er hat in dieser Beziehung viel von Weber gelernt. Als der in Berlin seine Euryanthe einstudirte, war Mendelssohn häufig in den Proben und erzählte daraus mit Staunen, was der Mann aus diesem fremden Orchester zu machen verstehe. Zwar dessen göttliche Grobheit hat er sich eben so wenig zum Muster genommen als das übertriebne Schwanken im Tempo. In letzterer Hinsicht hielt er vielmehr ziemlich streng am Gleichmaß und wollte den Effekt mehr durch geistige Schattirung als durch Tempoveränderung erreichen.

Im Jahre 1830 kehrte ich von Berlin in meine Vaterstadt zurück, nachdem ich den lieben Freund bei seinem Masern-Stubenarrest noch recht reichlich genossen. Er machte dann mit dem Frühling die Reise, von welcher aus die nun herausgegebenen Reisebriefe datirt sind. Er kam zuerst mit dem Vater, der den andern Tag weiter reiste, nach Dessau zu mir, wohnte einer Probe des Orchesters bei, worin er dann, weil er gebeten wurde, auch die hier noch unbekannte Ouverture: Meeresstille und glückliche Fahrt, probiren ließ; bereitete in dem Rustschen Hause einer kleinen auserwählten Versammlung mit Beethovenschen (d-dur) und Haydnschen (e-dur) Trios, dann mit einer freien Phantasie über Adelaide und den Anfang der neunten Symphonie einen köstlichen Ohrenschmaus, stellte der Herzogin sich vor und übernahm von ihr Aufträge nach Rom. Wir waren natürlich auch an Friedrich Schneiders, des berühmten Componisten vom „Weltgericht", Thür, derselbe war aber verreist. Und es war gut, daß er verreist war. Als wir den dritten Tag über Land zu meiner Schwester fuhren, die Felix kennen lernen wollte, traf es sich, daß Schneider just auch dort war und im Hause nebenan bei einem Freunde wohnte. Wir begegneten uns im Dorfe, ich stellte vor, Schneider setzte seinen Spaziergang fort, und als er nach einigen Stunden zurückkam, fühlte man die Störung. Schneider war vor längeren Jahren auch einmal im Mendelssohnschen Hause gewesen und hatte sich über den hoffnungsvollen Knaben anerkennend geäußert. Aber die Bachsche Passion hatte ihn geärgert. Da war ein Enthusiasmus aufgelodert über etwas, das zwar alt, aber dem Schneider doch noch unbekannt war; da hatte Marx in der musikalischen Zeitung mit dürren Worten gesagt: Wer die Passion nicht kenne, der kenne Bach noch nicht. Schließlich hatte gar die Frau Herzogin von der Aufführung, der sie beigewohnt, tief ergriffen ihm den Eindruck nicht lobend genug schildern können, ja auch die wohlthuende Instrumentirung gerühmt, die nicht so betäube wie manche andre Musik. Das alles hatte Schneidern geärgert, so daß er sich auch nie dazu verstanden hat, einen einzigen Satz aus dieser Passion singen zu lassen. Und Mendelssohns Name war doch mit der ganzen Sache so innig verbunden, daß sich wohl unwillkürlich von dem Mißvergnügen etwas mit auf ihn übertrug. Schneider war damals auf

seiner Höhe und Mendelssohn, 21 Jahr alt, eben im Aufsteigen. Da sah jener etwas wie von oben herab und diesem gefiel das nicht. Für spätre Zeit muß ich es Schneidern zum Ruhme nachsagen, daß er gegen Mendelssohn eine andere Stellung eingenommen; wie er ihn denn auch, als die Leiche in der Mitternachtstunde auf der Eisenbahn hier durchgeführt wurde, einen Klaggesang nachsandte, den er eben für ihn gesetzt.

Seit dem Jahre 1832 haben wir viel über Oratorientexte verhandelt. In Betreff des Paulus waren, ehe ich davon erfuhr, bereits ansehnliche Vorarbeiten vorhanden; auf seinen Wunsch übernahm ich dann weitere Handlangerdienste im Zusammenstellen, Einfügen passender Sprüche und Lieder. Da haben wir theils mündlich, theils schriftlich viel verkehrt. Er zeigte sich überall als denkender Künstler und wollte sich über jeden einzelnen Schritt z. B. über Zulässigkeit des Chorals, des erzählenden Recitativs ꝛc. klarer, verständiger Rechenschaft bewußt sein. Er verwarf auch gemachte Vorschläge, fand sich in seiner Bibel so wohl zurecht, daß er herrliches Material selbst herbeischaffte; war aber für jede Hilfe äußerst dankbar. Daß er für die Paulinische Grundlehre von der Glaubensgerechtigkeit an der betreffenden Stelle meine Vorschläge nicht gelten gelassen und dafür nur das allgemeine „Wir glauben all an einen Gott“ gesetzt, wollte meinem theologischen Gewissen nicht zusagen, obgleich freilich eine noch weitere Ausführung nach dieser Seite hin wohl ins Breite gerathen wäre. Den Elias haben wir von Anfang an gemeinschaftlich gearbeitet; und es machte ihm Freude, daß ich das Oratorium ohne allen andern Eingang gleich mit dem Eliasspruch begonnen und die Ouvertüre mit Nr. 2 und mit dem Zusatz: „Muß drei Jahre dauern“ bezeichnet hatte. Ueber das Oratorium Christus hat er kein Wort mit mir gewechselt: dagegen haben wir früher über Petrus und über Johannes den Täufer unterhandelt. Was ich ihm über denjenigen Bericht, welchen das Evangelium Nicodemi von der Höllenfahrt Christi gibt, mitgetheilt hatte, hat ihn außerordentlich interessirt, und nach seinen Aeußerungen kann ich vermuthen, daß er davon wohl einmal einen musikalischen Gebrauch gemacht haben würde.

Es sind über diesen unsern Verkehr in den veröffentlichten Briefen einige wenige Spuren bekannt geworden. Ueberhaupt liegt neben seinen musikalischen Leistungen der liebenswürdige frische Charakter seiner Jünglingszeit in den Reisebriefen und der redliche Mannesernst in den späteren Briefen der Welt vor Augen. Ich schließe deshalb meine Erinnerungen, indem ich noch einen kleinen Zug beibringe. Als er mir in Leipzig den Paulus, soweit er ihn gearbeitet hatte, am Flügel spielte und sang, fand ich in der Hauptstelle vor Damaskus die Stimme des Herrn, die er in Sopran solo gesetzt hatte, zu dünn. Er klagte, daß es ihm auch so gehe, daß er lange vergeblich nach etwas Besserem gesucht, daß es ihm aber durchaus nicht zusagen wolle, den Effekt durch eine möglichst starke Baßstimme hervorzurufen. Ich schlug ihm vor, er solle den Satz vierstimmig singen lassen. Da sah er mich lange an und sagte: „Da würden mich die Herren Theologen gehörig heruntermachen, als wollte ich die Person des Auferstandenen leugnen und verdrängen.“ Ich erwiderte, für die Theologen wollte ich gut sagen; die wüßten, daß der verklärte Herr der Herrlichkeit eine andere Art von Stimme hat als ein Erdensohn. Da hat er denn die Worte in völligen vierstimmigen Frauenchor umgesetzt. Und wie gewaltig war die Wirkung! Meine Zusage wegen der Theologen habe ich aber doch nicht ganz aufrecht erhalten können. Denn eine Art von Theolog, Fink, in seiner musikalischen Zeitung, hatte doch Anstoß genommen, freilich in entgegengesetztem Sinne. Denn er wollte die vox humana ganz heraus haben und nur unbestimmte Posaunentöne hören lassen. Daß er aber zugleich an den Worten: „Ich bin Jesus von Nazareth, den Du verfolgst“ zu mäkeln wußte und schön reden konnte, der Verklärte und zum Himmel Gefahrene sei nicht mehr der von Nazareth, sondern der Herr vom Himmel, das hat uns ein herzliches Lachen verursacht. Der gute Fink hatte sicherlich Apost.-Gesch. 9, 5 nachgeschlagen und bemerkt, daß die Worte „von Nazareth“ da nicht stehen; darauf hatte er seine Kritik gebaut. Er hatte aber seine Theologie soweit vergessen, daß er daran nicht gedacht, wie Paulus selbst späterhin in der Apostelgeschichte seine Bekehrung zweimal erzählt und Cap. 22 V. 8 diese verpönten Worte ausdrücklich berichtet; so daß also die Rüge den Apostel traf. Mendelssohn, der sich dieses Umstandes wohl bewußt war, lachte und sagte nicht viel; Freund Schleinitz aber hat's dem Fink hernach in gemüthlicher Neckerei wacker eingetränkt.

Nachschrift. Es wird mir eben gesagt, daß ein tadelndes Urtheil über einen im Druck nicht genannten Musiker — in dem Briefe von Mendelssohn an mich, vom 6. August 1834 — auf Schumann gedeutet worden sei. Ich kann bezeugen, daß dies eine unrichtige Vermuthung ist. Warum in den herausgegebenen Briefen keine Beziehung auf Schumann vorkommt, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß Mendelssohn sich gegen mich einmal mit hoher Werthschätzung über Schumanns musikalische Bedeutung aussprach, und daß er nicht allein um des Clavierspiels der Frau Clara Schumann willen in freundschaftlicher Beziehung zu dem Ehepaare stand, sondern mir auch, als ich über das vierte Lied aus dem 6. Heft der „Lieder ohne Worte“ über das f im 5. Takt meine Verwunderung kund gab, seinerseits ganz verwundert entgegnete, es werde ihm nun erst klar, was Schumann Tags zuvor gemeint, da er ihm von weitem ein f entgegengefingert habe. Er selbst, Mendelssohn, finde dies f ganz natürlich, es müsse aber doch etwas Besonderes damit sein, da es uns beiden so aufgefallen sei. Ich schließe aus dieser kleinen Geschichte auf einen gemüthlichen und freundschaftlichen Umgang der beiden. Das Rendezvous, das damals für uns drei nach dem Rosenthal angesagt war, wurde leider durch einen zufälligen Umstand vereitelt.

Dem Abgrunde zu.

Erzählung von Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Sag mir, Mädchen, wo nimmst Du noch den Muth her zum Singen?“ fragte sie seufzend, als Amalie morgens ein heitres Liedchen trällernd sich ans Fenster setzte, mit des Vaters alter Weste, die anständig herausgeflickt sein mußte, eh sie an ihr zierliches Tagewerk ging. „Ach lieber Gott, Mutter, beim Seufzen kommt auch nichts heraus!“ sagte Amalie entschuldigend, „da sieh, ob nicht die Weste jetzt wie gestickt aussieht, und spürst du nicht, wie warm es ist im Zimmer? Ein ganzes Klafter Holz liegt unten, alles von meinen Einkünften!“ „Gott segne Dich dafür!“ seufzte die Mutter, „aber hast Du denn gar nichts für Dich übrig behalten?“ „O gewiß,“ sagte Amalie, triumphirend ihr Beutelein empor haltend, „zehn ganze Gulden!“ „Nun Gottlob! das reicht beinah für ein gutes Winterkleid.“ „Ja, Mutterchen, Du mußt nicht böse sein, ich habe mir einen rosa Atlashut bestellt und dann reicht's noch zu einem kleinen Sonnenschirmchen, das ist allerliebst jetzt im Herbst, weißt, wenn der Winter kommt, findet sich wieder Rath!“ „Es ist Deine Sache, Kind, ich kann Dir nichts dreinreden, aber ich wollte, Du lerntest für Deine Zukunft sorgen, für die ich, leider Gottes, nicht sorgen kann.“

„Nun, hab' ich nicht fünfzig Gulden baar, die mir der Vater in die Sparkasse besorgt hat?“ „Hat er?“ fragte die Mutter und schämte sich selbst wieder des Argwohns, der in der Frage lag. „Freilich! und die tragen Zins auf Zinsen, das ist in zwanzig Jahren, weiß kein Mensch wie viel! Da darf ich mir schon einen Hut und ein Schirmchen zur Freude kaufen, rosa steht so gut!“ „Ach armes Kind, wer sieht denn, was Dir gut steht! kommst ja nirgends hin, wenn Dich nicht die Cousine einmal nach Senzheim einladet!“ „Je nun,“ lächelte Amalie schelmisch, „der Besuch der Promenade ist gratis, und da begegnet man Leuten genug, lach mich nicht aus, aber gestern begegneten mir zwei, von denen einer noch lang den Kopf nach mir wandte und den andern fragte: ist das nette Kind wohl eine Fremde? Nachbars einäugiges Minchen, die ich zum Spaziergang abgeholt hatte, hat er schwerlich mit dem netten Kind gemeint.“ „Was für zwei?“ fragte die Mutter argwöhnisch. „Officiere, natürlich! was gibt's denn sonst für Leute? Die Kanzleiherren und Kaufleute und was alles, sieht man ja gar nicht in ihren dunklen Röcken!“ Gott helfe uns hinaus! dachte die Mutter bei sich mit



Felix Mendelssohn.

Nach Professor Magnus Portrait gezeichnet von A. Zoller.

schwerem Herzen, die Buben sitzen mit Karten beisammen in der ersten Stunde, wo sie heimkommen, und das Mädchen hat nichts im Kopf als Soldaten, wie ich leider Gottes in jungen Jahren! Weiß nicht, ob des Vaters oder der Mutter Erbe trauriger ist für die Kinder!"

Wer auf dem Schiff geboren ist, hält seine Bewegung für Stillstand, die stille Sorge und der bittre Mangel, dem ein Spielgewinnst nur für kurze Zeit abhelfen konnte, all diese kümmerlichen Verhältnisse waren für Amalie ein Zustand, den sie seit Jahren gewohnt war und den ihr die Freiheit, mit der sie hier sich bewegen durfte, weit aufwog im Gegensatz zu der pedantischen Beschränkung des Instituts: der Mutter war es ein qualvoller Gegensatz zu einer behaglichen und ehrenhaften Vergangenheit. Sie war eine freundliche Erscheinung und wurde freundlich behandelt, so fühlte sie die Geringschätzung nicht, mit der ihr Vater behandelt wurde, und sie war jung! Die duftige Ferne, Zukunft, die geheimnißvolle See stand noch vor ihr, die alles, alles wieder bringen konnte!

Wenn einmal die Mutter den lang verschwiegnen Gram ihres Herzens ausschüttete in des Kindes Herz, da umschlang sie sie wohl bitterlich weinend, und als die Mutter bat: „Aber nicht wahr, Amalie, Du behältst Deinen Vater darum doch lieb? Siehst Du, er hat ja auf der Welt niemand mehr als uns allein?" — da konnte sie ihr nur unter Thränen zunicken, aber bald hob sie wieder das Köpfchen: „Weißt Du, es könnte aber alles noch gut werden, wenn Julius sich gut hält und Wilhelm sein Glück macht, und ich . . . weißt Du, es gibt ja doch auch noch Männer, die ein Mädchen lieb haben und heimführen, auch wenn sie nicht reich ist, dann würden wir von hier wegziehen, und alles würde vergessen, und alles noch gut!" und sie schüttelte die schwarzen Locken zurück und sah verstohlen in den Spiegel, ob das Weinen ihre Augen nicht verdorben habe.

Sie war ein Elementargeist, diese helläugige Amalie, der nur auf der Oberfläche der Lebenselemente schwebt, eine Undine, ehe sie eine Seele gewonnen hat. Weichen Herzens und leicht erregt weinte sie mit der Mutter und pflegte sie mit unermüdeter Treue, opferte die Freude ihrer Tage und den Schlaf ihrer Nächte, um durch ihre mühsamen Arbeiten den bittern Mangel fern von ihr zu halten und ihr kleine Erquickungen zu verschaffen, — aber vom Krankenbett flog sie ans Fenster, wenn unten ein Säbel klirrte, und eine einzige Fensterparade konnte sie lange Sorgentage und Leidensnächte vergessen machen. Die Mutter suchte, wo sie konnte, der Vorliebe zum Militairstand entgegen zu wirken. „Um alles, Kind, häng mir Dein Herz an keinen Soldaten! Bedenk nur, wie hoffnungslos und aussichtslos eine Officiersliebschaft ist mit einem vermögenslosen Mädchen!" „Freilich Mutterchen, Du hast Recht!" seufzte Amalie gesetzt und altklug und senkte das Köpfchen wie in ernster Erwägung, um besser zwischen der Mutter und Tante, die eben zu Besuch da war, auf den Exercierplatz hinübersehen zu können.

Oft freilich brach auch ihr der gute Muth zusammen, ernste und heilige Bewegungen zogen durch ihr flüchtiges Herzchen, — in der Undine regte sich die Sehnsucht nach einer lebendigen Seele. Aber der schmale Weg ist in keiner Lage leicht zu finden, und sie, der so viel versagt war, was die Jugend andrer schmückt, glaubte sich doppelt berechtigt, die leichten Genüsse zu pflücken, die sich ihr noch boten.

An der Mutter wäre es nun gewesen, mit dem Kinde und für dieses den Halt zu suchen, der die leichten Stützen ihrer Erdenhoffnungen überdauert hätte, aber ach, wer am wolkenlosen Himmel nicht nach den Sternen geschaut, wie soll der sie finden, wenn sich der Himmel umzieht! Emilie hatte nicht gelernt, ihren Gott zu suchen und zu finden zur Zeit ihrer frischen Kraft, der Dieu des bonnes gens hatte sie verlassen, die Flügel ihrer Seele waren gelähmt zum Aufschwung, das Wort wurde ihr nicht zum Leben und eine dumpfe Resignation war die einzige Frucht ihres Gebets. Mehr konnte sie auch der Tochter nicht geben.

Amaliens lebhafter, bildungsfähiger Geist war brach liegen geblieben, seit sie im zwölften Jahr die Schule verlassen hatte, ohne alle ernste, gesunde Nahrung, was Wunder, wenn er seine Kraft vergeudete in Kinderspiel, in den kleinlichen Künsten harmloser Koketterie und sich für die Zukunft lustige Traumschlösser baute, statt nach der Einen Perle ohne Preis zu ringen.

Sie fing freilich auch Studien an, die sie interessirten, so lang der Lehrer sie interessirte, aber es dauerte nie lange, es waren alles Strohfeuer, die der Wind verwehte.

Und doch lebte sie so gern! Selbst wenn Tage kamen, wo sie ihr heitrer Muth, ihr leichter Sinn, alle Hoffnung auf bessere Tage verließ, konnte sie nie an den Tod denken; wenn sie auf einem Gang mit einer Freundin, der ein besseres Lebensloos gefallen, dieser ihr Herz ausschüttete in heißen Klagen über den Jammer ihrer Mutter, über ihre verkümmerte Jugend, so wandte sie doch mit Grauen um an der Thüre des Todtengartens, der der liebste Spaziergang der glücklichen Freundin war; nie war sie zu bewegen, einen Friedhof zu betreten, auch wenn er im herrlichsten Blüthenschmuck stand.

Unter den vielen, die gern in ihre schwarzen Augen blickten, die von dem Reiz ihres beweglichen Wesens gefesselt wurden, wäre wohl mancher gewesen, der das flüchtige Kind gern für immer festgehalten hätte, und ihr anscheinend leichtes Gemüth war einer selbstlosen, hingebenden Liebe fähig, die noch all die andern edlen Keime in ihm zur Entfaltung gebracht hätten; aber Armuth, — und mehr als Armuth, ein Haus dessen Ruin, dessen Schmach der noch lebende Vater ist, dies zu überwinden war keine Liebe stark genug, es schien, die Blume sollte einsam verwelken.

Und doch war einer, auch ein Officier, ein ehrliches Gemüth mit treuherzigen blauen Augen, der es ernstlicher zu meinen schien als die andern, sie unterschied bald das Klirren seines Säbels von den andern allen, sie grüßten sich allmählich am Fenster, sie begegneten sich höchst zufällig auf Spaziergängen, Amalie hatte ihr Taschentuch verloren, er war wunderbarer Weise der glückliche Finder gewesen und beim Zurückgeben hatten sie einige Worte getauscht. Das blieben nicht die einzigen, und als grüne Oase tauchte diese junge Liebe in der trostlosen Oede ihres Alltagslebens auf. In ihr Elternhaus konnte er nicht kommen, auch fürchtete sie die Seufzer der Mutter über eine so hoffnungslose Liebe, aber es gab schon eine gefällige Freundin, die ihnen eine Zuflucht bot. Aber ach! was sollte es werden! Vierzehntausend Gulden Eigenthum, fordert der unbarmherzige Staat, soll ein Lieutenant nachweisen, ehe ihm gestattet wird, einen eignen Herd zu gründen, und sie waren beide arm! „Das Glück ist uns doch vielleicht günstig!" meinte die immer hoffnungsreiche Amalie, „wir wollen's wagen mit der Lotterie!" In der geheimnißvollen Sylvesternacht, während die Mutter ihr müdes Haupt schlummerlos und thränenlos aufs Kissen legte, während der Vater mit innerlichen Flüchen sein letztes Geld wagte, saßen Amalie und Hugo, der junge Lieutenant bei der gefälligen Freundin, die unter allerlei mysteriösen Ceremonien ein Gefäß mit Nummern auf den Tisch stellte, aus der sie eine ziehen sollten, um ihr Glück zu wagen, Amalie hatte lange gespart und gearbeitet, um die Einlage zu erschwingen.

Sie beteten vorher zusammen, — Amalie hatte das Beten nicht ganz verlernt, aber sie dachte sich den Herrn etwa wie eine gütige Fee im Märchen, die ihre Gunst und Macht nur dadurch zeigen kann, daß sie uns Wünsche erfüllt, nicht wie einen weisen Vater, der im Geben und Nehmen segnen kann. Hätte er durch einen Wunderschlag ihren Vater zum General gemacht und sie zur glücklichen Braut, — sie wäre gewiß fromm und dankbar gewesen; sie suchte den Herrn wie man einen reichen Gönner aufsucht, der wohl helfen könnte, wenn er wollte und den man gekränkt und unbefriedigt verläßt, wenn er es nicht thut, nicht wie einen Vater, an dessen Herzen man ruhen will, sei es in Freud oder Leid.

Die verhängnißvolle Nummer war gezogen, nun war dem Glück ein Pförtchen geöffnet, — es konnte seinen Einzug halten, wenn es wollte.

Julius war immer noch der Mutter Stolz und Hoffnung gewesen, seine Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit wurden fortwährend gerühmt, er erfreute sie hie und da mit kleinen Geschenken von seinem Gehalt; sie erwartete keine glänzende Carriere mehr für ihn, aber doch eine sichre, ehrenvolle Laufbahn; bei ihm konnte doch vielleicht Amalie einst eine Heimat finden, für sich selbst hoffte sie bald auf eine andre Zuflucht.

Mit Stromberg war es dasselbe, nur daß er allmählich zu immer niedrigerer Gesellschaft herabsank, er war pensionirt worden; wo er immer Mittel zum Spiel hernahm, war räthselhaft, noch räthselhafter fast, wie die Familie doch noch leben konnte, da Pension und Ordensgelder fortwährend mit Beschlag belegt waren; Amaliens verwachte Augen hätten davon sagen können.

Sie saßen nach Tisch beisammen, der Vater dumpf vor sich hinbrütend, er sah nicht gern in das bleiche, verhärmte Gesicht seines Weibes, die Mutter und Amalie mit einer Handarbeit. „Von

Julius und Wilhelm wissen wir doch so lang nichts mehr," sagte die Mutter besorgt. „Vielleicht kommt Julius bald," tröstete sie Amalie. Fast in diesem Augenblick trat er ein, bleich, mit verstörtem Aussehen.

„Was ist's mit Dir, Julius? was hast Du? ich bitte Dich!" rief ängstlich die Mutter. Er warf ihr einen Brief seines Prinzipals auf den Tisch, aus dem sie es nur zu bald erfuhr. Julius hatte die ihm anvertrauten Amtsgelder angegriffen, der Prinzipal versprach um seiner bisherigen Tüchtigkeit willen Stillschweigen und Schonung, wenn der Rest augenblicklich gedeckt werde. Von seinem Wiedereintritt in die Stelle könne natürlich keine Rede sein, auch könne er ihn Gewissenshalber auf keine andre empfehlen.

„Aber um Gotteswillen, Julius, Du hast doch so einen schönen Gehalt, so manchen Nebenverdienst, wozu hast Du denn all das Geld gebraucht?" „Verspielt," sagte Julius mit dumpfem Lachen. Ein schweres Stöhnen, ein fast grauenvoller Ton drang aus des Vaters Brust, als er das Zimmer verließ. — Amalie hatte eine Summe gesammelt gehabt, um Holz und warme Kleider für den Winter zu bestreiten, die reichte zur Deckung der Schuld hin. Julius nahm Dienste als gemeiner Soldat. (Schluß folgt.)

Das bestverleumdete Haus Deutschlands.

„Viel Feind, viel Ehr."

Der Morgen graute noch kaum, als eine müde Nachtdreschke mich von dem Bahnhofe in Hamburg über Burgfelde und Hamm nach Horn hinausfuhr. Während die schwankenden Gasflammen in mein Gefährt hineinzitterten und die zur Seite liegenden Villen der reichen Hamburger in unbestimmten, phantastischen Umrissen gleich fortgesetzten Träumen der im Eisenbahnwagen verlebten Nacht vor mir auftauchten, gedachte ich auch noch einmal des Gespräches mit einem Freunde, das für mich die nächste Veranlassung zu dieser Reise geworden war.

Wir hatten einen lebhaften Streit über das „Rauhe Haus" gehabt, das er auf Grund vielfacher Stimmen der Presse für eine mehr schädliche als heilsame Institution hielt. „Sie kennen ja aber selbst die Anstalt nicht anders," sagte er zuletzt; „als aus den Berichten ihres Vorstehers und seiner Freunde; wie wollen Sie da ein unparteiisches Urtheil haben?" „Sie haben Recht!" hatte ich erwidert; „mein Urtheil mag ein irrthümliches sein, darum will ich selbst einmal hinreisen und mir eine persönliche Anschauung verschaffen. Den Bericht darnach will ich Ihnen nicht schuldig bleiben."

Der Freund war damit einverstanden, und Tags darauf hatte ich Leipzig verlassen. — —

Es war nahe 6 Uhr, als mein Wagen sich einem niedrigen eisernen Thore nahte, das dienstwillige Hände rasch herbeieilender junger Leute öffneten und uns die Fahrt nach dem Hause, das den Mittelpunkt der Verwaltung für die ganze Colonie bildet, ermöglichte. Eine Schar Knaben und erwachsener junger Männer begrüßten mich, nahmen meine Sachen ab und eilten, mich dem Inspektor Rhiem zu melden. Bald saß ich auf seiner Stube und theilte ihm meinen Wunsch mit.

„Die ganze Anstalt steht Ihnen überall unverwehrt offen!" sagte er. „Ich werde Sie einmal umherführen, um Sie im allgemeinen zu orientiren, dann gehen Sie allein umher, verweilen, wo Sie wollen, um ganz unbefangene Eindrücke zu gewinnen, und fragen Sie mich, wenn Ihnen etwas unklar erscheint oder worüber Sie eingehendere Auskunft wünschen."

Nachdem ich der kurz und einfach gehaltenen Morgenandacht des Hauses in dem mit Grün das ganze Jahr hindurch freundlich geschmückten Betsaale beigewohnt, folgte ich dem Inspektor in den Anbau desselben, wo die Knaben und ihre Führer, die „Brüder," sich zur Arbeitsvertheilung bei schlechtem Wetter versammeln.

„Alle deutschen Vaterländer sind hier unter den Kindern vertreten," sagte Herr Rhiem zu mir, indem er mich in den Kreis einführte; „heb mal die Hand auf, wer ein Mecklenburger ist!" Zwei oder drei thaten es. „Und die Sachsen!" „Und die Preußen!" ꝛc. Die überwiegende Mehrzahl waren gute „Hamberger." „Aber nun Jungens, zur Arbeit!" hieß es weiter. „Bäcker ab!" lautet das erste Commando. 4 Knaben treten in Reih und Glied an und marschiren mit dem aufsichtführenden Bruder in die Bäckerei. „Schneider ab! Schuster ab! Pantoffelmacher ab! u. s. w." Zuletzt werden einige Knaben dem die Landwirthschaft leitenden Voigte zum Graben, Dreschen, Erdekarren ꝛc. übergeben.

Gar munter ging das alles vor sich; fröhlicher freilich muß es im Frühling oder Sommer aussehen, wenn fast alle zur Feldarbeit oder auch zu einem „großen Spaziergang" unter Führung des Hausvaters, der bekanntlich nur im Sommer hier wohnt — wie es unser Bild darstellt — hinausziehn unter Sang und Klang, sei's zur Arbeit mit den Worten:

„Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
Doch Wachsthum und Gedeihen kommt aus des Höchsten Hand"

sei's zum Spaziergange:

„Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allem [illegible]
Wer's [illegible] will."

„Und jetzt lassen Sie [illegible] Gang durch die Anstalt machen, damit Sie [illegible] Tage genauer kennen lernen, was Sie heute [illegible] im Dämmerlicht geschaut."

Wir traten hinaus. Vor uns und um uns her lag die allmählich d. h. innerhalb 33 Jahren zu ihrem gegenwärtigen Umfange herangewachsene Colonie des Rauhen Hauses. Sie liegt hoch und frei. Im Norden schweift dein Auge hinaus auf Holsteins weite Feldmarken und auf das wintergrau und dunkel da liegende Wandsbecker Gehölz, aus dem heraus der bekannte „Wandsbecker Bote" so schöne Lieder einst gesungen; im Süden auf das reiche Elbthal: nach allen Seiten hin erblickst du Baumgruppen von Ulmen, Kastanien und Eichen. Der ganze Bau- und Gartenplatz, der einen Raum von 16 Scheffeln Hamburgisch (= ca. 20 Morg. Magdeb.) umfaßt, ist von hohen Eichen umkränzt und dabei von allen Seiten frei und offen, ohne Mauern, ein großer Garten, unter dessen Baumgruppen die verschiedenen Anstaltshäuser frei und freundlich zerstreut liegen. Dazu kommen noch 14 Scheffel Anstaltsfelder (3 davon gepachtet) und 14 Scheffel Wiesenland, so daß das ganze gegenwärtige Arbeitsgebiet aus 44 Scheffel Hamburgisch besteht.

„Ich führe Sie zuerst zu dem alten Rauhen Hause*), das der ganzen Anstalt den Namen gegeben hat, dem einzigen Gebäude, das 1833 hier stand.

Ein altersgraues Häuschen, über dessen grünbemoostes Dach eine Riesenkastanie ihre vielhundertjährigen Arme ausstreckt, die im Sommer einen krystallhellen Brunnen beschattet, lag vor uns. „In dieser Hütte," sagte Wichern bei der 24jährigen Stiftungsfeier seiner Anstalten, „wohnte, ehe wir Rauhhäusler einzogen, ein Gärtner. Er hieß Jannack. Der hatte eine seltene Pflanze gezogen, eine Victoria, die in fernen Landen heimisch ist und hier fast niemals blüht; aber wenn sie blüht, ist ihre Blüte voll Herrlichkeit. Seit Jahren hatte er Fleiß und Sorgfalt aufgewendet, diese kostbare Pflanze zu pflegen. Endlich versprach sie zu blühen, und es stand zu erwarten, daß viele Blumenfreunde aus Hamburg hierher kommen würden, sich ihrer zu freuen. Der selige Syndicus Sieveking, der an allem lebendigen Antheil nahm, was schön und was herrlich ist, schrieb eine Ankündigung, welche die Hamburger in großer Zahl einladen sollte, daß sie in des Gärtners Gewächshaus die Victoria blühen sähen. Aber die Blüten öffneten sich nicht, sie versagten, und des Gärtners Hoffnungen waren verloren. Es war nicht lange vor seinem Tode, als der Syndicus mir die Ankündigung gab, die er damals geschrieben. Die Victoria, sagte er, hat nicht geblüht, aber eine edlere Blüte ist in diesem Garten aufgegangen: das „Rauhe Haus."

Klein und unscheinbar wurde das Werk in der Hütte, in die wir jetzt traten, vor 33 Jahren gepflanzt, als Wichern mit seiner im Jahre 1861 heimgegangenen Mutter, die 28 Jahre ihm zur Seite gestanden, hier einzog. Seine Arbeit war nicht ohne Vorgänger und Vorbilder. Johannes Falk hatte 1814 in Weimar etwas Aehnliches begonnen; ihm waren der Graf von Volmerstein in

*) Der Erbauer dieses Hauses hieß Ruge, wonach es „Ruges Hus" hieß, was später Hochdeutsch in „Rauhes Haus" übersetzt wurde. Der sel. Synd. Sieveking schenkte es zum Beginne der Arbeit.

Düsselthal 1819, Zeller in Beuggen 1820 gefolgt. Durch die Liebe Hamburger Freunde, insbesondere des Syndicus Sieveking, in den Stand dazu gesetzt, folgte nun Wichern. Am 8. Nov. 1833 zogen die ersten 3 Knaben ein — Ende December waren ihrer 12. Sie waren von 5 bis zu 18 Jahre alt, aber alle gleich rettungsbedürftig; 8 waren uneheliche Kinder, 4 hatten sittlich tief gesunkene Eltern; alle waren wild und unbändig; Lügen und Stehlen war ihnen zur zweiten Natur geworden. Das war der Haushalt des jungen Candidaten Wichern und seiner Mutter.*)

Außer der Verdorbenheit der Burschen waren ihr Mißtrauen, ihre frühreife Ungebundenheit und ihre Neigung zum Vagabondiren zu überwinden. Wie war das möglich? Zuerst versicherte sie Wichern, daß alles Vergangene gänzlich vergeben und vergessen sein sollte, daß kein Wort darüber gesprochen werden, daß seine Mutter ihre Mutter sein sollte. Sie hörten das an, ohne es zu verstehen. Aber mit der Zeit fanden sie aus, daß es wahr sei und ihr ganzes Herz erschloß sich warm ihrem neuen Leben. Abends kamen sie in Wicherns Stube, um mit ihm über den Tag und seine Erlebnisse zu plaudern. [illegible] brachten sie ihm die ersten Blumen, die sie im Garten gezogen; und eines Morgens fand er sein Zimmer mit Blumen reichgeschmückt, aber niemals erfuhr er, wer es gethan hatte. Liebe war die Atmosphäre des Hauses, und ihr [illegible] allmählich die Herbheit ihrer eigenen Erfahrungen, bis derselbe Geist in ihrer [illegible] erwachte. In derselben Weise wurde ihre Neigung zum Vagabundenleben überwunden — die, welche fortliefen, kehrten bald zurück und die Freundlichkeit, mit der sie wieder aufgenommen wurden, das ihnen geschenkte Vertrauen, mit dem man sie Tags darauf wieder Aufträge auswärts besorgen ließ, überwand und fesselte sie. Der Geist des liebevollen, frommen Familienlebens erwies sich auch bald als ein Geist der Zucht an den Kindern, der sie an geregeltes Lernen und Arbeiten gewöhnte.

Diese ersten Anfänge traten so recht lebendig vor meine Seele, während wir das ungemein schlichte Häuschen, in dem jetzt noch 12 Knaben mit einer Anzahl Brüder und einem Candidaten der Theologie, einem „Oberhelfer“ wohnen, durchwanderten.

„Aus jenen ersten 12 Knaben,“ sagte mein Begleiter, „sind jetzt 91 geworden, die in 7 Familien getheilt in 4 Häusern wohnen; dazu kommen 35 Mädchen in 2 Familien, also im ganzen 126 Kinder.“

„Und wie groß ist die Summe der seit 33 Jahren aufgenommenen Kinder?“

„Es sind 558 Knaben und 164 Mädchen, also 722 Kinder zusammen bis zum heutigen Tage. Von ihnen haben viele 3, 5, ja 7 Jahre hier gelebt. Leider müssen wir gar viele zurückweisen, weil wir nicht genug Raum haben, und denken ernstlich daran, durch Herstellung eines eigenen Küchenhauses zugleich zur Begründung einer ordentlichen dritten Mädchenfamilie und durch Herstellung eines Gebäudes für die Agentur mehr Raum für das Pensionat zu schaffen.“

„Und wie wird diese große Anstalt erhalten?“ fragte ich. — „Die Kinder- und Brüderanstalt werden lediglich durch freiwillige jährliche oder einmalige Beiträge und Geschenke, durch Pensionen, welche die Eltern, Verwandte oder Beschützer der Kinder bezahlen, Legate &c. erhalten, wie sie auf demselben Wege gegründet sind. Pensionat, Druckerei und Agentur haben an diesen Geschenken keinen Theil, sondern müssen sich selbst erhalten. Die Einnahmen eines Jahres belaufen sich auf durchschnittlich 35,000 Mark = 14,000 Thlr., die allerdings oft nicht ausreichen. Das zuweilen entstehende Deficit ist aber stets mit Gottes Hilfe wieder gedeckt worden.“

Von dem alten Hause wandten wir uns zu dem „Schweizerhause“, das im Jahre 1834 erbaut wurde. Am Anfange jenes Jahres hatten die ersten 12 Knaben ihre erste größere Arbeit vollendet, d. h. den Wall, der einst gegen Westen und Süden die Gärten umgab, abgetragen. „Sie sollten und wollten dadurch den künftigen Kameraden und allen Freunden beweisen,“ sagt Wichern, „daß das Rauhe Haus ein Haus der freien Liebe ist, das keine Wälle, keine Mauern und keine Riegel duldet, weil die Liebe Christi fester bindet, als Wall und Mauer und Riegel. Zu Zeiten bis in die tiefe Winternacht bei hellem Lampenschein haben sie sich den Schweiß ihres Angesichtes nicht verdrießen lassen, dies erste gemeinsame Werk zu Stande zu bringen.“

Wir fanden in den unteren Räumen desselben die Druckerei in voller Thätigkeit. Unter der Leitung eines Faktors setzen und drucken hier Knaben theils für die Agentur, theils für andere Zwecke. Ich fand sie gerade mit dem Satze eines Melodienbuches für die deutschen Gemeinden in Australien beschäftigt. In den oberen Räumen befindet sich das Papierlager.

„Das dritte in der historischen Reihe unserer Häuser ist die grüne Tanne, 1835 erbaut und bis 1851 von dem Hausvater und der Hausmutter, jetzt von mir und meiner Familie bewohnt!“ fuhr Herr Rhiem in seinen Erläuterungen fort; „darin sind auch andere Räumlichkeiten, die den Bedürfnissen der Anstalt entsprechen, die Leinenstube, die Vorrathskammern, auch die Anstaltsküche, soweit dieselbe nicht im Pensionat besorgt wird. Dahinter ist der Betsaal mit einem Thürmchen; daran schließen sich die zwei Wohnungen für die Brüderfamilien, ein Waschhaus und ein Trockenhaus, vor welchem die Bleichplätze sich ausbreiten. Doch bevor wir dort einen Besuch machen, wollen wir noch die Knaben bei ihrer Arbeit sehen.“

Das Arbeitshaus, zu dem wir nun unsere Schritte lenkten, wurde 1836 errichtet. Es war eine Freude, die Knaben hier unter Anleitung der mitarbeitenden Brüder schneidern und schustern, Pantoffel machen &c. zu sehen. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ ist hier Hausgesetz, und Erwachsene, wie Kinder, müssen gleicherweise mit Hand ans Werk legen. „Wer sich des Spatens und des Hobels und des Schweißes im Angesicht schämt, kann auch in den Beruf der Brüder nicht eintreten.“ Außer dem Bedarf an Schuhen, an Holzpantoffeln und Kleidern ist auch aus diesen Werkstätten im Jahre 1860 eine Mehlsichtmaschine hervorgegangen, die wir gleich darauf in dem Bäckerhause in Thätigkeit sahen. Dasselbe liegt rechts von dem Wohnhause des Vorstehers, auf welches ein breiter Fahrweg von der Landstraße aus führt. Durch einen Hofraum damit verbunden ist die Wohnung des Voigtes, der die Landwirthschaft besorgt. Hinter der Bäckerei besuchten wir auch den unter Bäumen gelegenen Stall und die Scheune, in der wir mehrere Knaben und einen Bruder fröhlich dreschend antrafen.

Wenn eine so große Schar bisher verwahrloster, ja oft in Sünde und Schande tief versunkener Knaben hier weiter nichts lernte, als so frisch und wacker arbeiten, wie ich sie in den Werkstätten, zu denen auch noch eine Buchbinderei gehört, in der Scheune, auf dem Felde an jenem ersten Tage und seitdem acht Tage lang zu wiederholten Malen sah, — wäre das Haus nicht schon ein unberechenbarer Segen für die Gesellschaft und sein Erfolg eine der Früchte, an denen wir die Menschen und ihre Gesinnung nach der Weisung der höchsten Weisheit erkennen sollen? So mußte ich unwillkürlich denken, als wir uns nun weiter der Hirtenhütte zuwandten, die jetzt als Schulhaus dient, von dem ich weiterhin erzählen werde.

Wir machten nun noch einen Besuch in der Fischerhütte, die ganz von den Knaben der Anstalt erbaut worden ist und in der wieder eine Familie von Knaben, mehrere Brüder und ein Oberhelfer wohnen, dann in dem Weinberge, der das Pensionat für Knaben, die, ganz getrennt von der übrigen Anstalt, ihren Familienverhältnissen entsprechend eine höhere wissenschaftliche Bildung empfangen, und die Agentur (Verlagshandlung) des Rauhen Hauses enthält, aus der eine Reihe Volksbücher und größerer geschichtlicher &c. Werke hervorgegangen sind, in der Schönburg und dem neuen Bienenkorbe, den beiden jüngsten Familienhäusern; endlich kehrten wir bei den Mädchen ein, die wir mit ihren weiblichen Leiterinnen in voller Thätigkeit, theils nähend, strickend, stopfend, theils Gemüse bereitend, waschend und kochend antrafen.

Wir hatten unsern Rundgang vollendet. Herr Rhiem kehrte zu seiner Arbeit zurück; ich war mir selbst überlassen. Acht Tage habe ich das Leben der Anstalt getheilt — es ist eine Anziehungskraft in demselben, in der Arbeit und den Arbeitern und in der ganzen hier herrschenden Atmosphäre, daß man mit immer frischem Interesse

*) Im Laufe der Zeit sind außer Kindern getrennt lebender oder sogar verbrecherischer Eltern auch viele Kinder ganz achtbarer Eltern hergekommen, die durch ihre Arbeit verhindert oder durch Mangel an Erziehungsgeschick u. a. Gründen außer Stande gesetzt, ihren Kindern die erforderliche Zucht angedeihen zu lassen, es wünschen, dieselben der Anstalt anzuvertrauen. Niemals aber ist ein Kind zur Strafhaft hergekommen, wie es fälschlich in öffentlichen Blättern behauptet worden ist; niemals ist eines durch die Polizei hergebracht, sondern stets nur von den Eltern oder den Elternstelle vertretenden Freunden oder Vormündern. Uebrigens ist der Andrang so groß, daß im vorigen Jahre von 74 angemeldeten Kindern nur 27 Aufnahme finden konnten.

gefesselt und hineingezogen wird. So einfach aber der ganze Organismus ist, erblüht seine Entfaltung und Kundgebung doch in so mannigfaltigen Formen, daß es durchweg unmöglich ist, in wenigen flüchtigen Besuchsstunden ihn zu erfassen und recht zu würdigen. Aus der Oberflächlichkeit der oft schon mit Vorurtheilen herkommenden Besucher erklären sich denn auch die zahlreichen verunglimpfenden Stimmen der Presse und eines Theiles der s. g. öffentlichen Meinung, die von Zeit zu Zeit sich immer wieder vernehmen lassen. Aus dem, was ich in 8 Tagen dort gesehen, gehört, erlebt und meinem Freunde nach meiner Rückkehr berichtet habe, will ich für unsere Leser nur einige Momente hervorheben, die geeignet sein dürften, zu einer genaueren Kenntniß des dortigen Lebens und Treibens einen kleinen Beitrag zu liefern, wenn ich auch von vornherein darauf verzichten muß, eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung der Entstehung, des Fortganges und des gegenwärtigen Bestandes des Rauhen Hauses zu geben.

Kehren wir zunächst einmal in eine der Knabenfamilien ein. Du fragst, lieber Leser, was ist das, eine Knabenfamilie? Nun, das sind 12, manchmal auch ein Paar mehr Knaben, die unter Aufsicht mehrerer Brüder, deren einer ihren Führer repräsentirt, in einem der obenerwähnten Häuschen lebt. Du meinst vielleicht, das könne man doch keine Familie nennen, da gäbe es ja keinen Vater und keine Mutter! Ganz richtig — aber wenn der Vater im Zuchthause sitzt oder die Mutter ihr Kind — wie nur gestern uns ein solcher Fall zu Ohren kam — zum Stehlen erzieht — ist da nicht ein brüderliches Familienleben schon eine Wohlthat? Sehen wir aber zu, ob nicht ein warmer Familienhauch, trotz der Unvollständigkeit, durch ein solches Häuschen hindurchweht!

Es ist fünf Uhr Morgens. Von dem Thürmchen erschallt hell die Glocke. Ein Bruder, der die Nachtwache gehabt, ruft die für die Woche bestellten „Wecker". Einer von ihnen tritt in das Schlafzimmer unserer Familie und ruft die Knaben zum Aufstehen. Ein kurzer Morgensegen wird gesprochen und nun marsch in die Waschkammer! Danach macht jeder sein Bett, dann fegt einer das Schlafzimmer, der andere reinigt das Schuhzeug und die Hausgeräthe, noch ein anderer schafft Trinkwasser herbei. Allmählich kommen alle in der Wohnstube zusammen und setzen sich hin, um noch etwas überzulernen, zu schreiben oder dgl. Im Sommer geht wohl auch die Familie in den ihr angehörenden Garten, um zu graben, zu pflanzen und zu säen. Da ertönt die Glocke zum zweiten Male. Es ist 6 Uhr. „Zum Unterricht!" heißt es. Unter Führung des Bruders bricht die Familie auf und vertheilt sich in verschiedene Unterrichtsklassen, die theils von dem Inspektor, theils von den Oberhelfern geleitet werden. Da wird biblische Geschichte, Katechismus, Geographie oder Naturgeschichte gelehrt, oder es kommen auch alle zum gemeinsamen Singen zusammen.

Der hier ertheilte Unterricht ist ganz besonders angegriffen worden. Ich habe deshalb einer Anzahl von Stunden beigewohnt, in verschiedenen Klassen und in verschiedenen Gegenständen, und ich muß es bekennen, daß, wenn man die großen Schwierigkeiten, die gerade hier dem Unterrichte in den Weg treten, gehörig berücksichtigt, das Resultat ein wirklich höchst befriedigendes zu nennen ist. Man stelle sich einmal den Charakter der hier zusammenströmenden Kinder vor, ihre ganze Vergangenheit, ihre zum Theil tief eingewurzelten sittlichen Gebrechen, ihre durch Laster oft ernstlich gestörte Geisteskraft, ferner ihr verschiedenes Alter und ihren unregelmäßigen Eintritt in die Anstalt, endlich die nothwendige Trennung der Geschlechter und die Unmöglichkeit, für die durch das alles nothwendig werdende Vielfältigkeit der Klassen eigens erzogene Lehrer zu haben, — und man wird zugeben müssen, daß es ungerecht wäre, an die hiesige Anstalt den Maßstab geregelter Schulanstalten anlegen zu wollen.

Außer dem Inspektor, den 7 Oberhelfern (Candidaten der Theologie), dem Anstaltslehrer, der die specielle Controlle des gesammten Elementarunterrichts in Händen hat, unterrichten noch eine Anzahl von Brüdern, die dazu besonders begabt erscheinen und aus denen schon eine Reihe tüchtiger, später ordnungsmäßig geprüfter Lehrer hervorgegangen ist.

Außer den Stunden von 6—7 Uhr sind dreimal in der Woche Stunden von 9, resp. von 10—12 Uhr, außerdem einzelne Stunden nach 5 Uhr. Im Winter sind die meisten Stunden Abends von 5—7, resp. 8 Uhr. Doch wohnen wir einer solchen Stunde bei.

Es ist eine Katechismusstunde, vom Inspektor gehalten. Die versammelten Knaben und Mädchen sagen ein geistliches Lied im Chor her, danach eben so einen Bibelabschnitt. Nicht nur Präcision und Deutlichkeit in der Aussprache, auch Verständniß des Hergesagten tönt uns durchweg aus dieser Uebung entgegen. Auch die danach folgende Unterweisung wendet sich gegen alles gedankenlose Nachplappern und dringt auf klares Verstehen. Wie durch den ganzen religiösen Ton des Hauses, geht auch durch diese Stunde ein gesundes, durchaus nüchternes Wesen, und es ist wirklich eine Freude, die oft vorzüglich guten Antworten zu hören und in die aufmerksamen, theilnehmenden Gesichter der Kinder zu blicken.

Die Stunde ist zu Ende. Es läutet aufs neue. Unsere Familie kehrt in ihr Wohnhäuschen zurück. Da ist es besonders schön im Sommer — vor demselben hat ein jedes Kind ein Stückchen Garten, worin es seine Lieblingsblumen pflegt. Doch jetzt ist nicht viel Zeit zum Beschauen derselben, auch sind die Kinder schon recht begierig auf das Frühstück. Das wird in der Wohnstube eingenommen, es besteht in einer kräftigen dickgekochten Buchweizengrütze mit soviel Milch, als gerade zu haben ist; die Erwachsenen trinken Kaffee. Einzelne Glieder der Familie rüsten sich gleich danach auf einige besondere Geschäfte für die Morgenandacht — da soll Wilhelm die Tagessprüche lesen, Otto hat das Vaterunser zu beten, Heinrich die auf den Tag fallenden Geburtstage zu nennen u. s. w. Um $1/2$8 Uhr findet die schon einmal erwähnte Hausandacht Statt, die gewöhnlich nur 10—15 Minuten dauert, aber an 2 Tagen der Woche sich zu einer Bibellesestunde erweitert. Danach die oben beschriebene Arbeitsvertheilung, welche die 12 Knaben unserer Familien über die verschiedensten Arbeitsstellen zerstreut.

Um 12 Uhr ertönt die Mittagsglocke. Jubelnd springen die leichtfüßigen Burschen aus den Werkstätten und von den Feldern heim, reinigen sich am Teich; 5—10 Minuten später ist unsere Familie wieder beisammen in ihrem Wohnzimmer. Der eine hat geschustert, der andere getischlert, der dritte Holz gehauen, der vierte gebacken u. s. w. Jetzt stehen die zinnernen Teller vor ihnen, die dampfende Schüssel voll Reis, Linsen, Bohnen oder andere Hülsenfrüchte (3 Mal wöchentlich gibt es Fleisch, Sonntags Bratwurst, ein Hauptgaudium der Kinder) in der Mitte — jetzt wird en famille gegessen. Doch halt! noch darf nicht zugegriffen werden. Noch muß jeder Knabe erst sein „Arbeitszeugniß" von dem Bruder, mit dem er gearbeitet, vorweisen, und wer da als „faul" bezeichnet ist, erhält nichts zu essen. Es kommt das aber selten vor. Das Mittagsmahl ist in so kleinem Kreise ein äußerst gemüthliches und fröhliches — da erzählt der Bruder, der oft ein weitgereister Mann ist, von seinen Reisen oder von seinen Erlebnissen im Schleswig-holsteinischen Kriege u. s. w. Nach dem Essen aber geht es fix auf den Spielplatz, wo alle sich munter umhertummeln in allerhand alten und neuen Spielen. Das Spiel ist überhaupt eine Force des Rauhen Hauses, und der Knaben, die hier erst ordentlich spielen gelernt, sind gar viele.*) Aber siehe, heute wird mit einem Male das Spiel in unserer Familie unterbrochen. Was hat das zu bedenten? Wir gehen den ins Haus zurückeilenden Knaben nach und finden einen schön geschmückten und von Lichtern strahlenden Geburtstagstisch, sei's für einen aus ihrer Mitte, sei's für einen der im Hause wohnenden Brüder. Sind die Gaben auch nur klein, sie sind doch gut gemeint und jeder der Knaben hat — wenn es im Sommer ist — das Beste von seinem Blumenbeete dargebracht. Die Geburtstagskinder essen dann stets mit an dem übrigens auch sehr einfachen Tische des Inspektors.

Um 1 Uhr wiederholt sich die Arbeitsvertheilung des Morgens, — um 5 Uhr gehen wir mit unseren Knaben wieder in die Schule; vorher sind dieselben durch ein Vesperbrot und durch Spielen im Freien aufs neue erfrischt worden. In 4 Klassen wird gerechnet; ich hospitirte in allen und fand durchweg eine erfreuliche Fertigkeit im Kopf- wie im Tafelrechnen. Die Vorgeschrittensten bringen es bis zur Zinsrechnung und zu den Decimalbrüchen. In deutscher Geographie und Geschichte fand ich die Kinder gut bewandert — mit dem Lesen konnte man wohl zufrieden sein, namentlich fiel es mir auf, daß die Kinder den Wochenspruch in der Hausandacht sehr deutlich und schön lasen. Die Schreibhefte waren vorzüglich rein und gut

*) Ein vor einigen Jahren aufgenommenes Verzeichniß der hier üblichen Spiele ergab die Zahl 106.

gehalten, die Schrift war nicht schlechter, als in irgend einer Volksschule, die ich je kennen gelernt.*)

Daß noch mehr geleistet werden könnte, ist den Leitern des Hauses am wenigsten verborgen, und sie sind auf Vervollkommnung und Ausbau dieses Theiles ihrer Aufgabe ernstlichst bedacht. Aber das muß jedem, der nur einigermaßen eingehend das Geleistete betrachtet, in die Augen fallen, daß durchweg das Bestreben vorherrscht, die Kinder geistig zu heben, zu fördern und fortzuentwickeln.

Da ich gerade vom Unterrichte spreche, will ich gleich noch hinzufügen, daß auch tüchtig geturnt und unter Trommelwirbel ganz ordentlich exerciert, dazu im Sommer geschwommen und im Winter Schlittschuh gelaufen wird. Wirklich herzerquickend ist der Gesang der Kinder. Den sollte jeder hören, der die hiesigen Kinder kennen zu lernen wünscht. Einer Gesangsstunde wohnte ich bei, wo der 170 stimmige Chor (der Kinder und Brüder) unsere schönsten Volks- und Vaterlandslieder erklingen ließ, wo sie sangen: „Erhebt euch von der Erde", und: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein", und Arndts: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und: „Wer hat dich, du schöner Wald? rc." Sonnabend Abend hatten sie sich dann mit den Brüdern im Betsaale versammelt, um mir ihre Weihnachtslieder vorzusingen. Da erklangen die Jubelklänge des fröhlichsten und gesegnetsten aller Feste, bald in einstimmigen Liedern, bald in vierstimmigen liturgischen Chören, darunter die herrliche große Bortnianskische Doxologie. Unter diesen Klängen dachte ich an alles, was ich von der Weihnachtsfeier hier im Hause gehört, wie eine Familie der anderen, alle den Brüdern und den Armen heimlich freudige Ueberraschungen rüsten. Ich schloß die Augen, um mir mit Hilfe der Töne noch einmal zu vergegenwärtigen, was ich mir Tages zuvor hatte erzählen lassen.

„Eine doppelte Reihe lichtstrahlender Tannenbäume bildet einen lieblichen Weihnachtsgarten. Die langen Reihen hinab strahlen aber noch schöner als die funkelnden Lichter in den grünen Bäumen die fröhlichen, glückseligen Augen aus den 120 Knaben- und Mädchenangesichtern. Dazwischen ein vollständiger Weihnachtsmarkt von großen und kleinen, schönen und nützlichen Dingen. Hier ein ganzes Bergwerk, die Himmelfahrt-Fundgrube bei Freiberg, dort eine Schneide- und Mahlmühle, hier ein plastisch ausgeführtes biblisches Bild, dort ein sauberes Modell des Schweizerhauses mit sämmtlichem Inventar in allen Zimmern; endlich die große Weihnachtshütte, die mit Transparenten umgeben und im Innern hinter verschiedenen Coulissen die Ereignisse der ersten Weihnacht darstellt. Dazu die zahlreichen Papp-, Stroh-, Holz- und Eisenarbeiten für die Wohn- und Unterrichtszimmer, mit denen sich alle untereinander oder das Haus beschenken; Wandkörbe, Uhrgehäuse u. s. w. Die verschiedenen Werkstätten haben ihr bestes Geräth geliefert; die Bäcker präsentiren einen ungeheuer großen Prätzel u. s. w. die Mädchen allerhand nützliche und erfreuliche Dinge, namentlich viele schmucke Puppen, auch eine stattliche Fahne mit dem Hamburger Wappen, womit die Schwestern das Haus beschenken. — Und am andern Tage kommen die Eltern der Kinder und die Freunde herbei. Unter dem Kronleuchter nehmen 24 Arme als Gäste aus der Gemeinde Platz, darunter etliche sehr alte, die zum Theil schon seit 30 Jahren das Fest mitgefeiert und das ganze Jahr hindurch der Gegenstand liebender Fürsorge für die einzelnen Kinderfamilien geblieben sind. Und als die Sonne unterging und die Liederchöre der Kinder anstimmten: „Stille Nacht! heilige Nacht!" da entquillt zugleich, erst einzeln, dann immer reicher und voller dem Dunkel ein Lichtglanz nach dem andern, bis die helle Lichterkrone über den Häuptern der Armen und noch eine andere im Hintergrunde und rundum und oben und unten, und zuletzt aus dem Weihnachtsbaum die Menge der mit den Liedern wachsenden Lichter alles mit einem Lichtgewande umfließt. Dahinein tönen Johannes Falks Worte: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit."

Ich öffnete die Augen — vor mir standen die Chöre der Knaben und Mädchen und aus ihren Augen strahlte mir der Widerschein jener köstlichen Feier nochmals entgegen.

Und das ganze Jahr tönen stets durch die ernst erhebenden Weisen eines frommen Lebens und Arbeitens die hellen Klänge fröhlicher Lust und kindlicher Freude. Da gibt es Feste zur Jahresfeier der einzelnen Familienhäuser, da gibt es ein „Kirschenfest" und ein „Apfelfest." Da wird der „große Spaziergang" nach dem wiesen- und waldreichen Reinbeck unternommen, da wird der 18. Oktober gefeiert. Vor allem aber das Stiftungsfest der Anstalt. Hören wir den Schluß eines solchen aus dem Munde eines treuen Berichterstattes.

„Es schien," heißt es, „als hielten die Knaben und Mädchen das Fest für beendigt; denn während die Mädchen sich um Herrn Wichern" (so redet hier alles, mündlich und schriftlich, den Hausvater an) „sammelten, um noch ein Lied anzustimmen, waren jene hinter der Kastanie und dem alten Hause unversehens verschwunden. Die Mädchen aber sangen das Schenkendorfsche:

> In die Ferne möcht' ich ziehen,
> Weit von meines Vaters Haus,
> Wo die Bergesspitzen glühen,
> Wo die fremden Blumen blühen —

aber als der vierte Vers begann: Ander Loos war uns bereitet; Wie auch blühet unser Land, — da plötzlich durchbrach lauter Trommelwirbel das Lied. Woher kam er? Sieh da, vier kleine Tamboure voran, der Jakob, der Hans, der Franz, der Florian, ihren Marsch wirbelnd, — gar schmuck mit ihren großen blanken Trommeln und dem schneeweißen Lederzeug; ein Fahnenjunker hinterdrein, und dann nach Commandowort die ganze Rauhhäusler Armee, Officiere und Gemeine, an die 120 Mann, die Gewehre geschultert, mit fliegenden Fahnen, die Brüder voran in kurz geschlossenen Gliedern, die Knaben folgend nach regelrechtem Exercitium, lange, kurze und immer kürzere, bis auf den ganz kleinen Nachtrab, der noch kein Gewehr tragen kann, aber doch nach dem Trommeltakt die kleinen Füße wirft — es war eine Freude anzusehen. Die Sängerinnen waren auseinandergestoben, die Gäste staunten, schauten und konnten sich gar nicht satt freuen. So marschirte die Armee unter Trommelschlag und Hörnerklang schnurstracks durch die gedrängten Haufen der Gäste, mitten hindurch zwischen Reich und Arm und Klein und Groß nach dem großen „grünen Platz." Es war zum Malen, als unter den Kastanien und Eichen des Gehölzes, deren Laub in allen Farben des Herbstes erglänzte, — der lichtblaue Himmel droben und allüberall die goldne Flut des Sonnenscheins — als die bunten Farben im Marsche da flatterten, jetzt sich entfernend, jetzt wieder sich nähernd. Am grünen Platze erscholl das Commando: Halt! die Fahnen umschlossen den Platz, alles schwieg und nun erhob sich der Lobgesang: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen u. s. w." — Die Reihen formirten sich wieder, nach dem breiten Wege marschirte das Regiment. Da hieß es: Halt! Linksum! Präsentirt's Gewehr! Und unter dem Trommelwirbel und dem Klang der Trompeten erhob die vor den Gästen präsentirende Knaben- und Brüderschar ein lautes dreimaliges Hurrah! Dann: Rechts um! Marsch! Und bald waren sie in den Gängen des Gartens verschwunden!"

Doch wir kehren zu dem Leben unserer Familie zurück. Dieselbe hat vielleicht eben noch einen solchen Festesmoment vorbereitet (wie es im Sommer Mittwoch Abend von 6—7½ Uhr geschieht), da ruft die Abendglocke vom Thurm noch einmal das ganze Haus in den Betsaal. Ein Knabe oder ein Mädchen tritt nach dem Gesange vor und verliest, welches Glied des Hauses, fern oder nah, heute seinen Geburtstag feiert (gewöhnlich geschieht das Morgens), der Inspektor wiederholt die Namen, erzählt, wo das Geburtstagskind, falls es nicht im Hause mehr ist, gegenwärtig weilt, wie es ihm geht rc. Heute kommt noch etwas anderes dazu. Ein Knabe und Mädchen sind zum ersten Male in unserer Mitte. An jedes richtet der Inspektor ein Wort freundlichen Willkommens. Aller dieser wird in dem kurzen Schlußgebet nochmals Erwähnung gethan. Auch Mittheilungen aus Briefen früherer Hausgenossen, Nachrichten über Leid und Freud der Entfernten werden hier gegeben.

Danach folgt die Abendsuppe im Familienkreise. Ist es schönes Wetter, so hört man später wohl noch ein traulich Abendlied aus den Gärten schallen; hier unter den Eichen tönt es: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" — dort aus dem dunkeln Gartenweg „Der Mond ist aufgegangen" rc. Oder die Kinder sitzen in ihren Wohnungen und lesen eine schöne Geschichte von Horn, Glaubrecht, Nieritz, Caspari oder etwas Biographisches, Geschichtliches rc. oder rüsten sich

*) Das Pensionat, anfänglich für 12 Zöglinge bestimmt, enthält jetzt deren 22 (im vor. J. konnten von 54 angemeldeten nur 7 aufgenommen werden); es hat einen vollständigen, alte und neue Sprachen, wie Realien umfassenden Unterrichtsplan, und leistet mindestens ebensoviel wie jedes andere Pensionat, wovon ich mich in mehreren Stunden (z. B. Lektüre Caesars und Homers), denen ich beiwohnte, persönlich überzeugt habe. Die am weitesten Fortgeschrittenen dürften etwa der Reife für eine Gymnasialsekunda nahe sein.

auf den kommenden Sonntag durch ein ernsteres Gespräch. Endlich wird alles still und stumm — die Kinder sind zur Ruhe gegangen — nichts ist mehr zu hören, als die Stimme des Bruders, der sein Wächterlied singt und des neuen Morgens harrt.

Wie viel anderes könnte ich noch erzählen aus dem Arbeits- und Festesleben des Hauses! Doch der Raum gestattet es nicht. Drum seien zum Schluß nur noch einige Punkte kurz hervorgehoben.

Der Verkehr der Kinder mit der Außenwelt ist ein so freier, als es ein ordentliches Familienleben nur irgend gestattet. „Gute Haus- und Lebensordnung sind allein das Gehege und die Mauer, in der sich das Leben der Kinder bewegt.“ Auf Spaziergängen, die Sonntags bald ins grüne Wandsbecker Holz, bald durch die Stadt an den Hafen führen, geht es völlig ungezwungen zu. Die Kinder gehen dann nicht steif je zwei und zwei, sondern wie andere Kinder mit ihren Eltern oder Geschwistern in freier wechselnder Vereinigung, oder allein, singend, sprechend, wie es jedem gefällt. Die Eltern, soweit sie in Hamburg wohnen, werden regelmäßig von der Anstalt aus Sonntags besucht, um ihnen Kunde von ihren Kindern und den Kindern Kunde von ihren Eltern zu bringen. Alle vier Wochen steht den Eltern der Besuch bei ihren Kindern ganz frei; das ist dann allemal ein Hauptfest — im Sommer kommen oft 70, 80—100 Eltern, Verwandte und Geschwister herbei, die stundenlang mit ihren Kindern frei verkehren. Eben so gehen die Kinder häufig zu ihren Eltern, soweit dieselben zu erreichen sind.

Was wird aber aus den Kindern, wenn sie die Anstalt verlassen? Zunächst werden sie niemals Gehilfen oder Brüder, da in den Kreis derselben nur solche junge Leute zugelassen werden, deren Antecedentien völlig lauter und unbescholten sind. Die Anstalt, der man kürzlich in einem weitverbreiteten Blatte vorgeworfen hat, „sie predige den Kindern unter dem Namen der christlichen Demuth das bescheidene und resignirte Verharren auf den untersten Stufen der socialen Rangleiter“ ist vielmehr darauf bedacht, ihnen die Wege zu einer festen und ehrenhaften Stellung im bürgerlichen Leben zu bahnen. Sie befindet sich deswegen in einem fortwährenden peinlichen Kampfe mit der Thorheit der Eltern, die darnach trachten, so rasch als möglich ihren Kindern zum Broterwerb zu helfen, und sie deshalb in Fabriken oder als Laufburschen unterbringen wollen, während es der Wunsch und Wille der Anstalt ist, sie ein Handwerk lernen zu lassen. Andererseits befindet sie sich im Kampfe mit dem Eigennutz vieler Meister, die der Fortbildung ihrer Burschen, für welche von der Anstalt alle möglichen Mittel geboten werden, auf jede Weise im Wege stehen. „Wozu soll ich noch fortfahren, mich im Schreiben zu üben oder gar Rechnungen u. dgl. abschreiben? Das thut mein Meister auch nicht. Werde ich einmal Meister, so mache ich's wie er, und lasse es meine Frau thun!“ ist eine nur zu häufige Antwort der ausgetretenen Knaben an die Leiter der Anstalt. Uebrigens beruht es auch auf Unwahrheit, daß die Hamburger Handwerker meist die Zöglinge des Rauhen Hauses nicht gern in die Lehre nehmen. Während meines Dortseins ist kein Tag vergangen, an dem nicht 2, 3 Meister aus Hamburg hinkamen, um einen der zu Ostern austretenden Zöglinge als Lehrling zu erbitten.

Also: die abgehenden Knaben treten — so weit es die Anstalt durchsetzen kann, da sie ja nie die Eltern zwingen kann noch will — bei einem ordentlichen Meister in die Lehre. Die Anstalt gibt ihnen dann kleine schriftliche Aufgaben, die sie an den 14tägigen Besuchssonntagen vorzeigen, an welchen ihnen auch Fortbildungsstunden (in Anfertigung kleiner Aufsätze, Rechnungen rc.) zu Gebote stehen. Sie nehmen an den Hauptfesten Theil; alljährlich wird mit ihnen ein besonderer „großer Spaziergang“ gemacht. Außerdem sorgt die Anstalt bei fast allen Knaben für gänzliche Erhaltung in Kleidern — in Krankheitsfällen finden sie in ihr Aufnahme und Pflege — im Sparen werden sie fortgesetzt geübt; was sie in die Spartöpfe eingelegt, wird meist in die öffentliche Sparcasse für sie gethan.

33 Jahre sind vergangen. Was ist aus den bisherigen Zöglingen geworden? Wer wollte sich wundern, daß viele verschollen, manche verkommen sind? Aber eine große Anzahl hat sich auch bewährt. Viele sind Meister geworden, unter ihnen arbeiten einige mit Lehrlingen und sind Hausbesitzer; einer ist Geistlicher, einige sind Lehrer; wir finden unter ihnen Officiere in verschiedenen deutschen Armeen, Oeconomen, die Landgüter verwalten, Kaufleute in Deutschland und in noch zwei andern europäischen Ländern als Inhaber geachteter Firmen, ferner Vorsteher industrieller Institute, geschickte Kunstgärtner, Lithographen und Xylographen, Buchhändler und Buchdruckereibesitzer; einer ist Seecapitän, andere sind Steuerleute, Matrosen oder Colonisten in Amerika und Australien. Die Mädchen sind in Diensten, viele zu ihren Eltern zurückgekehrt, manche verheirathet.

Mein Bild des Rauhen Hauses würde ein gar unvollständiges sein, wenn ich nicht schließlich der Brüder erwähnen wollte. Dies sind junge Männer, 20—30 Jahr alt, die vor ihrem Eintritt als durchaus unbescholten und bürgerlich makellos und bisher dem Handwerker- und Lehrerstande (auch dem der Landwirthe und Kaufleute) angehörig hier als Gehilfen eintreten. Sie leben, in Familien (zum Unterschiede von dem der Kinder „Conviete“ genannt) in den verschiedenen Anstaltshäusern nur für die hiesigen Zöglinge, und werden zugleich in einem mehrjährigen Cursus theoretisch und praktisch soweit vorbereitet, daß jeder je nach seiner Gabe einen Beruf dienender Liebe annehmen kann. Sie gehen von hier ab als Hausväter und Gehilfen in Rettungshäusern und Waisenhäusern*) als Gefangenwärter, Armen- und Krankenpfleger, Gemeindehelfer, Stadtmissionare rc. auch als Schulmeister oder als Arbeiter unter unsern zerstreuten Landsleuten außerhalb Deutschlands, bis jetzt in England, Rußland, Serbien, Syrien, Italien, Nordamerika und Australien. Gegenwärtig sind ihrer in der Anstalt 32, in Summa sind es aber 320.

Nicht nur gewisse, überall Verdacht riechende Leute, nein sogar die geistreiche Gräfin Gasparin u. a. haben sich an den Namen „Brüder“ und „Conviet“ gestoßen. Ist es aber nicht eine Thorheit, um solche Namen und Organisationseigenthümlichkeiten sich zu ereifern, die doch zum mindesten unwesentlich sind? Ich habe auch meine Bedenken früher darüber gehabt — in dem Leben des Hauses habe ich sie aber ganz vergessen. Weshalb? weil ich da Gelegenheit gehabt habe, die Früchte kennen zu lernen und zu prüfen. Ohne also auf eine Vertheidigung oder Kritik des Systems mich einzulassen, will ich lieber erzählen, was dabei herauskommt.

Ich wollte, die Krittler hätten am vergangenen Sonntag Abend auf meiner Stube sein können. Da besuchten mich 6 Brüder, die im Feuer von Düppel und Alsen mitgewesen waren. (Im ganzen waren 16 hinausgezogen, deren Mehrzahl seitdem wieder in andere Berufskreise übergegangen ist.) Die Cigarren dampften so lustig, daß man sich in den Pulverdampf versetzt glauben konnte. Da saßen sie vor mir, diese wackren Ehrenmänner, so frisch, so gesund, so anspruchlos und erzählten auf meine Bitte so einfach von ihren Strapazen während des Feldzuges von Mai bis August 1864, von ihren Liebesdiensten an Gesunden, Verwundeten und Todten, als ob das alles die selbstverständlichsten Dinge von der Welt wären. Die Gesunden hatten sie mit Testamenten und Unterhaltungsbüchern, mit Papier, mit Tabak, Cigarren, Lebensmitteln und Kleidungsstücken, welche aus ganz Deutschland ihnen zuströmten, versorgt. Die weißen Binden mit dem rothen Hanseatenkreuz (eine Gabe Hamburger Frauen), die sie mir noch zeigten, am linken Arme, waren sie mitten in den Kugelregen hineingegangen und hatten unter fortwährender eigener Lebensgefahr die Verwundeten herausgeholt — in dem Feldlazarethe hatten sie als Krankenpfleger gedient, bei den Amputationen geholfen rc. „Oft,“ erzählte einer von ihnen; „schlugen die Granaten vor uns, hinter uns und zur Seite ein, oder platzten keine zehn Schritte über unseren Köpfen, daß die Stücke wie Rebhühner uns um die Ohren sausten, aber eine höhere Hand waltete über uns und schützte uns.“ — „Als der berüchtigte „Rolf Krake,“ erzählte ein anderer, „ganz in der Nähe seine mörderischen Geschosse den Truppen in die Flanke schickte und eines seiner Opfer, ein tapferer Krieger, hilflos hingestreckt, entsetzlich zerschossen dalag, eilten wir unserer zwei hin und holten ihn aus dem furchtbar drohenden Feuer, das das Panzerschiff über uns ausspie.“ — „Am zweiten Osterfeiertage“ — so heißt es in einem unparteiischen Berichte — „waren sie alle von 3 Uhr früh bis 9 Uhr unausgesetzt im tollsten Granat- und Kartätschenfeuer beschäftigt und holten unter Leitung des Fürsten Pleß, zur allgemeinen Bewunderung der Soldaten, 23 Verwundete unter den Batterien des Feindes und schafften sie nach den Verbandplätzen. Ebenso brav be-

*) Es stehen zur Zeit regelmäßig mehr als 3000 Kinder im Unterricht und unter der erziehenden Leitung der Brüder.



Rauhäusler Kinder, nach der Natur gezeichnet von Otto Speckter.

wiesen sie sich bei der Kanonade des 2. April, wo sie unter Leitung des Herrn v. Alvensleben sämmtliche Blessirte des Tages mit Hilfe einiger Soldaten aus den Trancheen und Batterien herausholten. —"

„Das war ein Tag," sagte einer; „was wir dort erlebt, läßt sich kaum beschreiben. Um 3 Uhr Nachm. waren wir ausgerückt. Der Laufgraben, in dem wir gingen, führte uns dorthin, wo die meisten dänischen Schüsse fielen. Bald erreichten wir eine Baracke, in der 12 Soldaten lagen, die uns zuriefen: Schnell hierher! darin mußten wir $1^1/_2$ St. verweilen. Unaufhörlich kamen Bomben, Granaten und Vollkugeln angesaust und schlugen vor, hinter und neben uns in die Erde; einige platzten wenige Schritte von uns. Den Luftdruck konnten wir genau spüren. Die Baracke zitterte so, daß uns die aufs Dach geworfene Erde ins Gesicht fiel. Weil aber dort keine Verwundete waren, so gingen wir weiter, um anderswo Dienste zu leisten. 6 Verwundete konnten wir im Verlaufe des Nachmittags fortschaffen, darunter einen Hauptmann."

„Und wie ging es am Tage des Sturmes?" fragte ich weiter.

„Da waren wir unserer 11 im Feuer und alle sind wir mit Gottes Hilfe gnädig bewahrt geblieben. Mit unsern Krankenbahren drangen wir durch die Laufgräben bis in die Schanzen und trugen, was wir nur konnten, von verwundeten Preußen und Dänen nach dem Verbandplatz. Den Kugelregen und die um uns zerspringenden Bomben hatten wir bald vergessen! Auch die Müdigkeit vergaßen wir — erst Abends fühlten wir es, was für eine erschöpfende Arbeit wir gethan hatten!"

„Und wie ging es Ihnen in Nübel?"

„Ach! das war nicht gerade bequem. Anfangs hatten wir nicht einmal ein Zimmer zum Ausruhen. In 4 verschiedenen Zimmern lagen da 20 schwer Verwundete, die wir abwechselnd zu pflegen hatten; dazu hatten wir noch Krankenwagen zum Transporte von Verwundeten zu bedienen. Alle Bedürfnisse mußten wir überdem aus Flensburg herbeischaffen. Da wohnten wir in einem kleinen Loche, das keine Thüre hatte, wo wir durchs Fenster hinein und hinaus mußten; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, 8 Fuß lang und 6 Fuß breit — ein Tischchen und 2 Schemel in der Mitte — ringsherum unsere Kisten mit Vorräthen von Büchern, Papier, Cigarren u. s. w. und unsere Lagerstätte. Sie können sich denken, wie bequem das war. Dazu steckte alle Augenblicke ein Pionier oder Musketier den Kopf hinein: einer bittet um Zwirn, einer um ein Buch, einer um Papier, noch ein anderer um Tabak — kurz, keinen Augenblick hatten wir Ruhe, wenn wir dort eingekehrt waren, um — auszuruhen. Nachher bekamen wir aber ein besseres Zimmer."

Stundenlang hätte ich diesen Männern zuhören mögen, die ohne eine Spur von Eitelkeit mir von ihren Erlebnissen erzählten und erst auf meine Bitte ihre Düppel- und Alsenkreuze herbeiholten und die Uhren zeigten, die sie vom Johanniterorden zur Anerkennung für ihre Dienste erhalten hatten.

Sind das nicht **Früchte** zu nennen, und ist es nicht gleichgültig, ob die solche Werke thun, **Brüder** heißen oder sonstwie? Davon erzählen aber wohlweislich die feindlichen Berichte über das Rauhe Haus kein Wörtchen. Auch das erwähnen sie nicht, daß schon im Jahre 1848, als der **Hungertyphus** in Oberschlesien wüthete, Wichern mit 10 Brüdern hineilte, die dann unter den Kranken und Sterbenden in den polnischen Dörfern hin und her arbeiteten. Mehrere der Brüder wohnten dort Monate lang wie in Gräbern und durchlebten entsetzliche Zeiten und hielten aus bis zum Ende der Seuche in treuester Selbstverleugnung.

„**Viel Feind, viel Ehr!**" kann das Rauhe Haus mit Recht und ohne Selbstüberhebung von sich sagen. Die Angriffe seiner Gegner machen seine Arbeit in immer weiteren Kreisen bekannt und sind sogar ein Mittel, ihm neue Zöglinge zuzuführen, wie denn in Folge eines unlängst gegen seine Bestrebungen gerichteten Schmähartikels Dr. Wichern aus dem **Königreiche Sachsen** von einer um ihren

Sohn bekümmerten Mutter einen Brief erhielt, welcher folgendermaßen anfing: „Unter Bezugnahme auf die in den letzten Wochennummern der Zeitschrift „Gartenlaube" enthaltenen Aufsätze über das Rauhe Haus und die Aufnahme von Kindern in dasselbe, deren Fortkommen ꝛc. ꝛc., erlaube ich mir an den geehrten Vorstand das ergebenste Gesuch um Aufnahme meines Sohnes zu richten und bitte um günstige Entscheidung. Die Kosten der Reise werde ich gern übernehmen, u. s. w."

So helfen seine Gegner den Ruhm einer Anstalt verbreiten, die sich noch niemals selbst gerühmt, sondern still und ohne viel Aufhebens gewirkt hat zum Segen vieler Tausende.

Robert Koenig.

Aus vielen Meeren.*)

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

IV. Die Meuterei und der Pampero.

Am ersten October des Jahres 1857 früh 6 Uhr brachte ein wohlbemanntes Boot das Schlepptau der österreichischen Corvette „Melusina" auf den Bugsirdampfer, welcher das schlanke Kriegsfahrzeug bis vor die Ausfahrt der wundervollen Bucht von Rio de Janeiro schleppen sollte. Ich war zweiter Lieutenant an Bord der Melusina, eines trefflichen Schiffes von zwanzig Dreißigpfündern, tausend Tonnen Tragfähigkeit und mit einer Equipage von 200 Mann. Die Corvetten haben drei volle Masten und die Kanonen stehen auf Deck, zehn an jeder Seite. Wir waren im Kielwasser einer weiterhin bestimmten Fregatte gekommen und befanden uns auf der Reise nach dem Cap mit der Zwischenstation Montevideo. Die kurze Fahrt bis zu der letzteren von der brasilianischen Hauptstadt aus war eine der denkwürdigsten meines vielbewegten Lebens.

Weit bin ich herum gekommen in beiden Hemisphären und habe fast alle diejenigen Punkte der Erde gesehn, die man als deren Paradiese zu preisen pflegt — aber kein Panorama von allen hat auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, haftet mit den sattesten Farben so unerlöschlich in meiner Erinnerung, wie dasjenige der Bai von Rio. Ich stand auf dem Verdeck neben dem ersten Lieutenant Rose, mit dem ich den Tag vorher noch am Land umhergestreift. Nun glitten rasch die herrlichen Gestade an uns vorüber; jetzt traten wir unter den wunderlichen Zuckerhut, das steile Felsgebild, das der Bucht als Landmarke dient und für unersteigbar gehalten ward, bis es deutschen Seeleuten gelang, seinen Gipfel zu erklimmen und darauf die Flagge mit dem Doppeladler aufzuhissen; ein Abenteuer, von dem ich später einmal vielleicht erzähle. Von Bord aus nahm sich der Kegel ganz anders, viel schroffer aus, als vom Land; nicht ohne innerliche Genugthuung betrachteten wir den zurückgelegten, schwindlichen Pfad, vermochten aber zu unserm Aerger nichts mehr von der Flaggenstange zu entdecken. — Bald, nachdem der Zuckerhut passirt war, warf der Dampfer unser Schlepptau los und verließ uns. Die Melusina schwamm wieder frei im Ocean und entfaltete bald bei günstiger Brise ihre gewohnte kokette Beweglichkeit. Trotzdem blieben noch lange die Berge des Corcovado, der Garia, der Irmãos in Sicht und zeigten uns das dunkle Bild des schlafenden Riesen, dessen Kopf deutlich das Profil von Lord Hoods Nase trägt, deshalb auch mit diesem Namen von den witzigen Seeleuten beehrt worden ist. Mit frischer Brise, die zwischen N. und N.-O. wechselte, segelten wir bis zum 29 Grad südwärts, von da ab südwestlich dem La Plata entgegen, dem südlichsten Ziel unserer Reise in diesem Welttheil. Leider ging auf einmal der Wind nach Süden um und es begann ein langweiliges Laviren; als wir mit unsäglicher Mühe dennoch endlich zum 33. Grad gelangt waren, trat eine vollkommene Windstille ein, welche über eine Woche lang anhielt. Gleich im Beginn derselben lud uns Capitän Falz zu einer Soirée in die erste Cajüte, wobei er uns mit dem ihm eigenen Aplomb, aber ganz in aller Freundlichkeit, die bündige Erklärung abgab, daß er in den Tropenregionen, um uns einigermaßen an das Klima zu gewöhnen, es mit dem Dienste bisher nicht genau genommen, daß aber dies nunmehr aufhören und derselbe in aller Strenge wiederum eingeführt werden müsse. Ich glaube, unser Dank für die seither liberalerweise bewilligte Concession war etwas kühl und ging nicht so recht von Herzen, nichtsdestoweniger versprachen wir unserem wackeren Vorgesetzten Eifer und Pflichttreue, und dies wahrlich nicht neben dem Herzen weg, denn wir achteten und liebten unseren Capitän, trotz mancher Eigenheiten und Wunderlichkeiten, als das Muster eines vollendeten Seemannes, als ein „Eichenherz" ohne Furcht und Tadel. Die abscheuliche Windstille arbeitete ihm so recht in das Zeug. Die Exercitien begannen und wurden mit einem Eifer und einem Ernst durchgeführt, als lägen unsere Anker fest im heimischen Grund. Auf einmal zeigten die bisher mit grünlichem Rost überzogenen Geschütze wieder einen Glanz, als seien sie eben aus der Gießerei gekommen, und das Deck war so klar, als würde der Hafenadmiral zu einer Musterung erwartet. Stundenlang ward mit den Waffen, und der tödtlichen Windstille zum Trotz, auch mit den Segeln exercirt, als ob es in der That gälte, „Landläufer" zu drillen. Den sonst stereotypen Act des freitägigen Alarms erließ uns der Capitän; er mochte seine Gründe dazu haben.

Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser — in der That fast zwecklosen — Anstrengungen gab bei Officieren und Cadetten, nicht minder aber auch bei der Mannschaft, Anstoß zu Raisonnement und Unzufriedenheit. Wir hatten lauter befahrene Leute an Bord, welche vielleicht nicht mit Unrecht glaubten, Schonung ihrer Kräfte unterhalb der Tropensonne sei dem Staate mehr werth, wie Mißbrauch. Zu der dumpfen „nutzlosen Schinderei" wie die Leute das tägliche Exercitium nannten, kamen aber leider noch andere Vorkommnisse, welche den Funken zur hellen Flamme anbliesen. Es hatte sich nämlich ereignet, daß seit ungefähr acht Tagen fast täglich ein Theil von des Capitäns Proviant verschwunden war, ohne daß, trotz der angestrengtesten Wachsamkeit, der kecke Frevler zu ermitteln gewesen wäre. Capitän Falz ertheilte in Folge dessen, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, die Ordre, daß der bisherige Marinierposten bei der Combüse durch Matrosen besetzt werde. Diese auffallende, dem Herkommen ganz zuwiderlaufende Neuerung war es, welche zunächst zu Spottreden, dann zu immer ernstlicheren, gehässigeren Zwistigkeiten zwischen den an ihrer Ehre gekränkten Mariniers und den ohnedies übermüthigen, mit Mund und Hand nicht trägen Matrosen führte. Von Tag zu Tag wuchs die gegenseitige Erbitterung, artete in die ärgerlichsten Reibereien aus, und gedieh endlich, trotz den Bemühungen der Officiere, zu einer unheilvollen Höhe. Zum Ausbruche kam die Gährung am 11. October Abends nach dem Grog. Ein heftiger Lärm entstand plötzlich, Splißeisen und Handspeichen, aber auch Kolben und Faschinenmesser hoben sich in die Luft über einem Knäuel wüthender sinnloser Menschen, eine furchtbare Prügelei war entstanden und im Begriff, in eine Metzelei auszuarten. Denn ehe nur noch ein Chargirter interveniren konnte, drang schon ein Haufen Matrosen auf das Hinterdeck — das streng verpönte „Tabu" der Officiere! — wahrscheinlich in der Absicht, sich der daselbst befindlichen Waffen zu bemächtigen. Glücklicherweise sprang in diesem Augenblick, von dem furchtbaren Lärm gerufen, Lieutenant Rose aufs Deck; mit Gedankenschnelligkeit warf er sich den Rasenden, obgleich unbewaffnet, entgegen und schlug mit gewichtiger Faust den Vordersten zu Boden, so daß auf der Treppe eine Stauung entstand und das Vordringen einen Augenblick stockte. Dies war Rettung zu rechter Zeit. Obgleich nach den Kriegsartikeln der unbewaffnete Officier nie und höchstens sonst im dringendsten Nothfall Hand an den Mann legen soll, so war doch unserem ersten Lieutenant nichts anderes übrig geblieben, und der Erfolg rechtfertigte seine Handlungsweise. Denn gleich darauf waren ihm einige von uns zur Seite, und nunmehr war doch eine Unterhandlung möglich, welche ohne die rasche muthige That des als tapfer und stark bekannten Mannes kaum zu Stande gekommen wäre. Nun stand er mit verschränkten Armen wie ein Fels im brandenden Meer, rings um ihn und um die wenigen Kameraden brüllten Matrosen und Mariniers um die Wette, zeigten sich — und daß ich's nur sage, auch uns — die Fäuste und schienen weder eingeschüchtert, noch Willens, dem Sieg über die Gegenpartei zu entsagen. Da schallte auf einmal durch all den Lärm, deutlich

*) Vergl. Nr. 3. Seite 40.

vernehmbar, wie der scharfe Ton der Trompete, eine helle, befehlende Stimme — und vor dem gewohnten Ton ward es plötzlich still wie in der Kirche, und den Meuterern schien mit erschreckender Wucht das Bewußtsein ihres Vergehens auf die Seele gefallen. Capitän Faltz stand an Deck, kalt wie Eis, aber mit grauenhaft funkelnden Augen, und hinter ihm scharten sich sämmtliche Officiere, Cadetten, Bootsleute u. s. w. die gespannten Pistolen in der Hand, den Finger am Drücker. Im gleichen Augenblick schlug es Appell. Mechanisch, ohne Widerstand gehorchten sämmtliche Mariniers sofort, auch der bei weitem größte Theil der Matrosen begab sich auf seinen Posten. Nur einige besonders wilde und aufgeregte Burschen von den letzteren schienen keine Lust zum Gehorsam zu haben, drängten sich vielmehr schreiend und lebhaft gesticulirend in die nächste Nähe des Commandanten, um demselben persönlich ihre Sache recht auseinanderzusetzen. Statt aller Antwort rief Capitän Faltz dem Profosen und befahl ihm, drei Mann, die ihm zunächst standen, sofort in Eisen zu legen. Aber auch jetzt kamen die Unglücklichen noch nicht zur Besinnung, im Gegentheil riefen sie ihre Genossen zur Hilfe auf, und mehrere von diesen machten Miene, sich zu widersetzen. Der Capitän gab sofort dem Marinier-Sergeanten Befehl, ein Drittel seiner Leute mit dem Bajonet gegen die Meuterer zu führen, während die übrigen scharf zu laden commandirt wurden. Darauf hin erhob sich allerdings wieder ein drohendes Gemurre unter den Gruppen der bei den Kanonen und auf anderen Posten vertheilten Matrosen, aber Officiere und Cadetten hatten mittlerweile gleichfalls sich vertheilt, und es gelang ihrem Zureden, vielleicht auch ihren Revolvern, den neuen Ausbruch im Keime zu ersticken. Zwölf Mariniers waren inzwischen auf das Häuflein der Rädelsführer eingedrungen und hatten dieselben rasch und ohne erhebliche Verletzungen irgend eines Mannes bewältigt. Neun der besten Matrosen wurden von dem Profos abgeführt. Bei der augenblicklich eingeleiteten Voruntersuchung ergab es sich, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der Matrosen betrunken war. Woher der Branntwein gekommen, konnte nicht ausfindig gemacht werden, denn eher läßt sich jeder die Glieder stückweise vom Leibe hacken, als daß er einen solchen Streich und den Thäter verriethe — nichtsdestoweniger fand es Capitän Faltz für angemessen, sowohl den Officier, der den Schlüssel zur Branntweinkammer in Verwahrung hatte, als auch den Bottelier, dem die Vertheilung des geliebten Labsals obliegt, zur Verantwortung zu ziehen, d. h. mit Arrest zu belegen. Noch manchen andern traf das gleiche Loos, so daß sich allein von der Mannschaft nicht weniger als 17 Arrestanten über Nacht an Bord befanden.

Am nächsten Morgen gab es viele lange, bleiche Gesichter; die Mannschaft tauschte besorgte Blicke aus, trat nur mit den Zehen auf, verrichtete ihre Obliegenheiten mit nie gesehener Präcision und Pünktlichkeit. Aber eine unheimliche Schwüle brütete über der Melusina. Sie gab sich auch nicht, als der Capitän um zehn Uhr die Mehrzahl der Gefangenen freizulassen, zugleich aber den Zusammentritt eines Kriegsgerichts befahl; diesem wohnt er selber niemals bei, da er als Commandant den Staat vertritt und das Jus gladii, das Recht über Tod und Leben, hat. Noch im Laufe des Tages trat der furchtbare und gefürchtete Areopag zusammen; er bestand aus dem ersten Lieutenant und dem jüngsten Officier, aus einem älteren Officier als Vertreter des Auditors, einem Officier als Protokollführer und sodann aus je einem Mann aus jeder Charge der Mannschaft bis hinab zu dem Grade, welchen der im Range Niedrigste der Delinquenten einnahm. Alles ist in voller Uniform. Das Kriegsgericht wird im Officiersraum abgehalten. Ueber den Speisetisch wird ein schwarzes Tuch gebreitet; ringsum nehmen die Beisitzer Platz. Delinquenten und Zeugen werden, einer nach dem andern, wohl auch, je nach den Umständen, mehrere zugleich, behufs der Confrontation, vorgeführt; die übliche Beeidigung findet statt, und das Verhör wird vorgenommen. In diesem Falle war es ziemlich kurz; glücklicherweise hatte ich das Commando an Deck und brauchte der aufregenden Scene nicht beizuwohnen. Einen Vertheidiger hatte keiner der Schuldigen aufgestellt; sie bekannten alle reuig und zerknirscht ihr Vergehen und baten um Gnade. Es waren lauter wackere Leute, man konnte wohl sagen, die Elite der Mannschaft, und es that den Beisitzern des Kriegsgerichts gewiß im Herzen weh, sie verurtheilen zu müssen. Zwar stellte sich heraus, daß sie sämmtlich von aus Rio heimlich mitgenommenem Rum — nach ihrer Angabe — berauscht gewesen waren; nach den Kriegsartikeln ist aber Trunkenheit kein Milderungsgrund, nichtsdestoweniger wird sie in der Praxis meistens als solcher angenommen. So fiel denn auch das Urtheil nicht ganz so streng aus, als allgemein erwartet worden war. Sämmtliche Delinquenten wurden schuldig gesprochen; einer darunter, ein Dalmatiner, Matteo Scopa, der beste und schönste Leichtmatrose an Bord, welcher die Hand gegen den Capitän erhoben hatte, zum Tode, die übrigen zu Arrest in Eisen im Raume bis zu drei Monaten Dauer verurtheilt, die Bestätigung des Verdicts blieb dem Commandanten vorbehalten. Ein neues Ereigniß überhob ihn aber derselben, wie wir alle glaubten, zu seiner großen Befriedigung, sowie zu allseitiger Genugthuung an Bord. Denn wenn auch Meuterei zur See, noch dazu auf einem Kriegsschiff, unerbittlich geahndet werden muß, so thaten uns allen ohne Ausnahme, selbst den erbitterten Mariniers, die armen Burschen von Herzen leid, deren südliches, leicht erregtes Blut noch durch übermäßigen, freilich ebenfalls strafwürdigen Genuß von geistigem Getränk in erhöhte Wallung gebracht worden war.

An dem unvergeßlichen 12. October nämlich erhob sich gegen Abend, gerade noch während das Kriegsgericht abgehalten wurde, eine leichte, flatternde Brise aus Süd-West. Sie frischte bald rasch und immer rascher auf. Der Seegang dagegen drängte gewaltig aus der Richtung von Norden. In dieser Himmelsgegend begann, nachdem sich der Himmel dichter und dichter überzogen, ein unheimliches Wetterleuchten — lauter Vorboten eines Pampero. So heißen die meist orkanähnlichen Stürme, welche aus Westen und Süd-Westen über die Steppen (Pampas) des La Plata Gebiets herbrausend, in diesen Gewässern fast in jeder Jahreszeit sich zum öfteren einzustellen pflegen. Wie jedoch der geübte Arzt selbst aus der geringen Unregelmäßigkeit der Pulsschläge des Erkrankten in einer dem Laien völlig unverständlichen Weise mit Unfehlbarkeit das Herannahen eines schweren Leidens entziffert, so fühlt auch der erfahrene Seemann an gewissen Pulsschlägen der ihn umgebenden Natur eine bevorstehende Katastrophe, während der Landmensch oder Neuling zur See noch ganz sorglos hinaus in das Blaue schaut. Diese Merkmale lassen sich so wenig beschreiben, wie der anomale Schlag des Blutes in den Adern. Das bekannte „kleine Wölkchen am Horizont," von welchem der Laie so oft in Seeromanen lesen muß, deren Verfasser vielleicht einmal die Reise von Hamburg nach Helgeland gemacht oder eine Saison auf der letzteren Touristeninsel zugebracht hat, — welches immer größer und dunkler wird und endlich zur mächtigen Wetterwolke anschwillt, die sich in Donner, Blitz und Wirbelwind mit obligater Wasserhosenbegleitung auflöst — dies Wölkchen ist selten allein der Vorbote des Unwetters, die Tête der im Anzug begriffenen wilden Jagd. Es ist entschieden eine Art Instinct des Seemanns, der ihn das fern heranziehende Wetter, man möchte sagen: in den Knochen, fühlen läßt; er bildet sich aber erst durch lange Praxis aus, wenn er nicht angeboren ist, wie den Thieren, wofür ebenfalls Beispiele genug vorhanden. Woher er ihn aber auch haben mochte, unser Capitän besaß diesen Instinct in hohem Grade und war ohne Zweifel der beste Wetterprophet an Bord, vor dessen Weisheit sich auch der befahrenste Jack ohne Einrede beugte. Schon mehrfach hatte ich Gelegenheit gehabt, diese merkwürdige Voraussicht zu bewundern; sie hatte ihn niemals im Stich gelassen. Sobald der Capitän schlimmes Wetter witterte, so wich er keinen Schritt mehr von der Commandotreppe. Auch heute stand er schon dort, lange bevor sich noch ein Lüftchen geregt hatte, und Jedermann an Bord wußte, woran er war. Bei dem ersten Wetterleuchten ließ er die Bram- und Oberbramraaen, sowie die Bramstengen an Deck nehmen, die Untersegel beschlagen, Klüver und Außenklüver schließen, und die Marssegel dicht reffen. So vorbereitet, erwarteten Officiere und Mannschaft die Dinge, die da kommen sollten.

Es war mittlerweile Abend und Nacht geworden. Gegen Mitternacht überkamen uns die ersten Böen, welche rasch auf einander folgten. Um ein Uhr wehte schon ein fliegender Sturm. Noch waren nicht „alle Mann" an Deck gerufen worden, und auch die Officiere lagen theilweise, darunter auch ich, im süßen Schlummer. Mit dem „Alle Mann an Deck!" zögerte Capitän Faltz stets so lange, wie möglich, um, wie er meinte, die Ruhe und das Vertrauen der an Deck schon befindlichen durch unnöthige Aufregung nicht zu schwächen und die dabei leicht entstehende Verwirrung zu meiden. Und so lang er nicht gerufen wird, bleibt der Seemann auch gewöhnlich ruhig im Bett oder in der Hängematte, mag auch der Aufenthalt darin kein besonders angenehmer sein. Erst nach ein Uhr ertönte daher endlich der Ruf: „Alle Mann an Deck!" Im Nu war auf den Beinen, was

Leben besaß." Der Sturm hatte eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Die Luken waren längst dicht gemacht und die Boote auf Deck, die Geschütze, und anderen Gegenstände auf und unter Deck, die durch eine heftige Bewegung des Schiffs sich losreißen könnten, mit Extra-Sorrings versehen worden. Das Schiff wurde nunmehr beigelegt, und die Segel bis auf die kleinste, unbedingt nothwendige Zahl vermindert. — Ich bemerke hier, daß Capitän Faltz aus Rücksichten der Menschlichkeit sämmtliche Arrestanten ihrer Haft zeitweilig entlassen und auf Deck geschickt hatte, wo sie sich alsbald, als die Eifrigsten unter ihren Kameraden, bethätigten.

Als ich an Deck kam, entlud sich gerade eine mit dichtestem Hagelregen vermischte Böe. In der Takelage pfiff der Sturm seine gellenden Weisen, alles Holzwerk des guten Schiffes knarrte und knackte. Furchtbare Donnerschläge, wie man sie nur unter den Tropen hört, dröhnten von Minute zu Minute durch den Himmel, dessen finstere Schwärze dann ebenso oft, von grellen Blitzen durchschnitten, falb erleuchtet ward. Von Segeln standen jetzt nur das dichtgeraffte Großmars- und das Fockstagsegel; die Corvette rollte und stampfte, daß häufig Raanocken und Bugspriet die See berührten. Dann und wann stand das Schiff Sekunden lang still, zitterte, und schüttelte sich von oben herab bis zum tiefsten Kiel; das allerunheimlichste Gefühl für die Bewohner der gebrechlichen Nußschale, mit der die Elemente spielen, wie mit einem Federball. In dieser Weise dauerte das Wetter die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen des 13. Octobers. Erst gegen acht Uhr hörte das Gewitter auf und der Pampero begann nachzulassen, so daß Capitän Faltz, welcher nicht einen Augenblick von seinem Posten gewichen war, es für rathsam hielt, das dichtgereffte Vormars- und Kreuzmarssegel wieder beizusetzen, um das Schiff von der schweren See weniger leiden zu lassen, die wegen des abnehmenden Windes dasselbe jetzt noch weit mehr arbeiten ließ, als vorher. Um die schwierigen Hantirungen der Matrosen in der Takelage zu überwachen und die braven Jungen noch mehr anzufeuern, war der Capitän unter den Hauptmast getreten; eben wandte er den Blick nach dem Firmament, als über seinem Haupte ein entsetzlicher Krach — gleichzeitig ein lauter Aufschrei aus dreißig Kehlen erfolgte und gleich darauf wimmernde, blutende Gestalten sich auf den Planken des Decks wandten. Die Begienraa war in der Mitte gebrochen, hatte mehrere Leute aus dem Takelwerk mit herabgerissen und ebenso andere auf dem Deck befindliche niedergeschmettert und schwer verwundet; am schwersten den zum Tod verurtheilten Matteo Scopa.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Seeferkel II. Klasse. (Von einem Seeofficier.)

Es war am 12. Juli 1864, als wir die Elbe hinunterdampften, um Capitän Hammer, den Quälgeist der westschleswigschen Inseln zu fangen. Und wir fingen Herrn Hammer, — doch ich will ja nicht diese Gefangennehmung, sondern von Seeferkel II. Klasse erzählen. Wir waeen zu 4 Kanonenbooten: die österreichischen „Seehund" und „Wall", mit je 6 Geschützen und 250 Pferdekraft, und unsre preußischen: „Basilisk" und „Blitz", von je 3 Geschützen und 80 Pferdekraft. Der „Basilisk" hatte schon den Dänen bei Helgoland einen unangenehmen Streich gespielt, indem er den den brennenden „Schwarzenberg" verfolgenden „Niels Juel" durch die wohlgezielten Schüsse seiner gezogenen 24 Pfünder lahm legte, so daß er umkehren und sich ins Schlepptau nehmen lassen mußte. Der „Blitz" sollte dafür nachher den „Hammer" fangen. Das Wetter war schön, die Nordsee hatte ihr Sommerkleid angezogen und unsere Fahrzeuge schoben einen mächtigen Schaumberg vor ihren breiten Bug her, während „Seehund" und „Wall" mit ihren schlanken Formen weniger geräuschvoll das Wasser durchschnitten, dafür aber auch mit einer gewissen stillen Verachtung auf uns herabsahen. Es gibt nämlich auch unter den Kanonenbooten Rangstufen und die Oestreicher rechneten sich zur Aristokratie. „Basilisk" und „Blitz" nur halb so groß wie jene wurden demgemäß nicht recht für voll angesehen, aber sie nahmen die Gelegenheit wahr, sich dafür eine kleine Genugthuung zu verschaffen. Als das Signal „Mit voller Kraft geben" gegeben wurde, ließen sie ihre Schrauben ausgreifen, gingrn plötzlich durch und die österreichischen Herren Kameraden blieben zurück. Vergebens heizten sie nach Möglichkeit auf; die kleinen Preußen entfernten sich immermehr und mußten endlich durch Signal zurückgerufen werden, da es nicht möglich war, sie einzuholen. Sie hatten sich gerächt und zwar sehr empfindlich, denn nichts kränkt den Seemann schmerzlicher, als wenn das Schiff, auf dem er sich befindet, von andern vorbeigelaufen wird.

Lieber Leser, hast Du schon einmal ein Dampfkanonenboot gesehen d. h. nicht von der Aristokratie, sondern von dem Proletariat wie die preußischen? Vielleicht! aber Du hast noch keine Seereise damit gemacht. Nun Gott bewahre Dich davor, wenn Dir Deine gesunden Gliedmaßen werth sind, wenn Du ein Liebhaber von reiner Wäsche bist, wenn Du es vorziehst ohne einen halben Eimer Wasser in den Stiefeln umherzugehen und wenn Du Deine Mahlzeiten gern in Ruhe, zu rechter Zeit und gekocht einnimmst. Eine Seereise hat für eine Landratte schon immer etwas Bedenkliches, aber auf einem Kanonenboot II. Klasse, dem „Seeferkel par excellence" kann selbst dem eingefleischtesten Seemann übel und wehe werden und die ersten schweren Tage seiner dornenvollen Laufbahn, als er noch keine „Seebeine" hatte und sich ihm bei jedem Niederstampfen des Schiffes der Magen umdrehte, stehen ihm lebhaft vor Augen.

Wenn der Landbewohner hört, daß ein solches Fahezeug 100 Fuß lang, 20 Fuß breit ist, 7—8 Fuß tief geht und dabei eine Maschine von 60—80 Pferdekraft nebst 50—60 Mann Besatzung beherbergt, so wird er ausrufen: „Mein Gott, das ist ja kein Boot, sondern ein Schiff!" Ja wohl, verehrter Leser, unter Umständen hast Du auch Recht. Im Hafen, bei schönem Sommerwetter da ist das Kanonenboot ein Schiff, namentlich wenn keine stolze Fregatte oder schlanke Corvette in der Nähe liegt. Es ist zwar ein wenig plump und viereckig gebaut, aber das bemerkt das Auge des Nichtkenners kaum; er findet es sogar niedlich, das Deck ist schneeweiß, die Geschütze sind so glänzend und doch so imponirend, die Leute rein gewaschen und angezogen, der stolze Wimpel ist eben so lang wie das ganze Fahrzeug und der Besucher empfängt einen überwältigenden Eindruck von der Größe des „Schiffes", wenn bei Befehlen ihm die Pfeife des Bootsmanns in die Ohren gellt, während in Wirklichkeit vorn jedes Wort verstanden wird, was man auf dem Hinterdeck flüstert.

Und wie „schiffsmäßig" und hübsch sieht es unter Deck aus. Da ist z. B. die Cajüte des Commandanten; ein wenig eng aber „reizend" sagen die Damen. Und das ist wahr. Im Sommer (wenn kein Ofen gesetzt ist) kann der Commandant darin zwei ganze Schritte vorwärts und ebensoviele rückwärts gehen, ohne sich einmal zu stoßen; und nun erst die Officiermesse, in der zwei wachthabende Officieee und der Doctor wohnen! In dem allerliebsten Raume muß es sich äußerst gemüthlich leben. Ja wohl, lieber Leser, wenn die drei Bewohner darin sind, ist sie gerade voll, und wenn ein Besucher als vierter Mann zur Whistpartie kommt, setzt sich der Doctor in seine Coje, um dem Gaste soviel Platz zu machen, daß er sich hinsetzen kann. Das beeinträchtigt aber die Gemüthlichkeit nicht, die Karten lassen sich auch bequem aus der Coje geben und im Hafen läßt sich wie gesagt, nichts gegen ein Kanonenboot aussetzen.

Aber in See, wenn es frisch weht und die Wellen von der Seite einkommen, oder das Fahrzeug gegen Wind und See andampfen muß, dann wird das gemüthliche „Schiff" zum Boot, zum wahren „Seeferkel". Es wühlt mit seiner Nase stets unter Wasser, es wälzt sich und rollt, daß man ein Blondel sein muß, um nicht die Balance zu verlieren, und macht so unbegreifliche Bewegungen, daß der gewiegteste Physiker schwerlich dafür einen natürlichen Grund aufzufinden vermag. Die Folge davon ist, daß der Körper bald überall geschunden und zerstoßen wird, trotz der Rücksichtnahme des Baumeisters, der bereits auf der Werft sämmtliche scharfe Ecken hat sanft abrunden lassen. Das Wasser strömt von allen Seiten so reichlich über den niedrigen Bord, daß die fast bis an die Hüften reichenden Seestiefel von oben vollaufen. Die in den Schiffsraum führenden Lucken müssen deshalb dicht verschlossen gehalten werden, um nicht dem ganzen Boote dasselbe Schicksal wie den Stiefeln zu bereiten. Natürlich entwickelt sich dann in dem abgesperrten Raume eine schreckliche Atmosphäre, zu der die Ausdünstungen der Menschen, die bratende Schmieee der Maschinentheile und das aufgewühlte, durch die Pumpen nicht zu entfernende Grundwasser das Ihrige beitragen. Wer es irgend vermag, genießt deshalb lieber die frische Luft am Deck und nasse Füße. Er bindet sich mit einem Tau an der Reiling fest, läßt sich ruhig vom Wasser die Stiefel füllen und beschäftigt sich lebhaft mit der Eventualität, was wohl das Schicksal des Bootes sein wird, wenn sich eines der schweren Geschütze von seinen Befestigungen plötzlich losreißen sollte. Die darüber angestellten Betrachtungen nehmen ihn so in Anspruch, daß er gar nicht bemerkt, wie sich allmählich auf seinem Gesichte und seiner Kleidung eine immer stärker werdende Mischung von Fett, Ruß und Salzwasser ablagert, die bei jedem Athemzuge der Hochdruckmaschine aus dem kurzen Schornstein fliegend vom Winde über das ganze Deck getragen wird und bald das ganze Boot mit einem gleichmäßigen schlüpfrigen Grau bedeckt.

Werden Wind und See heftig, ersterer wohl gae zum Sturm, und hält das Wetter längere Zeit an, so ist an warmes Essen nicht zu denken. Die Speisen schlingern aus den Töpfen oder der Rauch schlägt bei der mangelnden Ventilation hinein und macht sie ungenießbar, oder es findet auch wohl eine See ihren Weg durch den Schornstein und löscht das Feuer aus. Hartbrot und ein Stück gesalzenes Schweinefleisch bilden dann oft Tagelang die einzigen Mahlzeiten.

Das, lieber Leser, ist das Bild eines „Seeferkels II. Classe" und wenn die erste Klasse mit ihren Niederdruckmaschinen etwas größerer Länge, Breite und Tiefe sich ein klein wenig anständiger beträgt, so ist dies eben nur ein klein wenig. Wenn aber trotzdem diese Fahrzeuge tausende von Meilen über See wandern, alle Fährlichkeiten einer solchen Reise und wochenlange Stürme bekämpfen und überdauern, oder wenn sie sich nicht scheuen, einen Kampf mit Fregatten und Linienschiffen zu beginnen, wie die unsern im letzten Kriege, so daß die großen Kolosse vor den kleinen Kläffern Kehrt machen — so magst Du Dich zwar freuen, geneigter Leser, nicht zu ihrer Besatzung zu gehören, aber Du darfst in Gedanken den Hut vor den Männern abnehmen, die in beständiger Lebensgefahr unter Entbehrung alles dessen, was unser Dasein verschönt oder auch nur erträglich macht, Monate und Jahrelang auf dem Kanonenboot dienen, kämpfen und sterben, ohne ihren Muth oder auch nur ihren guten Humor zu verlieren.

Fischstudien I. Der Hecht in der Müritz in Mecklenburg-Schwerin.

Wie in allen süßen Gewässern, so ist der Hecht auch in der Müritz der König und Tyrann der Fische. Er steht in diesem 2½ Quadratmeilen umfassenden Landsee, also dem größten Deutschlands, einzig in seiner Zunft da, und übt seine Herrschaft unnachsichtlich über alles, was um ihn lebt. Er jagt nicht blos auf alle Fische ohne Ausnahme, ja selbst sein eigenes Geschlecht ist vor seinem Verschlingen nicht sicher und keine Größe schreckt ihn ab — denn am 30. April 1835 fanden die Großherzoglichen Fischer am Ufer der Insel „Schwerin“ in der Müritz einen Hecht von 34 Pfund Schwere, der einen 24 pfündigen halb verschlungen hatte und erstickt war, — sondern auch Hühner, Enten, junge Gänse und andere Wasservögel fallen ihm zur Beute, — ja selbst der Mensch soll vor seinem Angriffe nicht sicher sein. Wenigstens wird erzählt: im Sommer 1784 angelten die Fischer des Ritterguts Spek auf der Müritz. Der eine Fischer springt aus dem Kahn um zu baden, und wird von einem Hechte in den Fuß gebissen und unter das Wasser gezogen; der Hecht läßt indes seine Beute sogleich wieder fahren, er hatte aber seine Zähne so tief eingeschlagen, daß die Narben der Wunden an dem Fuße des Fischers bis ins Alter sichtbar blieben. — So unglaublich ist die Erzählung nicht, da wohl in keinem Landsee Hechte von solcher Größe und Schwere, als in der Müritz gefunden werden; — und da auch schon ein Hai von 5—6 Fuß Länge den Menschen angreift — warum also kein „süßer“ Bruder, der Hecht, nicht auch? — Hechte von 30 und einigen Pfunden werden allwinterlich mehrere in der Müritz gefangen, aber auch Exemplare von über 40 Pfund kommen vor und selbst ein 50 Pfünder, der über 6 Fuß lang und 1½ Fuß breit war, ist von den Großherzoglichen Fischern des Kirchdorfes Vipperow gefangen. — Diese großen Hechte fängt man entweder im Winter, wenn die Müritz mit haltbarem Eise belegt ist, mit Doppelangeln an leinenen Schnüren von 50 Fuß Länge, an denen lebendige Plötze als Köder befestigt sind, oder in den Monaten Mai und Juni mit der D a r g e. — Die Darge ist nämlich ein ovales, 7 Zoll langes und 4 Zoll breites, blank geputztes Stück Zinn mit einem starken eisernen Widerhaken, woran ein rother Lappen statt Köder gebunden wird. Diese Darge wird an eine 6 Zoll lange eiserne Kette und an eine 130 Fuß lange Leine befestigt. Die Leine besteht aus 20 einzelnen, nicht zusammengedrehten Fäden und wird mit 70 bleiernen Knoten, welche ohngefähr 24 Loth wiegen, beschwert und auf eine Spule gewickelt. — Ist nun im Mai oder Juni laue Luft, bedeckter Himmel und sanfter Wind, so besteigt man mit zwei Begleitern einen Kahn, steckt die Segel auf und läßt die Darge von der Spule ins Wasser ablaufen. Sogleich fängt sie an, sich hin und her zu drehen oder zu „spinnen“, wie es in der Fischersprache heißt und senkt sich nach und nach, je mehr sie von der Spule abläuft auf 20 bis 30 Fuß tief. So segelt man auf der lieblichen, 4 Meilen langen und 1½ Meilen breiten Müritz, die Spule in der Hand umher. Plötzlich erhält man einen — so zu sagen — electrischen Schlag, als sollte der Arm aus dem Gelenke und man selbst über Bord gerissen werden. Aber in demselben Augenblicke ruft man auch: er sitzt! Segel gerefft! Ruder eingelegt! — Sofort werden von den Begleitern die Segel den Winden überlassen, die Ruder suchen den Kahn anzuhalten und der Hecht wird an der 130 Fuß langen Leine näher gezogen. Einer der Begleiter ergreift einen 3 Fuß langen Stock, an dem ein starker eiserner Haken sitzt und tritt in die Mitte des Kahns, um, sobald der gefangene Hecht zu erreichen ist, ihm den Haken einzuhauen und ihn über Bord zu heben. Ist die Beute sicher in den Kahn gebracht, so setzt man die Segel wieder auf und läßt die Darge weiter schwimmen. Ein lohnender Tag bringt 8 Hechte von je 16 bis 30 Pf. Schwere und darüber. Nur in den Monaten Mai und Juni kann man mit gutem Erfolge dargen, theils weil das Wasser nur dann die nöthige Wärme hat, welche dem Hechte die Elasticität und Lust gibt, der munteren Darge zu folgen, denn im kalten Wasser ist er, wie alle Fische, matter und träger, — und weil in den Sommermonaten viele Stellen der Müritz, welche besonders ergiebig sind, mit 30 bis 40 Fuß langem Kraute bewachsen sind, das sich an die Darge hängt und ihr Blinkern und Blitzen, wodurch der Hecht besonders gereizt wird, verhindert.

H. P.

Zu Mendelssohns Porträt.

Wir machen die Verehrer des Componisten des „Paulus“ und der „Lieder ohne Worte“ auf eine vortreffliche Lithographie nach Professor Magnus berühmtem Oelporträt aufmerksam, welche die edlen Züge des Meisters in zartester, geistigster Schönheit wiedergibt. Dieselbe, nach der mit Bewilligung der Verleger unsre Nachbildung gezeichnet ist, ist im Verlage von B r e i t k o p f & H ä r t e l erschienen und verhältnißmäßig sehr billig.

R ä t h s e l.

I.

Das erste ist nicht ohne,
Das andre ein böses Kraut;
Das Ganze oft die Krone
Der vielumworbenen Braut.

II.

Das erste als Seefahrer unverdrossen.
Das zweite von Knochen ganz umschlossen.
Das Ganze von Meeresflut umflossen.

III.

Das erste zeigt mir einen König an,
Der fern in Asien des Reiches pflegt.
Das zweite rettet manchen armen Mann,
Indem es ihn auf Meereswellen trägt.
Das Ganze macht dem Sinnigen Vergnügen,
Der sich ergötzt an schlauen Winkelzügen.

Für das kleine Daheim.

I.

Die beiden ersten sind wild und heiß,
Die letzte Silbe ist kalt und hart,
Doch sind die ersten, wie jeder weiß,
In der letzten verschlossen und verwahrt.
Zum Ueberfluß will ich dir das noch sagen,
Wer die ersten will haben, muß die letzte schlagen.

II.

Das arme Ding hat ein Paar Schuh,
Und fehlt ihm doch das Bein dazu.
Ob du's von vorn, von hinten liest,
Es bleibt doch immer was es ist.

Auflösung der Räthsel in Nr. 25.

I. Raps — Spar. II. Nachtmütze. III. Schuhsohle. — **Für das kleine Daheim:** I. Pilz. II. Esse. III. Gitter — Rettig.

(In No. II. der Räthsel für das kleine Daheim muß es bei einem Theile der Auflage Zeile 6: Schwänzlein statt Kränzlein heißen.)

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute ferner ein:

Von Sr. Königl. Hoheit Herzog Eugen Erdmann von Württemberg in Carlsruhe (Ob. Schles.) Thlr. 100. — Pf. Fr. in Gernsbach im Schwarzwald Thlr. 1. 4 Gr. — Aus Glauchau Thlr. 1. — Von einem Mittwochskränzchen in Chemnitz Thlr. 5. — Tertia des Stifts-Gymnasiums zu Zeitz Thlr. 2. — Th. Mallow in Gr. Borkenhagen Thlr. 1. — Rector Langheinrich in Labes Thlr. 2. 10 Sgr. — Lieutenant Guderian in Ragusen Thlr. 1. — Montagskränzchen in Erfurt Thlr. 4. — Hauptmann von Diest in Magdeburg Thlr. 3. — Otto Graf Stosch zu Hartau (zweiter Beitrag) Thlr. 5. — L. u. H. in Bielefeld Thlr. 2. — Domprediger Focke in Halle (jährl. Beitrag) Thlr. 2. — R. von S. in Berlin Thlr. 2. — H. A. in Dresden Thlr. 1. — Gesammelt von Inspektor Engelbert in Duisburg Thlr. 11. — Dracke in Gießen Thlr. 1. N. N. mit dem Ersuchen, das Postzeichen nicht zu nennen Thlr. 30. — G. R. in Leipzig Thlr. 5. — Gymnasiast C. Brachmann in Breslau („und verpflichte mich, alljährlich zum 9. März zu obengenanntem Zweck Thlr. 2. Ihnen zu übersenden.“) Thlr. 2. — Pred. Horn in Dammen Thlr. 2. Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1993. 20 Gr. In S u m m a: **Thlr. 2177. 4 Gr.**

Geschenkgeber in Preußen werden zur Vermittelung von Beiträgen auf das bequeme Mittel der Postanweisung mit der Adresse: an den Verein für das Rettungswesen zur See zu Händen von Velhagen & Klasing in Bielefeld ergebenst aufmerksam gemacht. Außerpreußische Geber wollen ihre Beiträge an die Daheim-Expedition in Leipzig senden.

Briefkasten.

Beim Thoresschluß wollen wir zuerst die verehrlichen Frager und Fragerinnen auf das nächste Quartal vertrösten; heute hat nicht der kleinste Raum erübrigt werden können. Sodann auf vielfache Wünsche die Nachricht, daß wir von nächster Nummer ab, jedesmal ein Inhaltsverzeichniß geben werden. **Frl. E. in London** bedauern wir, wegen absoluten Raummangels die Aufnahme des Aufrufs abschlagen zu müssen, jedoch werden wir dem „Home of Foreign Governesses“ gern jede andere Beihilfe angedeihen lassen, die sein edler Zweck verdient. — Herr Prof. E. in **Beyrut** werden wir die Nummern durch die Münstersche Buchh. in Triest zugehen lassen. — **J. K. in Berlin.** Wenn uns amerikanische Blätter plündern, so können wir dagegen nichts thun, wir wollen jedoch F r a n k L e s l i e s I l l u s t r. Z e i t u n g darauf aufmerksam machen, daß es anständig wäre, die Quelle zu nennen. Interessant ist übrigens die Naivetät des Blattes, den Hund in den Ringen der Brillenschlange für ein Ichneumon auszugeben. „Und wenn es denn kein Laubfrosch ist, so ists 'ne Turteltaube“. Unsern besten Dank. — Dr. K. G. in B. Mit Vergnügen empfangen, wird bald zum Abdruck kommen. — **Buchh. B. in L.** Entschuldigen Sie, Herr College: tempora mutantur! früher schmückte man sich allerdings mit engl. und französ. Clichés, jetzt kauft man von uns und Sie können den Daheimbildern in Skandinavien, Ungarn, England, Frankreich und Amerika begegnen. — Frau D. in H. Wir bringen für unsre Freunde im kleinen Daheim wohl für die Folge ab und zu ein Bild, das kleine Volk muß übrigens auch für die Folge mit einem bescheidenen Winkel zufrieden sein und bleiben. — **Melaleukus.** Wenn unsre Räthsel auch bei andern Leuten so gute Dienste in den Masern leisten, wie bei Ihnen, so werden sie wohl nächstens in den Apotheken eingeführt werden. — R. H. in E. Sie sehen, in andrer Form haben wir unsre Kraft noch einmal eingesetzt und nicht ohne Erfolg. Das eine Mittel nur müssen wir wiederholt ablehnen. — Herrn Pf. R. in J. Wir verzichten ungern darauf, aus Ihrem liebenswürdigen Briefe zu citiren. Alles ad notam genommen. — Für alle übrigen, oft so sehr freundlichen Zuschriften hiermit unsern Dank.

Gefälligst nicht zu übersehen!

Mit der nächster Nummer beginnt das dritte Quartal. Dasselbe wird seinen Vorgängern in keiner Weise nachstehen, vielmehr manche ganz besonders interessante und werthvolle Beiträge bringen. Wir ersuchen unsere Leser, ihre Bestellungen gef. baldigst erneuern zu wollen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



